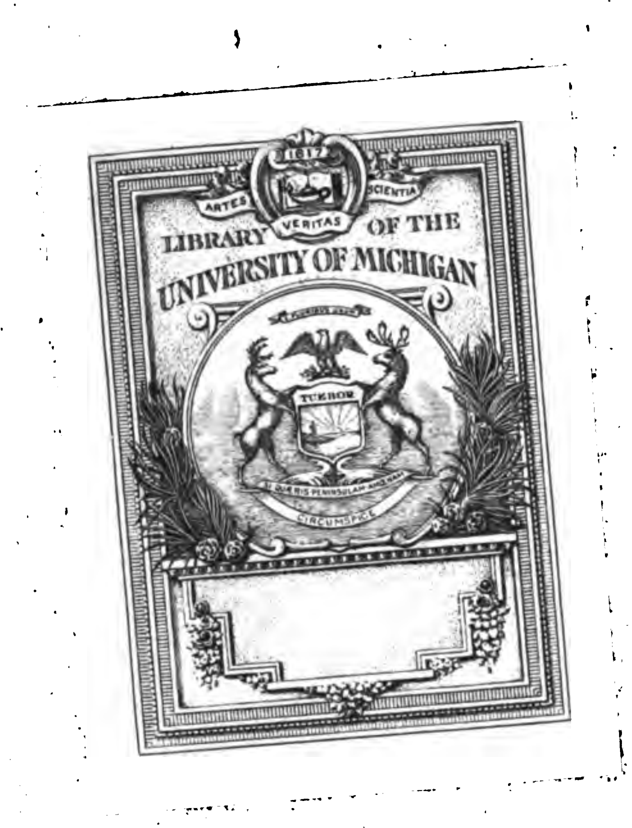

1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

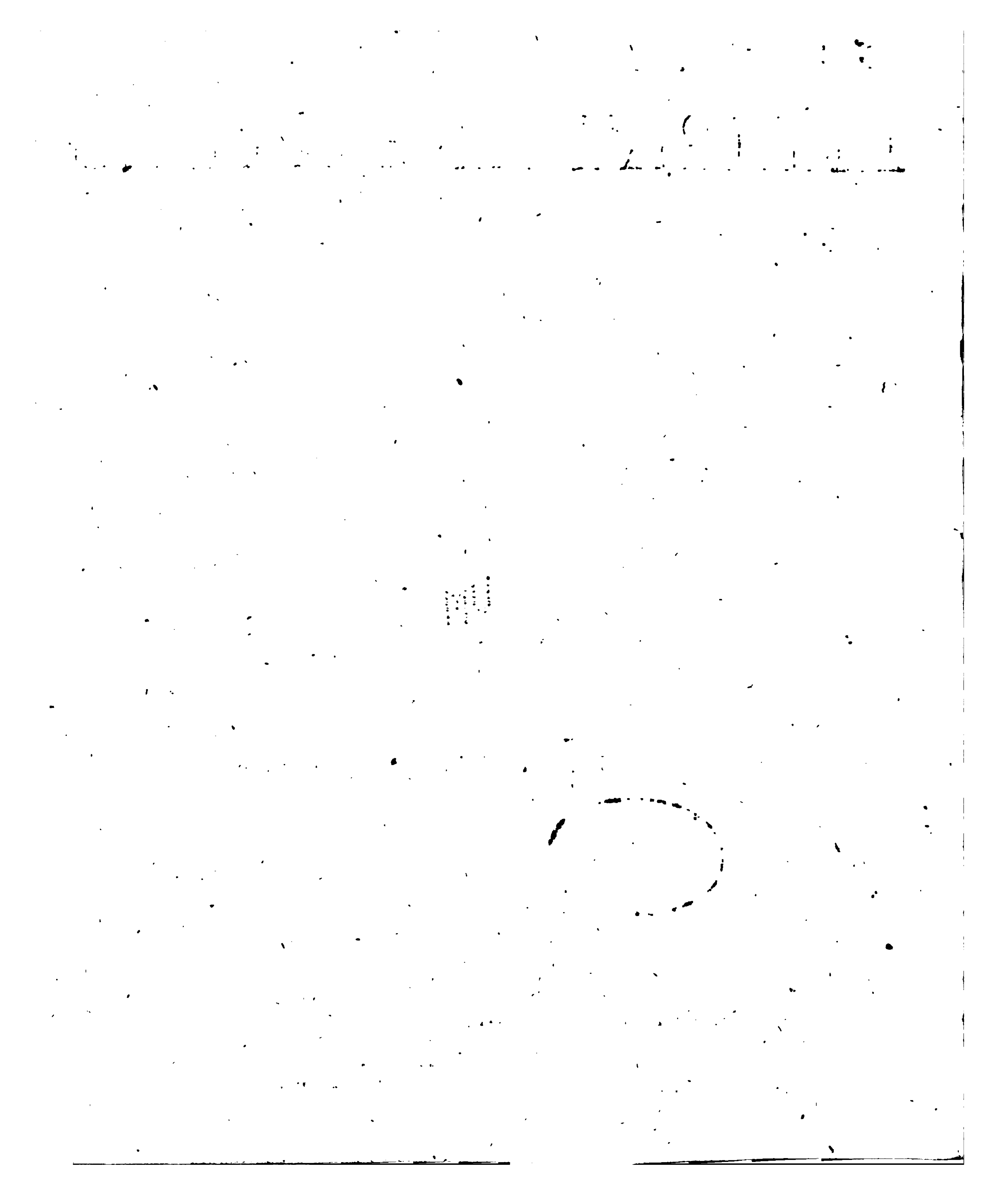
1814.

ERSTER BAND.

JANUAR bis APRIL.



HALLE,
in der Expedition dieſer Zeitung,
und LEIPZIG,
in der Königl. Sächſ. privil. Zeitungs-Expedition.
1814.



ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1814.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Ueber den Code Napoleon und dessen Einführung in Deutschland*, von *August Wilhelm Rehberg*, Königl. Grofsbr. Hofrathe u. Mitgliede der Gesellsch. der Wissenschaften zu Göttingen. 1814. XVI u. 319 S. 8.

Wir eilen, diese allgemein interessante Schrift anzuzeigen, und dadurch etwas zu ihrer schnellern Verbreitung beyzutragen, die sich sowohl durch die Wichtigkeit ihres Inhalts, als durch die lichtvolle und gründliche Ausführung empfiehlt. Der Vf., ein aufmerksamer und scharfsichtiger Beobachter der französischen Revolution, dem an Belesenheit in den dahin gehörigen Schriften in Deutschland schwerlich ein andrer gleichkömmt, hatte in den Jahren 1789—1793 eine beträchtliche Anzahl solcher Schriften in unsrer Allg. Lit. Zeitung beurtheilt, und daraus entstanden seine im Jahr 1792 und 1793 gedruckten Untersuchungen über die französische Revolution. Er hatte dabey hauptsächlich auf die Grundsätze Rücksicht genommen, auf welchen die Reform des öffentlichen Rechts in Frankreich beruhte, und sie mit eben so viel Freymüthigkeit als Einsicht und Sachkenntnifs geprüft. Jetzt unternimmt er es, den Charakter der bürgerlichen Gesetzgebung darzustellen, welche als das letzte bleibende Resultat jener grofsen Bewegungen anzusehen ist, die Ideen, welche allen ihren Bestimmungen zum Grunde liegen, aus ihren Principien zu entwickeln, die Anwendbarkeit derselben auf andre Völker zu untersuchen, und die Folgen ihrer Einführung zu zeigen. Dieses schien ihm um so viel nothwendiger, da die meisten deutschen Rechtsgelehrten, welche über diesen Gegenstand geschrieben haben, den rechten Gesichtspunkt verfehlten, indem sie den *Code Napoléon* als eine neue Redaction und Modification alter Rechte ansahen und behandelten. So viel Belehrendes ihre Schriften auch über einzelne Artikel des *C. N.* enthalten, so scheint dem Vf. doch unter den deutschen Schriftstellern fast nur allein Hr. *von Almendingen* ihn in seinen grofsen Bezirkungen und Folgen erkannt, und das Einzelne aus diesem Gesichtspunkte behandelt zu haben; ein Schriftsteller, der nach Hn. *R's* Urtheile, welches wohl kein Unbefangner zu unterschreiben Anstand nehmen wird, mit der vollkommensten Ueberficht der Sachen im Grofsen und dem lebhaftesten Gefühle für den Werth des Wichtigen eine Kenntnifs des Details, eine Klarheit in den Begriffen, Leichtigkeit in der Behandlung und in der Ausführung verbindet, wodurch seine Schriften eben so anziehend als lehrreich werden, und von welchen er nur einen hin und wieder angeflognen Duft neuphilosophischer Sprache möchte weggewischt sehn.

Ob es nun gleich in manchem Betrachte von grofsem Vortheil hätte seyn können, wenn es die Verhältnisse der Zeit, und überhaupt seine persönlichen insonderheit Hn. *Rehberg* erlaubt hätten, diese Schrift früher herauszugeben, und der Einführung des *C. N.* in mehrern deutschen Staaten zuvorzukommen, so ist sie doch auch jetzt noch sehr verdienstlich, und der sorgfältigsten Beherzigung werth.

„Durch die Maafsregel, den *Code Napoléon* in Deutschland einzuführen, sagt der Vf. in der Vorrede, sollte die deutsche Nation alles dessen beraubt werden, was Menschen, die Herz und Gefühl haben, theuer ist. Geld und Gut, das eine Beute fremder Kriegsheere geworden ist, könnte man verschmerzen. Mangel und Noth spannen zu neuer Thätigkeit; und die Anstrengung eines fleifsigen Geschlechts kann für seine Nachkommen alles wirkliche und eingebildete Gute, das mit dem Reichthum verbunden ist, oder desselben bedarf, wieder erwerben. Aber ein Volk, das seine ererb[illegible]n Verhältnisse, Gesetze, Sitten und Sprache aufgeben mufs, wird herabgewürdigt. Ihm bleibt nichts übrig, als seinem Herrn für Lohn zu dienen. Und so war es auch gemeynt. Die Deutschen sollten für Napoleon und sein Geschlecht, und seine Anhänger fechten: dafür wollte er ihnen lassen, dafs sie zu essen hätten. Diejenigen unter dem Volke, deren Dienste man bedurfte, um es zu unterjochen, wurden durch die Vorspiegelung, es gereiche zum Besten ihrer Mitbürger, verleitet, sich hinzugeben; oder durch unvermeidliche Nothwendigkeit gezwungen. Wer durch Stand und Vermögen hervorragte, erhielt die Erlaubnifs, an den schwelgerischen Höfen der neuen Dynastie das Seine zu vergeuden. Durch die Auszeichnung von Titeln und Ordensbändern ihren Mitbürgern verdächtig und verhafst gemacht, von ihren Herren aber als ungeschickte Affen des unnachahmlichen französischen Volks verspottet, sollte ihnen nichts übrig bleiben, als grenzenlose Ergebenheit gegen die Herrscher, welche sich eine heilige Cohorte aus einer Klasse von Menschen zu schaffen dachten, deren nächstes Interesse gewesen wäre, die fremde Herrschaft zu untergraben. Wirklich haben die deutschen Anhänger des vollendeten Revolutionshelden, der die Frechheit hatte, sich als eine Menschwerdung des Schicksals zu proclamiren, einen Grad von blinder Ergebenheit und abgöttischer Verehrung gegen seine Person, s[illegible]he Unter-

Unternehmungen, und seine vorgebliche Bestimmung bewiesen, der selbst in dem Volke, das seine Größse theilte, selten seyn mag. Die Dünste jener Hofluft vergiften indessen zunächst doch nur den eingeschränkten Kreis derer, die sich den höchsten Personen, oder ihren unmittelbaren Umgebungen nähern, oder hoffen dürfen, bis dahin durchzudringen. Aber die Gesetzgebung umfaſst das ganze Volk. Dem Einflusse eines bürgerlichen Gesetzes entgeht kein Mensch, und die Annahme des der deutschen Nation zugedachten Systems von Rechten und Rechtspflege würde eine gänzliche Vernichtung alles Eigenthümlichen nach sich gezogen haben. — Die westliche Hälfte von Deutschland hatte sich schon diesem Schicksale hingegeben. Die gröſsern Mächte der östlichen widerstanden noch wenigstens diesem Angriffe. Preuſsen hat während der Zeit, da es dem unüberwindlichen Andringen eines mit der Gewalt und dem Ungestüm der Meereswogen überziehenden Volks weichen muſste, seine vaterländischen Gesetze und Verfassung behalten. Was darin zu bessern war, will es durch einheimische Kraft und Bemühung bewirken. Es wird die durch beyspiellose Anstrengung und Aufopferung wieder errungene Unabhängigkeit benutzen, um in sich selbst zu schaffen, was das Volk noch bedarf. Auch Sachsen hat sogar in den Jahren, da es von den fremden Tyrannen zu eignem Untergange gemiſsbraucht ward, seine innern Verhältnisse unverändert erhalten. Ein Fürst aber, der nur ein kleines Land beherrscht, und in der Erhabenheit seiner Gesinnungen allein die Kraft finden konnte, Unabhängigkeit von dem zu behaupten, dessen furchtbarer Name damals in gröſsern Staaten alle Gedanken an die Möglichkeit des Widerstandes erstickte, der Herzog von Deſsau hat sogar im J. 1812 ein unter seine Pflege übergegangnes Völkchen von der Schmach wieder befreyt, der es durch Einführung des *Code Napoléon* und der französischen Verfassung wirklich schon Preis gegeben war."

Die Abhandlung des Vfs. selbst geht von Widerlegung der Gründe aus, die man vorgebracht hat, um die Einführung des *Code Napoléon* in Deutschland zu empfehlen. „Den Fürsten hat man gesagt, es sey dem Volke nur daran gelegen, Gesetze zu haben, gleich viel, welche; das neue französische Gesetzbuch, ein Werk der vorzüglichsten Köpfe und der besten juristischen Schriftsteller Frankreichs, habe einen hohen Grad von Vollkommenheit in der Fassung; dem dringenden Bedürfnisse einer Verbesserung des alten verwirrten Rechts in Deutschland, welche auf so mancherley Wegen vergeblich versucht worden, sey am leichtesten abzuhelfen, wenn man jene anerkannt vortreffliche Arbeit adoptirte, und hieraus werde daneben der Vortheil entstehn, daſs mehrere deutsche Länder, deren keines geneigt ist vom andern etwas aufzunehmen, sich dadurch in eine Uebereinstimmung setzten, die für ein höchst wünschenswerthes Gut ausgegeben wird. — Die deutschen Rechtsgelehrten haben zum Theil den *Code Napoléon* für einen reinen Ausdruck alles dessen angesehn, was das Gesetz der Vernunft über die bürgerlichen Verhältnisse der Menschen vorschreibt. Sie behaupten, dieses sey in ihm ganz frey von allem Fremdartigen, das durch religiöse Vorurtheile und durch die Usurpationen verflossener Jahrhunderte beygemischt worden, enthalten; und deswegen sey es geschickt, allen Völkern und allen Zeiten zum Vorbilde einer unabänderlichen, wo nicht gar vollständigen Legislation zu dienen. Andre loben hingegen das Werk als einen Inbegriff alles Wesentlichen und ungemein Brauchbaren aus dem römischen Rechte. Nach ihrer Meinung wird durch die Einführung jenes neuen Gesetzes nur das bestehende vervollkommnet, und dem so empfindlich gefühlten Bedürfnisse abgeholfen, die Lücken des römischen Rechts auszufüllen und das Zweifelhafte zu entscheiden.

Der Vf. löset diese Widersprüche durch eine kurze Geschichte der Entstehung des neuen Gesetzbuches auf. Anfänglich sollte dieses nach der Absicht des National-Convents nur solche Bestimmungen enthalten, die aus dem Grundsatze: *alle Menschen werden frey und gleich geboren und bleiben es in der bürgerlichen Gesellschaft*, abgeleitet werden könnten. Allein bald fühlten selbst die eifrigsten Anhänger des metaphysischen Systems, das in bloſser Entwickelung der Begriffe von Freyheit und Gleichheit bestehn sollte, daſs ein altes, wenn gleich, wie sie sagten, regenerirtes Volk sich nicht so von allem losmachen kann, was bey ihm bis dahin gesetzmäſsig gewesen ist, daſs die abstracten Grundsätze über Recht und Unrecht nicht hinreichen, um daraus eine befriedigende Gesetzgebung zu bilden. Der erste Entwurf, den *Cambacérès* dem National-Convente vorlegte, wurde verworfen, weil er noch nicht Freyheit genug athmete, und die Rechtserfahrnen seine Unzulänglichkeit fühlten. Diesem Mangel sollte der zweyte vom J. 1796 abhelfen, und enthielt ein vollständiges Rechtssystem; ward aber wieder verworfen; das sey nur eine Sammlung herkömmlicher Maximen; man wollte einen Codex der Vernunft. Die Commission aber, der 1801 vom ersten Consul die Verfertigung eines Civilgesetzbuchs aufgetragen ward, entfernte sich immer mehr von jener Idee. Auch sind im *Code Napoléon* unter den Artikeln, die wirklich neue gesetzliche Vorschriften enthalten, diejenigen die vorzüglichsten, wodurch die damals seit zehn Jahren bestehenden revolutionären Gesetze wieder modificirt worden. Nach den Absichten der herrschenden Partey sollte das alte Recht, wo möglich, ganz vertilgt werden. Aber die Verfasser des Entwurfes, unter denen sich Männer von den tiefsten Einsichten, der gesundesten Beurtheilung und den reinsten Absichten befanden, sahen sich genöthigt, so viel es, ohne jene Partey offenbar zu bekriegen, geschehn konnte, zum römischen Rechte zurückzukehren, welches in einer Hälfte von Frankreich allgemein gegolten hatte, und durch welches mehr Rechtsgelehrte gebildet waren, als unter irgend einer von den 288 oder mehreren *Coutumes*, die das übrige Frankreich unter sich theilten. Durften die Verfasser nun

nun gleich nicht wagen, die in der Revolution zerrütteten und vernichteten Verhältnisse darzustellen, so haben sie doch durch die Aufnahme so vieler Bestimmungen des römischen Rechts ihre Nation von dem unermesslichen Elende einer gänzlich unbestimmten, willkürlichen ohnmächtigen Rechtspflege erlöset. In Deutschland aber, wo keine Gleichheit der Stände, keine Vernichtung der gesetzlichen Verhältnisse der bürgerlichen Ordnung zu der geistlichen Gewalt, keine Aufhebung aller aus dem Lehnrechte wirklich oder anscheinend herrührenden Verhältnisse decretirt worden, thut die Gesetzgebung durch Einführung des *Code Napoléon* einen starken Schritt vorwärts, um sich den Grundsätzen der französischen Revolution zu nähern, die ganz Deutschland verabscheut. Es ist eine ganz falsche Ansicht, wenn manche behauptet haben, dass der *C. N.*, weil er viel römisches Recht enthalte, im Studium der Rechtsgelehrsamkeit und dem rechtlichen Zustande der Länder nicht viel verändre, und dass das römische Recht neben ihm bestehn könne und müsse. Auch können eben so wenig Meyerrecht, Lehnrecht, geistliches Recht, herkömmliche Stadtrechte, Zunftrechte neben ihm bestehn. Der Vorwand zur Empfehlung desselben, dass doch endlich der Ungewissheit darüber, was denn Rechtens sey, ein Ende gemacht, und eine allgemeine Einförmigkeit des Rechts im ganzen Staate eingeführt werde, ist zwar scheinbar, aber nichtig. Die Ungewissheit kann nicht auf die nämliche Art in Ansehung der bürgerlichen Gesetzgebung als in Angelegenheiten der Staatsverwaltung, z. B. der Polizey- und Steuerverfassung, gehoben werden. Die Einförmigkeit in der Gesetzgebung ist bey weitem kein so grosses Gut, als manche glauben, und eine erzwungne durchgängige Einheit ist ein grosses Uebel, ist von den verderblichsten Folgen. Sie hat selbst in dem *Code Napoléon* nicht durchgängig erhalten werden können, wie das Beyspiel der Gemeinschaft der Güter unter Eheleuten beweiset. Wohin aber in Frankreich die so gepriesene Einförmigkeit führen sollte, hatte schon *Robespierre*, in seinem *une une une, volonté une*, deutlich ausgedrückt, und *Portalis* in seiner Rede, womit er den vollendeten *Code Napoléon* der Sanction des gesetzgebenden Corps empfahl, naiv genug verrathen. Auch hat sich dieser Zweck seitdem mit bewundernswürdiger Energie entwickelt. „So viele dem *Code Napoléon* unterworfne Millionen, die in Einer Bewegung, unter dem Einflusse Eines Willens, in Einer Direction — in welcher, das haben die Feldzüge gezeigt, die derjenige, dessen Namen der *Code* trägt, in ununterbrochner Reihe unternommen, um alle Länder zu verheeren, alle arm und elend zu machen, nur um sie Frankreich zu unterwerfen, welches elender, als sie alle, ist."

Die Einführung eines neuen, in wesentlichen Punkten verschiednen Rechts ist allemal eine Maassregel von ungeheurem Umfange. So viel alte Gewohnheiten, ererbte Begriffe, allgemein vorausgesetzte Bestimmungen sollen plötzlich verschwinden; alle bereits eingegangnen Verbindlichkeiten und Verhältnisse müssen geprüft werden. Wenn nun auch der Grundsatz, dass Gesetze keine rückwirkende Kraft haben sollen, angewandt wird, so kommen doch dabey *drey* verschiedne Gegenstände in Betracht. *Erstlich* können dauernde Verhältnisse durch gesetzliche Verfügungen abgeändert werden; z. B. die Verhältnisse des Hausvaters zu seiner Ehefrau, seinen Kindern. *Zweytens* können gesetzliche Bestimmungen über Ereignisse, bey denen der Mensch von seiner Befugniss, frey zu handeln, keinen Gebrauch gemacht hat, abgeändert werden; z. B. die Intestaterbfolge. *Drittens* können die Befugnisse der Menschen in Ansehung willkürlicher Handlungen verändert werden; z. B. der Pflichttheil wird erhöhet, Substitutionen werden verboten. In allen diesen Rücksichten entsteht die Frage, wie der Satz, dass das Gesetz keine rückwirkende Kraft haben solle, zu verstehen sey. Denn diese Maxime kann *erstlich* heissen: Alles Bestehende soll mit allen vorausbestimmten und erweislich vorausgesehenen Folgen der bereits (vor dem neuen Gesetze) getroffnen Anordnungen unangetastet bleiben. Nach dieser Auslegung widerführe zwar jedem sein Recht; sie ist aber unmöglich durchzuführen. *Zweytens* kann dieser Satz so viel heissen: Alle vor Einführung des neuen Gesetzes getroffenen Verfügungen und Anordnungen bleiben in ihrer vollen Kraft und Wirkung, in so weit sie bereits vollzogen sind, in Absicht ihrer spätern Folgen aber nur, so weit diese den Bestimmungen des inzwischen erlassenen neuen Gesetzes nicht entgegen sind. Eine solche Erklärung enthält schon sehr viele Härte, und hat offenbare Ungerechtigkeiten zur Folge. Die *dritte* Erklärungsart ist noch härter. Nach derselben werden sogar die rechtsbeständiger Weise getroffenen Verfügungen und Verabredungen auf zukünftige Fälle unkräftig, so bald sie in einer Form gemacht sind, die vormals zulänglich war, und es nach dem neuen Gesetze nicht mehr ist. Hr. *R.* räumt indessen ein, dass den Folgen eines solchen Princips vorgebeugt werden könne, wenn der Gesetzgeber eine Verfügung erliesse, nach der alle vollzognen, aber noch nicht in Wirklichkeit getretnen, Verabredungen gewisser Art unter neu angeordneten Bestimmungen wiederholt werden müssten, wenn sie gültig bleiben sollen. Ausserdem aber hat dieses Princip schreckliche Folgen. „Vor diesen erschracken in Frankreich nicht die Gesetzgeber, die im Uebermuthe des alle Erwartung übertreffenden Fortgangs ihrer rasenden Unternehmungen decretirten: Alles, was vor uns existirt hat, soll nichts gelten. Mit heute fängt eine neue Ordnung der Dinge an; nicht diese, die vor nichts erschracken, und durch die Grösse des Uebels und den Umfang der Zerstörung, die sie schufen, ihre eigne Grösse zu beweisen dachten. Nicht diese; wohl aber die Rechtsgelehrten, die in die Vernichtung aller politischen Grösse und Ansehns eingestimmt hatten, aber die gänzliche Umkehrung aller der kleinen Verhältnisse nicht wollten, welche unter ihrem eignen Patrocinio errichtet waren. Durch sie hat der

mit

mit Fleiſs unbeſtimmt gelaſſene Satz, daſs das Geſetz keine rückwirkende Kraft habe, eine Auslegung erhalten, welche die Rechtsbeſtändigkeit der Verhandlungen ſchützt, die ſie unter dem alten Rechte durch die Beobachtung der ihr gemäſsen Formen hatte." So viel in Anſehung der Frage von der rückwirkenden Kraft neuer Geſetze, was die Gegenſtände betrifft. Aber auch in Anſehung der Procedur reicht man eben ſo wenig mit einer einfachen allgemeinen Beſtimmung aus; und doch haben die Verfaſſer des *C. N.* hier alles unentſchieden gelaſſen.

Wenn nun aber auch der *C. N.* ein beſſeres Recht enthielte, ſo wäre daſſelbe doch aus einem uns fremden Rechte hervorgegangen. Es iſt nämlich vollkommen darauf angelegt, die groſsen Zwecke der Revolution zu befördern: die gänzliche Vernichtung aller bisher beſtandnen Socialverhältniſſe unter den Menſchen, und die grenzenloſe Ausdehnung der Herrſchaft des franzöſiſchen Volks.

Der Vf. beweiſet dieſes nun an einigen der wichtigſten Artikel des *C. N.*; an der Lehre von der Beraubung des Bürgerrechts, oder dem bürgerlichen Tode; an den Vorſchriften, die Religion betreffend; an den Geſetzen über Ehe, Eheverlöbniſſe und Eheſcheidung, über unehliche Kinder, über Grundrenten, Erbſchaften, Contracte, Bürgſchaften, endlich über die Praeſcription. Den Beſchluſs machen Betrachtungen über die franzöſiſche Proceſs- und Gerichtsordnung, welche ganz von dem Geiſte des franzöſiſchen Geſetzbuchs durchdrungen, auch beſonders mit der ganzen letzten Hälfte des *Code Napoléon*, die ſich mit den willkürlichen Verhandlungen unter den Menſchen beſchäftigt, innigſt verwickelt iſt.

Wir enthalten uns, aus dieſen mit einleuchtender Wahrheit und groſser Präciſion angeſtellten Erörterungen etwas auszuziehn; und können uns begnügen, von den Prämiſſen, worauf ſie beruhen, ſo viel angeführt zu haben, als nöthig war, um dieſe Schrift dem Studium aller Freunde unſers Vaterlandes zu empfehlen.

Sehr wichtig ſind noch die am Ende (S. 304 u. f.) ausgeführten Bemerkungen über die bey Aufhebung des *Code Napoléon* in den deutſchen Staaten, wo er eingeführt worden, zu beobachtenden Vorſichten. Dieſe verdienen die ſorgfältigſte Beachtung der Regierungen ſolcher Länder, denen das franzöſiſche Recht aufgedrungen worden, wenn es nun darauf ankömmt, es wieder auszutreiben und die alten deutſchen Geſetze und Verhältniſſe wieder herzuſtellen. Der Vf. faſst ſie unter *acht* Fragen zuſammen, und beſchlieſst ſeine treffliche Abhandlung mit folgenden Gedanken, bey denen zu wünſchen iſt, daſs die darin enthaltne Ahndung in unſerm Vaterlande nicht in Erfüllung gehen möge. „Wird ohne Rückſicht auf alle dieſe zum Theile ſehr verwickelten und ſchwierigen Fragen bloſs leichtſinniger Weiſe decretirt, der *Code Napoléon* gelte nichts mehr; und wird die neue Gerichtsverfaſſung ohne alle Modification aufgehoben, um einer wiederhergeſtellten alten Platz zu machen, ſo wird dieſe Herſtellung zu einer Epoche neuer Calamität, und nach einer langen Reihe von Jahren werden die Nachkommen in unerwarteten Streitigkeiten über Dinge, die bis in ihren Urſprung unter der Herrſchaft des *Code Napoléon* hinauf nachgeſucht werden, durch unauflösliche Verwirrung ihrer Verhältniſſe und Gefahr ihres Vermögens, für die Unbedachtſamkeit der gegenwärtigen Zeit büſsen."

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Todesfälle.

Am 8ten December v. J. ſtarb zu Hanau am Nervenfieber, im 42ſten Jahre ſeines raſtlos thätigen Lebens, *Johann Philipp Achilles Leisler*, Obermedicinalrath und praktiſcher Arzt, wie auch Mitſtifter der dort errichteten Wetterauiſchen naturforſchenden Geſellſchaft. Sein allgemein bedauerter Tod iſt ein bedeutender Verluſt für die Naturwiſſenſchaften. Nachdem er ſich früher ſchon als Philoſoph und Juriſt ausgezeichnet, ſtudierte er aus Neigung die Arzneywiſſenſchaft und Naturkunde, und ward bald ein vorzüglicher Arzt und Naturforſcher. Seine von ihm ſelbſt verfertigte, über 800 verſchiedene Exemplare enthaltende, treffliche Sammlung *deutſcher Vögel*, und ſeine ganz vollſtändige Sammlung *deutſcher Säugthiere* und *Fiſche*, nebſt ſehr vielen ſorgſam aufbewahrten *Inſecten*, ſind ein Beweis ſeiner unermüdlichen Thätigkeit, die Entdeckung *zweyer neuen Vogel* und mehrerer *Fledermausgattungen (V. daſycarpos, Bechſteinii, Daubentonii)* ein Beweis ſeiner Gründlichkeit. Mehrere Jahre hindurch hat er die Zeit, die ihm ſeine Berufsgeſchäfte lieſsen, mit Beobachtung der Thiere im Freyen, und häufig ganze Tage am Ufer des Mains und der Kinzig, oder in einem Kahne auf dem Fluſſe, zu gleichen Zwecken zugebracht. Nur ſo war es ihm, der dabey mit den ſchärfſten Sinnen begabt war, möglich, in ſeinen *Nachträgen zu Bechſtein's Naturgeſchichte*, ſo wie in den Aufſätzen in den Wetterauer Annalen, die Menge neuer Beobachtungen, die man ihm verdankt, zu liefern. Vorzüglich verdienſtlich bleiben ſeine Bemerkungen über den wahren Goldadler *(Aquila Chryſaetos)*, den man noch immer nicht richtig gekannt und ſo oft mit andern verwechſelt hat, über die Lebensart, die Altersverſchiedenheit und den Federwechſel verſchiedener Vögel u. ſ. w. Sein neuſter Vorſatz war, ein Prachtwerk über die deutſchen Fledermäuſe, deren er jetzt an zwölf Species beſaſs, herauszugeben.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1814.

GESCHICHTE.

Leipzig: *Auszug aus den Memoiren über den Feldzug von* 1813 vom General *Jomini*. Im October 1813. 15 S. 8.

Hr. Baron *Jomini*, ein Schweizer, bisher französischer Brigadegeneral, verliess die französischen Dienste, und ist gegenwärtig General-Lieutenant und General-Adjutant des Kaisers von Russland. Er hat einen Bericht über den ewig denkwürdigen Feldzug von 1813 geschrieben, den er aber aus besondern Rücksichten erst nach dem hergestellten Frieden bekannt machen wird. Diese Blätter hat er indessen daraus ausgehoben, um sich wegen des Schrittes seiner Dienstveränderung vor dem Publicum zu rechtfertigen. „Von Geburt ein Schweizer, sagt er, aus dem Waadtlande, habe ich anfänglich der Sache Frankreichs gedient, weil sie damals die Sache meines Vaterlandes war. Ich habe es mit Eifer und Ehre gethan. Napoleon, erster Consul der franz. Republik, gab meinem Vaterlande eine Vermittlungsacte, die anfangs dessen Glück zu machen schien, und in der That alle Vortheile einer trefflichen Local-Organisation darbot. Alle Staatsmänner aber sahen in dieser Acte gar bald die Zerstörung einer Central-Regierung, welche einer Bundes-Republik allein ihre Nationalität, d. h. ihre innere Kraft und ehrenvolle äussere Verhältnisse erhalten kann. Eine nomadische Regierung, die, gleich einer Tatarenhorde, alljährlich Oberhaupt und Residenz verändert, war etwas Neues in der politischen Administration, und musste jeden die Würde seines Landes liebenden Schweizer in Schrecken setzen. In der That konnte man in dieser sonderbaren Einrichtung nichts anders sehen, als eine Anwendung der grossen Maxime: *Theile und du wirst herrschen!!* und musste erwarten, alle Mittel angewendet zu sehen, um die Schweizer auf den Punkt zu bringen, wo sie selbst sich es für ein Glück schätzen mussten, von Napoleon regiert zu werden." Der Vf. berührt hierauf den Krieg von 1813, die Stiftung des Rheinbundes, den Krieg mit Preussen, den Tilsiter Frieden, nach dessen Abschlusse er dem Kaiser ein Memoire überreichte, worin er zeigte, dass Frankreich sich die preussische Nation zu verbinden suchen müsse, und sich gegen die Wiederherstellung von Polen erklärte. „Dieses, fährt er fort, nach soliden und seitdem nur allzusehr gerechtfertigten Grundsätzen abgefasste Memoire war wohl für Napoleon die erste Veranlassung, mich von seiner Person zu entfernen; sey es nun, dass er die Reinheit der Absichten, welche mich zu diesem Schritte vermochten, verkannte, oder aus Hass, den er gegen jeden hat, der zu denken wagt. Ich tröstete mich durch das Gefühl, meine Pflicht erfüllt zu haben. Dem Tilsiter Frieden folgte bald die Invasion Spaniens. Nunmehr entwickelte sich das Gemälde der ungeheuersten Politik, und man erkannte endlich in dem Manne, der so viel Grösse *gelogen* hatte, eine Arglist ohne Grenzen, eine unbeschränkte Herschsucht, und einen Ehrgeiz, der eben so wenig Schranken für sein Ziel, als Bedenklichkeit in der Wahl seiner Mittel kannte. Zu gleicher Zeit wurde Frankreich von einer grossen Anzahl willkürlicher Einrichtungen verheert. Was von liberalen Grundsätzen noch übrig war, wurde verbannt. Eine drohende Tyranney lastete schwer auf dem Continente. Die Verhandlungen zu Erfurt und der unglückliche Ausgang der Anstrengungen Oesterreichs im Jahre 1809, schienen diese Ketten für immer befestigt zu haben. Zum Glück wurden sie bloss verlängert, und ihre Last unerträglicher gemacht. Der schnelle Bruch der Allianz mit Russland — liess den Freunden der europäischen Unabhängigkeit noch einige Hoffnung. Um diese Zeit (1810.) hatte ich das Glück gehabt, mir die Ungnade *Berthier's* zuzuziehen, dessen eben so beschränkter als sclavischer Geist keine Superiorität ertragen konnte; ich zog mich in die Schweiz zurück, und forderte nach einigen Monaten meine Entlassung, entschlossen, einer Sache, welche die Sklaverey des Menschengeschlechts zum Zweck hatte, nicht mehr zu dienen. Mein Plan war damals, meine Dienste dem liebenswürdigen Souverain anzutragen, dessen Tugenden die Welt bewundert, dessen liberale Grundsätze mit dem despotischen Charakter Napoleons so sehr contrastiren; und dessen offene und gesetzmässige Politik für Europa alle die Garantie darbot, die man von einem grossen Monarchen hoffen kann." Allein Hr. Baron *J.* erhielt auf sein Gesuch um Entlassung keine andre Antwort, als den Befehl, binnen 24 Stunden nach Paris zurückzukehren. Er wurde jedoch, nachdem er im J. 1809 war zurückgesetzt worden, Brigade-General, sah sich aber, als ihm nach der Schlacht bey Bautzen der Marschall Ney zum Divisionsgeneral vorgeschlagen wurde, abermals von dieser Beförderung ausgeschlossen. Und so verliess er dann die französischen Dienste, und trat in die Dienste des Russischen Kaisers. „Unter einer andern Regierung", so beschliesst er diesen Aufsatz, würde ich meine Entlassung gefordert und abgewartet haben; von einem Menschen, welcher glaubt, dass alle, die ihm dienen, an das Joch gekettet sind, konnte man von einer solchen Forderung nichts hoffen. Zudem war sie schon einmal

mal vergeblich gemacht, und die Wiederholung würde mich unwiderruflich nach Vincennes geführt haben. Nichts anders blieb mir also übrig, als meine Ketten zu zerbrechen, und ich glaube auf den Beyfall aller Rechtschaffnen zählen zu dürfen. — Indem ich meine schwache Kraft mit der von Europa vereinige, um die Unabhängigkeit Deutschlands und meines Vaterlandes zu erkämpfen, erfülle ich eine meinem Herzen theure Pflicht. Möge der Himmel ein so ruhmwürdiges Unternehmen krönen, und die glücklichen Erfolge sichern, welche schon die ersten Operationen dieses Krieges, der ein wahrer Kreuzzug gegen die Unterdrückung ist, verheissen. Möchten aber vor allen meine schweizerischen Landsleute diesem Entschluss ihren Beyfall geben, und darin einen Beweis meiner Liebe für den wahren Ruhm meines Vaterlandes erblicken. Wenn ich für einen Augenblick glaubte, sein Schicksal sey an das von Napoleon geknüpft, so geschah es, weil er damals der Held der Welt war; jetzt, da er ihr Unterdrücker ist, müssen sie seine Sache verlassen, wie ich den Muth hatte, es zu thun. Jetzt ist der Augenblick zu den Waffen zu eilen, und für Jahrhunderte den Grundstein zum Glück und Ruhm der Völker zu legen. Frankreich selbst sollte diesem Beyspiele folgen: denn es ist nicht das französische Volk, welches die Alliirten bekämpfen, nur ihn, den einzigen Feind des ganzen menschlichen Geschlechts, bekämpfen sie, und über den hat keine andere Nation sich mehr zu beklagen, als die französische selbst."

Nach diesen Stellen zu urtheilen, die eben so viel Freymüthigkeit als Liebe für das Wahre, Rechte und Gute verrathen, muss man auf des Verfassers Bericht über den Feldzug von 1813 sehr begierig seyn, und man muss wünschen, dass er auch damit eine Erzählung über den Feldzug in Russland 1812 verbinden möge: denn er sagt S. 11.: „Ich selbst bin Mitspieler in jenem schrecklichen Drama gewesen, dessen blosse Erinnerung das Haar emporsträubt."

RÖMISCHE LITERATUR.

GIESSEN, b. Heyer: Des *Cajus Valerius Catullus Brautlied auf die Vermählung des Manlius Torquatus und der Julia Aurunculeja.* Lateinisch und deutsch mit Anmerkungen von D. *Joh. Phil. Krebs.* 1813. 82 S. 4.

Der Uebersetzer dieses Brautliedes, das Catullus seinem edlen Freunde sang, verdient unsern Dank nicht nur für die gröstentheils sehr gelungene, der Versart sowohl, als dem Grundtone des Originals sich anschmiegenden Verdeutschung dieses Grazienwerkes, sondern vorzüglich auch für die gelehrte Ausstattung, womit er es in antiquarischer Rücksicht besonders, ohne Ueberladung, mit besonnener Wahl und Geschmack begleiten wollte. Zwar hat uns *Ramler* bereits eine sehr geistreiche, in die Feinheiten der Urschrift mit vielem Glück eindringende Uebersetzung dieses Gedichts geliefert; allein es liegt einmal in der Natur einer solchen Arbeit, dass sie eine spätere nie überflüssig macht, da die Aufgabe einer ganz vollkommenen Nachbildung klassischer Meisterwerke in unserer Sprache nie wird durchaus befriedigend gelöset werden können, und dann hat *R.* bey allem Vortrefflichen, was seine Verdeutschung hat, doch theils in Beziehung auf philologische Erklärung Einiges, was weniger gebilligt werden kann, theils sonst auch, sey es aus Eigensinn der deutschen Sprache, oder seinem eigenen, sich Verschiedenes erlaubt, was den jetzt angenommenen Uebersetzungsmaximen widerstreitet. Indess, wie Hr. *K.* dieses und anderes besser zu machen sich bestrebte, hat er, wie er offenherzig gesteht und Rec. alles Beyfalls werth findet, solche gelungene Stellen von *Ramler*, die er nach mehrmaligen Versuchen nicht treuer und schöner zugleich zu verdeutschen vermochte, geradezu von seinem Vorgänger entlehnt, so dass die Uebersetzung nun eine *Ramlerisch-Krebsische* genannt zu werden verdient. Zum Belege, wie der Vf., ein verdienstvoller Schulmann, auch in philologisch-kritischer Hinsicht seinem Texte alle Sorgfalt gewidmet, heben wir hier Einiges mit Beziehung auf die dahin einschlagenden Anmerkungen aus. S. 49. zu V. 31. wird *dominam* mit Recht nicht als Hauptaccusativ mit *Döring*, sondern als Bestimmungsaccusativ, wie der Fortgang der Gedanken will, erklärt.

„Ruf ins Haus als Gebieterin,
„Die den jungen Gemahl ersehnt,
„Und umstricke mit Lieb' ihr Herz."

S. 51. V. 46. wird die Lesart des *Passerat: magis ac magis* in der Bedeutung: μᾶλλον καὶ μᾶλλον, wie uns dünkt, mit Fug vorgezogen, wo Andere weniger annehmlich *magis optimis, magis a macris* u. s. w. lesen.

„Wer der Götter ist mehr und mehr
„Aufzusuchen von Liebenden?"

S. 53. zu V. 54. würden wir *timens* statt *tumens* billigen, wenn nicht das folgende *ferus* dagegen spräche. V. 72. (S. 55.) liest der Vf. mit *Ramler* für *terra finibus*, *terrae finibus*.

Qua tuis careat sacris,
Non queat dare praesides
Terrae finibus: —

Welchem Hause dein Heiligthum
Fehlt, kann nimmer Beherrscher dem
Erdkreis geben: —

Zwar scheint das Metrum dagegen zu seyn, da an dieser Stelle immer der Regel nach ein Trochäus steht; doch finden sich Ausnahmen davon in dem Gedichte selbst. Offenbar ist aber der Sinn auf diese Weise der bessere, wenn schon noch gegen den Gebrauch der Phrase hier *fines terrae* für *orbis terrarum* oder *Romanum imperium* Zweifel erhoben werden könnte. V. 77. *virgo ades!* für die gewöhnliche Lesart *virgo adest*, als einladender Imperativ: „*Braut, nun zeige dich*" wie *Virg.* Ekl. IX. 39. und *Georg.* I. 18.: „*huc ades o Galatea*" *adsis o Tegeaee favens* u. s. w. Rec. glaubt: *adest* könne vertheidigt werden in der Bedeutung: „die Braut ist schon angekommen" — *claustra pandite januae (intra januam) virgo adest* — da-

damit widerspricht dann das Folgende nicht: — *sed moraris: abit dies, prodeas nova nupta! — tardat ingenuus pudor* u. s. w. Im nächstfolgenden V. (83.) liest der Herausgeber, wo Einige *quem* lesen, besser: *quae tamen magis audiens flet, quod ire necesse est* (*est* st. des gewöhnlichen *sit*, wo wir *sit* doch vorzögen:

„Edle Sittsamkeit säumet sie,
Und je mehr und je mehr sie hört,
Weint sie, dass sie nun gehen muss.

nach der Construction, *quae audiens tamen magis flet, q. i. n. e.* Der Uebersetzung dieser Stelle selbst wünschten wir mehr Geschmeidigkeit und poetischen Klang, besonders irren auch die gehäuften Monosyllaben im zweyten Stichos: *und — hört.* V. 96. wird das Sinnreiche der Skaligerschen Emendation *sis! — videtur* für *si videtur* zwar anerkannt, aber als zu gekünstelt für die gegenwärtige Stelle verworfen. Eben so das *Isaak Vossische st.* Der Vf. behält die gewöhnliche Lesart bey, nur dass er in ihr das Wort *jam* mit dem Begriffe der Ungeduld *nun endlich* nimmt. V. 101. wird die Lesart *quin* für *qui* vorgezogen, nicht ohne Fug. V. 136. die Lesart: *sordebant tibi villicae* ebenfalls mit allem Recht der Lesart: *sordebam tibi villice*, der hirnlosen: *sordebant tibi villuli*, nicht zu gedenken. *Unguentate* V. 141. ist als spottendes Beywort ganz gut in der Erklärung bezeichnet. Die Uebersetzung hebt es doch noch nicht so ganz heraus.

Kaum nur, heisst es, *enthältst du dich*,
Wohlbesalbeter Bräutigam,
Von den Knäbchen doch jetzt *bleib* fern.

Bleib, als kurze Sylbe gebraucht, ist nicht wohl zulässig; auch die Verse in der vorangehenden Strophe könnten besser gelungen seyn:

Heut und gestern, o *Concubin*,
Ekelten dich die Sklavinnen,
Jetzt wird scheeren der Kräusler ab
Deine Haare! Ach armer gieb,
Armer Concubin, Nüsse.

Befriedigend indess, wenn schon nicht neu, wie das auch nicht zu erwarten ist, sind die antiquarischen Erklärungen über diese Stelle, so wie auch bey andern, über das *Nüsse streuen* bey gewissen Veranlassungen, z. B. wenn ein neu gekaufter Sklave ins Haus gebracht wurde, hätte auch eine bekannte Stelle aus dem Plutos des Aristophanes angeführt werden sollen.

Wir schliessen hier unsern Auszug mit der wiederholten Versicherung, dass wir die Anmerkungen besonders, die hinter dem Texte folgen, sehr zweckmässig und lehrreich gefunden haben. Aber auch die Uebersetzung selbst verdient wegen ihres Fleisses Billigung, wenn schon manches Feine und Zarte des Originals durch Schuld des Uebersetzers, oder der Sprache, in die er dolmetschte, wie wir schon oben bemerkten, verflogen ist. Vielleicht gelingt es ihm, bey erneueter Feile noch mehr zu leisten, oder bildlich zu reden, bey festgesetzten Bewerbungen der jetzt dem anbuhlenden Deutschen noch etwas sprödern griechischrömischen Charis des Originals noch mehrere Gunstbezeugungen abzulocken, und auch von der Harmonie ihrer Sprache sowohl, als der rhythmischen Bewegung, noch mehr übertragen zu können. — Das Werkchen ist dem Erbprinzen von Nassau G. W. August und der Erbprinzessin Amalie, gebornen Prinzessin von Sachsen-Hildburghausen, zur hohen Vermählungsfeyer als Denkmal zugeeignet, und geschmackvoll gedruckt. Der deutschen Uebersetzung steht der lateinische Text gegenüber.

LEBENSBESCHREIBUNG.

JENA: *Memoria Viri perillustris Christiani Gottl. de Voigt*, J. V. D. Seren. Saxon. Ducis collegio, quod judicia publica et privata Vimariae exercet, a consiliis intimis ejusdemque a Sanctiore litterarum publicarum custodia Vimariae die XIX. Maji a. cIↄIↄcccXIII. defuncti civibus commendat Universitas litteraria Jenensis. 1813. 90 S. 4.

Diese Denkschrift auf einen Staatsbeamten, der in der Blüthe seiner Jahre, mitten auf der rühmlichsten Laufbahn, den Seinigen und seinem Vaterlande, um das er sich, nach seines noch lebenden Vaters und seiner zahlreichen Vorfahren ehrenhaftem Beyspiele verdient gemacht, ist, einem Beschlusse des akademischen Senats zufolge, von dem Professor der Beredtsamkeit abgefasst. Es ist aber leicht zu sehen, dass dieser das aufgetragene Geschäft als ein freygewähltes ergriffen; mit so vieler Liebe ist der Gegenstand ausgeführt, mit solcher Pietät gegen den Verstorbenen, und so hoher Achtung gegen den verdienten Greis, der des einzigen Sohnes auf eine so schmerzliche Weise beraubt worden. Darum verbreitet sich auch die Schrift über das ganze, seit zwey Jahrhunderten um die Weimarischen Lande verdiente Geschlecht und seine mannichfaltigen Verzweigungen, zuerst im Eingange, und mehr noch in den zahlreichen und ausführlichen Anmerkungen. Dann von des Verstorbenen Jugendbildung, was er seinen Aeltern, was er vornemlich *Herder's* Unterrichte dankte, der ihn mit einem seiner Söhne erzog; — öffentlichen Unterricht genoss er nicht; — wie er auf der Universität seine Studien und sein Leben mit kluger Umsicht eingerichtet; wie gesetzt er gewesen, ohne Pedanterey, und wie er sich des Umgangs der Besten erfreut. Einer Freundin, die damals auf den empfänglichen Jüngling vortheilhaft wirkte, wird hier auf eine Weise gedacht, wie wohl selten liebenswürdiger Frauen in akademischen Schriften geschieht: *Jenae tum temporis jucundum aetatis floridae ver agebat dulcissima illa poëtria* Sophia Mereau, *non solum corporis forma, sed multo magis ingenii mentisque, cujus illa verissima imago esset, dotibus ita excellens, tamque raras virtutes tanta modestia condecorans, plerisque ut feminis, quotquot hac in urbe eminebant, palmam invita praeriperet. Perennis in ea inexhaustusque fons erat suavitatis, summa cum verecundia conjunctae: simplex animi, sincera, tum a doctrinae, qua valebat, ostentatione, tum vero etiam ab iis artibus remota, quae nervos et arcum cupidinis instruunt, admirabile habebat artificium, sensuum teneritatem elegantiaeque suae velut florem iis impertiendi, quos amicitia et familiaritate*

tate sua dignos existimaverat. Dem wohlentworfnen Gemälde wird, wer die Verstorbene gekannt, das Zeugniss der Wahrheit nicht versagen. — Dann weiter von *Voigt's* kleinen Reisen und auswärtigen Bekanntschaften, und wie sein Aufenthalt in Dresden Liebe und Kenntniss der Kunst in ihm befördert; von seiner zwiefachen Sendung nach Petersburg späterhin; wie er in der Verwaltung seiner Aemter Ernst mit Milde gepaart; drückende Maassregeln der Nothwendigkeit durch schonendes Benehmen erleichtert; nichts versprochen, was er nicht erfüllt. Von seiner Gegenwart des Geistes und seinem Muth in Gefahren, wie an dem denkwürdigen Tage der Schlacht bey Jena: *inter micantes ubique gladios et militarem in rapina tumultum, inter flammas et sanguinem stragemque impulsae civitatis, inter fragorem aedium, in ipsius vicinia super penates cadentium, uni in paucis homini, ut Senecae verbis utamur, pax fuit. Recens adhuc est, recentemque semper servabit gratiam, memoria illius diei: quo die Voigtium vidimus in anteriore aedium parte protervos milites nunc alloquio placantem, nunc vultus ac dictorum gravitate arcentem, ut et cives servaret, qui in has aedes tanquam in asylum confugissent, nec turbari pateretur optimi patris tranquillitatem, qui inter has ipsas turbas in cubiculo postico mensae assidens, edicta scribens, bellatorum postulata moderans, absente principe, auspiciis Augustae Luisae, quae sola afflictae civitati tamquam tutelaris dea aderat, patriam magnis malis laborantem a majoribus periculis defendit.* — Ferner, was er auch für die Universität Jena gewesen, und zuletzt von seinem häuslichen Leben, seiner Treue in der Freundschaft und seiner Pietät gegen die Aeltern. Kurz vor seinem Tode gerieth er in grosse Gefahr — was die *Memoria* S. 54. nur leise berührt als veranlassende Ursache seiner letzten Krankheit. — Die Anmerkungen sind, wie schon gesagt, meist genealogischen Nachrichten gewidmet; auch einige Proben von *V's.* poetischen Versuchen führen sie an, und anderes, was der Leser mit Dank annimmt. Von der Beredsamkeit und römischen Sprache dieser Schrift besonders zu reden, bedarf es nicht. Auch genügen die ausgehobenen Stellen für die, welche den Vf. nicht sonst schon kennen.

SCHÖNE KÜNSTE.

DUISBURG und ESSEN, b. Bädecker und Kürzel: *Blüten der Musse. Erzählungen und Novellen* von *G. Reinbeck. Erstes* Bändchen. 1813. 322 S. 8.

Diese neue Sammlung enthält vier Stücke: 1) *die weiblichen Hagestolzen.* 2) *Die Rache;* eine morgenländische Erzählung. 3) *Die Findlinge.* 4) *Graf Mamonow, Günstling Katharina's der Grossen.* Sämmtliche Aufsätze empfehlen sich, wie auch die andern schon bekannten Arbeiten des Vfs. in diesem Fache, durch ein nicht geringes Talent der Darstellung, durch lebhaften Vortrag und gewählten, nur zuweilen sich zu sehr ins Kostbare verlierenden Ausdruck. Auch ist die Erfindung, von der Hr. *R.* bey den gegenwärtigen Erzählungen in der Vorrede versichert, dass sie ganz seinem Boden entkeimt sey, (was jedoch, streng genommen, nur von den drey ersten gelten kann, da die letzte interessante Schilderung: *Mamonow,* historische Wahrheit anspricht,) anziehend, und die Charaktere sind nicht übel gezeichnet. In den *weiblichen Hagestolzen* ist der Knoten mit leichter geschickter Hand geschürzt und zu heiterer Befriedigung gelöst. In der orientalischen Erzählung: *die Rache,* sind die Motive etwas gewaltsam, und man wird häufig in eine peinliche Stimmung durch die Mittel der teuflischen, so lange mit kalter Bedachtsamkeit berechneten Rache versetzt, die der von seinem Bruder *Omrad* entthronte Kalife *Abdul Abdallah* an diesem zu nehmen beschlossen hat, aber der schöne überraschende Ausgang versöhnt. *Die Findlinge* sind in einen ganz andern Ton gestimmt. Die Erzählung strebt Einfachheit und Herzlichkeit an, verliert sich auch in das Sentimentale, wird aber dabey oft etwas gedehnt. Auch möchte man zuweilen gegen die poetische Wahrheit, womit die Verhältnisse dieser Schulmeister- und Goldschmidtsfamilie, dieses Goldschmids-Jungen, des Helden der Geschichte und seines Philippinchens, gezeichnet sind, Zweifel erheben können. Sie haben mehr Romanhaftes, als Romantisches. Auch selbst die Zeit-Beziehungen in der äussern Geschichte scheinen oft verletzt. Wie beide, der vom Schulmeister eines benachbarten Dorfs erzogene Findling, dem ein in seiner Windel gefundenes Grafenzeichen, wie sein Pflegvater, als er ihn in die Lehre giebt (man möchte sagen, sehr unzeitig), es ihm entdeckt, mit Aussichten glänzender Zukunft schmeichelt, ihn jedoch an wackerer Erlernung seiner Kunst nicht hindert, wie der Knabe des Dorfs und das Mädchen der Stadt, das hübsche Töchterlein des Goldschmids, als Kinder zusammenkommen, und als solche auch zusammen sich benehmen, so überschreiten bald die in ihnen erwachenden Gefühle mit ihren Aeusserungen das kindische Alter. Der Vf. merkt dieses, wie es scheint, und giebt uns auf einmal zur Zeit, wo der Meister den Jungen vor der Zeit zum Gesellen erklärt (es fehlten dem Lehrburschen noch einige Jahre), und zugleich sein Jawort zur künftigen Verheirathung ausspricht, Philippinchen als achtzehnjähriges Mädchen an; doch sollte man glauben, als jener ins Haus gekommen, habe sie kaum 7 — 8 Jahre gehabt; denn es war da noch von kindischem Zusammenspielen die Rede. Der zweyte Findling, der am Ende dann wirklich der Grafen Sohn ist, der andre war nur sein Milchbruder, wird etwas zu unvorbereitet in die Geschichte eingeführt, und die Zeichnung seines Charakters befriedigt nicht ganz. Uebrigens ist die ganze Composition gut ersonnen, und wie man sieht, mit Liebe, Fleiss und Sorgfalt grösstentheils ausgeführt. Nur würde sie mehr zusammengedrängt, und nach Wegwischung einiger Unwahrscheinlichkeiten noch mehr genügen. Wir sehen der Fortsetzung dieser Erzählungen mit Vergnügen entgegen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1814.

THEOLOGIE.

Frankfurt a. M., in Comm. d. Guilhauman. Buchh.: *Franz Otto's kurze und gründliche Beweise der Auferstehung von den Todten, der Seligkeit derer, die vollendet sind, und der Vollendetwerdung derer, die noch unvollendet sind, u. s. w. zur Beleuchtung über den Elpizon,* oder *über desselben Fortdauer im Tode.* 1812. 40 S. 8. (6 gr.)

Der Vf., welcher sich laut der Vorrede in Darmstadt aufhält, ist überzeugt, weder Mangel an Geld, an Zeit, noch an Geduld können es hindern, vorstehende kleine Schrift zu lesen, und dann werde man auch ein andres Buch von ihm lesen, welches er geschrieben hat. Wie folgt das? Indessen fürchtet er den Zeitgeist, der aber irre ist. „Wenn aber tausend Männer um mich sind, die nicht recht bey Sinnen sind, und die denn doch vernünftig heissen, so soll auch ich nicht recht bey Sinnen seyn müssen, um vernünftig zu heissen, auf dass man folglich diese Schrift kaufe?" Freylich steht es schlimm um den Debit dieser Schrift, wenn es so viele giebt, deren Vernunft mit der Vernunft des Vfs. in gerader Opposition steht. Von Recensionen spricht er: „Nichts nutzen sie, sondern stehn oft der Wahrheit in dem Weg, und verhindern dadurch, dass irgend jemand zur Erkenntniss der Wahrheit kommt." Wir lassen also den Vf. sich selbst recensiren. Hr. *Otto* „fürchtet keine grossen Gelehrten, keine kleine Gelehrten, keine Gelehrten und auch keine Ungelehrten; sondern er fürchtet Gott und bleibt bey der Wahrheit." Das ist löblich. Der Elpizon sagt, die Stelle 1 Mos. 2, 16. 17. sey nicht eingetroffen, weil Adam nicht desselben Tages gestorben, als er vom Baum der Erkenntniss gegessen, aber die Stelle meynet nach Hn. *O.* einen göttlichen Tag, der tausend Jahr ausmacht nach Ps. 90, 4. Elpizon ist widerlegt. Hr. *Otto* „kann nicht begreifen, wie irgend ein vernünftiger Mann Wohlgefallen haben kann selbst an dem Elpizon (andre Bücher sind noch schlimmer); er sey denn eben so tief gefallen, wie der Vf. desselben war." Da steht ihm freylich nicht zu helfen. Elpizon weiss nicht, was die Seele ist, sonst „würde er gewusst haben, dass sie sammt dem Leibe der Natur gemäss nun stirbt, und dass sie mithin nicht unsterblich ist, wie doch so viele Menschen meynen. Wer stirbt, giebt den Geist auf, und nicht die Seele. Der Geist ist unsterblich, nicht die Seele. Nun ist es gänzlich der Vernunft gemäss, dass ehe Gott der Allerhöchste dem Menschen den lebendigen Odem in seine Nase blies, 1 Mos. 2, 7. der Mensch noch war als todt; und zwar mit Leib und Seele. Denn erst alsdann, da Gott der Allerhöchste dem Menschen den lebendigen Odem in die Nase blies, ward der Mensch eine lebendige Seele." Ferner: „Der Geist des Menschen ist nicht der Mensch selbst, er ist nicht das Ich des Menschen. Er ist ein Zusatz zu dem Menschen, ohne welchen der Mensch, wie wir sahn, nicht leben kann. Wir Menschen haben aber durch das Einblasen des lebendigen Odems in unsre Nase, den uns Gott der Allerhöchste selbst hat eingeblasen, und mithin durch den Geist des Lebens aus Gott selbst, zugleich einen Theil des Geistes Gottes in uns, und mithin des heiligen Geistes. Darum blies auch Christus seine Jünger an, und sprach: Nehmet hin den heiligen Geist: Joh. 20, 22." Ferner: „Durch das Einblasen Gottes des Allerhöchsten in die Nase des Menschen bekam der Mensch einen göttlichen Geruch! also dass er geistlich riechen musste, was göttlich ist. Hat er nun Geschmack daran gehabt, und fühlte, dass ihm solches dienlich ist: so musste er ja mit den Augen des Verstandes sehen und erkennen, dass er folglich hören oder der Stimme Gottes des Allerhöchsten gehorchen soll. So wären also hier die geistlichen fünf Sinne! „Elpizon beharrte bloss auf seiner Fortdauer im Tode, und nahm die Seele für sein Ich, aber nicht diese ist unsterblich, sondern der Geist. — Genug hievon. Die Hauptsache, scheint es, kommt am Ende der Schrift: „Wer die Wahrheit wissen will, und weiter sehn, wie irre der Vf. des Elpizon war; wie irre diesemnach dieselben alle sind, die da seiner Meinung sind; wie irre die Philosophen sind; wie irre so viele der heutigen Theologen sind; wie falsch mithin der Menschen selbst erfundene Weisheit ist; und wie sehr die wahre christliche Religion von den Tagen der Apostel an bis hieher ist missverstanden worden — der lese mein allgemeines Lehrbuch der alten, bey den Aposteln üblich gewesenen und von dort an bis hieher von so vielen Menschen, und selbst von sogenannten Christen, missverstandnen wahren christlichen Religion oder echt apostolischen Lehre. Es enthält ein ewiges Evangelium, auf welches dann auch hier in diesen wenigen Blättern gedeutet ward. In Commission ist das besagte Buch in der Guilhaumanischen Buchhandlung zu Frankfurt am Mayn, und zwar à 2 Fl. rheinisch. Es kann mithin dorther bezogen werden. Wer 50 Exemplare nimmt, und bestellt sie bey mir selbst, erhält sie um den halben Preis, erwarte aber Geld und Briefe portofrey u. s. w. Es ist aber ganz gewiss, dass wer die Wahrheit weiss, und

und mithin den Inhalt des besagten Buches, und sich dennoch nicht darnach wird richten, der wird grössere Sünden haben als zuvor. Es ist folglich jedermann zu rathen, das besagte Buch zu lesen." (!!!) — Wir unsers Theils verspüren keinen Trieb, auch nur ein Exemplar, geschweige denn funfzig des besagten Buchs zu bestellen.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

HALLE, b. Kümmel: *Lehrbuch für Hebammen*, von Dr. *Karl Friedrich Senff*, Prof. der Medicin und Geburtshülfe, Director der akademischen Entbindungsanstalt, und Hebammenlehrer des Districts Halle. 1812. XXII S. Vorrede und Inhalts-Verzeichniss und 520 S. Text. 8. Mit XII Kpft. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der achtungswerthe Vf. des gegenwärtigen Lehrbuches sagt in der Vorrede: „Bey den vielen, zum Theil vorzüglich guten Hebammenbüchern, ein neues zu schreiben, scheint einer kurzen Rechtfertigung zu bedürfen". — Und giebt folgende nothwendige Erfordernisse eines guten Lehrbuchs für Hebammen an: „1) eine solche Ausführlichkeit desselben, dass dem Lehrer beym Vortrage keine wesentlichen Zusätze zu demselben zu machen übrig bleiben, sondern er sich fast bloss auf Erklärung und Einprägung des Inhalts des Lehrbuchs beym Vortrage zu beschränken braucht. — — 2) Muss die Lehre von der Wendung, vom Lösen der Nachgeburt, von der Erkenntniss mehrerer Kinder- und Weiberkrankheiten, und eine kurze Uebersicht der ganzen Anatomie und Physiologie des menschlichen Körpers in einem Hebammenbuche enthalten seyn, wobey genau die Fälle eingeschärft werden müssen, wo und wann der Geburtshelfer zu rufen ist, und wobey alles Anrathen von gefährlichen Arzneymitteln wegfallen muss. 3) Muss die Diagnose eines jeden Zustandes genauer angegeben werden, als es fast in allen, auch sonst guten Hebammenbüchern geschieht, da diess der wichtigste und schwierigste Punkt für eine Hebamme ist. 4) Müssen die einzelnen Materien, so viel als es irgend möglich ist, zusammen vorgetragen, und Zerstückelungen und weitläufige Nachweisungen auf andere Paragraphen vermieden werden. 5) Sind zweckmässig ausgewählte, richtige und deutliche Kupfer ein nothwendiges Erforderniss eines guten Hebammenbuches, welche der Hebamme das Wiederholen in der Folge ihres Lebens unendlich erleichtern wird. — 6) Endlich ist der Preis eines Hebammenbuches hinsichtlich der Armuth der meisten Hebammen ein zu beherzigender, obgleich den so eben angegebenen Rücksichten, nachstehender Umstand."

So richtig diese Foderungen sind, so gewissenhaft und treu hat der Vf. in der Ausarbeitung seines Werkes sie befolgt, und das Ganze ist ihm meisterhaft gelungen. Der Vf. hat die vorzutragenden Materien in zwey Haupttheilen zusammengefasst, deren jeder verschiedene Kapitel unter sich begreift. Voraus geht eine Einleitung in 7 §§. über den Nutzen und die Nothwendigkeit der Hebammen im Staate; ihre Bildung, die für sie erforderlichen Kenntnisse, Fähigkeiten und Eigenschaften u. s. w. — dann folgt eine kurze anatomisch-physiologische Beschreibung des menschlichen Körpers in 14 §§., welche alles Lob verdient. *Bartholin* lehrte schon seine Hebammen Anatomie und Physiologie, und es möchte wohl unter den neuern Hebammenlehrern keiner seyn, der sich hierin nachlässig befinden liesse. Die beygefügten Kupfertafeln möchten freylich allein nicht hinreichen, deutliche Begriffe zu erwecken, wenn nicht anatomische Nachweisungen an Cadavern dazu kommen, und Skelette und Präparate bey der Hand sind. Doch um das gesehne sich wieder zu vergegenwärtigen, sind Kupfertafeln immer sehr brauchbar, grössere freylich besser, als kleine, aber diese erhöhen den Preis, und sind die kleinern mit der Deutlichkeit und Nettheit gezeichnet und gestochen, wie gegenwärtige, so helfen sie auch aus. Uebrigens ist es gut, wenn der Hebammenlehrer grössere anatomische Kupferwerke bey der Hand hat, und sie den Schülerinnen zur Einsicht überlässt. Was hier bloss in anatomischer Rücksicht von der Nützlichkeit der Kupfertafeln beym Unterricht der Hebammen gesagt worden ist, gilt auch von den eigentlichen geburtshülflichen Kupfertafeln, deren der Vf. auch mehrere im Kleinen beygefügt hat, und worüber unten noch das Nöthige wird gesagt werden.

Der *erste* Theil handelt *von der regelmässigen Schwangerschaft und Geburt, und deren Behandlung*. Ihm sind *zwey* Abschnitte untergeordnet. 1) *Beschreibung der Theile der Mutter, des Kindes und Eyes, und ihrer Verrichtungen.* Es würde wohl besser gewesen seyn, wenn der Vf. alles was in diesem Abschnitte noch rein anatomisch ist, ohne erwähnter kurzen Beschreibung der Theile des Menschen und ihrer Verrichtungen hätte folgen lassen, anstatt dass er diese Betrachtungen in *drey* Kapiteln zusammengefasst und genanntem *ersten* Abschnitte untergeordnet hat. Dieser Abschnitt könnte füglich erst mit dem *vierten* Kapitel beginnen, welches die *Lehre von der Schwangerschaft* enthält, und dem alsdann die andern *von der Geburt*, dem *Wochenbette* und den *verschiedenen Arten der regelmässigen Geburten* folgen. So würde dieser *erste* Abschnitt bloss von der regelmässigen Schwangerschaft und Geburt handeln, und Dinge ausschliessen, die ihm nicht zukommen, dem Titel zu Folge, den wie schon gesagt, der *erste* Theil führt, dem er untergeordnet ist. Dieser *erste* Theil würde dann, so zu sagen, rein physiologisch-therapeutisch seyn: denn in einem *zweyten* Abschnitte fasst der Vf. alles Praktische in Bezug auf regelmässige Geburten zusammen. Er führt den Titel: *Von der Behandlung der Mutter und des Kindes, vor, bey und nach einer regelmässigen Geburt*, und trägt nach einer kurzen Einleitung, worin die Wich- tig-

gigkeit dieses Abschnittes angegeben ist, in *eilf* Kapiteln die *Lehre von der Untersuchung*, *von Geburtslagen*, *von Geburtsstühlen*, *von Verhalten der Schwangern*, von dem, *was eine Hebamme in den fünf verschiedenen Geburtsperioden zu thun hat*, von *der Behandlung des neugebornen Kindes*, der *Wöchnerinnen*, und den verschiedenen Arten der regelmäſsigen Geburten vor. — Der *zweyte* Theil handelt von den *krankhaften Erscheinungen in der Schwangerschaft, Geburt und dem Wochenbette bey Mutter und Kind und von deren Behandlung*, er könnte sonach der pathologisch-therapeutische heiſsen; es gehn ihm auch einige §§. voran, die von der Wichtigkeit dieses Theiles handeln. In *acht* verschiedenen Kapiteln folgt sodann die Lehre von der *krankhaften Beschaffenheit des Beckens und der weichen Geburtstheile der Mutter*, von den *Krankheiten der Mutter*, *die nicht in den Geburtstheilen sitzen*, von *der krankhaften Bildung und den Krankheiten des Kindes*, von der *krankhaften Beschaffenheit des Eyes*, von den *krankhaften Erscheinungen in der Schwangerschaft*, von den *regelwidrigen Erscheinungen bey der Geburt*, von den *krankhaften Erscheinungen im Wochenbette* und von den *regelwidrigen Erscheinungen bey den neugebornen Kindern und Säuglingen*. Das *sechste* Kapitel, von den *regelwidrigen Erscheinungen bey der Geburt* handelnd, stellt diese Erscheinungen in sechs verschiedene Klassen zusammen. Bey Erwähnung derjenigen, welche bey der Geburt von Seiten des Kindes herbeygeführt werden, wird die falsche Lage des Kindes und die dadurch nothwendig gemachte Wendung sehr ausführlich gelehrt. Das Ganze schlieſst ein Anhang von einigen *Dingen*, *welche der Hebamme zu wissen nöthig sind*, als Polypen, Mutter-Brustkrebs, Afterklystiere, verschiedene Arten derselben, Anweisung sie zu setzen, Mutterklystiere, Stuhlzäpfchen, Bähungen, Einwickelungen der Füſse, Schnürschenkel, Mutterkränze.

Nach dieser gedrängten Inhaltsanzeige des Ganzen, einige Worte über einzelne Theile. Besonderes Lob verdient der Vf. wegen der Art und Weise wie er die Lehre von den Durchmessern des Beckens abhandelt; es ist dieselbe gewiſs die faſslichste und leichteste, besonders durch die in den Zusätzen nachgetragenen Vergleichungen der verschiedenen Durchmesser unter einander. — Was der Vf. §. 117. von der Drehung des Kindeskopfes, wenn er geboren wird, nach dem rechten oder linken Schenkel der Kreiſsenden hin spricht, möchte wohl den Grundsätzen und Beobachtungen eines *Boers*, der die Spiralwindung des Kindes während der Geburt so lebhaft vertheidigt, nicht ganz angemessen seyn. Der Vf. sagt nämlich, daſs bey der ersten und vierten Stellung des Kopfes, derselbe, wenn er geboren, sich nach dem rechten Schenkel drehe, die rechte Schulter unter dem Schaambeinbogen sich stemme; bey der zweyten und dritten Stellung umgekehrt. Der Spiralwindung zu Folge muſs von dem allen das Gegentheil geschehen, vorausgesetzt, daſs keine die Drehung des Kindes störende Abnormitäten vorhanden sind. Diese verschiedene Annahme im Hergang der Geburt ist für die Diagnose und Technik zu wichtig, als daſs man nicht wünschen sollte sie auf sichere Erfahrungen zurückgeführt zu sehen. Genaues Nachfühlen vor der Geburt, und genaue Prüfung alles desjenigen, was während der Geburt die Drehung des Kindes stören kann, sind wohl die sichersten Mittel bald ins Klare zu kommen. — §. 166. empfiehlt der Vf. einen Geburtsstuhl, dessen Einrichtung sich in allem von den bis jetzt bekannten unterscheidet, und vermuthlich eigner Erfindung ist. Eine Abbildung davon ist auf der siebenten Kupfertafel zu sehen. Rec. glaubt allerdings, daſs dieser Stuhl allen Forderungen entsprechen könne; wünscht aber doch, daſs der Vf. nebenbey auch mehr auf die Vorzüge der *Geburtslager* aufmerksam gemacht hätte. Es können diese Hebammen nicht genug empfohlen werden. — Die Wendung, welche der Vf. von 416 §. an sehr ausführlich vorträgt, ist, besonders die auf die Füſse, nach der Meinung des Rec., selbst den gewandtesten und geübtesten Hebammen *nie* oder doch nur in den hülflosesten Fällen zu überlassen, besonders aus dem Grunde, weil es schwer ist, mit Sicherheit im voraus zu bestimmen, ob der zuletzt sich entwickelnde Kopf leicht oder schwer nachfolgen wird. Meist macht er Schwierigkeiten, die besonders in absoluter oder relativer Gröſse desselben zum Becken liegen. Gewöhnlich muſs dann noch die Zange angelegt werden, was doch die Hebamme nicht kann. Lehrte man sie jenes, müſste man sie auch dieses lehren; auſserdem werden sie meist die Sache nur halb gut machen, und durch ihr Unvermögen, was die andere Hälfte betrifft, das Ganze doch verderben. Es ist und bleibt ein miſsliches Ding, Hebammen die Wendung zu lehren und anzuempfehlen. So trefflich auch der Vf. diesen Theil seines überhaupt schätzbaren Werkes ausgearbeitet hat, so möchte er doch nur wenig Auserwählten vorzutragen seyn. Die meisten Hebammenordnungen verbieten auch den Hebammen die Wendung.

Die dem Werke beygefügten Kupfertafeln, zwölfe an der Zahl, sind richtig gezeichnet und sauber gestochen. Die ersten Figuren auf der 6ten — 8ten und 9ten Tafel, geben Ansichten, die ihrer Neuheit wegen besonders Lob verdienen, aber auch einer sehr genauen Erklärung bedürfen, um Hebammen anschaulich zu werden. Nämlich der Kopf oder Hintere des Kindes, in verschiedenen Lagen vorgestellt ist, wie es mit einem von besagten Theilen ins Becken eintritt oder in dasselbe sich schon herabgesenkt hat, werden allemal in einer und eben derselben Zeichnung noch immer weiter herabgestiegen im Becken oder aus demselben heraustretend erblickt, und zwar in der Richtung, die sie bey diesem Herabsteigen und weitern Entwickeln annehmen. Dergleichen Zeichnung ist zwar bizarr anzusehen, doch gewiſs sehr instructiv, dem Kenner auf dem ersten Anblick verständlich, doch den Schülerinnen, besonders wenn sie mit keiner lebhaften Phantasie begabt sind, zur Versinnlichung des Herganges der Geburt ohne

ohne weitere Anweisung mit der Puppe am Phantom nicht gnügend.

SCHÖNE KÜNSTE.

Wien, b. Gräffer: *Romantische Vignetten.* Gezeichnet von *Franz Gräffer.* 1813. 105 S. 8. (10 gr.)

Schon die Erklärung statt der Vorrede ist nicht uninteressant. Der Vf. sagt darin von der ersten Vignette: „Der interessante Meissner hat die Verschmelzung des Dialogs mit der Erzählung mit ausgezeichnetem Glück angewandt, ich hatte die Kühnheit noch mehr zu wollen, und überliess mich dem Anreiz, einen Roman aufzustellen, in welchem, ausser den Formen des Gesprächs und der Erzählung, sich auch jene des Briefs und der metrischen Darstellung in stetem Wechsel berühren sollen." Dieser wahrhaft kühne Roman heisst denn nun auch mit einem so kühnen Titel: *Die Weihe der Mittlung*, eine Original-Novelle. Was aber dieser Titel bedeuten solle, und wie er auf das Ganze passe, haben wir aller Mühe ungeachtet nicht ergründen können. Was man überhaupt aber darin zu erwarten habe, verkündet schon der Anfang. „Das du mit magischer Kraft entweder das üppige Paradies unnennbarer Wonne erschliessest, oder gebierst die sinnreichen Foltern einer irdischen Hölle: Du, brennendes, thatenlechzendes, überschwengliches Herz, lass nicht untergehn meinen Julius mit dem thatenlechzenden, überschwenglichen Herzen; ihn, der an den Flammen des eignen Markes sich aufzehrt, bewahrt ihn nicht die kräftige Hand eines leitenden Freundes, oder eines weise zermalmenden Schicksals zügelnde Geissel! Und Du, geschlossener mündiger Geist mit der eiskalten Regel, mit dem kecken Stolz ausgerechneter Sicherheit, der Du im engen, selbstigen Busen die enge selbstige Welt mit hohlen Creaturen befruchtest, Dein eigner Gott bist und Dein eigner Teufel; lass nicht erstarren meinen Eduard mit dem geschlossenen eiskalten Geist, dieser Eduard, der sich selbst verdirbt im unausweichlichen Riesenkampf des eisernen Verstandes mit des Gemüths zärtlicher Stimme, wo nicht die sanfte Magie der Natur oder die Sonne des eignen Erwachens ihn freundlich begrüssen." Wer an dieser Sprache, an rhapsodischen Gefühlen und Begenheiten, vielen Worten und kargem Sinn, gewaltigem Dunkel und wenigem Lichte Gefallen findet, wird sich dieser Weihe der Mittlung würdig fühlen, und sie daher mit mehrerm Wohlgefallen lesen als wir, die wir von alle dem keine Freunde sind, und vorzüglich gern im Lichte wandeln.

Ueber *Ginevra Armieri*, ein dramatisches Gedicht, drückt sich die vorbelobte Erklärung folgendermassen aus. „Eben so bey Ginevra. Es ist mein erster Griff im Fache des Drama, und daher wollte ich mich noch nicht in die höhere Tragödie wagen, nicht des Stoffes wegen, da es auch ausser einem Regulus noch Helden für sie giebt." Dieser erste Griff scheint dem Vf. aber nicht ganz geglückt zu seyn. Der Stoff ist allerdings romantisch genug, die Thatsache, auf der das Drama beruht, ist in Florenz im Munde eines jeden im Volke, aber die Einfachheit derselben weit vorzüglicher als die Nebenfiguren, die der Vf. dazu gedichtet hat, um den tragischen Schluss mit dem Tode Rondinellis, nachdem vorher auch Argolanti gehörig ermordet worden, herbey zu führen. Es hätte allerdings schon längst eine Bearbeitung für die Bühne verdient, jedoch allerdings von jemand, der mehr Geist und Geschmack für das höhere Drama besitzt, als der Vf. es von sich selbst eingesteht. Sein Werk scheint er selbst nicht einmal für die Aufführung bestimmt zu haben, da der so häufige Scenenwechsel schon eine solche ganz unmöglich machen würde, ob schon der Vf. dabey sehr gelehrt thut, und von Podium, Spectatorium u. s. w. spricht, und es so sehr genau zu nehmen scheint. Um nur etwas die wunderbar verkehrte Erhabenheit der Sprache, in der es der Vf. hier in schlechten Jamben (s. S. 59. 98 ff.) treibt, zu charakterisiren, zur Gemüthsergetzung ein paar kleine Pröbchen. S. 58. befindet sich Rondinelli, nach einer hinbrütenden Pause, in einer schmelzenden Empörung. Derselbe schwirrt (S. 64.) bey Argolanti vorüber. S. 68. zeigt des Menschen Uhr nach oben. S. 70. ist die schöne lyrische Stelle:

Wohl ist der Schmuck euch entschwunden,
Wohl hat Ginevras Verlust
Euch geschlagen die klaffen Wunden,
Doch nicht minder der Männer Brust
Hält des Grames Wurm gebunden.

Wer bebt nicht mit, wenn (S. 73.) der Ginevra, die blaue Leuchtung erhellt Schreckenbilder ins gruftschweissge Anlitz, wenn sie (S. 74.) mit morschen Schritten enteilt, ihr Schweisstuch zurücklässt, Rondinelli sie nun beschwört dem gruftigen Boden zu entsteigen, und endlich sich entschliesst sie aufzusuchen,

Bis dass die Sole mir anleimt das Blut,
Und finden müsst ich Dich, ja wärst Du auch
In irgend einem Weltkreis eingeäschert
Vom Zeitenmoder, dass es aus wird endlich,
Mit den Gewittern meines wunden Busens!
Fort, fort! aus dieses Climas schwülen Sphären
Es kann der Tod kein Leben mir gebären.

Hat man nun eine Fontäne dargestellt gesehn, deren Plätschern man hört, so hört man (S. 80.) ebenfalls Rondinellis lyrischen Ausbruch, wo ein wegerleuchtender Strahl ihm freundlich pfaden soll das Labyrinth der Liebe in der keuschen, brünstigen Raserey seines Busens, und seines hingerichteten Herzens. Derselbe vergisst sich (S. 82.) zu entkleiden, dafür soll aber (S. 96.) die Freude der Geliebten in seinem Arme füllig blühn, und (S. 98.) ihr Gesichtskreis sich entfalten, und als er (S. 105.) stirbt, fällt Ginevra gleichzeitig in Ohnmacht. Ob Hr. Bernhard von Knorr, *dieser* eifrige Freund der Literatur, dem das Büchlein zugeeignet ist, wohl viel Vergnügen daran finden wird?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1814.

KIRCHENGESCHICHTE.

Zürich, b. Orell, Füſsli u. Comp.: *Oswald Mykonius*, Antistes der Baslerischen Kirche. Von *Melchior Kirchhofer*, Pfarrer zu Stein am Rhein, Cantons Schafhausen. 1813. XVI u. 387 S. med. 8.

Wir kennen den Vf. bereits aus dem Leben *Sebastian Wagner's*, genannt *Hofmeister* (Allg. Lit. Zeit. 1810. Nr. 20.), als einen vielversprechenden Schriftsteller in dem Fache der helvetischen Kirchengeschichte, und die vorliegende treffliche Arbeit bestätigt die grosſen Hoffnungen, die wir seinethalben hegten. Schon früher hatte er dem Leben des hier geschilderten Mannes, dessen edle Simplicität und geraden Sinn er liebgewann, seine Aufmerksamkeit gewidmet; allein er muſste einen noch wenig gebahnten Weg einschlagen, um ihn genauer kennen zu lernen; doch überwand seine Beharrlichkeit die Schwierigkeiten der Unternehmung, und eine um die Literatur verdiente Buchhandlung hatte selbst in dieser dem Vertriebe neuer Schriften ungünstigen Periode den Muth, den Verlag seines nicht auf die Frivolität des gröſsern lesenden Publicums berechneten Werkes zu wagen, in welchem alles aus den Quellen geschöpft ist, die in der Vorrede angegeben sind. „Möge, sagt der Vf., das Leben des aufrichtigen und einfachen Mannes von den Nachkommen eben so sehr mit Liebe aufgenommen werden, als er selbst den Edelsten seiner Zeitgenossen werth war. Die beste Apologie der Reformatoren und ihrer Mitarbeiter ist die treue und unparteyische Darstellung ihrer Denk- und Handlungsart," und wenn von katholischen Historikern noch in unsern Tagen ihr Verdienst herabgesetzt wird, obgleich aus den eignen Schriften jener Gelehrten der traurige Zustand der Lehre und der Sitten des Zeitalters, das die Reformation herbeyführte, deutlich genug erhellt, so darf man ihren Klagen über den revolutionären Charakter der Stifter der protestantischen Kirche getrost eine solche Biographie entgegensetzen. Wir geben, da das hier beschriebene Leben weniger bekannt ist, die Hauptmomente desselben in Kürze an, und heben einiges Charakteristische aus. *O. M. (Geiſshüsler)* ward im J. 1488 zu Lucern geboren. *Michael Rubellus* zu Rothwyl war sein erster Lehrer; ihm folgte er auch nach Bern; zehn Jahre lang genoſs er den Unterricht dieses gelehrten Mannes. Im Frühling von 1510 bezog er die Akademie zu Basel, wo er nach vier Jahren Baccalaureus der Philos. ward, und ein Schullehreramt erhielt, auch sich, als er nur eben ein dürftiges Auskommen hatte, verheirathete. *Erasmus* gab ihm den Namen *Mykonius*; in die Matrikel hatte er sich *Molitor* eingeschrieben. Enge verbunden war er mit *Glarean*; auch *Holbein* war sein Freund; wichtiger war seine Verbindung mit *Zwingli*, der als Pfarrer zu Glarus nach Basel kam, um Erasmus kennen zu lernen. Im J. 1516 folgte er einem Rufe nach Zürich, wo er als Lehrer an der Stiftsschule angestellt ward, und an dem Chorherrn *Heinrich Utinger* einen freundschaftlichen Gönner fand. Das gröſste Verdienst um Zürich erwarb er sich im J. 1518 durch Empfehlung Zwingli's zum Leutpriester (Stadtpfarrer). Nach dessen Ankunft zu Zürich ward er durch Vermittlung des Chorherrn *Xylotectus* (Zimmermann) zum Lehrer an der Stiftsschule seiner Vaterstadt berufen, und folgte diesem Rufe, zog sich aber nach einiger Zeit durch freye Aeuſserungen, die man nicht ertragen konnte, mancherley Anfechtungen zu; der Rath untersagte ihm die Empfehlung Luther'scher Schriften; er sollte Luthers Namen nicht einmal aussprechen, ja nicht einmal an Luther denken; im August 1522 ward ihm endlich seine Entlassung angezeigt; Zwingli rieth ihm: begleitet von seinen Schülern, sich vor dem Rathe zu zeigen, und ehrerbietig zu erklären, er sey kein Lutheraner, sondern ein Christ, ein Eidsgenosse, ein Mitbürger, der stets seiner Pflicht als Schullehrer nachgekommen wäre, dann einen geschickten und beherzten Schüler aus einem guten Hause auftreten zu lassen, der den Rath bitten solle, der Schule ihren geliebten Lehrer zu lassen. Auf den Fall, daſs dieser Versuch fehlschlage, versprach er ihm, sich zu Zürich für ihn zu verwenden. *M.* scheint es nicht thunlich gefunden zu haben, diesen Rath zu befolgen, und er gerieth in Sorgen, was nun aus ihm werden sollte; endlich zog ihn der Administrator des Klosters von Einsiedeln, *v. Geroldseck*, aus der Verlegenheit, in der er sich befand; an des nach Zürich berufenen *Leo Judä* Statt sollte er den Mönchen Vorlesungen halten, wofür ihm ein Gehalt von 50 Gulden angewiesen ward. Nach einem halben Jahre ward ihm die Stelle eines Lehrers an der *Schola Abbatissana* (dem Frauenmünsterstifte) zu Zürich angeboten, die er mit Dank annahm; einige Zeit nachher wurden ihm auch Predigergeschäfte mit einiger Vermehrung seines Gehalts aufgetragen; dieser Auftrag galt für eine Ordination zum kirchlichen Lehramte. Gering war jedoch seine Einnahme; Nahrungssorgen drückten ihn; er lag in stetem Kampfe mit der Armuth. Nach Zwingli's unglücklichem Tode kam er in groſse Gefahren, und seine Lage zu Zürich ward peinlich; die herrschende Stimmung daselbst war nun ganz gegen

gen die „*Fremden*," deren Anwesenheit man sehr überflüssig fand; der *vaterstädtische* Geist regte sich gegen sie; *M.* konnte es nicht mehr länger zu Zürich aushalten; er verliess diese Stadt, und ging nach Basel, wo man ihm das Diaconat zu St. Alban anvertraute; allein auch in dieser Stadt ward ihm nach *Oekolampad's* Tode, dem Zwingli's Verlust das Herz gebrochen hatte, seine Amtsführung sehr erschwert; gleichwohl ward er, nachdem ihm schon vorher die *professio Nov. Test.* bey der Akademie war aufgetragen worden, als Pfarrer an dem Münster zu *Oekolampad's Nachfolger* gewählt, worüber zwar Erasmus spöttelte. „Der Vorsteher einer schweizerischen Kirche, bemerkt der Vf. hier sehr richtig, war in jenem Zeitpunkte mehr, als nur der erste unter seinen Brüdern, und Führer der Geschäfte; er war Haupt der streitenden Kirche, Beförderer der Reformation, Wächter der Lehre, und der Vertraute des Staats in den in einander fliesenden kirchlichen und politischen Angelegenheiten, wozu Gewandtheit, Klugheit, Muth, und, bey genauer Kenntniss der Politik, eine gemässigte Gesinnung erfordert wurde." *Capito* wollte ihn nun auch bereden, den Grad eines Doctors der Theologie anzunehmen; aus mehrern Gründen lehnte er aber diess ab. Verdienstlich waren seine Bemühungen, die wegen des Kriegs mit den katholischen Cantonen gegen einander gespannten Städte Zürich und Bern wieder mit einander zu versöhnen und zu vereinigen; dagegen glaubte er, dass sich mit dem Papstthum nicht unterhandeln liesse, und gab auf die Zumuthungen zu einer Wiedervereinigung mit der römischen Kirche die brave Erklärung von sich: „Die Einigkeit der Kirche blühe ohne alle Friedensvermittlung von selbst auf, durch die gemeinschaftliche Bemühung, die göttliche Lehre immer deutlicher zu erkennen und zu lehren; und nur hieraus entstehe eine wahre, feste und unzertrennliche Gemeinschaft der Heiligen." Im J. 1534 ward *Carlstadt* (Bodenstein) von dem Archidiaconate zu Zürich zu dem theologischen Lehrstuhle an der Akademie und zu dem Pfarramte zu St. Petri berufen. (Ein Missverstand scheint S. 153. obzuwalten, wenn gesagt wird, dass Carlstadt *zur Erlangung der theologischen Doctorwürde* zu Basel disputirt habe; Carlst. hatte schon vor Luther promovirt, und ertheilte im J. 1512 unter seinem Decanate der theol. Facultät zu Wittenberg Luthern selbst den Doctorgrad; es kann ihm also nicht eingefallen seyn, erst noch im J. 1534 zu Basel zu promoviren.) Der Rath verordnete damals, vermuthlich um die Akademie wieder in Aufnahme zu bringen, dass in Zukunft wieder alle Professoren der Theologie promoviren sollten, wogegen sich *M.* so stark äusserte, dass er darüber zur Verantwortung gezogen ward. (Der Verwalter des kirchlichen Lehramts glaubte seiner Würde etwas zu vergeben, wenn er, als könnte ihm diess ein höheres Ansehn geben, und seinem Amte einen bedeutsamern Charakter aufdrücken, den Grad eines Doctors annähme; darum sollte man nach seiner Meinung den Rechtsgelehrten und den Aerzten das Promoviren überlassen, und die Theologen sollten, im Bewusstseyn ihrer viel höhern Würde, den Doctorgrad, als für sie zu gering, verschmähen. Diess durfte inzwischen nur nicht für Demuth ausgegeben werden, da sich ja im Gegentheil der auf Rechtsgelehrte und Aerzte herabsehende theologische Stolz darin offenbarte. Der Antagonismus gegen Wittenberg wirkte zugleich dabey mit; der Wittenbergsche Reformator hatte den Grad eines Doctors; erwünscht war es den Schweizern, erklären zu können, dass *sie* solcher „prächtigen Titel" nicht bedürften; allein etwas schief war doch ihre Ansicht von diesen akademischen Graden, wegen deren Ertheilung sich gewiss die theologischen Facultäten gerade die wenigsten Vorwürfe zu machen haben, und an ihren Aeusserungen dagegen hatte das πνευμα ἁγιον wohl auch nicht allein Antheil.) Als *Erasmus* zu Basel starb, sprach auch *M.* an dessen Grabe. Interessant sind die Verhandlungen in Ansehung der Vereinigung der Schweizer mit Luther, welche von den Strassburgern angefangen und von *Bucer* fortgesetzt wurden. *Bucer's* amphibolische Formeln waren schon dem Zwingli verhasst; dagegen konnte Bucer durch sein Dissimuliren auf einige Zeit Luthern gewinnen, so dass dieser glaubte, B. sey zu der Wittenbergschen Partey in Ansehung der Abendmahlslehre übergegangen, und wolle nur noch nicht öffentlich widerrufen, um sich nicht vor der Menge zu compromittiren. Luther wüthete mittlerweil gegen *Zwingli* und *Oekolampad*, und übergab diese Rottengeister dem Satan; *Zwingli* setzte dem Polterer eine bescheidene *Apologie* entgegen, und *Leo Judä* verbat sich Luther's *Papat*. Einen schönen Rath gab *Capito*: Luthern soll sein Schmähen nachgesehen werden; die Schweizer sollen sich, wenn sie sich unschuldig wissen, mit dem Zeugnisse ihres Gewissens trösten!! Das war recht das Mittel, den verzogenen, verhätschelten Luther noch ganz in seinen Unarten zu bestärken! Zwingli's unglückliches Ende ward nun von ihm als eine göttliche Strafe vorgestellt, und als bald darauf Oekolampad starb, sagte er, die Pfeile Satans hätten ihn getroffen. Wie gutes Blut diess unter ihren Freunden ansetzen musste, lässt sich leicht denken; gleichwohl ward der alles vermitteln wollende *Bucer* nicht müde, seine Dienste anzubieten, ja aufzudringen; auch gewann er *Mykonius* durch seine Insinuationen; weniger glückte es ihm bey dem weitersehenden *Bullinger*; doch zeigte dieser sich geneigt, dem Frieden ein Opfer zu bringen. Seltsam sind zum Theil die Spitzfindigkeiten über die Gegenwart Christi in dem Abendmahle, die in dieser Periode auf die Bahn gebracht und ventilirt wurden. Der verständige Bullinger schrieb darüber an den Herzog Ulrich zu Würtemberg, dass die Schweizer die Gegenwart Christi im Abendmahl nicht verläugnen, sondern nur dafür sorgen, „dass alle fleischlichen Gedanken hingelegt, und alles geistlich, himmlisch, in Anschauung und Betrachtung des Glaubens, nach Art der Sacramente verstanden werde." In der Formel, dass der Leib und das Blut des Herrn im Abendmahl *substantive* und *essentialiter*, obgleich nicht *quantitative*, *qualitative*

tive et localiter gegenwärtig sey und dargereicht werde, wollte man sich nicht fangen lassen, ungeachtet *Bucer* erinnerte, dass man die Wahrheit oft ein wenig *dissimuliren* müsse, um sie ganz zu erhalten. Je betriebsamer überhaupt *Bucer* war, um eine Union einzuleiten, um so mehr Misstrauen fassten die gescheidern Schweizer gegen ihn; der Geheimnissvolle schlug einmal, vor einer Reise nach Cassel und Wittenberg, sogar eine geheime *nächtliche* Zusammenkunft der vornehmsten Lehrer der reformirten Schweiz zu Neunkirch, Cantons Schafhausen, vor, in welcher eine *Unionsbasis* festgesetzt werden sollte; der Antrag ward aber billig verworfen; ein zu demselben Zwecke nach Constanz ausgeschriebener Congress ward eben so wenig besucht; nur gab Bullinger Bucer'n ein schriftliches Bekenntniss der Zürcher Theologen nach Deutschland mit, das er jedoch *ohne alle Veränderung und Zusatz* mittheilen sollte; ein Congress der Schweizer Theologen zu Basel nahm in weitere Berathschlagung, wie weit man allenfalls *bona fide* Luther'n sich nähern könne: denn die Strasburger stellten immer vor, man müsse alles aufbieten, um Luthern zu *besänftigen*. Dennoch war diess alles vergebens, so lange man sich nicht unbedingt zu Luthers Formeln bekannte; die Strasburger und ihre Collegen von Ulm, Augsburg, Memmingen verstanden sich auch wirklich dazu, obgleich versprochen worden war, dass ohne Vorwissen der Schweizer nichts eingegangen werden sollte; sie unterschrieben mit den Deputirten der übrigen Städte die ihnen vorgelegten Artikel; aber die Schweizer traten, ungeachtet ihre Obrigkeiten den Beytritt gern gesehen hätten, nur damit man einmal an ein Ende komme, und nicht mehr so viel Unkosten habe, um so weniger ihnen bey, da Luther den Verdacht geäussert hatte, ob sie es wohl bey dem, was sie zugaben, *redlich* meynten; Luther sollte nicht über sie herrschen; *Mykonius* kam jedoch in Verdacht, dass er sich auf die Lutherische Partey hinneige. Weil inzwischen doch etwas geschehen sollte, damit es nicht scheine, dass man absichtlich getrennt bleiben wolle, ward Luther'n eine von Bullinger entworfne weitere Auseinandersetzung der Lehre der Schweizer zugesandt, in welcher man sich offen und anständig, aber nicht unterwürfig gegen ihn erklärte. Zu Schmalkalden beruhigte man sich dabey, und Luther schrieb nach einiger Zeit artig und freundlich an die Schweizer: der göttlichen Allmacht wollte er es befohlen seyn lassen, wie denn eigentlich der Leib und das Blut Christi im Abendmahl uns gegeben werden; doch schrieb er zugleich an den Bürgermeister *Meyer* zu Basel, er möchte dafür sorgen, dass die Schweizer „*die ruhenden Vögel nicht wieder verscheuchen.*" Zwischen den Predigern und den Professoren zu Basel entstanden in der Folge wieder neue Collisionen, weil darüber gestritten ward, ob die Kirche der Universität, oder diese jener einverleibt und unterzuordnen sey, und *Mykonius*, der für die Kirche stritt, fand an *Amerbach* und *Carlstadt* heftige Gegner; auch ward ihm sonst noch seine Amtsführung auf mannichfaltige Weise verbittert. Der zu Basel ausgeübte und häufig angefochtene Kirchenbann gab zu vielen Verdriesslichkeiten Anlass; die weltlichen Behörden beschränkten die Befugnisse der Synode und der Stadtpfarrer; sogar der Kirchenrath ward aufgehoben. „Kühn darf ich behaupten, schrieb *Mykon* an *Megander*, dass kaum ein evangelischer Ort sey, wo die Pfarrer so gering geschätzt werden, als zu Basel." Zu diesem allem kam noch die Pest, welche grosse Verwüstungen anrichtete; auch der Bürgermeister *Jak. Meyer* und *Simon Grynäus*, Freunde von *M.*, starben daran; zwar befreyte ihn die Seuche zugleich von seinem Gegner, *Carlstadt* (1541). Späterhin erneuerte sich wieder der Verdacht gegen ihn, dass er in Ansehung der Abendmahlslehre nicht mehr ganz schweizerisch rechtgläubig sey, und auch diess zog ihm neuen Verdruss zu. Unter den Zeitbegebenheiten drückte ihn, der Nähe wegen, keine so sehr nieder, als die Uebergabe von Constanz an den Kaiser. Ausserdem ward sein Körper von der Gicht stark mitgenommen, die ihm bald das Gesicht und Gehör schwächte, bald ein schmerzliches Podagra zuzog. Ein jüngerer College verdunkelte ihn als Prediger; ein andrer Amtsgenosse zog sich von ihm zurük. Im Frühling von 1551 traf ihn auf der Kanzel ein Schlagfluss. Von neuem brach die Pest wieder aus, und *M.* ward abermal davon angegriffen; am 14ten October 1552 ward er ein Opfer der verheerenden Seuche; wenige Wochen darnach starb auch seine Wittwe daran; er ward in dem Kreuzgange des Münsters beygesetzt, wo früher schon *Oekolampad*, *Jakob Meyer*, *Simon Grynäus* ihre Grabstätte gefunden hatten. Die zum Andenken an seine Verdienste verfertigte Grabschrift lautet so: *C. S. — Oswaldus Myconius, Lucernas, qui post egregiam, in juventutem patriae suae probatam, operam, praeconis evangelii munere apud Tigurinos suscepto recteque curato, ecclesiam Basileensem annos viginti verbo veritatis fideliter pavit, a D. Oecolampadii, antecessoris vestigiis nullatenus deflectens, cursus sui bene peracti brabeion inter superos tulit, anno MDLII. idibus Octobris.* In Ansehung des Einzelnen müssen wir auf das schätzbare Werk des Vfs. selbst verweisen. Es schildert uns freylich keinen grossen, aber einen sehr braven und um die Reformation mannichfaltig verdienten Mann, einen treuen, arbeitsamen, unermüdeten Gehülfen der Reformatoren, der als Verbreiter eines bessern Erkenntnisses viel gewirkt und geduldet hat. Der grosse Mann, der nach Zwingli's Tode die Seele aller Verhandlungen in Ansehung der gereinigten Lehre und der auf das Bekenntniss derselben gegründeten neuen Kirchenverfassung in der Schweiz war, ist unstreitig, wie es auch aus vorliegender Schrift deutlich hervorgeht, *Heinrich Bullinger*, und wir möchten den Vf. angelegentlich bitten, sich durch eine Biographie dieses in der Reformationsgeschichte der Schweiz hervorragenden Mannes ein neues Verdienst um die helvetische Kirchengeschichte zu erwerben. Heinrich Bullinger's Lage war nach Zwingli's Tode gewissermassen noch schwieriger, als die seines Vorgängers, und wenn man auch nur einigermassen

maſsen die Schwierigkeiten kennt, mit denen er zu kämpfen und die er zu überwinden hatte, ſo erſtaunt man, daſs er denſelben gewachſen war. Nicht leicht kann es aber einem Gelehrten in der Schweiz ſo leicht, als Hn. *A.* ſeyn, dieſe Arbeit zu übernehmen; ein Theil von Bullinger's Wirkſamkeit iſt ihm ſchon durch das Studium des Lebens von Mykonius geläufig, und die Quellen, aus denen er das Weitere ſchöpfen kann, findet er in der Nähe. Möchte er ſich von uns erbitten laſſen, dieſem vortrefflichen Manne, von deſſen Leben er bereits eine genauere Kenntniſs, als mancher andere, haben muſs, ein ſeiner würdiges Denkmal zu ſetzen. Der Helvetismen, denen wir hier und da begegneten, ſo wie einiger Fehler des Stils gedenken wir vorzüglich darum, weil uns der Vf. bey ſeiner Liebe zu kirchengeſchichtlichen Forſchungen berufen zu ſeyn ſcheint, dem Publicum noch mehrere Früchte ſeiner edel angewandten Muſse mitzutheilen; hier ein kleines Verzeichniſs. *Aberwille* (Abneigung), *Häſſer* (Haſſer), *beede* (beide), *Zweytracht* (Zwietracht), *vorgebogen* (vorgebeugt), *auftrette* (auftrete), *falſcher Wahn* (Wahn). *Thomas Platerus* wird im Deutſchen wie *Platter*, nicht *Plater* ausgeſprochen, und darum beſſer auch *Platter* geſchrieben. *Der Ruf zog ihm Schüler zu* (der R. erwarb ihm Schüler); *man verbot ihm, Luthers Namen nicht zu nennen* (Luthers Namen zu nennen); *es durfte weder in den Waldſtätten noch zu Zug kein Prieſter ſeiner erwähnen* (irgend ein Prieſter u. ſ. f.); *ein Knabe, deſſen Fleiß der Lehrer mit Verwunderung ſahe, und klug lieber ſeine Lernbegierde mäßigte, als* u. ſ. f. (betrachtete, und lieber mäſsigen als über die Gebühr anſpornen wollte); *ſie rückten mit Macht in das Feld, ohne dieſelbe, auch im Augenblicke der höchſten Gefahr* [*nicht*], *zum allgemeinen Beſten zu gebrauchen; die Leute* (den Leuten), *welche an ſonderbaren Meinungen Freude hatten, und dieſelben andern aufdringen wollten, wich er aus* (dieſer Gedanke ſcheint nicht richtig ausgedrückt zu ſeyn; man geht denjenigen zwar gern aus dem Wege, die ihre Meinungen andern *aufdringen;* aber an ſonderbaren, von dem Gewöhnlichen abweichenden, Meinungen *Freude* zu haben, iſt ſo übel nicht; wer daran Vergnügen findet, iſt, alles übrige gleich gerechnet, intereſſanter, als wer ſich nur an das Gangbare hält); *er war zu einfach, die neuen Dogmen zu begreifen* (um die neuen u. ſ. f.); *dummes Zeug* (im edlern Stil ſagt man lieber: Ungereimtheiten). — Wer mag der „durch Schlauheit, Rohheit und irreligiöſen Sinn" ſich auszeichnende Mann geweſen ſeyn, der nach der unglücklichen Cappelerſchlacht zu Zürich das Haupt einer das Papſtthum wieder einführen wollenden Faction war? — Eine *Ueberſicht* des Inhalts der Abſchnitte wird ſehr vermiſst; das Nachſchlagen wäre ſehr durch eine ſolche Anzeige erleichtert worden, und wenn ein Viertelbogen daran gewandt ward, ſo reichte man damit aus.

SCHÖNE KÜNSTE.

Halle u. Leipzig, b. Ruff: *Die Grafen von Eichthal, oder die ungleichen Brüder.* Ein Familien-Gemälde von dem Vf. des *Carl von Horſt.* 1810. 340 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die ungleichen Brüder figuriren in dieſem Romane bloſs im Anfange, und treten bald in den Schatten zurück, um einer gewöhnlichen, ſehr rührenden, Liebes-Geſchichte Platz zu machen, welche ihr Vetter, ein junger Graf von *Eichthal*, mit einer Gräfin *Brentano* beginnt, und welche der Vf. bald im epiſchen, bald im dramatiſchen Stil, wie ihm eben die Laune kommt, und bald im ernſten, bald im ſchalkhaften Tone — bis zur endlich erfolgten Hochzeit auserzählt. Iſt die Geſchichte, wie der Autor verſichert, *wahr*, ſo hat doch ſeine Kunſt ſie nichts weniger als *wahrſcheinlich* zu machen vermocht, und ſo geht ſeinem Gemälde — im *Ganzen* — die Hauptſache ab, nämlich richtige Zeichnung und Farbe. Der Vf. ſcheint dieſs ſelbſt einmal gefühlt zu haben. Er meynt (S. 112.): „wahrſcheinlich mag es für manches hochkritiſche (!) Ohr ziemlich *romanhaft* klingen, daſs die Liebe hier ſo plötzlich ſich zweyer Herzen bemeiſtert haben ſoll. Aber (ſetzt er ſchalkhaft hinzu) wir können auf Pflicht eines ehrlichen Autors verſichern, *daſs die Geſchichte ſich buchſtäblich ſo zugetragen hat*, wie wir ſie erzählen!" — Nun, wer *da* nicht glauben will, der hat wenig Zutrauen zu dem Vf.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Schulen.

Dresden.

Am 6ten Dec. v. J. feyerte hier Hr. M. *Chriſtoph Joh. Gottfr. Haymann*, Rector der Annen-Schule, ſein Amtsjubiläum. Bey dieſer Gelegenheit lieſs der verdiente Greis einen Bogen, betitelt: *Dank an Gott nach erlebtem Amtsjubiläum*, drucken, den man nicht ohne Theilnahme leſen kann. Es wird indeſſen nicht die letzte Frucht ſeines vieljährigen Fleiſses ſeyn: denn, ungeachtet er über die Abnahme ſeiner Kräfte zu klagen hat, die ihn zur fernern Verwaltung ſeines Amtes an der gedachten Schule unfähig macht, die jetzt in eine Bürgerſchule umgeſchaffen werden ſoll: ſo dürfen wir doch einer Fortſetzung ſeines claſſificirten Verzeichniſſes der *Dresdner Schriftſteller und Künſtler* erwarten, welche die Freunde der Literatur und Kunſt aus einer Stadt, die jetzt neues Intereſſe gewonnen hat, mit Vergnügen aufnehmen werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1814.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Giessen, b. Heyer: *Hymnen der Griechen*, übersetzt von *August Follenius* und *Konrad Schwenk*. — *Erstes* Bändchen. *Die Homerischen Hymnen*.

Auch unter dem Titel:

Die Homerischen Hymnen, übersetzt u. s. w. 1814. 88 S. 4.

Wir hofften zwar bisher immer noch, und haben auch unsre Hoffnung noch nicht aufgegeben, die Homerischen Hymnen von derjenigen Meisterhand verdeutscht zu erhalten, die uns die Iliade und Odyssee auf eine so unübertreffliche, vielleicht vom Uebersetzer selbst nur, der, wie wir hören, die Feile an seiner Arbeit immer noch nicht aufgegeben hat, übertreffliche Weise mittheilen wollte. Indess sind auch Versuche von jüngeren Händen willkommen, zumal, wenn sich in ihnen ein so rühmliches Bestreben, wie in dem vor uns liegenden, offenbart, den strengeren Anfoderungen, die man jetzt mit Recht an ein solches Unternehmen machen darf, zu genügen. Denn wenn gleich die *Christian Stolberg'sche* Verdeutschung der Hymnen des Homer, zumal für die Zeit, wo sie erschien (1782), als eine geistreiche, in den Charakter dieser Gedichte glücklich eingehende Arbeit gerühmt zu werden verdient, wenn sie gleich jetzt noch viel Schätzbares und Brauchbares hat, ja, wir gestehen es aufrichtig, in mancher Rücksicht der hier anzuzeigenden neuen Uebersetzung vorgezogen werden darf: so läfst sie doch, besonders von Seiten des Hexameterbaues und des gesammten metrischen Verdienstes, noch zu viel zu wünschen übrig, als dass nicht Versuche, sie hauptsächlich hierin auch zu übertreffen, Aufmunterung verdienen sollten. Und gerade darauf scheinen es uns auch die beyden jungen Männer, die, wie sie sich zur Verdeutschung der griechischen Hymnen überhaupt vereinigt haben, nun mit den sogenannten Homerischen beginnen, mit Fleiss und Ernst angelegt zu haben. Dieser Fleiss und Ernst ist keineswegs in den vor uns liegenden Uebersetzungen zu verkennen. Sie sind mit einem sorgfältigen Studium der prosodischen und metrischen Regeln, so wie überhaupt der neueren Verdeutschungstheorie, so wie sie sich in Lehre und That hauptsächlich nach *Vossens* Vorgang ausgesprochen hat, und mit einem sichtbaren Bestreben, den Geist des Urbilds auch in seinen kleineren Eigenthümlichkeiten darzustellen, gearbeitet; nur fürchten wir fast, eben dieses vielleicht oft zu ängstliche Bestreben habe seine Spuren zu wenig verbergen können und in vielen einzelnen Partieen wenigstens zu viel von derjenigen Härte und Ungelenkigkeit zurückgelassen, die sich mit der Idee einer guten Uebersetzung, die in der treuen Nachbildung die Freyheit des Nachbildenden nie verleugnen, ihren Schein wenigstens immer erhalten, vorzüglich aber nie den Rechten unseres Sprachgenius etwas vergeben soll. Auch kommt eine angebrachte Neuerung den Verfassern, nach unserm Urtheil, wenig zu Statten. Sie ist die Einführung alterthümlicher Worte und Sprachformen in unsre neugebildete Sprache, wie sie zum Theil im Nibelungenlied und andern altdeutschen Gedichten gebraucht werden. Die Entschuldigung, welche die Vff. daher für sich anführen, die selbst griechisch-alterthümliche Sprachform des Homer werde diese Freyheit zulassen, taugt darum nach unsrer Einsicht nichts, weil dort nicht so viel Modernes mit Altem versetzt ist, wie hier, und auf diese Weise das Ganze immer einen fremden ungleichartigen Zuschnitt gewinnt. Ist, wie wir eingestehn müssen, von dieser Freyheit schon seltner Gebrauch gemacht worden, so begegnet man doch seiner Anwendung beynahe in jeder, auch in der kleinsten Hymne, und wir fanden denselben nicht minder störend. Wir rechnen dahin Ausdrücke, wie folgende: *Maid*, *Stade* für *Gestade*, *Stral* für *Pfeil*, *Luge* (σκοπιά) S. 3. — *Lugend* (*der lugende Argoswürger* S. 9), *Heerdenluge* S. 73. (μηλόσκοπος), *Bühel* — öfter gebraucht, wie z. B. S. 73. (*der jeden erloos der beschneyeten Bühel* — ὃς πάντα λόφον νιφόεντα λέλογχε — wo zugleich das Imperf. *erloos* für erloosete uns eben so unrichtig dünkt, als das anderwärts gebrauchte *furchte* für *fürchtete*), *begunnte* u. s. w. Die Adverbia *allsammt*, *allwärts* u. s. w. möchten noch zu entschuldigen seyn, aber ob die Hauptworte *Lanzener*, *Bogener*, *Bogner*, *Silberbogner* zuläfsig sind, zweifeln wir sehr: denn sie haben nicht einmal alte Autorität, auch spricht die Analogie gegen sie, wie man schon *Bürger'n*, der zuerst das selbstgebildete Wort *Silberbogner* (Apollo) einzuführen versuchte, mit Recht entgegnet hat: denn *Bogner*, *Lanzner* u. s. w. sind nach der Analogie *Küfner* (wer Kufen macht, eigentlich Leute, die Bogen oder Lanzen verfertigen, und die Dehnung *Bogener* und *Lanzener* missfällt wenigstens unsern Ohren noch mehr. Die Vff. lieben aber solche Dehnungen in den Handlungsworten besonders, wie *schüttelen* S. 67., *verschleußet* den Köcher. Ein andermal müssen dann auch wieder die Ohr beleidigenden Zusammenziehungen, wie *beharrn* S. 67. u. s. w. aus der Noth helfen. Von selbstgebildeten Worten finden sich mehrere, die aber nicht alle glücklich sind. So möchten wir z. B. *Huldgender*

der S. 72 nicht zur Nachahmung empfehlen, wovon in der altdeutschen Sprache nur das einfache *geuden* sich findet; auch das oft gebrauchte Wort *grat*, *berggrat* (ὄρος αἰπύ) für Spitze, Anhöhe, scheint uns mit dem übrigen oft sehr künstlich neudeutschen zu sehr zu contrastiren. Versetzungen, die gegen den gewöhnlichen Sprachgebrauch anstoßen, wie: *Unheil her führte sie* statt *Unheil führte sie her* S. 67., *hin jaget' er* st. *er jagete hin* S. 73., wissen wir auch nicht zu billigen.

Auf das Metrum und die Abschnitte ist, wie wir schon bemerkt haben, viel Fleiss verwendet worden; doch kommen Hexameter vor, welche die *Vossische* Theorie nicht als echt würde erkennen, und die, wenn wir auch dieser nicht wollten unbedingt huldigen, dem Ohre gewiss nicht schmeicheln, wie z. B.

S. 77: Einzig des Festtags | Männer auf Erden ja | und Citharoeden.

S. 84: Schön aus | klarem | Gold und in | die durchbohreten Oehrlein.

S. 80: Doch um den *Schwanenhals* und die silbernen Brüstelein ringsum
Schmückten mit güldenen Ketten sie selbige, *womit* die Here u. s. w.

Indessen bilden immer die wohltönenden, dem Rhythmus des Originals glücklich sich anschmiegenden, bey weitem die Ueberzahl. Man vergleiche z. B. nur mit dem Original den trefflichen Eingang der zweyten Hymne an Apollo den Pythier, die bey *Stolberg* noch unabgesondert, durch eigene Aufschrift wenigstens, mit der Hymne an Apollo fortläuft:

O Fürst! Lykias Aue und der holden Meonia waltest
Und Miletos du ob, der wonnigen Stadt an dem Meerstrand;
Delos beherrschest du dann, die ringsumwogte mit Obmacht! —
Sieh es entwallt anjetzo der Sohn der gepriesenen Leto,
Spielend die wölbige Laute, zur felsumstarreten Pytho
Prangend in Himmelsgewand süßduftigen. Aber der Laute
Unter dem güldenen Schlägel enttöneten wonnige Klänge.
Drauf von der Erden empor zum Olympos sich, wie der Gedanke,
Schwinget er, hin zum Hause des Zeus und der Götterversammlung.
Doch den Unsterblichen lieget sogleich die Guitarr' und Gesang ob.

Ὦ ἄνα, καὶ Λυκίην καὶ Μηονίην ἐρατεινὴν
Καὶ Μίλητον ἔχεις, ἔναλον πόλιν ἱμερόεσσαν
Αὐτὸς δ' αὖ Δήλοιο περικλύστου μέγ' ἀνάσσεις.
Εἶσι δὲ φορμίζων, Λητοῦς ἐρικυδέος υἱὸς
Φόρμιγγι γλαφυρῇ πρὸς Πυθὼ πετρήεσσαν
Ἄμβροτα εἵματ' ἔχων τεθυωμένα· τοῖο δὲ φόρμιγξ
Χρυσέου ὑπὸ πλήκτρου καναχὴν ἔχει ἱμερόεσσαν.
Ἔνθεν δὲ πρὸς Ὄλυμπον ἀπὸ χθονὸς, ὥστε νόημα,
Εἶσι Διὸς πρὸς δῶμα, θεῶν μεθ' ὁμήγυριν ἄλλων.
Αὐτίκα δ' ἀθανάτοισι μέλει κίθαρις καὶ ἀοιδή.

Wir lassen den griechischen Text hier folgen, um dem Leser zugleich auch das Urtheil über den philologischen Werth dieser Uebersetzungen, der keineswegs gering ist, zu erleichtern, wenigstens anzudeuten. Dass wir in dieser Rücksicht nicht überall mit dem Vf. einstimmig sind, ergiebt sich aus der Natur solcher Bearbeitungen, wo bey schwierigern Stellen der Sinn immer bestritten bleibt, von selbst. Genug, dass sie bey weniger bestrittenen dem Kenner der griechischen Sprache immer werden genügen. Oft mag auch der Zwang des Metrums beygetragen haben, dass diese oder jene Stelle, dieser oder jener Ausdruck weniger eigentlich oder richtig konnte gegeben werden. So hätten wir in oben angeführter Hymne ἀφραδέες V. 14. nicht *sinnlos*, was die Bedeutung des Wortes hier nicht wohl seyn kann, gegeben; aber wohl *unberathen*, oder *rathlos*, was sich in das Metrum ganz gut gefügt hätte. S. 77. *Wohnungen* (θαλάμαι) *macht auf mir der Polyp, schwarzvliessige Robben* (φῶκαι μέλαιναι) *bauten auf mir dann sichre Behausungen* (οἰκία ἀκηδέα). Das Letzte finden wir zwar nach *Ilgen* gegen *Ruhnken's* Erklärung richtig gegeben, aber ob θαλάμαι hier bloss allgemein *Wohnungen* bedeute, zweifeln wir sehr. Offenbar ist von einem Ansiedeln *für die Brut* die Rede, was ausgedruckt seyn sollte. S. 97. ist λευκώλενος, durch *schneeig* gegeben, wenigstens sehr unbequem:

„*Denn sie sass auf der Höhe des Olympos in goldnem Gewölke;*
„Durch der Here Belistung, der *schneeigen*, welche sie abhielt,
Wegen des Neids — —
Warum nicht?
— — — — —
„*Durch die Here belistet, den lilienarmigen Neid hielt diese zurück.*"

Mehreres unterdrücken wir. Mit Vergnügen erwarten wir die Fortsetzung, der ein Commentar beygegeben werden soll.

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Apollonii Rhodii Argonautica*, ex recensione et cum notis *Rich. Fr. Phil. Brunckii*. Editio nova auctior et correctior. Accedunt Scholia graeca ex Codice Biblioth. Imperial. Parif. nunc primum evulgata. Tomus *I.* 1810. XII u. 410 S. Tomus *II.* 1813. XVI u. 709 S. 8. (4 Rthlr. 12 Gr.)

Die häufige Nachfrage nach den *Brunckischen* Ausgaben griechischer Dichter, welche zum Theil nicht mehr im Buchladen zu haben waren, veranlasste den, um die Beförderung der humanistischen Literatur sehr verdienten Verleger, auf eine Wiederholung derselben zu denken. Die Wahl fiel zuerst auf den *Apollonius Rhodius*, dessen Revision er Hn. Prof. *Schäfer* übertrug, und auf den *Aristophanes*, den Hn. Hofr. *Seidler* zu bearbeiten übernommen hat.

Der *erste* Band des Apollonius enthält den *Brunckischen* Text in einem gefälligen Aeussern, getreu wiederholt, und, wie es der Plan des Verlegers forder-

derte, ohne alle Veränderung. Daher ist auch das, was jetzt als unrichtig erkannt ist, wie die Weglassung des paragogischen ν in der Arsis, und anderes, was dem ersten Herausgeber eigenthümlich ist, unverändert geblieben. Der Druck ist übrigens so genau, wie man in den von *Schäfer* besorgten Ausgaben zu finden gewohnt ist. Die *Brunckischen* Anmerkungen sind sämmtlich wiederholt, und die der Appendix (*Appendix variarum lectionum, notarum et emendationum* S. 207—243.) an die gehörigen Stellen eingeschaltet. Aus seinen eignen Schätzen hat der gelehrte Herausgeber, was wir bedauern, nichts beygefügt.

Was aber auch den Besitzern der ältern Ausgabe überaus erfreulich seyn muss, ist der Inhalt des zweyten Bandes, welcher die Vorrede des trefflichen Herausgebers, die ältern edirten und die Pariser unedirten Scholien, und fünffache Indices enthält. Schon die Wiederholung der ältern, so lang vermissten und höchst inhaltreichen Scholien, die allein der kostbaren Oxforder Ausgabe (1777. 4. und 1778. 8.) einen Werth geben, würden den Freunden des Apollonius und der alten Gelehrsamkeit überhaupt höchst erwünscht gewesen seyn; wie vielmehr aber ist es der lang erwartete und oft verheissene Abdruck der in einer Pariser Handschrift erhaltenen, durch *Ruhnkenius* und andrer Kritiker Anführungen bekannt gewordenen Scholien. Dem Herausg. wurden sie von *Heyne* mitgetheilt (*viro prolixissimae ad literas, quacunque posset ratione juvandas voluntatis*), welcher, ehemals selbst auf eine Ausgabe des Apollonius sinnend, einen Schatz von Hülfsmitteln gesammelt hatte, von welchem Hr. *S.* aber nur die Abschrift der Scholien (*apographum integrum Scholiorum, quae Codex Parisinus 2727 complectitur ab Anonymo factum*) benutzte. Diese Abschrift war unter *Ruhnkenius* Augen gemacht, und von diesem, nebst einem Exemplar der *Stephanischen* Ausgabe, mit den hauptsächlichsten Varianten jener Scholien, von *R.* eigner Hand, an *Heyne* gekommen. Dieses Apographum ist hier mit allen seinen Fehlern — die sich wahrscheinlich eben so in der Pariser Handschrift finden — auf den ersten 340 Seiten abgedruckt, ohne dass jene in den Anmerkungen überall angezeigt oder verbessert wären. Denn die Verbesserung derselben ist leicht durch die Vergleichung der edirten Scholien; und wo diese sie nicht bieten, wird der Leser durch Fingerzeige des Herausg. auf den Weg der eignen Verbesserung geführt. Uebrigens wird, wer die Beschaffenheit alter Scholien kennt, sich nicht wundern, hier ein und dasselbe zweymal, oft mit denselben Worten oder geringer Verschiedenheit zu finden; auch nicht über unnütze Vertheuerung des Werkes klagen, da eine genaue Anzeige der Abweichungen, wenn sie auch möglich gewesen wäre, woran zu zweifeln steht, ebenfalls, bey weit grösserer Unbequemlichkeit des Lesers, vielen Raum eingenommen haben würde. Eher möchte man wünschen, dass, wie es in dem *Heyne'schen* Pindar und dem Sophokles von *Erfurdt* geschehen, die edirten und unedirten Scholien zu jeder Stelle neben einander gesetzt, und so die Uebersicht und Vergleichung erleichtert worden wäre. Jetzt ist dem, der die Scholien neben dem Dichter lieset, das Aufsuchen an zwey verschiedenen Stellen oftmals beschwerlich.

Beide Abtheilungen sind von zahlreichen Anmerkungen des gelehrten Herausgebers begleitet, der uns in allen seinen Ausgaben durch den Reichthum seiner Gelehrsamkeit, die Schärfe seines Urtheils und die glücklichen und leichten Verbesserungen verdorbener Stellen erfreut. Gleich in der Vorrede S. XV. wird die Form διπλός, statt διπλόος, gerettet, und mit ἔπιπλος, δίκρος und δορυξὸς verglichen. Ueber die Verwechslung von λειμὼν und λιμὴν S. 160., über die Construction von ὁμώνυμος und ἐπώνυμος S. 168., über die Bedeutungen der Adjectiven auf ωδης und οεις S. 190., über ὁ und ἡ δοκός S. 206., über die nur dem *Singulari* des *Perfecti passivi* zukommende Endung —νται S. 208., über καὶ οὐ für ἀλλ' οὐ S. 218., über παραγράφειν und παραποιεῖν für *nachahmen*, wie auch παρὰ *c. accusativo*, um eine Nachahmung zu bezeichnen, S. 228. und so vieles andre. Zusätze und Verbesserungen der griechischen Wörterbücher finden sich auch hier in grosser Menge, wie in des Herausgebers andern Werken.

Angehängt sind folgende Indices: 1. *Ind. Scriptorum in Scholiis citatorum.* Nur, was wir beklagen, über die edirten Scholien aus der *Harlesischen* Ausgabe der *Bibliotheca graeca*. Zu einem neuen gebrach es dem H. an Zeit. (*Hunc novum, sane utilissimum, omnibus si numeris absolutus sit, sed plurimi opus nec facillimi laboris, quandoquidem critica Scholiorum perpolitio antecesserit oportet, expectamus a futuro editore Argonauticorum.* Praef. XV.). 2. *Index Scriptorum in Notis tractatorum.* 3. *Index Graecus in notas*, mit Bezeichnung der in den Wörterbüchern fehlenden Wörter, vom Herausgeber, welcher auch hier an vielen Stellen gelehrte Bemerkungen und Verbesserungen eingewebt hat. 4. *Jo. Jac. Reiskii Index geographicus in Scholia.* 5. *Ejusdem Index Historicus in Scholia.* 6. *Ejusdem Index glossematicus in Scholia.* Dass sich die drey letzteren nur auf die ältern edirten Scholien beziehen, bedarf keiner Erinnerung.

LITERATURGESCHICHTE.

LANDSHUT, gedr. b. Thomann: *Dem Andenken des Königlich-baierschen geistlichen Raths, und öffentl. ordentl. Professors des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte an der Ludwig Maximilians-Universität zu Landshut, Dr. Anton Michl* gewidmet von Dr. *Franz Xaver Krüll*, königl. baier. Hofrathe und öffentl. ordentl. Professor der Rechte, Ritter des Civilverdienstordens der baier. Krone. 1813. 16 S. 4.

Der Vf. hatte Gelegenheit, als Testaments-Executor, bey der Verlassenschafts-Inventur verschiedene

dene Papiere des Verblichenen einzusehen. Aus diesen Quellen und aus einigen auf andern Wegen ihm bekannt gewordenen Nachrichten setzte er seinem Collegen dieses biographische Denkmal. *Anton Michl* war am 23. April 1753 zu Ebersberg in Baiern geboren, wanderte aber schon im sechsten Jahre seines Alters mit seinen Aeltern nach Freising, wo er seinen ersten Unterricht von dem zu seiner Zeit berühmten deutschen Schulmanne *Rebstock* erhielt. Den Wissenschaften widmete er sich hierauf in dem Benedictiner-Lyceum zu Freising mit solcher Auszeichnung, dass er nach Vollendung der philosophischen Curse als Repetitor der Philosophie angestellt wurde. Nachdem er am 1. Jun. 1776 zum Priester ordinirt worden, gieng er nach Ingolstadt, bildete sich auf der dortigen Universität in der Jurisprudenz und Kirchengeschichte aus, und erhielt im dritten Jahre die juristische Licentiatenwürde. Seine juristische Probeschrift ward für so gelehrt geachtet, dass man beschloss, sie als ein Muster in dem Universitätsarchive niederzulegen. *Michl* hatte die nachdrücklichste Versicherung höchster Gnade von dem Fürsten Bischofe zu Freising erhalten. Allein als er von Ingolstadt zurückkam, ward ihm das Priesterhaus zu Dorfen beschieden; in der Folge wurde er nach Miesbach als Pfarrprovisor, und Conferentiar des dortigen Priesterhauses berufen. Eine ziemlich nahe Hoffnung zur Erlangung einer Professur des Kirchenrechts zu München oder Amberg wurde vereitelt, da der Kurfürst Karl Theodor den Unterricht in allen baierischen Gymnasien und Lyceen den Ordensgeistlichen überliess. Endlich ward *M.* von seinem Fürsten als Hofmeister der jungen Freyherrn von Welden angestellt, und erhielt am 22. April 1781 das Decret als Freisingischer Hofcaplan und Beneficiat bey St. Johann Baptist. Die Einkünfte des Beneficiums behielt jedoch der Fürst Bischof zurück, bis *Michl* zu einem Canonicat würde befördert seyn. In der Folge erhielt aber derselbe weder Canonicat noch Geld, sondern wurde im J. 1784 als Director des bischöflichen Alumnats in Freising angestellt, wo er durch Unterricht und humane Leitung der Alumnen sich unvergesslich machte. Eine historisch-juristische Deduction über die den bischöflichen Rechten widerstreitende Aufhebung des Klosters Indersdorf, die er vermöge eines von seinem Fürsten Bischofe erhaltenen Auftrages verfertigt hatte, verschaffte ihm auf einer Seite ungetheilten Beyfall, zog ihm aber auf der andern den Groll des damaligen geistl. Raths-Directors zu Freising, welchen man aus Gründen in dieser Sache nicht zu Rathe gezogen hatte, in so hohem Grade zu, dass ihn derselbe bey dem Fürsten Bischofe als einen gefährlichen Illuminaten angab. Der Beklagte beruhigte jedoch den Fürsten durch eine Rechtfertigung und durch Ausstellung eines Reverses, dass er am Illuminatismus künftig keinen Theil nehmen wolle. Einen um diese Zeit erhaltenen Ruf als Hofprediger nach Stuttgart schlug er aus, um nicht zu weit von seinen der Unterstützung bedürftigen Aeltern entfernt zu seyn; nahm aber dafür die Stelle eines Hofmeisters bey dem Grafen von Lösch an, mit dessen Sohne er im zweyten Jahre nach Burghausen kam, wo er am 28. Octbr. 1786 von der sittlich-ökonomischen Gesellschaft mit dem Diplom als Mitglied beehrt wurde. Da sich aber bey dieser Hofmeisterstelle seine Aussichten auf eine vollkommene Versorgung immer mehr verdunkelten, beschloss er, sich der Seelsorge zu widmen, und erhielt im J. 1788 die Cooperatur zu Hohenkammer, und 1789 die bessere zu Einspach. Eine Vertauschung seines bisher durch einen Commendisten versehenen Beneficiums zu Freising gegen die Pfarrey zu Randelgried bey Altomünster, welche im J. 1791 zu Stande kam, verbesserte sein Schicksal nicht. Vier Mal wurden seitdem in seinem abgelegenen Pfarrhause räuberische Anfälle, wiewohl vergeblich, versucht; im J. 1799 wurde er endlich ganz ausgeplündert. Er suchte daher in diesem Jahre, da eben der Universität zu Ingolstadt ein neues Leben verschafft werden sollte, um das öffentliche Lehramt des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte an, und erhielt es. Als Professor, als Mitglied der Juristen-Facultät, als Senator, und als Assessor des Spruchcollegiums bewies er eine achtungswürdige Thätigkeit. Mehrere von ihm ausgearbeitete juridische Responsen sind in *Nic. Thad. Gönners Rechtsfällen*, Landshut 1801. u. s. w. abgedruckt. Er starb am 12. März 1813, und hinterliess Excerpte aus mehr als tausend der besten ältern und neuern Werke. In dem Verzeichnisse der gedruckten Schriften des Verstorbenen finden wir einige, die in *Meusels gelehrtem Deutschland* fehlen. Dahin gehören: *Klaglied eines baierischen Jeremias in der Chorwache des Jahrs* 1778. — *Der heilige Franz von Assis war kein Narr, wie die Herren Protestanten Spittler und Zimmermann glauben.* Ohne Druckort 1794. Und: *Kurze Uebersicht des katholischen Kirchenrechts. Erste* und *zweyte* Abtheilung. Landshut 1805. Hingegen fehlen auch in dieser Denkschrift, so wie in *Meusels gelehrtem Deutschland*, die von *Michl* verfasste Schrift: *Maria zu Dorfen, eine Zuflucht der Sünder. Authentische Nachrichten von dem neuesten Noviziate der Jesuiten zu Dorfen in Baiern. Aus Originalbriefen.* 1782. Und: *Michl's christliche Kirchengeschichte, zweyter* Band. Enthält Zusätze zum *ersten.* München 1811.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1814.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodische Schriften.

Anzeige

von Hrn. Professor Dr. *Gilbert's Annalen der Physik und der physikalischen Chemie*, Jahrgang 1814.

Diese allgemein bekannte und geachtete Zeitschrift wird auch in dem nächsten Jahre monatlich regelmässig erscheinen. Die neuesten, sehr wichtigen Entdeckungen über die schwingenden Bewegungen der farbigen Lichttheilchen, über Kälte-Erzeugung von — 180° F. und das Gefrieren und Krystallisiren absolut reinen Alkohols, über die Zusammensetzung des Stickstoffs und seiner Producte, über die wundervollen Lichtgebilde des Himmels, über die Natur der Gasarten und Dämpfe u. s. f., welche in den *ersten* Heften erscheinen werden, mögen Bürge seyn, für das Interesse, welches für den wissenschaftlichen Leser auch dieser Jahrgang einer Zeitschrift haben wird, die nun schon 15 Jahre lang ununterbrochen fortgeht, und was in dieser an Entdeckungen reichen Zeit in den beiden Zweigen der Physik, der mechanischen Naturlehre und der Chemie, allgemein Eingreifendes geschehen ist, auf eine ausgezeichnete Art dargestellt enthält. Der Preis des Jahrgangs bleibt unverändert 6 Rthlr. 16 gr. Wer als Theilnehmer eintritt, wird von mir die in meinem Verlag erschienenen 15 Bände der *Neuen Folge* zu sehr billigen Bedingungen erhalten.

Leipzig, im December 1813.

Joh. Ambr. Barth.

Anzeige,

das *Journal der Reisen* betreffend.

Das *Journal der Reisen*, welches seit seinem Beginnen im Jahre 1807 ununterbrochen erschien, konnte im Jahr 1813 theils wegen der eingetretenen Hindernisse nicht versandt, theils auch wegen der Privatverhältnisse der Verlagshandlung nicht so zu drucken fortgesetzt werden, dass bey Eröffnung des Postenlaufes alle rückständige Monatshefte vom Jahre 1813 hätten nachgeliefert werden können. Der Herausgeber muss daher dem Publicum hiermit anzeigen, dass er sich, aus obigen Gründen, genöthigt sieht, auf das Erscheinen des Jahrgangs 1813 des Journals der Reisen gänzlich Verzicht zu leisten. Für das Jahr 1814 wird er aber mit demselben wieder in der alten Ordnung auftreten, da der Postenlauf in einem grossen Theile Deutschlands hoffentlich bald wieder hergestellt seyn wird und er den Verlag dieses Journals einer andern soliden Buchhandlung übertragen hat. Das Publicum wird bey der Unterbrechung der Fortsetzung, welche ohne sein Verschulden veranlasst worden, nicht verlieren, vielmehr gewinnen, indem der Herausgeber, während seiner literarischen Pause, Gelegenheit fand, gehaltreiche Materialien zusammenzutragen, worunter vorzüglich mehrere ungedruckte Sachen sich befinden, die er nun dem Publicum vorzulegen sich beeilen wird.

Berlin, im November 1813. *Der Herausgeber.*

Obiges Journal der Reisen haben wir in Verlag genommen, und werden es in eben der typographischen Form liefern, als es bisher erschienen ist. Der Preis bleibt 7 Rthlr. 12 gr. für den completten Jahrgang, und ist dasselbe durch alle Buchhandlungen und Postämter zu bekommen.

Wir enthalten uns jeder Anmerkung, die zum Lobe dieses Journals dienen könnte, und überlassen das Urtheil der unparteyischen Recension dieser Zeitung.

Berlin, im November 1813.

Achenwall u. Comp.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

Bey
Friedrich Nicolai
in Berlin
sind im J. 1813 folgende neue Bücher erschienen:

Bode, J. E., Anleitung zur Kenntniss des gestirnten Himmels. Mit 15 neu gestochenen Kupfertafeln und einer allgemeinen Himmelskarte, nebst Transparent. gr. 8. 5 Rthlr.

Chabert, über die Tollehundswuth und deren Heilung durch zweckmässigen Gebrauch des Gauchheils (*Anagallis arvensis L.*) Eine französische Original-Abhandlung. Für Deutsche bearbeitet und mit einer Vorrede vom Prof. *G. F. Sick*, herausgegeben von *J. C. Ribbe*. 8. Berlin. 9 gr.

Dapp, Raym., Magazin für Prediger auf dem Lande und in kleinen Städten. 6ten Bds 3tes Stück. gr. 8. Berlin u. Stettin. 12 gr.

Gebhard, Dr. *J. Ch.*, über die Gas- und Schlammbäder bey den Schwefelquellen zu Eilsen. 2tes Bdch. 8. Berlin. 7 gr.

Hartung, *August*, Anleitung zum richtigen Gebrauch der deutschen Sprache in erläuternden Beyspielen. 8. Berlin u. Stettin. 14 gr.

Horn, *Franz*, die schöne Literatur Deutschlands des 18ten Jahrhunderts. 2ter Theil. 8. Berlin u. Stettin. 1 Rthlr.

Pharmacopoea Borussica. Editio III. emendata. 8. Berolini 1813. 20 gr.

Pharmacopöe, Preussische. Aus dem Lat. übersetzt. gr. 8. 1813. 1 Rthlr.

Richter, *Aug. Gottl.*, die specielle Therapie, nach den hinterlassenen Papieren des Verstorbenen herausgegeben von Dr. *Georg August Richter*. 1ster u. 2ter Band, die acuten Krankheiten. gr. 8. Berlin 1813. 5 Rthlr. 12 gr.

(Der 3te, 4te und letzte Band erscheint zur nächsten Messe.)

Richter, *Aug. Gottl.*, medicinische und chirurgische Bemerkungen. Aus einem hinterlassenen Manuscript herausgegeben. 2ter Band. gr. 8. Berlin und Stettin 1813. 16 gr.

Hat auch den Titel:

Neue medicinische und chirurgische Bemerkungen. 16 gr.

Ueber die Anthraxkrankheiten der Hausthiere. Eine praktische Darstellung dieser unter so vielfachen Gestalten erscheinenden Uebel und deren Heilung. Nach französischen Originalien bearbeitet und mit einer Vorrede des Hrn. Prof. *Sick*, herausgegeben von *J. C. Ribbe*. 8. Berlin u. Stettin 1813. 12 gr.

Ueber Herrn *Peter Schmid's* Zeichenmethode, für alle, die sich mit den Grundsätzen derselben in der Kürze bekannt machen wollen. Nebst einer Lebensbeschreibung ihres Erfinders. Von *C. G. W. R . . . . r*. 8. Berlin (in Commission). 6 gr.

Vorübungen zum Briefschreiben für die Jugend. Zum Gebrauch der mittlern Schulen. *Dritte* Auflage, umgearbeitet von *F. P. Wilmsen*. 8. Berlin u. Stettin 1813. 20 gr.

Voß, *Jul. v.*, der Gesandte oder die Vermählung durch Procuration. Ein Roman aus der Fürstenwelt. 8. Berlin. 1 Rthlr.

Wegweiser für Fremde und Einheimische durch die Königl. Residenzstädte Berlin und Potsdam und die umliegende Gegend, enthaltend eine kurze Nachricht von allen daselbst befindlichen Merkwürdigkeiten. In einem bis jetzt fortgesetzten Auszuge der grossen Beschreibung von Berlin und Potsdam. Nebst einem Grundriss der Stadt Berlin. *Dritte* vermehrte und gänzlich umgearbeitete Ausgabe. 8. Berlin u. Stettin 1813. 1 Rthlr. 6 gr. Ausgabe mit 15 Ansichten 4 Rthlr.

Derselbe auch in französischer Sprache mit dem Titel: Guide de Berlin, de Potsdam et des Environs, ou description abrégée des choses remarquables etc., avec un plan de Berlin. 3me edit. 8. Berlin et Stettin 1813. 1 Rthlr. 8 gr. Edit. avec XV Vues 2 Rthlr.

Zerrenner, *H. G.*, der deutsche Schulfreund. Ein Lesebuch für Lehrer in Bürger- und Landschulen. 50stes und 51stes Bändchen. Des neuen deutschen Schulfreundes 26stes und 27stes Bändchen. Des neuesten deutschen Schulfreundes 2tes u. 3tes Bändchen. 8. Berlin u. Stettin 1813. 20 gr.

Erzählungen, Dichtungen, Fastnachtsspiele u. Schwänke des Mittelalters, herausgegeben von Dr. *Johann Gustav Büsching*. Bd. 1. Heft 1. Breslau 1814. 8. Geheftet 1 Rthlr.

III. Vermischte Anzeigen.

Erklärung

über den zweyten Theil meiner Grundlegung der Staatswirthschaftskunst

und die Recension desselben in der Leipziger Literatur-Zeitung 1813. Nr. 275 u. 276.

Eben so wenig gewohnt als geneigt, über Beurtheilungen meiner Schriften mich vor dem Publicum zu äussern, überliess ich es diesem immer gern, wenn es nur die Acten erst vollständig vor sich hatte, zwischen meinen Ansichten und den etwa abweichenden Ansichten meiner Beurtheiler zu entscheiden. Darum schwieg ich auch gegen allen Tadel des *ersten* Theils meiner Grundlegung, der dahin ging, dass ich zu viel und zu genau erörtert oder gesondert hätte. Der *dritte* — schon völlig druckfertige — Theil, hoffe ich, soll darthun, wie sehr ich mit diesen Beurtheilern die Ueberzeugung theile, dass manches der richtigsten und geradesten Entwickelung allerdings fremd sey; wie man aber die Rücksicht darauf dennoch zur vollkommenen Würdigung und Gegeneinanderstellung der Systeme bedürfe. Auch über die oben genannte Recension würde ich unter gewöhnlichen Umständen geschwiegen haben. Indessen da in dieser ersten Anzeige meines Buchs, welche nach den schrecklichen, allen literarischen Umlauf hemmenden, Stürmen hervortrat, unter welchen es erschien, der Recensent als endliches Resultat meine Grundansicht für *durchaus unhaltbar* erklärt (S. 2204.), mir ein *offenbar sehr unrichtiges Verfahren* beymisst (S. 2194.), meine Räsonnements *fehlerhaft*, *unrichtig und unhaltbar* (S. 2197.), meine Bemerkungen *schielend*, *halbwahr und unpassend* nennt (S. 2203.) u. s. w.: so könnte vielleicht ohne meine Erläuterung darüber meine Schrift, wenigstens eine Zeit lang, ungelesen bleiben, und meine zwanzigjährigen Forschungen würden sich des einzigen Glücks, das ich ihnen wünsche, nicht so bald erfreuen, von Männern, deren Neigung, Studium, Amt oder sonstiges Geschäft sie auf diese Gegenstände hinweist, gekannt und geprüft zu werden, besonders da ich in der Vorrede (die freylich auf eine unerklärliche Weise bey allen mir noch zu Gesicht gekommenen Exemplaren fehlt) um Aufschub der Beurtheilung des *zweyten* Theils bis zur Erscheinung des *dritten* ersuchte.

So

So viel ich nun sehe, geht des Rec. erster Tadel meiner Grundansicht dahin, dass ich gleich anfangs das Geld als „eine Sache" bestimme, „deren Tauschwerth der Maasstab des Tauschwerths der übrigen Sachen ist." Einmal sagt er dagegen (S. 2194.): „als Maasstab überhaupt betrachtet, sey es eben sowohl Maasstab für den Werth der Güter als für ihren Preis, den ich hier irriger Weise mit Tauschwerth vermischt habe." (Wenn ich gleich freylich sehr bestimmt beides Th. I. S. 128. und sonst unterschieden habe: so ist freylich damit Hr. Reg. R. *Lotz* in seiner *Revision der Grundbegriffe der Nationalwirthschaftslehre* S. 19. nicht zufrieden gewesen, und hat beides daselbst S. 30 u. 67. anders bestimmt, und diese Bestimmungen sind in der jetzigen Recension S. 2195. fast wörtlich wiederholt, wovon ihm denn eine Abweichung begreiflicher Weise als irrig erscheint. Mögen es immer die Leser erwägen, ob diese seine Unterscheidungen, wie manche andre seiner Bestimmungen, dem Sprachgebrauch so genau gemäss seyen, dass sie für zulässig und haltbar erkannt werden müssen) Sodann sey „dasjenige, was ich im Wesen und Charakter des Geldes als den ersten und Hauptpunkt aufgestellt habe, bey weitem nicht der erste, sondern nur der zweyte Punkt. Der erste Punkt, der beym Gelde ins Auge zu fassen sey, sey gewiss der, dass das Geld *Tauschvehikel* sey" (eben wie es in *Lotz* Revision S. 102. unter andern heisst: „bestände des Geldes Werth nicht *bloß* darin, dass es als *Tauschvehikel* den Umlauf des Geldes befördert u. s. w."). Sonderbar ist es, dass mein §. 102. in der That dieselbe geforderte Anordnung enthält: Des Geldes „*nächster und eigentlicher* Nutzen, seine *wahre eigenthümliche* Bestimmung sey, dass es als das vorzüglichste *Tauschmittel*" (das halb deutsche, halb lateinische *Tauschvehikel* habe ich freylich verschmäht) „diene." Sodann sey es *Ausgleichungsmittel*, und endlich drittens erst *Schätzungsmittel*. Nur habe ich diesem allen die Ursache, warum es alles dreyes seyn kann — und noch dazu weil ich die bisherige Bestimmung des Wesens berühren und verbessern musste — zum Grunde gelegt, und seinen Tauschwerth als Maasstab bestimmt, weil mit dem Tauschwerth des Geldes der Tauschwerth andrer Dinge, die man dafür *erhält*, oder die man darnach *würdigt*, gemessen werde; aber ich habe zugleich ausdrücklich den *Gebrauch* desselben als bloser Maasstab zuletzt geordnet. Wie können denn alle die in der Recension versuchten Gründe, dass es *nicht bloß Maaßstab der Vergleichung des Werths und Preises* sey, meine Darstellung treffen? Wie kann der angeschuldigte Widerspruch zwischen S. 11 und 42 gegründet seyn, da ich dem Gelde *als Gelde* nur Tauschwerth, dem Material desselben aber (S. 42.) Gebrauchswerth beylege; wie der Rec. auch sagt: „der Gebrauchswerth des Geldes, oder richtiger und bestimmter zu reden, der Gebrauchswerth des dazu verwandten Materials." Wäre indessen auch in der Anordnung gefehlt; — ein solcher Fehler kann doch darum die Grundansicht, in welcher, nach des Rec. Eingeständniss, alles Erforderte vorkömmt, nicht *durchaus unhaltbar* machen. Wahrscheinlich bezieht sich also dieses Endurtheil auf die Behauptung, dass die *gemeine Meinung derer, welche die Münze als Geld nehmen, dieselbe zum Gelde mache;* eben wie schon im *ersten* Theile meines Buchs die Meinung als der einzige nächste Grund der Güter hervorgehoben worden. Allein das mir entgegengestellte Räsonnement — welches doch (wie die ganze Anzeige auch da, wo sie das Ansehen annimmt, mich zu berichtigen) in den zum Grunde gelegten Momenten nicht das geringste enthält, was nicht in meiner Schrift steht, und nur bey einigen daraus gezogenen Schlüssen abweicht, — giebt der Sache die Wendung, als ob ich unter dieser Meinung eine auf nichts gestützte, gleichsam in der Luft schwebende, verstände: als ob ich sie „für eine, von dem innern Metallgehalte der Münzen unabhängige," erkläre; als ob ich behaupte: „nicht der Feingehalt oder das Metallgewicht" (beides ist in meinem ganzen Buche nicht ein einziges Mal vermischt) „entscheide über die Münze." — Alles dieses steht so nirgends; wohl aber habe ich auszuführen gesucht, dass jene Meinung nicht vom innern Metallgehalte *allein* abhängig sey (nach Th. II. S. 309.); dass „der Metallgehalt den Preis *unmittelbar und für sich allein* nicht entscheide."

Wie völlig grundlos die angebliche Darstellung meiner Ansicht sey, ergiebt sich schon unter andern aus Th. II. S. 37, wo „die Meinung selbst bis auf einen gewissen Grad" (nur nicht in ihrer ganzen Ausdehnung) „festes Wissen und Erfahrung" genannt worden; besonders aber aus den Betrachtungen über die Preise der Münzen und des Geldes, als wohin die genaue Entwickelung der Bildung einer bestimmten Meinung allein gehört, und wo unter den Elementen, aus denen sich eine solche Meinung bildet, nach einander genannt sind:

1) Der Preis der Münzmetalle (S. 298.)
2) Die Kosten des Münzstücks (S. 299 f.)
3) Der Preis, in dem es der Staat zuerst weggiebt (S. 300.)
4) Gewicht und Feine der Münze. So steht es ganz wörtlich S. 307; — nur auch hier mit der Nebenbestimmung, dass der blosse Gehalt nicht alles, auch nur bey dem Gebrauchswerthe des Materials, entscheide (den ich schon S. 42. als erste Bedingung dazu, dass etwas Geld seyn könne, nenne; und wovon der Rec. also nicht zuerst gegen mich, sondern, wie die angeführten u. andre Stellen zeigen, nach mir (S. 2196.) sagt: „er erscheine nie im Vordergrunde, sondern bleibe immer tief in den Hintergrund zurückgeschoben") — sondern dass stärkere Legirung den Preis desselben Feingehalts in und ausser dem Gelde herabbringe. Es ist ferner hinzugesetzt:
5) dass es nicht gerade auf den „Preis ganz bestimmter Münzstücke, sondern einer gesammten umlaufenden Masse angesehen" sey (S. 310.);
6) dass aber auch sonst noch die Meinung in der Steigerung oder Herabsetzung der Münzpreise durch manches andre (S. 312 ff.), z. B. durch Ausfuhrverbote (S. 331.), durch Preisverhältnisse der-

derselben Münze in andern Ländern (S. 333.), durch Begehr nach bestimmten Münzen (S. 335.) und noch manches andre geleitet werde, welches sogar nicht immer in jedem einzelnen Fall nachzuweisen, und vollständig zu erklären ist, und eben darum als eigentliche Meinung erscheinen muss; zu welchem allen denn

7) in Ansehung des Geldes überhaupt noch manche weitre Bestimmungsgründe (S. 411 — 436.) hinzukommen.

Bey dieser Entwickelung der verschiedenen möglichen Gründe der Meinungen, bey meiner genauen Enthüllung der Wandelbarkeit jedes hier versuchten Maassstabes, besonders auch der Unstatthaftigkeit des Steuartischen Rechnungsgeldes u. a., wird es wohl um so mehr auffallen, wenn es nach der Recension (S. 2198.) das Ansehn hat, als ob ich etwas Absolutes suchte. Doch wenn ich auch noch auf manche andre neuere historische und staatswirthschaftliche Untersuchung aufmerksam machen könnte; — diess mag genug zur Abwendung des möglichen Erfolgs der Anzeige seyn, dass man mein Buch so bald nicht zur Hand nehme.

Aus den schon angeführten Stellen der Lotzischen Schrift; aus der Behauptung, das *unentbehrlichste* Lebensbedürfniss enthalte den gesuchten Maassstab (S. 2198, verglichen mit Revision Th. I. S. 96 f.), aus der Benennung: *angemessener* Preis (S. 2204: vergl. mit Th. I. Vorr. S. XV. und Th. II. III. an mehrern Orten), und noch manchen andern Anzeichen bleibt über den Verfasser der gedachten Recension kein Zweifel übrig. Ich hatte schon wegen der in seiner Schrift vorkommenden Beziehungen auf den *ersten* Theil meiner Grundlegung, welche mir entschiedne Verkennungen meiner Behauptungen zu enthalten schienen, mich bewogen gefunden, ihn als Recensenten bey der Direction der Hallischen und Jenaischen A. L. Z. nach den bekannten Gesetzen dieser Institute zu verbitten; er hat es nun für gut gefunden, sich in der Leipz. Lit. Zeit. darüber auszusprechen. Es war in der Ordnung, dass ein Schriftsteller, der ein System aufgestellt zu haben glaubt, ein andres für unrichtig oder doch für nicht so gut und befriedigend als das seinige erkenne. Ob es deshalb für *durchaus* unhaltbar zu erklären; ob die wahre Meinung zu entstellen gewesen; liesse sich vielleicht noch fragen. Indessen jetzt möchte die Sache wohl auf ihrem rechten Punkt stehn; das Publicum *erwäge* nur beide Darstellungen und richte dann zwischen denselben. Ich fordre bloss förmliches Gehör für meine eigne Ausführung vor dem Richterspruch.

Noch hat der Rec. (S. 2196.) die „verächtlichen Seitenblicke gegen jeden anders denkenden" (Grundl. Th. II. S. 21 u. 372.) „nicht zu billigen" gefunden. Ich finde dort bloss gesagt, dass eine von mir für neu gehaltne Bemerkung „manche sonstige Behauptung über das Geld und manche aus dieser abgeleitete Maassregel berichtigen dürfte;" und dass ungenannte Gelehrte „sich täuschten und die Natur des Geldes verkennten;" auch dass eine Einbildung oder Meinung (und vollends welche?) „irrig" sey. — Ich überlasse gern andern das Urtheil, ob diess *Seitenblicke*, vollends *verächtliche* und *nicht zu billigende*, genannt werden können.

Landshut in Baiern, den 25. Dec. 1813.

G. Hufeland.

IV. Berichtigung.

In der Jenaischen A. L. Z. 1813. Int. Bl. Nr. 47. tritt Hr. *Guts - Muths* gegen den Recensenten seines Lehrbuchs der Geographie, Allg. Lit. Zeit. 1813. Nr. 49. auf, und nennt es *extradumm*, dass er ihm zugemuthet habe, unterm 1sten May schon das Decret vom 17ten April 1810 anführen zu sollen, wodurch Spanien in 38 Präfecturen getheilt worden ist. Allein dieser Vorwurf ist eben so nichtig, als der Ausdruck desselben impertinent und grob ist. Hr. *Guts - Muths* setzt auf den Titel seines Buchs:

Mit Rücksicht selbst auf die letzten bis zum May 1810 eingetretnen politischen Veränderungen.

Was geht es nun die Leser an, wenn ehe er seine Vorrede datirt? Konnte er Begebenheiten in Spanien, die im April vorfielen, nicht mehr vor Beendigung des Drucks erfahren, so musste er auch nicht auf dem Titel sagen, dass man in seinem Buche die polit. Veränderungen bis zum May 1810 fände. Entweder war, wie der Recensent selbst, zu des Vfs. Entschuldigung, anführte, der grössere Theil des Buchs schon ein Jahr früher gedruckt; nun dann musste er die während des Drucks vorgefallnen Veränderungen nachtragen, welches er auch zum Theil auf einigen Blättern, die hinter der Vorrede stehn, jedoch unvollständig, gethan hat; er durfte aber nicht auf den Titel setzen, dass er auf die polit. Veränderungen bis zum May 1810 Rücksicht genommen habe, wenn der Druck des Buchs wirklich am 1sten May geschlossen wurde. Denn da musste freylich vieles, was im April vorfiel, unbemerkt bleiben. Oder wenn der Druck wirklich erst um Johannis 1810 beendigt wurde, so hatte der Vf. immer noch Zeit, jene Veränderung in Spanien mit nachzutragen. Hr. *Guts - Muths*, anstatt dem Recensenten für eine Anzahl beygebrachter Notizen, die seinem Buche noch abgehn, zu danken, scheut sich nicht, mit einer an einem Erzieher mustermässigen *Höflichkeit* ihm etwas *Extradummes* aufzubürden, woran er nicht gedacht hat; diese *Grobheit* möchte Rec. ihm gern hingehn lassen, wenn sie denn nur wenigstens *ehrlich* wäre. Allein er versteckt bloss hinter die Miene der *Grobheit* seine *Pfiffigkeit*, womit er die Leser von den vielen Berichtigungen seines Buchs in der Recension dadurch abzuziehn gedenkt, dass er dem Recensenten, der ihn an achtzehn Stellen *klüger* gemacht hat, fälschlich beschuldigt, in der neunzehnten etwas *Extradummes* gesagt zu haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1814.

ERDBESCHREIBUNG.

Mainz, b. Kupferberg: *St. Petersburg*, ein Beytrag zur Geschichte unsrer Zeit, in Briefen aus den Jahren 1810, 1811 und 1812, von D. *Christian Müller*. 1813. XIII u. 514 S. gr. 8. Mit einem illuminirten Plane von St. Petersburg.

Hr. *Müller*, ein Sachse, der sich selbst als einen noch sehr jungen Mann bezeichnet, ging (nach der ersten Vorrede) 1810 nach Russland, hauptsächlich in der Absicht, wie er sagt: „diess Land *wohlvorbereitet nach seinen wahren innern Verhältnissen kennen zu lernen*, da es mir sehr wahrscheinlich vorkam, dass wir in Deutschland sehr wenig zusammenhängend wüssten, wie es eigentlich dort aussähe, und nur *Hr. Reinbeck*, *aber doch mit etwas sichtlicher Animosität*, uns auf den Gedanken gebracht habe, als möge doch dort alles lange nicht seyn, wie es uns die Präkonen Russlands überreden wollen." — Er widmete dieser Vorbereitung ein ganzes Jahr, hatte zu seinem Aufenthalte in Russland ein oder anderthalb Jahre bestimmt, und sich vorgenommen, „recht fleissig und aufmerksam zu seyn, seine guten Empfehlungen vorzüglich für die Kenntniss des Landes und dessen Verwaltung zu benutzen, immer zu hören, zu beobachten, zu vergleichen und zu prüfen, um am Ende ein Urtheil über R. zu haben." — „Es war anfangs mein Plan (sagt er), nach *Hassel's Abriss* (meisterhaft nennt er ihn vorher mit Recht) eine neue statistische Uebersicht von R. zu entwerfen, und darin die Resultate meiner Studien, Beobachtungen und guten Connexionen mit unterrichteten Staatsbeamten niederzulegen. Ich lernte selbst russisch, um durch die Kenntniss dieser Sprache manche inländische Bearbeitung statistischer Gegenstände, vorzüglich aber, um das Volk selbst und den Punkt, worauf es dermalen steht, genauer, als es sonst Fremde, die nach R. kommen, zu thun pflegen, beobachten und studiren zu können." — „So wurde es mir nach und nach klar und immer klarer, dass man R. durchaus nur *in* R., nach seiner Grundmacht und in der wahren Gestalt seiner nationalen und administrativen Beziehungen, kennen zu lernen vermöge, und dass unsre deutschen Schriftsteller — von der inländischen Offenheit und Wahrheit bey Behandlung statistischer Gegenstände dieser Art auch auf die ausländische schliessend — von den Statistikern Rs., in Bezug auf die Administration, eine Ansicht angenommen haben, die, an Ort und Stelle mit der Wirklichkeit verglichen, oft ein wehmüthiges Lächeln hervorbringt." — „Es gab eine Zeit in Deutschland — ich kann mich ihrer kaum noch erinnern, da sie in meine früheste Jugend fällt — wo jeder Blick sehnsuchtsvoll nach Norden ging, weil man nur dort für Gerechtigkeit, Freyheit und Humanität einen strahlenden Thron aufgerichtet glaubte; wo man sich, unzufrieden mit dem, was sich im Vaterlande zeigte, von demselben losriss, um nach jenem Eldorado zu pilgern, wo Alexander I. mit vollen Händen Segen und Glück über seine Unterthanen spenden sollte. Wie viele brave Männer habe ich in R., zumal in St. Petersburg, getroffen, die es schon nach dem ersten Jahre ihrer Ankunft, wie viel mehr jetzt, bereuen, diesem falschen Schimmer, diesen Sirenentönen gefolgt und dahin gegangen zu seyn, um dem neuen Vaterlande ihre deutschen Kräfte und ihre Kenntnisse zu weihen, die man so wenig zu würdigen, an ihren rechten Platz zu stellen und frey und geistig wirken zu lassen, am allerwenigsten aber würdig zu belohnen versteht. Wie viele habe ich — wenn auch mit Orden und Rang decorirt — gefunden, die mit Freuden sogleich R. verlassen, und irgendwo anders mit einem kleinern, weniger gleissenden Wirkungskreise zufrieden seyn würden, wenn sie sich nur so viel erwerben könnten, um zurückzureisen; wie viele habe ich gefunden, die mit bitterer Wehmuth auf Gattin und Kinder herabsahen, und auf eine *andere* Ordnung der Dinge hofften." — „Das sind die Folgen, wenn Hofleute und Panegiristen die Verwaltungsgeschichte eines Landes schreiben. Hr. *v. Storch*, als Hofmann, nicht als Akademiker, hat recht, dass er *so* schreibt, wie er schreibt; sein Kaiser muss ihn darum loben und *belohnen*." — In keinem Lande der Welt kann man diesen (administrativen) Zustand weniger nach dem beurtheilen, was der *Monarch* thut und anordnet, da der Anordnung schon im Entstehen, noch mehr aber in ihrer Dauer und in ihrem Fortgange, *durch die so allgemeine Corruption in Geist und Willen*, eine Gestalt *gegeben* wird, in welcher man die erste Schöpfung nicht mehr erkennt." — „Alexander verstand wirklich viel Gutes für sein Reich zu bauen, aber er wusste — wie es immer, selbst oft unter Katharina II., in R. war — er wusste das Gebäude nicht gehörig zu gründen; und wie es nun einmal stand, so war es ihm auch gleichgültig, wie im *Innern* gearbeitet, und wie für die Erhaltung des Gebäudes gesorgt werde. Es gnügte ihm, die *Panglossische* Versicherung: *tout est au mieux*, welche er von allen Ministerialseiten hörte; er begnügte sich mit einem *bestechenden Schein*, den man ihm zu zeigen wusste; die Menschen, welche als Aufseher und Arbeiter an-

angestellt wurden, hatten gröfstentheils keinen Muth und keine geistige Wärme für die Sache, sie hatten in der Regel auch nicht die nöthigen Sachkenntnisse, und liefsen daher — schlecht beaufsichtigt und in keiner Spannung erhalten — das Meiste gehen, wie es wollte." — „Es wurde mir bald klar, dafs eine Ordnung der Dinge von dieser Art nicht lange bestehen könne und werde, und dafs R., wenn seine Administration nicht in sich selbst zerfallen solle, einer grofsen innern Umgestaltung bedürfe. Die Zeichen der Zeit und der Zustand der Nation waren mir auch nicht so fremd, dafs ich diesen Zeitpunkt der Reformation für sehr fern hätte halten sollen (?); vielmehr glaubte ich ihn nahe, und deshalb wollte ich nicht etwas Statistisches über R., zumahl über dessen Staatsverwaltung, für die Auswärtigen ausarbeiten, was vielleicht in einem oder anderthalb Jahren eine grofse Antiquität hätte seyn dürfen." — Wohl zu bemerken, der Vf. schrieb diefs *im May* 1812!!! — „Ich beschlofs, gar nichts zu schreiben — aber meine deutschen Freunde, selbst ausgezeichnete Männer vom statistischen Fache, auf deren Wohlwollen ich stolz seyn kann, selbst deutsche Staatsbeamten von Bedeutung in St. Petersburg, ermunterten mich, doch wenigstens etwas von meinen Ansichten über die Nation, das sittliche und gesellige Leben in St. P., und zumal über die Administration mitzutheilen, was in einem Zeitpunkte interessant werden müsse, wo Aller Blicke nach R. gerichtet seyen; zumal da für jetzt eigentlich nichts Ganzes und Geordnetes dieser Art existire, indem *Storch's* Gemälde von St. P. zwar sehr interessant und verdienstvoll, aber für 1812 zu veraltet, und Hrn. *v. Reimers* St. Petersburg von 1804 zwar für die Geschichte und das örtlich Interessante höchst wichtig sey, aber wenig Zeichnung der Sitten, der Nation und der Staatsverwaltung enthalte; und kein im Lande Befindlicher die Dinge darstellen dürfe, wie sie wirklich seyen. Ein Erfahrungssatz, der voriges Jahr wieder durch die (Rec. nur bis jetzt aus interessanten Bruchstücken bekannten) *Bagatelles*, oder *Promenades d'un désoeuvré dans la ville de St. Petersbourg* 1811, bestätigt wurde. Der Vf. dieses in einer schönen französischen Diction geschriebenen Werkchens — Hr. *Faber*, in russischen Diensten — schrieb es auf höhere Veranlassung. Es ist auch für den Ausländer leicht, dem gefälligen Pinsel anzusehen, dafs er — obgleich alles Staatsrechtliche vermeidend — doch nur mit Cabinetsfarben skizzirte." — „So wenig es nun meine Absicht war, über die in diesem Augenblicke interessanten Gegenstände etwas Vollendetes zu schreiben, so konnte ich doch der Aufforderung nicht ganz widerstehen, und so theile ich denn dem Publicum diese Briefe mit, die an einen trauten Freund und seine junge Gattin geschrieben waren. Ihr einziges Verdienst ist strenge, geprüfte und unparteyische Wahrheit." — „So wandelt denn hin (ruft er diesen Blättern zuletzt zu), ihr Erstlinge meiner jugendlichen schriftstellerischen Muse, wandelt hin bescheiden, aber getrost und unbefangen, erwerbt mir nachsichtige Liebe und Achtung bey guten und geistvollen Menschen; das Urtheil der Verständigen achtet hoch, lafst's euch aber nicht kümmern, wenn der unberufene Tadel hämischer oder kenntnifsloser Richter euch treffen sollte!" — In der zweyten Vorrede, *Paris, im Jahre* 1813, wo er die spätere Erscheinung seines Werkchens entschuldigt, sagt er: „Ich habe in den Ereignissen des Jahres 1812 und der neuesten Zeit kein Motiv gefunden, um an meinen Darstellungen das Geringste abzuändern, und ich übergebe sie daher dem Publicum als eine Sammlung geprüfter und unbefangener Ansichten; nicht als ein feiles Product der Zeit und des Parteysinnes." —

Rec. hat absichtlich den Vf. sich selbst aussprechen lassen, um an dem, was er nach eigenem Geständnifs wollte, nun prüfen zu können, was er wirklich geleistet hat; er hat aber auch des Vfs. eigne Worte angeführt, um den Leser unparteyisch in den Stand zu setzen, über den Geist und die Stimmung des Hrn. *M.* selbst urtheilen zu können. Er mufs offenherzig gestehen, dafs er mit nicht geringen Erwartungen, aber auch mit einiger Besorgnifs an das Werk selbst ging, und will nun, ehe er am Einzelnen seine Behauptungen beweiset, nach der sorgfältigsten Prüfung seine Meinung über das Ganze unverholen darlegen. — Dafs es Hrn. *M.* mit seiner Vorbereitung Ernst war, dafs sie von seltener Gründlichkeit und Sachkenntnifs zeugt, unterstützt von einem sehr scharfsinnigen und glücklichen Beobachtungsgeiste, dafs sein Wille rein war, davon wurde Rec. bald überzeugt. Dabey war ihm aber ein gewisses jugendliches Selbstvertrauen in eigne Ansichten unverkennbar, und ein daraus entspringender schneidender und absprechender Ton, der seinem Werke leicht vorzüglich dann nachtheilig werden dürfte, wenn die vor Augen liegenden Erfahrungen der neuesten Zeit seinen positiven Behauptungen, und besonders seinen politischen Prophezeyungen, schnurstracks entgegen zu stehen scheinen; und einige Einseitigkeit in seinen Beurtheilungen und Ansichten, die ihn denn zu manchen Ungerechtigkeiten verleitet, z. B. gegen *Storch* und *Reinbeck* und gegen Kaiser *Alexander I.*, ist auch nicht zu läugnen. — Gegen *Storch* — dessen Vertheidigung im Ganzen Rec. hier nicht zu übernehmen gesonnen ist — indem er übersieht, dafs dieser 1797 ein ganz anderes Rufsland bey seinem Gemälde vor Augen hatte, als der Vf. 1812, und dafs dieser sein *Rufsland unter Alexander I.* in einer Periode begann, worin sich noch nicht schied, was er Alexanders *Willen* und seine *Kraft* nennt, worin ein allgemeiner Enthusiasmus alle Gemüther ergriffen hatte, und wo man allerdings zu grofsen Erwartungen berechtigt war, die auch gewifs noch mehr in Erfüllung würden gegangen seyn, als es vielleicht in dieser traurigen Periode möglich war, wenn nicht Rufsland in den Strudel der Weltbegebenheiten mit wäre hingerissen worden, wodurch die Aufmerksamkeit des Monarchen, gerade in der Periode seines Alters, wo der Mensch eine bestimmte Richtung annimmt, fast ganz nach aufsen und auf das Militär hingezogen wurde. —

Was

Was Hr. *M.* von Vielen der deutschen Gelehrten in Petersburg sagt, mag denn auch im gegenwärtigen Augenblicke, wo Theurung und andre Bedrängnisse den Aufenthalt in Rufsland unangenehm machen, wahr seyn; allein diese können wieder verschwinden, und dann wird der Ausländer, welcher Fähigkeiten und *Kenntnisse fürs praktische Leben* mitbringt, wie es vor einem Jahrzehend noch der Fall war, sein Glück dort machen, und wenigstens sein sicheres, ehrenvolles und reichliches Auskommen finden, mit manchem äufsern Lebensgenusse, wie ihm wohl in Deutschland in der gleichen Lage nicht leicht werden dürfte. — Gegen *Reinbeck* ist er ungerecht, indem er ihm Animosität in seiner Darstellung Schuld giebt, da doch alle kritische Blätter — und selbst (wenn Rec. nicht irrt, durch *Schlözer*) die *Göttinger gelehrten Anzeigen* — gerade dessen *flüchtigen Bemerkungen über Rufsland auf einer Reise von St. Petersburg über Moskwa u. s. w. nach Deutschland* 1805 (Leipzig, b. Rein, 1806.) die Gerechtigkeit widerfahren liessen, dass, ungeachtet des auffallend Abweichenden in seinen Ansichten über das bis auf ihn nur im lobpreisendsten Tone dargestellte Rufsland, doch in seinem Tone nichts liege, was zu dem Vorwurfe berechtigen könne, er habe absichtlich die Schattenseite hervorgehoben, oder übertreibe; da doch fast alle Ausstellungen, die man gegen seine Bemerkungen vorbrachte, auf eine auffallende Weise gerade durch Hrn. *M's* Werk Rec. scheinen zurückgewiesen zu seyn; da doch keine seiner Behauptungen und Angaben von Hrn. *M.* widerlegt wird, und da ihm, bey einem vieljährigen Aufenthalte und bey der eigenen Anschauung eines Theils des innern Rufslands, noch eine genauere und umfassendere Kenntnifs desselben zuzutrauen ist, als Hrn. *M.*, der über das Weichbild St. Petersburgs eigentlich nicht gekommen ist, und sich also von selbst bescheiden dürfte, dass er Rufsland, wenn auch als Staat, doch nicht als Nation ganz kenne. — Wenn nun Hr. *M.* von *manchem* Wahren spricht, das *Reinbeck* sage — wie ist das zu deuten? — Und hat *Reinbeck* sich wohl Behauptungen der Art zu Schulden kommen lassen, als Hr. *M.* schon in seiner Vorrede (s. oben), und noch mehr in seinem Buche selbst, um von Hrn. *M.* den Vorwurf zu verdienen, dass in seinen Darstellungen viele Animosität keineswegs zu verkennen sey? — Vielmehr könnte wohl eher das *sine ira et studio*, mit welchem der Vf. seine Beobachtungen hingeschrieben zu haben behauptet, einigem Zweifel, vielleicht ihm selbst unbewusst, ausgesetzt seyn, wenn man sieht, mit welchen grellen Farben er oft ein ungünstiges Urtheil aufdrängt, und es auffällt, dass bey rühmwürdigen Erwähnungen die Namen nur mit den Anfangsbuchstaben, also für das Ausland so gut als gar nicht bezeichnet sind; dagegen beym Tadel alle ganz genannt werden, z. B. die Namen *Romanzow*, *Rasumowsky*, *Gourieff*, *Rosenkampf*. — Gegen Kaiser *Alexander I.* ist aber Hr. *M.* ungerecht, indem er die individuelle politische Lage des jungen, von der edelsten Gesinnung beseelten Monarchen gar nicht in Erwägung zog, und ihm zur Last legt, was zum grofsen Theile den Zeitverhältnissen zur Last fällt; und dadurch unterscheidet er sich vorzüglich von *Reinbeck*, mit welchem er sonst die meisten Ansichten theilt, dass dieser von dem Satze ausging: die Nation ist noch nicht reif genug für einen Alexander; und er den Satz beynahe umkehrt. — Noch muss Rec. bemerken, dass Hrn. *M's.* Werk sowohl seines Inhalts, als seiner Darstellung wegen (in letzter Hinsicht besonders als Erstling), eine ehrenvolle Auszeichnung verdient; dass der Vf. aber doch keineswegs seiner Sprache ganz Herr ist. Man stöfst auf grofse Ungleichheiten des Stils, häufig auf Provinzialismen, Latinismen und Canzeley-Ausdrücke; es tritt zuweilen ein süfslicher Ton, ein Prunken sowohl mit gelehrter Sprachkenntnifs, als auch mit gelehrter Belesenheit (trotz der Versicherungen vom Gegentheil in der Vorrede) ein, welches dem Ganzen nicht zuträglich ist. — Auch fehlt es dem Vortrage des Vfs. nicht an sehr entbehrlichen ausländischen Wörtern, um so tadelnswerther, da er diese Schrift ausdrücklich für ein gemischtes Publicum und selbst für das schöne Geschlecht bestimmte. — Nachdem Rec. nun sein Recensenten-Gewissen so erleichtert hat, darf er auch Hrn. *M.* unverholen die Achtung und Zuneigung bezeugen, die seine schönen Kenntnisse, sein Geist und sein liebenswürdiges Selbst ihm eingeflöfst haben, und ihm für das Geschenk, das er Deutschland mit diesen so viel Vorzügliches und Wahres enthaltenden Briefen über einen Staat macht, der allerdings noch in sehr schwankenden Umrissen vor dem Auge der meisten Deutschen steht, die sich in den abweichenden Urtheilen darüber nicht zu finden wissen, aufrichtig danken, indem er nach eigener genauer und anschauender Kenntnifs mit voller Zuversicht *im Ganzen* sagen kann: *Ja, so ist Rufsland — und besonders Petersburg.* — Nur darf der Leser doch auch selbst von Petersburg kein vollständiges Gemälde hier erwarten: denn es ist nur als Residenz und Sitz der obern Administrations-Behörden vom Vf. dargestellt; seine so höchst interessante Seite: als *Haupthandelsstadt*, ist fast ganz übergangen, und doch gehört es gerade zur Eigenthümlichkeit dieser Riesenstadt, die sie nur mit London theilt, dass sie so vieles in sich vereinigt.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Hitzig: *Die Frau des Falkensteins.* Ein Roman in *zwey* Bändchen von der *Verfasserin des Roderich.* 1810. 167 und 182 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Auch unter dem Titel:

Kleine Romanenbibliothek von und *für* Damen. *Erste* Lieferung. (Welche beide Bändchen begreift.)

Die Burg Falkenstein, auf einem waldigten Berggipfel unweit des Ausflusses der Selke aus dem schönen

nen, von ihr benannten Thale, am Unterharz gelegen, ist eins von den wenigen alten Ritterschlössern, die der Zerstörung getrotzt und ihre alte Gestalt in ein neues verändertes Zeitalter hinübergetragen haben. In der ganzen umliegenden Harzgegend ist, so viel Rec. bekannt, ihr diess Glück allein zu Theil geworden: denn alles, was in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von alten Schlössern noch im Stande und bewohnt war, z. B. *der Regenstein* und *Scharzfels*, hat der siebenjährige Krieg zertrümmert. Als Rec. diese alte Burg im Sommer 1809 besuchte, fand er sie allein von einer bejahrten Frau und ihrer Tochter bewohnt, wovon jene, wo nicht durch ihre Person, doch durch ihre einsiedlerische Lage und die Erinnerungen der Vorzeit, die bey ihr lebten, in einem Roman aufzutreten, allenfalls geeignet war. Eine andere, als diese *wirkliche* Frau des Falkensteins, ist die, welche die Verfasserin des Roderich, die Frau Baronin *de la Motte Fouqué* hier aufstellt. Damit ist Rec. sehr zufrieden; leid aber hat es ihm gethan, die alte, so lebendig sich als Zeugin der Vorwelt darstellende Burg hier von einem so durchaus jungen, neumodischen Tagesgeschlecht bevölkert zu sehen, von Leutchen, welche die Bibel nur *„als ein nothwendiges Glied in der Stufenfolge menschlicher Entwicklung geschichtlich betrachten"* (Th. I. S. 63.), wie Schöngeister aus der Hauptstadt über Tagsproducte kunstrichtern, und, trotz einem Professor der Psychologie, ihre Gefühle und Gemüthszustände nach allen Nüancen sich selbst zergliedern. Das sollte nicht seyn! Zwar hat die Verf. am Schluss der Dichtung durch ein paar leichte Federzüge diese ihre Menschen wenigstens um ein halbes Menschenalter in die Vergangenheit zurückgeschoben, aber das ändert ihren wahren Charakter nicht; es sind genau die Tagesmenschen vom Jahr 1810, und wir möchten sie um Alles nicht zehn Jahre älter, oder um einige Jahre jünger machen. Was Rec. in dieser Hinsicht von einer Verbesserung am Schluss bemerkt, gilt leider in einer noch weit wichtigern, in Absicht nämlich auf Geist und Bedeutung der Fabel des Romans selbst. Hier stellt sich das Widrige und Widerstrebende gleich vorn herein, und den grössten Theil der Erzählung hindurch recht offen dem Leser entgegen, während das, wodurch jenes Widrige und Verletzende gemildert werden könnte, ganz am Schlusse gleichsam versteckt worden ist. Wir sehen einen jungen Mann von zweydeutigem Charakter um ein edles weibliches Wesen Zaubernetze schlingen, und sie, wie man es von der Klapperschlange erzählt, allmählig, doch sicher, in seine magnetischen Kreise ziehen; der ängstliche und doch vergebliche Widerstand des voraussehenden, über sein Schicksal völlig klaren Schlachtopfers, die behagliche Ruhe und Uebermacht des zauberischen Bestrickers, die herzlose Gleichgültigkeit und Unthätigkeit aller, welche der Unglücklichen helfen könnten und sollten, alles diess zusammen macht einen höchst ungünstigen, wahrhaft peinlichen Eindruck. Nun wird zwar weiterhin eine Art Gerechtigkeit geübt, der Zauberer erscheint an die Fessel, welche er um Andere schlang, selbst unwiderstehlich gebunden, und muss mit seinem Blute die Schuld büssen, während Luise sich aus ihrer Verirrung emporhebt, und rein und ruhig dasteht; aber das Verletzende, was in jenen frühern Verhältnissen liegt, wird dadurch doch nicht ganz ausgeglichen. Uebrigens ist Rec. so weit, als nur jemand entfernt, das grosse Talent der Verfasserin für Darstellung irgend zu verkennen. Zweyerley, was man auch sonst schon erkannt hat, musste er vorzüglich an ihr bewundern; die unermüdete und unerschöpfliche Regsamkeit des Gemüths, womit sie ihre Gegenstände poetisch auffasst, und der gehaltvolle gediegene Ausdruck, der den Empfindungen und Verhältnissen bis zu den feinsten Nuancen folgt, und sie mit so voller Klarheit und Anschaulichkeit wiedergiebt. Auch haben die Charaktere, abgesehen von der Ueberverfeinerung der meisten, das Verdienst der Mannichfaltigkeit; nur gleichen die männlichen in ihren unbestimmtern Umrissen zu sehr Schattengestalten. Die weibliche Hand erscheint durch das ganze Gemälde, aber nicht durchaus erfreulich; oft hätte Rec., statt der vielen feinen Pinselstriche, ein Paar markige und kräftige von männlicher Hand gewünscht. Die allzu reichliche Reflexion erzeugt Kälte. Von dieser Seite ist die Manier der Verfasserin der *Franz Hornschen* verwandt; auch in manchen andern Dingen zeigt sich Aehnlichkeit. So wie z. B. bey *Franz Horn* immer von der *Klarheit*, als dem höchsten aller Dinge, die Rede ist, und fast alles Unheil dem Mangel an Klarheit zugeschrieben wird, so scheint die Verfasserin ihrerseits ein Gleiches von der *Unsicherheit* zu glauben. Auch der nach unsern Begriffen nicht sehr lobenswerthe Charakter des Julius, der sich besonders in dem Briefe zu Anfang des zweyten Bändchens auf eine klägliche Weise ausspricht, ist ganz im Geiste des angeführten Schriftstellers. In den eingestreuten Versen herrscht schon eine festere Gestaltung, als in denen, welche die Verfasserin in den drey Mährchen von Serena (1806) so überreichlich mitgetheilt hat, wiewohl auch diese hier oft nahe darin sind, ins Leere zu zerfliessen. Zuweilen auch glauben wir bey der Verfasserin Spuren besonderer Laune zu bemerken. Th. I. S. 46. heisst Quedlinburg: *die kleine schmutzige Stadt*. Woher das? Quedlinburg an sich ist weder klein, noch besonders schmutzig; hat die Verfasserin etwa nur die Vorstädte zu sehen Gelegenheit gehabt? Und was sagt auf der folgenden Seite; *ein halberstädtisches Gesicht?* Dem Rec. ist der Ausdruck in dieser Bedeutung wenigstens noch nie vorgekommen, so wenig er fremd in der Gegend ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1814.

ERDBESCHREIBUNG.

Mainz, b. Kupferberg: *St. Petersburg*, ein Beytrag zur Geschichte unsrer Zeit, — — von Dr. *Christian Müller* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Das Werk selbst ist in 21 Briefe eingetheilt, von welchen die ernsten Inhalts an den Freund des Vfs., und die von allgemeinerm Interesse an dessen Gattin gerichtet sind und das Gepräge wirklich geschriebener Briefe tragen, welches ihnen einen nicht geringen Reiz giebt. Vor jedem Briefe befindet sich eine speciellere Angabe des Inhalts; um so weniger ist es zu erklären, warum der Vf. nicht zur leichtern Uebersicht ein allgemeines Register angefertigt habe, da es ihm so leicht werden muſste.

Erster Brief: *Panorama von St. Petersburg und seinen nächsten Umgebungen.* Dieser Brief zeugt gleich sehr vortheilhaft von des Vfs. Talent der Beschreibung, und gewährt eine recht deutliche Ansicht des gegenwärtigen Petersburg, wenn auch keine, selbst in ihren äuſsern Umrissen, erschöpfende, wie man, dem Titel des Werks nach, hier zu erwarten verleitet werden möchte.

Zweyter Brief. *Die Russen.* Nachdem der Vf. davor gewarnt hat, den Russen ja nicht nach dem zu beurtheilen, wie er sich in der Fremde zeigt, wo er nur das eigenthümlich Liebenswürdige seines Charakters beybehält und die Ecken und anstöſsigen Stellen, deren üble Wirkung er nach seiner Schlauheit leicht voraussehn kann, verbirgt, geht er von dem Ausspruche *Friedrichs des Groſsen* in seinen *Oeuvres posthumes* aus: „Der Charakter der russischen Nation ist eine Mischung von Miſstrauen und Schlauheit; faul aber eigennützig, haben sie die Gewandtheit zu copiren, aber nicht das Genie der Erfindung." — „Dieſs Urtheil ist tief gedacht, aber streng (sagt Hr. *M.*). Es schien mir ehemals in Deutschland hart und unbillig, auch verdächtig im Munde Friedrichs; ich nahm es daher bey meinen Beobachtungen in Ruſsland selbst immer vor Augen, und bemühte mich, die Ungerechtigkeit darin aufzufinden; aber ich muſs frey gestehn, daſs anderthalb Jahre meines hiesigen Aufenthalt und des Umgangs mit Russen, mir den strengen Satz beynahe durchaus bestätigt haben, der nur darum so hart klingt, weil keine Andeutung der schönern Seite des russischen Charakters darin vorkommt." Er führt dann ein treffendes gedachtes Urtheil über die Russen von *E. M. Arndt* an und bahnt sich so den Weg zu seinem eigenen. Die vortheilhaften Züge des russischen Charakters sind nach ihm: Gutmüthigkeit, Fröhlichkeit, Gastfreyheit, Höflichkeit, Tapferkeit, religiöse Toleranz, Anhänglichkeit am Vaterlande, schnelles Auffassen, Nachahmungstalent, Anlage für Kunst und Kunstfertigkeit, Leichtigkeit in Erlernung fremder Sprachen, Schlauheit und Beredsamkeit, Reinlichkeit (bloſs der Haut durch häufiges Baden;) die Kehrseite: Neigung zum Betrug, Neigung zum Stehlen, Lügensucht und Mangel an Worthalten, wenig Ehrgefühl, kein Nationalstolz, Undankbarkeit, Ungenügsamkeit, Faulheit und Schlafsucht, Treulosigkeit, Trunkenheit. Vortheilhafte physische Züge sind: Gedrängter Körperbau und angenehme feine Gesichtszüge, Körpergewandtheit und Geschicklichkeit, (Hr. *Faber* hat in seinen *Bagatelles* mit Recht dem bewundernswürdigen *à plomb* der Russen ein eigenes Kapitel gewidmet,) Abhärtung, sprechende Mimik. — Alle diese Grundzüge sind dem Russen längst zuerkannt; allein Hr. *M.* führt jeden einzelnen Zug mit vielem Scharfsinne aus, und giebt ein höchst lebhaftes Gemälde des russischen National-Charakters, das er durch mehrere kleine aus dem Leben gegriffene Züge beseelt. — Bey der Gelegenheit, wo er von der Tapferkeit der Nation spricht, erwähnt er der furchtbaren Heldenthat eines Kosaken, der den ihn anfallenden Tiger (seit Menschengedenken den ersten an der orenburgischen Linie), welcher ihm mit einem Bisse die linke Hand und den Unterarm zerknirscht hatte, vom Pferde herab mit einem Streiche mit dem Beile, das er zum Holzfällen bey sich hatte, todt niederstreckt, und so sich und sein Pferd rettet. „Nur das Alterthum hat in Herkules Kampf mit dem nemäischen Löwen ein würdiges Gegenstück zu dieser Heldenthat." — Die religiöse Toleranz ist allerdings ein herrlicher Zug — aber doch mehr im Charakter der Regierung, als ursprünglich des Volks. Man irrt, wenn man glaubt, daſs dieses so ganz damit zufrieden war, als den Andersgläubigen erlaubt wurde, ihre Kirchen neben die griechischen zu erbauen; die Erbauung der lutherischen St. Petri Kirche unweit der Kirche zur Mutter Gottes von Kasan erregte (freylich vorzüglich unter der russischen Geistlichkeit) Gährung, und sie wäre bey der Kaiserin Elisabeth durch vorgebliche Träume und Erscheinungen beynahe hintertrieben worden. — Nicht *Katharina II.* stiftete das Jesuiter-Collegium in St. Petersburg, wie Hr. *M.* sagt, sondern unter *Paul* wuſsten sich die schlauen Väter durch den bekannten Ordens-General Gruber einzuschleichen und Kirche und Gebäude (von der Gemeine erbaut) an sich zu reiſsen. Ihr Einfluſs drohte allerdings höchst schäd-

schädlich zu werden, und wenn Hr. *M.* behauptet, man habe davon, dafs russische Knaben von den Jesuiten ihre Bildung erhalten, nur Vortheil und keinen Nachtheil bemerkt, und dann hinzufügt; „Diefs bestätigt meinen alten Rath: die Jesuiten in allen nicht katholischen Ländern, wo sie nur tolerirt und gut behandelt werden, aber doch wegen Mangels an religiösem Einflufs durch Beichte u. f. w. nie herrschen können, wieder einzuführen und gut zu beaufsichtigen. Die wissenschaftliche Bildung kann nur dabey gewinnen;" — so hat er wohl eigentlich sagen wollen: man sollte sie in nichtkatholischen Ländern zum Unterrichte *für die katholische Jugend* einführen; doch auch diefs möchte ihm Rec. nicht uneingeschränkt zugestehen. Dafs die Behauptung vollends im allgemeinen unrichtig sey, liefse sich durch viele Thatsachen beweisen. — Für den schönen Grundzug im russischen Charakter: *Anhänglichkeit am Vaterlande*, hat die neueste Zeit einen schauderhaft — erhabenen Beleg gegeben, wogegen die Opfer von 1807 nichts sind. Die Nation erscheint hier colossal, und beynahe möchte man schüchtern ein allgemeines Urtheil über sie in der Schwebe lassen. Wo eine solche innere Kraft des Willens statt findet, wie läfst sich da bestimmen, was heraus kommen kann? Dergleichen spottet aller Vorhersagung, wie Hr. *M.*, wenigstens andeutend, sich zuweilen zu Schulden kommen läfst. — In Erlernung fremder Sprachen kommt der Russe dem Polen nicht bey; auch erlangt er wohl nicht gerade allgemein, wie Hr. *M.* behauptet, besonders wenn er sie in spätern Jahren erlernt, eine ganz reine Aussprache derselben, wenigstens nicht des Deutschen. — Dafs unter den Grofsen das Französische mit dem feinsten Accent gesprochen wird, ist kein Wunder: das Französische ist beynahe ausschliefslich (gröfstentheils unter der Aufsicht gebildeter Franzosen) die Sprache ihrer Kindheit, so dafs sie nachmals ihre Muttersprache erst lernen müssen, um es darin zu einiger Vollkommenheit zu bringen. — Die Schilderung des grofsen Kaufhofes (Gastinoy-Dwor) und seines Treibens zum Belege für die Schlauheit und Beredsamkeit des Russen ist dem Vf. vorzüglich gelungen. Wer ihn aus eigner Anschauung kennt, fühlt sich lebhaft dahin versetzt. — Die Behauptung: „Alles, was historisch grofse und erhabene Charaktere macht, wie das Alterthum; wie Deutschland, Frankreich, Spanien, Italien, England und der skandinavischen Norden sie zeigen," fehlt hier," (wovon er jedoch gleich darauf Peter I. aber auch nur bedingt ausnimmt), und (an einer andern Stelle) „die Erinnerung grofser Ahnherrn fehle den Russen ganz" — geht viel zu weit. Für's erste ist Rufslands Geschichte lange nicht so aufgeklärt, als die Geschichte der genannten Nationen, und wir müssen uns also bescheiden, nicht darüber abzusprechen; dann aber sind auch Regenten wie Alexander Newsky, Iwan Wassiljewitsch II., Boris Godunoff, wie selbst Schuiskoy, wie Alexei Michailowitsch, eine Marfa von Nowgorod, ein Minin und Poscharsky, wohl allerdings grofse historische Charaktere. — Auch wird Hr. *M.* den Russen wohl Nationalstolz nicht absprechen können, wenn er selbst behauptet, dafs sie sich für die *erste* Nation halten. — Franzosen des Nordens pflegt man eher die Polen (und in Hinsicht des vornehmern Adels mit gröfserm Rechte), als die Russen zu nennen. Um das Unstatthafte dieser Benennung für die Russen zu beweisen, führt der Vf. eine interessante Parallele zwischen den Franzosen und Russen durch, und fügt dann eine Menge Fragen hinzu, was wohl aus den Russen geworden wäre, was sie jetzt seyn würden, wenn sie kurz vor der Abwerfung des Mongolenjoches, statt zwischen dem Ural, dem Dnieper, der Wolchow und dem Eismeere sitzen zu bleiben, herüber gezogen wären, und es sich zwischen der Eyder und der Adria, dem Rhein und der Oder hätten gefallen lassen, wobey er Italiens, Frankreichs, der Niederlande und Spaniens Geschichten unter und in sich voraussetzt, so wie, dafs der Gang ihrer Cultur dadurch nicht gehemmt, ihre Politik nicht durch irgend etwas von diesem Nachbarstaate abgezogen worden wäre. Mit andern Worten setzt also Hr. *M.* die Russen an die Stelle der Deutschen, und zieht dann das Resultat: „Die Russen würden unter solchen Umständen eine der gebildetsten, kunstreichsten und politisch wichtigsten Nationen Europas geworden seyn." — „Zwar würde nie (führt er fort) ein Luther, Hutten, Leibnitz, Friedrich II. und die andern göttlichen Heroën des Lichts und der Kraft unter ihnen aufgestanden seyn, nie würden Genien wie Klopstock und Mozart, Lessing und Herder, Johannes v. Müller und Winkelmann unter ihnen geboren worden seyn; aber sie könnten doch grofse Naturforscher, Mathematiker, Chemiker, Politiker und Astronomen haben; sie könnten in jeder Cultur der Kunst und Wissenschaft vorgeschritten seyn, die sich durch Fleifs, Beobachtung und Scharfsinn erwerben läfst, und wo nicht der Götterfunken des Genies und tiefer philosophischer Sinn dazu gehört. Liebliche und witzige Versemacher würden sie auch in Menge haben, aber nie einen Dichter mit der tiefen unendlichen Gluth des Gemüths und dem Blicke über den Wolken. — Man würde viel malen und meifseln, wenn sich auch die Form vom Stoffe nie ganz loszuringen vermöchte. — Die besten Politiker, Diplomatiker und Kaufleute würde man haben, denn in *den* Künsten ist das Volk stark. Ich habe hier angedeutet, was Rufsland und Russen unter den *allergünstigsten* Umständen zu werden vermöchten." — Also ist es denn doch recht gut für die Menschheit, dafs die Russen lieber dort geblieben sind, wo sie sind, zumal da sie ja nach des Vfs. eigener Schilderung ziemlich auf dem Wege sind, trotz aller Hindernisse, in ihren Wohnsitzen selbst das zu werden, was sie zu werden vermögen. — Wenn aber der Vf. Recht hat, so wäre ja doch wohl die Benennung: Franzosen des Nordens, für sie nicht so ganz verwerflich? — Die Behauptung am Ende dieses Briefes: „Russen werden Europa fortan in fernen Jahrhunderten nur durch eine zweyte hunnische Völkerwanderung furchtbar werden können" — be-

bedarf auch wohl für den Vf. im gegenwärtigen Augenblicke kaum einer Bemerkung.

Dritter Brief. *Das Klima in St. Petersburg und seine Folgen.* Der Vf. widerspricht der Behauptung eines Schriftstellers (*Storch*, wenn Rec. nicht irrt), dass St. Petersburg nach Neapel und Konstantinopel die gesundeste grosse Stadt in Europa sey — wenigstens in Hinsicht des Ausländers. — „Jedermann, und vor allen die besten hiesigen Aerzte behaupten, dass der Ausländer hier in der Regel bald den schädlichen Einfluss des unwirthlichen Klima erfahre; sey es nun eine entschiedene Krankheit, oder eine nachtheilige Veränderung in dem ganzen System seines Organismus und seiner innern Lebensverrichtung. Nervenschwäche, Brustbeschwerden, Magenschwäche, Blutverdickung, Hämorrhoiden (von denen selten, setzen wir hinzu, einer von beiden Geschlechtern frey bleibt) sind die gewöhnlichen, aber nicht die einzigen Formen derselben." — „Neben einem sehr gefährlichen Typhus ist beynahe alle Jahre ein äusserst verheerendes bösartiges Scharlachfieber hier epidemisch, das viele Menschen mit reissender Schnelle wegreisst." — Rec. ist es wie dem Vf. ergangen: er ist von jeder Krankheit frey geblieben, und diess selbst während eines vierzehnjährigen Aufenthalts, bis auf eine Brustentzündung, welche er durch Erkältung, die Grundursache aller Krankheiten in Petersburg, sich zugezogen hatte; und für die Einheimischen ist das Klima nichts weniger als unzuträglich, so wie auch selbst die Bemerkung des Vfs., dass hier die Blüte der Schönheit *des Klima wegen* sehr schnell welke, nicht Stich hält: denn es giebt bekannte Damen unter den deutschen Familien, welche sie in ihr höheres Alter mit hinüber nahmen. — Man muss sich nur gleich nach der Landessitte richten, und daher würde Rec. doch niemand anrathen, sich mit einem bloss wattirten Ueberrock über einem Frack im Winter zu begnügen. — Ueber die in Deutschland wohl bekannte, aber nirgends befolgte vortreffliche Heizung der Zimmer und ihre Verwahrung durch Doppelfenster und Werchverstopfung hat sich der Vf. nicht verbreitet.

Vierter Brief. *Hospitalität und geselliges Leben in St. Petersburg.* Ein recht lebhaftes und treffendes Gemälde, das übrigens eben nicht viel Neues enthält; ja Rec. vermisste sogar eine Hauptgruppe in dem Winterleben, nämlich die glänzenden Klubbs, und unter den gewöhnlichen Sommerfahrten die Ausflucht nach Toxowa, dessen beträchtliche Hügelkette hier Gebirge heisst, höchst romantische Aussichten gewährt und die Merkwürdigkeit von mehrern (sieben, wenn Rec. nicht irrt) nicht unbeträchtlichen Seen auf den verschiedenen Spitzen der höchsten Hügel darbietet; — oder auch nur nach Pergola, einem sehr artigen Schuwalowschen Gute, wo die Hügelkette, welche sich dann nach Finnland hinunterzieht, bereits beginnt. — Neu war Rec. die Klage über das Pharaospiel in den ausländischen Kaufmannshäusern, das vor einem Jahrzehend zur höchsten Seltenheit gehörte; hohes Commerzspiel herrschte hier immer. — Todt und öde lässt sich Petersburg im Sommer wohl nur in Vergleichung mit dem Winter nennen, und zwar nur in den Stadttheilen, welche die eigentliche Residenz bilden; nicht aber in denen, welche die blühende Handelsstadt Petersburg ausmachen, die im Gegentheil (bey ungehemmtem Handel) an Lebhaftigkeit zunehmen. Sehr sinnig führt der Vf. den Leser in das Detail des häuslichen geselligen Lebens nach den verschiedenen Ständen ein, so dass man einen anschauenden Begriff von dem geselligen Treiben in den Häusern des höchsten sehr gastfreyen Adels, des vornehmern Beamten und mit diesem parallel laufenden ausländischen Kaufmanns, des wohlhabenden dritten Standes und des Handwerkers erhält. In der dritten Klasse hat sich der Vf. am besten befunden, denn in dieser geht es zu, wie in den feinern mit französischer Leichtigkeit tingirten deutschen Kreisen. Genereller Charakter des geselligen Lebens in Petersburg ist *Zwanglosigkeit*, besonders in der höchsten und in der dritten Klasse. — Die Klage über Mangel an inniger Bildung beym männlichen und weiblichen jüngern Geschlecht ist in Hinsicht der beiden ersten Klassen gegründet, aber nicht in Hinsicht der dritten, besonders in den Familien deutscher Abkunft; man prunkt aber in Wahrheit in Petersburg weniger mit seinem *Wissen*, als diess in Norddeutschland, besonders beym weiblichen Geschlecht, der Fall ist. Führt doch der Vf. selbst ein Beyspiel aus der deutschen Handwerkerklasse an, das in Wahrheit nicht das einzige in Petersburg, sondern unter den wohlhabendern Individuen dieser Klasse ziemlich allgemein ist. „Ich habe in dem Hause meines Schuhmachers (erzählt er), eines bejahrten würdigen Lübeckers, manche recht angenehme Stunde zugebracht; sein ältester Sohn, der das Kaufmännische des väterlichen Geschäfts *en gros* betrieb, war mehrere Jahre in Frankreich und England gewesen, sprach beide Sprachen sehr fertig und schön, war in der Literatur dieser Nationen nicht unbewandert und spielte daneben eine herrliche Flöte. Seine sechszehnjährige Tochter war ein höchst gebildetes Mädchen, das in Deutschland manche junge Dame des hohen Ranges übertroffen haben würde. Ohne gerade hübsch zu seyn, hatte sie etwas sehr angenehmes, sprach sehr gut französisch und englisch, sang allerliebst und besass eine sehr grosse Fertigkeit auf dem Flügel; ihr geselliges Wesen war äusserst angenehm, ihr Conversationston leicht und herzlich; die Anhänglichkeit dieser beiden Kinder an ihre braven, weit weniger cultivirten, aber auch nicht zurückstossenden Aeltern war äusserst rührend, und dagegen das Entzücken der Alten auf allen ihren Zügen gemalt, wenn sie ihre Kinder über Kunst und Wissenschaft reden oder ihren schönen Talenten Beyfall geben hörten." — Dass übrigens die geselligen Talente: Musik, Tanz, ausländische Sprachen und — Kartenspiel (wozu noch Billiard - Virtuosität kommt) in einer Stadt wie Petersburg zur höchsten Ausbildung gelangen, lässt sich leicht denken.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

SCHÖNE

SCHÖNE KÜNSTE.

Ohne Angabe des Verlags: *Wenn hört ein Mädchen auf ein Kind zu seyn?* Roman. Von *J. G. Gruber*. Aus *Sophia's Lieblingsstunden*. 1812. S. 19 bis 116. 8. (12 gr.)

Dieser kleine Roman ist aus einer belletristischen Sammlung, *Sophia's Lieblingsstunden* (Leipzig, bey Schiegg 1811), genommen und bloss mit einem besondern Titelblatt versehen; daher die Sonderbarkeit, dass er nicht mit der ersten, sondern mit der neunzehnten Seite anfängt. Man kann dem Vf. zugeben, dass er die bekannte leichte und naive Erzählungsmanier von *Friedrich Laun* im Ganzen glücklich getroffen habe, wiewohl man seiner Naivetät zuweilen das Gemachte ansieht. Uebrigens hat sich Rec. mit seiner Behandlung des Stoffes (der gar wohl eine ernste, ja tiefe Ansicht erlaubt hätte, hier aber durchaus, ohne Spur von etwas Höhern, ins Scherzhafte und Spielende gezogen ist) nicht recht befreunden können. Die Schuld davon trägt zum Theil der Herr Albert, der in einem Alter von achtzehn Jahren und vor seinem Abgange zur Akademie, also deutsch gesprochen, als ein *Schüler* oder *Gymnasiast*, in einem nicht lobenswerthen Verhältniss zu zwey Mädchen steht, und doch zugleich achtungswerth erscheinen soll. Wir wünschten daher, dass der Vf. wo möglich einen andern, und nicht gerade diesen Stoff, zu einer solchen Behandlung gewählt haben möchte. Ungemein ergetzlich ist der Zug von dem Feuersee, gleich zu Anfang, wobey *Kosegarten* nicht geschont wird; dass der Vf. aber (S. 85.) auch *Hainings* (durch einen Druckfehler steht Haimigs) *Briefe an Emma* angreift, billigen wir nicht: denn abgesehn von allem ästhetischen Werth, verdient diess Buch als der natürliche Erguss eines reinen, auf die edelste Art von Natur und Liebe schwärmenden, biedern und deutschen Sinnes die höchste Achtung, und Rec. wüsste nach *Klopstocks* Oden fast kein Buch, welches Jünglingen zur Nahrung und Veredlung reiner Flammen mit solcher Zuversicht empfohlen werden könnte, als gerade dieses.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Universitäten.

Landshut.

Am 20. August 1813 erhielt unter dem Vorsitze des Hn. Hofraths und Professors *Tiedemann* Hr. *Joseph Duille* aus dem Innkreise die medicinische Doctorwürde. Seine Inauguralschrift handelt: *von der Wasserscheu.*

Am 21. August erlangte Hr. *Richard Heinrich Niklas Carron du Val* aus Friedberg im Isarkreise die juridische Doctorwürde unter dem Vorsitz des Hn. Hofraths und Professors *von Krüll*. Seine Inauguralabhandlung enthält: *Darstellung der Hauptmomente, nach welchen die Vorzüge der Gläubiger zu beurtheilen sind.*

Am 24. August erhielt Hr. *Hieronymus Bayer* aus Rauris im Salzachkreise, unter dem Vorsitz des Hn. geistlichen Rathes und Professors *Salat*, die philosophische Doctorwürde. Seine Inauguralabhandlung betrifft: *den Unterschied der Metaphysik und Physik*, welcher von der philosophischen Facultät der Preis ertheilt worden war.

Am 30. August vertheidigte Hr. *Aloys Finke* aus Bregenz im Illerkreise Streitsätze aus der Medicin, und erhielt unter dem Vorsitze des Hn. Hofraths und Professors *Bertele*, die medicinische Doctorwürde.

Am 31. August erhielt Hr. *Georg Korbinian Badhauser* aus München unter dem Vorsitz des Hn. geistlichen Raths und Professors *Salat*, die philosophische Doctorwürde. Seine Inauguralschrift handelt: *Von dem Unterschiede der Metaphysik und Physik* und hatte von der philosophischen Facultät den Preis erhalten.

Am 1. September erlangten die Herren *Heinrich Drecker* aus Dorsten im Grossherzogthum Berg und *Heinrich Terwey* aus Rhein im Lippedepartement unter dem Vorsitze der Herren Hofräthe und Professoren *von Leveling* und *Schultes* die medicinische Doctorwürde. Ihre Inauguralschriften handeln: *de ruptura vaginae, et foetus per eam in cavum abdominis transitu*, und: *de pneumatosi abdominis.*

Am 2. September erhielt Hr. *Martin Deutinger*, Priester von Wartenberg im Isarkreise, unter dem Vorsitz des Hn. geistl. Raths und Professors *Sebastian Mall*, die theologische Doctorwürde. Seine Inauguralabhandlung: *Ueber den Begriff und das Princip der biblischen Hermeneutik* hatte von der theologischen Facultät den Preis erhalten.

Am 13. September erhielt Hr. *Karl Nikolaus Lemminger* aus dem Regenkreise unter Vorsitz des Hn. Hofraths und Professors *Feiler* die Doctorwürde in der Medicin. Seine Inauguralschrift handelt: *Von der Kraft und Herrschaft der Orte über die Krankheiten.*

Am 14. September erhielten Hr. *Markus Aurelius Fässler* aus dem Illerkreise und Hr. *Peter Paul von Metz* aus dem Innkreise, unter Vorsitz der Hnn. Hofr. und Professoren *Schultes* und *Tiedemann* die medicinische Doctorwürde. Die Inauguralabhandlung des ersten betrifft: *Die Halsstarre und die vorzüglichsten bey ihrer Kur zu nehmenden Rücksichten;* die des andern handelt: *Von dem menschlichen Wiederkäuen*, an mir selbst bemerkt.

Am 1. December erhielten Hr. *Matthias Maihr* aus dem Illerkreise und Hr. *Joseph Ludwig Groß* aus dem Herzogthum Lichtenstein unter dem Vorsitz der Hnn. Hofr. und Prof. *Bertele* und *von Walther* die medicinische Doctorwürde. Ihre Inauguralabhandlungen betreffen die *Hüftenkrankheit und die Hysterie.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1814.

ERDBESCHREIBUNG.

Mainz, b. Kupferberg: *St. Petersburg*, ein Beytrag zur Geschichte unsrer Zeit, — — von Dr. *Christian Müller* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Fünfter Brief: *Volksbildung, Erziehung, Wissenschaften und Künste.* „Man thut wohl Rufsland nicht Unrecht, (sagt der Vf gleich im Eingange), wenn man behauptet, dass die Wissenschaften daselbst noch nicht einheimisch geworden seyn, so viel auch höhere und niedere Werkstätte der Erziehung, so viel auch ausländische Colonien in verschiedenen Formen und Namen da existiren." — Nach einem kurzen Abrisse des verkehrten Ganges, den die Volksbildung von Peter I. an, der seine Asiaten statt zuerst zu Russen, sogleich wie mit einem Zauberschlage zu Europäern umformen wollte, bis auf die neueste Zeit genommen hat, und dessen Hauptgebrechen *Ostentation* und *Sklaverey des Volks* (trotz dem guten Willen Alexanders für die Lösung dieser Fessel) sind, kommt der Vf. auf die neuern Einrichtungen unter Alexander. Der Behauptung, dass Alexander seit 1802 ein ganz neues, den neufranzösischen Einrichtungen ähnliches System der Schulanstalten eingerichtet habe, steht ausser mehrerm die Anlage von Gymnasien und Universitäten ganz nach deutschem Zuschnitt und mit Berufung deutscher Professoren entgegen. — „Mit der Einrichtung der Kirchspielschulen, der Kreisschulen, der Gymnasien und Universitäten sind vier Stufen für die wissenschaftliche Cultur durch das ganze Reich angenommen. — Der Zweck der Kirchspielschulen - dem Landmanne Kenntniss seines Standes beyzubringen, ihn durch Religion und Moral zum bessern Menschen zu bilden, und ihn bloss lesen, schreiben und rechnen zu lehren — ist gewiss vortrefflich, und müsste von herrlichen Wirkungen auf das Volk seyn, wenn für die Bildung der Lehrer gehörig Sorge getragen wäre" — es sind gemeine und grösstentheils roh unwissende Popen. — Von der neuesten Ernennung der *Ehrenaufseher* über die Kreisschulen, wozu bloss Gutsbesitzer genommen werden sollen, welche die Wissenschaften besonders lieben, verspricht sich der Vf. nicht viel, denn er fürchtet, „dass, wenn man auf die beygefügte und nothwendige Bedingung halten will, die Zahl dieser Ehrenmänner im Innern von Rufsland sehr gering seyn werde. — Die Inspection der niedern Kirchspielschulen ist dadurch auch nicht verbessert. Vor allen Dingen gebe die Krone Lehrern und Aufsehern so viel, dass sie leben und ihr schweres Amt lieb gewinnen können, was jetzt nicht möglich ist, selbst nicht in dem Innern von Rufsland, wo alle Lebensbedürfnisse wohlfeiler sind, als in den Gouvernements der Residenzstädte. — „Rufsland hat dermalen sechs Universitäten, und auf ihnen mehrere treffliche Lehrer. Alexander hat sehr kaiserlich für ihre Gründung und ihr gedeihendes Aufkommen gesorgt, und doch sind sie lange das nicht geworden, was man billig von ihnen erwarten durfte. Es ist schwer zu sagen, woran das liegt; aber Manches erklärt sich, wenn man das oft so unzweckmässige Verfahren der Curatoren der Akademie, ihre kleinlichen Rücksichten und Leidenschaften betrachtet. Nicht alle sind *Potocky*, und selbst der verdienstvolle, auch bey uns gefeyerte *Klinger* dürfte sein Dorpat bald zum akademischen Gymnasium machen." — „Meine Meinung von jenen höhern Schulanstalten ist, dass sie zu schnell auf einmal entstanden, ohne dass späterhin die gehörige Aufmerksamkeit darauf verwendet wurde; ein Schicksal, das die mehresten guten Einrichtungen in Rufsland von Katharina II. und Alexander haben." — Mit Recht tadelt Hr. *M.* das zu viel Lehren auf den Vorbereitungsanstalten. Politik und Staatswissenschaft sind gewiss keine Gegenstände für den Gymnasial-Unterricht. Finden wir aber auch in deutschen Gymnasien in der Regel nicht so grosse Missgriffe, so ist doch auch hier die feine Linie zwischen Gymnasial- und akademischem Unterricht noch lange nicht bestimmt genug gezogen, und diess ist von bleibendem Nachtheile. — Auch in den unter der Direction der Kaiserin Mutter stehenden Erziehungsanstalten tadelt Hr. *M.* mit Recht den *Schein* und das Lehren von Gegenständen, welche für die künftige Sphäre der Zöglinge gar nicht passen. Uebrigens ist Hr. *M.* durchaus nicht gründlich mit den Unterrichtsanstalten, auch nur in Petersburg, bekannt. So erwähnt der Vf. nicht der deutschen Hauptschule zu St. Petri unter ihrem so vorzüglichen Director, dem Etatsrath und Ritter *v. Weisse*; einer Anstalt, welche nun bereits seit einem halben Jahrhundert (sie wurde 1762 den 1. October unter *Büsching's* Direction eröffnet) mit stets wachsender Kraft und Trefflichkeit in einem äusserst bedeutenden Umfange wirkt, und für die echt-wissenschaftliche Bildung in Rufsland bestimmt mehr geleistet hat, als alle übrige Anstalten zusammen. In dieser herrscht nicht jenes Grundgebrechen der übrigen Anstalten: *Ostentation*. Hier geht man mit echt deutschem Geiste seinen stillen Weg, und leistet sehr viel in jeder Hinsicht. Und diese grosse und würdige Lehranstalt ist

ist zugleich kein unwichtiger Beweis, wie sehr man auch von oben herab, und zwar unter den drey Regierungen, wahres Verdienst zu schätzen wusste und weiss. Katharina traf die grosse Einrichtung der Normalschulen nach dem Muster der Josephinischen Einrichtungen in Oesterreich: die Petri-Schule wurde in ihrem Gange nicht gehemmt; sie wurde, ohne dass ihrem Unterrichte die neuen Formen aufgedrungen wurden, (welche sie in den untern Klassen aber zum Theil annahm), durch einen Ukas der Monarchin, *wegen ihrer ausgezeichneten Verdienste um das Vaterland*, wie ausdrücklich darin gesagt wurde, zur deutschen Hauptschule des Reiches, mit einem kaiserlichen Directorium und grossen Vorrechten, erhoben. Sie bildete sich in sich selbst zu hoher Vortrefflichkeit aus, und blieb auch unter Paul's reformirender und beengender Regierung, von dem Monarchen geachtet, in ungestörter Wirksamkeit, und genoss der uneingeschränktesten Freyheit — selbst in der Wahl der Lehrbücher; — und ganz der nämliche Fall ist es unter dem jetzigen Monarchen: keine der beliebten neuern Einrichtungen ist ihr angemuthet worden, ihre hohe Vorzüglichkeit ist überall anerkannt, und das Gedeihen dieser Anstalt, in welcher Kinder aller Nationen und Stände (vom Fürsten bis zum Geringsten herab) gründlichen Unterricht geniessen, wächst mit jedem Tage. Ein so ruhmwürdiges Muster sollte der Vf., ein Deutscher, nicht übersehn haben, und Rec. ist überzeugt, dass die Tochter jenes Schuhmachers z. B., der Hr. *M.* früher eine Lobrede hielt, und die jungen Männer, bey welchen er wissenschaftlichen Geist und gründliche Kenntnisse nicht vermisste, Zöglinge dieser trefflichen Anstalt waren, welche zwey von einander ganz geschiedene Anstalten, eine für Knaben und eine für Mädchen, vereinigt. Im Jahre 1812 zählte sie 374 Schüler und 142 Schülerinnen, und 50 standen immer noch auf der Expectantenliste. Lächeln muss man, wenn Hr. *M.* sagt: „Die jungen Männer von St. P. konnten nie begreifen, wie man nach Russland reisen könne, bloss um seine innern Verhältnisse auf einem andern Wege, als durch die schriftstellerischen Präkonenstimmen, kennen zu lernen, die dem Auslande lauter Schönes und Vollendetes vorposaunen." — Hr. *M.* stellt die jungen Männer von St. P. doch auch gar zu unschuldig dar. Das mitgetheilte Verzeichniss der russischen Gelehrten, welche sich als Schriftsteller in den verschiedenen Zweigen des menschlichen Wissens ausgezeichnet haben, ist nicht ohne Glanz; „aber alles diess (fügt der Vf. hinzu) sind nur schöne Einzelnheiten eines ganzen Jahrhunderts, (aber, um gerecht zu seyn — setzt Rec. hinzu — auch *des ersten der russischen Cultur!*), welche noch lange nicht beweisen können, dass die Wissenschaften im Ganzen von den Russen geliebt und gepflegt werden." — „Philosophischer Sinn und kritischer Takt sind den russischen Gelehrten grösstentheils fremd; auch zeigt das Fach der Philosophie nicht einen einzigen bemerkenswerthen Namen." — In dem obigen Verzeichniss vermisst Rec. die zahlreichen und ausgezeichneten Schriftsteller im Fache der Gewerbkunde, und vorzüglich der Agricultur, deren Abhandlungen in den Schriften der ökonomischen Gesellschaft zu finden sind. — Den auffallenden Mangel einer brauchbaren öffentlichen Bibliothek in Petersburg rügt der Vf. mit Recht. Die so genannte kaiserliche (ehemalige Zaluskische) Bibliothek ist zwar seit einigen Jahren in einem schönen (von Paul erbauten) Locale aufgestellt, und seit Februar 1812 dem Publicum eröffnet; aber ihre Literatur geht nur bis 1740, und mehr als die Hälfte besteht aus theologischen Schriften. Alle Fächer sind dabey höchst unvollständig. Die Privatbibliotheken der Grossen, welche denen an sie Empfohlnen mit seltener Liberalität offen stehen, sind denn doch nicht zugänglich für jeden, und so wird es denen, welche sich auf Wissenschaften legen, schwer, die nöthigen Materialien sich zu verschaffen. — „Die neueste deutsche Literatur in Russland ist gewiss nicht unter diejenigen zu zählen, welche — ich nehme des trefflichen *Krusenstern's* und seiner Begleiter höchst nutzbare Werke, desgleichen die grössern und kleinern Ausarbeitungen von *Schubert* und einiger ausländischer Professoren und Akademisten, so wie *Kotzebue's* historische Producte aus — welche reich an wichtigen Erzeugnissen für die Wissenschaft genannt werden kann. Unsere deutsche Literatur in Deutschland geht ihr darin beyspielgebend vor." — Rec. befürchtet, Hr. *M.* thue mit dieser Behauptung der deutschen Literatur in Russland weniger Unrecht, als der in Deutschland. — Auffallender ist die Aeusserung: die *russische Literatur* habe manches Geistesproduct, *zumal im schönschriftstellerischen Fache*, um welches wir Deutsche sie *beneiden* könnten. Bis zum *Beneiden* ist es doch wahrlich noch nicht gekommen, wenn wir auch den Werth einiger weniger Original-Producte nicht eben gering anschlagen würden. — Im Geschichtfache möchte seine Behauptung, mit einiger Einschränkung, eher Statt finden können. — „Ein Uebel, (sagt er), das gross und arg in Russland ist, und das dem Aufkommen der Wissenschaft grossen Schaden thut, ist die harte engbrüstige *Censur*. Sie ist ein sehr dunkler Fleck in der Humanität Alexanders, und erinnert noch sehr lebhaft an die Zeit seines Vaters. — Es ist unbegreiflich und unverzeihlich, mit welcher Engherzigkeit man hier censirt." — Hier thut der Vf. abermals dem *Willen* des Monarchen schreyendes Unrecht. Alexander erklärte durch einen Ukas: dass es Jedermann erlaubt sey, seine Meinungen und Ansichten freymüthig darzulegen, wenn sie nicht gegen Religion, Staat, Sitten und die bürgerliche Ehre des Einzelnen anstiessen. Dass man nun diese billigen Einschränkungen so weit auszudehnen weiss, dass kaum ein Schein von Freyheit darin bleibt, ist wohl nicht des Monarchen Schuld. Rec. machte einst bey seinem Aufenthalte in Petersburg bey einer höchst unbedeutenden Veranlassung Gebrauch von der Erlaubniss, freymüthig seyn zu dürfen, und zwar zum Besten der öffentlichen Sittlichkeit. Darüber

über beschwerten sich Einige, denen diess unwillkommen war, und er wurde vor dem Ober-Polizey-Meister gefordert. Dieser, ein Deutscher, suchte ihm zu imponiren; als diess aber nicht gehen wollte, und jener nur immer dabey stehen blieb: Seine Excellenz möchten ihm sagen, ob nicht ein Ukas des Monarchen die bescheidene Freymüthigkeit erlaube, und ihm erklären, ob er ihm untersage, davon Gebrauch zu machen, fragte dieser ganz gelassen: Wie lange sind Sie in Russland? und auf die Angabe einer Reihe von Jahren erwiederte Se. Excellenz: Nun, so werden Sie auch wissen, dass das, was bey uns auf dem Papiere freysteht, in der Wirklichkeit nicht immer Statt finden kann. — Die Inquisition hatte freylich nun auch sogleich ein Ende. — Sehr scharf erklärt sich Hr. *M.* gegen diejenigen, welche den Russen eine *bedeutende Kunststufe* absprechen, und man möchte bey seiner Schilderung in Versuchung gerathen, in hoher Bewunderung zu staunen, wenn man vergisst, dass er früher den Russen nur *hohe technische Kunstanlage* zugestand, aber *Genie* absprach. Wie nun ohne diesen Götterfunken von einer *hohen Kunststufe* die Rede seyn kann, vermag Rec. nicht einzusehen, so wenig er auch gesonnen ist, einzelnen russischen Künstlern ihr Verdienst abzusprechen, (das aber gegen die Verdienste deutscher, englischer, französischer und italienischer bedeutender Künstler doch immer nur untergeordnet erscheinen möchte, etwa den Thiermaler *Orlowsky* ausgenommen, dessen Gemälde: der Kosak mit dem Tiger an der orenburgischen Linie, Hr. *M.* begeistert preiset; dann Prof. *Martos*, von welchem unter andern die bronzenen Thüren an der kas. Kirche nach den bekannten am Battisterio zu Florenz von *Ghiberti* sind. — Hr. *Müller* nennt diesen braven Künstler gar nicht). Die neue kasanische Kirche, welche der Vf. als einen Beleg zu seiner Behauptung anführt, kann wenigstens in Hinsicht der Architectur nicht dafür gelten, denn — sie ist verpfuscht und zwar durch den russischen Baumeister, den Grafen Strogonow, aus verzeihlicher patriotischer Schwachheit, gern die Ehre der Erbauung zuwenden wollte, und ihm die von italienischen, deutschen und andern fremden Baumeistern eingereichten Plane mittheilte, aus denen er dann das in seinen Verhältnissen so fehlerhafte Gebäude zusammensetzte. — Auch möchte Rec. die Anlage für die *dramatische* Kunst bey den Russen nicht gerade eminent nennen; denn das Nachahmungstalent ist auch in dieser Kunst nicht das Höchste, sondern die eigene ideale Schöpfung der Form, in welcher der Geist des Dichters angeschaut werden soll, und dazu gehört *Genie*. Der Vf. beschränkt aber auch gleich selbst sein Urtheil, indem er ihm die Fähigkeit des Hoch-Tragischen abspricht. Für das Hoch-Komische hat er gewiss Anlage: ein russischer Bouffon ist recht ergetzlich, und chargirte Charakter-Darstellung, wie des alten Geizigen, des alten Eifersüchtigen u. s. w., gelingen ihm recht gut: im feinern Lustspiele kann aber der Deutsche wahrlich von ihm nichts lernen, wie der Vf. behauptet: denn darin ist er unleidlich steif. — St. P. hat allerdings viele Hülfsmittel für die Cultur der schönen Künste, allein sie sind viel zu zerstreut, und dem Beschauer wohl, nicht aber so dem Künstler zugänglich. Der Humanität des nun verstorbenen ehrwürdigen Grafen Strogonow gebührt die Anerkennung, welche der Vf. ihm widerfahren lässt; auch waren seine Kunstsammlungen dem innern Werthe nach ausgezeichnet zu nennen. — Unter den Damen wird die Malerey sehr cultivirt, so wie unter den russischen Damen überhaupt weit mehr Cultur Statt findet, als unter den Herren.

Sechster Brief. *Das männliche Geschlecht, plastisch betrachtet.* „Der Russe trägt im Allgemeinen einen kleinen zartgebauten Kopf auf seinem kurzen Hals; von seinem breitschulterigen Oberkörper mit der flachen (?) Brust herab, ist wenig Marquirtes, sondern alles rund und eben abgeschliffen, der Unterkörper vollkommen schön gebaut. Die echtrussischen Männergesichter haben etwas Angenehmes und Feines, aber durchaus kein Feuer und keine herausspringende Kraft. Eine gerade kurze Stirn, von den blonden Haaren zur Hälfte bedeckt, graue oder blaue Augen, von einem nicht reinen Wasser, mit unsicherm etwas scheuem Blicke, viel Schlauheit darin, eine feine schön geformte Nase, oft mit Grazie etwas aufgebogen, einen eben so feinen Mund, ein breites, etwas hervorstehendes Kinn." — Der Ueberfluss an schönen Männern in Vergleich mit dem weiblichen Geschlecht (welchen der Vf. mit Recht dem zahlreichen Militair und zunächst der Garde zuschreibt), trifft für Petersburg zu; im innern Russland würde der Vf. das Gleichgewicht wieder hergestellt finden.

Siebenter Brief. *Weibliches Geschlecht, plastisch betrachtet.* „Es ist eine Erscheinung, die sich jedem hier angekommenen Fremden in den ersten vierzehn Tagen seines hiesigen Aufenthalts mit unangenehmer Gewalt aufdrängt, die er auf Promenaden und im Theater, in der Kirche und auf den sogenannten Maskeraden, in den vornehmsten Häusern und in denen des mittlern Standes immer wieder bestätigt findet, die Bemerkung, dass das hiesige weibliche Geschlecht jeden Standes äusserst (?) stiefmütterlich (also wäre es wohl gar in der Regel hässlich?) von der Natur behandelt ist." — Der Haupt-Charakter der St. Petersburgischen weiblichen Gesichter ist: *Charakterlosigkeit.* Etwas Flaches, Nichtssagendes in den Zügen, etwas Todtes und Seelenloses in den Augen, und dazu gewöhnlich nur künstliche Rosen und Lilien." — „Kein Leben, kein Funke des Geistes oder der Empfindung, keine Freude und kein Leiden, keine Begierde, kein Wohlwollen, keine Liebe, nichts Marquirtes und Herausgehobenes in ihnen. — Die weiblichen Gesichter sind der treueste Abdruck des Klima's und der Natur, in denen sie geformt worden sind. Es ist unmöglich, positiv etwas Bestimmtes von ihnen zu sagen; ich habe es oft versucht, aber immer habe ich gefunden, dass etwas Generisch-Durchgreifendes nicht da ist: so liegt Alles an der nichtssagenden Mannichfaltigkeit! — Jedoch habe ich vorgehende Stirnen und aufgestülpte Na-

Nasen, so wie unverhältnissmässig kleine Untergesichter, sehr häufig gefunden. Das Schlimmste aber von Allem ist das schnelle Altern, oder die allzufrüh verschwindende jugendliche Blüte." — Als Grundursachen dieser Erscheinung giebt der Vf. ausser dem Klima die bekannten: Schwitzbad und Schminke, an. — Ist es möglich stärker aufzutragen, als Hr. *M.* in dieser Schilderung? Er wird damit bey den Damen an der Seine Glück machen; — zum Besten der Damen an der Newa kann aber Rec. den Leser versichern, dass auch hier manche liebliche Blüte aufsprosst, und dass nicht leicht eine andere Stadt einen schönern weiblichen Kranz aufzuweisen hat, als Petersburg auf der sogenannten deutschen Maskerade und den grossen Klubbs, und darin viele hier entfaltete Blumen aus russischem und fremdem Stamme. — Im Innern von Russland würde der Vf., dessen jugendliches Auge durch den allerdings blühendern Blumenflor Dresdens verwöhnt scheint, auch dem russischen weiblichen Geschlechte mehr Gerechtigkeit im Ganzen widerfahren lassen.

Achter Brief. *Die jungen Männer.* Der Vf. theilt diese ein in Wissenschaftsmenschen, (worunter er alle versteht, von denen man Sinn für Wissenschaft zu fordern berechtigt ist), Militair und Kaufleute. — Unter den erstern hat er viel gesellschaftliches Talent, aber wenig geistige Bedürfnisse und wahres wissenschaftliches Streben gefunden. Die seltenen Ausnahmen gehören dem Auslande an. — Rec. hat bey vieljähriger Erfahrung hier bemerkt, dass auch unter den Russen — und beynahe häufiger unter diesen, als unter den hier gebornen fremder Nation — auch über die Bildungsjahre hinaus — zuweilen ein hoher Sinn für Wissenschaft und schöne Literatur, wenn auch nicht für das Alterthum, sich findet. Die ganze Cultur des Russen geht aber auch nicht vom Alterthume aus. Franzosen, Deutsche, Italiener, Engländer sind für ihn, was Griechen und Römer für uns, und daraus möchte wohl so Manches in der Cultur der Russen erklärbar seyn, das den genannten Nationen mehr zu Schulden kommt, als ihnen. — Dem Militair (das heisst aber nur den Garde-Officieren aus vornehmen Familien: denn die Officiere der Feld-Regimenter kommen wenig in Betracht), ist das Urtheil des Vfs. in geselliger Hinsicht günstig; noch günstiger aber dem jungen Kaufmannsstande. „Nirgends, am allerwenigsten in Deutschland, (sagt er) — in England war ich nicht — habe ich so viel wahre Humanität, so wenig Krämersinn und Krämerarroganz, neben so viel wissenschaftlicher Cultur und guter Bildung gefunden, als hier.... Im Umgang hört der Kaufmann hier ganz auf, Kaufmann zu seyn, er erscheint nur als wohlhabender gebildeter Mann. ... Eben so auch der *junge* Kaufmann. Bildung, Sprachengewandtheit, Wohlgefühl seiner Existenz (daher Jovialität, Offenheit, Herzlichkeit), ferner Anerkennung fremdartigen Verdienstes, Bescheidenheit und die grösste Uneigennützigkeit, sind Grundzüge seines gesellschaftlichen Charakters. Daneben fehlt es diesen jungen Männern, ausser ihren Handlungs- und trefflichen Sprachkenntnissen, selten an der Bekanntschaft mit andern Wissenschaften und Künsten. Deutsche, englische, französische schöne Literatur und Musik sind häufig ihre Nebenbeschäftigungen." — Rec. stimmt mit Freuden in diess Urtheil ein. Diese seltene Erscheinung hätte aber doch Hrn. *M.* aufmerksam darauf machen sollen, woher diesem Stande hier gerade diese hohe Bildung kommt, und er würde als Quelle gefunden haben — *die deutsche Hauptschule zu St. Petri*, deren Zöglinge sie grösstentheils sind. — Mit Bedauern hat aber Rec. die für ihn neue Bemerkung gelesen, dass auch unter der jungen Kaufmannschaft Hazardspiel, und zwar Pharao, an der Tagesordnung ist; vielleicht in Ermangelung anderer gewinnreicher Geschäfte. — „Der russische Kaufmann ist ein ganz anderes *genus hominum;* er gehört gar nicht hierher in der Beziehung des socialen Verdienstes." — In der Regel freylich nicht, doch giebt es einzelne Ausnahmen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Todesfälle.

Am 23. Nov. v. J. starb zu Breslau *Immanuel Friedrich Meyer*, Dr. und Professor der Arzneygel. an der Universität, 38 Jahr alt, am Nervenfieber.

Am 2. Dec. v. J. starb zu Jena Dr. *Franz Schöman*, Hofrath u. Prof. der Rechte, wie auch Beysitzer des Hofgerichts und Schöppenstuhls, rühmlich bekannt durch verschiedene Schriften, in einem Alter von 32 Jahren. Für die A. L. Z. hat er mehrere Beyträge im Fache der Rechtswissenschaft geliefert.

II. Beförderungen u. Ehrenbezeugungen.

Der zeitherige ausserordentliche Professor der Philosophie zu Jena, Hr. Dr. *Bachmann*, ist an die Stelle des verstorbenen Geh. Hofr. *Ulrich* zum ordentlichen Professor der Politik. und Moral daselbst ernannt worden.

Die naturforschende Gesellschaft zu Erlangen hat den Hrn. Hofrath und Professor *Stark* zu Jena unter dem Namen Podalirius zum Mitgliede aufgenommen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1814.

ERDBESCHREIBUNG.

Mainz, b. Kupferberg: *St. Petersburg*, ein Beytrag zur Geschichte unsrer Zeit, — — von Dr. *Christian Müller* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Neunter Brief. *Weibliches Geschlecht, in seinen gesellschaftlichen Beziehungen.* Wenn Hr. *M.*, um sein nicht eben günstiges Urtheil zu begründen, sagt: „Die Erziehungsgeschichte des weiblichen Geschlechts liegt auch hier gröfstentheils zum Grunde, und durch sie wird alles erklärlich: führen wir das Mädchen von Stande noch einmal in ihre Bildungsperiode zurück, und wir werden sie alles treiben sehen, was sie für einen grofsen Zirkel angenehm machen kann, wir werden aber vieles vermissen, was ihrem Gemüthe eine innige wohlthuende Cultur giebt; wir werden sie gut Fortepiano spielen, singen und französisch reden hören; wir werden ihren Anstand und ihre Grazie beym Tanz bewundern, aber wir werden sie gröfstentheils ohne tauglichen Unterricht in Geschichte und Länderkunde, ohne Uebung im Selbstdenken und Schreiben finden; wir werden die *Deutsche* bedauern, dass ihr *Göthe's*, *Schillers*, *Lessing's* u. s. w. Namen entweder so fremd sind, als *Lopez de Vega* fruchtbaren Andenkens, oder dass sie — wenn sie ja diess oder jenes von ihren Werken gelesen hat — von denselben spricht, wie von einem Cramer'schen Romane u. s. w." — so muss Rec. dem für einen grofsen Theil widersprechen, und gestehn, dass er auch in dieser Hinsicht viel mehr Bildung bey den Petersburgerinnen fand, als bey den — süddeutschen Damen z. B. — Hr. *M.* scheint aber durch die Ueberbildung vieler norddeutschen Damen verwöhnt zu seyn, und also da Mangel zu finden, wo er diese vermisst. — Rec. hat gerade in dieser Hinsicht Gelegenheit gehabt, genau beobachten zu können — und hat nicht selten volle Befriedigung gefunden. Er hat z. B. mehrere junge deutsche Damen von 16 bis 17 Jahren gekannt, die einen Brief schrieben, der einer Sévigné in diesem Alter gewiss keine Schande würde gemacht haben. Dass sie mit den Dichtern ihrer Nation weniger bekannt sind, als manche *hochgebildete* Dame in Deutschland, ist bey der Schwierigkeit, ihre Werke zu erhalten, wohl sehr erklärbar; ganz unbekannt sind sie aber gröfstentheils damit keinesweges, wofür z. B. in der Mädchen-Abtheilung der deutschen Hauptschule zu St. Petri durch eine höchst zweckmäfsig gewählte Lesebibliothek gesorgt ist — und sie wissen ihren Werth recht gut zu schätzen. Und warum erwähnt Hr. *M.* nicht der grofsen Fertigkeit der hiesigen deutschen Mädchen in weiblichen Handarbeiten? — Dass die Bildung der Jungfrau von der Frau häufig vernachlässigt wird, ist in Petersb. wahr, wie im Allgemeinen in Deutschland und wohl in der ganzen cultivirten Welt. Wahrscheinlich, wenn Hr. *M.*, wo er von dem ungünstigen Einflusse des Klima auf die geistige Entfaltung des Geistes in Petersb. spricht, sagt: „Wo soll bey den für äussere Eindrücke so empfänglichen weiblichen Gemüthern jene Jovialität des Lebens und der Empfindung, jener lebendige Funke schöner Genialität, diess schnelle Ergreifen und innige Festhalten des Schönen, herkommen, das unsere deutschen Mädchen, *zumal die Südländerinnen* (?!), so liebenswürdig macht, wenn sie ihn nicht aus ihrem Himmel, aus ihrer Natur und deren unendlichen Genüssen, aus der Milde des Klima und aus der Schönheit des Bodens nehmen können, auf dem sie geboren sind? — Was hier die Liebe seyn muss, Emma, das werden Sie nun wohl ahnden u. s. w." so kann man sich nicht enthalten, zu lächeln. Das ganze Räsonnement über die Liebe in St. P. ist eben so oberflächlich, und wenn es im Allgemeinen passt, so würde es auch eben so gut für die Liebe in allen grofsen Städten passen. — Höchst wahr und treffend ist dagegen die Schilderung der russischen Damen des Mittelstandes, und die Ursachen der nicht erfreulichen Erscheinung sind mit vielem Scharfsinn aus der ihrer künftigen Sphäre unangemessnen Bildung in den Instituten (den Fräulein-, Katharinen-, Marien-Stiftern) entwickelt. — Dagegen zeichnen sich die Damen aus den höchsten Ständen höchst vortheilhaft aus, und was der Vf. von der Protection der zeichnenden und plastischen Kunst auf Rechnung der russischen Grofsen setzt, gehört fast ausschliesslich den Frauen an. Musiker und Schauspieler findet man allerdings häufig in den Pallästen der Grofsen, und sehr wahr sagt in dieser Hinsicht der Vf.: „Dieser edle attische Sinn giebt jenen Zirkeln einen unerschöpflichen Gegenstand interessanter und lehrreicher Unterhaltung, wo sich manche gute und schöne Idee entwickelt, und das Gemüth nie von den bleyernen Fittigen der Langenweile gedrückt wird, und sich nach den Momenten sehnt, wo wenigstens ein physischer Genuss die Monotonie für einige Zeit unterbricht, oder das hohe Spiel die Aufmerksamkeit wieder fesselt und concentrirt."

Zehnter Brief. *Die Hausfrauen.* „Die Häuslichkeit ist die glänzende Seite der hiesigen Damen, zumal der Russinnen (?), und dann, der aus den deutschen Provinzen Russlands stammenden, der Liefländer, Esthländer, — sehr merklich weniger ist solche bey den Ausländern zu finden." — „Der Stand und Rang macht hier eigentlich keinen Unterschied; die russischen Damen, abgerechnet die, welche auf eigentlich

lich fürstlichem Fuſse leben und eine Art von Hofhaltung haben, verdienen ganz im Allgemeinen dieſs Lob. Die Collegienräthin, Majorin u. f. w. fühlt gleich lebhaft ihren Beruf als Hausfrau, ehrt ihn und erfüllt ihn bestens." — Es thut Rec. Leid, dieſem Urtheil im Allgemeinen, was die Ruſſinnen betrifft, widerſprechen zu müſſen. In Petersburg iſt es ſogar zum Sprichworte geworden, um eine unordentliche Haushaltung zu bezeichnen: Das iſt eine ruſſiſche Wirthſchaft. — Dagegen muſs er den Ruhm der guten Haushälterin für die in Petersburg gebornen Ausländerinnen (beſonders die Deutſchen) in Schutz nehmen. — Die Schilderung der höchſten Schlechtigkeit des ruſſiſchen Geſindes iſt keineswegs übertrieben, und das ausländiſche Geſinde unterſcheidet ſich oft nur durch ſeine Prätenſionen. Daſs aber die Verdorbenheit des Geſindes auch in Deutſchland einen furchtbaren Grad erreicht hat, der wahrlich ohne höchſt verderbliche Folgen nicht bleiben wird, wenn man ihm nicht bald mit Ernſt Grenzen ſetzt, iſt leider eine ſich in jedem Augenblicke aufdringende Wahrheit, und Rec. kann nach eigener Erfahrung als Hausvater keinen groſsen Unterſchied in dieſer Hinſicht zwiſchen Petersburg und Deutſchland finden. — Nach den Anlagen des Ruſſen läſst ſich allerdings wohl das Ideal eines Bedienten aufſtellen, wie dieſs, nach des Vfs. Aeuſſerung, Hr. *Faber* in ſeinen *Bagetelles* verſucht hat mit ſeinem Feodotte; in der Wirklichkeit iſt es aber bey dem Standpunkte, auf welchem die Nation dermalen ſteht, durchaus nicht zu erwarten.

Eilfter Brief. *Ruſſiſches Militär.* Warum blieb doch der Vf. nicht dem Vorſatze pünktlich treu, es ſich nicht einfallen laſſen zu wollen, die taktiſchen und ſtrategiſchen Verdienſte deſſelben zu *würdigen;* es würden ihm dann Aeuſſerungen, wie folgende, nicht entwiſcht ſeyn: „Wer kennt nicht das Viel oder Wenig, was ſeit ſechs Jahren in Mähren, Oſtpreuſsen, Finnland und in der Moldau und Wallachey geſchah; wer zweifelt an Ruſslands militäriſcher Uebermacht, wo es Kämpfe gilt gegen *das* Schweden, welches noch keinen Helden zum Thronfolger hatte, gegen den in organiſcher Auflöſung begriffenen Staat der Osmanen, oder gegen das zerrüttete Perſien. Aber wer träumet wohl noch groſse, bleibende und entſcheidende Vortheile der ruſſiſchen Armeen, wenn es gilt, gegen jene Heere aufzutreten, an welche ein hoher Genius und die Vorſehung den Sieg und ſeine Kronen knüpft." — Ueber die Anlage der Nation zum Soldaten ſagt Hr. *M.* das Bekannte. Daſs für die Bildung der Officiere durch die Militär-Inſtitute viel geſchehen könnte, iſt wahr, aber eben ſo wahr iſt es, daſs von dem Cadettenhauſe ſelbſt nicht viel geleiſtet wird, nämlich auſser den Kriegswiſſenſchaften. Man darf nur wiſſen, auf welche Art mit den verdienſtvollen Lehrern bey der neuen Organiſation im Anfange der Regierung des jetzigen Kaiſers von denen, welchen ſie übertragen war, umgegangen wurde, und woran man zu ſparen wuſste, um das begreiflich zu finden. Das Inſtitut, in welchem wirklich nicht wenig (wenigſtens vor acht Jahren noch) auch für die wiſſenſchaftliche Bildung geleiſtet wurde, hat der Vf. gerade (wie *Haſſel*) vergeſſen: es iſt das kaiſerliche Pagencorps, das nicht, wie die Cadettenhäuſer, unter dem Groſsfürſten, ſondern unmittelbar unter dem Monarchen ſteht, deſſen neuere Einrichtung ebenfalls von dem General Klinger, aber nach einem liberalern Zuſchnitte, herrührt, und worin die Söhne der erſten Familien erzogen werden. — „Aus dem Cadettenhauſe kommen die Jünglinge ſogleich nach Strelna oder Peterhof, wo ſie unter der unmittelbaren Leitung des Groſsfürſten Conſtantin 3 bis 4 Monate lang im ekelhafteſten Kamaſchen- und Wachtparadendienſt exerciert, und die jugendlichen, oft noch zarten Körper der Geſundheit des Klima im Spätherbſte, dem ganz durchnäſsten Boden und der Rauhheit der nordiſchen Witterung ſo fürchterlich und grauſam ausgeſetzt werden, daſs mehrere (wie es z. B. im J. 1810 der Fall war) an dieſer erſten Probe ſterben." (Sie werden ſchon im Cadettenhauſe ſehr ſtreng behandelt.) „Aller wiſſenſchaftlicher Sinn wird hier mit Gewalt aus ihren Gemüthern verbannt, und dagegen das ekelhafteſte Exercier- und Marſchierweſen ihnen als die höchſte Vollendung der Militärs täglich angeprieſen u. ſ. w." — Den Mangel an Ehrgefühl bey den Officieren der Feldregimenter, die gemeiniglich von ihrer Familie her keinen Zuſchuſs erhalten können, entſchuldigt der Vf. mit dem categoriſchen Imperativ: *il faut diner.* Mit 125 bis 395 Rbln., auſser Quartiergeld und Holz, muſs freylich auch der genügſamſte Menſch verhungern, da ihm ſeine vollſtändige Kleidung und nothwendige Wäſche über 350 Rbl. koſtet. — „Wie viel glücklicher gegen ſeinen Officier (ſagt der Vf.) iſt der gemeine ruſſiſche Soldat, welcher ſein gutes Brot und ſeine Grütze neben der kleinen Löhnung erhält! — Man hat mir oft erzählt, daſs Officiere, welche gut mit ihren Denſchiks (als Bedienten zugegebene Soldaten) ſtänden, von dieſen, aus Mitleid, die Hälfte ihrer reichlichen Portionen erhielten und ſo ſich ernährten." — Der Kaiſer giebt wohl jährlich auf beſondere Vorſtellung einige hundert Rubel Zulage, doch auch dieſe Hülfe iſt den groſsen Bedürfniſſen nicht angemeſſen. — Rec. zweifelt aber ſehr an der Behauptung des Vfs. in Hinſicht der National-Ruſſen, daſs ſie wünſchten, in fremden Armeen zu dienen und ſogar den franzöſiſchen Miniſter darum angegangen wären. — Wie der Vf. den ruſſiſchen Soldaten national gekleidet wünſchte, müſſen wir dem Leſer überlaſſen, im Buche ſelbſt nachzuleſen. Er theilt eine ausführliche Tabelle von dem Beſtande der ruſſiſchen Armee im Februar 1812 mit, wie er ſie von einem Angeſtellten beym Generalſtabe erhielt: Nach dieſer beſtand die Infanterie (Land- und Seetruppen, letztere auch zum Landdienſt formirt) aus 442,066 Mann (mit Einſchluſs der Garden) in 607 Bat. Die Cavallerie (mit Einſchl. der Garden) aus 70,018 M. in 410 Bat. — Koſaken (warum ſchreibt der Vf. Kaiſaken?) und aſiatiſche Schwärme 83,000 Mann in 172 Pulks. Artillerie 76,778 M., Reſervecorps 149,330 M., Garniſonstruppen 77,664 M., National-Militz zur Ergänzung der Regimenter 600,000 M. Hiernach ordentliche Waffenmannſchaft 898,856 M.; mit der auſserordentlichen Natio-

National-Militz 1,498,886 M. — Rec. hat nach den einzelnen Angaben summirt, da in der Summirung des Vfs. mehr als ein Versehn Statt findet. — Von diesem Etat will der Vf. Ein Drittel als nur auf dem Papiere existirend angesehn wissen, „für welches Deficit man folgende Capita machen könnte: was *immer* als complett angegeben wird und es niemals ist; — was auf den langen und höchst beschwerlichen Märschen zur Armee unbrauchbar wird oder stirbt; — was durch schlechte Nahrung und Verpflegung — was durch Seuchen und Hunger, für welchen die russische Proviantcommission vortrefflich zu sorgen weiss, zu Grunde geht, ehe es die Armeen erreicht; was nach dem Frieden ankömmt u. s. w." — „Männer von vielen Sachkenntnissen haben mich versichert, Russland werde, bey dem dermaligen Zustande seiner Finanzen, nie mehr als 400,000 bis 450,000 M., als wirklich activ, auf den Beinen haben und halten können." — Darauf baut nun der Vf. ein Räsonnement, das wir unterlassen wünschten; nicht etwa, weil die Erfahrung ihm zu widersprechen scheint (denn die Türken haben z. B. nicht zuletzt gelacht), sondern vorzüglich wegen der Verblendung, welche aus dem Schlusse hervorgeht, wo er sagt: „Ich glaube, Du, mein guter Eduard, und alle meine deutschen Brüder, denen die Zeichen der Zeit nicht mehr fremd und bedeutungslos sind, ich glaube, wir stehen *jetzt* auf dem Standpunkte, von wo aus meine Ahndung zu einem der uns am nächsten liegenden *Wünsche* für diess Jahr werden muss." — Was für *Wünsche* und *Ahndungen* im Anfange 1812 diess waren, ist nicht schwer zu errathen. — „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!" ruft er aus — Ja wohl! — Nur der Jugend des Vfs. ist eine solche Verblendung zu verzeihen.

Zwölfter Brief. *Theater. Maskeraden.* Dass die Theater in einem Gemälde Petersburgs eine bedeutende Rolle behaupten, ist wohl natürlich in einer so grossen luxuriösen Stadt und unter diesem Grade der Breite. — Die bekannte Auflösung der französischen Bühne, welche schon in den letzten Regierungsjahren Katharina's II. den höchsten Rang behauptete und unter Alexander zu einer seltenen Vortrefflichkeit gestiegen ist, muss dem Petersburger höhern Publicum besonders hart fallen. — Eine italienische Oper hat es seit mehrern Jahren nicht mehr. — Jetzt besteht nur noch das National-Theater, das dem gebildeten Publicum nur im hochkomischen genügen kann, und das deutsche Theater, das von der kaiserlichen Direction sichtbar stiefmütterlich behandelt wird und daher unter dem Mittelmässigen steht. Hr. *M.* verbreitet sich über die Theater, besonders aber über das französische, in ein Detail, in welches Rec., als bey einer vorübergehenden Erscheinung, nicht folgen kann. — Er führt ein Paar charakteristische Anekdoten an, wie zuweilen der Ober Intendant, Hr. *v. Narischkin*, bewogen wird, den Schauspielern die rückständige Gehaltforderung zu befriedigen. — *Düport* trat in einem angekündigten Ballet nicht eher auf, bis Hr. *v. N.* die 10,000 Rbl., die er zu fordern hatte, von Hause holen liess und ihm auszahlte, und der Komiker *Calland* erreichte ein Gleiches durch eine witzige Epistel, welche hier mitgetheilt wird. — Dieser Brief enthält manches interessante Detail.

Dreyzehnter Brief. *Ethnographische Merkwürdigkeiten.* Welch ein reichhaltiges Kapitel in Petersburg bey dem Zusammenflusse aller, besonders aber der europäischen und asiatischen Nationen. Der Vf. begnügt sich nur mit der Beschreibung der kabardinischen oder tscherkessischen Fürsten, welche sich bey seiner Anwesenheit zu Petersb. befanden. Da diess nicht unmittelbar Russland betrifft, so verweilt Rec. bey der schon zu grossen Länge dieser Anzeige nicht dabey, so interessant auch zum Theil das ist, was der Vf. über ihre Kleidung, ihre Sitte, das Vieh, welches sie geniessen, mit eigener Hand umzubringen, ihr Benehmen bey dem grossen Feste in Peterhof u. s. w. sagt. — Ausser diesen erwähnt er noch des Pascha von drey Rossschweifen, der sich nach Russland geflüchtet hat.

Vierzehnter Brief. *Polizey in Russland.* Der Vf. handelt zuerst von der *städtischen Polizey*, und dann von der *Staats-Polizey*, „in so weit man in Russland davon reden kann" (sagt er). — Es ist selbst für den in den polizeylichen Wissenschaften und deren Praxis nicht ganz Unerfahrnen (nach einer Andeutung im Eingange war er bey der Polizey in einer der sächsischen Hauptstädte angestellt) eine schwierige Aufgabe, ein richtiges Urtheil über die Administration der Polizey in einer Stadt von 300,000 Einwohnern (so hoch nimmt er überall die gegenwärtige Bevölkerung an) zu fällen, wo so viel Menschen von so verschiednen Nationen und Sitten zusammen leben. — Katharina's II. Polizey-Ordnung vom J. 1782 ist von Alexander wieder eingeführt. — Hiernach hat die Polizey eine ganz militärische Einrichtung. Zum ausschliesslichen Ressort der Stadtpolizey gehört 1) die eigentliche Stadtpolizey, 2) die fiskalische Aufsicht über die Beobachtung aller kaiserl. Gesetze, oft auch ihre Bekanntmachung, und 3) die Vollstreckung der Befehle der Regierung und der Entscheidung der Gerichtsstellen, desgleichen Anlegung von Real- und Personal-Arresten. Durch die beiden letzten Zweige geht die russische Stadtpolizey weit über den gewöhnlichen Umfang deutscher städtischer Polizey hinaus, und erhält einen noch weit wichtigern Platz in der städtischen Administration — in Russl. vielleicht noch nothwendig. Das Kriminelle ist von der Polizey weislich getrennt. Im Ganzen ist des Vfs. Urtheil ihr nicht ungünstig. — Besonders lobt er die Sicherungspolizey, und ganz vorzüglich die *positive* Feuerpolizey (da hingegen er die *negative*, welche den Feuersbrünsten zuvorkömmt, gänzlich vermisst), und die Vergnügungspolizey. — „In den anderthalb Jahren meiner Anwesenheit (sagt er) weiss ich keinen einzigen hinlänglich bewiesenen Fall eines gewaltthätigen Angriffs auf die angegebene Art. Oft zwar habe ich davon sprechen hören, manche Menschen hätten grosse nächtliche Unsicherheit, besonders auf den entferntesten Stadttheilen von Wiburg, St. Petersburg und Wasili-Ostrow, desgleichen in der Gegend der entlegenen Kasernen, erlitten, häufig hat man diess behauptet und mit vielen beweisenden Erzählungen belegt; — es kann

kann seyn, aber ich habe davon nichts gesehen, obgleich ich in der Zeit meines Aufenthalts zu jeder Stunde der Nacht St. Petersb. nach den verschiedensten Richtungen durchgangen und durchfahren bin; freylich dabey (setzt er naiv hinzu) jene entlegenen Stadttheile zu berühren, nie Veranlassung gehabt habe." — „Die Zahl der gewaltthätigen Beraubungen und Morde *in den Häusern* ist dagegen sehr bedeutend und Furcht erregend für Jedermann. Ich kann mich in anderthalb Jahren sieben unbestrittener Mordthaten in Häusern erinnern; unzähliger Beraubungen und Plünderungen, welche bloss mit Misshandlung und Verwundung verbunden waren, nicht zu gedenken. Diese Verbrechen können durch die Polizey unmöglich verhütet werden, da sie heimlich und im innern Raume der Häuser, gewöhnlich ohne vieles Geräusch, geschehen." — Die Einführung der Todesstrafe würde auch nach ihm das wirksamste Mittel dagegen seyn. (Von der Unwirksamkeit aller übrigen Strafen auf den Russen das aus *Reinbeck* Bekannte.) — Bey der Erzählung einer schauderhaften Mordthat an einem jungen Frauenzimmer (wahrscheinlich nicht gerade von vornehmer Geburt, wie der Vf. meynt, sondern wohl eine der vielen Maitressen eines Grossen und aus Eifersucht ermordet) erwähnt Hr. *M.* der auch im Auslande bekannt gewordenen Misshandlung der Frau des ehemaligen portugiesischen Consuls und anderer Kaufmanns-Frauen. Rec. muss aber — nicht zur Entschuldigung: denn ihm bebt das Herz, indem er dieser Gräuel gedenkt, sondern nur zur Berichtigung des Urtheils bemerken, dass — sittlichen Frauenzimmern dergleichen nicht widerfahren wird. — Wenn in einem Zeitraum vom 1. Januar 1811 bis zum 9. Januar 1812 bloss an öffentlichen Gebäuden mit ihrem millionwerthen Innern: das steinerne Theater, ein ganzer Flügel des anischkowschen Pallastes (bey Rec. Anwesenheit das Kabinet genannt) und ein Theil des Katharinenstiftes, der höchsten Rettungsanstalt ungeachtet abbrennen konnte, so ist die Klage über Mangel einer Vorsichtspolizey wohl sehr gegründet. — Pflaster (aus zum Theil örtlichen, beynahe unvermeidlichen Ursachen, aber auch aus schlechtem Pflastern), Strassen-Erleuchtung und Medicinal-Polizey sind schlecht. Die Vorschläge zu ihrer Verbesserung müssen wir auf sich beruhen lassen; aber die Bemerkung über den Etatsrath *v. C.*, besonders der Nachsatz: „O, viel vermag eine schöne Tochter!" hätte unterdrückt werden sollen. Wie leicht kann man in solchen harten Urtheilen irren, und wie tief verwundet dann eine so leichtsinnig hingeworfene Bemerkung. Ueberhaupt muss Rec. bey dieser Gelegenheit nochmals rügen, dass Hr. *M.* die Belege zu seinem Tadel immer von noch Lebenden hernimmt, welche er entweder ganz, oder doch wenigstens mit ihrer Würde und den Anfangsbuchstaben bezeichnet, wo es gar nicht nöthig wäre. — Auffallend war Rec. die Behauptung, dass die Häuser beynahe gar keine Abgaben entrichteten; er hat bey seiner Anwesenheit über fast unerschwingliche klagen und diess als einen Hauptgrund der so hohen Miethzinsen angeben hören. Seit 1810 besteht ein Ministerium der Polizey, zu dessen Ressort die Städtepolizey und die Staatspolizey gehören, welche letztere ehemals dem Ministerium des Innern zugetheilt war. So vielen Vortheil sich Hr. *M.* davon für die Staatspolizey und für die polizeyliche Verwaltung in den Provinzen verspricht, so fürchtet er dagegen Lähmung für die Stadtpolizey zu St. Petersburg. — „Die Polizey in einer grossen, zumal in einer russischen grossen Stadt (sagt er), muss, meiner Meinung nach, für sich souverän und nur dem Monarchen verantwortlich seyn; so allein kann Einheit, Präcision und schnelles Handeln ihr steter Charakter bleiben, und das war er in St. Petersb. vor dieser Einrichtung, besonders zu des Oberpolizeymeisters *Oertel* Zeit, wo die städtische Polizey in St. Petersb. als einzig in ihrer Art da stand." — Der Himmel bewahre St. Petersb. vor einer solchen souveränen Polizey! Auch war sie diess keinesweges unter *Oertel*; er stand unter dem Kriegs-Gouverneur, dem er Rapport abstatten musste, und bey dem man sich über ihn beklagen konnte. — „Es wäre ungerecht zu läugnen, dass manche Zweige der Staatspolizey dem prüfenden Beobachter eine wohlthätige Ansicht gewähren und mit so vielem in der Administration versöhnt, wovon er den unwilligen und oft empörten Blick weggewendet hat." — Hr. *M.* preist mit Recht die Regierung und Grossen, welche einen wahren Stolz darin setzen, Hülfsanstalten für die leidende Menschheit in hoher Vollkommenheit zu errichten und zu unterhalten; er hätte aber auch nicht der Medico-Philanthropischen Anstalt vergessen sollen, welche für diejenigen Kranken sorgt, die nicht ohne Gefahr aus ihren Wohnungen in die öffentlichen Anstalten können gebracht werden, oder auch aus andern Gründen nicht dahin gebracht seyn wollen, und durch welche auch das grössere Publicum an das Lob der Wohlthätigkeit in dieser Hinsicht Ansprüche zu machen berechtigt ist. So hat er bey der Behauptung: Wittwenversorgungsanstalten kenne Russland noch nicht, die Musiker-Wittwen-Casse vergessen. — Der Plan zu einer Feuer-Assecuranz ist erst unlängst der Polizey von einem Hn. *v. Wedel* vorgelegt worden. — „Die Existenz der noch im Anfange des Jahres 1812 existirenden grossen Räuberbande, welche ganz Kurland in Furcht und Schrecken setzte, so wie die häufigen Räubereyen und Mordbrennereyen in den Gouvernements Kiew, Podolien, Wolhynien, beweisen noch immer, dass gegen Bettler und Vagabunden noch lange nicht die erforderlichen polizeylichen Vorkehrungen getroffen sind." — „Die Bemühung und der Eifer der Regierung für das immer bessere Emporkommen der Landwirthschaft ist nicht zu verkennen." — Nach *von Hermann*: Ueber Russlands Bevölkerung (Wien 1811), betrug diese 1806 nur 40 Mill. Menschen. (Die wahre Bevölkerung wird wohl noch lange ein Geheimniss bleiben, das vielleicht die Regierung selbst nicht zu lösen vermag.)

(Der Beschluss folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1814.

ERDBESCHREIBUNG.

Mainz, b. Kupferberg: *St. Petersburg*, ein Beytrag zur Geschichte unsrer Zeit — — von Dr. *Christian Müller* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Funfzehnter Brief. *Perlen- und Juwelen-Luxus; weibliche Nationaltracht.* Der Juwelenluxus hat sich sehr vermindert. So wie früher alle Juwelen nach Russland giengen, so ist es in neuern Zeiten fast umgekehrt. — Die beiden hier angeführten Anekdoten, die erste von einem in Moskwa entwandten Solitair, welcher nach einiger Zeit an dem Finger einer der vornehmsten Damen sich wieder fand; die andere von dem Brillantstern, 60,000 Rubel an Werth, den einer der Grossen welcher den kürzlich von dem Kaiser zum Geschenk erhaltenen Stern vor 30,000 Rubel versetzt hatte, vom Kammerdiener des Kaisers zu einem grossen Hoffeste entlieh, den der Kaiser erkannte und dem der ihn trug, grossmüthig schenkte, — werden den Lesern, die Russland noch nicht kennen, einen sonderbaren Begriff davon geben. Ihre Echtheit ist kaum zu bezweifeln, ob Hr. *M.* gleich zuweilen wohl eine nicht günstige Anekdote auf blosses Hörensagen anführt.

Sechszehnter Brief. *Russische Justiz.* Was *Reinbeck* im *zweyten* Bande seiner *Bemerkungen* nur flüchtig andeutete, ist hier bis zur höchsten Evidenz detaillirt und gewährt ein höchst unerfreuliches Bild derselben. Der Vf. giebt einen kurzen Abriss der nicht uninteressanten Geschichte der russischen Gesetzgebung. Katharinas und Alexanders Bemühungen besonders um diesen wichtigen Zweig der Staatsverwaltung sind bekannt. Nach des Vfs. Darstellung, die Rec. nicht in Zweifel zu ziehen Ursach findet, werden aber auch wohl die neuesten liberalen Versuche des letztern unbelohnt bleiben. Im März 1809 bekam die von Alexander 1803 niedergesetzte und unter der unmittelbaren Leitung des damaligen Justiz-Ministers Knäs Lapuchin und des Minister-Collegen Nowosilzoff sehr thätige Gesetzcommission eine neue Einrichtung. — „Es wurde schon früher (sagt der Vf.), noch mehr aber jetzt, eine Menge Menschen bey derselben angestellt, die weder einen klaren Begriff von einem Gesetze, noch von einer Commission hatten, Menschen, ohne alle gediegene wissenschaftliche Bildung, und selbst ohne die nothwendigen allgemeinen Kenntnisse. Ein Hr. v. Rosenkampf bekam dabey viel zu schaffen, obgleich er weder Kenntnisse noch philosophischen und wissenschaftlichen Blick genug hat, um solch' ein Geschäft mit gutem Erfolge zu leiten. Nur die dirigirenden Abtheilungen der Commission enthielten einige Männer von Verdienst." — Hier scheint, Rec. will gutmüthig glauben, sein Eifer für die gute Sache, den Vf. zu weit geführt zu haben, und sein Urtheil ist abermals ein Beleg der Uebereilung und des Absprechens. Hr. *v. R.* war schon bey der frühern Einrichtung sehr thätig, und es lässt sich wohl nicht denken, dass man ihm, wenn er dem vom Vf. entworfenen Bilde gliche, bey einer Reform der Commission noch thätiger würde gemacht haben. Rec. entsinnt sich, dass Hn. *v. R.* nur der Vorwurf gemacht wurde, dass er die Sache zu leicht nähme, und ohne die Schwierigkeiten gehörig zu erwägen, welche der Einführung eines allgemeinen Gesetzbuches bey der Heterogenität der einzelnen Theile des Reiches entgegen stehen mussten. Ueber den 1811 im Drucke erschienenen *ersten* Theil des Gesetzbuches, mag des Vfs. Urtheil sich selbst verantworten. „Ich habe (schreibt er), im J. 1811 den eben gedruckten *ersten* Theil des Gesetzbuchs in russischer Sprache gesehen, und (bin ihn) mit Hülfe eines sehr sprachverständigen Freundes durchgegangen. Er enthält bloss das Personenrecht, und hat, meiner unmassgeblichen Meinung nach, höchst wenig gutes und verdienstvolles. Er soll jetzt ins Deutsche übersetzt werden, und wenn Russland noch so gut, wie ehemals, das gelehrte Urtheil über das Project bezahlen kann, so können wir von unsern deutschen Recensenten, selbst von Männern, die man sonst mit Achtung nennt, eine *treffliche*(?), lobpreisende Kritik erwarten." — Von einer Auflösung der Gesetzcommission ist noch nichts zu hören, und eben so wenig von einer Entfernung des Hn. *v. R.* (so viel Rec. weiss), obgleich der Staatssecretär Speranzky, den der Vf. als Hn. v. R's. Hauptstütze angiebt, bekanntlich im April 1812 (aus welchen Gründen ist bis jetzt noch unbekannt) nach Sibirien verwiesen wurde. — Jetzt führt der Vf. die verschiedenen Justizbehörden nach ihren Einrichtungen auf, und deducirt aus diesen die Nachtheile der Verwaltung trotz allem *Schein* darin. — Das *Hauptgebrechen* findet er (mit *Reinbeck*) in der Unentgeldlichkeit der Justizpflege, welche den gröbsten Bestechungen Thür und Thor eröffnet (*Hassel* rechnet sie noch zu den Vorzügen); und das *Grundübel* in der schlechten Besoldung der Justizpfleger, welche, wie die mehrsten Besoldungen, noch ganz nach dem liberalen Fusse ist, auf welchen Peter I. sie setzte, nach welchem gegenwärtig, bey dem Unterschiede zwischen Silber (in welchem sie bestimmt waren), und Assig-

Assignationen (in welchen sie nach dem Nominalwerthe ausgezahlt werden), das Mitglied eines höhern Justizhofes, das im J. 1720. 2000 Rubel — erhielt, jetzt 500 Rubel — Silber erhält, und das bey der ins Unglaubliche gestiegenen Theurung. — Des Vfs. Vorschläge zur Abhelfung dieser Gebrechen verdienen gewiss eine reifliche Erwägung, und es läfst sich denken, dafs Kaiser *Alexander*, der menschenfreundliche, der seinem Volke versprach, im Geiste seiner grofsen Vorgängerin zu regieren, auch die grofsen Worte in einem die Constitution des Reiches von 1775 betreffenden Ukas derselben in Erfüllung bringen werde: „Es müssen alle Richterstühle mit würdigen, wohlerfahrnen und redlichen Männern besetzt werden: und um solche in der That zu haben, ist unumgänglich nöthig, *jeden nach seinem Stande und zu seinem hinlänglichen Unterhalte zu besolden*" — wenn er nur erst seinen Blick wieder mehr auf das Innere seines grofsen Reiches wird richten können. — Dem Senat, dessen Zustand der Vf. als höchst traurig schildert, stand eine neue Reform bevor, in welcher die bis jetzt nicht geschiedenen justiziellen und administrativen Geschäfte getrennt werden sollen. Hr. *M.* hat die für 1812 projectirte neue Organisation desselben gelesen und verspricht sich etwas davon.

Siebenzehnter Brief. *Feyerlichkeiten und Volksfeste.* Das Bekannte in einer lebhaften Darstellung. Der Vf. hat nicht des humanen Mittels erwähnt, durch welches der Pöbel bey öffentlichen Festen in Zaum gehalten wird: — die Feuerspritzen. — Ein Wasserstrahl vermag die dichtesten und erhitztesten Volkshaufen sogleich unter Gelächter zu trennen.

Achtzehnter Brief. *Prachtfest zu Peterhof.* Allerdings verdiente diefs Fest, welches jährlich am Namenstage der Kaiserin-Mutter gefeyert wird, und unter Katharina am Namenstage des damaligen Grofsfürsten statt fand, einen eigenen Brief, und der Vf. hat es in aller seiner Eigenthümlichkeit so trefflich aufgefafst, dafs Rec., der ihm oft beywohnte, sich mitten darein versetzt glaubte. Bey der Behauptung, dafs in Oranienbaum gar nichts Bemerkenswerthes sey, ist von dem Vf. der Pavillon Katharinas II. im Park übersehen worden, der (wenigstens vor 8 Jahren noch) ganz so da steht, als die grofse Frau ihn als Grofsfürstin bewohnt hatte, und der durch die daselbst vorgefallenen Scenen allerdings merkwürdig geworden ist.

Neunzehnter Brief. *Reise nach Esthland.* Der Vf. machte mit einem Freunde einen Ausflug nach Reval, und giebt von dessen guten Bewohnern ein anziehendes, aber keineswegs täuschendes Bild. Rec. übergeht das Detail, in welches sich Hr. *M.* über die Revaler-Bühne einläfst, so wie manche andre ästhetische Andeutungen, welche er nicht alle unterschreiben möchte.

Zwanzigster Brief. *Die kaiserlichen Lustschlösser Gatschina und Pawlowsky.* Die „Briefe über den Garten von Pawlowsk, geschrieben im J. 1802 von Hn. *Storch*," scheinen dem Vf. unbekannt geblieben zu seyn. Sie sind von uns (Ergänz. Bl. 1808. Nr. 120.) gebührend angezeigt worden, und Hr. *M.* würde darin seinen Meister in Darstellungen der Art erkannt haben. Höchst interessant könnte allerdings die Beschreibung der kaiserl. Lustschlösser (zu welcher der Vf. aufmuntert) werden, wenn — man ihre öffentliche und geheime Geschichte mit darstellen könnte. — Sehr willkommen war Rec. die Nachricht — und sie wird es auch den zahlreichen Freunden des bekannten Märtyrers, des in mehrern Hinsichten interessanten Pastors *Seider*, in Deutschland seyn, dafs dieser endlich in Gatschina durch die Berufung der Kaiserin-Mutter zum Pastor der dortigen deutschen Gemeinde, eine seinen Wünschen ganz entsprechende Anstellung gefunden hat. — Gott segne auch dafür die menschenfreundliche Maria! — Ueber Zarskoe-Selo, welches der Vf. nur flüchtig berührt, das Bekannte. Rec. vermifste die Erwähnung des Schlosses *Tschesme* auf dem Rückwege nach St. Petersburg.

Ein und zwanzigster Brief. *Etwas über russische Ministerial-Administration und Staatsbehörden.* „Die Einheit des Willens und der erste organische Grundsatz der russischen Staatsverfassung — die unumschränkte Autokratie, machten es möglich, der Staatsverwaltung eine Einheit und Gleichförmigkeit zu geben, in der alle Administrationszweige sich einigend und wechselwirkend ein Ganzes darstellen und zu einem grofsen klaren Ueberblick führen können. Kein Reich vermag sich dessen zu rühmen, weil in keinem Reiche der höchste Wille so alleiniges Gesetz ist, als in Rufsland. Um so mehr ist es zu bedauern, dafs die Vortheile dieser organischen Einheit und Gleichförmigkeit so geschmälert sind durch den handelnden und wirkenden Geist, der die trefflichen Formen beleben und im regen Treiben erhalten soll, dafs, mit einem Worte, das Geistige in der Behandlung der Geschäfte so äufserst ungeistig ist. — Das Uebel ist nicht neu, wenn es auch in neuester Zeit weit schlimmer geworden ist." — Hn. *Ms.* allgemeines Urtheil über alle dermalige Ministerien spricht sich in folgender Stelle aus: „Man sagt nicht zuviel, wenn man behauptet, dafs der allgemeine Charakter aller Ministerien — das Kriegsministerium ausgenommen, welches sich ehrenvoll von dieser traurigen Regel unterscheidet — folgender ist: Einseitigkeit und Mangel an Zusammenhang in der Geschäftsverwaltung, kümmerliche Kenntnisse und Unrechtlichkeit der Kanzleybeamten, und von Seiten der Minister eine unbeschreibliche Stumpfsinnigkeit und Mangel an guten Kenntnissen für's Fach, und an warmen Willen für das Gute und Zweckmäfsige, wenn es nicht sogleich *schimmernd* in die Augen fällt, wenn es nicht im Entstehen glänzende Resultate giebt. Dagegen findest du auch in den Ministerialmaafsregeln, wie in der Erziehung, Volksbildung u. s. w. viel schönen Schein, viel Tiraden und Ostentation, deren Nichtigkeit dem ernstprüfenden Blicke bald klar wird, so wie sie sich häufig in den nachtheiligen Folgen, oder in dem frühen lautlosen Untergehen der *so* begonnenen Einrichtungen äufsert." — Nun geht der Vf. die verschiedenen

denen Ministerien durch und sucht von jedem eine kurze Charakteristik zu geben. Er äussert sich zugleich, *mit Anführung der Namen*, über die ersten Staatsbeamten auf eine Weise, die — mit der in den berüchtigten *vertrauten Briefen* viel Aehnlichkeit hat, und die Rec. unbescheiden dünken würde, auch wenn seine Behauptungen wahrhaft befunden würden. Allein an dem letztern hat Rec. trifftige Gründe, bey manchem der aufgeführten Personen sehr zu zweifeln. — Was Hr. *M.* von dem Minister der Aufklärung, dem Grafen *Rasumowsky*, sagt, widerspricht der Meinung, welche man allgemein von diesem (als Freund der Wissenschaften und besonders durch seinen herrlichen botanischen Garten in Gorinka bey Moskwa) rühmlich bekanntem Manne hegt, und auch der Nachricht, welche Rec. noch kürzlich aus Petersburg von einem competentern Richter, als in diesem Falle Hr. *M.* ist und seyn kann, erhalten hat, worin der Graf ein *trefflicher Minister* genannt wird, dem das Gedeihen der seiner Aufsicht anvertrauten Anstalten sehr am Herzen liegt, und der besonders die Deutschen schätzt. — Und warum erwähnt er denn nicht des Curators des Petersburger Lehrkreises, in welchem Russlands Cultur ein so schöner Stern aufzugehen scheint, des Hn. *v. Uwaroff?* Rec. kann nicht umhin, hier eine Stelle aus einem Briefe, diesen Herrn betreffend, mitzutheilen; weil es denn doch billig ist, das so allgemein absprechende Urtheil des Hn. *M.* in seine Schranken zu weisen: „Hr. v. Uwaroff ist noch sehr jung (jetzt ungefähr 27 Jahr alt). Ich habe in ihm einen Mann von *vieler Einsicht und dem stärksten Willen Gutes zu stiften*, gefunden. Er spricht sehr fertig deutsch und liebt die deutsche Literatur. Er hat sich mehrere Jahre in Deutschland aufgehalten. Man sagt, dass er eben so fertig Latein spricht; jetzt lernt er griechisch u. s. w." — Und sind Erscheinungen der Art auch nicht gerade gemein, so sollten sie doch bey dem Urtheile etwas vorsichtiger machen, und vor allem bey so scharfem Tadel, als Hr. *M.* sich erlaubt, nicht unerwähnt bleiben. — Er erwähnt aber doch wenigstens eines verdienten Mannes in diesem Ministerio, dem er den Vorwurf macht, dass darin *kein einziger Deutscher* ist, und zwar des in der Literaturgeschichte Russlands als Philolog bekannten Etatsraths *Martinow*, von dem er zwar rühmt: „das wenige Gute, was hier *dauernd* geschaffen wird, muss man wohl vorzüglich ihm verdanken;" aber dann auch sogleich hinzufügt: „ob wohl man nicht behaupten kann, dass er thue, was mit feurigem Willen und klarem Bewusstseyn in seiner sehr bedeutenden Sphäre gethan werden könnte." — Zu einem so bestimmt ausgesprochenen Urtheile wird doch eine sehr genaue Kenntniss des Mannes und seiner Verhältnisse erfordert. — Dass es übrigens in den russischen Ministerial-Kanzleyen ziemlich bunt aussehen mag, begehrt Rec. nicht zu bestreiten, so wie er auch nicht jedem Urtheile des Vfs. über manchen der Chefs an sich widersprechen kann. Besonders naiv ist, was S. 503. erzählt wird: „Während der Verwaltung des Gr. *Rumänzoff* und auf seine Veranlassung, gab gleich nach dem Tilsiter Frieden ein in seiner Kanzley (des Handels-Ministeriums) angestellter Hr. *v. Pfeiffer* synoptische Tabellen über den Ein- und Ausfuhrhandel Russlands heraus, und befolgte die sinnreiche Idee des Gr. R., diese *tableaux du commerce de l'empire de Russie, annèes* 1802 — 1805 *dem Kaiser Napoleon* zuzueignen!" — Der Vf. setzt hinzu: „Was muss aber *Sein großer und tiefblickender Verwaltungsgeist* bey der Ansicht dieser trockenen, lange nicht — wie keine öffentliche Angabe — verbürgten Tabellen gedacht haben?" — Dieser Zusatz wäre wohl nicht leicht jemand eingefallen! Das Naive liegt auf einer ganz andern Seite. — Als statistisch wichtig mag hier stehen, was Hr. *M.* in einer Anmerkung von den Finanzen sagt, und welches er als verbürgt angiebt: „Die *Einkünfte* Russlands betragen nach der ganz kürzlichen bedeutenden Erhöhung der Branntwein- und Salzpachtungen, nach der Acquisition von Finnland und nach der im Monat Februar 1812 anbefohlnen Erhöhung der Vermögenssteuer der Kaufleute, über 145,000,000 Rubel. Die *Ausgaben* betrugen jährlich während des Krieges in Finnland und der Moldau 140,000,000 Rubel. *Die Kriegsausgaben* waren für 1811: 80,000,000 Rubel. — Die *Staatsschulden* waren 1811: 585,000,000 Rubel; hiervon 85,000,000 Rubel ausländische Schulden und dann 500,000,000 Rubel Reichs-Assignationen." — Rec. muss bey dieser Gelegenheit bemerken, dass Hr. *M.* den Maassstab bey Reducirung der Rubel (worunter immer Reichs-Assignationen oder Kupfergeld zu verstehen ist), für den *innern Verkehr* viel zu klein annimmt, indem er ihn nach dem *ausländischen Curse* berechnet. Hundert Rubel sind im Lande selbst nicht 25 Rthlr. gleich zu schätzen, sondern alles gerechnet 75 Rthlr.

Zum Beschluss spricht der Vf. über das System der russischen Regierung in Hinsicht der Belohnung ihrer Diener. — Rang, Orden, Geschenke an Geld oder Brillanten oder goldenen Dosen sind jetzt die Mittel (zuweilen auch wohl, welches er vergessen hat, lebenslängliche Verleihung von Gütern; unter *Alexanders* Vorgängern oft ungeheure Schenkungen von Grundeigenthum nebst den dazu gehörigen Bauern). Der Missbrauch beym Fortrücken im Range nach der Anciennität, ohne weitere Verdienste, veranlasste den Ukas vom 6. August 1809: dass alle schon angestellte Staatsdiener, vom Range des Gouvernements-Registrators bis zum Collegien-Assessor einbegriffen, welche Ansprüche darauf machten, weiter zu gelangen, sich vor einer niedergesetzten Commission examiniren lassen müssten. „Bis dahin (sagt der Vf.) ist gegen den Ukas nicht viel einzuwenden: denn obgleich ein Examen oft einen falschen Maassstab für die Brauchbarkeit eines Dieners abgiebt, weil diese bey so vielen Stellen nicht vom *Wissen*, sondern vom *Thun* abhängt, so würde doch ein jeder *einzelnen* Dienstsphären angemessenes Examen mehr nützlich als schädlich seyn. Aber von einem *solchen* Examen ist gar nicht die Rede, sondern jeder Angestellte, sey er beym Postwesen oder beym Forstwesen, bey der

Justiz

Justiz oder bey der Polizey (versteht sich das nicht militärische Personal), beym Ministerium des Handels oder bey den milden Anstalten, angestellt, soll sich bey der Commission examiniren lassen, in: Arithmetik und Geometrie, Physik, Geschichte, Geographie, Statistik, politischer Oekonomie, Naturrecht und einer ausländischen Sprache. Die unvermeidliche Folge davon ist, dass gerade die in *ihrem Fache* brauchbarsten Männer am schlechtesten im Examen bestehen." — „Man hatte bey dieser neuen Ordnung noch eine herrliche, sehr kluge Absicht: man wollte dadurch die jungen Russen, zumal die von vornehmern Familien, zwingen, sich den Wissenschaften zu ergeben, und nicht alles auf die Connexionen ihrer Familien u. s. w. und auf die *Nothwendigkeit* der Beförderung ankommen zu lassen; aber auch diese Absicht ist grösstentheils verfehlt durch die grosse Zahl und die Heterogenität der vorgeschriebenen Studien." — Mit Recht behauptet der Vf., dass bey einem verständigen Examen in dem jedesmaligen Fache des zu Examinirenden auch jeder, der nicht gut bestände, aber bisher mit Verstand, Eifer und Treue gedient hätte, doch befördert werden sollte. — „Bey den Lehrern der höhern Institute (sagt er), z. B. bey dem pädagogischen Institute, bey den Kadettencorps und den Universitäten, Lyceen u. s. w., hat man das Thörichte und Widersprechende dieser Maassregel schon eingesehen, diese daher durch einen namentlichen spätern Ukas vom J. 1810 ausgenommen. Ich hoffe zu Gott und der guten Sache, man wird — wie gewöhnlich in Russland — nach und nach so viele Umgehungen und Ausnahmen von der Regel machen, dass dieselbe nur noch als die Erinnerung an eine Thorheit stehen bleiben werde." — Die Ordensverschleuderung ist ausserordentlich. „Dem Kaiser soll jetzt selbst die grosse Menge bekreuzter junger Leute auffallen, die ihm täglich auf seinen Promenaden begegnen, und man erzählt, er habe neulich auf dem Bouleward der Admiralität so einen ganz blutjungen Wolodimirritter gefragt, warum er den Orden habe? — worauf dieser in der grössten Verlegenheit geantwortet haben soll: Ew. Majestät, ich weiss *das* wahrhaftig *noch* nicht, denn ich bin erst ein Jahr angestellt." — „Von den Geschenken (an Geld und Pretiosen) wäre zu wünschen, dass sie bey den so äusserst ärmlichen Besoldungen noch häufiger gemacht würden, um dem armen dienenden Publicum, ohne eigenes Vermögen, das Leben zu erleichtern, und es vor dem bittersten Mangel zu sichern. Vertheile der Kaiser noch zweymal so viel Brillanten, goldene Tabatieren und Goldgeschenke, wer möchte ihn darum tadeln? Werden doch dadurch gewiss der Thränen und des Jammers in seiner brillanten Kaiserstadt, wo des glänzenden Elends so viel ist, viel weniger gemacht, und manchem wird es dadurch *möglich*, ein ehrlicher Mann zu bleiben, und nicht zum Gauner zu werden, um Weib und Kind zu füttern und zu kleiden." Der Vf. schliesst mit der nochmaligen Versicherung: *dass alles Gesagte von ihm geprüft niedergeschrieben worden sey.*

Gewiss wird diess Werk viele Leser finden und verdient es auch; um so mehr war es Pflicht zu zeigen, dass man doch nicht so ganz unbedingt seine Ansicht von Russland von ihm entlehnen könne. Hr. *M.* ist ein junger Mann von edelm Gemüthe; Russland ist das erste Reich, das er zu erforschen strebte; bey dem hohen Ideale, das die edlere Jugend gewöhnlich beym Eintritte in die Welt mitbringt und mitbringen muss, ist ihm nun wohl manches zu schwarz erschienen, das ihm in einem mildern Lichte erscheinen dürfte, wenn er auch andere Länder mit gleichem Forscherblicke beobachtet haben, und überall, wo Menschen sind, auch menschliche Gebrechen finden wird.

Der hinzugefügte Plan von St. Petersburg ist in einem ziemlich grossen Maassstabe und unstreitig der beste, den wir bis jetzt von diesem nordischen Palmyra erhalten haben; nur dass die Buchstabenzeichen so durch einander geworfen sind, welches das Auffinden erschwert, möchte zu tadeln seyn.

Rec. fügt gleich die Anzeige der französischen Uebersetzung dieses Werks, welche zu den wohlgerathenen gehört, hinzu:

Paris, b. Treuttel u. Würtz, und Mainz, b. Kupferberg: *Tableau de Pétersbourg*, ou lettres sur la Russie, écrites en 1810, 1811 et 1812; par *D. Chrétien Muller*, et traduites de l'Allemand par *C. Léger*, Professeur de Rhétorique au Lycée de Mayence. Avec un plan de Pétersbourg. XVI und 551 S. gr. 8. auf schönem Papier schön gedruckt.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Dieterici: *Trauerlied auf den General Moreau.* Von einem Einwohner in Teltow. 1813. 11 S. gr. 8.

Das Schicksal Moreau's, der vom fernen Welttheile nach Europa wiederkehren musste, um in dem ersten Streite auf deutschem Boden als Held zu fallen, musste mit Recht jeglichen mit Trauer ergreifen, des Ewigen Wille musste uns tief erschüttern. Ein Märker besingt hier, in nicht übel gerathenen achtzeiligen Stanzen Moreau als siegenden und gefallenen Helden. Von echtem dichterischen Schwunge zwar entfernt, bewegen sich dennoch die Verse leicht und wohlklingend. Wir wählen zur Probe die erste Strophe aus:

Senkt die ruhmgekrönten Fahnen nieder,
Windet um des Wehrgehänges Glanz,
Um des Helmes wallendes Gefieder,
Deutsche Krieger, einen Todtenkranz;
Trocknet Schweiss und Blut vom Waffenkleide,
Gönnt dem Schwerte die ersehnte Scheide,
Und betrauert ernst und feyerlich
Einen Helden, der zu früh erblich!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1814.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodische Schriften.

Anzeige, Horn's Archiv für medicinische Erfahrung betreffend.

Da der Jahrgang 1813 dieses allgemein beliebten Journals wegen des gehemmten Postenlaufs nicht hat erscheinen können: so wird er in der gewöhnlichen Ordnung (in 6 Doppelheften) im künftigen Jahre versandt werden, *und zugleich die Erfahrungen des Jahres 1814 mit umfassen.* Buchhandlungen wollen ihre Bestellungen dieser Fortsetzung zeitig gelangen lassen an den Verleger,

Berlin, im December 1813. J. E. Hitzig.

Anzeige, Flörke's Repertorium des Neuesten und Wissenswürdigsten in der gesammten Naturkunde betreffend.

Da der Jahrgang 1813 dieses allgemein beliebten Journals wegen des gehemmten Postenlaufs nicht hat erscheinen können: so wird er in der gewöhnlichen Ordnung (in Bänden zu 6 Monatsheften) im künftigen Jahre versandt werden, *und zugleich die Erfahrungen des Jahres 1814 mit umfassen.* Buchhandlungen wollen ihre Bestellungen dieser Fortsetzung zeitig gelangen lassen an den Verleger

Berlin, im December 1813. J. E. Hitzig.

Ausser *Horn's Archiv der med. Erf.* und *Flörke's Repert. des Neuesten und Wissenswürdigsten in der gesammten Naturkunde*, erscheinen für das Jahr 1814 noch folgende Zeitschriften in meinem Verlage:

Auserlesene Abhandlungen der Königl. Akad. der Wissensch. aus den Jahren 1804 bis 1811.
— — aus dem Jahre 1812.
— — aus dem Jahre 1813.

Hieraus besonders:

Auserlesene Abhandlungen der historischen Klasse.
— — der philosophischen —
— — der mathematischen —
— — der physikalischen —

Die Musen. Herausgegeben von *Friedrich*, Baron *de la Motte Fouqué* und *Wilhelm Neumann*. 6 Doppelhefte. 4 Rthlr.

Jahrbücher der Preussischen Gesetzgebung, Rechtswissenschaft und Rechtsverwaltung. Im Auftrage des Königl. Justizministerii aus officiellen Quellen herausgegeben vom Freyherrn *von Kamptz*. 4 Quartalhefte. 4 Rthlr.

Neue Annalen der Politik, herausgegeben vom Geh. Justizrath. Dr. *Theod. Schmalz*. (Auch unter besonderem Titel als Fortsetzung der älteren Annalen der Politik für die Besitzer jener.) Das Heft 16 gr.

Berlin, im December 1813. J. E. Hitzig.

II. Vermischte Anzeigen.

Bemerkungen über die Recension meines Lehrbuches der gerichtlichen Arzneykunde für Rechtsgelehrte. Altona 1812. in der Jenaischen L. Z. 1813. August. S. 217.

Bey der Erscheinung meines *Lehrbuches der gerichtl. Arzneyk. für Rechtsgelehrte* wurde mir von mehreren achtungswerthen Aerzten und Rechtsgelehrten Beyfall zu erkennen gegeben. Desto auffallender musste mir die Recension dieser Schrift in der *Jenaischen Lit. Zeit.* seyn. Hier wird meine Arbeit als ein so elendes Product geschildert, dass, wenn die mir vorgeworfenen Fehler gegründet wären, ich selbst mich desselben schämen würde. Aber man sieht es der ganzen Recension an, dass sie in der Absicht, auf eine recht empfindliche Art zu kränken, geschrieben ist, und der Rec. dabey mit grosser Leidenschaft an den Verfasser gedacht hat. Vom Anfange der Recension an bis zu Ende ist das Bestreben deutlich, denselben so recht wegwerfend, ungefähr wie einen jungen Menschen ohne alle Bedeutung, zu behandeln, und seine ärztlichen, besonders seine medicinisch-gerichtlichen, Kenntnisse verdächtig zu machen. Der Ton ist dabey so, wie er in keiner Literatur-Zeitung seyn sollte, wo „wissenschaftliche Werke mit Ernst und Würde behandelt werden sollen" (der Recensent lese seinen mit der Redaction geschlossenen Contract, S. 3. Lit. i.), aber keine Ausdrücke, wie z. B. Absurditat, Erklärungen, die weder gehauen, noch gestochen sind u. s. w., vorkommen dürfen. Dabey erlaubt sich der Rec. offenbare *Unrichtigkeiten*, *Verdrehungen*, *Unwahrheiten* und „*Ungerechtigkeiten*," die natürlich den Gesetzen des Instituts entgegen sind.

Alles dessen ungeachtet würde ich kein Wort über die gedachte Recension, die von sachkundigen und recht-

rechtlichen Männern schon gewürdiget ist, verlieren, wenn meine Schrift nicht in den Händen so vieler Rechtsgelehrten wäre, und der Rec. nicht von Schäden spräche, den meine Rathschläge in dem Heiligthume der Gerechtigkeit stiften könnten. Hier wird eine Beleuchtung der Recension und öffentliche Vertheidigung Pflicht. Beide übernehme ich vorläufig selbst; es werden aber auch andere sachverständige Männer jene Recension zu würdigen wissen.

Zuerst erklärt sich der Rec. überhaupt gegen die Idee, ein gerichtlich - medicinisches Buch für Rechtsgelehrte zu schreiben, und setzt hinzu — man höre — „Noch Niemanden fiel es ein, für den gerichtlichen Arzt eine besondere Rechtslehre zu schreiben, die er doch mit nicht wenigerem Rechte verlangen könnte." Sollte man wohl glauben, dass ein vernünftig seyn wollender Mensch so Etwas *höchst* Absurdes behaupten könnte? Die Rechtslehre ist ja keine Hülfswissenschaft für die gerichtl. Arzneykunde, wohl aber ist diese es, wie noch neuerlichst *Tittmann* in seinem grössern Werke ausdrücklich gesagt hat, *für jene*, und der Arzt bedarf des Rechtsgelehrten nicht, um von ihm Aufklärung über zweifelhafte gerichtlich - medicinische Fälle zu erhalten. Die Idee eines solchen Lehrbuchs der gerichtlichen Arzneyw. für Rechtsgelehrte ist übrigens von grossen Rechtslehrern, unter welchen ich nur den Hrn. Criminalrath und Prof. *Meister* in Breslau nenne, sehr gut aufgenommen, und es ist von diesem, so wie von mehreren Rechtslehrern und Aerzten überhaupt anerkannt, dass die gerichtl. AW. für Juristen besonders bearbeitet werden müsse. Und wenn die Rechtsgelehrten das Studium der gerichtl. AW. für sich nothwendig halten, wie kann es den Aerzten noch einfallen, darüber zu streiten?

„Das Hauptverdienst seiner Arbeit, sagt der Rec., scheint der Vf. in dem encyklopädisch - propädeutischen Theile gesucht zu haben." Wo habe ich dieses auch nur angedeutet? Die Schwierigkeit, eine zweckmässige Propädeutik für die gerichtl. Aw. zu schreiben, habe ich anerkannt, nirgends aber mir das Ansehn gegeben, als halte ich die Propädeutik für eine ganz gelungene Arbeit. „Wir finden, heisst es in der Recension weiter, in dieser Propädeutik nur Compilation aus anatomisch - physiologischen Lehrbüchern, welche zum Behuf des Arztes geschrieben sind." Also nichts weiter, als Compilation? Ich bitte jeden einsichtsvollen und unparteyischen Leser, die Propädeutik mit den Lehrbüchern der Anatomie und Physiologie zu vergleichen, und dann zu entscheiden. Ganz anders ist das Urtheil eines Recensenten in der Leipz. Lit. Zeit. (1813. Nr. 239. S. 1905.) über meinen „*Grundriß anthropologischer Vorlesungen*," der nichts anders ist, als die zu diesem Behufe besonders abgedruckte *Propädeutik*. Ganz anders sind ferner die Urtheile, welche mehrere der würdigsten gerichtl. medic. Schriftsteller, die sich bald öffentlich nennen werden, über meine Arbeit überhaupt, gefällt haben. Doch ein Rec., der sich einmal vorgenommen hat, zu tadeln, findet immer Gelegenheit dazu, wenn er sie auch mit den Haaren herbeyziehn, und dabey die lächerlichsten Behauptungen aufstellen sollte. Darum wird mir auch frischweg der Vorwurf zu vieler Abtheilungen und Unterabtheilungen, die bunte Ordnung der Gegenstände (die sicher kein unbestochener Richter finden wird), die verschwenderisch, selbst über einzelnen Paragraphen angebrachten Aufschriften (in der That! ein erbärmlicher Vorwurf!) gemacht. Sonderbar, dass gerade die Ordnung *in der Propädeutik* in der *Leipz. Lit. Zeit.* gelobt wird, und dass in der Ordnung des Vortrags der gerichtl. Arzneywissenschaft selbst, die Hrn. *Wildberg* und *Henke* in ihren trefflichen Werken mir grösstentheils gefolgt sind. Welche Ordnung ist denn besser, wie die von mir gewählte? Etwa die ganz bunte *Metzger'sche*? Erfreue uns der Rec. doch mit einer neuen Ordnung, gegen welche nichts zu erinnern ist. — Einen grössern Beweis von Uebereilung (gewiss, ein gelinder Ausdruck!) und Tadelwuth hätte Rec. aber nicht geben können, als da er mir vorwirft, die Betrachtung *der nach Verletzungen zurückbleibenden Schäden und der Criminalstrafen* hätte erst nach dem geschlossenen Abschnitte *von den Verletzungen* geschehen müssen. Also gerichtlich - medicinische Untersuchungen, die bey *Lebenden* geschehen, unter der Abtheilung: *Untersuchungen an Leichnamen*. Vortrefflich! Eine Logik ohne Gleichen! Ferner will der Rec., dass das Kapitel *von den Kunstfehlern der Medicinalpersonen* am Ende „dieses Theils" stehen soll. Welches Theils? Es steht ja *am Ende* des Theils, in welchem von lebenden Personen die Rede ist. Oder meynt der logische Recensent, am Ende des *zweyten* Theils? Also die Kunstfehler der Medicinal - Personen gleichfalls in der Abtheilung, in welcher von Leichnamen die Rede ist. Wie in aller Welt ist es möglich, so Etwas hinzuschreiben? Und wie kann man einem Manne, der solche Beweise von Nachlässigkeit, Mangel an Einsicht und unbedachtsamer Tadelwuth giebt, ferner Schriften zur öffentlichen Beurtheilung anvertrauen! — —

Ueber die *Propädeutik* geht es ganz vorzüglich her. Sie ist, nach dem Recensenten, „eine verstümmelte compilatorische Zusammenstellung dessen, was alle physiologische Handbücher deutlicher und ausführlicher *stellen*," das Verworrenste, was man lesen kann, so unverständlich und mangelhaft, dass das Auffassen für den Leser (freylich für einen höchst bornirten und stupiden) eine wahre Riesenarbeit sey. Gegen solches Geschimpfe kann ich nichts weiter erwiedern, als, man nehme das Buch selbst in die Hand, und überzeuge sich, ob der Rec. Recht hat, oder der ehrwürdige Criminalrath *Meister* (dessen treffliche ärztliche Kenntnisse bekannt sind), wenn dieser schreibt: „Ich lese nicht nur, sondern ich studiere mit Vorliebe die Propädeutik. Denn ich finde in derselben auch die neuern Ansichten der Physiologie mit einer Wahrheit, mit einer Deutlichkeit, in einer von jeder mystischen Ostentation so ganz freyen Einfachheit aufgeführt, dass ich mich des Studiums ordentlich erfreue, als eines für mich sehr belehrenden auf dem mir eignen Standpunkte des medicinischen Faches." Mein Rec. spricht dagegen von durch Nichts versinnlichten Wortbombaste, wohin er sogar die Ausdrücke „ideales, reales Ganze,

Ganze, Bildungsvermögen, Irritabilität, Sensibilität" rechnet. — §. 15. meines Lehrbuchs heisst es: „Sie (die festen und flüssigen Theile) haben demnach theils *Contractilität* (Federkraft), d. h. ein Vermögen, sich weiter zusammenzuziehn, und wenn sie ausgedehnt worden sind, in einen kleinern Raum zurückzukehren, theils *Elasticität* u. s. w." Und darüber äussert sich der Rec. auf folgende Art: „So werden §. 15. Federkraft und Elasticität, als heterogene Dinge, sonderbar genug demonstrirt." Ist dieses nicht die schändlichste Verdrehung, die ein Rec. sich erlauben kann? Ich setze die *Contractilität* der festen Theile der Elasticität der flüssigen entgegen, lasse das Wort *Contractilität*, als das von mir für richtiger erkannte, grösser drucken, setze aber eingeklammert (Federkraft) hinzu, weil einige Schriftsteller sich dieses Wortes zur Bezeichnung jener Kraft bedient haben; und mein heimtückischer Beurtheiler trägt die Sache auf die vorerwähnte Art vor! Welchen Namen verdient dieses? Hier ist mehr als offenbarer Fehler, als Ungerechtigkeit (Contract d. Jen. L. Z. S. 3. Lit. *i.*), wodurch „die Ehre der A. L. Z. allerdings gefährdet wird;"

Dass ich übrigens die Propädeutik nicht bloss herbete, wie Mancher die Lehre vom Ourang Outang herliefet, sondern dass ich meinen Zuhörern, so oft sich Gelegenheit darbietet, an Leichnamen den Bau des menschlichen Körpers demonstrire, und dabey zugleich durch Kupferwerke erläutere, wird mir wohl jeder Vernünftige zutrauen. Und der Recensent höre es noch einmal, meine Zuhörer sind nie ermüdet, vielmehr haben sie das Collegium stets interessant gefunden. Aber das will der Rec. durchaus nicht zugeben, sondern er will, die Zuhörer *sollen*, ich möge sagen, was ich wolle, durchaus ermüdet werden. Gegen solche unvernünftige Supposition lässt sich freylich nichts weiter vorbringen.

Nach dem bisher Gesagten würde ich füglich abbrechen, und das Urtheil jedes rechtlichen Mannes über den hinter der Coulisse agirenden — — erwarten können. Aber auch den medicinisch-gerichtlichen Theil meines Lehrbuchs hat der Rec. auf alle mögliche Weise herabzuwürdigen gesucht. Der *formelle* Theil kommt noch ziemlich gnädig weg, Manches in demselben wird sogar gelobt; aber über den *materiellen* Theil geht es desto unbarmherziger her, wenn Rec. gleich durchaus nicht umhin kann, hie und da seines gnädigen Beyfalls mich zu versichern. — Wenn ich behaupte (§. 361.), dass die Bestimmung des Alters eines Kindes im Mutterleibe höchst selten gefordert werde, so behauptet er geradezu das Gegentheil, mit dem Zusatze, dass wenigstens in den Ländern des südlichen Europens und in den meisten deutschen Gegenden solche Aufgaben zu den häufigsten gehören. Wirklich? Meine und Anderer Erfahrung (ich übte die gerichtl. AW. lange genug aus) spricht für mich, durchaus nicht für den Recensenten; ich überlasse es indessen den Rechtsgelehrten, zu entscheiden, wer Recht hat. — Auf die Röthe der Schaamlefzen, als Kennzeichen der Jungferschaft, soll ich zu viel Gewicht gelegt haben! Man vgl. §. 371 u. f., ob im geringsten ein Grund zu dieser Anklage sich findet; vielmehr habe ich ja überhaupt die grösste Behutsamkeit bey Beurtheilung der Kennzeichen der Jungferschaft empfohlen. — „Zu weit geht der Vf., heisst es in der Recension, wenn er geradezu behauptet, dass Nothzucht bey einem erwachsenen, starken, gesunden, unbefleckten Frauenzimmer, von einem einzigen Manne, bloss durch dessen Körperkraft unmöglich sey; *als wenn nicht schon die Herabstimmung körperlicher Kraft des Weibes, durch fortgesetzten Kampf, die Lage der Sache änderte.*" Steht aber §. 378. nicht deutlich: „Dahingegen kann ein — *durch langen Kampf mit dem Gegner bis zur Ohnmacht erschöpftes* Frauenzimmer allerdings genothzüchtiget werden." Ist es hier nicht wieder klar, dass der Rec. dem Publicum mit groben Unwahrheiten vorgeht, und dabey kein anderes Streben hat, als mich und meine Schrift zu decreditiren? — Die Behauptung, dass bey Nothzüchtigung unreifer Mädchen Empfängniss erfolge, soll sich nicht mit dem Begriffe von Geschlechtsreife vertragen!! Dass Rec. es nicht zu enträthseln vermag, wie ein noch nicht reifes, neunjähriges Mädchen geschwängert werden könne (vgl. *Blumenbach*, *Brendel* u. a. m.), glaube ich gern; und er wird es wahrscheinlich eben so wenig begreifen können, wie ein noch nicht mannbarer Knabe schwängern könne, wovon erst kürzlich ein Beyspiel in den medic. chirurg. Abhandl., übers. von *Osann*, erzählt ist. Oder schliesst der Rec. etwa so: das neunjährige Mädchen wurde schwanger, *ergo* war sie reif? — Der Rath, den der Impotenz Beschuldigten mit einem geschwornen Wundarzte mehrere Nächte in einem Zimmer schlafen zu lassen, kommt gar nicht ursprünglich von mir, sondern die Note sagt ausdrücklich: „nach einer bey der Königl. Wirtembergischen Behörde eingeführten Methode." Aber da heisst es nun sogleich in der Recension: „Als wenn das Erfolgen von Erectionen zu jener Zeit eine absolute Nothwendigkeit wäre." Habe ich aber nicht ausdrücklich gesagt (§. 398.): „der, *wenn* jener ihm beym Erwachen Erection der Ruthe anzeigt?" und ist es denn unbekannt, dass diese bey dem gesunden Manne am häufigsten des Morgens beym Erwachen sich einfindet? Also wieder ein grundloser Tadel! — Dass *Kampfer* die *Mannheit schwäche*, habe ich als wahrscheinlich angenommen, weil es mit den Erfahrungen Anderer übereinstimmt, und ich habe ausdrücklich *Metzger's* gerichtl. medic. Abhandl. angeführt, dabey aber gesagt: „in grossen Dosen und anhaltend genommen." Von Allem dem sagt der Rec. nichts, sondern er verdreht meine Worte noch dazu. Lese er doch *Hufel.* Journal, Bd. XIV. St. 3. S. 99, wo vom bey sich getragenen Kampfer, als Ursache der Unfähigkeit zur Erection, die Rede ist. — Das Bemühen, mich zu kränken, vermochte den Rec. noch zu einer andern falschen Darstellung. In der *ersten* Auflage meiner Schrift heisst es: „einige Arzneymittel (Alaun, spanische Fliegen, Bleyweiss) können die Befruchtung hindern." Obgleich ich für diese Behauptung hinreichende, dem Rec. freylich wohl unbekannte, Gewährsmänner hatte (*Ploucquet*, *Knebel*), *so liess ich die Stelle doch*

in der zweyten Auflage weg, weil die Sache mir ıt erwiesen genug schien. Dass dieses aber ge- ;ben sey, davon sagt der parteyische Rec. nichts, lern fährt über die Stelle der ersten Auflage her, nt sie eine dem ärztlichen Ohre (dem orthodoxen 'e des Recensenten?) heterodox klingende Sentenz, , dem richterlichen Urtheile zum Grunde gelegt, lem Heiligthume der Gerechtigkeit Schaden stiften .ne. Erröthen sollte der Mann, der sich nicht ;uet, das Publicum auf eine so dreiste Art zu hin- ;ehn, und zugleich Grundsätze anderer Gelehrten, welche er, beym Mangel literarischer Kenntniss, ıe Belege hat finden können, den Gerichten als :lächtig und gefährlich zu schildern. Auch Hr. r. Wildberg hat in seinem treffl. Handbuche der ge- ıtl. AW. S. 98. den Alaun, die Canthariden und das ;weiss gleichfalls zu den besondern physischen Ur- ıen des Unvermögens zur Empfängniss aufgenom- ı. Also diesen geachteten Schriftsteller trifft gleich- ; der schmähende Vorwurf meines Recensenten. — von kopflosen Früchten die Rede ist, sagt er, ich ; die Seele als ein rein geistiges, jedoch völlig per- iches Substrat, in dem Gehirn, wie die Spinne in ı Mittelpunkte ihres Netzes, hausen. Wollte ich auf antworten, so könnte es nicht anders, als in :m Tone geschehen, den der Anstand verbietet. — Lehre von den Seelenkrankheiten findet der Rec. r ausführlicher, als in irgend einem Handbuche gerichtl. AW. behandelt; allein den Sachbestim- ıgen einzelner Krankheitsformen, hauptsächlich des Blödsinns, kann er seinen Beyfall nicht ge- . Das ist denn nun freylich keine Kunst, so etwas :uschreiben, aber die Unrichtigkeit der sogenann- „Sachbestimmungen der Krankheitsformen" dar- ıun, das wäre seine Pflicht gewesen. Dann hätte ıber recensirt, und das wollte er nicht, sondern as, was ich nicht einmal nennen mag. — Dass ne Eintheilung der tödtlichen Verletzungen dem nicht gefällt, ist mir sehr gleichgültig. Er drückt übrigens über den Gegenstand so aus, dass man erst um einen Commentar bitten muss. Irre ich nnahme der individuellen Tödtlichkeit, so irre ich iner illusteren Gesellschaft, deren Mitglied Rec. nicht ist. Dass §. 586. ein Druckfehler zum Grunde hätte jeder billige Beurtheiler sogleich errathen. — ıe Definition von der Vergiftung sey nicht sehr :lich, da nach derselben jeder Todtschlag, jede :tzung unter die Rubrik der Vergiftung gehöre. kann doch wirklich nicht übereilter schreiben. letzungen, heisst es §. 555, sind diejenigen Wir- en äusserer Gewaltthätigkeiten u. s. w." Wie in Welt passt also der Begriff der Verletzung auf tung, d. i. „Tödtung, oder Störung des Gesund- :ustandes eines Menschen durch Mittheilung eines r, der entweder verschluckt, oder äusserlich an Körper gebracht worden ist." Doch der Rec. sich einmal vor, zu tadeln, und so geht es denn bis zum Schlusse der Recension fort. Das hie und da eingestreuete Lob sieht nicht selten der Persiflage ähnlich, und dafür erkenne ich es sehr gern.

Jedem, der diese Bemerkungen lieset, muss es einleuchtend seyn, dass ich von dem vorerwähnten Rec. auf das empörendste behandelt worden bin. Die verehrliche Redaction der Jen. A. L. Z. wird dieses hoffentlich gleichfalls einsehn, und sich noch mehr davon überzeugen, wenn anderweitige Erklärungen über die Recension eingegangen seyn werden. Und dann darf ich erwarten, dass der Anonymus, den Gesetzen des Instituts gemäss, werde genannt werden. So lange dieses nicht geschehen ist, werde ich, falls er fortfahren sollte, hinter der Coulisse zu agiren, nicht antworten. Uebrigens verachte ich den Mann, der sich als einen geflissentlichen Verdreher meiner Worte und Ansichten legitimirt hat, und dessen ganze Recension die Absicht, zu schaden, deutlich ausspricht.

Den 17ten December 1813.

Dr. G. H. Masius,
Professor der Arzneywissenschaft auf der Universität zu Rostock.

Oeffentliche Bitte
an alle resp. Besitzer von Briefen des verewigten C. M. Wieland.

Da der Unterzeichnete eine Auswahl sämmtlicher Briefe von C. M. Wieland herauszugeben gedenkt, ein Werk, das durch möglichste Vollständigkeit an allgemeinem Interesse sehr gewinnen und die echteste Bildungs- und Lebensgeschichte des so geehrten Schriftstellers in sich enthalten würde, so wagt er es, hiermit öffentlich bey allen resp. Freunden und Bekannten des Verstorbenen, so wie bey allen sonstigen Besitzern von einzelnen oder mehreren Briefen, ergebenst anzusuchen, ihm Alles, was zur Publicität geeignet ist, zur Einrückung in diese Sammlung entweder in Originalien oder vidimirten Abschriften gütigst mitzutheilen. Die Familie des Verewigten glaubt bey diesem zu errichtenden Denkmal um so sicherer auf die bereitwillige Mitwirkung aller wahrhaften Freunde des Verstorbenen rechnen zu können, da jede andre Sammlung als einseitig, unbefugt und unzuverlässig angesehen werden müsste; sie wird jeden Beytrag dazu mit wärmstem Danke anerkennen und sich gern zu jeder billigen Entschädigung verstehen, falls eine solche verlangt würde. Es wird ergebenst ersucht, die mitzutheilenden Briefe unter der Adresse des Unterzeichneten an die Camesina'sche Buchhandlung in Wien einzusenden.

Wien, den 19ten Julius 1813. (*)

Ludwig Wieland, Dr. der Philosophie.

(*) Erst den 9ten Jan. 1814 bey uns eingegangen.
Die Exped. d. Allg. Lit. Zeitung.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1814.

PHILOSOPHIE.

Sulzbach, b. Seidel: *Pyrrho* und *Philalethes*, oder: *Leitet die Skepsis zur Wahrheit und zur ruhigen Entscheidung?* Herausgegeben von Dr. *Franz Volkmar Reinhard*. 1812. VIII u. 180 S. 8. (12 gr.) — *Zweyte* verbesserte Auflage. 1813. VIII und 182 S. 8. (12 gr.)

Nach der Vorerinnerung des nunmehr verewigten Herausgebers ist dieses Buch das Werk eines ehrwürdigen Greises, der sein langes Leben der Wahrheit gewidmet, und sich durch seine Schriften, insbesondere um die physischen Wissenschaften unstreitige Verdienste erworben hat; und dazu bestimmt, den Glauben an Gott zu befestigen, und manche Bedenklichkeiten gegen denselben zu zerstreuen. Die Durchlesung desselben erinnerte den Herausgeber lebhaft an die schöne Zeit, wo ein *Linné*, *Reimarus*, *Bonnet*, *Haller*, *Trembley* u. a. über die Natur philosophirten, und überall in derselben die unverkennbaren Spuren ihres unendlichen Urhebers fanden. Wenn auch vielleicht nur der kleinere Theil der Leser des Buchs das Vergnügen jener Erinnerung mit dem Herausgeber zu theilen fähig seyn sollte: so wird dasselbe doch jeden Freund der Gottheit um so mehr anziehen, da der Vf. auf seinem physico-theologischen Wege Gründlichkeit und Popularität, die hier immer vereinigt seyn sollten, auf die musterhafteste Art mit einander verbindet. Es ist daher nicht zu verwundern, dass von demselben so bald eine zweyte Auflage erschienen ist, an welche sich Rec. bey seiner Anzeige hält. — Aus dem Bisherigen erhellet schon, dass dasjenige, was der Titel des Buchs ankündigt, bey demselben nicht die Hauptsache, sondern nur zum Behufe derselben erörtert ist. Denn was darauf sich bezieht, wird in einem „*Anhange ergänzender Untersuchungen* I. Ueber die Natur des Skepticismus und des ihr fremden Indifferentismus; II. Ueber die Natur der entgegengesetzten Wahrscheinlichkeiten, die Nothwendigkeit der Wahl unter ihnen, und der Anerkennung der überwiegenden Wahrscheinlichkeit, als der objectiven Wahrheit; und III. Bestimmungsgründe des Uebergewichts solcher Wahrscheinlichkeiten", erörtert, nachdem der Vf. in dem kürzern, aber Haupttheile des Buchs sich „Ueber die Natur der Beweise von dem Daseyn Gottes, von seinen Eigenschaften aus den Kenntnissen der gesammten Naturkunde" erklärt hatte. Dieser, wie alle übrige, lichtvoll geschriebene Aufsatz, den vor den übrigen eine sanfte wohlthätige Wärme auszeichnet, ist indessen zunächst einem physico-theologischen Beweise gewidmet, von welchem der Vf. dann Veranlassung nimmt, diese Art der Beweise für das Daseyn Gottes u. s. w. mit den übrigen zu vergleichen. Der Vf. fängt damit an, dass er die Zuverlässigkeit unserer Sinnenerkenntniss zu erweisen sucht, in so fern uns diese zwar nicht die Dinge, wie sie an sich beschaffen seyn mögen, wohl aber nach dem richtigen Verhältnisse ihrer Theile und nach gewissen ihrer Beschaffenheiten vorstellet, die, wenn sie gleich, durch das Medium unserer Sinne verändert, vermittelst des sinnlichen Eindrucks erscheinen, durch Folgerungen doch auf dasselbe Resultat führen, welches die Erkenntniss des Dinges an sich, wenn diese möglich wäre, ergeben würde. — Ehe Rec. den Vf. weiter begleitet, kann er nicht unbemerkt lassen, dass es dem Scharfsinne desselben entgangen sey, dass ein consequenter Gegner in seinem Raisonnement eine *petitio principii* finden werde. Tausend Menschen nämlich, die einen Gegenstand sehen, sollen dieselbe Vorstellung von demselben erhalten. Auf eine bey dem Zweck des Buchs interessante Art lässt der Vf. diese tausend Menschen das neu entdeckte Schnabelthier sehen; einige Hundert Maler, jeden für sich, dieses Thier wie ein Naturwunder (ein vierfüssiges Thier mit einem Entenschnabel) abbilden; und die übrigen Zuschauer die Abbildungen dem Originale ähnlich finden. Allein, woher wissen wir es denn z. B., dass Alle jene Aehnlichkeit finden, wenn wir nicht unsern Sinnen, durch welche jene Zuschauer nur ihre Urtheile an uns gelangen lassen können, schon im Voraus vollen Glauben beymessen? Die gerühmte Popularität der Schrift entschuldigt dieses nicht, wie aus dem Folgenden, wo Rec. sich über die Popularität näher erklären wird, erhellen wird. Scharfsinniger zeigt der Vf. sich S. 7., wo er den Idealisten, der die ganze (äussere Sinnen-) Welt für ein Product seines Denkens hielt, und in Schriften diess lehrte, fragt, für wen er denn lehre und schreibe? obgleich dieses *argumentum ad hominem* nur gegen einen solchen Idealisten, nicht gegen den Idealismus beweise. — Aus der von dem Vf. behaupteten Zuverlässigkeit der Sinne folgert er, dass wir, wo wir ein Kunstwerk der Natur oder des menschlichen Fleisses gewahr werden, keine blosse Sinnentäuschung befürchten noch anstehen dürfen, auf einen verständigen Künstler zu schliessen, wenn gleich für andere Sinne

Sinne, oder einen höhern Geist ohne Sinne, solche Kunstwerke andersartig seyn können. Alles, woran wir Werke der menschlichen Kunst als Kunstwerke erkennen, finden wir in organischen Naturwesen in einem um so höhern Grade, da jedes derselben der menschlichen Nachbildung unerreichbar ist. Das Künstlichste in der Natureinrichtung derselben ist ihre Fähigkeit, die Fortdauer der Art, zu welcher sie gehören, durch die Fortpflanzung zu bewirken. Indem der Vf. zum Behufe derselben das System der Präformation annimmt und zu vertheidigen sucht, bemerkt er (S. 27—28.) treffend, dass die Hauptschwierigkeiten, welche der vollendetsten Vorbildung entgegenstehen, uns unsere Einbildungskraft mache, die die unermessliche Theilbarkeit des Raums, wie Rec. es kurz ausdrücken würde, in ihren Bildern nicht erreichen kann. Allein diesem ist es wohl nicht consequent, wenn der Vf. (S. 31. und 32.), um einen Einwurf gegen die völlige Vorbildung zu entfernen, behauptet, im Ey des Schmetterlings sey kein Raum zu einer Gährung, durch welche die völlige Ausbildung des Räupchens bewirkt würde, so dass keine gänzliche Vorbildung desselben nöthig wäre. Denn bey einer ins Unermessliche gehenden Theilbarkeit des Raums werden wir wohl nie auf einen Raum stossen, der für jede Gährung zu klein wäre. — Die Natur zeigt uns nicht nur Ein organisirtes Individuum, oder Eine Art derselben, sondern 20,000 Geschlechter, 100,000 Arten, und von jeder Art Millionen Individuen. Das geistige Bild, wie sich der Vf. ausdrückt, von dem hohen Urheber der organischen Wesen ist schon für unsere Fassungskraft zu gross, und wird es noch viel mehr, wenn wir, wozu wir uns berechtigt glauben, annehmen, dass den zahllosen Gestirnen und Sternensystemen, die mit unzähligen organischen Wesen versehen sind, auch von jenem Urheber ihre Bahnen in unermesslicher Ferne angewiesen sind. Dieses führt auf einen an Weisheit und Macht unermesslichen Urheber der Natur, dem wir alle Vollkommenheit in unzertrennlicher Verbindung beyzulegen genöthigt sind. Den ontologischen Weg, den der Vf. hier zu betreten anfing, verlässt er sofort wieder, um uns in der Natur ihres Urhebers unbegrenzte Güte nachzuweisen. Den Urheber der übrigen Natur, fährt er fort, sind wir auch als den Urheber der Einrichtung unsers Körpers zu betrachten genöthigt, die nicht von unserer Seele, die des innern Baues desselben unkundig ist, herrühren kann. Da wir keine befriedigende Gründe für die Selbstständigkeit und Ewigkeit derselben haben, im Gegentheil sie uns von einem höhern Geiste als abhängig und ihm an Macht untergeordnet denken müssen: so kann die Seele ihr Daseyn und ihre Eigenschaften nur von demselben als ihrem Schöpfer haben. Da das Urbild dessen, was er schuf, in ihm selbst lag; so müssen wir ihm alle Vollkommenheiten, die er uns mitgetheilt, selbst und im höchsten Grade beylegen. — Ob diese Argumentation nicht zu viel beweise, indem wir ihr zufolge der Gottheit auch diejenigen Vollkommenheiten endlicher Wesen, welche ihr nur *eminenter*, wie die Schule es nennt, zukommen, im eigentlichen Sinne beylegen müssten, will Rec. hier unerörtert lassen, und bemerkt nur, was der Vf. wenigstens nicht bestimmt sagt, dass der obige Beweis, in sofern Gott nach demselben Schöpfer der Seele seyn soll, schon die Einfachheit derselben voraussetzt, und im Uebrigen das Daseyn Gottes, nicht als eines Weltschöpfers, sondern nur als des Weltbaumeisters darthut. Dass jener Beweis nur Wahrscheinlichkeit und keine Gewissheit im eigentlichen Sinne gewährt, kann seinem Werthe wohl um so weniger Abbruch thun, da schon ein bedeutend geringerer Grad der Wahrscheinlichkeit eine moralische Gewissheit zu nennen wäre; wenn wir unter moralischer Gewissheit anders den Grad der Wahrscheinlichkeit zu verstehen haben, den wir in Rücksicht auf unsere Handlungen in sofern der völligen Gewissheit gleichsetzen, als uns bey denselben vernünftiger Weise die Furcht, das Gegentheil von demjenigen, was wir als wahr annehmen, möchte wahr seyn, kein Bedenken erregen kann. — So sehr Rec. dem Vf. hierin beystimmt, wenn er gleich mit demselben nicht jede überwiegende Wahrscheinlichkeit mit dem Namen der moralischen Gewissheit belegen möchte; so wenig kann er ihm in dem §. 31. über den Unterschied der philosophischen und mathematischen Beweise, wenn er anders den Vf. gehörig gefasst hat, beystimmen. „Die mathematische Gewissheit, (und von dieser lässt sich doch auf die mathematischen Beweise schliessen), sagt der Vf., finde nicht Statt ohne bestimmte Voraussetzungen, und finde daher keine Anwendung auf Gegenstände, die keine Voraussetzung gestatten, wie in der natürlichen Theologie; die rein philosophischen Beweise gründen sich zuletzt nur auf die eigenthümliche Beschaffenheit des menschlichen Geistes." Ehe Rec. den Vf. weiter begleitet, muss er bemerken, dass jene „bestimmten Voraussetzungen", nach dem vorhergehenden §. 30., nichts anders, als ein Daseyn derjenigen Gegenstände, von welchen der Mathematiker redet, sind. Allein der mathematische Beweis stützt sich so wenig, als der philosophische, auf eine angenommene Wirklichkeit, und hat eben so wenig, als der rein philosophische, an und für sich den Zweck, die Wirklichkeit von etwas darzuthun, sondern soll nur darthun, wie von einer Voraussetzung eine andere abhängt, dergestalt, dass, wo die erste wirklich ist, auch die zweyte wirklich seyn muss, ohne über die Wirklichkeit der ersten Voraussetzung an sich genommen etwas zu entscheiden. Ob z. B. der gleichseitige Triangel, von welchem der Geometer lehrt, dass seine Winkel einander gleich sind, existire, geht ihn nichts an; er will nur darthun, dass, wo ein gleichseitiger Triangel ist, auch seine Winkel gleich seyn müssen. Dieses bestätigt des Vfs. Behauptung, dass die mathematische keine besondere Art der Gewissheit sey, wenn sie gleich sonst fast nirgends, als in der Wissenschaft, nach der sie einmal

mal benannt wird, zu Hause ist. Auch hierin ist Rec. mit dem Vf. einig, und billigt von ganzem Herzen das Bestreben des Vfs., der wahrscheinlichen Erkenntniss, wo völlige Gewissheit entweder unmöglich, oder doch nicht von jedem zu erreichen ist, ihre Rechte zu vindiciren; allein er besorgt, dass der Vf. in seinem Eifer für die gute Sache sich zu weit, und zwar zum Schaden derselben, habe hinreissen lassen. Denn wenn es wahr ist, wie der Vf. (§. 31., und schon vorher §. 29. deutlicher) sagt, dass der rein philosophische Beweis, der sich immer darauf stützt, dass wir uns das Bewiesene nicht anders denken können, nur darthue: dass wir *menschlich* so denken müssen; nicht dass, wenn es ausser uns andere denkende Wesen giebt, diese eben so denken müssen, oder dass es eine objective Wahrheit gebe: so zerfällt dieser Beweis in sich selbst, und setzt selbst die wahrscheinliche Erkenntniss noch mehr herab. Denn giebt kein rein philosophischer Beweis Gewissheit, so können wir sie uns auch nicht von diesem Beweise versprechen; und die Behauptung, dass es keine objective Wahrheit, und wie der Vf. (§. 31.) sagt, es keine ewige Wahrheit gebe, die mit absolut objectiver Gewissheit, sondern dass sie nur mit menschlich objectiver oder moralischer Gewissheit erkannt werde, ist ohne Beweis. Dem Raisonnement des Vfs. liegt wohl, wie Rec. aus Gründen, die hier nicht weiter aus einander gesetzt werden können, glaubt, eine Verwechselung der Sinnlichkeit mit dem Verstande zum Grunde. Dass der Vf. in seinem Eifer für die gute Sache der Wahrscheinlichkeit zum Schaden derselben, sich zu weit hinreissen lasse, erhellet daher, „dass — wenn alle, auch von uns für objectiv gewiss gehaltene Erkenntniss, nicht die Zuverlässigkeit hat, welche wir ihr beylegen, dieses wohl noch vielmehr bey der Erkenntniss der Fall seyn wird, der wir nur Wahrscheinlichkeit, und wäre diese auch noch so gross, beylegen. — Was der Vf. über das Verhältniss der physico-theologischen zu dem moral-theologischen Beweise, ingleichen auch über die Nothwendigkeit uns da, wo eine eigentliche Gewissheit für uns nicht zu erreichen steht, vielmehr an Wahrscheinlichkeiten zu halten als unentschieden zu bleiben, sagt, übergeht Rec.; nur die Art, wie der Vf. einem Einwurfe gegen das Letzte zu begegnen sucht, kann er nicht unerwähnt lassen. Wollte man nämlich, um in einer so wichtigen Sache nicht zu irren, (sagt der Vf., wenn auch nicht in diesen Worten, §. 40.), jede Entscheidung ablehnen, so werde man unvermeidlich irren, weil wir, wenn wir so wenig *A* als *non A* für wahr halten, (wovon doch das Eine nothwendig Wahrheit ist), auf alle Fälle das nicht für wahr halten, was doch wirklich wahr ist. — So kann man aber nur schliessen, wenn etwas *nicht* für wahr *halten* und etwas für *nicht wahr* halten einerley ist. Denn alsdann nur gilt der Schluss, dass derjenige, der etwas *nicht* für wahr *hält*, es für *nicht wahr*, oder es für falsch halte, und also irret, wenn es wahr ist. — Der Skepticismus des Vfs. leugnet nicht alle, sondern nur die apodiktische Gewissheit, und wie sich aus dem Folgenden ergeben wird, auch nicht allgemein. Von diesem Skepticismus, von welchem der Vf. in der ersten ergänzenden Untersuchung ausführlicher handelt, ist der Indifferentismus, oder die gänzliche Gleichgültigkeit gegen alle Entscheidung allerdings keine nothwendige Folge; aber daraus folgt nicht, dass er demselben fremd sey, wenn dieses anders so viel sagt, dass er damit nicht zu vereinigen sey. So einleuchtend der Vf. auch zeigt, dass dieser Indifferentismus der menschlichen Natur widerspreche, so folgt hieraus doch noch kein Widerspruch desselben mit dem Skepticismus. — Unter entgegengesetzten Wahrscheinlichkeiten, wovon die zweyte und dritte Untersuchung insbesondere handeln, versteht der Vf. Wahrscheinlichkeiten contradictorisch entgegengesetzter Behauptungen. Wenn der Vf. (S. 120.) sagt, es müsse eine dieser Behauptungen nothwendig wahr seyn, wenn wir gleich die Wahrheit desselben nur mit Wahrscheinlichkeit erkennen: so giebt er in dem ersten Theile dieses Satzes eine objective Gewissheit einer allgemeinen Erkenntniss zu. Unter den Argumenten, dass wir, wo für uns keine Gewissheit möglich ist, der überwiegenden Wahrscheinlichkeit folgen müssen, begegnet der Vf. auch dem Einwurfe, der von der Unsicherheit der Wahrscheinlichkeit hergenommen ist, damit, dass derjenige, der aus Furcht vor dem Irrthume nicht entscheiden wollte, unvermeidlich irren würde. Den Trugschluss, mit welchem der Vf. sich hier selbst täuscht, hat Rec. schon oben aufgedeckt. — In der dritten ergänzenden Untersuchung betrachtet der Vf. die *Bestimmungsgründe des Uebergewichts entgegengesetzter Wahrscheinlichkeiten*, nicht in ihrer grössten Allgemeinheit, sondern nur in Beziehung auf den Hauptzweck seiner Schrift, und schränkt sich daher nur auf die Wahrscheinlichkeit, mit welcher wir das Vergangene oder noch Gegenwärtige aus Thatsachen schliessen, oder wie sich der Vf., und wohl nicht mit der gehörigen Genauigkeit ausdrückt, auf *verflossene* und *gegenwärtige Wahrscheinlichkeiten* ein. Nur das, was objectiv wahr und wirklich ist, sagt der Vf., kann Wirkungen als Spuren seines Daseyns äussern, das Nichtwirkliche hingegen nicht; und schliesst daraus, dass nur die Wahrscheinlichkeitsgründe für das erste in Thatsachen, die Wahrscheinlichkeitsgründe für das letzte nur in der blossen Vorstellung einer nackten Möglichkeit liegen können. Allein in dem Sinne, in welchem die Conclusion folgt, ist sie zum Behufe der Theorie jener Wahrscheinlichkeit unbrauchbar, und in dem Sinne, in welchem sie brauchbar wäre, nicht richtig gefolgert. Denn es ist allerdings wahr, dass nur das Wirkliche durch Thatsachen, die von demselben als Wirkungen hervorgebracht sind; das Nichtwirkliche hingegen nicht durch Wirkungen, die es hervorgebracht hätte, sondern nur durch Thatsachen wahrscheinlich werden könne, die, wenn es existirte, als Wirkungen desselben

selben vorhanden seyn würden, ob sie gleich jetzt eine andere Ursache haben. Allein wenn wir eine gegebene Thatsache einmal als von einer bestimmten Ursache hervorgebracht erkennen, so ist das Daseyn dieser Ursache nicht bloss wahrscheinlich, sondern gewiss, und die Existenz einer andern Ursache, die jetzt nicht wirklich ist, kann auch nicht einmal den kleinsten Grad der Wahrscheinlichkeit haben. In diesem Sinne wäre also der von dem Vf. gefolgerte Satz wahr, aber unbrauchbar in der Lehre von der Wahrscheinlichkeit. Sollte jener Satz hingegen den Sinn haben, dass nur die Wahrscheinlichkeit von dem, was wirklich ist, aus Thatsachen; die Wahrscheinlichkeit hingegen dessen, was nicht existirt, aber wenn es existirte, gewisse gegebene Thatsachen als Wirkungen hervorgebracht hätte, nur aus blossen Möglichkeiten geschlossen werde: so würde er falsch seyn. Denn alle Wahrscheinlichkeit, von der hier die Rede ist, stützt sich einmal auf Thatsachen, und dann auch bloss auf die Möglichkeit, dass eine gegebene Thatsache, aus einer Ursache, auf die wir schliessen, als Wirkung hätte erfolgen können. Nur die grössere oder kleinere Möglichkeit eines Falls oder seines Gegentheils, wie man es einmal nennt, entscheidet das Uebergewicht der einen über die andere Wahrscheinlichkeit. Diesen Satz wendet auch der Vf. zum Behufe seines Zwecks an. Rec. hält es um so weniger für nöthig, ihn hier weiter zu begleiten, da er den Haupttheil des Buchs, von welchem hier nur einige Hauptideen weiter verfolgt werden, ausführlicher angezeigt hat. Nur glaubt er noch Ein Wort über die oben gerühmte Popularität des Buchs bemerken zu müssen. Diese setzt er nicht in eine Fasslichkeit, die auf Kosten der Gründlichkeit und bestimmten Deutlichkeit erhalten wird, sondern glaubt vielmehr, dass der populäre Vortrag derselben an sich nicht weniger, als der akroamatische fähig sey, wenn er gleich die Mittel, welche dieser für den wissenschaftlich gebildeten zu diesen Zwecken anwendet, seiner Natur nach ungebraucht lassen muss. Diese Popularität würde der Vf. noch durchgängiger beobachtet haben, wenn er nicht hie und da, z. B. S. 10. Not. 6., zu einer Formelsprache, die hier entbehrlich war, seine Zuflucht genommen, und manche zu abstracte Ausdrücke, z. B. S. 135., wo das Wirkliche *A*, das Nichtwirkliche hingegen *non A* genannt wird, vermieden hätte. — Verbesserungen hat Rec. in der zweyten Auflage nicht bemerkt, wohl aber Druckfehler, wie S. 60., wo *Unvollkommenheiten* für *Vollkommenheit* steht, obgleich bey der ersten Auflage dieser Druckfehler vermieden war.

Kaum hatte Rec. die vorstehende, ohne seine Schuld verzögerte Anzeige zum Drucke abgeliefert, als er auf eine für ihn angenehm überraschende Art die *dritte* Auflage des Buchs mit der Aufforderung, sie gleichfalls anzuzeigen, erhielt. Diese ist unter dem doppelten Titel:

Sulzbach, in der Seidel. Kunst- und Buchh.: *Pyrrho und Philalethes* u. s. w. Herausgegeben von *Franz Volkmar Reinhard. Dritte* vermehrte und verbesserte Auflage. 1813. XXX u. 263 S. 8.

und:

Pyrrho und Philalethes u. s. w. (ohne den Namen des Herausgebers). Abgefasst von Dr. *Lorenz v. Crell*, Ritter des königl. Ordens der westphälischen Krone, der Arzneygelahrtheit öffentlichem ordentlichem Lehrer, der königl. Societät zu Göttingen ordentlichem Mitgliede, der königl. Societät zu London, Berlin, Stockholm, Petersburg, Kopenhagen, München, Harlem, Edinburg, Dublin, Upsala, wie auch der kaiserl. Societät der Aerzte zu Paris, Montpellier, Kopenhagen u. s. w., auswärtigem Mitgliede, des k. franz. Instituts und der Akademie der Wissenschaften zu Turin Correspondenten u. s. w. erschienen.

Die Vermehrungen, welche diese Auflage erhalten, bestehen in einer Vorrede des *Verfassers*, welche die Geschichte des Buchs, dessen Haupttheil durch eine, schon vor Decennien aufgegebene Preisfrage veranlasst ist, und den Vf. später zu den ergänzenden Untersuchungen veranlasste; einer *Skizze des Pyrrho* (in ein und zwanzig Thesen); einer IVten ergänzenden Untersuchung der Fragen: „Kann, wenn absolut objective Gewissheit fehlt, die menschlich objective einen sichern und beruhigenden Grund für echte Religiosität geben? Was ist die Stimme des Göttlichen in uns?" Zusätzen (zu der Abhandlung und den einzelnen ergänzenden Untersuchungen). Unter dieser Rubrik theilt der Vf. auch: „Zufällige Gedanken über die Welteinrichtung von Dr. *J. A. H. Reimarus*" mit. Die Kürze dieser letzten gestattet keinen Auszug; weshalb sich Rec. auf die Bemerkung beschränkt, dass sie ganz der Erwartung, zu welcher der Scharfsinn und die Gelehrsamkeit ihres berühmten Verfassers berechtigt, entsprechen. Ueber des Hrn. *v. Crell* eigene Zusätze, ausser welchen diese Auflage wohl keine anderweitigen Verbesserungen erhalten hat, erlaubt sich Rec. um so weniger weitere Bemerkungen, da er in der Anzeige der ersten Auflagen des *Pyrrho*, bey welcher er sich den Namen des Vfs. zu nennen nicht für befugt hielt, das Buch zu charakterisiren bemüht gewesen ist, und in Bemerkungen, zu welchen jene Zusätze an sich Stoff geben könnten, in Gefahr kommen möchte, sich zu wiederholen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1814.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Ohne Druckort: *Betrachtungen über die Politik der dänischen Regierung*, von *A. W. S.* 1813. 46 S. 8.

Diese kleine Schrift hat gleichen Vf. mit der über das Continentalsystem, welche unlängst (s. A. L. Z. 1813. Nr. 258.) mit verdientem Lobe von einem andern Recensenten angezeigt ist, nämlich Hn. *August Wilhelm Schlegel*, welcher sich öffentlichen Nachrichten zufolge, dermalen im Dienst des Kronprinzen von Schweden befindet; ein Verhältniss, das ohne Zweifel diese politischen Schriften des in unsrer schönen Literatur rühmlich bekannten Schriftstellers veranlasst hat. Wir können dieselben gewissermaassen, als die ersten Früchte der glücklich wieder hergestellten deutschen Schreibfreyheit betrachten, und in diesem Betracht dem Vaterlande zu denselben Glück wünschen. Während der Periode der Unterdrückung durfte kein freymüthiges Urtheil über öffentliche Angelegenheiten gewagt, keine Untersuchung unternommen werden, deren Resultate nicht den Absichten des Herrschers gemäss gewesen wäre. Leider fehlte es auch nicht an Schriftstellern, welche diese Absichten, so viel an ihnen lag, zu befördern suchten, indem sie zu niederträchtiger Schmeicheley sich herabwürdigten, ohne allen Sinn und Verstand auf England schimpften, die trefflichsten einheimischen Einrichtungen verleumdeten und tief unter fremde herabsetzten, z. B. das preussische Gesetzbuch unter den *Code Napoleon*! Unser Nationalcharakter stand in Gefahr völlig verderbt zu werden, der Sinn für wahre Politik und Geschichte musste gänzlich verloren gehen! Doch gern überlassen wir diese Unwürdigkeiten der Vergessenheit, der sie angehören, und freuen uns der Hoffnung, dass ein guter Ton in unsern politischen Schriften herrschend werde, von dem Hr. *Schl.* ein so schönes Muster giebt.

Sowohl in der Schrift über das Continentalsystem, als in der hier anzuzeigenden, bestreitet der Vf. sehr lebhaft das Verfahren gewisser Mächte, aber er thut dieses in einem anständigen, würdigen Tone. Er macht harte Vorwürfe, aber er führt seine Gründe an. Er erlaubt sich keine Declamationen, die nichts beweisen, keine Schimpfreden, die nur den entehren, der sie vor dem Publicum ausstösst; er führt Thatsachen an und nennt sie bey dem Namen, den sie verdienen, aber er übertreibt und verfälscht sie nicht.

Indem wir mit besonderm Vergnügen dem Vf. diese ihm gebührende Gerechtigkeit wiederfahren lassen, enthalten wir uns die Schrift über die Politik der dänischen Regierung auszuziehen, noch über die derselben gemachten Vorwürfe unsere Meinung hier dem Publicum vorzulegen. Ersteres ist unnöthig, weil keiner, den der Gegenstand interessirt, die kleine Schrift ungelesen lassen wird. Letzteres scheint uns der Bestimmung eines literarischen Blattes nicht gemäss, das nur über *die Art*, *wie* politische Streitigkeiten geführt werden, nicht aber über *die Materie selbst* urtheilen muss. Indess bedienen wir uns unsers Rechts, mit eben der Freymüthigkeit, mit welcher der Vf. seine Ansichten vorträgt, auch die unsere, wo sie von der seinigen verschieden ist, anzudeuten. Hr. *Schl.* macht es der dänischen Regierung zum Vorwurf, dass sie vom Anbeginn der Kriege gegen Frankreich an eine völlige Neutralität behauptet und immer nur für den einseitigen Vortheil ihrer Handlung auf Kosten andrer Staaten gesorgt habe. In Kriegen, behauptet er, wo es auf Erhaltung aller Staaten ankommt, kann eine solche Neutralität welche nichts anders als Gleichgültigkeit gegen allgemeine Noth ist, einem einzelnen Staat eben so wenig erlaubt seyn, als bey allgemeinem Brande einer Stadt dem einzelnen Bürger verstattet werden kann, sich in sein Haus einzuschliessen, um sein gewöhnliches Gewerbe mit um so grösserm Gewinn zu treiben, weil die Mitbürger durch den Brand daran behindert sind. „Wo bleibt, fragt der Vf., das Gewerbe, wo das Haus selbst, wenn die ganze Stadt in Flammen aufgeht?" Die Richtigkeit dieses Satzes, so bestimmt wie er hier vorgetragen wird, ist nicht zu bezweifeln. Aber gewiss wird auch der Vf. nicht verkennen, dass die genaueste Bestimmtheit nothwendig sey, um Missbrauch zu verhüten; er wird mit uns überzeugt seyn, dass vor allem untersucht werden müsse, ob ein solcher Fall wirklich vorhanden sey, in welchem ein Staat, des wichtigsten Rechts seiner Unabhängigkeit, des Rechts, selbst zu bestimmen, ob er an einem ihm fremden Kriege Theil nehmen wolle oder nicht, beraubt werden könne. Hr. *Schlegel* ist mit der Geschichte und Natur der Kriege gegen Frankreich zu vertraut, um behaupten zu wollen, dass seit ihrem Anbeginn im J. 1792 bis jetzt hin der Fall, den er annimmt, immer in gleicher Art wirklich vorhanden gewesen sey. Anfangs wurde der Krieg gegen Frankreich von dessen Feinden offenbar in der Absicht geführt, es zu zwingen, seine alte Verfassung zu behalten und nicht in derselben die Veränderungen zu machen, die ihm gut schienen und über deren Werth keine andre Macht sich die Entscheidung anmassen durfte. Wenn damals Dänemark sich weigerte an die-

diesem Kriege Theil zu nehmen; wenn es sein Recht des freyen Handels mit Frankreich behauptete; wenn es durch keine Drohungen andrer Mächte sich zwingen liess diese Grundsätze aufzugeben, wer kann es tadeln? Sein damaliges Betragen verdiente und erwarb allgemeine Achtung. Doch bald veränderte der französische Krieg seine Natur. Die neue Republik, statt sich zu begnügen, die Rechte der französischen Nation, den eignen Boden zu vertheidigen, erlaubte sich dieselben Anmassungen gegen andre Staaten, über welche sie sich so bitter beklagt hatte. Seitdem der Sieg sich für die Franzosen erklärte, drohten sie allen Thronen laut den Untergang, und wollten alle Völker zwingen, ihren innern Verfassungen diejenige Form zu geben, welche nach ihrer Meinung die einzig gute war. Als die Republik in Despotismus übergieng, dauerte dieses fort und wurde noch ärger. Der Machthaber warf in den eroberten Landen Verfassungen nach Willkür um, und errichtete neue; er setzte Regierungen ein und ab; zuletzt vereinigte er von ihm selbst anerkannte unabhängige Lande mit seinem Reich, und kündigte deutlich an, dass sein Wille der allein herrschende in Europa seyn solle. Nun trat der Fall allgemeiner Noth ein, in welchem es keinem Staat mehr erlaubt werden konnte, sich der abgedrungnen Nothwehr zu entziehen und den Unterdrücker heimlich zu unterstützen. Hier verdient die dänische Regierung, welche auch nicht einmal ihre Verbindlichkeiten gegen das deutsche Reich wegen ihrer zu demselben gehörigen Provinzen erfüllte, wohl unstreitig gerechten Tadel. Dänemark blieb bey seiner Neutralität, bis es durch eine Gewaltthat Englands im J. 1807. aus derselben gestossen wurde. Hr. *Schl.* sagt nichts über dieselbe, weil sie schon mit trifftigen Gründen gerechtfertigt sey. Nur darin, glaubt er, habe das brittische Ministerium damals gefehlt, dass es die Insel Seeland wieder geräumt habe. Es würde, sagt Hr. *Schl.*, ihm sehr leicht gewesen seyn, dieselbe zu behalten, und die dänische Monarchie hätte dann warscheinlich ihre Endschaft erreicht, da Frankreich sich Schleswigs und Jütlands, nebst den benachbarten Inseln, würde bemächtigt haben und Norwegen nun von selbst Schweden zugefallen seyn würde. Dadurch dass Dänemark wieder hergestellt wurde, ward es in Stand gesetzt sich als einen sehr lästigen Feind zu beweisen, obgleich auch der Krieg mit England für den Wohlstand der dänischen Unterthanen höchst nachtheilig geworden ist. Wir übergehn was der Vf. weiter von dem Benehmen der dänischen Regierung seit jener Zeit, und über die von der schwedischen Regierung aufgestellte Forderung, ihr Norwegen abzutreten, sagt, weil wir von diesen noch ganz neuen Begebenheiten zu wenig unterrichtet sind, um uns über dieselben ein Urtheil zu erlauben. Nur in einem Punkt müssen wir unsere vollkommene Uebereinstimmung mit dem Vf. erklären, nämlich dass die Aufhebung des deutschen Reichs durchaus kein Recht gegeben habe, das Herzogthum Holstein seiner Rechte und alten Verfassung zu berauben, und dem ganz unumschränkt regierten dänischen Reiche einzuverleiben. Diese Bemerkung war uns um so willkommner, da wir auch bey Staatsmännern oft den Irrthum bemerkt haben, als sey durch die Auflösung des deutschen Reichsverbandes im J. 1806 auch die innere Verfassung der einzelnen deutschen Lande aufgelöset, auch jedes auf feyerlichen Verträgen zwischen Landesherrn und Unterthanen beruhende Recht vernichtet worden. Diese Ansicht ist nach unsrer Ueberzeugung durchaus falsch. Die Garantie, welche die specielle Verfassung einzelner Lande durch den Reichsverband vorher hatte, ist durch dessen Auflösung zwar vernichtet, aber keinesweges jene Verfassung selbst. Was für eine neue Ordnung der Dinge auch durch den bevorstehenden Frieden gegründet werden mag, so hoffen und wünschen wir, dass man diese richtige und für das Wohl der Deutschen so interessante Ansicht nicht verlieren werde.

GESCHICHTE.

MÜNCHEN, in Comm. b. Lindauer: *Kriegsgeschichte der Baiern* von den ältesten bis auf die gegenwärtigen Zeiten. Von *Jos. Ant. Eisenmann*, Professor der Geschichte und Geographie am königl. baier. Kadetten-Corps. *Erster* Theil. 1813. VII und 235 S. *Zweyter* Theil. III und 298 S. ohne Register. 8.

Unter dem Titel: Kriegsgeschichte, kann man sich ungefähr dreyerley, an Tendenz und Ausführung sich unterscheidende, historische Schriften denken: einmal eine Geschichte, die nur in der Absicht geschrieben ist, die Leser von den Ursachen, dem Anfange, Fortgange und Ende eines jeden Krieges zu unterrichten, ohne Rücksicht, ob derselbe nach den Regeln der Kunst geführt worden ist, oder nicht; dann eine Geschichte, welche bestimmt ist, nach dem Muster klassischer Schriften des Alterthums durch die Schilderung der tapfern Thaten der Ahnen den Patriotismus und Heldensinn der Nation zu entflammen; und endlich eine eigentlich militärische Geschichte, welche den Zweck, den Zusammenhang, und den Erfolg aller kriegerischen Operationen darlegt, und zeigt, wie der Kriegsplan angelegt war, welchen Umständen man den glücklichen Ausgang dieser oder jener Unternehmung zu danken hatte, welche Fehler dabey gemacht worden, welche Absicht dieser oder jener Marsch, die Besetzung dieses oder jenes Ortes hatte, in welcher Verbindung diese oder jene Bewegung mit den übrigen Operationen gestanden, mit welcher Geschicklichkeit und Kunst der Feldherr diese oder jene schwierige Unternehmung ausgeführt, oder sich aus diesem oder jenem Gedränge gezogen hatte u. s. w. kurz, eine Geschichte, die in militärischer Hinsicht eben das wäre, was z. B. *Tempelhofs Geschichte des siebenjährigen Krieges*, und die vortrefflichen *Geständnisse eines östreichischen Veterans* waren, und woraus auch der Officier Belehrung holen könnte.

Mit

Mit diesem Unterschiede nicht unbekannt, suchte der Vf. des vorliegenden Werkes den ersten und den letzten Zweck mit einander zu vereinigen. „Dieses Werk, sagt er in der Vorrede, soll weder eine blosse Erzählung der Kriege, die von den Bayern, oder in deren Lande geführt wurden, noch eine blosse Darstellung des Kriegswesens oder der Kriegskunst seyn, durch welche dieselben zu verschiedenen Zeiten sich charakterisirt haben; sondern es wird vielmehr eine Vereinigung beider Gegenstände, und zwar in der Art ausmachen, dass 1) bey jeder der aufgestellten Perioden eine gedrängte Darstellung der Kriegsverfassung, durch welche die Bayern, während derselben, sich auszeichneten, vorangehe, und 2) darauf eine zusammenhängende Erzählung der Kriege folge, welche während derselben Periode von den Bayern geführt wurden." Leider zeigt sich aber schon aus dieser Aeusserung, so wie hernach aus dem Inhalt selbst, dass der Vf. den Begriff einer eigentlich militärischen Geschichte nicht vollständig genug aufgefasst habe. Er versteht darunter eine Beschreibung der Kriegsverfassung, der Gattungen von Truppen, welche man von Zeit zu Zeit hatte, ihrer Bewaffnung, ihrer Verpflegung, des Kriegsdienstes, der Taktik, der Disciplin, kurz, alles desjenigen, was man das Statistische des Kriegswesens nennt, und was freylich auch einen Platz in einer militärischen Geschichte einnehmen soll, aber nicht ausschliesslich das Wesentliche derselben ausmacht. Da sich der Vf. auf das wesentlich Charakteristische einer militärischen Geschichte im eigentlichen Sinne dieses Wortes nicht einliess: so können wir seine Kriegsgeschichte der Bayern von dieser Seite nicht beurtheilen, sondern müssen sie lediglich als eine Mittheilung historischer Notizen, oder als ein Product der erstern Gattung betrachten. Vorläufig müssen wir aber noch erinnern, dass der Vf. unter bayerischen Kriegen nicht nur alle diejenigen Kriege, die von den Bayern in und ausser ihrem Lande geführt worden, Kriege, welche unmittelbar das Beste des Landes galten, sondern auch diejenigen versteht, an denen sie einen mehr oder weniger thätigen Antheil genommen hatten; daher hier auch der französische Krieg wegen der Ansprüche der Herzogin von Orleans auf einige pfälzische Fürstenthümer, der siebenjährige Krieg, und andere Kriege dieser Art, wozu Bayern wenigstens das Reichscontingent gestellt hatte, in den Plan aufgenommen sind.

Von den *drey* Perioden, unter welche alle im *ersten* Theile gegebenen Nachrichten gestellt sind, begreift die *erste* die Kriegsbegebenheiten von der Zeit der ersten Bekanntschaft der Bojoarier bis zu ihrer gänzlichen Unterwerfung unter den Scepter der Franken: oder von X bis 788 nach Christo; die *zweyte* die Geschichte von der gänzlichen Unterwerfung Bayerns, als einer Provinz, unter fränkische Hoheit, bis zur Regentenzeit des Hauses Wittelsbach: oder von 788 bis 1180, und die *dritte* die Kriegsbegebenheiten von der Regentschaft (Regierung) des Hauses Wittelsbach bis zum Herzoge Maximilian I. oder von 1180 bis 1598. Seinen Plan hat der Vf. so angelegt, dass in den zwey ersten Abschnitten einer jeden Periode eine Angabe der Grenzen, welche das Land während derselben hatte, und eine Beschreibung der Kriegsverfassung vorangehen, und hierauf die Geschichte der Kriege in mehr oder weniger Abschnitten folgt. Eben dieselbe Methode ist auch im *zweyten* Theile beobachtet, nur mit dem Unterschiede, dass dort der Inhalt in *zwey* Perioden zusammengefasst ist, wovon die *vierte* von Maximilian I. bis zum Ausbruche der französischen Revolution, oder von 1598 bis 1789, und die *fünfte* vom Ausbruche der französischen Revolution bis auf die gegenwärtigen Zeiten, oder von 1789 bis 1813 sich erstreckt.

Wer kein höheres Bedürfniss hat, als dasjenige, die bayerischen Kriege nebst der Kriegsverfassung bloss historisch, ohne weitere Rücksicht, kennen zu lernen, den wird diese Schrift ohne Zweifel befriedigen, ob wohl der Vf. freylich über manchen Krieg sehr wenig zu sagen wusste. Die interessanten und neuern sind indessen ausführlicher behandelt, und was der Vf. mittheilte, trug er grösstentheils richtig, klar, und nicht ohne Reiz vor. Nur hier und da hätten wir gewünscht, dass derselbe mehr Rücksicht auf die Resultate neuer kritischer Forschungen genommen, mehr Bestimmtheit in seine Erzählungen gebracht, und mehr Ausführlichkeit und Ordnung in denselben beobachtet hätte. So ist z. B. im *zweyten* Abschnitte der *ersten* Periode dasjenige, was von den Waffengattungen, von der Art Krieg zu führen, und den übrigen Kriegsgebräuchen den alten Germanen angehörte, von dem, was den spätern Bojoariern eigen war, nicht immer klar genug unterschieden. Einen ähnlichen Mangel an genauer Unterscheidung bemerkten wir auch im *dritten* Abschnitte. Einige Jahre vor Christi Geburt kannte man noch keine *Bojoarier*, die, von Marbod aus Böhmen verdrängt, über die Donau giengen, und sich im Noricum ausbreiteten. Offenbar hat hier der Vf. die Bojer, welchen die gemeine Meinung dieses Schicksal zuschreibt, mit den Bojoariern verwechselt. S. 20. wird die alte, längst als ungegründet erkannte, Sage wiederholt, dass das Hervorbrechen raubsüchtiger Barbaren aus Pannonien und dem Böhmerwalde den Bojoariern im J. 530. einen *Schutzvertrag* mit den Franken annehmlich gemacht habe. Im *vierten* Abschnitte will sich *Mannerts* hier angenommene Hypothese von der erst später erfolgten Unterwerfung der Bojoarier unter die Franken mit der zuvor aufgestellten Behauptung von einer frühern freywilligen Verbindung mit ihnen nicht gut reimen. In der *zweyten* Periode focht (S. 68.) der Graf *Eisengrün* mit dem Markgrafen Luitpold gegen die Ungern. Warum schrieb der Vf. nicht Isangrin? Das Modernisiren alter Namen taugt in der Geschichte nichts. Auch hier sind die Beschreibungen von der Kriegsverfassung unter Karl dem Grossen, und unter den Ottonen unter einander geworfen. S. 142. werden einige in Bayern gehaltene Turniere aus *Rüxners* fabelhaftem Turnierbuche angeführt. Dass (S. 173.) ganze Haufen streitbarer Männer *durch Verrätherey* verleitet worden seyn, sich aus dem

dem Lager Ludwigs von Bayern, unweit Mühldorf, wo der Tag zur Schlacht bereits festgesetzt war, zu entfernen, ist nicht erwiesen.

Im *zweyten* Theile finden wir da, wo das Kriegswesen der vierten Periode geschildert wird, einen alten Reichsanschlag aus *Germania Princeps* von *Finsterwald*, vermöge dessen Bayern verpflichtet war, als Contingent zum Reiche 73 Mann zu Pferd und 247 zu Fuss, zusammen 320 Mann zu stellen. Warum nahm der Vf. nur diesen allein, und nicht auch den jüngern Anschlag vom Jahre 1681 auf, vermöge dessen der bayersche Kreis als einfaches Contingent in Reichskriegen 800 Mann zu Pferd, und 1494 zu Fuss, zusammen 2294 Mann stellen sollte? Halbe Nachrichten dieser Art geben nur Anlass zu Irrthümern. Durch den Nachtrag dieser Matrikel am Ende des *sechsten* Abschnitts, wo von der Kriegsverfassung nicht mehr die Rede ist, ist der Sache wenig nachgeholfen. S. 134. dürfte mancher Leser sich nicht erklären können, was unter dem Whig-Ministerium in England zu verstehen sey. In einer Geschichte, welche nicht eigentlich für Gelehrte, sondern für Dilettanten geschrieben ist, sollten erklärende Beschreibungen solcher Gegenstände, die nicht allgemein bekannt sind, nicht fehlen. S. 143. sollte es nicht heissen: der *kaiserliche*, sondern der *östreichische* Hof flüchtete nach Pressburg: denn zu dieser Zeit, im September 1741, war der Kaiserthron erledigt. Der bayersche Erbfolgekrieg, der im *dreyzehnten* Abschnitte beschrieben ist, scheint eigentlich in die bayersche Kriegsgeschichte nicht zu gehören, da er weder in Bayern war geführt worden, noch die Bayern einigen Antheil daran genommen hatten.

Die vorräthigen gedruckten Quellen scheint der Vf. bey der Bearbeitung dieser Geschichte nicht stark benutzt zu haben. Weit öfters führte er neuere Geschichtschreiber als Gewährsmänner an: *Westenrieder*, *Galletti*, *Johann v. Müller*, und andere. Selbst aus denjenigen gleichzeitigen Schriftstellern, auf die er sich zuweilen berief, scheint er nicht jederzeit unmittelbar geschöpft zu haben. Auffallend war es uns, im *ersten* Theile S. 24. in einer und derselben Anmerkung, und zum Beweise einer und derselben Thatsache *Paul. Warnef.* L. III. 12. 22. 28. 29. und *Paul. Diac.* L. III. 30., als wären es zweyerley Schriftsteller, angeführt zu finden. Dagegen hat der Vf., da ihm der Zutritt zum bayerschen Reichsarchiv gestattet wurde, manche, die ehemalige Militärverfassung betreffende, Notiz aus ungedruckten Papieren, meist aus sogenannten Musterungsacten, mitgetheilt, wovon freylich ein grosser Theil aus andern Quellen schon bekannt war. Das *Tagebuch des Augustin von Fritsch von seinen Thaten im dreyssigjährigen Kriege*, welches der Vf. als Manuscript anführte, ist auch gedruckt vorhanden, in *Westenrieders Beyträgen zur vaterländischen Historie*, B. 4.

Die Sprache des Vfs. ist nicht durchgängig rein und deutlich. Th. I. S. 30. „*waden* die Franken über den Fluss," und S. 179. „*durchwadet* der Burggraf den Isenfluss." — Th. I. S. 40. „Man hielt es für am wenigstentehrend." S. 71. „Hier brachte er (Arnulf) ihnen, auch noch von den Schwaben verfolgt, eine Niederlage bey." Man wird es nicht leicht errathen können, dass nicht er, sondern sie verfolgt wurden. Th. II. S. 16. ist folgende Stelle unrichtig ausgedrückt: „Kriegsrüstungen, welche Maximilian betrieben hatte, um sein Land zu sichern vor Verheerung der, einem schrecklichen Kriege sich nähernden, Religionsstreitigkeiten," anstatt: vor Verheerung durch einen schrecklichen Krieg, dem die Religionsstreitigkeiten in Deutschland sich näherten. S. 130. „Sie *litten* ein schreckliches Blutbad."

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Schul-Anstalten.

Zu *Ulm* sind nach den verschiedenen Geschlechtern zwey Armenschulen errichtet worden, worin die Kinder, welche in Fabriken arbeiten oder bey ihren Aeltern und andern Beschäftigungen ihren Unterhalt verdienen müssen, wenn sie neun Jahre alt sind und schon einige Fertigkeit im Lesen haben, täglich zwey Stunden in der Religion und andern nöthigen Kenntnissen Unterricht erhalten, wodurch auf eine wohlthätige Weise der so oft durch den Vorwand der Armuth begünstigten Verwahrlosung dieser Kinder vorgebeugt werden soll.

II. Beförderungen.

Hr. *Dietrich Herrmann*, Professor am Gymnasium zu *Ulm*, ein geborner Ulmer, welcher aber früher eine Landpredigerstelle auf einer Patronatpfarre im Stifte Zeitz des Königreichs Sachsen bekleidet hatte und erst unter der Königl. Bayerischen Regierung in seine Vaterstadt zurück gekommen war, hat dieselbe auf die nachgesuchte und erhaltene Entlassung nun wieder verlassen und von dem Hn. Fürsten zu Schönburg die *Pfarrstelle zu Dettau bey Waldenburg* erhalten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1814.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Arzneykunde.

Ueber
das Nervenfieber in Halle
vom
Professor *Dzondi*
daselbst *).

Auch unsere Stadt hat durch die Krankheit, welche gewöhnlich unter dem Namen Nervenfieber oder Typhus bekannt ist, mehrere ihrer Bewohner verloren, und viele, unter welchen auch der Verfasser dieser Zeilen ist, sind längere oder kürzere Zeit in ihren Fesseln gehalten worden. Da einige aus den ersten Ständen und selbst Aerzte in Zeit von wenig Wochen Opfer derselben wurden, so ist es nicht zu verwundern, dass sich Besorgniss wegen dieses Fiebers verbreitete, und ihm eine Bösartigkeit zugeschrieben wurde, welche es nach der festen Ueberzeugung des Vfs. und nach seiner und mehrerer andern Aerzte Erfahrung durchaus nicht hat. Der Vf. glaubt hier um so mehr eine Stimme zu haben, da er nicht nur seit mehrern Jahren die Erforschung der Natur des Nervenfiebers zu einem seiner Hauptaugenmerke macht, sondern da er auch sowohl in den hiesigen Militärspitälern, als auch in der Stadt eine grosse Anzahl dieser Kranken behandelt hat. Und er hält es für Pflicht, besonders Auswärtige und die, welche sich durch Furcht vor dieser Krankheit abhalten lassen, sich unsern Mauern zu nähern, durch eine kurze und für alle fassliche Darstellung des Verlaufs dieses Fiebers, und der, durch die Erfahrung ausgemittelten besten Behandlungsart desselben, zu beruhigen.

Es tritt dieses Fieber mit keinen von jenen heftigen Zufällen ein, welche dem bösartigen Lazarethfieber eigen sind. Gewöhnlich nach einem vorhergegangenen Schauer mit abwechselnder Hitze zeigt sich eine allgemeine Abspannung der Kräfte mit Eingenommenheit des Kopfes und schmerzhaftem Ziehen in mehrern Theilen des Körpers, mit Husten und katarrhalischen Zufällen, Appetitlosigkeit, Durst und einem fieberhaft veränderten Allgemeingefühl. In den mehresten Fällen geht die Eingenommenheit des Kopfes bald in Schmerz über, der mehr oder weniger heftig ist und gewöhnlich den ganzen Kopf einnimmt. Doch nicht im Kopfe allein, sondern auch in andern Theilen, besonders in der Brust, der Magen-, der Lebergegend, dem Unterleibe, dem Kreuze, den Schenkeln, Waden, Schultern, Fingern u. s. w. bilden sich bald mehr bald minder heftige Schmerzen aus. Nasenbluten und Erbrechen, Schweisse und flüssige Stuhlgänge sind häufige Begleiter jener Zufälle und der allgemeine Zustand des Kranken zeigt dem aufmerksamen Beobachter deutlich, dass der Organismus in seinen edelsten Theilen leide. Die Gesammtgruppe der Symptome lässt ein allgemein entzündliches Leiden in dieser ersten Periode der Krankheit gar nicht verkennen. Das Gesicht des Kranken ist voller und röther als gewöhnlich, die Augen röthlich, feucht, lebhaft; ein Turgor (Saftfülle) der Haut, bisweilen mit Friesel; die Nasenhaut entzündet, und katarrhalische, d. i. entzündliche Affectionen der gesammten Respirationsorgane, weisslich belegte Zunge; entzündliche Symptome der Lunge, der Leber, der Eingeweide, der Ohren, Ohrendrüse, hauptsächlich des Gehirns u. s. w.; der Urin ist roth, der Puls voll, mehr oder weniger beschleunigt, doch nie *sehr* frequent, dabey etwas unterdrückt, als ob die Arterie nicht von Blut angefüllt wäre, oder sich nicht gehörig zusammenzöge. Leidet das Gehirn besonders, so treten Mangel des Bewusstseyns und Irrereden ein, und alle diese Zufälle verschlimmern sich bey Anwendung von Reizmitteln. Wer wollte unter diesen Umständen den entzündlichen Charakter verkennen!

Dieser Zustand dauert gewöhnlich sieben oder neun Tage, dann nimmt alles eine andere Gestalt an, und es geht mit dem Kranken eine Veränderung vor, die, so auffallend sie ist, doch von so vielen Aerzten übersehen wird.

Alle entzündliche Symptome oder Zufälle verschwinden oft mit einem Male. Das Gesicht und die Haut verlieren die Fülle und Röthe, fallen ein und werden trocken; die Augen werden trübe, gläsern und den Augen der Betrunkenen ähnlich; die katarrhalischen Zufälle und alle Schmerzen verschwinden, selbst die heftigsten Kopfschmerzen, ausgenommen bisweilen im Unterleibe, doch sind sie unbedeutend; der Urin verliert seine entzündliche Röthe; der Puls verändert sich wenig, verliert bloss von seiner Völle, indem er im Ganzen den vorigen Charakter behält. Das Hauptsymptom aber, welches diesen ganzen Zeitraum besonders auszeichnet, ist, — wie soll ichs ausdrücken? — eine Erstarrung, eine Schwere, welche, wie ein Gewicht, den ganzen Menschen und alle seine Kräfte niederdrückt, und hauptsächlich auf dem Nervensystem, gleich einer

*) Die Gemeinnützigkeit dieses Aufsatzes, und sein allgemeines Interesse, hat uns bewogen, ihn, obgleich sonst dergleichen Abhandlungen nicht in den Plan der A. L. Z. gehören, aufzunehmen. *Die Herausg.*

einer fremdartigen Masse, lastet, jede Regung des Geistes hemmt und nur durch heftige Anstrengung und Aufmunterung von aussen, auf Augenblicke zum Theil überwunden werden kann [1]). Daher jene Typhomanie, jenes bewusstlose Träumen und Irrereden, jene Trägheit und Steifheit aller Bewegungen, die sich selbst im Herausstrecken der Zunge äussert; daher jene höchste Gleichgültigkeit gegen alles, was es immer sey, das Herabsinken auf dem Lager nach den Füssen zu, die unwillkürlichen Bewegungen der Muskeln der Hände und Finger, die wir Sehnenhüpfen, Flockenlesen u. s. w. nennen, und ähnliche Zufälle. — Dieses Symptom war indess bey vielen der an diesem Fieber Kranken nur in einem niedern Grade da. Dieser Zeitraum dauert in der Regel auch so lange, als der erste gedauert hat.

Nach Verlauf dieser Periode, bisweilen erst am 21sten Tage, tritt, nach vorhergegangener Zunahme der Zufälle, mit einemmale die Krise ein. Die schwere fremdartige Last wird gleichsam ab- und ausgeworfen, der Kranke erwacht aus seinem eisernen Schlummer, fühlt sich mit einer erleichternden Ausdünstung oder einem reichlichen Schweiss umgeben; oft kehrt durch reichliche Stuhlausleerung, durch Nasenbluten, durch häufigen Auswurf, das Gefühl der Genesung zurück. Die Schleimpfropfe der Nase lösen sich, die Zunge reinigt sich und wird von der Spitze an feucht, der Urin läfst einen Bodensatz fallen, und der Kranke erkennt wieder die ihn Umgebenden. Nach und nach kehrt der Appetit mit grosser Lebhaftigkeit zurück, ein ruhiger Schlaf erquickt den Genesenden, und allmählig kommen die Kräfte wieder, indem oft eine Schwerhörigkeit oder kränkliche Empfindlichkeit des Gehörs, nebst Schwäche des Kopfes und der Beine noch eine Zeitlang zurückbleiben.

Nahm die Krankheit einen tödtlichen Ausgang, so erfolgte dieser, wenn nicht die Kunst ihn herbeyführte, nur äusserst selten oder gar nicht in der ersten Periode [2]) und dann apoplektisch durch die Heftigkeit der Entzündung, wenn das Gehirn sehr angegriffen war, nie aber durch die Bösartigkeit des Contagium's oder Miasma's, wie bey sehr bösartigen Spitalfiebern vielleicht der Fall seyn kann. Gewöhnlich trat er aber in der zweyten Periode ein, entweder durch plötzliche Unterdrückung der Nerventhätigkeit, vermittelst des gebildeten Products, durch einen sogenannten Nervenschlag, so dass plötzlich der Puls sank und Röcheln eintrat, oder durch langsame Unterdrückung der Thätigkeit des Nervensystems und allmähligern Aufhören aller Functionen. Diess war der gewöhnliche Verlauf dieses Fiebers. Dass mancherley Modificationen und Complicationen Statt fanden, versteht sich von selbst; so sah ich Petechien im ersten Zeitraume, bey sehr gelindem Verlaufe. Bey sehr schwächlichen Menschen, und die in gelinderm Grade angegriffen waren, trat das Charakteristische des ersten Zeitraums nicht so hervor, oder der Arzt ward erst zum zweyten Stadio gerufen, weil sich die Kranken nicht eher legten; daher war viel Behutsamkeit und Scharfsicht in Bestimmung der Perioden nöthig, u. s. w.

Ursachen und ansteckende Kraft dieses Fiebers.

Obgleich nicht zu läugnen ist, dass die zahlreichen Militärspitäler, welche nach der Schlacht bey Leipzig in unserer Stadt errichtet wurden, — indess jetzt grösstentheils ausgeleert sind — dazu beygetragen haben, das Fieber in der Stadt zu verbreiten: so würde man sich doch sehr irren, wenn man glauben wollte, dass sie die einzige und Hauptquelle desselben gewesen seyen, oder dass die Gefahr der Ansteckung so gross sey, dass man ihr nicht mit etwas Vorsicht ausweichen könne. Mehrere Monate und Wochen vor der Errichtung der Militärspitäler gab es hier, wie an mehreren Orten, Nervenfieber, und der Vf. behandelte, gerade als Hofr. *Nolde* an diesem Fieber starb, drey Nervenfieberpatienten zu gleicher Zeit, welche insgesammt genasen. Dass sie aber in dieser Zeit überall häufiger wurden, als sonst, davon sieht der aufmerksame Beobachter leicht die Gründe ein. Die mannichfaltigen Veranlassungen dazu liegen hauptsächlich in den Zeitumständen. Hier in Halle, dessen Bewohner vor und in dem jetzigen Kriege so viel litten, sind es insonderheit Entbehrungen und Anstrengungen des Körpers und unangenehme Reizung und Beunruhigung des Geistes. Der Vf. sah das Nervenfieber mehr als einmal aus Schreck, Kummer, Angst, Sorge, Aerger u. s. w. entstehen. Daher ist ein ruhiges Gemüth ein gutes Präservativ dagegen. Das kindliche unbesorgte, und das höhere gleichmüthigere Alter blieben gewöhnlich davon verschont. Eben so entstand es auch aus Fehlern der Diät und des Verhaltens, z. B. Erkältung, heftige Erhitzung, Vernachlässigung anderer Krankheiten u. dgl.; auch hat die Stimmung der Atmosphäre nicht wenig dazu beygetragen, es häufiger zu entwickeln, so dass auf die Ansteckung eine weit kleinere Zahl zu schreiben seyn möchte, als man gewöhnlich glaubt. Ueberhaupt war die Ansteckungskraft dieses Fiebers nicht sehr energisch, nur die unmittelbare Atmosphäre des Kranken, das Tragen seiner Kleider und Wäsche konnte das Fieber mittheilen, nicht die Luft in den Häusern, oder gar auf den Strassen! Wer Besuche vermied und längeres Verweilen bey Kranken, war vor Ansteckung sicher, wenn es sich nicht bey ihm selbst von freyen Stücken entwickelte. Jetzt hat diess Fieber durch die Veränderung in der Atmosphäre, durch die Kälte und selbst auch durch die politischen glücklichen Ereignisse viel von seiner Energie verloren, und es ist zu erwarten, dass bey Befolgung einer richtigern Heilmethode die Furcht vor dem Nervenfieber mit seiner Gefahr gänzlich verschwinden wird.

Die vortheilhafteste Behandlungsart dieses Fiebers.

Der Erfahrung gemäss war sie folgende. Im ganzen ersten Zeitraume musste ein kühlendes antiphlogistisches

1) Der Vf., ob er gleich während des ganzen Verlaufs des Fiebers sich bewusst war, und nie wachend delirirte, war doch nur bis zum 9ten Tage im Stande, den Verlauf seiner Krankheit niederzuschreiben, obgleich in den letzten Tagen mit der grössten Anstrengung. Allein vom 10ten bis zum 19ten war er wegen völliger Einengung und Niederdrückung aller Körper- und Geisteskräfte nicht im Stande, daran zu denken.

2) Der Vf. ist durch die Erfahrung so sehr davon überzeugt worden, dass er fast jeden Nervenfieberpatienten, der vor dem 7ten Tage starb, auf Rechnung des Arztes oder des Verhaltens setzen möchte.

sches Verhalten befolgt und alle — besonders erhitzende — Reizmittel sorgfältig vermieden werden. Aderlass war nicht nothwendig, auch bey heftigen Kopfschmerzen und entzündlichen Symptomen nicht. Das Mittel, welches allemal ausreichte, *wenn es zweckmässig und zeitig angewendet wurde*, waren eiskalte Umschläge um den Kopf und Begiessungen, besonders des *Hinterkopfs, Nackens*, der *Ohrengegend*, der Stirne und der Augen [3]. Ausser dieser äussern Behandlung, die bey Abwesenheit des Kopfleidens wegblieb, liess der Vf. seine Kranken in der ganzen ersten Periode in der Regel nichts nehmen als oxygenirte Salzsäure, so dass zwey bis vier Quentchen derselben auf sechs Unzen Altheedecoct oder Fliederblüthenaufguss gemischt und Tag und Nacht, alle 1 bis 2 Stunden, ein Esslöffel voll gegeben wurde. Zum Getränk wurde kaltes Wasser am zweckmässigsten und auch dem Kranken am angenehmsten gefunden. Vesicatore und Senfpflaster wurden nicht selten auf die Waden gelegt, und wenn zeitig Hülfe gesucht ward, ein Brechmittel gegeben. Viele von denen, die auf diese Weise behandelt wurden, besonders diejenigen, welche die kalten Umschläge zweckmässig brauchten, genasen im ersten Zeitraume in 5 — 7 — 9 Tagen; viele, wo die Krankheit nicht im ersten Zeitraume unterdrückt werden konnte, hatten doch im zweyten sehr gelinde Zufälle zu erdulden, bedurften fast gar keiner Arzneyen — (der Vf. selbst nahm vom 10ten bis 21sten Tag ganz und gar keine Arzneyen) — und erholten sich bald wieder. Nur wenige, und meistens nur diejenigen, welche das zweckmässige Verhalten im ersten Zeitraume vernachlässigten, oder später in die Behandlung kamen, bedurften einer ernstern ärztlichen Hülfe im zweyten Stadio.

Die Hauptanzeige in der zweyten Periode war: die Kräfte des Kranken durch diese Periode hindurch aufrecht zu erhalten und eine glückliche Krise herbeyzuführen, und dabey immer sowohl den Vorrath der Kräfte des Kranken, als auch insonderheit den Verlauf und das Annähern desselben, an das kritische Stadium unvermerkt im Auge zu behalten, und nicht durch unzeitiges Stürmen mit Reizmitteln die Kräfte des Patienten vor der Zeit zu erschöpfen. Die flüchtigen Reizmittel thaten hier die vortheilhafteste Wirkung, indem man allmählig von dem antiphlogistischen Heilplane zu dem erregenden überging, von dem gelindern zu dem stärkern stieg, zweckmässige Verbindungen und Abwechselungen mit den Reizmitteln nicht vernachlässigte, und besonders kurz vor dem Eintritt der Krise dem Kranken unter die Arme griff. Wer kennt nicht diese Mittel! *Valeriana, Calom. arom. Angelica, Arnica, Serpentaria*, die ätherischen Geister, die Aether, der Kampfer, selbst Moschus, war bisweilen angezeigt; dabey wurden die äussern Reizmittel, Vesicatorien, Sinapismen, aromatische Waschungen u. s. w. mit Vortheil zu Hülfe gerufen. China u. dgl. war nicht nöthig. Nach dieser Methode hat der Vf. von allen denen, die er in der Stadt und den Militärspitälern an dieser Krankheit behandelte, so wenig verloren, dass das Verhältniss der Gestorbenen zu den Genesenen sich nicht anders verhielt, als bey gewöhnlichen Kranken. Dieselben Resultate bey gleichem und ähnlichem Verfahren hatten auch andere Aerzte [4]).

Die nachtheiligste Behandlungsart dieses Fiebers.

Diese war, der Erfahrung zu Folge, die im ersten Zeitraume der Krankheit mit Reizmitteln sie bestürmende. Aerzte, die bloss von der Idee der Schwäche, die dem Fieber, wie sie meinten, zum Grunde läge, ausgingen, und sogleich flüchtige und permanente Reizmittel, in immer erhöhten Gaben, so wie die Zufälle — leider erst durch dieses Verfahren hervorgerufen — zunahmen, verordneten; die heute *Valeriana* mit *Liqu. anod.*, morgen *Angelica* und *Calmus* mit *Aether*, den dritten Tag *Serpentaria, Kampfer* u. s. w. anwendeten, verloren ihre Kranken nicht selten den vierten Tag, und hatten bloss Zeit, ihnen noch einige Gran Moschus mit auf den Weg zu geben. Diejenigen Kranken, welche die erste Periode überlebten, starben am Anfange der zweyten am sogenannten Nervenschlage, oder am Ende derselben durch allmählige Erdrückung unter der Last des Products der Entzündung der ersten Periode, im glücklichsten Falle, wenn die Natur Wunder that, oder die Mittel von den Kranken nicht regelmässig genommen worden waren u. s. w., mussten sie, durch die fürchterlichsten Zufälle bewusstlos, durch eine heilsame Krise, aus den Fesseln der Krankheit und den Händen des Arztes einzig von der Natur befreyt werden. Ueberhaupt sah ich immer die traurigsten Folgen entstehen, wenn der Arzt, ganz unbekannt mit den Perioden und dem naturgemässen Verlauf dieses Fiebers durch Häufung und Steigerung der Arzneymittel vor der Zeit eine Veränderung im Gange der Krankheit erzwingen wollte. Wie viele sind als Opfer dieser Unkunde, dieses Verfahrens gefallen; die meisten der Gestorbenen!!

Einige Winke über die Natur des Nervenfiebers.

Aus allem, was der Vf. über die Natur des Nervenfiebers seit mehreren Jahren mit der grössten Unparteylichkeit und jetzt wieder beobachtet hat, geht Folgendes hervor:

1)

3) Ich kann das Gefühl nicht mit Worten beschreiben, welches mein Inneres bis tief in die Lumbalgegend herab durchdrang, wenn ich mir aus einer Flasche eiskaltes Wasser über den gebogenen Nacken und die Ohren herabgoss. Alle Schmerzen, jedes fieberhafte Gefühl war im Augenblicke wie weggezaubert, und ich fühlte mich unbeschreiblich wohl.

4) Von allen, die der Vf. ausser den Hospitälern behandelte, verlor er nur zwey, beide auf dem Waisenhause; allein bey beiden kamen besondere Umstände hinzu. Der erstere, *Weissmeyer*, vernachlässigte im Anfange die kalten Umschläge ganz, trank Bier, entblösste sich oft, und verweigerte an den kritischen Tagen ganz die Arzney; der andere, *Müller*, den er mit einem andern Arzt behandelte, hatte durch zurückgetretene Fussschweisse und Leberentzündung ein complicirtes Leiden, auch war ihm zur Ader gelassen worden, und die Wärter hatten verschwiegen, dass er schon seit drey Tagen unfreywilligen Abgang der Excremente hatte. Von den Aerzten, die bey einer gleichen oder ähnlichen Behandlung denselben glücklichen Erfolg sahen, kann der Vf. drey nennen; Hr. D. *Nicolai* aus Halberstadt, eine Zeitlang hier Oberarzt der preuss. Hospitäler; D. *Weber* und D. *Wollmer* jun., beide hatten sowohl als dirigirende Aerzte in den Spitälern, als ausser denselben, eine grosse Anzahl zu behandeln.

1) Das Nervenfieber durchläuft, außer dem Stadio der Ansteckung oder der Impfung und der Reconvalescenz, wie jede Entzündung, drey verschiedene Perioden. 1. Die entzündliche oder phlogistische, die der Blüthe des Products der Entzündung. 2. Die plastische, oder die der Bildung, der Reifung des Productes der Entzündung. 3. Die kritische, oder die der Ausscheidung des Productes der Entzündung. Die beiden ersten dauern gewöhnlich sieben oder neun Tage, die letzte ungefähr drey Tage, nach den Umständen länger oder kürzer.

2) Der Verlauf des Nervenfiebers ist mithin ganz dem Verlaufe einer Entzündung analog, *es ist eine Entzündung und muss als eine Entzündung behandelt werden.*

3) Das System, welches durch den entzündlichen Reiz im Nervenfieber, entweder vermittelst Ansteckung oder freyer Entwickelung, zunächst ergriffen wird, ist das Nervensystem im Allgemeinen, nicht bloss das Gehirn; indess da das Gehirn einen Hauptbestandtheil desselben ausmacht, so muss es sehr häufig mit leiden. Indess ist das Gehirn bisweilen nicht vorzugsweise, bisweilen fast gar nicht merkbar ergriffen, und es ist doch ein Nervenfieber da [5]).

4) Es ist also das Nervenfieber mit der Hirnentzündung nicht identisch, sondern es ist eine Entzündung des ganzen Nervensystems.

5) Durch eine, im Anfange des ersten Zeitraums angewandte, passende antiphlogistische Behandlung *kann* das Nervenfieber — wie fast jede Entzündung — sofort unterdrückt, die Ausbildung des Products verhindert, und Gesundheit herbeygeführt werden.

6) Ist das erste Stadium aber regelmäsig und mit Energie verlaufen, so kann das zweyte Stadium durch keine Arzneymittel abgekürzt werden, so wenig als das Eiterungsstadium der Blattern. — Eine wichtige Wahrheit! — Das Product *muss* durch die gehörige Zeit hindurch reifen, um im dritten Stadio ausgeschieden werden zu können.

7) Die antiphlogistischen Mittel dürfen nicht *promiscue* angewendet werden, sondern sie müssen der Natur des Nervensystems angemessen seyn.

8) Unter allen Mitteln scheint im ersten Zeitraume zur Unterdrückung der Entzündung keines so kräftig zu wirken, als die Kälte, besonders wenn sie plötzlich und oft wiederholt angewandt wird. Dreyfach scheint hauptsächlich ihre vortreffliche Wirkungsart zu seyn.

a) Sie hemmt, so wie in der vegetabilischen Welt, wenn sie in einem Grade, der sich dem Null nähert, einwirkt, jedes organische Leben, jede organische Bildung, beschränkt mithin und unterdrückt den Entzündungsprocess auf eben die Weise, wie sie das Wachsthum der Pflanzen im Winter unterbricht.

b) Sie verhindert durch ihre auf Wärmeentziehung beruhende Contractionskraft den heftigen Andrang des Blutes, besonders nach dem Gehirn, und entfernt dadurch eine neue Ursache der Entzündung, die Blutmasse und den dadurch entstehenden Reiz und Schmerz.

c) Sie erregt endlich und reizt durch plötzliche Einwirkung das Nervensystem, wie bey Scheintodten, auf eine heilsame Weise, und weckt es aus der lethargischen Stimmung, in welche es das Miasm des Nervenfiebers, oder der Entzündungsreiz, der es ergriffen hat, versetzte, ohne doch, wie andere Reizmittel, die entzündliche Stimmung zu erhöhen.

9) Blutlassen ist im Allgemeinen nicht nöthig, die Natur scheint selbst, wo es nöthig ist, die gehörige Quantität durch Nasenbluten wegzulassen. Doch kann es bey sehr heftiger Entzündung des Gehirns, mit Kälte verbunden, nicht schädlich seyn.

10) Niedere Grade des Nervenfiebers bedürfen, außer allgemein kühlendem Verhalten, im ersten Stadio wenig oder keine Arzneymittel.

11) Die im zweyten Stadio gegebenen Reizmittel haben keinen andern Zweck, als die Kräfte des Organismus bis zur Krise zu unterstützen.

12) Quecksilber, Opium und Narkotica sind bisweilen angezeigt, Nitrum und ähnliche nie.

Doch diess sind bloss Winke, bloss Andeutungen, deren Ausführung einem andern Orte aufgespart werden muss [6]). — Und nun — meine Herren Amtsbrüder, ist es wahr, dass das Nervenfieber bey der bisherigen Behandlung so tödtlich gewesen ist — und die Erfahrung hat es leider gelehrt —, so möge diess ein Beweggrund seyn, dem entgegengesetzten Verfahren ein williges Ohr zu leihen, und wenigstens zur Prüfung der, durch so glücklichen Erfolg empfohlnen, Methode aufzumuntern. Gewiss! das Nervenfieber ist an sich keine so gefährliche Krankheit, wenn wir sie nur nicht dazu machen! — Zeit und Erfahrung werden es lehren.

5) Ich habe diese Ansicht schon seit mehreren Jahren als Hypothese bey meinen Beobachtungen über das Nervenfieber zum Grunde gelegt, und sie in dem vergangenen Jahre in meinen Vorlesungen über die Entzündungen als Erfahrungsatz ausgesprochen, und das Nervenfieber und den Typhus, nach gewissen Unterscheidungsmerkmalen unter dem Namen: allgemeine Entzündung des Nervensystems, abgehandelt. Es versteht sich, dass bey solchen entzündlichen Affectionen ganzer Systeme nicht das ganze System in allen seinen Theilen gleich stark ergriffen seyn kann, sondern dass bald dieser bald jener Theil vorzüglich leiden wird, je nachdem die Umstände sind, und dass manche Theile desselben dem Ansehn nach gar nicht angegriffen sind.

6) Hauptsächlich in einer Schrift: Ueber die Entzündung, deren Ausarbeitung ich jetzt meine Musse widme. — Uebrigens darf hier nicht erst erinnert werden, dass ich mich hier äusserst kurz fassen, nur das Bild des Fiebers, wie es sich am häufigsten darstellte, entwerfen, und die gewöhnliche Behandlung im Allgemeinen angeben konnte. Es versteht sich, dass Fälle eintreten, wo wegen Complication der krankhaften Leiden ein complicirtes Verfahren angewendet werden musste, und dass theils bisweilen, theils aus der individuellen Stimmung des Organismus eines Kranken, oder seiner Lage und den Umgebungen, in denen er sich befand, oder aus mancherley vorhergegangenen und hinzugekommenen Umständen, ganz eigenthümliche Erscheinungen entstanden, die eine modificirte Behandlung erfoderten.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1814.

MATHEMATIK.

LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *Neue Ansicht über den merkwürdigen Naturbau der Kometen, und besonders desjenigen von* 1811, wie auch über die Beschaffenheit ihrer Bahnen, und die einstige Zerstörung unsers Wohnortes von denselben; von Dr. *A. H. C. Gelpke*, Prof. der Mathem. und Astron. in Braunschweig. 1812. 113 S. 8. Mit 1 Kupfertafel. (12 gr.)

Der Vf. hat sich schon durch mehrere populäre astronomische Schriften bey dem Theile des lesenden Publicums, der gern auch ernstern Gegenständen sein Nachdenken widmet, Beyfall erworben. Auch in diesem Werke werden ihm die Leser mit Vergnügen folgen, da es über eine wegen der grossen allgemein sichtbaren Kometen von 1807 und 1811 neuerdings viel besprochene Materie manches Belehrende enthält. Dass Vieles darin bloss auf Vermuthungen und Hypothesen beruht, war schon deswegen zu erwarten, weil der Vf. es hauptsächlich mit der physikalischen Beschaffenheit der Kometen zu thun hat: denn vom mathematischen Theile der Kometenlehre, welcher allein auf festem Grund und Boden ruht, kommt nur Weniges vor. — Unter den Merkwürdigkeiten der Kometen betrachtet der Vf. zuerst ihren *Kern und dessen nächste Umgebung*. Der Kern erscheint bey einigen (nicht bey allen) Kometen als begrenzte Scheibe, wie bey den Kometen von 1799 und 1807; bey jenem bestimmte *Schröter* den Durchmesser zu 373, bey diesem zu 997 geogr. Meilen. Auch *Cysatus* und *Hevelius* beobachteten im 17. Jahrhundert solche Kometen von begrenztem Umfange. (Der von 1680 ist von *Kirch*, *Flamsteed* und Andern, aber nicht, wie es S. 7. heisst, von *Messier* beobachtet.) Kometen dieser Art scheinen feste, schon ganz ausgebildete Weltkörper zu seyn. Den Kern umschliesst eine dunstartige Atmosphäre; von dieser eingehüllt, zeigen sie sich in der Sonnennähe in einer sehr verwaschenen Gestalt, manchmal auch, so wie die Planetenscheiben, mit grauen Flecken. Hinter der atmosphärischen Hülle liegt noch eine Lichthülle, die in der Nähe des Körpers am dichtesten ist, dann immer feiner wird, und sich zuletzt an den Schweif anschliesst. Die Dunsthülle zunächst um den Kometen wird wahrscheinlich in der Sonnennähe mehr in Gährung gebracht; daher die atmosphärischen Nebel und Verdichtungen, welche um diese Zeit den Körper oder Kern ganz unsichtbar machen; mit der weitern Entfernung des Kometen von der Sonne vermindert sich die Gährung, und die Scheibe tritt jetzt begrenzter hervor. Aber es giebt noch eine zweyte Hauptgattung unter den uns bemerkbaren Kometen, solche nämlich, die weniger begrenzt erscheinen, und vermuthlich noch unausgebildete, mehr feste als flüssige Massen sind, so wie es anfänglich auch unser Erdball war. Der im Raum zerstreute Weltenstoff floss durch die Anziehungskräfte zusammen; grössere Massen entstanden, in deren Innerem erst nach und nach sich Schichten und festere Kerne bildeten. Ein Beweis, dass einige Kometen noch ihrem ersten flüssigen Zustande näher, als dem festen seyn müssen, scheint auch in der Wahrnehmung zu liegen, dass man durch den Kern zuweilen Sterne hervorblinken sah, wie *Olbers* bey dem Kometen von 1796 am 1. April, und *Herschel* bey dem von 1795 am 8. und 9. Nov. gefunden haben. (Auch bey dem Kometen 1811 will man ähnliche Erscheinungen beobachtet haben). Eine andere Merkwürdigkeit der Kometen ist ihr *Schweif*, der sich oft mehrere Millionen Meilen weit nach Länge und Breite erstreckt. Der Schweif, so wie auch die vorhin genannte, dem Kometenkörper noch näher stehende Lichthülle, enthält nichts Dunst- und Nebelartiges, das etwa durch die Sonnennähe in Gährung übergegangen wäre, und seine Erleuchtung von der Sonne erhielte; wäre diess, so müsste Schweif und Lichthülle, wenn sie *hinter* dem Kometen liegen, dunkel erscheinen, was doch nicht der Fall ist; auch wäre eine Dunstmasse wohl keiner so ungeheuren Ausdehnung fähig, wie sie bey so manchen Kometen beobachtet wurde. Denn z. B. der Komet von 1799 hatte nach *Schröter* eine Lichthülle von 21 Millionen geogr. Meilen im Durchmesser, und daher über 43 Billionen Cubikmeilen Lichtstoff um sich; der von 1769 hatte einen 40 Millionen Meilen langen Schweif (zweymal so lang, als der Abstand der Erde von der Sonne), und über 10,000 Billionen Cubikmeilen Lichtstoff. Bey der Erklärung der Materie, aus welcher der Schweif besteht, folgt der Vf. grösstentheils der bekannten durch *Schröter*, *v. Hahn* und andere mehr in Umlauf gebrachten Idee; der Schweif ist ihm ein selbstleuchtender Stoff, eine vom Kometen angezogene Anhäufung der Lichtmaterie, die im ganzen Weltraum zerstreut sich findet, ähnlich dem sogenannten Thierkreislichte (oder dem von der Sonne überall her angezogenen Lichtstoffe), und dem Leuchten gewisser Stellen in der Milchstrasse und der Nebelsterne. Auch unser Planet eignet sich einen Theil dieser allgemeinen Lichtmaterie zu; daher ist es in unsern Nächten nicht ganz dunkel, Raubthiere

thiere sehen auch bey Nacht, und der grosse *Herschelsche* Reflector zeigt in der dunkelsten Nacht die Ziffern des Uhrblatts an einem nahe liegenden Thurme; auch der starke Glanz der so weit von der Sonne entfernten Planeten Jupiter und Saturn scheint auf eigenes Licht derselben hinzudeuten. Die Kometen insbesondere dringen bey ihren ablangen Bahnen sehr tief in das weite Schöpfungsgebiet ein, und sammeln daher einen grossen Theil dieses Lichtstoffs um sich her. (Den Kometen von 1773 lässt der Vf., nach *Burkhardt*, sich 38mal weiter, als Uranus, von der Sonne entfernen, und giebt ihm einen Umlauf von 7334 Jahren: allein nach *Burkhardt's* neuesten Untersuchungen ergaben sich keine elliptischen Elemente dieser Kometenbahn. Mon. Corr. 26. B. S. 480.). Die weniger ausgebildeten Kometen scheinen einen um so längern Schweif zu haben, weil sie den bey ihren grossen Wanderungen gesammelten Lichtstoff zwar nachschleppen, aber nicht mit ihrem Körper vereinigen können; in dieser Hinsicht gehört vielleicht der schöne Komet von 1811 zu den weniger gebildeten, der von 1807 mit kürzerem Schweife zu den festeren Kometenmassen. Lage und Bildung des Schweifs, der sich bald so, bald anders krümmt, in einen oder in mehrere Zweige sich ausbreitet, hängt vorzüglich vom Einflusse des Sonnenkörpers und von Gesetzen ab, die, wie die elektrischen, durch Abstossen des Gleichartigen und Anziehen des Ungleichartigen wirken. Ausserordentlich bleibt immer die Erscheinung einer augenblicklichen Verkürzung oder Verlängerung des Schweifs, an welchem oft hier und dort ein Strahl hervorschiesst, mit einer, den gewöhnlichen Gang des Lichts, das in acht Minuten von der Sonne zur Erde gelangt, zum Theil noch übersteigenden Geschwindigkeit. — *Gestalt der Bahn* der Kometen. Allgemeine Begriffe von elliptischen, parabolischen, hyperbolischen Bahnen. (In der parabolischen Hypothese ist man gewohnt, der leichtern Rechnung wegen, zuerst alle Kometen zu berechnen, aber ohne ihnen deswegen eine Parabel als wahre Gestalt ihrer Bahn zuzuschreiben. Irrig sagt daher der Vf. S. 67: „man wisse nun mit Bestimmtheit, dass die Bahn des Kometen von 1771 parabolisch sey." Es ist diess vielmehr die einzige der bisher bekannten Kometenbahnen, welche *Burkhardt hyperbolisch* gefunden hat, wie auch der Vf. selbst in der Anmerkung anführt.) — *Störungen* des Laufs der Kometen durch die Anziehung benachbarter Weltkörper; diese waren besonders bey dem Kometen von 1759 merklich, der zwar mehrmalen, aber mit stark veränderter Umlaufszeit, zurückgekehrt ist; und bey dem von 1770, der dem Jupiter sehr nahe kam, und sogar durch sein Trabantengebiet gieng: Die Folge davon war bey diesem letztern Kometen, dass er, ungeachtet sein Umlauf nur acht Jahre beträgt, uns doch seit 1770 in seiner Erdnähe nicht mehr sichtbar wurde. Den Grund übrigens, dass der Gang vieler Kometen in dieser Hinsicht *ungeordnet* erscheint, (gehören aber nicht auch die Störungen zu der Ordnung des Weltsystems, da sie durchaus nach bestimmten Gesetzen erfolgen?) sucht der Vf. nicht ganz richtig (S. 85.) in der noch ungeformten Masse mehrerer Kometen; nicht in der Masse der Kometen, sondern der Weltkörper, denen sie zu nahe kommen, liegt der Grund der Störungen. — Ueber die Frage: woher haben die Kometen den *ersten Stoss* zu ihrem Lauf und ihre erste Richtung erhalten? Etwas über *Berechnung der Elemente einer Kometenbahn*, und über Methoden der neuern Astronomen, um solche schwierige Rechnungen zu erleichtern. Warum so wenige Kometen bisher *zurückgekommen* sind? Wahrscheinlich *grosse Anzahl* dieser Art Weltkörper. — Nach diesen allgemeinen Betrachtungen handelt der Vf. nun insbesondere noch von dem berühmten *Kometen von* 1811, der Beschaffenheit seiner Bahn und seiner Gestalt, die durch eine (aus *Bode's* astronomischem Jahrbuch entlehnte) Zeichnung erläutert wird. Etwas Seltenes war bey diesem Kometen vorzüglich auch der Umstand, dass sein Lichtschweif vom Körper durch einen dunkeln Zwischenraum getrennt war, und den Körper, wie ein zu beiden Seiten herabhängender Schleyer umgab. — Den Schluss des Werks macht ein, schon in der Minerva 1812. (Leipzig, b. Fleischer) befindlicher, hier aufs neue abgedruckter Aufsatz des Vfs.: Ueber die schrecklichen Wirkungen, welche einst unser Erdball durch das Zusammenstossen mit einem Kometen leiden wird. Aber warum dann: leiden *wird?* Alles, was der Vf. darüber zu sagen weiss, beweist bloss, dass sie einen solchen Stoss einmal leiden *kann*, und dass ein solches Ereigniss, je weiter man die Zeiten hinaussetzt, immer *wahrscheinlicher* wird. Dass hingegen die Erde wirklich einmal auf einen Kometen stossen *wird*, das hat noch kein Astronom behauptet, und es wäre zu wünschen, dass der Vf., um seine nichtastronomischen Leser zu keiner falschen Vorstellung, vielleicht wider seinen Willen, zu verleiten, sich etwas sorgfältiger hierüber ausgedrückt hätte. *Olbers*, dessen treffliche Abhandlung über die der Erde von einem Kometen drohende Gefahr (Mon. Corr. 22. B. S. 129.) der Vf. vor sich hatte, fand es nach seinen Rechnungen bloss *wahrscheinlich*, dass in dem Zeitraume von vier Millionen Jahren ein Komet uns einmal bis auf 7700 geogr. Meilen nahe kommen, und das Wasser auf 13,000 Fuss erheben könnte; und eben so, dass in 220 Millionen Jahren Einmal ein Komet selbst mit der Erde ziemlich unsanft zusammenstossen könnte; aber nirgends wollte *Olbers* erweisen, dass diess bestimmt Einmal in jenem Zeitraum geschehen *wird*. Wer sich vor jenem *möglichen*, und nach einer so grossen Reihe von Jahren auch *wahrscheinlichen* Zusammenstossen fürchtet, *für den giebt es weiter keinen Trost:* denn noch im laufenden Jahre 1814 *kann* ein Komet die Erde zertrümmern; aber dass einer die Erde, selbst nach 200 Millionen Jahren zertrümmern *wird*, davon sagt die Astronomie nichts. Die Gründe indess, woraus unser Vf. auf eine künftig zu erwartende Zerstörung unsers Erdkörpers durch andere Weltkörper im Allgemeinen schliesst, sind folgende: Alles um uns her auf der Erde ist auf dem *flüssigen* Wege ent-

entstanden. Die Erde selbst, anfänglich ein Wasserball, liess nach den Gesetzen der Schwere zuerst die festeren, dann die lockerern Theile fallen. In ihrem Innern sollten demnach die verschiedenen Schichten immer nach ihrer specifischen Schwere auf einander liegen. Aber diess verhält sich nicht genau so in der Erfahrung: denn Granitmassen sind oberhalb der Kalkmassen gelagert, die Schichten überhaupt sehr unordentlich durch einander geworfen. Der ganze zertrümmerte Bau der Erde, besonders die vielen organischen Land- und Seegeschöpfe, die, noch gut erhalten, auf und unter Gebirgen verschüttet liegen, zeugen von einer grossen, schon einmal vorgegangenen Revolution, die wahrscheinlich durch den gewaltsamen Aufsturz fremder Körper auf die Erde bewirkt wurde. Dass, ausser den eigentlichen Weltkörpern, noch andere fremde Massen, die so etwas hätten bewirken können, im Weltraum zerstreut sind, sieht man an den grossen Feuerkugeln, Mondsteinen, ungebildeten Kometen u. s. w. Da immer noch die nämlichen Ursachen vorhanden sind, überhaupt die Natur ein fortwährendes Werden und Vergehen ist, so ist zu vermuthen, dass der Erdball einst durch ähnliche Ursachen, durch jene grossen im Weltraum zerstreuten Massen und Weltkörper, eine ähnliche Revolution leiden wird. Aber *wann* und *wie* werden so furchtbare Veränderungen sich ereignen? Nach *Olbers* ist eine völlige Zerstörung des Erdballs durch Kometen erst nach Millionen Jahren als wahrscheinlich anzusehen. Nach unserm Vf. ist eine andere grosse Veränderung, wo alles grünen und blühen, aber nichts mehr reifen, wo demnach durch einen beständigen Frühling die Ernährung lebendiger Geschöpfe auf der Erde sehr beschränkt werden wird, von dem Zeitpunkte zu erwarten, wo die Ebene der Erdbahn mit der Ebene des Aequators, vermöge der beständigen Abnahme der Schiefe der Ekliptik endlich zusammenfallen muss; und diese senkrechte Stellung der Erdachse wird nach dem Vf. die jährliche Abnahme der Schiefe auf eine halbe Secunde gesetzt, nach 171,294 Jahren erfolgen. Aber wie konnte es dem Vf. unbekannt bleiben, dass nach den Untersuchungen neuerer Astronomen, eines *La Grange*, *La Place*, *Schubert* und Anderer, das Abnehmen der Schiefe der Ekliptik nicht etwas *Beständiges* ist; dass eben diess Abnehmen, wie analytische dafür gegebene Formeln zeigen, einst vor einer gewissen Reihe von Jahrtausenden ein Zunehmen war, und künftig, nach einer andern Reihe von Jahrtausenden, sich wieder in ein Zunehmen verwandeln wird; überhaupt, dass auch diese Ungleichheit unsers Sonnensystems bloss eine periodische, in sehr enge Grenzen eingeschlossene Erscheinung ist. Denn die grösste Veränderung der Neigung der Erdbahn kann nie über zwey und dreyviertels Grade sich erstrecken; nie wird also die Ekliptik mit dem Aequator zusammenfallen; und nie droht, wenigstens von dieser Seite her, selbst aus der dunkelsten Zeitenferne, den Erdbewohnern *ein ewiger Frühling*.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

HADAMAR, im Verl. d. neuen Gelehrten-Buchh.: *Beschreibung des medicinischen Blutigels*, dessen Kennzeichen, Sitten, Anatomie und Fortpflanzung, dessen Nutzen als Heilmittel sowohl, als besondern Vortheil für die Küche, nebst verschiedenen Manieren, selbe (!) aufzufinden, aufzubewahren und anzusetzen; von *Jacob Clesius*, Med. Dr. 1811. 71 S. 8. m. 2 Kpf.

Mit aller Nachsicht für den Vf., mit aller Anerkennung der guten Absicht dieser Schrift können wir doch nicht umhin, dieselbe eine höchst mittelmässige Arbeit zu nennen, durch welche schwerlich der Wunsch des Vfs., etwas zur Bereicherung der Naturgeschichte dadurch beygetragen zu haben, wird erfüllt werden. Die Schreibart ist so schlecht, dass mehrere Stellen dem Rec. durchaus unverständlich geblieben sind. Der *Blutigel* (besser wohl *Blutegel*) ist ein sehr *nützliches Thier*, welches Rec. sehr ungern bey Behandlung vieler Krankheiten, besonders Kinderkrankheiten, entbehren möchte, ohne es deshalb, wie Hr. Dr. *C.* in der Einleit. S. 4., ein der Menschheit *unentbehrliches Geschöpf* zu nennen, oder es unbegreiflicher Weise zu den *zuverlässigsten Prüfungsmitteln des wahren und scheinbaren Todes* zu zählen.

Der *erste* Abschnitt: Vom *Blutegel überhaupt*, liefert die naturhistorische und zootomische Beschreibung dieses Thieres, aus welcher wir unsern Lesern Einiges mittheilen wollen.

Er lebt nicht bloss von Insecten, die der Vf. §. 5. als einziges Nahrungsmittel derselben anführt; sondern höchst wahrscheinlich z. B. auch vom Fleische der im Wasser verunglückten Thiere, in welchem es oft in sehr grosser Menge gefunden wird. Im Winter steckt der Blutegel sein oberstes Ende in den Nachschieber, und bildet dann unter dem Eise eine gekrümmte Figur, welche Tab. I. Fig. 7. abgebildet ist. — Für giftig hält Hr. *C.* diese Thiere durchaus nicht, wie diess von ältern Naturforschern geschah. — Die Zahl der Ringe am Körper beträgt nach Hrn. *C.* 108, nach *du Rondeau* 105. — Wenn von der Bewegung dieses Thiers die Rede ist, sagt der Vf.: „Er tanzt gar oft zu seinem Zeitvertreibe (so zu sagen) eine ganze Viertelstunde lang, bald liegend, bald hängend, da er sich das Wasser schlägt." Wird nach diesem es noch jemand wagen, den feinen Beobachtungsgeist des Hrn. Dr. *C.* zu bezweifeln? — *Linné* beschreibt 8 Arten, und *Funke* giebt deren 14 an, der Vf. sah aber nur 2, nämlich die *hirudo medicinalis*, und die, welche man *Rossegel* nennt. Nach seiner Vermuthung hat der Blutegel *Luftlöcher*, die in den *schwarzwarzichten Erhabenheiten* (wie er sich ausdrückt) verborgen liegen. Eben so machen seine Handlungen es dem Vf. wahrscheinlich, dass er Augen besitze, und zwar in den beiden Winkeln der überhängenden Oberlippe. Der *Anus* des Blutegels, welcher von einem hin-

hinter den Blutsäcken aufgefundenen Därmchen ausgeht, liegt unter dem letzten oder vorletzten Ringe verborgen, und hat seinen Ausgang oberwärts am Ende des Nachschiebers. Die ganze übrige Anatomie dieses Thieres von §. 49—80. hauptsächlich den Bau des Mauls, der darin befindlichen Zähne, die Geschlechtstheile und die Blutsäcke betreffend, ist zwar umständlich genug, aber selbst mit Hülfe der Abbildungen dem Rec. nicht ganz verständlich. — *Zweyter* Abschnitt. Von dem *Blutegel als Heilmittel.* Ein höchst dürftiger Aufsatz, in welchem einzelne, oft nichts beweisende Beobachtungen alter und neuer Aerzte, und auch eine Beobachtung des Gensd'armes *Schleich* in Coblenz ohne alle Ordnung mitgetheilt werden. Wir dürfen als Beweise nur die §§. 104., 105. und 113. nennen. — *Dritter* Abschnitt. Vom *Auffuchen der Blutegel.* Enthält nichts Neues. — *Vierter* Abschnitt. *Von dem besondern Nutzen des Blutegels für die Küche.* Eine sehr sonderbare Aufschrift, da hauptsächlich nur die Rede davon ist, dass sie verschiedenen Thieren zur Nahrung dienen; wobey Hr. *C.* versichert, dass die Haushühner, ehe sie dieselben frässen, wenn sie ihnen lebendig vorgeworfen würden, die obere Spitze des Mundes zerpickten, um dadurch zu verhüten, dass sie im Leibe sich nicht mehr ansaugen könnten. In Hinsicht der menschlichen Küche wird bloss gesagt, dass Hr. *Funke* erzähle, sie würden in China zur Speise zubereitet, und als eine Delicatesse gegessen. — *Fünfter* Abschnitt. *Fortpflanzung des Blutegels.* Hr. *C.* glaubt, dass jedes Individuum sein eignes Geschlecht habe, welches der Meinung anderer Naturforscher, namentlich *Cuvier's*, widerspricht, welcher nämlich sagt: „Jedes Individuum hat beiderley Geschlechtstheile, und bedarf, wie die Bauchfüssler, einer gegenseitigen Paarung, um seines Gleichen zu zeugen." (Elementarischer Entwurf der Naturgeschichte der Thiere, aus dem Französischen übersetzt von *Wiedemann.* II. Band, S. 509. 510.) — Im 129. u. folg. §§. eignet sich der Vf. sehr irrig die Entdeckung der Fortpflanzung dieser Thiere durch Eyer zu. Schon 1799. sagte Hr. Hofrath *Blumenbach* in seinem Handbuche der Naturgeschichte S. 416.: „*Hirudo octoculata* legt nur ein einziges Ey, das anfangs bloss Lymphe enthält, aus welchem aber nachher 8 bis 10 und mehrere Junge hervorkommen." — *Sechster* Abschnitt. Vom *Ansetzen des Blutegels.* — *Siebenter* Abschnitt. Vom *Aufbewahren der Blutegel.* Diese beiden Abschnitte enthalten nichts, was nicht ein jeder gewöhnliche Wundarzt schon lange gewusst hat.

Die beiden angehängten Kupferstiche sind vom Vf. gezeichnet und von *Susemihl* gestochen; nur nicht so, wie wir es sonst von diesem verdienstvollen Künstler gewohnt sind.

NATURGESCHICHTE.

HALLE, b. Hendel: *De pteropodum ordine et novo ipsius genere* — dissertatio inauguralis exhibita ab *J. F. Kosse.* 1813. 16 S. 4. m. Kpf.

Der Vf. dieser schätzbaren Inauguralschrift hat in derselben in der That, wie der Titel richtig aussagt, die von *Cuvier* zuerst aufgestellte, nachher besonders von *Péron* bedeutend, wenn gleich zum Theil wohl nicht ganz richtig, durch mehrere Geschlechter erweiterte völlig natürliche Ordnung der *Pteropoden* durch ein neues, durchaus in dieselbe gehöriges Geschlecht bereichert. Ueber den Namen desselben ist er mit sich uneinig, wie denn überhaupt das Geschäft, bezeichnende Namen aufzufinden, nicht leicht ist. Er schwankt zwischen *Parthenopia* und *Gastropteron*, und schlägt jenen Namen vor, weil *Meckel*, unter dessen Anleitung er das Thier untersuchte, dasselbe im neapolitan. Meerbusen fand, diesen, weil es wegen seiner Analogie mit *Pleurobranchus* und *Pleurobranchea*, zum Theil auch mit *Tethys*, sehr ungezwungen den Uebergang von den *Gasteropoden* zu den *Pteropoden* mache. Rec. zieht mit ihm den letzten vor.

Der Körper des Thiers ist rundlich, nicht deutlich vom Kopfe, der durchaus keine Spur von Fühlfäden hat, geschieden. Unten und zur Seite des Körpers liegt eine einzige, ihn nach allen Seiten bedeutend überragende, aber dünne Flosse. Der Mund ist eine perpendiculäre Spalte. Von Kinnladen findet sich keine Spur, von einer Zunge nur ein unbedeutendes Rudiment im hintern Theile der fleischigen Mundmasse. Der Magen ist häutig und nimmt die Galle durch mehrere Oeffnungen auf. Der After liegt auf der rechten Seite über der Kieme. Es findet sich ein Paar länglicher Speicheldrüsen. Die Leber ist, wie bey allen Mollusken, sehr gross. Die Zeugungstheile bestehen aus dem Ovarium, den Hoden, vielleicht einem Uterusähnlichen Organ, drey accessorischen Blasen und einer, von den übrigen getrennten Ruthe, die sich am vordern, so wie jene an dem hintern Ende einer, auf der rechten Seite des Körpers verlaufenden Rinne nach aussen öffnet. Die Kieme liegt auf der rechten Seite des Körpers, über und hinter dieser Furche, innerhalb desselben, auf eben dieser Seite, das nach dem gewöhnlichen Molluskentypus gebildete Herz. Das Nervensystem besteht aus zwey, die Mundmasse umgebenden, durch lange Fäden verbundenen Knotenpaaren, und den aus ihnen tretenden Nerven.

Das angehängte Kupfer stellt in sieben Figuren die äussere und innere Structur des Thieres, und ausserdem zur Vergleichung und zum Beweise, dass es völlig neu sey, die äussere Form der bisher bekannten, von *Cuvier* und *Péron* beschriebenen und abgebildeten Pteropoden, namentlich der *Phyllirhoe*, *Clio*, des *Pneumoderma*, *Glaucus*, der *Callianira*, *Pterotrachäa*, *Cymbulia*, *Cleodora*, des *Hyalus* und der *Carinaria* dar.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1814.

ERDBESCHREIBUNG.

Salzburg, in d. Oberer'schen Buchh.: *Topographisches Lexicon vom Salzachkreise.* Aus amtlichen Quellen bearbeitet von *Fr. Xav. Weilmeyr,* erstem Registrator bey dem königl. baierschen General-Commissariat des oben genannten Kreises. *Erste* Hälfte, von *A — L.* 1812. VII und 423 S. — *Zweyte* Hälfte, von *M — Z.* 1812. 416 S. gr. 8.

Gute topographische Wörterbücher sind, so grofs auch ihr Bedürfnifs ist, und so sehr man gesucht hat, dieses Bedürfnifs zu befriedigen, doch eine seltene Erscheinung. Man rafft oft aus alten und neuen Büchern, aus zuverläfsigen und unzuverläfsigen Schriften so viele Materialien zusammen, als man derselben habhaft werden kann, kleidet sie, wo es nöthig ist, in ein besseres Deutsch, ordnet sie alphabetisch, und sieh! das Wörterbuch ist fertig. Daher so viele unrichtige Angaben, und so viel Unvollständiges in solchen Werken. Bevölkerung, Ehen, Geburten, Sterblichkeit, Zahl der Städte, Flecken, Dörfer, Weiler, Zahl der Handwerker, der Manufacturen, der Fabriken, wie auch aller übrigen Gewerbe werden oft nach ältern Listen, und daher ganz falsch, angegeben. Oft wird von dem blühenden Zustande einer Manufactur oder Fabrik, deren Wohlstand längst gesunken ist, von der Lebhaftigkeit und Wichtigkeit des Handels mit irgend einem Producte, der längst abgenommen hat, gesprochen; oft irgend ein Institut, welches längst aufgehört hat, als noch bestehend aufgeführt. Nur wenige Schriftsteller sind so glücklich, aus den Amtsregistraturen unterstützt zu werden, und aus diesen Quellen ganz zuverläfsige Nachrichten von dem neuesten Zustande eines Landes, oder eines Bezirkes liefern zu können.

Zu diesen Glücklichen gehört der Vf. des vorliegenden Wörterbuchs. Da er als Registrator bey dem General-Commissariat des Salzachkreises selbst an der Quelle sitzt, so stand ihm ohnehin der gröfste Theil der Materialien an Ort und Stelle selbst zu Gebot. Was etwa noch fehlte, ersetzten die Amtspapiere der untergeordneten Behörden, oder, wenn der Vf. zuweilen solche nicht erhalten konnte, Werke, deren Angaben aus officiellen Quellen geflossen waren, wie auch der Gebrauch der besten Landkarten. Auf diese Art brachte der Vf. ein topographisches Lexicon über den Salzachkreis zu Stand, welches nicht nur durch Zuverläfsigkeit, sondern auch durch Reichhaltigkeit der Nachrichten, und, wir dürfen behaupten, durch Vollständigkeit sich auszeichnet. Es ist darin alles aufgenommen, was der Leser von einem mehr oder minder wichtigen Orte zu wissen verlangt, oder was je ein Interesse für ihn hat: Eigenschaft des Ortes, Lage nach dem Grade der Länge und Breite, Flächenraum, Nachbarschaft, Landgericht, Rentamt, Pfarrey, worunter es steht, Zahl der Häuser und Nebengebäude, Bauart der Häuser, Beschaffenheit der Dächer (von Ziegeln, oder Schindeln, oder Stroh), Seelenzahl, Schulen, natürliche Beschaffenheit des Bodens, Zustand des Ackerbaues, Viehstand, Gewerbe, Handel, Märkte und Messen, landesfürstliche Aemter, welche sich daselbst befinden, Poststationen, Strafsen, Entfernung eines Ortes von dem andern, kirchliche Verfassung, Anstalten zum Besten der Menschheit, naturhistorische, physische, artistische, antiquarische, literarische und viele andere Merkwürdigkeiten; auch die historischen Notizen über den Ursprung und die Schicksale der Oerter sind nicht vergessen. In die Zahl der hier beschriebenen Oerter sind nicht nur die Städte, Flecken und Dörfer, sondern auch die Weiler und Einöden aufgenommen. Nur da, wo ein Landgericht beynahe aus nichts anderm als aus Einöden besteht, oder wo mehrere Einöden eine unter einem gemeinschaftlichen Namen bekannte Gegend bilden, ist nicht jede Einöde einzeln angeführt; wohl aber kömmt jede bey der Gegend vor, in welche sie gehört. Vorsichtig hat der Vf., um Irrthümer zu vermeiden, in der Vorrede auf den Umstand aufmerksam gemacht, dafs die Benennungen: Weiler und Einöden, nicht überall eine und dieselbe Bedeutung haben. In dem ehemaligen Inn- und Hausruckviertel versteht man unter Weiler jede ländliche Ortschaft, die aus mehrern Häusern besteht, aber keine Kirche hat, während dafs man in Altbaiern unter Dorf jeden Ort von fünf Häusern aufwärts, und unter Weiler jeden Ort von fünf Häusern abwärts versteht. Einöden zählen zuweilen auch zwey bis drey Häuser, während dafs Weiler eine gleiche Anzahl derselben haben. Die Ursache ist, dafs manches Einödgut ein, auch zwey Nebenhäuser oder Zulehen hat; bey einem Weiler hingegen hat jedes Haus seinen besondern Besitzer.

Um für die Beschreibung der Oerter mehr Raum zu gewinnen, hat der Vf. mehrere Wörter, welche sehr oft vorkommen, nur durch wenige Buchstaben ausgedrückt, z. B. anstatt: Landgericht, Rentamt, Flächenraum u. s. w., L. G., R. A., Fl. R. geschrieben

ben, und alle diese Abkürzungen am Anfange des Buches erklärt. Auch dadurch, dass er sich im Vortrage so kurz, als möglich, fasste, ist ein allzugroser Anwachs des Buches vermieden worden. Dadurch litt aber weder die Deutlichkeit Abbruch, noch verlor es an Reichhaltigkeit. Wir halten es für Pflicht, unsern Lesern hier einige Proben vorzulegen, woraus sie ersehen mögen, wie viel Interessantes sie in diesem Wörterbuche finden werden.

„Das Gold- und Silberbergwerk bey Beckstein oder Böckstein, einem Dorfe im Landgerichte Hofgastein, ist bey weitem von keiner solchen Bedeutung, als man in der Ferne dafür hält. Im J. 1808 wurden an Gold nur 43 Mark, 2 Quentchen, 1 Pf., und an Silber 7 Mark, 15 Loth, 3 Qu. gewonnen. — Die Einwohner des Landgerichts Berchtesgaden leben von der Verfertigung der bekannten Kunstwaaren, von der Baumwollenstrickerey, und von Verdiensten bey den Salinen, selten von der Landwirthschaft allein. Gewöhnlich alle Sonnabende und Sonntage tragen die Manufacturisten, die mit ihren kleinen Grundstücken und Wohnungen bis hoch in die Berge zerstreut umher liegen, ihre Fabricate, die sie die Woche hindurch zu Hause verfertigten, zum Absatze zu den Verlegern, deren ungefähr 12 sind, nach Berchtesgaden, Schellenberg, Hallein, Salzburg, Reichenhall und Genain; die Stricker aber bringen ihre Strümpfe nach Hallein. Im Marktflecken Berchtesgaden selbst befinden sich 7 Holzschnitzmeister, die zünftig sind. Noch vor 10 Jahren waren 650 Werkstätte, und 1950 Arbeiter in Holz, Knochen oder Elfenbein; jetzt aber zählt man nur noch 494 Werkstätte, und 1400 Arbeiter. Der reine Ertrag, der einst auf 150,000 Fl. angeschlagen wurde, beträgt jetzt nur noch 75,000 Fl. — Bedeutend ist die Saline in Berchtesgaden, oder eigentlich Fronreit. Jährlich werden im Durchschnitte 32 Wochenfuden geliefert, wovon jede 4500 Centner beträgt, und jährlich werden ungefähr 70,000 Centner Steinsalz nach Reichenhall zur Speisung der dortigen Soole verwendet. Der Hauptstock, den man hier baut, soll 400 Klafter Breite, und 550 von Osten gegen Westen in die Länge haben. Das Knappenpersonal besteht aus 120 Köpfen, die in vierständigen Schichten arbeiten. — Der Salzberg zu Dürnberg, Landgerichts Hallein, hat in der Länge 850 Bergklafter, in der Breite 400, und in senkrechter Tiefe 222. Der Sinkwerke sind über 30; das gröste derselben hält 700,000 Eimer Wasser. Jährlich werden bey 1'500,000 Eimer Sulze nach Hallein geleitet, und dort versotten. In diesem Bergwerke arbeiten täglich bey 300 Menschen. — In der Messingfabrik zu Ebenau, Landgerichts Salzburg, wurden vor ungefähr 20 Jahren jährlich 16 — 1900 Centner Messing erzeugt; diese Quantität fiel aber bis auf 8 — 900 Centner herab. Im Jahre 1804 war der reine Gewinn nur 7120 Fl. Das Arbeitspersonale besteht aus ungefähr 40 Köpfen. — Die Zahl der Kurgäste im Gasteiner Wildbade belief sich im J. 1804 auf 1345, im J. 1805 auf 1215, im J. 1806 auf 1015, im J. 1807 auf 1021, im J. 1808 auf 1103, im J. 1809 auf 592, im J. 1810 auf 1242, und 1811 auf 1049, worunter viele Ausländer, meist aus Illyrien und Oesterreich, waren. — Zu Hallein werden in vier Pfannenhäusern jährlich 300,000 Centner Salz gesotten. Dort befindet sich auch eine Sperrnadelfabrik, welche jetzt bey gehemmtem Handel noch 11,100 Bünde erzeugt; und eine Baumwollenmanufactur, die weit umher 12,000 Menschen beschäftigt, und 12,500 Dutzend Strümpfe, nebst einer Menge Hauben, Kinderröcke, Beinkleider u. s. w. liefert. Ihr Verkehr beträgt aber gegenwärtig nur noch 225,000 Fl. — Im Pfarrdorfe Hofkirchen, Landgerichts Haag, unterhält ein Bauer eine Baumschule von 2700 Stämmchen. Aehnlicher Erscheinungen findet man mehrere im ehemaligen Innviertel. — Im Landgerichte Hopfgarten werden Kühe auf dem Inn nach Oesterreich und Böhmen, auch wohl nach Polen verhandelt. Noch vor wenigen Jahren hatte dort mancher Bauer 10 — 15 — 20 Bienenstöcke. Jetzt ist die Bienenzucht weniger bedeutend. Die dortigen Sensenschmieden haben noch einigen Absatz nach Italien. — Das Kupfer von Hüttschlag, im Landgerichte St. Johann, wird seiner Geschmeidigkeit wegen zur Verfertigung leonischer Waaren sehr gesucht. In den dortigen Kupfer-Schmelzhütten werden jährlich bey 500 Centner Kupfer, in den Schwefelöfen bey 2000 Ct. Schwefel, und an Kupfervitriol bey 120 Ct. erzeugt. Dieses Werk beschäftigt bey 225 Arbeiter. — Im Landgerichte Kitzbichl haben unter 2487 Häusern nur ungefähr 900, die sich in den Ebenen und Thälern befinden, gemauerte Kamine. In den Vierteln Pitlersee und Jochberg, und auf den Bergen hat man meist Kamine von Holz, welche von den Bauern selbst gereinigt werden. Das bey Kitzbichl gewonnene Kupfer und Silber mag jährlich 107,000, und das Eisen im Thale Pillersee 33,115 Fl. betragen. — Das Städtchen Laufen hat mit den Vorstädten 373 Wohnungen, worunter 59 zur Hälfte, 26 nur über die Grundfeste von Mauer, und 89 von Holz aufgeführt sind. Die grösten Häuser sind die Gasthöfe; die kleinsten aber diejenigen der Schiffer, von denen oft zwey Familien ein und dasselbe Zimmer bewohnen."

Wir haben in dieser *ersten* Abtheilung wenig entdeckt, was einer Verbesserung oder Ergänzung bedarf. Von *Alten-Otting* versichert der Vf., dass dieser Ort schon zu den Zeiten der Römer unter dem Namen *Pons Oeni* gestanden habe. Diess war freylich bisher von den meisten Gelehrten angenommen; allein neuere Untersuchungen haben zu dem Resultate geführt, dass *Pons Oeni* nirgend weniger, als in Alten-Oettingen zu suchen sey, sondern zu Pfunzen bey Rosenheim gestanden habe. Bey dem Artikel: *Hallein*, hätte der merkwürdige Umstand angeführt werden können, dass vorzüglich diese Gegend die Heimath der sogenannten *Fexen* (einer Art von Cretins) ist, die man hier in groser Zahl antrifft. Auch vermissen wir eine Erwähnung jener vortrefflichen, von einem gemeinen Hufschmiede erfundenen Maschine, welche nicht nur in den grosen Eisenplatten, woraus die Siedpfannen zusammengesetzt werden, durch einen künstlichen Mechanismus alle zum Ver-

nageln

nageln derselben erforderlichen Löcher auf einmal ausschlägt, und die Nägel selbst verfertigt, sondern auch Eisenplatten aufs schönste polirt. — Im Artikel: *Hofgastein*, lesen wir (S. 323.): „Zu bemerken ist auch noch der bekannte Gewerke Weitmoser, der hier lebte.“ Eine Nachweisung, wodurch dieser Mann sich merkwürdig gemacht hatte, wäre vielleicht für manchen Leser nicht überflüssig gewesen. S. 380. wird versichert, dass die schmackhaften Fische: Schwarzreuter, nur im Königssee allein zu finden seyen, und kurz vorher (S. 372.) hiess es, dass dieselben auch im Höfegsee bey Klamm, Landgerichts St. Johann, vorkommen.

Die *zweyte* Abtheilung dieses Lexicons steht der *ersten* an innerm Gehalt nicht nach. Auch aus dieser wollen wir einige Proben mittheilen. „Das Benedictiner-Stift Michaelbeuern besitzt, nebst einer Sammlung salzburgischer Mineralien, Holzarten und Vögel, eine Bibliothek, welche mehrere Manuscripte, Incunabeln, und andere wichtige Werke der neuern Zeit enthält. — In der sogenannten Krimmel, nicht weit vom Wasserfalle, im Landgerichte Mittersill, erblickt man im Hochsommer zur Nachtszeit am Firmament feurige Kugeln in der Grösse eines Kindskopfes, die gegen einander fliegen, und mit einem Knalle zerplatzen. In den sumpfigen Umgebungen des Marktfleckens Mittersill sind die Irrlichter zu Hause. Auch Nordlichter kommen zum Vorschein; doch seltener, als die elektrischen Feuerkugeln. — Das Dorf Niedernsill und die Nachbarschaft hält der vom Schattberge herabstürzende Mühlbach in beständigen bangen Sorgen. Im J. 1798 zerstörte er das ganze Dorf, und wälzte auf die Fluren eine solche Menge steinigen Schuttes, dass die Kosten des Wiederurbarmachens den Werth manches Grundstücks überstiegen, viele noch im Schutte liegen, alle aber an ihrer Güte für immer verloren haben. — In dem hohen Thalwege des Krimlertauern, welcher das Achenthal heisst, sind zum Unterstande des Wanderers zwey Wirthshäuser in einer Entfernung von zwey Stunden erbaut. Der innere Tauernwirth hat die Verbindlichkeit, arme Reisende unentgeldlich zu verpflegen, wofür er jährlich eine Gratification an Naturalien von der Regierung bezieht. Eben diese Verbindlichkeit gegen eine ähnliche Entschädigung haben auch die zwey Tauern-Wirthshäuser Schöswand und Spital bey Ober-Velbm. Das Gut Rain bezieht eine Gratification dafür, dass es im Winter die Zeichen auf den Velbmertauern aufstecken muss. — In dem Dorfe Pleiskirchen, Landgerichts Alten-Oetting, spinnen fast in jeder Haushaltung Manns- und Weibspersonen den ganzen Winter hindurch; die grössern 3000 — 4000, und die Kinder 1200 — 2000 Ellen lange Fäden. Diess ist auch der Fall im Pfarrdorfe Reischach. — Im Landgerichte Radstadt werden jährlich 5441 Centner, 61 Pfund Kuh- und Ziegenkäse bereitet. Der blaue Radstädter Käse wird stark gesucht, und als Delicatesse genossen. — Die Ausbeute des Goldbergwerks bey Rauris war im J. 1808 an Gold 12 M. 8 Lt. 2 Qu. 2 Il. $\frac{1}{2\frac{1}{2}}$ G., an Silber 5 M. 8 Lt. 1 Qt. Der Berg hat seine Gruben so hoch, dass man tief unter ihm noch grosse Flächen von Schnee und ewigem Eise sieht. Die Höhe des höchsten Stollens beträgt 7981 Fuss. — In der Saline zu Reichenhall wurde durch die zufällige Aufschliessung der Max Josephs-Quelle am 13ten März 1799 die Salzerzeugung jährlich um 12,000 Centner vermehrt. — Im Landgerichte Salzburg zählt man über 200 Schusser-Mühlengänge. — Merkwürdig sind die jährlichen Auswanderungen der Schweinschneider, und verschiedener Handwerker aus dem Landgerichtsbezirke St. Michael. Von den erstern ziehen jährlich im Frühlinge bey 200 mit obrigkeitlichen Pässen nicht nur durch das ganze Königreich, sondern auch nach Oesterreich, Kärnthen, Steyermark, Ungarn, Mähren, Böhmen und Sachsen, um dort Schweine, Stiere, Pferde u. s. w. zu castriren, und kehren erst zu Anfang des Winters wieder zurück. In der Gegend des Marktfleckens St. Michael ist beynahe jeder Bauer ein Schweinschneider. Dieses Gewerbe wird vom Vater auf den Sohn vererbt. Sie theilen sich in Meister und Knechte, und haben ihre ordentlichen Gaue, deren Grenzen keiner überschreiten darf. Wenn sie abreisen, so heisst es bey ihnen: *ins Land;* bey der Rückreise: *vom Land.* Von andern Handwerkern sind es meist Maurer und Weber, welche der dortige geringe Arbeitslohn und die schlechte Bauernkost zur Auswanderung verleitet. Auch diese gehn beym herannahenden Winter nach Hause, und verzehren dort ihren Erwerb in Gemächlichkeit. Da mancher von diesen Leuten im Auslande stirbt, oder sich dort ansässig macht, so entsteht freylich dadurch in der Bevölkerung dieses Bezirks eine Lücke. Ausser diesem Umstande ist auch die bisher geduldete grosse Zahl der unverehelichten Gutsbesitzer Ursache der dem Umfange des Gerichtsbezirkes nicht angemessenen Bevölkerung. — Auch das Landgericht Tamsweg hat diess mit St. Michael gemein, dass jährlich Maurer, Weber, Feldmäusefänger, Schweinschneider und Taglöhner auswandern, deren Anzahl man zu 500 annehmen kann. Bemerkt zu werden verdient noch, dass in dieser Gegend viele junge Leute Pfeifenköpfe schnitzen, Röhre drehen, Büchsen schiften, Knöpfe giessen u. s. w. und sich dadurch ein Nebenverdienst verschaffen. — Das Dorf Taubenbach im Landgerichtsbezirke Braunau zeichnet sich durch Nussbaum-Cultur aus. — Bey dem Pfarrdorfe Unter-Ach, Landgerichts Frankenmarkt, befindet sich ein Wäldchen von Kastanienbäumen, deren edle Früchte zwar die Grösse derjenigen Italiens nicht erreichen, an Güte aber denselben nicht nachstehn. — Bey dem Weiler Unter-Weisbach, im Landgerichtsbezirke Reichenhall, zuvor Lofer, befinden sich diessseits der Saalache auf einer Felsenspitze die Ruinen der alten Feste, das Lambrechtsschloss genannt. Noch erhält sich eine thörichte Volkssage von einem Ritter Lambrecht und dessen Tochter, welche die hinterlassenen und zu milden Stiftungen bestimmten Schätze ihres Vaters in die am Fusse des Schlösselwaldes befindliche Berghöhle — das Lambrechts-

brechts - Ofenloch, auch Jungfernloch genannt — vergrub, und hier zur Strafe bis zur Erfüllung gewisser Bedingnisse spuken muss. Man will sogar die Jungfrau nebst einem grossen Schatze und bewachenden Hunden hier gesehen haben. Die Zahl der nach dieser Höhle wallenden Schatzgräber war ehedem zahlreich, und die Polizey hatte dieses Loch schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts vermauern, und mit eisernen Gittern verrammeln lassen; allein von Zeit zu Zeit kam die Oeffnung aufs neue zum Vorschein. Ihre Höhe beträgt 15 Fuss. Sie führt in eine ungefähr 40 Fuss breite, 30 Fuss tiefe, und 12 Fuss hohe Vorkammer, und dann durch verschiedene Nebengänge an Felsenklüfte, in denen man Wasser rauschen hört. Man trifft hier zuweilen Leute an, welche kleine geglättete Steinchen, die sie *Augensteine* nennen, suchen, die man zur Ausziehung des Unraths in die Augenwinkel steckt. — Auf dem herrschaftlichen Gute zu Walchen, im Landgerichtsbezirke Frankenmarkt, werden Schafe von spanischer Abkunft unterhalten. — Der Imlaubach bey dem Dorfe Werfen, welcher aus dem Gebirge gleiches Namens kömmt, und dessen Bette im Sommer oft ganz trocken liegt, bricht gewöhnlich nach einer Periode von 17 — 18 Jahren mit einem Male aus, gleich als wenn sich eine ungeheure Masse Wasser seines Behältnisses entledigt hätte. Einem grossen, reissenden Strome ähnlich, reisst er Bäume mit sich, und wälzt ungeheure Steinmassen wildtobend fort. Die an seinem Ufer liegenden Mühlen, Brücken und Archen zerstört er in einem einzigen Tage. Sein Brausen hört man eine halbe Stunde weit. In dieser Zeit, die 7 — 8 Tage dauert, wird er der *Wieland* genannt. Sein jüngster Ausbruch war im Frühjahre 1802 erfolgt.

Bey Durchlesung dieser *zweyten* Abtheilung blieb unsere Wissbegierde, ihrer Reichhaltigkeit ungeachtet, ein paar Mal in Ansehung eines wichtigen Gegenstandes unbefriedigt. Weder bey Reichenhall, noch bey Traunstein hat der Vf. angemerkt, wie viele Centner Salz in den dortigen Salinen jährlich erzeugt werden. Ueber den Ursprung des Marktfleckens Ried fanden wir hier eine sonderbare Anekdote, ohne Bemerkung, ob sie für wahr, oder für erdichtet zu halten sey. „Von der Entstehung dieses Marktes (Marktfleckens), heisst es (S. 162.), findet sich in der dortigen Registratur eine alte Copie einer Urkunde, nach welcher der Markt einem Müllerssohne (dem Sohne eines Müllers), Namens Dietmayr, seinen Ursprung zu verdanken hat. Als nämlich im Jahr 1161 unter Kaiser Friedrich Rothbart Herzog Eckart von Baiern mit dem Herzoge von Lothringen vor die Stadt Jerusalem zog, um mit heiligem Eifer die ungläubigen Völker aus diesem Heiligthume zu vertreiben, befand sich unter dem Heere ein Müllerssohn aus einer daselbst an der Ach befindlichen einschüchtigen Mühle, gleichfalls *Ried* genannt, mit Namen Dietmayr. Mit Macht rückte das christliche Heer gegen die Feinde vor; allein ihres (seines) Muthes ungeachtet wäre es geschlagen worden, hätte nicht Dietmayr, dessen Tapferkeit bey der Armee bekannt war, nach verlornem Panier seinen Bundschuh sogleich auf eine lange Stange gesteckt, so das zerstreute Heer wieder gesammelt, und die Anführer dadurch in den Stand gesetzt, das Gefecht zu erneuern, und die Feinde gänzlich zu schlagen. Durch (?) diese seine Anhänglichkeit an die christliche Fahne, so wie durch seine in der Schlacht bewiesene Tapferkeit empfahlen ihn seine Feldherrn am kaiserlichen Hofe nachdrücklichst. Dieser seiner Anhänglichkeit wegen ertheilte ihm der Kaiser den Beynamen „Anhänger," nebst dem Erdstrich, worauf gegenwärtig der Markt (Marktflecken) steht, mit der Erlaubniss, daselbst eine Stadt bauen zu dürfen. Zum Wappen verlieh er ihm einen Eichenast mit drey grünen Lauben (Blättern?) im weissem Felde, dem er selbst noch einen schwarzen Bundschuh im gelben Felde beysetzte." Wer bemerkt nicht auf den ersten Anblick das Gepräge der Unechtheit, welches diese sogenannte Copie einer Urkunde an der Stirne trägt? Das Fabelhafte und Abenteuerliche ihres Inhalts lässt sich gleichsam mit Händen greifen. Die Geschichte kennt keinen *Herzog* Eckart von Baiern. Der Sohn des Müllers kann nicht Dietmayr geheissen haben; dieser Name ist modern. Geschlechtsnamen waren in der zweyten Hälfte des zwölften Jahrhunderts noch äusserst selten. Wappen pflegten die Kaiser den Städten um diese Zeit noch nicht zu ertheilen; und wäre das Wappen der werdenden Stadt (der Flecken Ried erhob sich nie bis zur Stadt) wirklich vom Kaiser verliehen worden, wer hatte den Sohn des Müllers berechtigt, es eigenmächtig durch einen Zusatz zu ändern?

So sehr wir mit diesem Lexicon im Ganzen zufrieden sind, so sehr müssen wir auf der andern Seite bedauern, dass die Schreibart durch eine Menge Sprachfehler entstellt ist, z. B. Zenten für Zentner, Bäcken für Bäcker, beylich für beyläufig, mehr allein für noch allein; nur mehr, selbes, ausser dessen, dortmals u. s. w. Uebrigens wünschen wir aufrichtig, dass das rühmliche Beyspiel des Hn. *W.* in jedem andern General - Kreiscommissariats - Bezirke einen dabey angestellten, geschickten Geschäftsmann aufwecken möchte, eine ähnliche Arbeit in Ansehung seines Kreises zu unternehmen. Vollständige Beschreibungen aller einzelnen Theile eines Landes sind für den Geographen und Statistiker, so wie für den Geschäftsmann, von ungemein grossem Nutzen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1814.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Universitäten.

Breslau.

Der verminderten Anzahl der Studierenden und unruhigen Zeitumstände ungeachtet sind die Vorlesungen auf der hiesigen Universität im verflossenen Sommersemester fast ununterbrochen gehalten und vollendet worden. Mit rühmlicher Aufopferung und ohne Rücksicht auf pecuniäre Vortheile haben mehrere Professoren für zwey bis drey Zuhörer ihre angekündigten Collegia gelesen. Die kathol. theol. Facultät hatte etliche und 20, jede der übrigen Facultäten 12 — 15 Studierende nach Errichtung der Landwehr übrig behalten. Die meisten derselben waren zum Militärdienst Unfähige oder Ausländer. Einige Mal war das Universitätsgebäude bedroht, zu militärischem Gebrauch genommen zu werden, jedoch wurde die Gefahr jedesmal glücklich abgewendet. Die Besetzung der Stadt durch feindliche Truppen dauerte zum Glück nur wenige Tage, und der französische Kaiser, welcher der hiesigen Universität noch unholder gewesen seyn soll, als allen Universitäten überhaupt, kam zu noch grösserem Glück gar nicht bis Breslau. Nur wenige Professoren hatten während der feindlichen Invasion, theils aus freyem Entschluss, theils weil sie durch ihre sonstigen Aemter zu den Königl. Behörden gerechnet werden konnten, die Stadt zugleich mit den letztern verlassen.

Den 3ten August, Sr. Majestät des allgeliebten Königs Geburtstag, feyerte die Universität wie gewöhnlich auch in dem verflossnen Jahre durch eine lateinische Rede, welche diessmal der Rector magnif. Hr. C. R. Dr. *Augusti* selbst in der Aula hielt. Die Behörden und Honoratioren der Stadt waren dazu eingeladen. Der Rede folgte eine gemeinschaftliche fröhliche Mahlzeit im Weissischen Garten. — Das von der protestantisch-theol. Facultät zur Bekanntmachung der eingegangenen Preisschriften und Preisvertheilungen, so wie zur Aufstellung neuer Preisfragen an diesem Tage ausgegebene Programm hat Hn. C. R. Dr. *Möller* zum Vf., und handelt: *De vi seculi in constituenda doctrina religionis suis finibus coercenda.* Ungeachtet aller Störungen des abgelaufenen Jahres hatte die Facultät dennoch — was kaum erwartet werden konnte — die Freude, beide ihre Aufgaben des vorjährigen 3ten Augusts zu ihrer Zufriedenheit beantwortet zu sehen. Die Aufgabe aus dem Gebiet der gelehrten Theologie: *De erroribus patrum ecclesiae dogmaticis* etc., hatte Hr. Stud. *August Gottlieb Schirmer* aus *Hartmannsdorf* in Niederschlesien in einer reichhaltigen Abhandlung mit lobenswerthem Fleisse bearbeitet, und es wurde ihm der erste Preis von 50 Rthlr. zuerkannt. Das homiletische Thema, eine Predigt über 1 Tim. 3, 16, fand einen Bearbeiter an dem Stud. Hn. *Arnold Wilh. Christ. Möller* aus *Duisburg*. Seine Arbeit wurde des zweyten homiletischen Preises von 20 Rthlr. würdig gehalten.

Die neuen Preisaufgaben für 18$\frac{13}{14}$, welche gedachtes Programm aufstellt, sind: 1) die *lateinisch* abzufassende, deren erster Preis 50, der andere 30 Rthlr. beträgt: *Exponatur usus versionis LXX. Int. et librorum apocryphorum Veteris Test. recte institutus, ad cognoscendam dictionem Novi Test. interpretandosque ejus libros;* 2) die *deutsche*, deren erster Preis 30, der andere 20 Rthlr. ist: eine *Predigt über 1 Joh. 5, 4. 5*, in welcher von der Natur und Beschaffenheit des Glaubens, welchem die Kraft der Weltüberwindung zugeschrieben wird, gehandelt werden soll. Bis zum 20sten Junius 1814 spätstens müssen die Preisbewerber ihre Arbeiten dem Decan der Facultät eingereicht haben.

In einem besondern kurzen Programm haben nunmehr auch die Decane der übrigen vier Facultäten, denen die Königl. Milde gleichfalls jährliche Prämiengelder bewilligt hat, ihre Preisfragen für das jetzige Jahr bekannt gemacht. Sie sind wörtlich folgende:

I. Von der *kathol. theol. Facultät.* 1) *Quaestio exegetica: Utra opinio solidioribus nititur rationibus, quae caput ultimum Evangelii Johannis authenticum esse affirmat, an quae negat?* 2) *Quaestio homiletica: Ex doctrinis moralibus, in quas parabola Matth. 20. praecones sacros induxit, quaenam ejus genio congruentissima, quaque elocutione populo praedicanda?* Der Preis für jede beste Beantwortung ist 25 Rthlr.

II. Von der *juristischen Facultät.* *Utrum post ratihabitionem negotiorum gestori competat actio mandati, simulque exponatur differentia et verum fundamentum mandati et negotiorum gestionis, et explicentur L. 60. D. de R. J. et L. 9. D. de neg. gest.* Der Preis für die beste Abhandlung darüber ist 50 Rthlr.

III. Von der *medicinischen Facultät.* *Quinam sunt effectus mucilaginum vegetabilium in ea medicamenta cum quibus conjunctae exhiberi solent? Optat Facultas, ut non solum exponantur, quae hac de re jam experimentis cognita sunt, sed ut quoque nova quaedam addantur experimenta.* Der Preis ist ebenfalls 50 Rthlr.

IV. Von der *philosophischen Facultät.* 1) *Quaeritur an rationes illae, quibus existentia dei satis olim con-* *stabat*

stabat philosophis, quae tamen a Kantio labefactatae esse videntur, omni fundamento careant, an vero forma tantum et argumentandi methodo peccaverint philosophi dogmatici dicti; et cum inter ens necessarium, prout a nobis concipitur et ens contingens magnum illud intersit, quod de altero nihil praedicari potest, nisi quod ipsi subjecto essentialiter inhaereat, in altero vero concipiendo praedicatorum conjunctione seu copulatione vel ut dici solet, formae unitate acquiescimus, essentiam ejus vel in ente necessario realiter vel in hominis ratione idealiter ponentes: quaeritur porro, annon idea dei proprium hoc et singulare habeat; quod, non ut Cartesius voluit, existentiae notionem in se involvat, immo existentiam dei ipsam realiter exponat seu evolvat? 2) *De rebus gestis Maccabaeorum. Fontibus e quibus haec historia haurienda sit expositis atque examinatis, ipsae res gestae, maxime liberatio populi Judaici Maccabaeis ducibus, regnumque Maccabaeorum facinora usque ad debellationem per Pompejum, lucide, concinne atque eleganter enarrentur; de dubiis vero, quorum forte nimis longa disquisitione ipsius enarrationis concinnitas turbetur, separatim in excursibus disputetur.* Der Preis für jede ist 25 Rthlr. — Bis zum 24sten Jun. 1814 werden von diesen vier Facultäten Preisschriften angenommen.

Auf den vorschriftmäſsigen jährigen Bericht der protest. theol. Facultät über die Arbeiten der Mitglieder des *Königl. Seminariums* hat das Departement für den Cultus und öffentlichen Unterricht die beiden gröſsten Stipendien von 60 Rthlr. jährlich den Studd. Hn. *Adolph Köhler* aus Schlesien und dem obgedachten Hn. *Schirmer* für die zwey Jahre 1813 — 14 bewilligt. Der vorhin ebenfalls erwähnte Hr. *Möller* erhält für jetzt die gröſsere Prämie von 36 Rthlr. Mehrere sind dieſsmal bey der geringen Anzahl übrig gebliebener Mitglieder nicht vertheilt worden.

Von den drey zum Rectorat des dritten akademischen Jahres im Senat gewählten und der höhern Behörde vorgeschlagenen Professoren wurde Hr. C. R. Dr. *Augusti*, der schon in diesem Jahre Rector war, von neuem ernannt und bestätigt, mit dem Bemerken, „daſs ein Wechsel unter jetzigen Umständen nicht wünschenswerth sey." Decan der protest. theol. Facultät wurde Hr. Dr. *Schulz*; der kathol. theol., Hr. Dr. *Köhler*; der juristischen, Hr. C. R. Dr. *Meister*; der medicinischen, Hr. Dr. *Bartels*; der philosoph., Hr. Dr. *Jungnitz*. Die Wintervorlesungen haben den 18ten October ihren Anfang genommen. Die Zahl sämmtlicher Studierenden beläuft sich jetzt schon wieder über 150. Neuinscribirte sind 25, nämlich 8 protest., 3 kathol. Theologen, 4 Juristen, 8 Mediciner und 2 Philosophen. Vor dem Anfang der Vorlesungen lieſs der kürzlich zum Prof. med. extr. ernannte Hr. *N. W. Fischer* eine kurze Anzeige, betreffend die Ordnung seiner „*Vorträge, welche einen Inbegriff der gesammten chemischen Thatsachen geben sollen*," drucken. Diese Ordnung ist summarisch folgende: 1) *Ueber die chemischen Reagentien*; 2) *die Lehre von den Verwandtschaften*; 3) *der Galvanismus*. „Vorlesungen, — so schlieſst der Hr. Vf. — die diesen Cyklus begleiten, werden der chemischen Technik gewidmet seyn, z. B. den allgemeinen Grundsätzen der technischen und der medicinisch-gerichtlichen Chemie, der Anweisung, die Güte der Arzneymittel zu prüfen, und andern einzelnen Zweigen derselben."

Die juristische Facultät erhält wiederum einen neuen Zuwachs durch Hn. Reg. Rath *Sprickmann* aus Münster, welcher als ordentl. Professor mit 1500 Rthlr. Gehalt angestellt ist. Hr. Med. R. Dr. *Wendt*, bisher Privatdocent, ist zum Prof. med. extr. ernannt worden.

Einen schmerzhaften Verlust erlitt die Universität am 21sten Novbr. durch den Tod des Professors der Entbindungskunst, des verdienstvollen Med. R. Dr. *Moritz Heinr. Mendel*. Desgleichen verlor sie am 24sten Nov. den Prof. med. extr. *Imman. Friedr. Meyer*. Beide fielen als Opfer ihrer menschenfreundlichen und patriotischen Anstrengungen in den Militärlazarethen, wie viele ihrer Amtsbrüder hier und in andern Städten. Der erstre war nur 35, der andre 38 Jahr alt. Beide sind als Schriftsteller dem medicinischen Publicum rühmlich bekannt.

Das nun auch in Breslau gegründete und unter Direction des Hn. Rectors *Manso* gestellte *pädagogische Seminarium für gelehrte Schulen* soll in der Regel aus sechs ordentlichen Mitgliedern, die sowohl Ausländer als Einheimische seyn können, bestehen. Der Aufzunehmende muſs seine Universitätsstudien vollendet haben, noch in den Jahren der Bildungsfähigkeit stehen, d. i. nicht über 30 Jahr alt seyn, und sich dem angeordneten Examen *pro facultate docendi*, oder einer Prüfung in der Philologie, Mathematik und Geschichte bey der hiesigen wissenschaftlichen Deputation unterwerfen. Wer in allen diesen oder in einer der drey genannten Wissenschaften schon so erfahren ist, daſs er, was die Materie betrifft, in den obern Gymnasialklassen Unterricht ertheilen kann, ist als zulassungsfähig anzusehen. Ist er in einer derselben ganz unerfahren oder noch weit zurück, so wird er sich bestreben, diesen Mangel zu ersetzen, um wenigstens in den mittlern Gymnasialklassen gebraucht werden zu können.

Vortheile bietet das Seminarium folgende. Jedes Mitglied erhält jährlich 125 Rthlr., darf den Vorlesungen der hiesigen Universitätslehrer, wenn es deren noch bedarf, unentgeldlich beywohnen, bekommt auf das Zeugniſs des Directors von den öffentlichen Bibliotheken geliehen, wird bey erledigten Schulstellen vorzüglich berücksichtigt, ist bey der Versorgung von der allgemeinen Prüfung *pro facultate docendi* befreyt und nur der Prüfung *pro loco* unterworfen, wobey sich das Königl. Departement für den Cultus und öffentlichen Unterricht noch vorbehält, ausgezeichneten Subjecten auch dieſs Examen zu erlassen.

Dagegen ist der Seminarist verpflichtet, dem Director von Zeit zu Zeit Rechenschaft über seinen häuslichen Fleiſs zu geben, jährlich zwey Abhandlungen, eine gelehrten, die andere pädagogischen Inhalts zu-

liefern und wöchentlich in einem der vier hiesigen Gymnasien Lehrstunden zu ertheilen, auch im Nothfall einige Vicariatsstunden zu übernehmen. Ferner verpflichtet, in den Preussischen Landen wenigstens drey Jahr in einem Schulamte, oder doch in einer Stelle, mit der ein Schulamt verbunden ist, zu dienen. Wer unmittelbar aus dem Seminarium, oder vor Ablauf der angegebenen Dienstzeit ins Ausland geht, zahlt, ist er Ausländer, das Ganze, und ist er Einheimischer, die Hälfte des genossenen Stipendiums zurück. Da die Seminaristen allerdings noch eines Nebenverdienstes bedürfen, so steht es ihnen wohl frey, Privatstunden zu geben; nur wird erwartet und gefordert, dass sie sich mit dergleichen nicht überhäufen, und die angenommenen jedesmal dem Director anzeigen. Denn der Zweck des Instituts ist nicht bloss, die Lehrfähigkeit der Schulamtscandidaten zu wecken und zu üben, sondern ihre Sprach- und wissenschaftlichen Kenntnisse zu erweitern und ihre ganze gelehrte Ausbildung zu fördern.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodische Schriften.

Hufeland's *Journal der praktischen Heilkunde* wird nun, nach wiederhergestelltem literarischen Verkehr und der Rückkehr des Herausgebers nach Berlin, ununterbrochen regelmässig fortgesetzt werden. Das Januarheft von diesem Jahr wird zu Ende des Januars erscheinen, und die noch rückständigen Monate des vergangenen Jahrs, September bis December, in wenig Wochen nachgeliefert werden.

Real-Schulbuchhandlung.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

Bey Grunert d. ä. und Sohn in Halle ist erschienen:

Predigt an dem auf Allerhöchsten Befehl am 21sten Sonntage nach Trinitatis, als den 7ten Nov. 1813, gefeyerten Sieges-Dankfeste in der St. Moritzkirche zu Halle, gehalten von Dr. *Karl Friedrich Senff*, Königl. Preuss. Consistorialrathe und Pastor an itztgedachter Kirche. Preis 2 gr.

Niemann, Dr. *J. F.*, Handbuch der Staatsarzneywissenschaft und staatsärztlichen Veterinärkunde nach alphabetischer Ordnung für Aerzte, Medicinalpolizey-Beamte und Richter. 2 Thle. gr. 8. 5 Rthlr. 12 gr.

Je grösser die Anzahl der staatsarzneywissenschaftlichen Werke ist, mit denen die vorzüglichsten Gelehrten unsere Literatur bereicherten, je verdienstlicher ist das Unternehmen des durch mehrere Schriften rühmlichst bekannten Herrn Verfassers, vermöge der lexicographischen Form, in der noch in keiner Sprache die Staatsarzneykunde behandelt wurde, alle Gegenstände, selbst die nur in Beziehung auf diese Wissenschaft stehenden, welche jedoch nicht gern in einem Handbuche derselben vermisst werden, in ein Ganzes zu bringen, vorzüglich aber, die noch nicht aufgestellte Idee einer staatsärztlichen Veterinärkunde damit zu vereinigen. Die sorgfältige Ausarbeitung dieses in jeder Hinsicht wichtigen Werks wird nicht leicht den Arzt und Polizeyofficianten, so wie jeden, der mit der Medicinalpolizey in Berührung kommt, unbefriedigt lassen, weil er alles verhandelt findet, was im ausgedehntesten Geschäftskreise der gerichtlichen Arzneywissenschaft, der medicinischen Polizeywissenschaft, der Polizey der Medicin, der staatsärztlichen Veterinärkunde und Staatsveterinärkunde nur vorkommen kann, und dem reisenden Arzt muss es um so willkommener seyn, als er darin genügliche Nachweisungen antrifft, die ihm die Besichtigung und Beurtheilung der verschiedenen Medicinalanstalten erleichtern. Der Verfasser hat, bey grosser Vollständigkeit, nach möglichster Kürze gestrebt, da der denkende Geschäftsmann gern noch Stoff zum Nachdenken übrig behält, und sich doch immer nach bestehenden Localverhältnissen zu richten hat. Eine Uebersicht der abgehandelten Gegenstände nach Hauptrubriken erleichtert das Nachschlagen und bringt sogleich das Ganze in eine systematische Ordnung, so wie literarische Bemerkungen der besten, jede einzelne Materie abhandelnden, Werke dem, der noch tiefer einzudringen wünscht, Hülfsmittel hinreichend dazu angeben. Druck und Papier sind dem Werke angemessen, und ich glaube durch den billigen Preis der Gemeinnützigkeit desselben noch grössern Schwung gegeben zu haben.

Zugleich mache ich auf die früher erschienenen Schriften des nämlichen Herrn Verfassers aufmerksam, die ihren Werth schon genugsam durch die vortheilhaftesten Kritiken und neue Auflagen begründet haben, als:

Pharmacopoea Batava, cum notis et additamenta medico-pharmaceuticis, in quibus vel medicamenta in ea enumerata illustrantur, vel cetera in optimis dispensatoriis designata atque in scriptis jure commendata, nec non obsoleta, quae vel ob aliquam utilitatem, vel ob frequentem apud veteres usum non prorsus negligenda sunt, recensentur, ita *ut pro generali haberi possit.* 2 Vol. Cum 4 tab. aen. 8 maj. 4 Rthlr. 12 gr.

Heber-

Heberden, W., Commentarien über den Verlauf der Krankheiten und ihre Behandlung. Aus dem Lateinischen mit Anmerkungen. gr. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Anleitung zur Visitation der Apotheken und der übrigen Arzneyvorräthe, so wie der chirurgischen Apparate, welche medicinische Polizeyaufsicht fordern, in Bezug auf die *Pharmacopoea Borussica* und *Batava*. 2te Auflage. 8. 16 gr.

Leipzig, im December 1813.

Joh. Ambr. Barth.

Neue Verlags-Bücher, welche in der Buchhandlung von Achenwall u. Comp. in Berlin erschienen und durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen sind:

Sprachlehre der Deutschen
von
Theodor Heinsius,
Professor am Berlinischen Gymnasium.
Zweyte Ausgabe.

Auch unter dem Titel:

Teut
oder
theoretisch-praktisches Lehrbuch des gesammten deutschen Sprachunterrichts.
Erster Theil.
Zweyte Ausgabe. 8. Preis 1 Rthlr. 4 gr.

* * *

Die Erde und ihre Bewohner.
Ein
geographisches Bilderbuch für die Jugend
von
F. P. Wilmsen.
Mit 20 ausgemalten Kupfertafeln.
Erster Band. Zweyte Auflage.
gr. 8. Sauber gebunden. Preis 2 Rthlr. 12 gr.

* * *

Rußlands Triumph
Oder
das erwachte Europa.

Unter diesem Titel erschien, bey dem siegreichen Vordringen der russischen Heere, als ein erfreuliches Zeichen der so lange entbehrten Pressfreyheit, eine Zeitschrift in zwanglosen Heften, gleichsam als ein Archiv der wichtigsten Actenstücke des neu begonnenen Kampfes für die Unabhängigkeit des grössten Theils des unterdrückten Europa's. *Fünf* Hefte sind davon nach und nach herausgekommen, deren Fortsetzung unterblieb aber in den Stürmen der verflossenen Monate. Die siegreichen Schlachten der Verbündeten haben jedoch nun über das Schicksal so vieler unterdrückten Völker bereits entschieden, die Ereignisse der Zeit und das, was so viele grosherzige Fürsten für die Freyheit der Nationen und für die Wiederherstellung eines beglückenden politischen Gleichgewichts bereits gethan haben und noch zu thun mit festem Willen entschlossen sind, bieten einen reichhaltigen Stoff zur Fortsetzung dieser Zeitschrift dar.

In Kurzem wird daher das *sechste* Heft davon in der unterzeichneten Verlagshandlung erscheinen und mit solchem der *erste* Band geschlossen, und mit einem allgemeinen Titel versehen werden.

Die Fortsetzung dieser Zeitschrift wird aber demnächst, da jetzt nicht bloss die russischen Heere für ihre Unabhängigkeit streiten, sondern auch andre Regenten und Völker zu dem heiligsten und gerechtesten Kriege in die Schranken getreten sind, den Titel führen:

Das erwachte Europa.

Aus den bereits gedruckten Heften ist ihre Tendenz ersichtlich, man wird sie auch in den folgenden Heften stets vor Augen haben, und zweckmäsige Beyträge dazu werden mit Dank angenommen werden. Man bittet, solche unter der Adresse der Verlagshandlung einzusenden, welche sie, wenn sie sich zum Abdruck eignen, auf Verlangen honoriren wird.

Berlin, im December 1813.

Achenwall u. Comp.,
Buchhändler in Berlin unter der Stechbahn Nr. 3.

Neue Verlags-Bücher der Andreä'schen Buchhandlung zu Frankfurt a. M.:

Instruction der Militärconscription für das Grosherzogthum Frankfurt. Fol. 6 gr. oder 24 Kr.

Bruchstücke zur Menschen- und Erziehungskunde, religiösen Inhalts. 5tes Stück, von der Kraft in Beziehung auf die gegenwärtige Zeit. 8. 14 gr. oder 1 Fl.

Koch, Joh. Ludw., Versuch einer systematischen Darstellung der Lehre vom testamentarischen Erbrecht; 1ster Theil. 8. 16 gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Rambach, J. Th. F., Anleitung zur mathematischen Erdbeschreibung. 3te, aufs neue bearbeitete Auflage, von *J. Brand.* Mit 9 Kupfertafeln. gr. 8. 16 gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Uiklein, Joseph, zweyter Unterricht in der lateinischen Sprache in Verbindung mit der deutschen. Syntax. 3te verb. mit einem Anhang über die Prosodie vermehrte Ausgabe. gr. 8. 12 gr. od. 54 Kr.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1814.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Göschen: *Mährchen*, von *August* Freyherrn *von Steigentesch*. 1813. 136 S. 8. Mit einem in Kupfer gestochenen saubern Titelblatte, auf welchem ein schelmischer Amor aus den Wolken lächelt. (1 Rthlr.)

Der durch mehrere artige dramatische Kleinigkeiten und andere dichterische Versuche vortheilhaft bekannte, weltgebildete und geistreiche Vf., beschenkt uns hier mit vier, grösstentheils wenigstens früher einzeln gedruckten Mährchen, welche uns einen neuen Beweis geben, was für ein geschmeidiges Organ in den Händen genialischer Künstler unsre Muttersprache ist.

Das Vorbild des Dichters bey diesen Mährchen ist gar nicht zu verkennen: es ist der Sänger der *Grazien*, und kann er je erreicht werden, so gelingt es diesem seinem Nachfolger — nicht Nachahmer. Dieselbe phantasiereiche wollustathmende Malerey, dieselbe Gewandtheit und Zartheit des blühenden Ausdrucks, dieselbe attische Ironie, dieselbe Kunst mehr errathen zu lassen als zu sagen, die wir an unserm *Wieland*, besonders in der Musarion, in den Grazien und in einigen seiner erotischen Erzählungen bewundern. Was wir vermissen, ist die Tiefe des Geistes bey scheinbarer Frivolität, und das Talent der Ründung eines Ganzen, dass es ein Ganzes werde, das höhere Dichtertalent, das den unsterblichen Sänger vorzüglich auszeichnet; dagegen finden wir bey dem Dichter dieser Mährchen vielleicht mehr Glut. Er nennt bey einer Gelegenheit die Schmetterlinge bunte Flammen, und so möchten wir diese Mährchen auch nennen — aber diese Flammen sengen und versengen auch wohl mit unter die zarten Flügel der himmlischen Psyche, und daher wünschen wir sie fern von der leichter entflammten Phantasie des reizbarern Geschlechts und des Jünglings, ohne dass wir fürchten, für Zeloten gehalten zu werden.

Das erste Mährchen in vier Gesängen, *Keratophoros* (der Name ist leicht zu verdeutschen), erzählt die Abenteuer einer jungen morgenländischen Schönen, die, aus den Armen ihres alternden Gatten, des weisen *Keratophoros*, geraubt, in manche andere glühender oder auch kraftloser umschlingende Arme übergeht und dann nach manchen Erfahrungen durch einen Schiffbruch dem ersten Gatten wieder zugeführt wird, den sie durch eine fein entschlüpfende Erzählung ihrer Abenteuer über ihre Unschuld und Treue völlig beruhigt. Der Vf dichtet, dass diese Begebenheit durch griechische Kaufleute nach Griechenland gekommen sey, und dass die Athener, denen ein Wort für einen so beruhigten Gatten fehlte, einem solchen Glücklichen seitdem den Namen jenes Muselmannes neckend zuriefen. — Ob diese Dichtung nicht eine etwas starke poetische Freyheit ist, wollen wir nicht untersuchen. — Tiefere Bedeutung, als die ganz sinnliche, die sich leicht aufdringt, darf man von diesem Mährchen nicht erwarten; für die Vorzüge aber, welche wir von dem Dichter rühmten, giebt es viele glänzende Beweise. Wir wollen, ohne besondere Wahl, unsern Lesern einige anführen. — Fatime fühlt in den Armen des weisen *Keratophoros*, ihr unerklärbar, eine Leere, ein Sehnen, die sie nicht auszufüllen, das sie nicht zu stillen vermag:

Ein Palmenhain, in dem Cytherens Vögel brüten,
schlingt seine dunkeln Arme um das Haus;
auf blaue Veilchen streut die Henneh ihre Blüten
und lispelnd ruht der West auf ihren Blättern aus.
Die Biene wiegt sich hier: die Schmetterlinge irren,
wie bunte Flammen durch der Zweige Schattennacht,
und aus den Wipfeln tönt der Taube leises Girren
und weckt der Echo Ruf, die seufzend hier erwacht.
Fatimens Blick durchirrt der Palmen dunkles Dach:
in ihren Busen fällt der Henneh Blütenregen,
und leise flüstert ihr der Echo Ruf entgegen,
und ihre Lippe seufzt die leisen Töne nach.
„Euch haben, fängt sie an, längst unsrer Weisen Lehren
„in die Geheimnisse des Korans eingeweiht,
„Ihr könnt mir ganz gewiss den süssen Ton erklären,
„dem hier die Seele lauscht und Sinn und Worte leiht?" —
Auch Tauben, sagt er (Keratophoros) lächelnd, haben Schwächen;
die Weibchen laden sich in diese Schatten ein:
dann rauschen tausend Stimmen durch den Hain:
man seufzt, verläumdet, küsst, macht Plane sich zu rächen;
die lange Weile klagt, die Neugier macht sie sprechen,
so soll es überm Meer auch bey den Christen seyn.
„Sie klagen, meynt ihr, Herr? o hört doch dieses Girren,
„Es liegt ein Sinn darin, den man nur fühlt, nicht sagt;
„wie diese Töne sich verwirren!
„hat man beym Kadi je mit diesem Ton geklagt?
„Seht, wie sie dort die kleinen Flügel regen;
„so klagt die lange Weile nie!
„hört, wie ihr Seufzer stirbt!" — Ja, stammelt er verlegen.
Mit diesem Tone beten sie.

„Gott!

„Gott! welche Andacht, Herr! und jener, der sich fester
„dort an die Taube schmiegt?" — Den segnet der Prophet:
Er ist der Imam dieser Nester,
Er winkt den andern zum Gebet.
„Ach! ruft sie, Herr, wie süſs ist dieser Glaube,
„wie freundlich liegt die Welt um seine Kinder her;
„o lernt von ihnen, seyd gesprächig, wie die Taube,
„winkt, wie der Imam winkt und betet so, wie er!"

Wie lebendig ist nicht das Gemälde, das der Dichter vor Fatime's Blick zaubert, als sie aus dem Zelte ihres ersten Räubers, eines Beduinen, nach einer genuſsreichen Nacht, hervorlauscht:

„Fatime sitzt, den Blick in sich gekehrt;
Der Sturm des Busens hebt des Schleiers zarte Kette.
„Ach!" flüstert sie, „wie leicht wird oft ein Wahn genährt?
„Wenn meine Amme, die den Räuber fürchten lehrt,
„Den meinigen, wie ich, gesehen hätte,
„gewiſs, sie würde so, wie ich, von ihm bekehrt.
„Nur in der Wüste lebt der tapfre Mann! ich wette,
„Der reichste Kaufmann in Rosette
„Ist keinen dieser Räuber werth."
Neugierig schielt sie durch des Zeltes offne Ritzen
und sieht im Schatten, den die Sykomore streut,
des Kampfes braune Kinder sitzen,
die drohend ihre Pfeile spitzen,
auf denen sich der Tod erneut.
Der Wüste jüng're Söhne fliegen
Auf Pferden leicht und rasch in Wolken eingehüllt,
verheerend, wie der Sturm, wenn er am Delta brüllt,
den Trotz der Welt im Kampfe zu besiegen.
Aus Wolken rauscht der Pfeil, in Flammen blinkt das Schwert
verderbend, wie der Blitz, in ihren Händen,
und rasch wie Wirbelwinde wenden
sie schwärmend um das Zelt ihr Pferd.
An jedem Stamm, auf allen Zweigen klettern
die Knaben rasch und laut im schlanken Dattelhain,
und leise wiegt ein Lied, wie Weste in den Blättern,
den Säugling an der Brust der braunen Mutter ein."

Und auf ähnliche Schönheiten trifft man überall.

Die Gelehrsamkeit der Liebe, in drey Abtheilungen. Ein junger Edelmann:

„er war ein Kind des Glücks, geschäftlos, sorgenfrey
entschlüpft ihm unter Blumen hier der May:
bemüht, um seine Zeit sich sinnreich zu betrügen,
umrauscht ihn, Bienen gleich, das flüchtige Vergnügen;
und ruhig blieb sein Herz im Dienst der Schönheit frey."

schleicht sich unter der Maske eines Arztes in das öde düstere Schloſs in den Alpen ein, das ein alter Seneschall, der an der Liebe und an der Gicht gleich sehr leidet, mit seiner reizenden Mündel bewohnt, und lehrt das holde Kind die Anzeichen des Pulses kennen. Die Malerey ist in diesem Mährchen vorzüglich, und wie leicht sich Metrum und Reim dem Dichter fügen, zeigt gleich der Anfang:

„Entflieht dem Gotte nicht! ihr könnt ihm nicht enteilen.
Wer kennt ihn nicht? Was schützt vor seinen Pfeilen?
Kein Stahl, kein Marmor, nicht des Landmanns Halmendach,
wo Unschuld und Natur in frommer Stille weilen;
und segelnd mag dein Schiff die blaue Woge theilen,
wohin du fliehen willst, dein Schicksal folgt dir nach.
Die Liebe lauscht auf Blumen am Gestade,
bekränzt die Urne der Najade;
der Rasen blüht durch sie; sie drückt im Silberbade
die Wellen an das Herz, schlingt Reben um den Stab,
läſst Wind und Schmetterling um Floras Kinder fliegen,
Luft, Erde, Fluth sind ihre Wiegen
und ihre Flammen sind ihr Grab."

Sehr zart und sinnig ist: *Der erste Kuß in Uri*, in wohlklingenden vierfüſsigen Jamben mit verschlungenen Reimen. Wir versuchen es nicht, einen farblosen Umriſs zu geben; lieber wollen wir leise ein Blatt von der Rose lösen, daſs es unsern Lesern dufte:

„Sein Arm, von ihrem Arm umwunden,
sein Puls, der laut an ihrem schlägt,
fühlt, wie die Fluth vom Sturm bewegt,
mit weichen Fesseln sich gebunden,
und liebt die Fesseln, die er trägt.
Er blickt empor, die Lippen stammeln,
die Wange glüht im Abendschein,
und ihre scheuen Blicke sammeln
die Sprache seiner Augen ein.
Sie bebt zurück, und schmeichelnd ziehen
sein Arm, sein Ton, sein Blick sie an,
sie reiſst sich los, sie will entfliehen,
und fühlt, daſs sie nicht fliehen kann,
und flüsternd, wie der Quell in Klippen,
entspringt und stockt der Rede Fluſs,
und leise stirbt auf ihren Lippen
das erste Wort — im ersten Kuſs."

Loth, das letzte Mährchen, ist höchst reizend und — Verzeihung dem Ausdrucke — unzüchtig zart erzählt.

Mährchen nannte der Dichter diese Erzählungen — nicht im neuern Sinne, sondern in dem Sinne von *milesischen Mährchen* (*Milesia — carmina* oder *crimina? — Ovid. Trist.* II — 413).

Heidelberg, gedr. b. Engelmann: *Gedichte und Erzählungen von Aloys Schreiber*. 1812. 322 S. 8. (2 Rthlr.)

Zartheit des Gefühls, reiner richtiger Sinn für das Schöne und Gute, und ein mannichfach gebildeter Geist sind der vorzüglichste Antheil der Gedichte dieser Sammlung. Minder reich ist wohl die Phantasie, mit der sie ausgestattet sind, und wenn schon Nachahmung im eigentlichen Sinne (geistreiche freye Nachbildung findet man ja oft auch bey den originellsten Dichtern und verzeiht sie gerne, auch gesteht sie der Vf. selbst bey einigen nach französischen Mustern verfertigten Compositionen in dem Vorberichte S. V. zu) Hn. *Schreiber* nicht vorgeworfen werden kann, so möchte man doch bey mancher Originalität der Empfindungs- und Anschauungsweise und diejenige stille Gluth und Kraft der Begeisterung vermissen, die einem

einem Gedichte als einem aus freyem Gemüthe entsprungnen lebendigen Ganzen das Leben bey der Nachwelt sichert. Vielleicht trifft dieser Zweifel nur solche, die aus einer Periode datiren, wo des Vfs. Talent, mit jugendlich unstäter Phantasie zu sehr den Anregungen von aussen hingegeben, sich noch nicht genug in sich gesammelt hatte, daher die unverkennbaren Anklänge von Höltyschen und andern Poesien in mehreren; vielleicht liegt die Schuld auch an einem durch Umstände verkümmerten Wachsthum desselben: denn ein durch das Leben verwundetes Gemüth begegnet uns oft in diesen Poesien, aber eben daher ist zu hoffen, der zarte und gewandte Geist und Sinn, der uns in dieser Sammlung oft so wohlthätig anspricht, könnte unter günstigern Verhältnissen, die jetzt beym Vf. eingetreten zu seyn scheinen, noch mehr Gediegenes hervorbringen, als bey allem Einzelnen Schönen, was jetzt geleistet ist, dem Ganzen nach die Sammlung gegenwärtig liefert. In verschiedenen Dichtungsarten hat sich der Herausgeber versucht, im leichten gefälligen Liede, in der leichtern, der Reflexion, auch dem didaktischen Tone zugewandten Ode, wie z. B. S. 184. *an Ariston*, die in einigen Stellen an *Hölty* erinnert, und im Ganzen einen sehr gefälligen Eindruck macht. S. 168. *an Kleon*. S. 162. *an das Land*, wo der treffliche Schluss nur durch einen Verstoss gegen die Sprachgesetze etwas verliert:

Dreymal glücklich, wer heim vom Felde kehret
Mit dem süssen Gedank'(en) an Weib und Kinder,
Und den steigenden Rauch von seinem Heerde
Fern schon erblicket.

in der Romanze und Ballade, Elegie, in der Fabel und der Parabel, und andern didaktischen Fragmenten, auch im Epigramm. Im Liede wie in der bezeichneten Odengattung wird der Vf. vorzüglich gefallen. Beide scheinen seinem den Freuden der Natur, des Landlebens, der Häuslichkeit und des Glückes, der Liebe und Freundschaft so offenem deutschen Sinn und Gemüthe am meisten zu gelingen. Wir zeichnen davon, neben den schon angeführten an: das dialogisirte treffliche Lied (S. 5.) *das Mädchen und die Blumen*. S. 18. *An die Nymphe des Heilquells zu Baden*. S. 23. *Schwabenlied* (nach dem Neugriechischen). S. 45. *Bundeslied*. S. 147. *Das zufriedne Mädchen*, worin nur der falsche Reim stört: *summen* und *Blumen*:

Hör' ichs nicht im Haine *summen*?
Seh' ich nicht den Abendglanz?
Giebt nicht auch zum Frühlingskranz
Mir der Hügel seine *Blumen*.

Wir sehen es ungern dass ein Dichter, wie Hr. *Schr.* dieser leider durch berühmte Beyspiele bey uns eingerissenen Bequemlichkeit des Reims oder vielmehr Unreims zuweilen huldigen mag, wie z. B. auch S. 65. *scheidet*, *bereitet* — endlich die Lieder S. 154. S. 164. und 177. — Wer in die Heiligthümer der Natur und poetischen Kunst eingeweiht ist, kann gegen die Reize einer Schwesterkunst, der Malerey z. B., wenn ihm Gelegenheit ward, seinen Sinn dafür zu entwickeln, nicht gleichgültig seyn. Diess ist der Fall bey Hn. *Schreiber*. Ihm wurde das Glück zu Theil, durch anschauendes Studium von Meisterwerken seine Liebe und seinen Geschmack dafür mehr als gewöhnlich zu bilden. Diess bewährt eine Reihe anziehender poetischer Gemälde über Gemälde, dreyzehn an der Zahl, die S. 105 bis 120 uns überraschen und zu den besten Erzeugnissen der Musse des Vfs. gehören: oft begnügt er sich, in diesen kurzen empfundnen Schilderungen bloss einfach mit wenigen Zügen den Hauptinhalt darzulegen; oft schliesst sich an die Beschreibung eine treffende Reflexion an, wie z. B. S. 117. 118. 119. (*Magdalena in der Wüste*), wovon wir die zwey ersten unsern Lesern mittheilen wollen. S. 117.

Johannes in der Wüste.

Im tiefen Forste, wo es halb nur tagt,
Sitzt er am Quell, und scheinet nachzusinnen.
Er hat der Welt nicht als ein Thor entsagt,
In seiner Seele reift ein gross Beginnen.

Er sah mit Schmerz die Menschen seiner Zeit
Entwürdiget, am Schlamm der Erde kleben,
Und barg sich in der stillen Dunkelheit,
Um einst mit Kraft sie wieder zu erheben.

Zur Nahrung beut der Wald ihm Wurzeln an.
Ein Tigerfell umhüllet seine Lenden;
Den Kampf mit sich begann er als ein Mann,
Den mit der Welt wird er als Held vollenden.

S. 118. *Der heilige Sebastian.*

An einem Baume hingebunden
Erwartet er den Tod, und sieht
Mit Ruh' empor, obgleich aus zwanzig Wunden
Nun bald sein Leben flieht.

Die Söldner des Tyrannen schicken
Zur That sich an mit manchem harten Wort,
Vernichtung grinst aus ihren Blicken —
Des Jünglings Herz schlägt ruhig fort.

Zum grossen Kampfe vorbereitet,
Ist nichts mehr, was ihn an die Erde hält.
Er weiss, dass, wer für Wahrheit streitet,
Nur Sieger wird, indem er fällt.

Unter *den Romanzen* nennen wir S. 1. *das Schöne*. S. 34. *der ewige Jude*. S. 41. *der Mummelsee*. S. 62. *die Erscheinung*. Unter *den Elegieen*, wohin auch einige in elegischen Ton gestimmte Lieder und Oden gehören, S. 5. *Heidelberger Schloss*. S. 68. *der Kirchhof*. S. 121. *Klage*. S. 123. *an meine sterbende Schwester*. Weniger dürften die Frühlingsempfindungen einer Nonne auf den Klosterkirchhofe (S. 30.) als zu manierirt und überhaupt zu leer genügen. Das nämliche gilt wohl auch von der *Quelle zu Vauklüse*. S. 43. *die Parabeln und Apologen*. S. 193 – 202. sind in harmonischer Prose gedichtet und vereinigen mit innigem Gefühl sinnreiche Einkleidung. Die poetische *Fabeln* (S. 203 — 218.) sind beynahe in der *Pfeffelschen* Manier, gut erfunden, leicht versificirt, oft mit einfache Lehre, S. 104. 206. 210 u. s. w. oft schalkhafte Beziehungen andeutend und zuweilen epi-

epigrammatisch zugespitzt, z. B. S. 203. 209. 212. 213. 217. Die Epigrammen (S. 221 — 250.) sind theils satirischen Inhalts (zum Theil nach dem Französischen), theils sentimental, einige nach der Weise der Griechen malerisch wie S. 249. S. 241 u. s. w. auch gnomisch: den Schluss machen S. 253 — 303. drey prosaische Erzählungen. 1) *Roger und Marie* (aus den alten *contes et fabliaux*). 2) *Die drey Geliebten*. 3) *Der Trauring*. Die besten sind Nr. 1. und 3; am wenigsten befriedigt die 2te.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

DUISBURG u. ESSEN, b. Bädecker und Kürzel: *Handbuch der Sprachwissenschaft* mit besonderer Hinsicht auf die deutsche Sprache. Zum Gebrauche für die obern Klassen der Gymnasien und Lyceen, verfasst von Dr. *Georg Reinbeck*, Hofrath und ordentl. Professor zu Stuttgart. *Ersten* Bandes *erste* Abtheilung, enthaltend: *die reine allgemeine Sprachlehre*. 1813. XVI u. 128 S. gr. 8. (12 gr.)

Schon aus andern Arbeiten ist der Vf. dieses Handbuchs als einsichtsvoller und gründlicher Sprachforscher rühmlich bekannt. Bey dem ihm übertragenen Unterricht an dem Obergymnasium zu Stuttgart hat er den Plan zum Grunde gelegt, dass er in der untersten Klasse das System der deutschen Sprache, in der folgenden die reine und die angewandte deutsche Sprachlehre, und sodann in den höchsten Abtheilungen dieser Lehranstalt die Rhetorik und Poetik vorträgt. Mit allen Abtheilungen werden zugleich praktische Uebungen verbunden, und das Ganze so eingerichtet, dass der Unterricht in der Muttersprache zusammenhängend und fortschreitend ist. Ohne Zweifel ist dieser Entwurf ungemein zweckmässig; und es schien ihm nothwendig, solche Lehrbücher zu entwerfen, welche demselben angemessen sind. So viel auch schon über die allgemeine Sprachlehre geschrieben ist, und so grosse Lobsprüche vornehmlich den bekannten Arbeiten dieser Art von *Vater* und *Bernhardi* ertheilt werden, so war doch dieses Lehrbuch gewiss nicht überflüssig, und kein blosser Auszug aus dem zum Grunde liegenden Werke des letztern Schriftstellers. Ueberall sieht man deutlich genug, dass der Vf. über seine Gegenstände reiflich nachgedacht, und dieselben völlig in seiner Gewalt hat.

Die Anordnung dieses Lehrbuchs überhaupt ist folgende. In der *Einleitung* werden die Begriffe der Sprache und Sprachlehre genau zergliedert, und auch hier der Unterschied bemerkt, welcher sich zwischen einer allgemeinen und vergleichenden Sprachlehre findet. Die letztere geht schon ins Besondere, ob sie gleich bey der erstern zum Grunde liegt, und diese sich nicht wohl ohne jene denken lässt. Unter einer *reinen* allgemeinen Sprachlehre wird von allen Eigenthümlichkeiten einer jeden einzelnen Sprache abgesehn. Uebrigens glaubt der Vf., dass es keine Ursprache gegeben habe. Das *erste* Kapitel untersucht zuvörderst die Natur und den Ursprung der Sprache überhaupt, bey welcher der Begriff einer Darstellung als Hauptbegriff sehr richtig angenommen wird. Vornehmlich ist sie Darstellung des Verstandes, wenn gleich auch durch sie die Einbildungskraft dargestellt, und sie bloss als tönender Laut betrachtet werden kann. Allgemein kann sie nicht in der Wirklichkeit, sondern nur in der Idee betrachtet werden. Der zum Grunde liegende Begriff einer Darstellung menschlicher Vorstellungen wird im *zweyten* Kapitel mehr entwikkelt; die Redetheile werden daraus hergeleitet, und ihre mannichfaltige Formen der Abänderung aus ihrem Begriffe und dem Verhältnisse des Urtheils zum Urtheilenden; diese Theile werden sodann nach ihrer Verbindung und Ausbildung untersucht. In dem *dritten* Kapitel werden sie noch einzeln und mit vielem Scharfsinn abgehandelt; und das letzte oder *vierte* Kapitel beschäftigt sich mit der Bildung des Satzes.

Es würde hier zu weitläuftig seyn, ins Einzelne zu gehen, und diejenigen Erinnerungen beyzubringen, welche sich vielleicht bey einzelnen Stellen machen liessen, und die jedoch von keiner Erheblichkeit seyn würden. Es ist sehr löblich, dass die überall gegebenen Beyspiele, welche fast sämmtlich ungemein schicklich sind, aus der deutschen Sprache hergenommen wurden, weil dieses Handbuch, wie auch der Titel bemerkt, besondere Rücksicht auf deutschen Sprachunterricht nimmt. Dabey war es aber freylich nicht ganz zu vermeiden, was bey einer jeden allgemeinen Grammatik zutreffen wird, dass jene Beyspiele nicht überall und auf jede Sprache anwendbar waren. In den meisten Fällen ist dieser Umstand nicht übergangen. Die grammatischen Benennungen sind ganz zweckmässig aus der lateinischen Sprache beybehalten, weil dieses Buch vorzüglich für gelehrte Schulen bestimmt ist, und die Bedeutungslosigkeit jener Kunstwörter hier nicht in Betrachtung kam. Es sind indess auch die deutschen Benennungen hinzugesetzt, und diese sind mit vieler Klugheit gewählt, so, dass durch sie manche Begriffe des Gegenstandes selbst bestimmter und deutlicher werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1814.

PHILOSOPHIE.

Dresden, in der Walther. Hofbuchh.: *Versuch über die combinatorische Methode, ein Beytrag zur angewandten Logik und allgemeinen Methodik,* von *Christian August Semler.* 1811. XVI u. 118 S. 8. (18 gr.)

Ein Beytrag zur angewandten Logik kann diese schätzbare Schrift wohl nicht genannt werden, wenn die Logik, nach einem, freylich nur von den Neuern, eingeführten Sprachgebrauche, nur die Regeln für die Richtigkeit des Denkens, nicht auch Regeln, deren Anwendung zur Ausbildung und Erweiterung unserer Erkenntniss, wenigstens mit Vortheil versucht werden kann, aufstellen soll. Rec. ist indessen um so weniger gemeint, mit dem Vf. über jene Benennung zu rechten, da er seinerseits an dem Daseyn solcher Regeln nicht zweifelt, und es nicht in Abrede stellen kann, dass diese Regeln nur in den Denkgesetzen, wie die reine Logik sie aufstellt, ihren Grund haben können. Eine Wissenschaft, welche jene Regeln zum Gegenstande hat, wird daher immer eine Anwendung der reinen Logik seyn, und auf den Namen einer *angewandten* Logik dieselben Ansprüche haben, als diejenige, welche man gewöhnlich so nennt. Ihre Lehren im Vortrage von den Lehren der letzten zu trennen, wie es gewöhnlich geschieht, ist vielleicht mehr scheinbar als wirklich methodisch, da beiderley Lehren, wenigstens in der reinen Logik, gemeinschaftliche Prämissen haben. An dem Daseyn einer solchen angewandten Logik, zu welcher die gegenwärtige Schrift einen Beytrag liefert, wird, wie Rec. gewisser Leser wegen hinzusetzt, niemand zweifeln, der *Lambert's* Organon auch nur in seinem Haupttheile, der Dianoiologie, studirt hat.

Der Vf. schickt seiner Schrift eine *Anleitung zur Combination von Buchstaben und Ziffern* voran, in welcher zwar die Beweise für seine Behauptungen nicht ausdrücklich geführt sind, aber doch von dem Leser, der den Aufsatz mit Nachdenken liest, leicht gefunden werden können, da der Vortrag des Vfs. äusserst geordnet und auch übrigens deutlich ist.

Im *ersten* Abschnitte oder der Einleitung, die zum Theil historisch ist, hätte unstreitig mancher Leser mit dem Rec. eine ausführlichere Beschreibung der *ars magna* des *Lullus* um so mehr zu finden gewunscht, da auch dasjenige, was ausführlichere Werke über die Geschichte der Philosophie darüber enthalten, meistens sehr unbestimmt ist. Des Vfs. Bemerkungen über *Wolf's* Ansicht der *Leibnitzischen* Combinationskunst wird jeder Unterrichtete beystimmen, und nicht weniger seiner Behauptung, dass *Wolf's* Definition vom Calcul, nach welcher derselbe in der Herleitung zusammengesetzter Zeichen, aus einfachern, durch eine stetige Substitution gleichbedeutender Zeichen besteht, zu enge sey. Denn jene Substitution findet nicht einmal, wie auch der Vf. bemerkt, bey dem algebraischen Calcul allgemein Statt; zudem ist es auch nicht allgemein wahr, dass der Calcul immer auf ein zusammengesetzteres Zeichen, wenn dieses ein abgeleitetes seyn soll, führe. Uebrigens definirt *Wolf* den Calcul nicht, wie der Vf. vorauszusetzen scheint, bloss in Beziehung auf die *Leibnitzische* Combinationskunst, sondern seine Definition soll ganz allgemein seyn, und ist eben deshalb um so viel mehr zu enge.

Die *Leibnitzische* allgemeine combinatorische Kunst, bloss als Bezeichnungs-, noch nicht als Erfindungskunst betrachtet, ist nicht allein, wie der Vf. vorauszusetzen scheint, deshalb schwierig, weil zu ihrem Behufe eine vollständige Aufzählung aller einfachen Begriffe erfordert würde, sondern auch, weil zu ihrem Behufe auch ausgemacht seyn müsste, auf wie vielfache Art ein zusammengesetzter Begriff aus einfachen entstehen könne. Denn ein zusammengesetzter Begriff ist nicht schlechthin als ein Aggregat der einfachern Begriffe, durch welche er gegeben werden kann, zu betrachten, sondern hängt oft von denselben noch auf eine andere Art durch Verhältnisse ab, welche in der Sprache durch die *Casus obliquos* bezeichnet werden. — So sehr des Vfs. Vorschlag (S. 15 16.), dass, wenn man einen allgemeinern Calcul zu erfinden sucht, man lieber von Versuchen desselben in speciellern Wissenschaften anfangen und sich zu den allgemeinern zu erheben, als den umgekehrten Weg versuchen solle, zu billigen seyn würde, wenn die Möglichkeit einer solchen Erfindung zu hoffen wäre; so wenig glaubt Rec. dieser Hoffnung Raum lassen zu dürfen. Einen Calcul, oder eine Erfindung durch eine Ableitung von Zeichen des Gesuchten, aus der Bezeichnung gegebener Voraussetzungen, haben wir, wenn er nicht in gewisse Grenzen, über welche sich Rec. weiter unten erklären wird, eingeschlossen seyn soll, nur in der Mathematik. Die Bezeichnungskunst, welche diesem Calcul zum Grunde liegt, bezeichnet die Grössen nicht sowohl nach ihrer Zusammensetzung aus andern einfachern, als vielmehr nach der Art, wie sie von denselben überhaupt abhängen; sie beruhet

het auf einer kleinern Zahl Grössenverhältnisse im weitesten Sinne, die, wenigstens unter gewissen Bedingungen, gegenseitig aus einander folgen. Solchen ähnliche Grundverhältnisse möchten die Gegenstände anderer Wissenschaften zu wenig darbieten, als dass darauf ein Calcul für sie gegründet werden könnte. Noch weniger Hoffnung möchte vorhanden seyn, einen *allgemeinen* Calcul zu erfinden, weil zum Behufe desselben alle Grundverhältnisse, und die Bedingungen, unter welchen sie gegenseitig von einander abhängen, aufgefunden seyn müssten. Die Combinationslehre an sich führt auf nichts weiter, als alle Combinationen, die ein Inbegriff von Dingen giebt, wenn jedes derselben mit jedem andern und jeder aus den übrigen dieser Dinge genommenen Combination vereinbar ist, zu finden, indem die Möglichkeit, gewisse Zeichenelemente mit einander zu verbinden, noch nichts für die Möglichkeit der Verbindung der dadurch bezeichneten Objecte beweiset. Dieses wäre, im Vorbeygehen, der allgemeinere Calcul, auf welchen die Combinationslehre an sich führt. Dass dem Vf. es keineswegs unbekannt sey, dass die Möglichkeit, gewisse Zeichenelemente auf eine bestimmte Art zu verbinden, nichts für die Möglichkeit der durch diese Verbindungen bezeichneten Begriffe beweise, sondern dass er dieses vielmehr voraussetzt, glaubt Rec. kaum bemerken zu dürfen. Allein diess beschränkt doch den Nutzen der combinatorischen Zeichenkunst zu sehr, als dass es bey der Würdigung derselben nicht in Betrachtung kommen sollte. Doch wenn man auch von der Möglichkeit aller Fälle, die man nach der Combinationslehre gefunden hat, gewiss ist: so ist die logische Benutzung derselben, wenn Rec. es so nennen soll, noch einer, von dem Vf. wohl nicht hinlänglich gewürdigten Schwierigheit unterworfen. Was die Anwendung der Combinationslehre unmittelbar giebt, stellt sie uns nämlich zunächst symbolisch, nicht intuitiv dar, und zwar in Zeichen, die nur für den gegenwärtigen Fall gewählt und daher nicht so geeignet sind, uns ihre Bedeutung zu vergegenwärtigen, als die gewöhnlichen Zeichen. Daher wird, wo es darauf ankommt, mehrere Fälle mit einander zu vergleichen, besonders wenn derselben eine bedeutende Zahl ist, zu geschweigen, dass alsdann die Darstellung derselben durch die Combinationskunst schon ein ausgedehntes Geschäft ist, die unmittelbare Anwendung dieser Kunst zur Auflösung einer Aufgabe, wobey es darauf ankäme, eine grössere Anzahl von Fällen zu übersehen, wohl weniger leisten, als der Vf., der übrigens ihre Anwendung auch nicht uneingeschränkt empfiehlt, von ihr hofft. Dennoch hält Rec. diese Kunst und ihre öftere Uebung, insbesondere auch zu dem angegebenen Behufe, für sehr nützlich, indem der Verstand dadurch eine combinatorische Fertigkeit gewinnt, die meistens in einem vorgegebenen Falle schneller zum Ziele führt, als die unmittelbare Anwendung der combinatorischen Regeln auf denselben. Der Verstand wird nämlich, wenn er zu jener Fertigkeit gelangt ist, die Objecte, auf welche es in einem solchen Falle ankommt, in den Zeichen, durch welche er sie sonst zu decken gewohnt ist, ohne diese erst mit Buchstaben, Ziffern oder andern Zeichen, deren die combinatorische Bezeichnung sich als ihrer Elementarzeichen bedienen mag, zu vertauschen, sich vergegenwärtigen, und daher alle Fälle, auf welche es nicht ankommt, schneller bey Seite setzen, so wie die von der entgegengesetzten Art ausheben, und alles, was dabey näher zu erwägen ist, gehörig in Betrachtung ziehen können. Um nicht zu weitläuftig über diesen Punkt zu werden, glaubt Rec. jene combinatorische Fertigkeit mit der Fertigkeit des Kopfrechners, da beide denjenigen, die in dem Besitze derselben sind, ähnliche Vortheile gewähren, vergleichen zu dürfen. Der Kopfrechner nämlich abstrahirt sich bald manche Rechnungsvortheile, und benutzt sie, wo davon Gebrauch zu machen ist, oft schneller, als der geübteste Rechner mit der Feder, weil er auf die Eigenthümlichkeiten der zu berechnenden Fälle zu merken gewohnt ist. So wird auch derjenige, der sich jene combinatorische Fertigkeit erworben, jeden Fall, der ihm vorkommt, nach der ihm eigenthümlichen Beschaffenheit leichter auffassen, und dadurch in der Behandlung desselben unterstützt werden. Beide Fertigkeiten, die des Kopfrechners und die combinatorische, wenn diese letzte auf die oben angegebene Art erworben wird, gehen zwar in der Regel von entgegengesetzten Punkten aus, indem jene ohne alle Kenntniss der Rechnungsregeln anfängt, diese hingegen von der Kenntniss der combinatorischen Regeln ausgeht; allein in dem Punkte, auf welchen es ankommt, kommen sie überein. Man hat in dem einen, wie in dem andern, den zu behandelnden Gegenstand in Zeichen, durch welche man gewöhnlich denkt, gegenwärtig. Einige Bemerkungen, zu welchen sich der Rec. im Folgenden veranlasst sieht, werden dieses vielleicht noch mehr bestätigen. — Der Vf. unterscheidet im *zweyten* Abschnitte den *didaktischen* und *heuristischen* Gebrauch der combinatorischen Methode, und legt mit Recht jenem einen ausgedehntern Nutzen, als diesem bey. Nicht allein die gedrängte Kürze, mit der sich das zu Lehrende darstellen läst, und die Sicherheit, dass man seinen Gegenstand erschöpfe, welche die combinatorische Methode, wo sie zum didaktischen Gebrauche angewandt wird, gewährt, empfehlen sie, wie der Vf. mit Recht behauptet, wo sie sonst anwendbar ist, zu demselben; sondern sie gewährt überdiess auch, wie Rec. hinzusetzt, für den Lehrling einen, gewöhnlich nicht genug beachteten, beträchtlichen Nutzen. Soll dieser nämlich dasjenige, was gelehrt wird, nicht allein auffassen, sondern auch festhalten: so sorgt man für ihn gewiss nicht immer am besten, wenn man ihm das Auffassen zu sehr erleichtert; gesetzt auch, dass dieses übrigens der Gründlichkeit unbeschadet geschieht. Die dem Anscheine nach selbst zweckwidrige Anstrengung, die es dem Anfänger kosten mag, das in combinatorischen Zeichen Dargestellte aufzufassen, wird ihm durch das festere Behalten des einmal Gefassten hinreichend vergolten.

Was

Was wir in einer fremden, uns weniger geläufigen, als unsere Muttersprache, lesen, behalten wir, wenn wir es einmal aufgefasst haben, leichter. — Rec. wünschte, dass der Vf. sich ausführlicher, als es von ihm S. 22. u. f. geschehen ist, über die von ihm vorgeschlagenen combinatorischen Tafeln erklärt hätte. Eine solche Tafel soll „aus einer Reihe von Wörtern, mathematischen Figuren, Bildern oder andern Zeichen, welche die Elemente der zu combinirenden Vorstellungen ausdrücken, und denen Buchstaben oder Zahlen zur Seite gesetzt sind", bestehen. Damit muss ein Regulativ verbunden seyn, wie man aus jenen Zahlen und Buchstaben, die auf die angegebene Art ihre Bedeutung erhalten, Complexionen formiren soll, welche, wenn sie blosse Combinationen sind, die Zahl und Qualität der Theile einer zusammengesetzten Vorstellung, und wenn sie Permutationen (d. h. Combinationen, bey welchen die Anordnung der Zeichenelemente in Betrachtung kommt) sind, überdiess die Anordnung jener Theilvorstellungen in den Vorstellungen, welche jene Complexionen angeben sollen, bezeichnen. — Ehe Rec. den Vf. weiter begleitet, bemerkt er: dass allerdings den Elementen jener Zeichen-Complexionen vorher eine Bedeutung, die nur durch andere Zeichen angegeben werden kann, gegeben werden müsse; aber nicht abzusehen ist, warum dieses nicht jedesmal durch Worte geschehen könne und solle. Eben so hätte Rec. gewünscht, dass der Vf. sich über die von ihm gegebene Regel, in einer solchen Tafel die Elemente nicht in zu langen Reihen aufzustellen, und zur Vermeidung einer unnützen Menge und durch ihre Menge hinderlicher Combinationen, sie nach Gattungen und Arten in mehrere kleinere Reihen zu vertheilen, näher erklärt hätte. Auch dem nachdenkenden Leser, für den der Vf. doch nur geschrieben hat, würden Beyspiele und Regeln für die Wahl des Eintheilungsgrundes, der jenen Eintheilungen zum Grunde zu legen wäre, willkommen seyn, wenn gleich die folgenden Abschnitte, solche Regeln zu abstrahiren, selbst Veranlassung geben. Denn in den übrigen drey Abschnitten handelt der Vf. von dem Gebrauche der combinatorischen Methode zur Uebersicht einer grössern Menge von Complexionen, aus welchen man eine oder mehrere auszuwählen wünscht; zur Uebersicht aller Zusammensetzungen aus gegebenen Begriffen, wenn man *alle* bey einer wissenschaftlichen Untersuchung durchgehen will; und von dem Gebrauche derselben zur Darstellung einer Anzahl zusammengesetzter Vorstellungen in der grössten Kürze. — Rec. kann sich, um seine Anzeige nicht zu sehr zu verlängern, hier nur auf einige Bemerkungen einschränken. — So sehr er demjenigen, was der Vf. im *vierten* Abschnitte, welcher ihm überhaupt der lehrreichste zu seyn scheint, über die Eintheilungen, ihren Unterschied von den Partitionen, ihre Benutzung, und, zum Behufe dieser Benutzung, von dem Gebrauche der combinatorischen Bezeichnung insbesondere bey den Codivisionen sagt, beystimmt; so hätte er doch gewünscht, dass der Vf. sich hierbey auf Regeln, durch welche, bey der Anwendung der combinatorischen Methode, die unnützen Combinationen (*combinationes inutiles*) möglichst vermieden, oder am leichtesten weggeschafft werden, eingelassen hätte. Denn die Möglichkeit einer Combination von Zeichen, beweiset noch nichts für die Wahrheit des Begriffs, der durch sie angezeigt wird. Denn hat man z. B. nur fünf zweygliedrige Nebeneintheilungen, so geben diese schon 32 Combinationen von fünf Elementen, aber nur dann eben so viel Begriffe, wenn, wie es gerade in dem von dem Vf. S. 86. gewählten Beyspiele der Fall ist, jedes Glied der einen Eintheilung nicht allein mit jedem Gliede der übrigen Eintheilungen, sondern auch der Combinationen, die sie geben, coordinirt ist. (Coordinirt nennt Rec., wie er gewisser Leser wegen bemerkt, mit *Segner*, der die Lehre von den Verhältnissen der Begriffe in Ansehung ihrer Uebereinstimmung und Entgegensetzung zuerst am gründlichsten abgehandelt hat, solche übereinstimmige Begriffe, deren keiner den andern einschliesst). Allein ein Fall, wie dieser, möchte nur selten Statt finden; weshalb Regeln der vorerwähnten Art hier um so wünschenswerther sind. Am zweckmässigsten wäre es wohl hier den dem Anscheine nach längern Weg einzuschlagen, und stufenweise von den einfachern zu den zusammengesetztern Begriffen fortzugehen. Denn wenn z. B. die Combination *ab* einen falschen Begriff ausdrückte; so würden alle Ternionen, Quaternionen u. s. w., in welchen *ab* enthalten wären, wegfallen. Zudem erhielte man auf diesem Wege nicht allein die niedrigsten Begriffe, welche die Verbindung jener Eintheilungen giebt, sondern auch die höhern. Aus dem ersten Grunde würde dieses Verfahren, ungeachtet es ausgedehnter scheint, doch das kürzeste seyn, wenn man anders nur Begriffe sucht, von deren inneren Wahrheit man versichert ist. — Die Beyspiele, deren der Vf. sich in diesem und den folgenden Abschnitten bedient, zeugen eben so sehr von einer Mannichfaltigkeit von Kenntnissen, als gründlichen Einsichten in mehrere Wissenschaften. Rec. erlaubt sich um so mehr, einige derselben anzuführen, da sie seine vorher aufgestellte Behauptung bestätigt, dass nämlich in den meisten Fällen die unmittelbare Anwendung der combinatorischen Kunst weniger leiste, als die aus der öftern Uebung derselben entstandene Fertigkeit. — S. 67. fordert der Vf. es mit Recht von einem Systeme der Ethik, dass es, so weit es nur möglich ist, über alle Collisionsfälle entscheide, und tadelt es, dass in dieser Hinsicht so wenig geleistet ist. Rec. stimmt ihm hierin um so mehr bey, da in der Ethik, wie sie gewöhnlich gelehrt wird, die einzelnen Pflichten zwar isolirt, aber gewiss nicht hinlänglich in ihrer Verbindung, wo sie sich gegenseitig verstärken, aber auch einschränken, betrachtet werden. Für die Collisionsfälle werden zwar Regeln, allein gewöhnlich nur so allgemein aufgestellt, dass sie zu keinen belehrenden Resultaten führen. Hier kommt es allerdings darauf an, wie der Vf. es ausdrückt, jede gedenkbare Weise wie eine Anzahl von Zwe-

Zwecken zu subordiniren, oder, wie Rec. es unzweydeutiger ausdrücken möchte, die Rangordnung derselben zu bestimmen ist. Allein der *moralischen* Zwecke, wenn man mit diesem Namen die Zwecke belegen soll, zu deren Beabsichtigung eine Pflicht Statt findet, und nicht bloss bey den höchsten oder denjenigen, in welchen die übrigen gegründet sind, stehen bleiben will, sind so viele, als dass zu dem angegebenen Behufe die combinatorische Kunst, die alles erschöpfen soll, angewandt werden könnte, obgleich jene Combinationsfertigkeit hier vieles leisten kann. Dieses gilt noch mehr bey der bürgerlichen Gesetzgebung, von der der Vf. S. 89 – 93 redet. Der Gesetzgeber hat möglichst alle Fälle, auf welche ein Gesetz seine Anwendung findet, zu übersehen, um der Willkür der Richter vorzubeugen, und nicht zu Nachträgen und Verbesserungen genöthigt zu seyn. Diese Fälle mögen allerdings, wie der Vf. will, nach den Personen, Sachen und Umständen, die bey jedem, einzeln betrachtet, vorkommen können, eingetheilt, und diese Eintheilungen combinatorisch verbunden werden können, um alle Fälle, die in Ansehung der Anwendung eines Gesetzes, wenn dieses isolirt betrachtet wird, möglich sind, aufzuzählen. Allein dadurch wäre jener Zweck erst zum Theil erreicht, indem die Anwendung der Gesetze auf einen individuellen Fall zu Widersprüchen führen könnte, weil auf denselben mehrere Gesetze anwendbar wären, deren zwar keines dem andern, einzeln genommen, widerspräche, obgleich seine Anwendung mit der Anwendung *mehrerer* andern, der Individualität des Falls wegen, nicht bestehen könnte. Es erhellet leicht, dass, um Widersprüchen dieser Art, und mit ihnen der Willkür des Rechtes vorzubauen, eine Unendlichkeit von Fällen zu übersehen wäre, die für eine förmliche combinatorische Behandlung viel zu gross wäre. Dennoch ist hier von der combinatorischen Fertigkeit, mit welcher der Gesetzgeber in seinem Geschäfte verführe, vieles zu hoffen. — Mit Recht schärft der Vf. S. 93. die oft vernachlässigte pädagogische Regel ein, dass bey Stilübungen jungen Leuten nicht allein der Gegenstand, über welchen sie zu schreiben haben, sondern auch die Personen, an welche sie ihren Vortrag richten sollen, angegeben werden sollen; allein dass den Lehrer bey der Mannichfaltigkeit der auch nach dem Bedürfnisse seiner Schüler zu wählenden Aufgaben leichter eine combinatorische Tafel, als ein freyes, aber von combinatorischer Fertigkeit geleitetes Verfahren führen könne, wie der Vf. zu wollen scheint, heisst wohl zu viel behaupten.

GESCHICHTE.

Bremen, gedr. b. Meyer: *Die glückliche Wiedergeburt der freyen Hansestadt Bremen am 6. November 1813. Ein Beytrag zu ihrer neuesten Geschichte;* von *einem Bremischen Bürger* (*Aug. Christian Wilmans*, Dr. der Rechte). 40 S. 8. geheftet.

Als am Ende d. J. 1810 die Verfassung von Bremen durch eine den dortigen Gegenden aufgedrungene Einverleibung in das grosse französische Reich aufgelöset wurde, wagte der Senat daselbst, der Bürgerschaft den letzten leisen Scheidewunsch einer künftigen bessern Zukunft mit den Worten nachzurufen: „Er hoffe, *nicht zum letzten Male* mit seinen geliebten Mitbürgern das Wohl des theuren Gemeinwesens in dem Stadthause zu berathen;" und die Bürger erwiederten diese Erklärung mit dem Gelübde: „die Gesinnungen in dem Herzen zu bewahren, welche sie einer Verfassung verdankten, die der Strom der Zeiten gewaltsam und für immer zu vernichten scheine." Durch die grossen Thaten und Begebenheiten des vorigen Jahrs ward auch für diesen kleinen Staat eine Rettung, die sich kaum hoffen liess, herbeygeführt; und der Senat begrüsste an dem oben genannten Tage die Bürger mit den Worten: „Die Stunde ist gekommen, da wir frey und fröhlich wieder *aussprechen* dürfen, was man in das Innere unserer Gemüther zurückgedrängt hatte, was aber ein dreyjähriger Zwang dennoch nicht aus denselben zu vertilgen vermochte. Wir haben auch im Aeussern aufgehört, einer Nation anzugehören, deren Sprache, deren Sitten und Gesetze uns fremd waren, deren ganze Tendenz mit der unsrigen im lautesten Widerspruche stand. Wir sind wieder *Deutsche* geworden." Der Sprecher der Bürgerschaft liess in seine Antwort unter andern Folgendes einfliessen: „Wir haben *unglückliche* Jahre durchlebt; wir haben schwere Prüfungen erfahren müssen. Unsre Gesetze und Gebräuche wurden uns genommen, Handel und Wandel wurden fast gänzlich vernichtet; jeder bürgerliche Erwerb wurde erschwert und vielen redlichen Bürgern fast ganz entzogen; ja wir mussten unser Liebstes hergeben, unsre Kinder wurden uns entrissen." In dem Vortrage des Senats ist auch noch die Berücksichtigung der religiösen Gewissenhaftigkeit des Bremischen Publicums bemerkenswerth, unter welchem mancher Bürger noch zweifeln konnte, ob er sich nicht versündige, wenn er wieder zu der vorigen Ordnung der Dinge übergehe. „Die Vorschriften des Christenthums, sagte der Syndicus des Senats, legen uns keinen Gehorsam gegen eine Obrigkeit auf, *die keine Gewalt mehr über uns hat;* die Bande sind gelöst, die der Sieger uns aufdrang. Was könnte uns abhalten, im glaubensvollen Aufblicke zu dem Regierer der Welt, der die Schicksale der Völker lenkt, mit Dank und mit Freude die Hand des Retters zu *ergreifen?*"

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1814.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

1) Berlin, b. Dieterici: *Handbuch der gerichtlichen Arzneywissenschaft*, zur Grundlage bey akademischen Vorlesungen und zum Gebrauche für ausübende gerichtliche Aerzte, von Dr. *C. F. L. Wildberg*, Herzogl. Meckl. Strel. Hofr., Stadt- und Districts-Physicus und pr. Arzte zu Neu-Strelitz u. s. w. 1812. X u. 455 S. 8. Mit einer Titelvignette und Sachregister. (1 Rthlr. 18 gr.)

2) Ebendas., b. Hitzig: *Lehrbuch der gerichtlichen Medicin*. Zum Behuf akademischer Vorlesungen und zum Gebrauch für gerichtliche Aerzte und Rechtsgelehrte, entworfen von *A. Henke*, der Arzk. Dr., Prof. der Medicin zu Erlangen u. s. w. 1812. XVI u. 358 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Jeder, der mit der Geschichte der gerichtlichen Arzneywissenschaft hinlänglich vertraut ist, wird eingestehen, dass die deutschen Aerzte es vorzüglich waren, denen dieser für die Civil- wie für die Criminal-Jurisprudenz so wichtige Zweig der Staatsarzneykunde, besonders in den drey letzten Jahrzehenden so grosse Fortschritte verdankte. Welche schätzbare Beyträge zur Arzneykunde wir auch von Ausländern erhielten, so wurde die gerichtliche Medicin von ihnen doch offenbar vernachlässiget oder nur sehr oberflächlich behandelt, und wir können dreist behaupten, dass bis jetzt noch kein in einer fremden Sprache geschriebenes medicinisch-gerichtliches Werk (wie seicht und voll Irrthümer sind nicht selbst *Mahon's* und *Foderé's* Schriften!) denen unserer Landsleute an die Seite gesetzt werden könne. Besonders hat dieser Theil unserer Wissenschaft durch *Metzgern* gewonnen, mehr jedoch wohl durch seine gerichtl. medic. Beobachtungen, als durch sein System. Zwar muss auch das nicht geringe Verdienst, welches der gelehrte und rastlos thätige Mann durch die systematische Bearbeitung der gerichtlichen Arzneywissenschaft sich erworben hat, dankbar anerkannt werden. „Aber verhehlen dürfen wir es doch auch nicht, dass Er es hauptsächlich war, durch dessen Autorität bey Aerzten sowohl, wie bey Rechtsgelehrten, so manche irrthümliche Meinung im Gange, so manches unbestimmt blieb, mancher vielleicht sogar abgehalten wurde, für die weitere Ausbildung dieses Faches früher öffentlich zu wirken. Nur der einzige *Roose* (denn *Schmidtmüller* hat sich durch den medicinisch gerichtlichen Theil seines bekannten Handbuches wenig eignes Verdienst erworben) unternahm es, *Metzger'n* gegen über zu treten, und sein Grundriss giebt uns den vollständigsten Beweis, welcher Verbesserung schon damals die gerichtliche Arzneykunde, welcher Berichtigung und Einschränkung mehrere Behauptungen *Metzger's* bedurften. *Roose* war jedoch mit der gerichtl. medic. Praxis wirklich nicht bekannt genug, um zu wissen, welche Anweisungen besonders dem angehenden gerichtlichen Arzte nöthig waren: der anderweitigen Mängel seines Compendiums in Hinsicht der Ordnung der Materien und der gänzlich fehlenden Literatur nicht zu gedenken.

Seit dem Tode der beiden letztgenannten Männer hat die gerichtliche Arzneywissenschaft in manchem ihrer Zweige grosse Fortschritte gemacht, und schon dieses, dann aber auch, dass in den bisherigen systematischen Werken über dieselbe manches fehlte, was eigentlich nicht fehlen durfte, und die Lehr- und Handbücher nicht praktisch brauchbar genug waren, liess es wünschen, dass ein mit gehörigen Sachkenntnissen versehner Mann entweder das *Metzgersche* Werk ganz umarbeiten, und mit den neuesten Aufklärungen und Bereicherungen versehen, oder ein eignes Lehrbuch bearbeiten möchte. Letzteres ist nun von zwey achtungswerthen Männern geschehen, von welchen der eine Lehrer dieser Wissenschaft, die er auch einige Zeit ausübte, der andre seit 1793 gerichtlicher Arzt ist, und um die Bearbeitung mehrerer Zweige der gerichtl. Arzneywissenschaft sich bereits Verdienste erworben hat. Beide Schriften die wir jetzt vor uns haben, sind in der That eine erfreuliche Erscheinung, und sie verdienen beide Lob, so wie ihre Vff. das gerechte Zeugniss, dass die Wissenschaft durch ihre Bearbeitung wirklich gewonnen habe, und ihre Vorgänger in mehr als einer Hinsicht hinter ihnen zurück stehen. Aber ganz vorzüglich müssen wir dieses von Nr. 1. sagen. Diese Schrift ist ein Geschenk, welches jeder, der sich mit der gerichtlichen Arzneywissenschaft, entweder als Lehrer, oder als Arzt beschäftigt, dankbar annehmen muss. Bey ihrer Bearbeitung sind alle Bereicherungen und Fortschritte der gesammten Natur- und Arzneywissenschaft seit *Metzger's* Tode sorgfältig benutzt; ihr Vf. hat die Grenzen der Wissenschaft sehr richtig gezogen, und da erweitert, wo dieses nothwendig geschehen musste; er hat jeden Gegenstand mit steter und nothwendiger Rücksicht auf den medicinisch gerichtlichen Zweck, mit grosser Sachkenntniss, und, welches alle seine Schriften vortheilhaft auszeichnet, mit ausserordentlicher Klarheit abgehandelt, wodurch das Werk sich ganz besonders angehenden gerichtlichen Aerzten empfehlen muss.

Allenthalben trifft man die reichhaltigste Literatur an (unter den Hand- und Lehrbüchern vermissen wir bloss *J. F. del Valle Cirurgia forense*, 3 Tom. Madrid. 1796. 1797. *Fr. Bene elementa med. forensis.* Budae 1811. *La Médecine legale par le Docteur Vigné.* Rouen et Paris 1805.), so dass nur höchst selten eine oder die andere wichtige Schrift übergangen ist. Nicht alles dieses können wir von Nr. 2. sagen. Man vermisst in derselben manchen zur legalen Medicin gehörenden Gegenstand, die reichhaltige Literatur, welche mitunter eher etwas dürftig ist, das tiefe Eindringen in manche Materien, die durchaus praktische Brauchbarkeit; wodurch wir übrigens auch dieser Schrift nichts von ihrem sonstigen, von uns anerkannten Werthe benehmen wollen. Dass beide Vff. ihre Schrift zugleich zum Lehrbuche und zum Handbuche bestimmen, kann unsern Beyfall nicht haben; für den einen Zweck sind manche Materien offenbar zu weitläuftig, für den andern viel zu kurz abgehandelt. Die Geschichte der *gesetzlichen Anwendung* der gerichtlichen Arzneykunde, welche wohl schwerlich sogleich mit der *Carolina* ihren Anfang nahm, sondern erst mit dem steigenden Ansehen derselben, im 17ten Jahrhunderte merkbar wurde, vermissen wir in beiden Werken. An Nr. 2. müssen wir noch besonders rügen, dass der Vf. sein Lehrbuch zugleich den Aerzten und Rechtsgelehrten gewidmet hat: denn es kann nicht genug gesagt werden, dass eine gerichtliche Arzneywissenschaft für Rechtsgelehrte nach einem ganz andern Zuschnitte, als für Aerzte, bearbeitet werden müsse: wenn wir gleich mit dem Vf. von Nr. 1. darin nicht übereinstimmen, dass eine sogenannte „medicinische Rechtsgelehrsamkeit" für Juristen genüge.

Was die Ordnung des Vortrages betrifft, so hat Hr. *Henke*, wie schon in der *ersten* Auflage von *G. H. Masius* System der gerichtlichen Arzneykunde für Rechtsgelehrte. Altona 1810. (2te Aufl. 1812) geschehen war, den formellen Theil der gerichtlichen Arzneywissenschaft von dem materiellen unterschieden, und in dem letztern die gerichtlichen medicinischen Untersuchungen, die an *lebenden* Personen, an *Leichnamen* und an *leblosen Substanzen* (unter welche letztere Rubrik aber nicht die *Vergiftung* gebracht werden durfte) unternommen werden, abgehandelt. Hr. *Wildberg* dagegen hat das Formelle in dem ersten *generellen*, das Materielle in dem zweyten *speciellen* Theile abgehandelt, und in dem letztern die Abtheilungen, nach den verschiedenen vorkommenden Gegenständen der Untersuchung, zwar in einer willkürlichen Ordnung gemacht, jedoch gleichfalls die „bey lebenden Personen nöthigen Untersuchungen, von den bey Leichnamen nöthigen," unterschieden. Dass auch gegen diese Eintheilung sich manches erinnern lässt, mag seyn; sie ist aber bis jetzt noch immer die vorzüglichste, und für den gerichtlichen Arzt, zugleich auch für den Rechtsgelehrten, die brauchbarste, indem sie die leichteste Uebersicht der abzuhandelnden Materien gewähret. Beide Vffr. haben übrigens die von *Ruland* vorgeschlagne Eintheilung, die freylich auf Beyfall auch keine Ansprüche machen kann, übersehen.

Dass beide Vf. den Namen „gerichtliche Arzneykunde oder gerichtliche Arzneywissenschaft" beybehalten, und *Reil's* grundlosen Tadel dieser Ausdrücke nicht beachtet haben, müssen wir vollkommen billigen. Eben so wenig haben sie den Namen „Staatsarzneykunde," über welchen noch neuerlichst ein Recensent in der *Salzb. med. chir. Zeitung* so gewaltig eiferte, als wenn das Wohl des Staats dadurch gefährdet würde, verworfen.

Nach dieser allgemeinen Uebersicht beider Schriften gehen wir ins Einzelne, und zeigen zugleich mit Freymüthigkeit an, wo unsere Meinung von der ihrigen abweicht, oder wo wir den Gegenstand von ihnen nicht ganz erschöpft glauben.

Formeller oder genereller Theil. Hr. *W.* ist in diesem ganzen Theile weit vollständiger, und zeigt mehr gerichtlich medicinische Erfahrung. Zweckmässig setzt er den Begriff des *Corp. delicti* im gerichtlich medicinischen Sinne fest; die innern Bedingungen zur legalen Obduction sind vorzüglich gut angegeben, so wie der ganze Abschnitt: von den gerichtl. medic. Berichten und Gutachten, sehr praktisch und gründlich abgehandelt ist. Ueber mehrere dieser Gegenstände ist Hr. *H.* offenbar zu kurz. — Wenn dieser Vf. §. 54. sagt: „die Legalinspection (einer Leiche) ist in solchen Fällen hinreichend, wo die Todesart unbezweifelt dadurch erwiesen werden kann," so stimmt Rec. damit überein; aber gegen den Zusatz „oder wo nur leichte äusserliche Verletzungen zu untersuchen sind," protestirt er feyerlichst. Denn dem Anscheine nach leichte äussere Verletzungen schliessen die Möglichkeit einer gewaltsamen Todesart nicht aus, und geben an und für sich über die Ursache des Todes gar keinen Aufschluss. Weit richtiger drückt sich hierüber der Vf. von Nr. 1. (§. 23.) aus. — Dass eine von zwey Wundärzten verrichtete Obduction geradezu für ungültig zu erklären sey, wenn nicht einer von ihnen den Doctorgrad in der Chirurgie habe (*Wildberg*), scheint uns übertrieben. Wenn beide Männer die erforderliche Geschicklichkeit besitzen und vorher *ad acta* vereidet sind, so kann gegen die Legalität der Handlung um so weniger etwas erinnert werden, da selbst das Gesetz (*Artic.* 149. *C. C. C.*) nichts dagegen hat. — Was das bey der Obduction abzuhaltende Protocoll betrifft, so kommen beide Vff. im Wesentlichen darin überein, „dass die *Gerichtspersonen* (!) in demselben alles bemerken, was bey der Obduction vorgeht, und was der gerichtliche Arzt ihnen an dem Gegenstande Bemerkenswerthes vorzeigt." Also den Befund am Leichname soll der Richter zu Protocoll geben? Ist es aber wohl nicht weit richtiger, wenn dieses von dem obducirenden Arzte, und zwar in der Ordnung, wie er bey der Section verfährt, geschieht? wird so das Protocoll nicht weit vollständiger und gründlicher ausfallen, und werden die Widersprüche zwischen demselben und dem Obductionsberichte nicht dadurch am sichersten verhütet werden? Das Protocoll bleibt im-

immer die Hauptsache, und in derselben muss *alles* enthalten seyn, was an dem Leichname gefunden worden; dass dieses in dem Obductionsberichte (uneigentlich *visum repertum* genannt) wiederholet werde, ist gar nicht wesentlich erforderlich, und wird von den Gerichten eigentlich auch gar nicht verlangt; es genügt völlig, wenn dasselbe die wahrscheinliche oder gewisse Ursache des Todes enthält.

Materieller oder specieller Theil. Erster Abschnitt. Gerichtlich - medicinische Untersuchungen an Lebenden.

Nr. 1. Bey den *Untersuchungen über die verschiedenen Lebensalter* möchte Hr. *W.* doch wohl hie und da (§. 51 u. 52.) zu viel Juristisches mit eingemischt haben. Ganz vortrefflich ausgearbeitet und mit einer vorzüglich reichhaltigen Literatur versehen, ist die *zweyte* Abtheilung: *Von den das Geschäft der Zeugung betreffenden Untersuchungen.* Was die Hermaphroditen betrifft, so hat man doch Beobachtungen von *Haller*, *Petit* und *Renk*, nach welchen wenigstens die vorzüglichsten Theile beider Geschlechter bey Menschen gefunden wurden: so in einem Falle ein Hode, ein Samenbläschen, eine Scheide, eine Gebährmutter, eine fallopische Röhre, ein Eyerstock; also die eine Seite männlich, die andere weiblich. — Die Ursachen des *männlichen Unvermögens* sind noch nirgends mit einer solchen Genauigkeit angegeben, und wir vermissen als Ursache der *Impotentiae fecundandi*, bloss den nicht selten bey ausschweifenden Menschen vorkommenden Krampf der Harnröhre während des Beyschlafes. Mehrere §. 70. *lit. f.* vorkommende Ursachen der Unfähigkeit zur Erection würden wir lieber unter die psychischen Ursachen aufgenommen haben. Gegen die Zeugungsfähigkeit der *Anaspadiäen* und *Hypospadiäen* erklärt sich der Vf. mit Recht; der Schwängerung ohne Einbringung der Ruthe muss aber, nach unserer Meinung, in der Art widersprochen werden, dass man alle Erzählungen von solchen wirklich statt gehabten Fällen für Mährchen erklärt. Die Existenz der Triorchiden kann durchaus nicht geleugnet werden; *Jusfeldt* (*Diss. de lusibus naturae L. B.* 1772. S. 49.) hat sogar beobachtet, dass in gewissen Familien drey Hoden erblich waren. — Selbstbefleckung halten wir nicht für einen Gegenstand der gerichtlichen Arzneywissenschaft, sondern der medicinischen Polizey. — Die *Kennzeichen der Jungferschaft* sind mit Gründlichkeit gewürdiget. Die Möglichkeit der Empfängniss bey einem *stupro fraudulento consummato* will der Vf. weder geradezu behauptet, noch verneinet wissen. Rec. ist aber überzeugt, dass weder ohne Bewusstseyn, noch ohne thätigen Antheil des Frauenzimmers an dem Begattungsgeschäfte, diejenigen Veränderungen in ihren innern Geschlechtstheilen vorgehen können, die zur Empfängniss durchaus erforderlich sind. — Die *dritte* Abtheilung beschäftiget sich mit den die *Schwangerschaft und Geburt betreffenden Untersuchungen.* Der Vf. gehört nicht zu den gerichtlichen Aerzten, welche das Urtheil über Schwangerschaft in der zweyten Hälfte, ja noch gegen das Ende derselben, so sehr schwierig finden; sondern er hält dafür, dass man zuweilen schon vor der Hälfte der Schwangerschaft darüber Auskunft geben könne. Aber er dringt auf öftere und genaue Untersuchung, und empfiehlt Vorsicht im Urtheile. (Die Würdigung der von *Wigand* aufgestellten Kennzeichen haben wir vermisst.) Die Regeln bey der Untersuchung verdächtiger Schwangern sind vortrefflich. Nicht durchaus (und das mit Recht) verwirft der Vf. die erst kürzlich von *Richter* (*Synopsis prax. med. obstetric.* Moscov. 1810.) wieder geleugnete Ueberfruchtung und Ueberschwängerung. In dem *zweyten* Kapitel dieser Abtheilung wird, ausser *von den Kennzeichen einer wirklich geschehenen Geburt*, auch *von den durch die Geburt zur Welt geförderten Früchten* gehandelt. Die Literatur über die Missgeburten ist sehr vollständig. Ueber deren Ansprüche auf Erbschaft oder Ernährung bis zu ihrem Absterben zu urtheilen (§. 133.), gehört wohl nicht zur Competenz des gerichtlichen Arztes. — Vorzüglich gut sind in diesem Kapitel die Begriffe und Kennzeichen der Reife und Unreife eines neugebornen Kindes vorgetragen. Sehr gründlich und mit aller Unbefangenheit über spätreife Geburten. Sollten die frühreifen aber wirklich ganz zu verwerfen seyn? Rec. glaubt sich aus Gründen der Theorie und Erfahrung, die er an einem andern Orte mittheilen wird, berechtiget, sie anzuerkennen. — In der *vierten* Abtheilung werden die *zweifelhaften körperlichen und Seelenkrankheiten* untersucht. Zu einem der wichtigsten Unterscheidungszeichen der wahren Epilepsie von der falschen möchte noch gehören, dass bey jener die Physiognomie des Kranken durch die heftige Anstrengung der Gesichts- und Augenmuskeln, sehr bald merklich verzerrt wird, und die Kranken, als eine Folge der convulsivischen Bewegung der Augenmuskeln, mehrentheils anfangen zu schielen: welches letztere man wenigstens bey der simulirten Epilepsie nicht bemerken wird. Simulirte Blutflüsse sind zwar, wie der Vf. richtig sagt, nicht schwer zu entdecken; schwieriger ist aber doch der Fall, wenn auf äussere Verletzungen der Brust ein wahrer Bluthusten folgte, der in der Folge nun als fortdauernd angegeben wird. — Bey der Untersuchung der zweifelhaften Seelenkrankheiten ist der Vf. vorzüglich dem bekannten *Hoffbauerschen* Werke gefolgt, hat aber, ausser einer reichhaltigen Literatur, viele eigne Bemerkungen gegeben. — *Fünfte* Abtheilung: *Von den bey Verletzungen lebender Personen nöthigen Untersuchungen.* Hr. *W.* ist der erste, der diese Verletzungen von den an Leichnamen zu untersuchenden, unterschieden hat, und das verdienet Beyfall und Nachahmung. Es wird also schon hier der Begriff der Verletzung gegeben, diese, so weit sie während des Lebens zu beurtheilen sind, werden in heilbare und unheilbare, und in gefährliche und gefahrlose eingetheilt; dann die Verletzungen nach ihren verschiedenen Arten und Theilen beurtheilt. Rec. empfiehlt dieses Kapitel, vorzüglich in Hinsicht der gründlichen Diagnostik, allen gerichtlichen Aerzten,

ten, besonders denjenigen, die sich bey Beurtheilung nicht tödtlicher Verletzungen so häufig der grösten Uebereilungen zu Schulden kommen lassen. — So wie die Verletzungen, so sind auch, und zwar mit gleichem Rechte, in der *sechsten* Abtheilung: *die Untersuchungen der Vergiftungen lebender Personen* von der in der Folge vorkommenden Untersuchung der Leichname, rücksichtlich des Todes von Vergiftungen, unterschieden. Den Begriff des Giftes will der Vf. lieber gar nicht festsetzen, da derselbe allemal auch nur relativ sey, die Wirkungsart des Giftes sey weder chemisch, noch dynamisch allein; zu den Verletzungen können Vergiftungen nicht gerechnet werden. Mit Verwerfung der übrigen Eintheilungen der Gifte, hält er die (*Metzgersche*) in scharfe, betäubende und austrocknende, für die fruchtbarste und zweckmäfsigste, nach welcher Eintheilung denn auch die in der gerichtlich medicinischen Praxis am häufigsten vorkommenden Gifte und ihre Wirkungen angegeben werden. — *Siebente* Abtheilung: *Von den die Anwendung der gerichtlichen körperlichen Zwangsmittel und Strafen betreffenden Untersuchungen.* Auch dieser Gegenstand war bisher in den mehrsten Lehr- und Handbüchern der gerichtlichen Arzneywissenschaft vermisst worden.

(Der Beschluss folgt.)

ALLGEMEINE SPRACHKUNDE.

Oels: *Vorschule der allgemeinen Sprachlehre* (von *Chlebus*). Zunächst zum Gebrauch der beiden untern Klassen des Gymnasium zu Oels. 1813. 36 S. 8.

Diese Schrift enthält mehr Winke als Ausführung; entspricht ihrer ersten Bestimmung, und wird gewiss in manchem Leser den Wunsch erzeugen, dass der Vf. sie weiter ausführen möchte. Zuerst ist mit Einsicht die Eintheilung der Wörter nach verschiedenen Rücksichten als ein Ueberblick aufgestellt; dann ist gezeigt durch eine Fabel wie man die Kinder selbstthätig zum Bewusstseyn und zum richtigen Gebrauch dieser Wörter bringen könne, und zuletzt folgt ein Abriss der Regeln für die Rechtschreibung. — Der Gedanke, die ganze Wort- und Satzlehre (Grammatik) durch Erzählungen, Fabeln und andere Beyspiele einzuüben, entstand vorzüglich in den sogenannten Philanthropinisten und wurde von mehrern, in der neuern Zeit aber vorzüglich durch *Hahn* ausgeführt. Viele der neuesten Erzieher haben diesen Weg ganz verworfen, und wollen mehr den Begriff selbst in seinem Wesen als in seinem äussern Daseyn in einem bestimmten Falle auffassen lassen. Rec. der hier weder für das Eine noch gegen das Andere sprechen will, muss freymüthig gestehen, dass obgleich er einen ganz andern Weg in dem Sprachunterricht geht als Hr. *Chlebus*, er dennoch die Bemühungen desselben hochschätzt, und seine Gewandtheit und Mannichfaltigkeit in der Anwendung des Einen Beyspiels lobenswerth findet: denn ein Beurtheiler der nur sich wieder finden will in einer Schrift, ist einseitiger als irgend ein Handwerker es seyn kann. Um aber auch seiner Pflicht nach dazu beyzutragen, dass immer mehr und mehr die Wahrheit befördert wird, so mögen einige Einzelnheiten noch herausgehoben werden.

Auf dem Titel steht *allgemeine Sprachlehre*. Der Beurtheiler glaubt, dass der Weg, den Hr *Chlebus* einschlägt, nur für die Muttersprache ist, und nicht wie Er will (S. 9.), auch für andre, bey denen das Gedächtniss muss mehr in Anspruch genommen werden. — Die *Sprache* ist wohl nicht bloss hörbare sondern auch sichtbare Bezeichnung unsrer Vorstellungen (Schriftsprache) und auch nicht einmal bloss durch Worte (denn es giebt ja auch eine Fingersprache, eine Augensprache). — Nach S. 4. scheint es, als wenn der Vf. die *Copula* nicht anerkenne, sondern meyne, dass der Satz bloss aus *Subject* und *Praedicat* bestehe. Das ist sehr wahr, und die Lehre von der *Copula* verwirrt die Kinder. — S. 6. ist so klar zu sehen, dass eigentlich jedes *Verbum* ein Zustandswort sey; warum nahm der Vf. diesen Namen nicht? *Redewort* ist auch gut, aber Zeitwort ist schlecht: denn *heute, jetzt u. s.* halten die Kinder auch für Zeitwörter. — Wäre es nicht gut auch beym Unterricht in der deutschen Sprache auch auf die Quantität der Sylben zu sehen? für ein richtiges Lesen und Sprechen ist diess wichtig. *Perschke's* Orthoëpometrie ist nicht übel dazu. — Dass der Vf. die *Wolfsche* Eintheilung der verschiedenen Zeiten auch auf die deutsche Sprache angewandt, freut Rec. um so mehr, da es für ihn eine Bestätigung ist: nur den Zustand der noch anzufangenden Handlung hat der Deutsche nicht einfach gedacht; daher muss er auch im Deutschen wegfallen: denn Umschreibungen sind keine Grundformen. — Den Unterschied des dreyfachen *e* kann Rec. nicht billigen; ihm scheint trotz *Olivier* dieser Unterschied theilweise auf einer falschen Aussprache, theilweise auf der Biegsamkeit des *e* zu beruhen. — Der Vf. scheint bey den Stimmlauten (Vocalen) auch noch, wie die meisten Sprachforscher, einen Unterschied zwischen Dehnung und Verlängerung, Verkürzung und Schärfung zu machen. Das Gesicht täuscht oft das Ohr. — Dass *den* und *wen* kein doppeltes *n* haben, ist nicht auffallend, da ja das *e* lang ist. — Sehr richtig ist die Abtheilung der Sylben nach der Aussprache.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1814.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

1. Berlin, b. Dieterici: *Handbuch der gerichtlichen Arzneywissenschaft* u. s. w.; — — von Dr. *C. F. L. Wildberg* u. s. w.

2. Berlin, b. Hitzig: *Lehrbuch der gerichtlichen Medicin* u. s. w.; — — entworfen von *A. Henke* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Herr *Henke* (Vf. von No. 2.) stellt im *ersten* Kap. *Untersuchungen über neugeborne Leibesfrüchte* an. Zuerst von den Missgeburten, unförmlichen Geburten und Molen. Dass der Vf. über die Entstehung der Missgeburten sich zu sehr verbreitet, können wir nicht billigen; auch über die Molen ist er, zumal für ein Lehrbuch, zu weitläufig. Die Geburten theilt er zuvörderst in unreife und spätreife; erstere in Fehlgeburten und Frühgeburten. Für die Spätgeburten erklärt er sich in der Art, dass eine längstens nur einen Monat über den regelmäsigen Termin verspätete Geburt für legitim erkannt werden könne, wenn die Umstände dabey zu Gunsten der Mutter zusammentreffen. Die Literatur dieses Kapitels hätte wohl reichlicher ausfallen können. Kap. 2. *Untersuchungen über das Lebensalter.* Es werden nur vier Perioden des menschlichen Lebens angenommen. Kap. 3. *Untersuchungen über zweifelhafte Geschlechtsverhältnisse.* Wir leugnen zwar nicht, dass die hier vorkommenden Gegenstände recht gut abgehandelt sind, müssen aber doch No. 1. bedeutende Vorzüge zugestehen. Für die Zeugungsfähigkeit der Hypospadiäen erklärt sich der Vf., wenn die Oeffnung sich an einer solchen Stelle befinde, dass der Saame durch dieselbe in die weibliche Scheide *ergossen* werden könne. Sollte dieses *Ergießen* aber hinreichend, nicht vielmehr, wie Rec. in diesen Blättern bereits behauptet hat, ein wirkliches *Hinausschnellen*, welches doch nur bey der ganz normalen Bildung der Ruthe möglich ist, zur Befruchtung erforderlich seyn? — Kap. 4. *Untersuchungen über den zweifelhaften Gesundheitszustand.* Sehr gründlich bearbeitet. Der Definition des Wahnsinns: „*Störung des freyen Selbstbewusstseyns*, wodurch der Kranke ausser Stand gesetzt wird, das Subjective vom Objectiven, seine innern Empfindungen von äusserlichen sinnlichen Eindrücken zu unterscheiden", geben wir um so mehr unsern Beyfall, je mehr wir der Ueberzeugung sind, dass der Hauptcharakter des Wahnsinns, wie jeder wahren Seelenkrankheit, in der verlornen Freyheit des Bewusstseyns bestehe; eine für die Criminalrechtspflege gewiss sehr wichtige Ansicht. — Dass eine *Manie* ohne Verstandeszerrüttung sich denken lasse, wie Hr. *H.* §. 258. annimmt, können wir nicht zugeben. Denn die Manie charakterisirt sich durch blindes, ungestümes Handeln, aber *bey völliger Vernunftlosigkeit;* letzteres ist indessen das Wesen der Seelenkrankheit, jenes bloss die Form. Dass Kranke vor den Ausbrüchen ihrer Mordlust die Anwesenden zuweilen selbst gewarnt haben, kann wohl unmöglich gegen unsere Behauptung etwas beweisen. — Vielmehr deutet diese Warnung auf ein schon vorhandenes Gefühl des herannahenden Paroxysmus, und — wenn wir alle Simulation ausschliessen — der in demselben eintretenden Vernunftlosigkeit.

Zweyter Abschnitt. *Von den gerichtlich-medicinischen Untersuchungen an Todten.* Dankbar wird es hoffentlich jeder gerichtliche Arzt erkennen, dass beide Verfasser bey der Bearbeitung dieses für die Criminaljurisprudenz so wichtigen Theiles der gerichtl. AW. mehr geleistet haben, als alle ihre Vorgänger; welches aber ganz besonders von dem *Wildbergschen* Handbuche gilt. Der Vf. desselben, nachdem er zuvor die Frage über Priorität des Todes beantwortet hat, handelt in der *ersten* Abtheilung *von den Untersuchungen todter neugeborner Kinder*, und zwar zuerst in Hinsicht des vor der Geburt erfolgten Todes, dann in Hinsicht der Todesarten. Wir können hier unmöglich dem Vf. Schritt vor Schritt folgen, sondern müssen uns begnügen, das Wichtigste auszuheben. Mit groser Klarheit und physiologischem Scharfsinne zeigt der Vf., dass die Behauptung der Respiration des Kindes im Eye gegen die Möglichkeit streite, und dass die selbst erst neuerdings vorgekommenen Fälle vom *vagit. uter.*, nie für *wirkliches* Athmen und Schreyen angenommen werden können. Und welcher vorurtheilslose Arzt wird nicht darin mit dem selbstprüfenden Vf. übereinstimmen! (In Moscau wollen zwar Väter und Mütter das Wimmern des Kindes im Mutterleibe gehört haben (vgl. *Richter Synopsis etc.*); kann man vernünftigerweise dieses aber wohl für etwas Anderes, als Täuschung halten?) Eher hält Hr. *W.* es für möglich, dass das wahre Athemholen, allenfalls auch das Schreyen beginnen könne, wenn ein mit den Füssen vorkommendes Kind so weit geboren ist, dass schon die Brust frey, und nur noch der Kopf in den Geburtstheilen der Mutter zurück und so gelegen ist, dass die Luft zu dem Munde des Kindes gelangen kann. — Unter dem Namen „*Lungenprobe*" begreift der Vf. „die gan-

ganze Unterfuchung der Lungen, oder alle mit denfelben fowohl an fich, als auch mit Rückficht auf alle übrigen fich ergebenden Umftände anzuftellenden Beobachtungen und Verfuche nebst den daraus herzuleitenden Urtheilen zufammengenommen"; und er fetzt hinzu, dafs, „da diefer Begriff viel weiter fey, als der fonft angenommene, auch nothwendig das Urtheil über die Beweiskraft der Lungenprobe nach feinem Begriffe ganz anders ausfallen müffe; indem diejenige Beweiskraft, welche der ganzen Lungenprobe zukommt, unmöglich einem einzelnen Theile derfelben zugefchrieben werden könne." So richtig diefe Anficht uns fcheint, fo wenig können wir es bergen, dafs der Begriff der Lungenprobe uns nicht klar und präcis genug gegeben fcheint. Nehmen wir die von dem Vf. aufgeftellten Erforderniffe zur Gültigkeit der Lungenprobe zufammen, fo läfst fich — nach unferer Meinung — ein weit beftimmterer Begriff diefes Experiments geben; nämlich: „die genauefte Unterfuchung aller Unterfchiede der Befchaffenheit der Brufthöhle und ihrer Eingeweide zwifchen dem Fötus und dem neugebornen Kinde, oder überhaupt dem athmenden Menfchen, nebst dem daraus fich ergebenden Urtheile." Uebrigens erfucht Rec. die Zweifler und Gegner der Lungenprobe, diefes Kapitel des *Wildbergifchen* Werkes, welches jüngere gerichtliche Aerzte fleifsig ftudiren mögen, mit Ruhe und Unbefangenheit zu würdigen. Hoffentlich wird der Vf. fich die Ehre erwerben, die erft neuerdings felbft von verdienftvollen Aerzten wieder angefochtene Glaubwürdigkeit der Lungenprobe in der ärztlich-gerichtl. Praxis wieder befeftigt zu haben. — Mit gleicher Gründlichkeit und Unbefangenheit erklärt fich der Vf. über den Werth der *Ploucquetfchen* Lungenprobe, der fogenannten Harnblafenprobe und der Sugillationen, als medicinifch-gerichtlicher Beweismittel. — Die *zweyte* Abtheilung handelt von den *Unterfuchungen der Leichname in allen Altern des Lebens, in Hinficht der gewaltfamen Todesarten.* Kap. 1. *Von den Unterfuchungen der Leichname in Hinficht des Todes von Verletzungen.* Der Vf. hat die fchon vor einigen Jahren in einer kleinen Schrift bekannt gemachte Eintheilung der Verletzungen, die auch aus *Kopp's* Jahrbuche bekannt ift, unverändert beybehalten. Die Urtheile über diefelbe find verfchieden; eine umftändliche Kritik kann hier aber keinen Platz finden, fondern wir müffen uns auf folgende Erinnerungen befchränken. — Dafs die abfolute Lethalität einer Verletzung nie *in abftracto*, fondern immer nur *in concreto* beftimmt werden müffe, das können wir nicht zugeben. Denn der Rechtsgelehrte, wie aus *Tittmann's*, *Grollmann's* u. a. Schriften, fo wie aus der königl. Preufsifchen Criminalordnung (1806. Th. 1. §. 169.) hervorgeht, verlangt in vorkommenden Fällen lethaler Verletzungen von dem gerichtl. Arzte durchaus die Berückfichtigung der Frage: ob die Verletzung bey jedem Menfchen ohne Unterfchied den Tod nach fich ziehen mufste? Hierauf fich einzulaffen, ift der gerichtliche Arzt verpflichtet, gefetzt auch, er könnte aus Gründen feiner Wiffenfchaft darthun, dafs die Frage fich nur fehr felten beftimmt beantworten laffe. Aus welchen Gründen der Rechtsgelehrte aber jene Frage beantwortet wiffen will? diefes zu unterfuchen und zu beurtheilen, gehört auf keinen Fall zur Competenz des gerichtlichen Arztes. Ift diefes richtig — wie es hoffentlich die Rechtsgelehrten finden werden, — fo wird auch die Eintheilung in *laefiones abfolute in abftracto* und *laef. abfolute in concreto lethales*, in der gerichtl. AW. beftehen müffen. — Dafs wir ferner dem Vf. und andern medic.-gerichtlichen Schriftftellern darin nicht Recht geben können, wenn fie die zum Tode mitwirkende Urfache, die bereits *vor* der Verletzung vorhanden, unter das *accidens* bringen, das haben wir bereits bey einer andern Gelegenheit in diefen Blättern gefagt. — Ob endlich eine Idee der ältern Zeit über an und für fich tödliche Verletzungen (diejenigen nämlich, welche in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle von tödtlichem Ausgange find, aber wo fich doch auch unter einem felten glücklichen Zufammentreffen aufserordentlicher Naturkräfte und hoher Kunft fichere Beyfpiele der Rettung ergeben haben,) von der gerichtlichen AW. fo ganz aufgegeben werden könne, das ift, nach unferer Meinung, noch nicht entfchieden. *An fich tödtlich* dürfen folche Verletzungen zwar nicht genannt werden: denn im Grunde ift, wie *Tittmann* fehr richtig bemerkt, jede tödtliche Verletzung an fich tödtlich; fie find aber doch beftimmt *von abfolute lethales*, und würden zwar von den mehreften Neuern unter die *individuelle — accidentelle* — tödtlichen Verletzungen, wenn es fich gleich fragte: mit welchem Rechte? gebracht werden. Zu wünfchen wäre es in der That, dafs diefe Controverfen endlich einmal durch Uebereinkunft der Aerzte unter einander und mit den Rechtsgelehrten ausgeglichen würden, oder dafs allenthalben, wie im Preufsifchen, die Legislation den Ausfpruch thun möchte. — Kap. 2. *Von der Unterfuchung der Leichname in Hinficht des Todes, entweder von Entziehung der zum Leben nothwendigen, oder vom Uebermaafse anderer Reizmittel.* Vorzüglich lehrreich über Erftickungen. — Kap. 3. *Von der Unterfuchung der Leichname in Hinficht des Todes von Vergiftungen.* Hier kommen nun die Wirkungen der verfchiedenen Giftarten an den Leichnamen vor. Dafs Leichen der mit Arfenik Vergifteten *zuweilen* fehr fchnell in Fäulnifs übergehen, davon kennt Rec. zwey Beyfpiele aus eigner Erfahrung. In dem einem Leichname, der auf Befehl eines hohen Gerichtshofs fünf Tage nach der Beerdigung im heifsen Julius wieder aufgegraben, und an welchem die Arfenikvergiftung erwiefen wurde, war die Fäulnifs fchon zu einem fo hohen Grade geftiegen, dafs Rec. fich kaum zur Obduction entfchliefsen konnte; und in einem andern Falle von Arfenikvergiftung, wo die Section 2 Tage nach dem Tode gefchah, und noch über eine Drachme des Gifts im Magen und Zwölffingerdarm gefunden wurde, hatte die Fäulnifs gleichfalls fehr überhand genommen. — Die Anleitung zur Prüfung der verfchie-

schiedenen Gifte ist nach den besten Quellen bearbeitet. — Den Beschluss des lehrreichen Werkes im *vierten* Kap. machen die *Untersuchungen der Leichname in Hinsicht der körperlichen Spuren eines zerrütteten Gemüthszustandes bey Selbstmördern.*

Auch dem *zweyten* Abschnitte von Hrn. *Henke's* Lehrbuche können wir unsern Beyfall nicht versagen, wenn wir gleich in mehreren Dingen mit dem Vf. weit weniger übereinstimmen, wie mit dem Hrn. *W.* Vorzüglich lehrreich ist das *erste* Kap.: *Untersuchungen über Verletzungen.* Genauer, aber weniger in compendiarischer Kürze, als Hr. *W.*, würdigt der Vf. die verschiedenen ältern und neuern Eintheilungen der tödtlichen Verletzungen. Er selbst erklärt sich für die *Wildbergische* Classification, verwirft jedoch die *Ploucquetsche* Eintheilung in allgemein und individuell tödtliche Verletzungen nicht, wohl aber die an sich tödtlichen. In Hinsicht der Untersuchung und Beurtheilung der Tödtlichkeit der Verletzungen nach der Verschiedenheit der verletzten Theile hat das *Wildbergische* Handbuch entschiedene Vorzüge, nicht bloss vor dem *Henkeschen* Lehrbuche, sondern, wie jeder ruhig prüfende Leser eingestehen wird, vor allen bisher erschienenen Lehr- und Handbüchern der gerichtl. AW. Wir wollen damit Hrn. *Henke's* Werk keinesweges herabsetzen, vielmehr ertheilen wir demselben das gewissenhafte Zeugniss, dass es auch über diesen Gegenstand belehrender ist, als viele andere Lehrbücher. Welche Gründe dieser Vf. übrigens gehabt haben könne, auch in diesem Abschnitte mit der Literatur so karg zu seyn, möchten wir gern hören. Einem solchen Manne konnte es nicht schwer fallen, auch dadurch sein Lehrbuch noch brauchbarer zu machen. — Wenn der Vf. über die irrige Ansicht der meisten Criminalisten, „dass nur derjenige Urheber der Tödtung sey, und als solcher gestraft werden könne, durch dessen Handlung dem Getödteten eine absolut-tödtliche Verletzung zugefügt worden" (§. 397. 2.), urtheilt, so werden dieses die Rechtsgelehrten nicht mit Unrecht tadeln; so wahr es übrigens auch seyn mag, was der Vf. am Ende des angeführten §. sagt. — Auch das *zweyte* Kap.: *Untersuchungen über die durch Entziehung oder Uebermaass der zum Leben erforderlichen Reize bewirkten Todesarten*, rechnen wir zu den *vorzüglichen dieses Lehrbuchs.* Dass bey durch Erstickung getödteten Frauenzimmern nicht selten die Gebährmutter, Trompeten und Eyerstöcke sehr aufgetrieben und ihre Gefässe beträchtlich mit Blut angefüllt gefunden werden, hat eine häufige Erfahrung bewiesen; es ist hievon aber weder in No. 1., noch in No. 2. die Rede. Das *dritte* Kap.: *Untersuchungen über zweifelhaften Selbstmord*, hat uns nicht ganz befriedigt. Ueberhaupt ist dieses wichtige Kapitel beynahe von allen medic.-gerichtlichen Schriftstellern viel zu oberflächlich behandelt worden, wie *Osiander's* neueste treffliche Schrift deutlich genug beweiset. Dass der Selbstmord von der zufälligen Selbstödtung unterschieden werden müsse, hat *Elvers* (bey *Kopp*) erst kürzlich erinnert. — Das *vierte* Kap. enthält *Untersuchungen über zweifelhafte Priorität des Todes.* — *Fünftes* Kap.: *Untersuchungen über zweifelhafte Todesarten neugeborner Kinder.* Des Vfs. Urtheil über die Lungenprobe ist bereits aus *Horn's* Archiv u. s. w. bekannt. Noch jetzt erklärt er sie für ein unzureichendes, manchen Zweifeln, Täuschungen und Einschränkungen unterworfenes Experiment; er setzt jedoch hinzu, dass es in vielen Fällen wenigstens ein sehr wahrscheinliches Urtheil begründe. Dass wir durchaus nicht seiner Meinung sind, erhellet aus dem obern Gesagten; es ist indessen hier der Ort nicht, seine Gründe näher zu beleuchten. Wer *Wildberg's* Handbuch und dann die Recension der besonders abgedruckten Abhandlung des Hrn. *Henke* in der Salzb. med. chir. Zeit. 1812. IV. 353. fg., mit Nachdenken gelesen, und sich nicht schon vorher vorgenommen gehabt hat, Partey zu nehmen, wird wahrscheinlich auf des Erstern Seite treten. — Dass übrigens das Verfahren bey der Lungenprobe nicht genau angegeben worden, können wir nicht billigen, da dasselbe doch wohl in einem Lehrbuche der gerichtlichen A. W. nicht fehlen darf. — Ueber die zweifelhaften Todesarten neugeborner Kinder sehr gründlich. — Der *dritte* Abschnitt handelt die *gerichtl. medic. Untersuchungen an leblosen Substanzen* ab. Zuerst die allgemeinen Bestimmungen über Gifte und Vergiftungen, dann die Eintheilung der Gifte (nach *Metzger*), die Ausmittelung und Beweise geschehener Vergiftung, und zum Schluss die chemischen Prüfungsmittel der Gifte.

Beide Schriften zeichnen sich noch durch eleganten Druck, No. 1. besonders durch ein genaues Namen- und Sachregister aus.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Maynz, Strasburg u. Luxemburg: *Bildet der Rhein die natürliche und schützende Gränze von Deutschland?* Ein Wort der Besorgniss im November 1813. 12 S. 8.

Die Antwort auf diese Frage fällt, wie man leicht aus dem charakteristischem Zusatze des Titels schliessen wird, *verneinend* aus. Die entgegengesetzte Meinung scheint dem Vf. höchst irrig und gefährlich; für ihn giebt es nur *eine* wahrhaft natürliche Gränze; nur die *Sprache* an sich und als Ausdruck der Volkseigenthümlichkeit entspricht befriedigend diesem Begriffe; nur erst nächst ihr, doch weit unvollkommener, wird diese Scheidungslinie durch *Gebirge* bezeichnet, die den Namen nur dann erst mit Recht verdienen, wenn sie, wie es häufig der Fall ist, zugleich die Sprachen trennen. — Diese Meinung hat, wie Rec. oft genug bemerkte, unter Männern, die mit der Geschichte und Volkskunde vertraut sind, viele Anhänger, und gewiss mit Recht: denn wenn gleich mehrere Einwendungen gemacht werden können, (dass oft an den Gränzen eine Spra-

Sprache allmählich in die andere überzugehen scheint, dass oft die Bewohner eines und desselben Gebirges auf beiden Seiten dieselbe Sprache reden, wie diess- und jenseits der Pyrenäen die Baskische gefunden wird u. s. w.): so dürften doch diese Einwendungen ohne grosse Schwierigkeit zu beseitigen seyn, und die entgegengesetzte Meinung würde im Allgemeinen durch viele Gründe vertheidigt werden können, wie sie es verdiente. Wir hätten daher gewünscht, dass der Vf. sich nicht damit begnügt hätte, die auf dem Titel angegebene Frage, besonders mit Anwendung auf die Rheingränze zwischen Deutschland und Frankreich, negativ zu beantworten, sondern dass er auch den Beweis für die Sprache als Gränze näher ausgeführt haben möchte. Einem Vf., wie ihm, der Einsicht mit kraftvoller Darstellung verbindet, hätte dieses Unternehmen nicht schwer werden können; und wir möchten ihn daher auffordern, diess kleine Schrift von neuem bearbeitet herauszugeben, die unter den gegenwärtigen Umständen Grosses wirken dürfte.

GESCHICHTE.

ELAIOPOLIS (Oels) u. BRESLAU, in Comm. b. Barth: *Das befreyte Preussen im Jahre* 1813. Eine Volksschrift in zwanglosen Heften. *Erstes* Stück; im September 1813. 74 S. 8. (Geheftet 4 gr.)

Wenn dieser Krieg, wie gewiss, ein Krieg des *deutschen Volkes* gegen Frankreichs Macht, Uebermuth und Unterjochung ist, wie er sich immer mehr bewährt, da die Fürsten Deutschlands nicht mehr allein Deutsche heissen, sondern auch Deutsche in That und Wort seyn wollen, was ihre Völker sehnlichst vom Himmel erflehten, — wenn diess ist, so muss es auch einem jeglichen Deutschen möglich gemacht werden, die Geschichte dieser Zeit zu erfahren, und die Grossthaten seiner Landsleute ganz zu erkennen. — Die Zeitungen geben uns nur ein zerstücktes Bild, und sind auch für manchen Bürger, besonders aber für den Landmann, nicht allgemein zu erhalten. Es ist daher ein sehr löbliches Unternehmen, für einen billigen Preis diese Darstellung des Krieges dem Bürger und Landmann anzubieten, da sie ausserdem noch so geeignet ist, dass sie auch von höhern Ständen mit Vergnügen und Belehrung wird gelesen werden können. Wir glauben daher diess Unternehmen mit vollem Rechte empfehlen zu dürfen.

Das *erste* Heft geht von der Eröffnung des Feldzuges bis zu den Schlachten bey Dennewitz und Kulm; das *zweyte* Heft wird uns wohl die ruhmvollen Tage des October bringen, die uns gewiss machten, dass Deutschland bald frey seyn wird, und den Uebermuth der französischen Heere und ihres Führers gänzlich brachen. Das Ganze ist mit Umsicht zusammengetragen, und es lässt sich leicht nachweisen, woher die Nachrichten entlehnt sind. Einige Unrichtigkeiten, die wir bemerkt haben, glauben wir hier anzeigen zu müssen. S. 11.: Torgau und Königstein waren im April d. J. nicht von Franzosen, sondern nur von Sachsen besetzt; und es ist hinlänglich erwiesen, dass der König von Sachsen sowohl dem Kaiser von Oesterreich, als auch den Verbündeten versprach, Torgau nicht den Franzosen einzuräumen. S. 29. muss es wohl heissen, anstatt: Dadurch ward General v. *Blücher* genöthigt, „dadurch ward General v. *Kleist* genöthigt." Nach allen Nachrichten ist es unrichtig, dass, wie S. 49. steht, schon im letzten Drittel des Junius die ersten Unterredungen zwischen den verbündeten hohen Häuptern und dem Kaiser von Oesterreich in Böhmen Statt fanden; sie erfolgten erst in Prag nach geschehener Kriegserklärung und geschlossener Verbindung. S. 55.: es ist gewiss, — nicht bloss wahrscheinlich, wie der Berichterstatter erzählt, — dass Napoleon in Schlesien, vor der Schlacht an der Katzbach, selbst commandirt hat, und darauf erst nach Dresden zurückkehrte. S. 67. ist das Gefecht mit dem Girard'schen Heer zu spät erzählt; es fällt einige Zeit früher, *vor* der Schlacht bey Dennewitz, *nach* der es hier erst erzählt wird.

Der grösste Uebelstand in dieser sonst beyfallswerthen Schrift ist die übergrosse Menge der fremden Ausdrücke, von denen sie strotzt, und die man doch endlich einmal wohl wird vermeiden können. Wir setzen eine Reihe derselben hierher: amüsirte, Alliirten, Defilee, orientiren, Lection, detaschirt, retrograde, Ressourcen, forschiren, Soutien, Partisane, Souverain, Moment, colossalisch, combinirt, Discussion, intim, Position, harceliren, Retirade, Attaken, revangiren, Coup de main, Communication u. s. w. Nimmt man nun an, dass eine Menge dieser Worte mehrmals vorkommen, dass einige andere, nicht mit angeführte, schwer zu vermeiden sind, so wird man ohne Versicherung wohl glauben, dass das Ganze sehr buntscheckig aussieht. Wir aber, fest überzeugt von der Kraft und dem Reichthum unsrer deutschen Sprache, wollen herzlich wünschen, dass man endlich einmal aufhören möge, diesen Bettlermantel der Schreibart, aus tausend fremden Worten zusammengeflickt, auszuhängen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1814.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Wien, in d. Camesina. Buchh.: *Deutsches Museum*, herausgegeben von *Friedrich Schlegel*. Jahrgang 1812. *Erster* Band, *Januar* bis *Junius*. 541 S. *Zweyter* Band, *Julius* bis *December*. 553 S. 8. (8 Rthlr.)

Geschichte, Philosophie, Literatur und Kunst sind die Gegenstände, denen, nach der Vorrede, diese Zeitschrift gewidmet ist. An zwey entgegengesetzten Uebeln leide die deutsche Literatur. Das erste sey eine gewisse ästhetisch philosophische Gleichgültigkeit, welche nur keine moralischen und religiösen Bande dulde und anerkenne, sonst aber jedwede andren Bande und Fesseln leicht ertrage, so lange es ihr dabey vergönnet bleibe, alles was in des Menschen Gehirn hineingeht und was nicht hineingeht, auf ihre Weise durch einander zu würfeln und ein wissenschaftlich poetisches Spiel damit zu treiben. Das zweyte Uebel sey ein sich noch immer regender beschränkter Provinzialgeist, welcher schon so oft an der deutschen Literatur bemerkt und getadelt worden. Diesem Uebel, glaubt der Herausgeber, könne schon dadurch begegnet werden, dass man nur die Idee der Nation in einem grösseren und umfassenden historischen Maasstabe aufstelle und immer gegenwärtig erhalte. Dann werde sich der Gesichtskreis, wo er noch zu beschränkt ist, bald von selbst allmälig erweitern. Jenem, ungleich gefährlichern, Uebel der moralischen Erschlaffung und Gleichgültigkeit gegen Wahrheit und Recht könne, weil das Uebel aus einer falschen, sophistisch unverständlichen und spielenden Philosophie entstanden sey, auch nur durch eine bessere, dem ernsten Geiste der Wahrheit und der Gerechtigkeit wiedergegebne Philosophie abgeholfen werden. Fürwahr zwey grosse, der vereinten Bemühungen redlich deutschgesinnter Männer würdige Zwecke! Noch mehr befriedigt eine andere, in der Ankündigung des zweyten Jahrganges im Novemberhefte befindliche Erklärung über den Zweck dieser Zeitschrift, weil sie nicht, wie jene, im Gegensatze ausgesprochen ist, und darum weniger die Besorgniss einer neuen Einseitigkeit erregt. „Deutsche Sprache und Geschichte — heisst es da — deutsche Kunst und Erkenntniss nach unsern besten Kräften zu befördern, und alles Vorzügliche, dahin Wirkende zur allgemeinen Kunde und Anerkennung zu bringen, ist im Allgemeinen der Zweck dieser Zeitschrift. Wir möchten für so vieles *Einzelne* Gute und Schöne, was in deutscher Art und Sprache gedacht und hervorgebracht wird, einen *gemeinschaftlichen Mittelpunkt* aufstellen, die zerstreuten geistigen Kräfte des Vaterlandes immer mehr vereinigen, und eben dadurch auch den Geist und selbst die Gesinnung der Nation aufrecht erhalten und befestigen." Wer wollte nicht einem solchen Unternehmen den erfreulichsten Erfolg wünschen? Auch ihm werden, hoffen wir, die grossen Zeitereignisse günstig seyn, die nach Abwerfung beschränkender Fesseln und lähmender Rücksichten eine kräftigere und einmüthigere Entwicklung des deutschen Geistes und Gemüthes mit Recht erwarten lassen. — Bey der Anzeige des *ersten* Jahrganges werden wir zwar auch schon desswegen kurz seyn, weil sie verspätet ist; doch halten wir für zweckmässig, jedes Aufsatzes wenigstens zu erwähnen. Denn mit Recht wird von der Anzeige einer solchen Zeitschrift verlangt, dass diejenigen, welche bisher die Zeitschrift selbst zu lesen verhindert waren, daraus erfahren können, ob nicht Aufsätze in ihr enthalten sind, die durch die Beziehung, worin sie zu ihrer Gemüthslage oder ihren Beschäftigungen stehen, ihnen die Pflicht auflegen, sich genauer damit bekannt zu machen. Die zu einander gehörigen Aufsätze aber werden wir aus mehrern Heften zusammenfassen.

Januar. Ein schönes Gedicht, die *Sprache* überschrieben, von *A.* Freyherrn *von Steigentesch*, eröffnet würdig den Eingang zu diesen deutscher Sprache, wie deutscher Geschichte, Kunst und Wissenschaft geweiheten Darstellungen. Was war uns damals (im Januar 1812) von Gemeingütern übrig, als die Sprache? So singt auch der Dichter:

Die Stärke schläft, die Götter drohen,
Kein Hermann bricht des Römers-Joch,
Des Vaterlandes Retter flohen,
Nur seine Sprache blieb uns noch.
Bewahrt diess Erbtheil unsrer Ahnen,
Die Sprache, die, veredelt, blieb,
Seitdem das Schwert des Alemanen
Dem stolzen Rom Gesetze schrieb.

Wir lernten sie damals als das einzige von aussenher unverletzliche Gut kennen, zu dem wir flüchten, in dem wir uns einigen, aus dem wir Trost und Hoffnung schöpfen konnten; an ihr fast allein hielt sich noch die Zuversicht der Rettung des deutschen Volkes. Desto reiner und inniger möge nun, in der Zeit der Freyheit, die Liebe seyn, womit wir uns ihr ergeben, desto zarter und heiliger die Scheu, womit wir sie gebrauchen! — Darauf folgt ein Aufsatz: *über das Lied der Nibelungen*, von *A. W. Schlegel*, der nebst zwey andern Aufsätzen in dem Junius- und Julius-

liushefte als Probe einer einleitenden Untersuchung über den Ursprung und den Inhalt des Gedichtes der Nibelungen anzusehen ist, welche Hr. *Schl.* einer vollständigen, sowohl kritischen als sach- und worterklärenden, im Octoberhefte angekündigten, Ausgabe dieses Gedichtes vorausschicken wird. Wir freuen uns dieses Versprechens, indem wir von der Gelehrsamkeit und der Darstellungsgabe des Hn. *Schl.* eine den Bedürfnissen aller gebildeten Leser entsprechende Ausgabe erwarten. Auch die vorliegenden Aufsätze berechtigen zu dieser Erwartung sowohl durch die Auswahl des Inhalts, als auch durch die Leichtigkeit der Anordnung und die Einfachheit des Ausdrucks. Der erste hat zum Hauptzwecke, zu zeigen, dass das Gedicht der Nibelungen verdiene, vor allen andern wieder unter das Volk gebracht und in den Schulen gelesen zu werden. Wir stimmen in so fern bey, dass wir für recht und nützlich halten, dass unsere Jugend *auch* mit dem Gedichte der Nibelungen, so wie überhaupt mit unserer alten Poesie und Literatur vertraut gemacht werde; glauben aber, dass jenes Gedicht, wie es da steht, unsrer Jugend noch zu fremd sey, sich noch zu wenig an ihre Bildung anschliesse. Durch die Erweiterung des Unterrichts in der Geschichte der Deutschen würde allein um so weniger geholfen werden, je mehr dieser Unterricht in der Art ertheilt würde, worin bis jetzt unsere Geschichte bearbeitet worden ist. Nur die *Sagengeschichte* des deutschen Volkes, aus lebendig deutschem Gemüthe vorgetragen, würde, dünkt uns, unsere Jugend in die rechte Empfänglichkeit für unsere alten Dichterwerke zurück versetzen. Auch fehlt es noch zum Zwecke des Schulgebrauches an einer, nicht modernisirten, sondern treuen, etwa mit kurzen Worterklärungen versehenen, und wohlfeilen Ausgabe jenes Heldenliedes. In dem *zweyten* Aufsatze werden Untersuchungen angestellt, zuerst über das Alter des Nibelungenliedes in der Gestalt, wie es auf uns gekommen ist, sodann über dessen frühere Bearbeitungen. Aus innern, von der Sprache und dem Versbau, und äussern, von der Beschaffenheit der Handschriften, und den Anspielungen und Zeugnissen andrer Dichter hergenommenen Gründen, sucht Hr. *Schl.* zur Gewissheit zu bringen, dass es nicht früher als in den letzten Jahren des zwölften, und nicht später als in den ersten zehn Jahren des dreyzehnten Jahrhunderts abgefasst seyn könne. Ueber die frühern Bearbeitungen aber und überhaupt über die Entstehung und den Fortgang des Gedichtes ist seine Ansicht folgende: „Die ersten Grundfäden des Gewebes müssen schon kurz nach den Zeiten Attila's und Theoderichs des Grossen angelegt worden seyn. Die in Oberdeutschland zurückgebliebenen Ostgothen, vielleicht auch die Burgunder, mochten die Sage andern Stämmen mittheilen. So mochte sich die Dichtung mit einigen nordischen Einmischungen entwickeln, bis auf Karln den Grossen. Sehr glaublich war das Lied der Nibelungen unter den alten Heldengedichten, welche Karl aufzeichnen liess. . . . Für die erste absichtliche Umgestaltung halte ich die, wodurch Rüdiger von Pechlarn aufgenommen worden; aus den Lebensumständen des Bischofs Piligrinus wird sich wahrscheinlich machen lassen, dass er selbst sie veranlasst habe. Zwischen den Schluss des zehnten und des zwölften Jahrhunderts scheint mir noch eine Ueberarbeitung zu fallen, vermuthlich vor Erhebung Oesterreichs zum Herzogthum (1156), wodurch jener Bischof in der Sage seine Stelle erhielt. Die vierte und jüngste Gestalt endlich, welche wir haben, aus dem schon festgesetzten Zeitalter, rührt von einem Dichter her, der in Oesterreich einheimisch oder angesiedelt war, und in Diensten eines Babenbergischen Fürsten stand." Die letzte Behauptung sucht der *dritte* Aufsatz zu erweisen, nachdem zuerst die Vermuthungen, dass Wolfram von Eschenbach oder Konrad von Würzburg dem grossen Gedichte seine jetzige Gestalt gegeben haben, bestritten worden sind. Ja der Vf. bleibt dabey nicht stehen, sondern bemüht sich auch, wahrscheinlich zu machen, dass Heinrich von Ofterdingen dieser Dichter war. Die Gründe, womit jene Vermuthungen widerlegt werden und diese Behauptung unterstützt wird, scheinen nicht so fest zu seyn, dass sie weitere Prüfung und Forschung überflüssig machten. — *Zerstreute Blätter*, von *Heinrich von Collin*, aus dessen literarischem Nachlasse. Nicht bedeutend. — *Agronomische Briefe*, von *Ad. Müller*. Drey Briefe, in dem *ersten*, *zweyten* und *neunten* Hefte. Der Vf. theilt zuerst die Landwirthschaft in zwey Gattungen, die merkantilische, die in der englischen ihre Darstellung finde, und die feudalistische oder nationale, und erklärt sich darauf mit dem grössten Nachdrucke wider die Einführung der merkantilischen auf dem festen Lande. „Alle Werthe innerhalb des Staats — behauptet er — sind in dem dermaligen Zustande der Dinge von dem Bestande der alten Verhältnisse des feudalistischen Ackerbaues abgeleitete Werthe. Merkantilisiren wir den Ackerbau, so ist unsere National-Existenz und also die gesammte und einzige Bürgschaft unserer besondern Existenz dahin, so verschwinden alle eigentlichen Werthe, und es bleiben nur die Sachpreise übrig, deren unendliche Steigerung uns zeigen wird, dass wir auch keine Sache weder besitzen noch verlangen können, wenn wir die Persönlichkeit über die Sachen, das Seyn über das Haben, den Geist der Freyheit über den thierischen Drang der Nothdurft vergassen." Der Flor der merkantilischen Landwirthschaft selbst, wo er dauerhaft ist, beweise, dass die feudalistische Landwirthschaft, als der Boden, welcher jene tragen und nähren müsse, fest gegründet sey; wenn aber die gesammte Landwirthschaft merkantilisirt würde, so müssten Fabriken und Handel, Maschinen und Freyheit, und alles, was die leichtsinnige Vernunft unserer Generation für Wesentlichkeiten des Nationalglücks geachtet habe, unfehlbar zusammenstürzen. — Durch diese agronomischen Briefe wurde ein *Sendschreiben des königlich Preussischen Landraths Wilhelm von Schütz an Hn. Hofrath Adam Müller* veranlasst, das im Augusthefte abgedruckt ist. „Es ist mir einmal eigen, sagt der Vf. in

in dem Anfange dieses Schreibens, dass, wenn ich über irgend einen Gegenstand meine Gedanken nicht gerade in dichterischer Darstellung aussprechen soll, ich darauf ausgehe, mich nicht bloss über den gegebnen Gegenstand einzeln, als etwas abgesondert für sich bestehendes, sondern überhaupt mich und meine Ansicht der Dinge, dem innigsten Zusammenhange nach, in welchem sie mir stehen und mir als ein Universum erscheinen, damit zu erklären. Indem ich daher von dem Ackerbau spreche, wünsche ich, man möge in der Art und Weise wie ich es thue, mein ganzes Wesen und meine gesammte Denkungsweise, wenn auch nicht völlig durchschauen, doch wenigstens nicht verkennen; vielmehr daraus abzunehmen vermögen, was Gott und die Welt, die Philosophie und die Kunst, die Natur und der Staat mir sind, und in welchem Zusammenhange sie sich mir gestalten." So geht es noch eine Weile fort bis zu den Worten: „Ich fange also wirklich an zu philosophiren." Und nun fängt er wirklich also an: „Nur der Mensch selbst kann sich auch aus sich selbst erkennen, darstellen, entwickeln und seine unabänderlichen ewigen Gesetze in dem einen und demselben Act einsehen, und in dieser Einsicht geben." Man erschrickt, man denkt: wo wird der Ackerbau vortreten? Aber schon auf der andern Seite ist er da. Da ist auch schon begriffen, „warum es dermalen unmöglich bleibt, den Ackerbau auf solche Weise rationell zu behandeln, wie man es versucht hat, ihn betrachtend als etwas, das auf gleiche Weise sich zum Objecte der Anschauung und Insichbedingung nach nothwendig feststehenden Gesetzen machen läfst, wie es die aus der Philosophie ursprünglich hervorgehende Mathematik, der Gegensatz aller Erfahrung und alles dessen, was in einem Zusammenhange mit, und in einer Abhängigkeit von der Welt steht, zu thun vermag." Es bleibe demnach nichts übrig, als den Ackerbau aus verschiedenen Standpunkten zu betrachten. Derjenige, wobey Hr. *v. Sch.* weilt, ist, dass man ihn betrachte „mit dem geistigen Auge, oder besser im geistlichen Sinn, in der Beziehung auf Gott, wo er erscheint als die Lebensausfüllung für die Mehrzahl im Volke, als die Beschäftigung in die sich begiebt und worin sich begrenzt dessen Seyn und dessen Liebe, in deren Betrieb sich abspiegelt seine Religiosität, und an die sich nicht bloss anknüpfet, sondern in die verwachsen muss sein geistiges Heil, alle seine Tugend." Diess soll nämlich der Standpunkt gewesen seyn, aus dem der altdeutsche, christlich-feudalistische Ackerbau hervorgegangen. Wie sich diess der Vf. denkt, mag bey ihm selbst lesen, wer Lust hat, seinem Stelzengange weiter zu folgen. — *Recension der Schrift: Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung*, von *Fr. H. Jacobi*. Wenn diese Recension des Herausgebers in dem Streite, der über *Jacobis* Schrift ausbrach, nicht schon sehr bekannt geworden wäre, und wenn es nicht überhaupt unpassend gefunden würde, eine Recension über eine Recension zu schreiben; so möchten wir hier gern ausführlich seyn. Nun aber beschränken wir uns auf einige allgemeine Aeusserungen. Zuerst können wir nicht bergen, dass wir diese Recension mit Bedauern gelesen haben, weil sie, statt den Streit auszugleichen oder dessen Ausgleichung zu erleichtern, nur beytragen konnte, die Verwirrung ärger zu machen. Denn was schon zu so manchen Streitigkeiten unter den Philosophen der neuern Zeit, zu so viel ungerechten und nicht treffenden Urtheilen Veranlassung gab, die Verschiedenheit des Sinnes, den man mit dem Worte *Vernunft* verbindet, das hat auch diese Recension erzeugt, und ist zugleich der Grund, warum sie das Ziel, welches eine Recension haben soll, gänzlich verfehlen musste. Hr. *Schl.* nämlich entwürdigt aufs tiefste den Sinn jenes Wortes. Die Vernunft ist ihm, wie man erst gegen das Ende erfährt, nichts als der in der Ichheit befangene, in den leeren Ungrund verirrte Verstand. Immerhin! Mochte Hr. *Schl.* zu zeigen suchen, dass die Philosophen Unrecht haben, welche das Urbewusstseyn im Menschen, das unmittelbare Vernehmen des unmittelbar Wahren und Gewissen mit diesem Worte bezeichnen. Mochte er in *seinen* Behauptungen diess Wort in *seinem* Sinne gebrauchen. Aber Unrecht war es, von dem niedrigen Begriffe, den *er* damit verbindet, auszugehen, und aus ihm, als wenn *Jacobi* denselben Begriff damit verbunden hätte, dessen Behauptungen zu bestreiten. Wir wissen wohl, *Jacobi* selbst hat sonst gewöhnlich in seinen wider die systematische Philosophie gerichteten Schriften das Wort Wissenschaft nur von der Form, und das Wort Vernunft nur von der formal-wissenschaftlichen Erkenntnissthätigkeit genommen, und dadurch, wo diejenigen, deren Behauptungen er bestritt, diese Wörter in einem weniger engen Sinne gebraucht hatten, das Ziel oft verfehlt. In dieser seiner letzten Schrift aber gebraucht *J.*, wie auch Hr. *Schl.* merkt, das Wort Vernunft nicht mehr in jenem eng begrenzten Sinne; er setzt die Vernunft nicht mehr so scharf dem Glauben entgegen; sie ist ihm nun auch, wie sich aus mehrern Stellen leicht ergiebt, das wodurch der Mensch Gott vernimmt, oder vielmehr das Vernehmen Gottes selbst, so dass ihm innere Offenbarung und Vernunft zwar nicht dasselbe sind, aber die eine nur mit der andern ist. Wenn nun Hr. *Schl.* dafür hielt, dass man nicht Recht habe, diess Vernunft zu nennen, so hätte er das, wie gesagt, zu zeigen suchen sollen; es wäre ein Streit über den richtigen Gebrauch eines Wortes entstanden, der seinen Nutzen haben konnte. Wer aber Behauptungen, die wesentlich auf dem von einem Schriftsteller angenommenen Sinne eines Wortes beruhen, aus einem andern Sinne desselben Wortes bestreitet, thut etwas nicht nur unnützliches sondern auch schädliches. So viel von dieser Recension, so fern sie Recension seyn will. Sie hat übrigens in andrer Rücksicht Wichtigkeit, so fern nämlich ihr Vf. darin seinen Offenbarungsglauben ausgesprochen hat. Darüber zu urtheilen scheint nicht dieses Ortes. Ein Wort aber müssen wir noch über *Jacobi's* Schrift selbst sagen. Wir freuen uns, dass sie erschienen ist, und können nicht glauben,

dass

dass *J.* ihre Herausgabe bereue, wie viel Unannehmlichkeiten sie ihm auch mag zugezogen haben. Denn es musste ihm Bedürfniss seyn, seine Ueberzeugung auch von der darin ins Licht gesetzten Seite her klar und unumwunden darzulegen. Denn dadurch dass er in seinen wider die Bemühungen der dogmatischen Philosophen gerichteten Schriften immer auf den Glauben, das innere Gefühl, die innere Erfahrung, die Offenbarung hingewiesen hatte, war geschehen, dass viele, die keineswegs seines Geistes waren, im Leben noch weit mehr als in Schriften, seinen Namen und seine Aussprüche ihren Meinungen vereinigten, und sie wider die Philosophen nicht nur, auch wider die Philosophie und die Vernunft selbst nicht bloss wie einen Schild zum Abwehren, sondern auch wie eine Waffe zum Angriffe missbrauchten. Das musste ihm zuwider seyn; es musste ihm innerlich nothwendig werden, sich ganz zu zeigen als der er ist. — So erklären wir uns die Herausgabe dieser Schrift, worin nicht allein die Polemik wider die dogmatische Philosophie in Anwendung auf ihre neueste Erscheinung wiederholt und bekräftigt, sondern auch das Positive, worauf *J.* bey seiner Polemik immer zurückgewiesen hatte, der innere Glaube, vor fernern Missverständnissen gesichert wird.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KIRCHENGESCHICHTE.

Göttingen, b. Dieterich: *Philipp Melanchthons Erzählung vom Leben* Dr. *Martin Luthers.* Uebersetzt und herausgegeben von Dr. *Friedr. Theoph. Zimmermann*, Prof. zu Hamburg. *Mit Anmerkungen* vom Professor *v. Villers.* Nebst einer *Vorrede* von Dr. *G. J. Planck*, Consistorialpräsident. Mit Luthers Bildnisse, nach einem Originalgemälde, gestochen von Riepenhausen. 1813. VIII und 108 S. gr. 8. (18 gr.)

Hr. *v. V.* übersetzte *Melanchthons* Nachricht von *Luther* für den *almanach des protestans de l'empire français pour l'an* 1810., der zu Paris erschien, und liess zur Erläuterung des übersetzten Aufsatzes historische Notizen und eine chronologische Uebersicht der vornehmsten Begebenheiten des Lebens des deutschen Reformators auf seinen französischen *Melanchthon* folgen. Diess veranlasste Hn. *Z.* die lateinische Urschrift von neuem auch in das Deutsche überzutragen, und die Zugaben des Hn. *v. V.* zu seiner französischen Uebersetzung deutsch beyzufügen. In der Vorrede sagt Hr. Dr. *Pl.* mit der ihm eignen Ironie: „Man hat es neuerlich von mehr als Einer Seite her darauf angelegt, uns Protestanten das Werk der Reformation durch mehrere Sorten *angelaufener Gläser* zu zeigen. Vielleicht wollte man dadurch erhalten, dass sie dem durch ihren Glanz nicht mehr geblendeten Auge desto treuer in ihrer wahren Gestalt erscheinen sollte. Vielleicht war es auch bloss Zufall, dass einige dieser Gläser zugleich verkleinerten, und eben so zufällig konnte es einigen unserer neuern historischen Skeptiker begegnen, dass ihre Gläser, welche sie bloss *matt* geschliffen haben wollten, auch die nicht erwünschte Eigenschaft erhielten, den Gegenstand, der dadurch betrachtet wird, in ein etwas falsches und fremdes Licht zu stellen. Sie könnten es jedoch ehrlich für das wahre halten; daher dürfte nicht viel dabey herauskommen, wenn man mit ihnen darüber streiten wollte; allein um so mehr möchte es der Mühe werth seyn, das reine Bild davon, wie es dem blossen Auge unvergrössert und unverkleinert auffällt, auch wieder aufzustellen, und dazu ist sicherlich diese Schrift *Melanchthons* weit besser als irgend eine andre Darstellung der Reformationsgeschichte geeignet." Was nun der Vorredner weiterhin von der übersetzten Schrift sagt, ist so auffallend wahr, dass sich schwerlich eine Stimme dagegen erheben wird. Die Uebersetzung des Hn. *Z.* liest sich im Ganzen gut, wenn gleich Stellen wie folgende: „Die Anmassungen Roms, *das nach der Oberherrschaft strebte, und hauptsächlich von Gregor VII. aufgestellt worden waren*, beunruhigten und erbitterten alle christlichen Fürsten," fehlerhaft sind. (Rec. würde gesagt haben: die hauptsächlich von Gregor VII aufgestellten Anmaassungen des nach der Oberherrschaft strebenden Roms beunruhigten u. s. w.) Der Abdruck des Bildnisses von *Luther*, das dieser Schrift beygelegt ward, ist in des Rec. Exemplar so schön, dass, wenn die andern Abdrücke eben so gut gerathen sind, schon diess Bildniss viele anreizen wird, die Schrift zu kaufen, welche sich freylich schon durch ihren eignen innern Werth empfiehlt. Hr. *v. V.* besitzt das Originalgemälde, wonach die Zeichnung desselben gemacht ist; früher besass es der Graf *von Moltke*, ehmaliger Dechant des Domcapitels zu Lübeck, der dem Hn. *v. V.*, als einem Manne von deutschem Sinne, und warmen Verehrer Luthers, ein Geschenk damit machte.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Hartknoch: *Deutschlands Hoffnungen.* 1813. 15 S. 8. (2 gr.)

Viel lehrreiche und zur Ausführung auffordernde Gedanken in einer gemässigten Schreibart, mit Ruhe und Umsicht. Auch jetzt verdienen diese wenigen Blätter noch eine aufmerksame Beachtung, ihr Wirken verschwand nicht mit den Tagen, in denen sie geschrieben wurden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1814.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Wien, in d. Camesina. Buchh.: *Deutsches Museum*, herausgegeben von *Friedrich Schlegel* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Februar. *Die scandinavische Halbinsel und ihre Bewohner*, von *J. W. Ridler*. Als Bruchstück einer noch ungedruckten Geschichte der Normannen. Eine anziehende Schilderung des Landes und seiner Bewohner, die, von dem Ganzen, dessen Bruchstück sie ist, die besten Erwartungen erregt. — *Ueber nordische Dichtkunst. Ossian, die Edda, Sigurd und Shakspeare.* Vom *Herausgeber*. Ein Aufsatz voll lichtvoller Gedanken über den Werth der in der Ueberschrift angegebenen Haupterscheinungen der nordischen Dichtkunst an sich und in ihrer Vergleichung mit den Dichtern und der Dichtart südlicher Völker. Nach einer Einleitung über die Kritik der Sage und alten Heldendichtung wird zuerst von Ossian geredet, und zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit gebracht, dass Fingal's Thaten und Ossian's Gesänge in das Zeitalter der Normannen, an das Ende des neunten oder in das zehnte Jahrhundert unsrer Zeitrechnung, gehören. Von den Ossianischen Gedichten selbst wird vermuthet, dass es ursprünglich lauter *einzelne* Lieder und Romanzen waren, dass die oft sehr gezwungen herbeygeführte Einschachtelung so vieler Episoden und die oft ziemlich verworrene Verknüpfung derselben einer spätern überarbeitenden Hand angehören, welches denen als wahrscheinlich einleuchten werde, welche der Entstehungs- und Fortpflanzungsweise alter Gedichte bey andern Völkern nachgeforscht haben. Doch bilden die Ossianischen Lieder auch ohne diese künstliche Verknüpfung durch den gemeinschaftlichen historischen Inhalt ein Ganzes. In Beziehung auf diesen Inhalt, so wie auf ihre Würde und Gültigkeit, möchte Hr. *Schl.* die sämmtlichen Lieder in *drey* Klassen eintheilen. Die *erste* Klasse soll von denjenigen gebildet werden, welche die historische Haupthandlung, Irlands Befreyung von dem Angriffe der Normannen durch Fingal, darstellen und betreffen. Diese seyen wohl als der Kern und Stamm des Ganzen zu betrachten. In die *zweyte* Klasse sollen die ältern jener Haupthandlung vorangehenden Abenteuer und Fahrten nach Norwegen gehören, und dann die Erzählung, wie Fingal die Ermordung des jungen Königs in Eirinn gerächt habe, welches den Inhalt des Gedichtes Temora ausmacht. Es könne leicht geschehen seyn, dass von diesen Begebenheiten und Liedern manches an die Haupthandlung, die den Mittelpunkt des Ganzen bildet, bloss hinzugedichtet worden; nicht bloss das spätere, sondern auch älteres. „In der Poesie sind die Väter oft jünger als ihre Söhne; ist eine berühmte That, ein grosser Held der Sage einmal gegeben und im Gesange beliebt geworden, so werden ihm von spätern Sängern und Barden leicht Gefährten und Nachfolger in ähnlicher Laufbahn, Söhne, Väter, und oft eine ganze Reihe von Ahnen und Nachkommen zugesellt, und es wird an dem ersten Gedichte immer weiter fortgedichtet." In die *letzte* Klasse der Ossianischen Gedichte sollen alle die übrigen einzelnen Abenteuer, besonders die als Episoden so häufig eingeflochtenen tragischen Liebes- und Mordgeschichten gehören, welche schon eine ziemlich starke Aehnlichkeit mit den spätern seit Percy so häufig gesammelten Schottischen Balladen haben, die meistens auch eine blutige Katastrophe lieben. — Dann von der *Edda*. Zuerst, dass in ihr, wie in dem Persischen Zendavesta, eine geistigere Naturverehrung ströme, im Gegensatze der leichtern, und bey aller Schönheit der äussern Form im innersten Grunde doch eigentlich materiellen griechischen Götterlehre; darauf, was bisher gethan sey, die Edda poetisch geniessbar zu machen. Daran schliesst sich eine kurze Vergleichung der deutschen Nibelungen mit den nordischen. — Zuletzt etwas von *Shakspeare's* Grösse. Durch ihn trete der freye Naturgeist, der in der nordischen Sage athme, die in unser aller Herzen tief eingewurzelte und eigenthümlich nordische Gefühlsweise uns viel näher entgegen, greife unmittelbar in unsere Welt ein, und werde wieder Leben und Gegenwart. Diese Behauptung findet sich in dem *Nachtrag über Shakspeare*, welcher in dem Mayhefte eingerückt ist, durch die Betrachtungen, wozu das von *L. Tieck* in dem Alt-Englischen Theater übersetzte Trauerspiel *Lokrine* Veranlassung giebt, weiter entwickelt. Zugleich wird gezeigt, wie *Shakspeare* am besten dienen könnte, die verschiedenen Parteyen unserer Zeit, wo die Liebe zur Poesie sich in mancherley einseitige Neigungen zerstreut und zersplittert habe, zu vereinigen. Möchten alle diese Parteyen beherzigen, was hier kurz und treffend über die Einseitigkeit ihrer Ansichten und Bestrebungen gesagt wird.

März. Ein Wort über deutsche Literatur und deutsche Sprache. Vom Freyherrn *A. von Steigentesch.* Wer die Literatur und die Sprache eines Volkes überhaupt oder in einem bestimmten Zeitalter tadeln will, muss eine tiefe Erkenntniss des eigenthümlichen Lebens dieses Volkes besitzen, und darthun, dass es in seiner Lebensentwicklung zurückgeblieben oder von

von ihrem geraden Gange abgewichen ist. Davon zeigt sich in diesem Aufsatze nichts. Da wird nur getadelt, in glatter Sprache, mit oberflächlichem Urtheil. Gelehrt, unermüdet, kenntnisreich sey der Deutsche, aber geschmacklos, das ist der allgemeine Text. Was denkt der Ausländer davon? Das ist bey allem Einzelnen der Prüfstein. Und der Ausländer, d. i. der Franzose, denkt und spricht noch so viel Schlimmes von uns! Doch die bessere Zeit wird kommen, das hofft auch Hr. *v. St.* „Dann wird der Ausländer unsere Schöpfungen auf den Boden seiner Heimath verpflanzen, und seinen Landsleuten sagen: Der gelehrte, fleissige, verständige Deutsche ist auch verständlich geworden, er ist munter und witzig, und er weiss sogar aufzuhören, wenn man anfängt zu ermüden." Hr. *v. St.* wünscht, dass der Ausländer bald diess Urtheil über uns fälle. Dann — setzt er im Geiste frohlockend hinzu — dann ist unser Eigenthum, die Sprache, und der Ruhm unsers Volkes auf immer gerettet! — Dieser Aufsatz gab Veranlassung zu einem im Septemberhefte mitgetheilten Briefe: *Ueber die deutsche Literatur*, von dem Appellationsrath *Koerner* in Dresden an den Herausgeber, und zu einer *Antwort des Herausgebers*. Der Brief enthält eine sehr milde Zurechtweisung der Vorwürfe, die Hr. *v. St.* der deutschen Literatur gemacht hatte. In der Antwort sucht Hr. *Schl.* nicht allein die Aufnahme jenes Aufsatzes in diese Zeitschrift, sondern auch dessen Inhalt im Allgemeinen zu rechtfertigen. Vorzüglich tadelt er mit ernstem Unwillen die allgemeine Vernachlässigung der vaterländischen Sprache unter den Deutschen. Wer wird solchen Tadel nicht gerecht, wer wird sich nicht davon getroffen und zu bessern Vorsätzen aufgefordert finden, wenn er, wie hier, nicht aus dem fremden Standpunkte eines Franzosen herüberschallt, sondern aus einheimischem, tiefem Gefühle der Unwürdigkeit der Sache quillt, zumal wenn er selbst in der Einfachheit, Klarheit und Reinheit, womit er ausgesprochen ist, ein Muster des bessern Ausdruckes vorhält? Ausserdem sucht der Herausg. in dieser Antwort den Nutzen der Vergleichung der deutschen mit der ausländischen, besonders französischen Literatur zu beweisen, wiewohl er selbst als die Hauptsache erkennt, von innen heraus durch die Entwickelung des Geistes selbst, durch die immer mehr verbreitete Erkenntniss der Wahrheit, und dann von aussen durch eine zweckmässige Behandlung und Anbauung der Sprache auf die Verbesserung der deutschen Literatur zu wirken. Nachdem darauf die Grundzüge jener Vergleichung angegeben sind, wird das eigenthümliche Wesen der deutschen Literatur in einen *allgemeinen innern Kampf nach Wahrheit und Erkenntniss* gesetzt, dessen nähere Betrachtung sich Hr. *Schl.* für ein anderes Mal vorbehält. — *Ueber das Studium der Kriegsgeschichte.* Von *E. von Pfuel.* Rec. ist kein Kriegsmann; aber er hat diesen Aufsatz, worin übrigens mehr von der Kriegskunst als von der Kriegsgeschichte die Rede ist, mit Vergnügen gelesen. Der Vf. spricht so klar, seine Behauptungen sind so einfach, dass man, sowohl wenn er von den Mängeln der bisherigen, als auch wenn er von den Erfordernissen der zweckmässigen Belehrung in der Kriegskunst redet, nicht umhin kann, überzeugt zu werden. Folgendes scheinen die Hauptsätze: 1) die Kriegskunst nimmt nicht allein, wie jede andere Kunst, die geistige und physische, sondern auch die *moralische* Kraft des Menschen — Energie des Willens, Gegenwart des Geistes, Selbstverläugnung — in Anspruch; 2) Heer und Feldherr machen ein innig verbundenes Ganzes aus. Der Zusammenhang zwischen ihnen ist nicht der eines Künstlers mit seiner Maschine, sondern ein organischer, welcher als ein solcher erklärt wird, wo Feldherr und Armee ewig auf einander einwirken, wo beide aus demselben Stoffe gebildet, mit ähnlichen Eigenschaften ausgerüstet, in einem grossen allgemeinen Körper verschmolzen sind, in welchem der bewegende Wille durch den Feldherrn repräsentirt wird; 3) durch das Studium der Kriegsgeschichte soll man weniger lernen, was geschehen ist, als vielmehr, worauf es im Kriege ankommt, d. h. welches die Elemente des Sieges sind. Es kommt aber im Kriege ausser der Führung oder dem Gebrauche des Heers auch auf dessen Behandlung, und auf die Beurtheilung und Abschätzung der feindlichen Kräfte an. — *Aussichten für die Kunst in dem Oesterreichischen Kaiserstaat.* Dieser Aufsatz enthält die bey Gelegenheit des zwölften Februars, des Geburtstages des Kaisers, 1812 in der k. k. Akademie der vereinigten Künste zu Wien gehaltenen Reden des Curators, *Grafen von Metternich*, des beständigen Secretärs der Akademie, Hn. *Ellmaurer*, und des Präses, Hn. *von Sonnenfels*, nebst einem Epilog vom *Herausgeber*. Die erste Rede giebt eine kurze Uebersicht der Schicksale der Akademie seit ihrer Stiftung unter Leopold I. im Jahr 1704, und weilt dann bey den Aussichten, wozu die neuen, an diesem Tage bekannt gemachten Statuten, worin ein Lehrstuhl der Theorie der Kunst und eine alle drey Jahre zu wiederholende Ausstellung der Werke vaterländischer Künstler angeordnet wird, berechtigen. Die zweyte, mehr gedankenreiche als klare, Rede des Hn. *Ellmaurer* entwickelt aus der Idee und dem Wesen der Kunst die Nothwendigkeit einer weisen Organisation der Kunstvereine. Die dritte redet von den Erwartungen, welche sich die Künste von den Ehrenmitgliedern der Akademie zu machen berechtigt seyen. Der Epilog stellt allgemeine Betrachtungen darüber an, wie das Publicum die Kunstfortschritte befördern könne. Dabey werden als Hauptbedingungen des wahren Gedeihens der Kunst die Sätze aufgestellt und erörtert, dass die Kunst das ganze Leben durchdringen solle, und dass sie sich bey allem äussern Reiz und der mannichfaltigsten Entwickelung nie ganz von ihrem ersten, ernsten Ursprung entfernen dürfe. Letztere Bedingung giebt Veranlassung zu beherzigungswerthen Wünschen, wie die Bestellungen, die bey den Künstlern gemacht werden, beschaffen seyn möchten.

April. Gedichte auf Rudolph von Habsburg, von Zeitgenossen. Von *A. W. Schlegel.* Mit Recht behauptet Hr. *Schl.*, dass auch diejenigen altdeutschen Gedichte, welche sich auf die öffentlichen Angelegenheiten beziehn, Aufmerksamkeit verdienen, und würdig wären, mit gründlichen Sach- und Worterklärungen begleitet, und nach der Zeitordnung zusammengestellt, von neuem herausgegeben zu werden. Er giebt hier eine Probe einer solchen Ausgabe in der Mittheilung und Erklärung einiger Lieder von den Meistern *Rumeland*, *Friedrich von Sonnenburg*, *Konrad von Würzburg*, *Boppo*, *Stolle* und dem Unverzagten. Zum Schlusse ein schönes Wort über die Sinnigkeit unserer alten Dichter in dem Bau ihrer Strophen. — *Ueber den Glauben.* Brief des *Wandsbecker Boten* an Asmus. Dass der Glaube auf der Gesinnung ruhe. Welche das sey, wird anschaulich gemacht an den biblischen Geschichten des Hauptmanns von Kapernaum und des Kananäischen Weibes. Man kennt schon die Art des Boten; auch in der Sache nichts Neues. — *Kunstnachrichten aus Rom.* Von *Friedrich Müller*, Königl. Baierischem Hofmaler. Fortgesetzt im *fünften*, *sechsten* und *achten* Hefte. Es sind nicht bloss Nachrichten, sondern auch Beurtheilungen. Zuerst von zwey grossen Gemälden, *Iphigenia in Aulis* von *Odevaern*, Pensionär der französischen Akademie der bildenden Künste in Rom, und *Brutus und seine Söhne*, von *Lethier*, dem Director dieser Akademie. Letzteres wird mit vorzüglichem Beyfalle beurtheilt. Das Mayheft giebt von einem Landschaftsgemälde des Hn. *Joh. Christ. Eberlein* aus Göttingen, und von einem Kupferstiche des Hn. *Ferd. Ruschweih* aus Strelitz Nachricht. Im Junius hefte wird eine neu entdeckte alte christliche Kapelle beschrieben, die der heiligen Felicitas, einer Märtyrerin, gewidmet war. Im Octoberhefte wird von zwey Landschaftsgemälden des Malers *Jos. Ant. Koch*, aus Albingalz im Lechthal in Tyrol gebürtig, geredet. Sie sollen sehr schön seyn.

May. Herausgabe des alten Reinhart Fuchs durch die Brüder Grimm in Cassel. Die Brüder *Grimm*, schon früher mit der Zubereitung einer Ausgabe des von *Glöckle* in der Vaticana wieder aufgefundenen hochdeutschen Gedichtes von *Reinhart Fuchs* beschäftigt, sind zu eigner Ansicht und vollständiger Benutzung der drey Haupthandschriften des altfranzösischen *roman du renard*, welche die Kaiserl. Bibliothek zu Paris aufbewahrt, gelanget, und gedenken diese altfranzösischen Quellen, die, wie sie versichern, durch ihre Ausführlichkeit ein viel helleres Licht auf Ursprung und Fortpflanzung der Fabel werfen, erscheinen zu lassen. Sie äussern, dass von der Lage des deutschen Buchhandels abhängen werde, ob jene Gedichte grösstentheils oder nur theilweise abgedruckt, oder überall in getreuer Uebersetzung werden gegeben werden können. Dass wenigstens letzteres geschehen möge, wünscht Rec. um so lebhafter, je grösser das Vergnügen war, womit er die hier mitgetheilte Probe, enthaltend die Begebenheit von Reinhart dem Fuchs, Lüning dem Sperling und Morholt dem Rüden, gelesen hat. Ihr ist ein Mährchen vom treuen Gevatter Sperling beygegeben, das auch deswegen Interesse hat, weil es auf einen gemeinsamen Ursprung mit dem Gedichte von Reinhart Fuchs hinweist, und so dem Satze: „dass von undenklicher Zeit her ein Kreis von Sagen, der sich gleichsam um einen Mittelpunkt, immer um den Fuchs oder Wolf dreht, ein echtes Epos ausgemacht habe, wiewohl er in der ersten Periode des Mittelalters zu einer eignen, besonders günstigen Entfaltung gelanget sey," zum Belege dienen kann. Ausser dieser Behauptung scheint auch folgender Gedanke sehr beachtungswerth: „Der moralische Zweck der Thierfabel ist sicherlich das spätere; das frühere und ursprüngliche daran ist eine unschuldige rein poetische Lust an dem heimlichen Leben und Weben der Thiere gewesen, deren äusserliche Natur und Eigenthümlichkeit nie untergehen darf, und sich vielmehr recht fein und kleinlich zeigen muss; aber dadurch, dass man ihnen daneben menschliche Sinnesart und Schicksale zugab, entspringt die ganz eigne Vermischung menschlicher und thierischer Weise, worin der Reiz der Fabel vergraben liegt; die Thiere gewinnen eine sonderliche Bedeutsamkeit, ohne welche die Poesie nimmer etwas von ihrem Wesen zu sagen gehabt hätte." — *Dämmerungsschmetterlinge oder Sphinxe.* Von *Jean Paul Friedrich Richter.* Gedankenreiche Worte über die menschlichen Ansichten der Zukunft, Landes Reichthum und Macht, den Missbrauch der Anspielungen auf die Zeit, deutsche Fürstenliebe, schnelle Aufklärung und schnelle Verfinsterung. Zur Probe mag folgender Gedanke dienen: „Die Menschen glauben, aber irrig, dass ein gestürztes Volk nur von der Kette der Hülfs-Möglichkeiten, die ihnen vor Augen liegen, wieder in die Höhe zu ziehen sey; wenn sie nun finden, dass für den Abgrund, worein es geworfen worden, alle Rettleitern zu kurz sind, es emporzubringen: so schliessen sie daraus auf dessen Rettlosigkeit, ohne sich aus der Geschichte zu erinnern, dass ein Hölen-Abgrund der Völker — so wie einige physische Abgründe — ausser dem Rück-Ausgange nach oben, auch einen unten nach der Ebene, ja Tiefe hat, und dass ein unerwarteter Seitengang plötzlich ein freyes Weltgrün und Himmelblau aufthut. — *Ueber die Uebungen der Soldaten.* Vom Freyherrn *von Steigentesch.* Die gewöhnlichen Uebungen des Fussvolks werden als höchst unzweckmässig getadelt.

(*Der Beschluss folgt.*)

NATURGESCHICHTE.

HALLE, b. Schimmelpfennig: *De pleurobranchaea, novo molluscorum genere.* Dissertatio inauguralis, quam consensu inclyti medicorum in academia halensi ordinis ad summos in medicina et chirurgia honores rite capessendos publico eruditorum examini subjicit *S. F. Leue.* 1813. 13 S. 4. Mit einem Kpfr. (4 gr.)

Der Vf. dieser Dissertation erhielt von *Meckel* die Erlaubniss, die äussere und innere Beschreibung dieses

fes neuen Mollusks zu liefern, welches derselbe unter mehrern andern theils neuen, theils gewöhnlich in den zoologischen Sammlungen nicht vorhandnen Seethieren aus Neapel mitgebracht hatte. Es gehört unter die Gasteropoden. Es hat vier Tentakeln, eine senkrechte Mundöffnung. Auf der rechten Seite des Körpers liegt nach hinten die Kieme, über ihr die Afteröffnung, dicht vor ihr eine, zu einem blinden Sacke führende, und weiter nach vorn auf derselben Seite, dicht neben einander, von einem gemeinschaftlichen Wulste umgeben, die beiden Geschlechtsöffnungen. Der Mantel ist nur undeutlich ausgewirkt, und enthält keine Spur einer Schale. Der Vf. nennt es *Pleurobranchäa*, wegen der grossen Aehnlichkeit mit dem Peron-Cuvier'schen Geschlecht *Pleurobranchus*, von dem es sich beynahe nur durch den Mangel der Schale unterscheidet.

Am Darmkanal ist die Mundmasse wegen beträchtlicher Grösse und Zusammensetzung des Kauapparates, der aus zwey Kiefern und einer sehr grossen Zunge besteht, die durch beträchtliche Muskeln bewegt werden, der complicirteste Theil. Der Magen ist ein länglicher, häutiger Sack, der den weitesten und längsten Theil des Darmkanals bildet, in welchen sich die Leber durch mehrere weite Mündungen öffnet. In die Mundmasse öffnen sich zwey Speicheldrüsen verschiedner Art, die eine, kleinere, durch zwey Gänge, die andere, weit grössere, durch einen einzigen. Das, nach dem gewöhnlichen Gasteropodentypus gebildete, Generationssystem besteht aus Ovarium, Oviduct, Uterus, Scheide, einer Nebenblase, dem Hoden, dem Samengange, und einer sehr zusammengesetzten Ruthe. Der Hode ist nicht von den weiblichen Theilen getrennt, sondern hängt mit ihnen zusammen, indem sich der Oviduct dicht bey ihm in zwey Aeste spaltet, wovon der eine sich in den Hoden verwandelt, der andere zum Uterus geht. Diese merkwürdige Anordnung und ihr Verhältniss zur Bildung des Generationssystems in andern Gasteropoden giebt dem Vf. Gelegenheit zu einer interessanten Vergleichung zwischen den verschiedenen Formen und Entwicklungsstufen dieses Systems und des Circulationssystems in der Thierreihe.

Das aus einem Lungenvenenvorhofe und einer Aortenkammer gebildete Herz liegt ungefähr in der Mitte des Körpers auf der rechten Seite, dem vordern Ende der Kieme gegenüber. Das Nervensystem ist zusammengesetzter, als es gewöhnlich bey den Gasteropoden zu seyn pflegt. Man kann drey, durch Fäden verbundene, Systeme zählen. Das erste, das Hirnsystem, welches vorzüglich den Sinnes- und Bewegungsorganen bestimmt ist, besteht aus dem grössten, über der Mundmasse liegenden einfachen, und zwey, neben derselben liegenden, Nervenknoten; das zweyte, vorzüglich dem Darmkanal bestimmte, aus zwey, dicht neben einander, unter der Mundmasse liegenden; das dritte, nur auf der rechten Seite liegende, aus zwey Knoten, deren Nerven zu den Geschlechtstheilen gehen.

Das Kupfer stellt in zwey Abbildungen *die äussere*, und in zwölf die innere Form des Thieres dar.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Todesfälle.

Am 1. Februar des vergangenen Jahres starb zu Danzig der praktische Arzt und Doctor der Medicin, *Nathanael Ernst Dauter*, im 57sten Jahre an der Wassersucht. Er war der Edinburger medicinischen Gesellschaft, wie auch der römisch-kaiserlichen Akademie der Naturforscher und der naturforschenden Gesellschaft zu Danzig Mitglied. In der gelehrten Welt ist er durch seine Inaugural-Dissert.: *de Aqua frigida*, bekannt, welche auch ins Deutsche übersetzt ist.

Am 6. Novbr. starb in Breslau der verdienstvolle Königl. Medicinal-Rath, Kreis-Physicus, Director und erster Arzt des Hausarmen-Medicinal-Institutes u. s. w., Dr. *Wolf Friedr. Wilh. Klose*, am Nervenfieber, welches er sich bey der treuen und eifrigen Pflege der kranken Krieger in den Lazarethen zugezogen hatte. Er war einer der besten Menschen und gebildetsten, gelehrten Aerzte. Dem medicinischen Publicum ist er durch mehrere mit Beyfall aufgenommene Schriften bekannt. Die Stadt und der Kreis verlieren an ihm gleich viel. Das Hausarmen-Medicinal-Institut, eine der herrlichsten und wohlthätigsten Anstalten, welche Breslau vielleicht allein hat, ist seine Schöpfung. Als ganz junger Mann fasste er im J. 1801 den Vorsatz dazu, und führte ihn, aller Schwierigkeiten ungeachtet, bald darauf aus. (Nähere Auskunft über diese jetzt blühende und für immer gesicherte Anstalt findet man in des Verstorbenen letzten *Jahresberichte von den Schicksalen, Fortschritten u. s. w. des Hausarmen-Medicinal-Instituts*. Breslau 1812. 38 S. 4.)

Am 19. Decbr. starb zu Zürich *Heinrich Geßner*, ein sehr wackrer und edler Buchhändler, *Salomon Geßner's* Sohn, und *Wieland's* Schwiegersohn. Einer vieljährigen sehr schmerzhaften Krankheit (krebsartigen Kopfwunden, durch die er schon seit mehrern Jahren den Gebrauch eines Auges und eines Ohrs verloren hatte) unterlag er im 46sten Jahre seines Alters. Er war Uebersetzer von *Sismondi's Geschichte der italienischen Freystaaten* und von *Joh. Kasp. Heß's Leben Zwingli's*. Beide Uebersetzungen aus dem Französischen kamen in seinem eignen Verlage heraus. Er hinterläſst von seiner Gattin, *Charlotte*, fünf minderjährige Kinder.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1814.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Wien, in d. Camesina. Buchh.: *Deutsches Museum*, herausgegeben von *Friedrich Schlegel* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Junius. *Aus den Vorlesungen über die Geschichte der Literatur.* Vom *Herausgeber.* Was hier mitgetheilt wird, ist die zwölfte Vorlesung. Der Vf. erhebt sich im Anfange von dem Roman des *Cervantes* zu einer allgemeinen Betrachtung über das wahre Verhältniss der Poesie zu der Zeit, wendet sich dann zu der dramatischen Poesie der Spanier, wie sie sich im *Lope di Vega* und im *Calderon* darstellt, welcher letztere ihm Veranlassung giebt, seine ihm eigenthümliche Ansicht des eigentlichen Wesens der dramatischen Dichtkunst kürzlich mitzutheilen, und zugleich das Wesen des Romantischen zu bestimmen. Von *Calderon* geht Hr. *Schl.* zu Englands Dichtern, *Spenser*, *Shakspeare* und *Milton* über, und endigt mit der Literatur und Poesie, insbesondere dem Trauerspiele der Franzosen. Wir haben diese Darstellungen mit dem grössten Wohlgefallen gelesen. Denn sie stellen das Eigenthümliche der Poesie der genannten drey Völker, wie es sich in ihren berühmtesten Dichtern offenbarte, mit höchst befriedigender Gerechtigkeit vor Augen, und sind zugleich allenthalben von dem Geiste der Erkenntniss des Wesens der Dichtkunst überhaupt und ihrer verschiedenen Gattungen durchdrungen und beseelt. Ein Auszug, wenn ihn auch der Raum dieser Anzeige gestattete, würde nicht ohne den grössten Nachtheil für die lebendige Durchdringung von Urtheil und Geschichte, die durch das Ganze hin herrscht, möglich seyn. Einzelne Stellen nur, worin sich der Gedanke mehr abgesondert von dem Geschichtlichen ausspricht, lassen sich mittheilen. Davon heben wir zuerst folgende aus, weil in ihr das wahre Verhältniss der Dichtung zu der Wirklichkeit sehr glücklich ausgedrückt scheint. „An und für sich soll die Poesie nur das Ewige, das immer und überall Bedeutende und Schöne darstellen; aber geradezu und ganz ohne Hülle vermag sie diess nicht. Sie bedarf dazu eines körperlichen Bodens, und diesen findet sie in ihrer eigentlichen Sphäre, der Sage oder der nationalen Erinnerung und Vergangenheit. In das Gemälde derselben trägt sie aber den ganzen Reichthum der Gegenwart, so weit dieselbe dichterisch ist, hinein, und indem sie das Räthsel der Welterscheinung, die Verwicklung des Lebens bis zu ihrer endlichen Auflösung hinleitet, und überhaupt eine höhere Verklärung aller Dinge in ihrem Zauberspiegel ahnden lässt, greift sie selbst in die Zukunft ein, und bewährt sich so, alle Zeiten, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vereinend, als wahrhaft sinnliche Darstellung des Ewigen, oder der vollendeten Zeit. Auch im philosophischen Sinne ist das Ewige ja keine Abwesenheit und blosse Negation der Zeit, sondern vielmehr ihre ganze ungetheilte Fülle, in der alle Elemente derselben vereint sind, wo das Vergangene wieder neu und gegenwärtig wird, das Leben der Gegenwart aber zugleich eine Fülle der Hoffnung und eine reiche Zukunft schon jetzt in sich trägt." Ferner glauben wir auf die hier mitgetheilte eigenthümliche Ansicht von der dramatischen Dichtkunst durch eine nähere Bezeichnung aufmerksam machen zu müssen. Nur für ihre erste und niedrigste Stufe lässt Hr. *Schl.* diejenigen Darstellungen gelten, in denen bloss die glänzende Oberfläche des Lebens, die flüchtige Erscheinung des reichen Weltgemäldes ergriffen und uns gegeben wird. Die zweyte Stufe der dramatischen Kunst ist ihm die, wo in den dramatischen Darstellungen nebst der Leidenschaft und der malerischen Erscheinung auch der tiefere Sinn und Gedanke herrscht und sich ausspricht; eine bis ins Innere eingreifende Charakteristik nicht bloss des Einzelnen, sondern auch des Ganzen, wo die Welt und das Leben in ihrer vollen Mannichfaltigkeit, in ihren Widersprüchen und seltsamen Verwicklungen, wo der Mensch und sein Daseyn, dieses viel verschlungene Räthsel, als solches, als Räthsel, dargestellt wird. Die höchste Stufe aber, das eigentliche Ziel der dramatischen Dichtkunst, sey, das Räthsel des Daseyns nicht bloss darzulegen, sondern auch zu lösen, das Leben aus der Verwirrung der Gegenwart heraus und durch dieselbe hindurch bis zur letzten Entwicklung und endlichen Entscheidung hinzuführen. Dadurch greife ihre Darstellung in die Zukunft ein, und stelle uns die Geheimnisse des innern Menschen vor Augen. Von dieser hohen, ernsten dramatischen Darstellung gebe es dreyerley Hauptarten, je nachdem der Held in den Abgrund eines vollkommnen Untergangs rettungslos hinabstürzt, oder das Ganze mit einer gemischten Befriedigung und Versöhnung noch halb schmerzlich schliesst, oder wenn aus allem Tod und Leiden ein neues Leben und die Verklärung des innern Menschen herbeygeführt wird. Weniger haben wir uns durch die Erklärung des Romantischen befriedigt gefunden. Sie ist folgende: „Das Romantische beruht allein auf dem mit dem Christenthum und durch dasselbe auch in der Poesie herrschendem Liebegefühl,

fühl, in welchem selbst das Leiden nur als Mittel der Verklärung erscheint, der tragische Ernst der alten Götterlehre und heidnischen Vorzeit in ein heiteres Spiel der Phantasie sich auflöst, und dann auch unter den äussern Formen der Darstellung und der Sprache solche gewählt werden, welche jenem innern Liebegefühl und Spiel der Phantasie entsprechen." Hr. *Schl.* scheint selbst gefühlt zu haben, dass diese Erklärung zu enge ist. Denn wenn er gleich darauf behauptet, dass das Romantische an sich nicht mit dem Alten und wahrhaft Antiken streite, dass die Sage von Troja, ja selbst die Homerischen Gesänge durchaus romantisch seyen, so scheint es, als habe er durch eine solche ungebührliche Erweiterung nur jenem Tadel zuvorkommen wollen.

Julius. Einfälle eines Dilettanten über historische Gegenstände. Den Anfang dieser Mittheilungen hatte der ungenannte Vf. in dem sechsten Stücke des bey Perthes in Hamburg 1810 erscheinenden, durch gebieterische Umstände bald unterbrochenen, *vaterländischen Museums* gemacht; er fährt hier mit Nr. 21. fort. Es sind einzelne Gedanken, Fragen und Betrachtungen, die alle wichtige Gegenstände betreffen, und zu weiterm Nachdenken Stoff und Reiz bieten. Sie tragen das Gepräge eines freyen, über der Geschichte des Menschengeschlechts mit besonnener Betrachtung, und über den Behauptungen der Geschichtschreiber mit vorsichtiger Prüfung weilenden Geistes. — *Nachricht von der Breslauer Gemäldesammlung.* Ein Beytrag zur Schlesischen Kunstgeschichte; vom Doctor *Büsching.* Hr. Dr. *B.*, welcher den Auftrag erhalten hatte, die Bibliotheken, Archive und Kunstsachen der aufgehobenen Stifter und Klöster Schlesiens zu sammeln und aufzubewahren, giebt in diesem Aufsatze theils eine Uebersicht der Schicksale der Kunst in Schlesien, theils eine Nachricht, auf welche Weise er bisher jenem Auftrage zu genügen sich habe angelegen seyn lassen. Jene Uebersicht fordert eben so sehr zur Freude über die immer von neuem erwachende Lust und Liebe der Schlesier zu der Kunst und Wissenschaft auf, als sie die dreymalige Vernichtung der gesammelten Schätze, durch die Mongolen, durch die Hussiten und durch den dreyssigjährigen Krieg, aufs schmerzlichste beklagen lässt; diese Nachricht aber macht vorzüglich auf den Maler *Mich. Willmann* (geb. zu Königsberg 1630.) und dessen zahlreiche Gemälde aufmerksam. — *Nachricht von Phil. Otto Runge*, einem vor einigen Jahren in Hamburg verstorbenen, besonders durch seine Tageszeiten bekannten Maler; wobey zugleich die Herausgabe seiner Briefe und Aufsätze angekündigt wird.

August. Leben des Dichters Martin Opitz von Boberfeld, nebst Bemerkungen über seinen poetischen Charakter. Von *Hegewisch.* Im Octoberhefte fortgesetzt und beendigt.

September. Ueber das historische Schauspiel. Von *Matthäus von Collin.* Eigentlich ist in diesem Aufsatze nur von *Shakspeare* als historischem Schauspieldichter die Rede. Es wird behauptet, dass durch ihn die dramatische Kunst eine neue Gestalt gewonnen, und mit epischer Kühnheit sich grossartig über das ganze Daseyn verbreitet habe. *Shakspeare* habe sich nicht darauf beschränkt, wie die griechischen Tragödiendichter, den Menschen einseitig im Gegensatze gegen die Alles niederwerfende Macht des Schicksals darzustellen, und in diesem Gegensatze des Menschen Würde zu retten, sondern er habe, selbst überzeugt von der ewigen Harmonie der Welt und alles Lebens, das wirkliche Leben in seiner vollen Wahrheit dargestellt, und auch den grellsten Misslaut ertönen zu lassen sich nicht gescheuet, da er von dessen Auflösung im Voraus versichert gewesen. Rec. meint im Gegentheile, dass die Auflösung des Widerstreits, worin sich das Innere des Menschen mit der äussern Welt findet, nicht gerade vorzüglich in *Shakspeare's* dramatischen Werken vorliege, dass sie vielmehr in den meisten der Seele des Zuschauers oder Lesers zwar nahe gelegt sey, doch überlassen bleibe. — *Kaiser Karl der Grosse.* Abschnitt einer altdeutschen poetischen Chronik. Von *B. J. Docen.* Ueber diese Chronik ist der *neunte* Band der *Beyträge zur Geschichte und Literatur*, von *Aretin*, zu vergleichen; wo auch der Abschnitt, wovon hier nur ein Auszug gegeben wird, vollständig abgedruckt ist.

October. Doctor Faust. Von *Stieglitz.* Ein Versuch, das Wirkliche auszufinden, das diesem Sagenkreise zum Grunde liegt. Angehängt ist eine reichhaltige Uebersicht der Schriften, wozu er Veranlassung gegeben. — *Berichtigung einer Stelle in Dampmartin's Geschichte von Frankreich*; von *J. W. Ridler.* Es verdient bemerkt zu werden, wie richtig Kaiser Joseph über die Lage seiner Schwester, der Königin von Frankreich, urtheilte. — *Ueber ein österreichisches Idiotikon.* An den Herausgeber von *K.*; nebst einer Anmerkung des Herausgebers über die zweckmässige Beschaffenheit eines solchen Idiotikons. — *Ueber ein neues deutsches Sprachwerk, das 1813 erscheinen soll.* Ein Vorbeugungs-Versuch von *B. J. Docen.* Prof. *Heinsius* in Berlin hat ein grammatisch-orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache für das gemeine Leben und die Geschäftsführung, zur Beförderung einer allgemeinen Sprachrichtigkeit in Briefen und Aufsätzen, angekündigt. Durch die Erklärung über Zweck und Inhalt, und durch zwölf Artikel, welche der Ausarbeitung als Probe beygefügt sind, glaubt sich Hr. *Docen* hinlänglich zu einem Tadel befugt, der die Einrichtung des Ganzen, und besonders die Weitläuftigkeit der Ausführung betrifft. Mit anständiger Ruhe antwortet ihm Hr. *Heinsius* im vierten Hefte des Jahrgangs 1813, indem er zugleich die Begriffe seines Gegners von der zweckmässigen Beschaffenheit eines solchen Wörterbuchs zu berichtigen sucht. — *Schloss Karlstein bey Prag*; vom *Herausgeber.* Besonders von den darin befindlichen alten Denkmalen der Malerkunst.

November. Beschreibung altdeutscher Gemälde. Von *Amalia von Hellwig*, gebornen *von Imhof.* Es ist die bekannte Sammlung altdeutscher, besonders niederländischer Gemälde der Hrn. *Boisseré* und des Hrn. Ber-

Bertram aus Cölln, woraus hier mehrere mit grosser Lebendigkeit der Phantasie des Lesers vorgeführt werden. — *Abendunterhaltungen der Wiedergekehrten.* Von *Karoline Baronin de la Motte Fouqué.* Dass die Hingebung des Glaubens, verbunden mit Rüstigkeit, im äussern Leben den Unglücklichen besser tröste, als die Selbstständigkeit des Willens, die sich selbst Gesetz ist; dass der Glaube lebendiger werde durch die äussern Offenbarungen Gottes, vorzüglich durch seine Offenbarung in der Person des Heilandes, als bloss durch das innere Bewusstseyn; und dass die leibliche Erscheinung Christi in dem Zusammenhange der Ereignisse, in der Fortentwickelung des Lebens, nothwendig gewesen sey — das zu beweisen, war, wie es uns scheint, die Hauptabsicht der Verfasserin bey diesem Aufsatze. Rec. bewundert die Tiefe des Gemüths und die Macht des Geistes, die sich auch hier offenbart; doch scheint ihm die Erforschung solcher Dinge über den Bereich weiblicher Erkenntniss überhaupt hinaus zu gehen. Daraus erklärt er sich die Unbestimmtheit und Unklarheit der Darstellung, die mehr ein tiefes Streben, als eine sichere Erkenntniss verräth. Es ist nicht bemerkt, ob diese Abendunterhaltungen werden fortgesetzt werden. — *Ueber das Mittelalter.* Eine Vorlesung, gehalten 1803. von *A. W. Schlegel.* Unter vielem Guten enthält diese Vorlesung Mehreres, das in der Unbestimmtheit, wie es dasteht, nicht befriedigt; vielleicht, weil die Reichhaltigkeit des Stoffes für die engen Grenzen einer Vorstellung zu gross war.

December. Der Werth der positiven Offenbarung, aus der Unhaltbarkeit der bisherigen philosophischen Bemühungen. Da hiermit eine Reihe von Aufsätzen beginnt, wovon die übrigen in dem folgenden Jahrgange enthalten sind, so scheint es zweckmässig, auch die Anzeige und Beurtheilung des vorliegenden Aufsatzes bis dahin aufzuschieben. — *Ankündigung einer Schrift über die Voskische Sprache und Nation,* nebst Angabe des Gesichtspunkts und Inhalts derselben. Von *Wilh. Freyherrn v. Humboldt.* Hr. *v. H.* legt in dieser Ankündigung die gehaltvollsten Gedanken nieder über die Bearbeitung der Weltgeschichte aus dem Gesichtspunkte der mannichfachen Verwandtschaft der Völker in der Entwicklung des Menschenlebens. „In welchem Zeitpunkt — wir heben diese Stelle aus, um seine Ansicht näher zu bezeichnen — in welchem Zeitpunkt man nun die neben einander bestehenden Nationen in ihrem ununterbrochen forteilenden Laufe betrachten mag, wandern, trennen, vereinigen, mischen sie sich, sterben aus, körperlich durch wirklichen Untergang, oder geistig durch Ausartung, machen neuen Platz, oder treten selbst, in veränderter Gestalt, wieder auf. Allein jeder von irgend einer Seite her errungene Vorzug wirkt weiter fort, und ist gleichsam eine Eroberung in dem Gebiete desjenigen, was sich in der Menschheit durch die That darstellen lässt; und so entstehen immer andre und andre, mehr oder minder vollkommene, aber einander gegenseitig unterstützende und durch einander gewinnende Formen der Menschheit." In diesem Geschäfte aber müsse der Weltgeschichte auf mannichfaltige Weise, und vor allem durch genaue, ausführliche und getreue Beschreibungen einzelner Stämme vorgearbeitet werden. Diess ist der Gesichtspunkt, der Hrn. *v. H.* bey der Arbeit, die hier angekündigt wird, leitete, und der ihre Wichtigkeit für die Geschichte der Menschheit verbürgt. — *Bemerkungen auf einer Reise durch Deutschland.* Aus einer französischen Handschrift. Viel Wahres, und darunter Manches noch immer von uns Deutschen sehr Beherzigungswerthes enthalten diese Urtheile, die wahrscheinlich aus der Handschrift einer auch unter uns sehr bekannten geistreichen Frau übertragen sind; z. B. „Es wird in Wien (in vielen deutschen Städten) zu sehr für guten Ton gehalten, nichts als französisch zu sprechen, da doch der Ruhm und sogar das Angenehme jedes Landes nur in seinem eigenthümlichen Geist und Charakter besteht. — Würden je die Deutschen ihre ihnen verliehenen Gefühle und Eigenschaften einbüssen, sie würden durch diesen Verlust nicht mehr an äusserer Leichtigkeit gewinnen. Eher würden sie verdienstlose Deutsche, als liebenswürdige Franzosen. ... Verständige Franzosen begegnen im Auslande nicht gern dem französischen Geist, sie suchen vielmehr gern die Menschen auf, die mit der persönlichen Eigenthümlichkeit auch noch die ihrer Nation verbinden. ... Auf alle dergleichen Bildungen und Werke, die den französischen nachgeahmt sind, könnte man das Lob anwenden, welches Roland beym Ariost seinem Pferde giebt, welches er hinter sich herschleppt: „Es vereinigt alle ersinnliche gute Eigenschaften, sagt er; nur einen einzigen Fehler hat es, es ist todt." — *Ueber die unmusikalische Beschaffenheit der deutschen Sprache.* Von *J.* an den Herausgeber, nebst dessen Antwort. In dieser Antwort wird unsre Sprache gegen jenen Vorwurf vertheidigt; nur müsse sie nicht zu italienischer Musik gesungen werden. — *Timotheus, oder die Gewalt der Musik.* Nachricht von einer Darstellung dieses grossen Händelschen Kunstwerks zu Wien, nebst Bemerkungen über dessen Sinn.

Ausser den angezeigten prosaischen Aufsätzen enthält dieser Jahrgang mehrere Gedichte von *Kar. Pichler*, *A. W. Schlegel*, *J. L. Stoll* und Andern. Besonders reichhaltig aber ist er an Proben aus ungedruckten dramatischen Arbeiten, worunter uns die aus dem Trauerspiele: *Marius*, von *Matthäus von Collin*, im dritten Hefte; desgleichen, was aus dem Trauerspiele: *Hannibal*, vom *Freyhrn. v. Rothkirch* im fünften, und aus dem Schauspiele: *Rudolph von Habsburg*, von *M. H. Mynart* im zwölften Hefte mitgetheilt worden ist, angezogen hat. Ausserdem haben wir im achten Hefte *Olafs Ausfahrt*, eine nordische Abenteure, von *Friedrich Freyhrn. v. Fouqué*, mit Vergnügen gelesen. Dass Heldenkraft, von Mässigung durchdrungen, den Heiligen mache, scheint der Sinn dieser ihres Verfassers würdigen Darstellung. Was aus dem Trauerspiele: *Zrini*, von *Th. Körner*, gegeben wird, ist zu wenig, um das Wohlgefallen oder Missfallen zu bestimmen.

PHI-

PHILOLOGIE.

Oldenburg, b. Stalling: *Beytrag zu J. G. Schneider's Griechisch-deutschem Wörterbuche.* Zur Ankündigung von Abschiedsreden. Von *Christ. Wilh. Ahlwardt*, des Oldenburgischen Gymnasii erstem Professor und Rector. 1808. 25 S. 4.

So entfernt das *Schn.* Wörterbuch auch in der zweyten Auflage noch von dem höchsten Grade der Vollkommenheit ist, so vortrefflich und von grosser Wirksamkeit für die Beförderung des heilsamen Studiums der griechischen Literatur unter uns ist es gleichwohl gewesen, und um so wünschenswürdiger ist es, dass mehrere Kenner und Freunde dieser Literatur ihre Bemühungen vereinigen, um diess Wörterbuch je länger je mehr der Vollkommenheit zu nähern. An die Gelehrten, welche sich schon früher, nach Hrn. *Schneider's* Anzeige, in dieser Hinsicht um das Werk verdient gemacht haben, an die Herren *Riemer*, *Ruhkopf* (nicht *Ruhekopf*), *Bothe*, *Buttmann*, *Spalding*, *Block*, *Koeler* (nicht *Köhler*), schliesst sich auch Hr. *Ahlwardt*, jetzt Director des Gymnas. zu Greifswalde, im vorliegenden Schulprogramme, welches mit der Anerkennung des Werths dieses Wörterbuchs und der mit *Johnson's* Aeusserungen bewiesenen Undankbarkeit einer solchen Arbeit launig und derb genug anhebt. Zwölf Artikel, alle aus A, sind der Gegenstand des Programms. Ἀδόκως, synon. mit ἀδοκήτως, wird für anolog gebildet erklärt. Wir bemerken dabey, dass diess Adverb. bisher nur in *Eurip. Troad.* 768. (Musgr. 792.) vorkam, wo aber die *Aldina* und *cod. Harl.* ἀδίκως haben; dass diess hier passender sey, als ἀδόκως, welches in einigen Ausg., in der Brubach. und Herwag. zuerst, vielleicht durch einen Druckfehler entstanden, und dass Hr. *Seidler* mit Recht ἀδίκως in den Text gerückt habe. In Αἶτος, welches bey *Sch.* fehlt, ist die Pindarische Stelle, *Ol.* 3, 30., wo das Wort für Wohnsitz vorkommt, sehr gut geschützt und erklärt worden. Ἀμείβω erhält nach *J. H. Vossens* Vorgange die Bedeutung: *folgen.* (S. Jen. Allg. L. Z. 1805. Jun. S. 527). Ἀμπλάκητος, ἀναπλάκητος, ἀπλάκητος, ἀναμπλάκητος. Hier wird gelehrt bewiesen, dass ἀνὰ in αμ verkürzt werde, aber nicht in α, und dass demnach ἀπλάκητος unrichtig sey, folglich *Sophocl.* Oed. Tyr. 472. nicht Κῆρες ἀπλάκητοι, (wofür *Johnson* und die Glasgauer doch noch besser ἀναπλάκητοι haben), sondern K. ἀναμπλάκητοι, wie schon die *Aldina* hat, zu lesen sey. Hr. Prof. *Schäfer* führt in einer Note zu dieser Stelle des Sophocles in der bey Tauchnitz gedruckten Ausg. des Dichters, wo durch einen Druckfehler ἀναπλάκητοι statt ἀπλάκητοι steht, Hrn. *A's.* Bemerkung an, meint aber, die Sache sey noch nicht aufs Reine gebracht. Wir sehen nicht ein, wie sich ἀπλάκητοι schützen lasse, und treten Hrn. *A.* unbedingt bey. Auch *Soph.* Trach. 120. ist statt der Conjectur ἀπλάκητον, mit *Hermann*, *Erfurdt* und *Bothe* ἀναμπλάκητον zu lesen. Nur seiner Verbesserung der beiden Stellen, die leicht Verschlimmbesserung seyn dürfte, können wir keinen Geschmack abgewinnen, indem er in der ersten Stelle στεναρώτερα φεύξει statt σθεναρώτερον φυγᾷ lesen will, ohne zu erwägen, dass στεναρώτερον oder στεναρώτερα gar kein griechisches Wort sey, auch sonst weder hier noch dort die Nothwendigkeit der Aenderung einleuchtet. Ἀμφιστρατάομαι bey *S.* fehlend, ist aus Il. XI, 712. umlagern, gut beygebracht. Ἀνδαίω bloss aus *Aeschyl.* Ag. 315. (304.), wo, wie uns scheint, mit Recht ἀναδαίοντες statt ἀνδαίοντες vorgeschlagen wird. Ἀνεκτέος aus *Soph.* Oed. Col. 883. fehlt bey *S.* Ἀνθαλίσκομαι findet sich allein bey *Aeschyl.* Ag. 350., wo ἀνθάλοιεν statt αὖ θάνοιεν *Stanley's* Conjectur ist. Die Lesart der Handschriften und alten Ausgaben gäbe den freylich mattpleonastischen Sinn: die Eroberer würden ihrer Seits nicht wieder umkommen, aber die Verbesserung αὖθις ἀνθάλοιεν ist um nichts besser. Hr. *A.* schlägt dafür ἀναλωθεῖεν vor. Ἀπίδις. Dieser Artikel, sagt Hr. *A.* voll luftiger Voraussetzungen, wäre besser weggeblieben. Das Wort kommt nur bey *Pind.* Pyth. 1, 161. vor, wo die *Aldina* ἐλπίδας hat, welches vorzuziehen ist: denn *Aeschyl. Suppl.* 95. ist das Wort hineincorrigirt, und ἀπίδες kann, der Prosodie halber, das Stammwort von περαπίδες nicht seyn. Ἀποτίβατος aus *Sophocl.* Trachin. 1029. unzugangbar, unnahbar, dorische Form von ἀπρόσβατος, fehlt, und verdient eben so gut aufgenommen zu werden, als ἀποτίπλαστος. Bey Ἀργεστής und Ἀργέστης wird *die Bedeutung* von *weiss*, *weisslich* bezweifelt, und die Nachweisung einer Stelle, wo die Bedeutung vorkomme, gewünscht. Wir können damit dienen. S. *Aeschyl.* Sept. contra Theb. 60. Ἄρημαι. Hier fehlt bey ἀρήμενος die Bedeutung, worin das Wort bey Homer als Il. 18, 435. vorkommt, für entkräftet, geschwacht. S. *Damm* S. 155. H. *Stephan.* Thes. L. G. I. p. 510. Ἀρήμενος, sagt Hr. *A.* ganz richtig, heisst erbeten, gewünscht, angewünscht, im guten und bösen Sinne; im letztern angeflucht. 2) Von den Wirkungen dieses Fluches getroffen, geschwächt, entkräftet. So braucht man freylich nicht zwey verschiedene Stammwörter von ἀρά anzunehmen, wenn es Bitten, und wenn es Fluch, Unglück, heisst. Ueber die Quantität dieses Worts, worüber, nach Hrn. *A's.* Behauptung, verjährte unrichtige Begriffe bey Metrikern und Philologen herrschen, verspricht er bey einer andern Gelegenheit sich vernehmen zu lassen. Ἀφνειός hat drey Endigungen. Vgl. *Pindar.* Ol. 1, 16. u. an andern Stellen. Wenn der Vf. als Grammatiker, Metriker und Lexicograph auftritt, so ist seine Arbeit sehr verdienstlich, und wir wünschen, dass er in diesem rühmlichen Geschäft fortfahren möge; Aber wenn er als Kritiker sich zeigt, so arten seine Kritiken in Verbesserungen der Dichter selbst aus, anstatt dass sie nur den Abschreiber allein treffen sollten. Da wir diess Urtheil von allen Verbesserungsvorschlägen, die in diesem Programme vorkommen, fällen müssen; so geben wir kein Beyspiel.

MONATSREGISTER

vom

JANUAR 1814.

I.

Verzeichnifs der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recenfirten Schriften.

Anm. Die erfte Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an. Der Beyfatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

Folle.

Museum

Z.

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 110.)

II.

Verzeichniss der literarischen u. artistischen Nachrichten.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Todesfälle.

Universitäten, Akad. u. andre gel. Anstalten.

Vermischte Nachrichten.

III.

Verzeichniss der literarischen Anzeigen.

Ankündigungen von Autoren.

Ankündigungen von Buch- u. Kunsthändlern.

Vermischte Anzeigen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1814.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Reclam: *Oken's Lehrbuch der Naturgeschichte.* — *Erster* Theil: *Mineralogie.* 1813. XVI u. 519 S. 8. Mit 18 Kupfertafeln. (2 Rthlr. 20 gr.)

Der Vf. sagt S. 5.: „Dieses Buch soll nicht bloss das vollständigste und wohlgeordnetste, sondern auch das wohlfeilste seyn, das je erschienen ist, so lange Naturgeschichte gedruckt wird." Hingegen S. 255. heisst es von dem Buche: „Für ein in der Aufbauung unvollendetes noch mangelhaftes Gebäude will ich das Ganze angesehen wissen." Um das Publicum urtheilen zu lassen welcher von beiden Aussprüchen sich der Wahrheit am meisten nähert, halten wir es am zweckmäsigsten, hier von dem ganz eigenen Gange, den der Vf. gewählt, und von den ganz eigenen Principien, die er dabey zum Grunde gelegt hat, einen allgemeinen Ueberblick zu geben, indem wir unsre eignen Anmerkungen in Klammern einschalten.

Von der Urmaterie, dem Aether oder der Sonnenmasse, sind die Elemente, woraus unser Planet besteht, nämlich das Feuer, als das ätherische Element, die Luft, das Wasser und das Ird (so nennt der Vf. das Erdelement), als die planetarischen Elemente; Theile (doch sind diese Elemente wieder aus zwey Urstoffen; wie wir weiter unten in der chemischen Irdlehre sehen werden, zusammengesetzt). Die drey ersten haben keine Individualität, sind also nicht Gegenstand der Naturgeschichte. (Ueber manches was die Elemente betrifft, scheint der Vf. mit sich selbst nicht recht einverstanden zu seyn. Hier nennt er das Feuer einen Theil des Aethers, S. 103. sagt er „das Feuer, dessen Substrat der Aether ist, zerfällt am deutlichsten in Licht und Wärme, und S. 245. läfst er das Feuer wieder in Aether, Wärme und Licht zerfallen. Dabey hat Rec. zwey Widersprüche zu rügen: 1) Wenn das Feuer ein Theil des Aethers ist: so kann der Aether kein Bestandtheil des Feuers seyn. 2) Ist es aber nicht so gemeynt, sondern sollen Aether, Wärme und Licht drey Arten oder Gattungen des Feuers seyn, so gilt wiederum das nicht, was der Vf. S. 2. sagt: „Es giebt nur Ein Feuer; das Feuer hat also keine Individualität," sondern das Feuer würde dann in verschiedene Feuer zerfallen, würde nicht als ein Allgemeines sondern immer als ein Individuales existiren, und so gut wie das Irdelement ein Gegenstand der Naturgeschichte seyn.) Das Ird dagegen ist nicht Ird überhaupt, existirt nicht als ein Allgemeines, sondern immer als ein Individuales; wo wir vom Erdelement reden, ist es nicht ein solches, sondern Thonerde, Kalkerde, Metall, Schwefel u. dergl. Alle Individuen sind demnach bloss Individuen des Erdelements, *Irden* (diese Benennung ist zu empfehlen, da jetzt die Ausdrücke *Mineral* oder *Fossil* nicht mehr zureichen um die unorganischen Naturkörper damit zu bezeichnen, z. B. für die gas- und wasser-förmigen Körper; nicht aber, wie der Vf. meynt, weil der Ausdruck *Mineral* nur auf die Erze, und die Benennung *Fossil* vorzüglich nur auf die Versteinerungen passe); und die Naturgeschichte ist daher eigentlich nur die Entwicklungsgeschichte der Irden — *Eintheilung der einzelnen Geschöpfe.* Die Unterschiede der Geschöpfe beruhen nur auf Einwirkungen von aussen. Dieser Einwirkungen sind drey, nämlich durch das Wasser, die Luft und das Feuer. Daher müssen alle Unterschiede Wasser-, Luft- oder Feuer-Unterschiede seyn. Die erste grosse Abtheilung des Erdelements ist die, wo es ganz rein für sich dasteht, wo es sich starr zeigt, selbst wenn Wasser und Luft sich mit ihm verbunden haben. In dem zweyten Irden muss das Wasser als Wasser, die Luft als Luft, gedacht werden; dieses sind die *Pflanzen.* Die Pflanze, als eine Dreyheit der planetaren Elemente, ist ein Stein, der alle planetaren Elemente in ihrer Vollkommenheit in sich trägt, ein Planet auf dem Planeten. Eine Pflanze, worin das Feuer durch geistige Erregung wirkt, und welche auf geistige Weise sich bewegt, heisst *Thier.* Das Thier ist als eine Vierheit der Elemente, als die Allheit der Natur in einem Steine zu betrachten. Das Erdelement theilt sich also in zwey grosse Haufen, in das rein Irdige, oder *Unorganische*, und in seine Verbindung mit den Elementen, oder das *Organische.* Den *Unterschied des Organischen vom Unorganischen* bringt der Vf. sehr richtig bloss auf *eigene Bewegung* zurück. Unterschiede von einzelnen Organen hergenommen, sind unzureichend bey den niedrigsten Thieren und Pflanzen (wenigstens für jetzt: denn die Organisation bey ihnen könnte so fein seyn, dass sie bis jetzt nur unsern Augen noch entgangen wäre). Auch der Unterschied zwischen Thier und Pflanze ist durch die *willkürliche Bewegung* bey jenem gut bezeichnet; und nicht weniger treffend ist das, was der Vf. von den Uebergängen der drey Naturreiche in einander und von den Verbindungen und Verwandtschaften der Arten und Gattungen unter sich sagt — *Systemkunde.* Jedes Reich, sagt der Vf. theilt sich, wie die ganze Natur, in zwey sich gleichlaufende Reihen, in eine edle und in eine unedle, wovon jene durch den Einfluss

flufs des Lichts, diefe durch den der irdifchen Elemente hervorgebracht wird; *Lichtreihe* und *Maffenreihe*. Die obern Abtheilungen find immer wieder die Eintheilungsglieder der untern für jedes Reich. So viel daher Klaffen, fo viel Ordnungen, Sippfchaften, Familien, Gattungen und Arten. Was nicht fo ift, ift zufällige Abweichung oder Unvollftändigkeit in den gekannten Naturalien, oder endlich Schwierigkeit der Anordnung wegen Gröfse der Arbeit. Die erften Hauptformen der Natur find aber die Elemente, und aller Unterfchied kann nur von ihnen herkommen; daher auch in jedem Reiche zuletzt die Elemente als Eintheilungsgrund erfcheinen. So wird es unter den Irden geben müffen *Ird-Irden*, *Waffer-Irden*, *Luft-Irden*, *Feuer-Irden*. In jeder diefer einzelnen Klaffen wiederholen fich wieder alle Klaffen und werden Ordnungen.' Es mufs einft dahin kommen, dafs man fagen kann: „bey diefer Gattung find nur fo viel Combinationen möglich, und was darüber ift, ift keine Art." (Wie dem Vf. diefes Syftem geglückt ift werden wir bald fehen.) Was über Art, Raffe, Schlag, Spielart, Abart u. gl. gefagt wird, ift gut auseinander gefetzt. — *Befondere Naturgefchichte der Irden*. Die Irdindividuen werden durch ihre wefentlichen Gemengtheile beftimmt. Nach den Eigenfchaften der Irden giebt es eine chemifche, eine phyfifche, eine mathematifche, nach ihrem Vorkommen eine geographifche, und nach ihren Stellungen zu einander eine fyftematifche Irdlehre. I. *Chemifche Irdlehre:* Entfernte einfache Beftandtheile des Irds. 1) *Feuer*. Es befteht aus einem Beftandtheil welcher paffiv verbrennt, *Brinnftoff*, und einem andern, von dem jener verbrannt wird, *Brenn-* oder *Zünd-Stoff*. Aber in fo fern das Feuer, als das univerfale Element, ins Unendliche ausgedehnt ift, in fo fern ift es auch nicht wägbar. 2) *Luft*. Die erfte Zufammenziehung der Materie fo weit dafs fie wägbar wird. Der Brinnftoff heifst hier *Brinnftoffgas*, *Stickgas*, der Brennftoff *Brennftoffgas*, *Sauerftoffgas*. 3) *Waffer*. Es befteht aus den nämlichen zwey Urftoffen wie die Luft, nur heifst der Brinnftoff in ihm *Wafferftoff*, und der Brennftoff *Halogen*. 4) *Erde*. Im Erdelement find wieder dieselben zwey Urftoffe enthalten, nur mit beträchtlichen Abweichungen. Aus der Verfchiedenheit ihrer Verbindungen entftehen die verfchiedenen Erden, aber man kennt erft von wenigen die Verhältniffe diefer Verbindungen; die Kiefelerde enthält nämlich 52 Sauerftoff, 48 Stickftoff u. f. w. Das Natron 20 Sauerftoff, 80 Stickftoff (alfo ift, nach dem Vf., Metall ftarr gewordener Stickftoff). — Wenn die Erden in ihre beiden Urftoffe zerfetzt werden, fo empfangen diefe letztern bald vom Waffer, bald von der Luft, bald vom Licht Eigenfchaften, und es wird daher einen Waffer-, einen Luft- und einen Licht-Erdftoff geben. Der erfte wird fich als *Kohlenftoff*, der zweyte als *Schwefel*, der dritte als *Metall* zeigen. Wenn die Erden nur durch eine Art von Verwittrung zerfetzt werden, fo treten Zünd- und Brinnftoff verändert hervor; z. B. Kalk ift in einem folchen Zuftande der Verwefung, wo der Brinnftoff als Kalkerde, der Zündftoff aber als Kohlenfäure erfcheint. Wirkt die Verwefung auch auf den Brinnftoff (hier die Kalkerde), fo tritt er als Kohlenftoff hervor. Die verwefete Erde, als Kohlenftoff, hat fich gedruft (kryftallifirt) im Diamant, welcher der reinfte Erdftoff ift. Wenn die Kohle durch Kälte, das Metall durch die Hitze entftanden ift, fo ift es der Schwefel durch die dabey erregte Elektricität. (*Wie* diefes alles gefchieht hat der Vf. nicht gefagt, fondern nur *daß* es fo gefchieht. Dadurch dafs er die Entftehung der Kohle mit dem Ernähren in der Wurzel, die des Schwefels mit dem Athmungsprocefs in den Blättern, und die der Metalle mit dem geiftigen Beftrahlen in der Blüthe vergleicht, ift auch noch nichts gewonnen. Ueberhaupt wäre zu wünfchen, dafs der Vf. mit dergleichen Metaphern, die in allen feinen Schriften häufig vorkommen, fparfamer feyn möchte. Sie find oft fo geftellt, dafs man fie in der That nicht für folche, fondern als ganz eigentlich wie die Worte lauten, nehmen follte; und manches, was ganz einfach ausgedrückt, verftändlich genug feyn würde, erhält durch diefe Einkleidung ein fo dunkles und paradoxes Anfehn, dafs, im gelindeften Falle, man fich darüber luftig macht, zuweilen aber, obgleich mit Unrecht, fchon auf diefen äufsern Schein hin, das Verdammungsurtheil darüber ausfpricht.) — Die *Metalle* entftehen aus Zerfetzung der Erden. Die *Erden* find Metallkalche; das *Waffer* ift ein flüffiger, die *Luft* ein gafiger Metallkalch; der Sauerftoff kann kein Metall enthalten, er ift das rein Antimetallifche. Beyläufig führt der Vf. dabey an, dafs die Alchemiften fchon vor Jahrhunderten die Verwandlung der Erden in Metalle gekannt, und diefe flüffigen Metalloïde *Erdmercurius* genannt haben. — Was der Vf. über die *Bezeichnung der Metalle* fagt, wird demjenigen willkommen feyn, der in den officinellen Bezeichnungen derfelben eine bedeutungsvolle Hieroglyphenfchrift fucht — *Erden*. Die einzelnen Zerfallungen des Irds find nur dem Feuer unterworfen, welches das Metall durch Verkalchung in den *erdigen*, den Schwefel durch Säurung in den *wäfferigen* (flüffigen; Schwefelfäure), die Kohle durch .... (es ift dem Vf. unbekannt wodurch) in den *luftigen* (Kohlenfäure) Zuftand verfetzt. Kohle ift alfo die irdige Luft, Schwefel das irdige Waffer, Metall die irdige Erde, alfo das reine Ird. Aufserdem wirkt auch noch das Waffer auf jene drey Irdtheile (Schwefel, Kohle und Metall) ein, und fo entftehen *wafferige Kohle* (Laugenfalze) welche die Kohle zur Bafis hat, *wafferiger Schwefel* (Säuren), deffen Bafis Schwefel ift. Das neutrale Ird, welches das Metall zur Bafis hat, ift unauflöslich unfchmelzbar und unverbrennlich, *Erde*. Die Erdbafis ift alfo *Metall* — *Säuren*. Jedes planetare Element ift der Säurung fähig; auch die Irdzerfallungen werden zu Säuren begeiftert; und da das Thierreich und das Pflanzenreich nur identifche Combinationen der Elemente find, fo wird es auch eine Thier- und eine Pflanzen-Säure geben. 1) *Elementenfäuren* find Luftfäure (Salzelemen-

mentarsäure), Wassersäure (Salzsäure), Irdsäure (Flussspaths.). 2) *Irdensäuren* sind Kohlens., Schwefels., Metalls. (Arseniks.), und Laugens. (Boraxsäure?). 3) *Pflanzensäure* (Essigs.). 4) *Thiersäuren* (Phosphors.). — *Laugen* sind der gerade Gegensatz der Säuren auf derselben Entwicklungsstufe der Erden. Sie bezeichnen mehr das Irdige, wie die Säuren mehr das Flüssige. Daher kommen die Säuren in allen Formen, die Laugen aber nur unter den drey Hauptformen des Planeten, im Ird, in der Pflanze und im Thier vor (Natrum, Kali und Ammonium). — *Erden:* 1) *Säure Erden*, *a*) Glaserden (Kiesel-, Tantal- und Zirkon-Erde), *b*) Kneterden (Thon-, Glycin- und Ytter-Erde); 2) *Laugenerden*, *c*) Fetterde (Talkerde), *d*) Aetzerden (Kalk-, Strontian- und Schwer-Erde). — *Irdverbindungen:* 1) *Salze*. Unauflösliche Säurungen nennt der Vf. *Halde*, erdige *Gypse*, metallige *Sprotte*. In mehrern Tabellen giebt der Vf. eine Uebersicht der Verbindung der Salze und Säuren unter sich und mit andern Stoffen, auch über die Fällungen der Metalle aus ihren Salzauflösungen. *Stoffstellung:* das *Feuer* zerfällt in Licht und Wärme; die *Luft* in Sauerstoffgas und Stickstoffgas, so dass jenes als Lichtgas dieses als Wärmegas angesehen werden muss; Stickstoffgas ist schwer gewordene Wärme, Sauerstoffgas schwer gewordenes Licht. Das *Wasser* zerfällt in Sauerstoff und Wasserstoff, jener der Lichtstoff, dieser der Wärmestoff. Das *Ird*, als das Fertige in der Materienschöpfung, erleidet zwey Trennungen, eine gegen das Wasser hin, durch Wassereinfluss, die andere gegen die Luft hin, durch Lufteinfluss. Beiden Scheidungen steht das Feuer vor. Das Ird gegen die Wasserseite ist verkalcht und als Sauerstoff gesetzt *Salzsäure*, als Wasserstoff gesetzt *Lauge*, das Mittlere ist die *Erde*. Das Ird gegen die Luftseite ist verkalcht, als Sauerstoff gesetzt, *Schwefel*, als Stikgas gesetzt *Kohle*, das Mittel ist *Metall*. — 2) *Irdungen* (Erden) mit Inbegriff der *Metallungen* und der *Bronze* (Combustibilien). Ueber die Verbindungen derselben unter sich und mit andern Stoffen, und über die überwiegenden Bestandtheile, alles in tabellarischer Ueberficht (diese mühsam zusammen getragenen Tabellen sind um eine leichte Ueberficht und gegenseitige Vergleichung zu gewähren sehr nützlich). — II *Physische Irdlehre*. Der Vf. erklärt die physischen Eigenschaften der Irden für die wesentlichsten, und giebt ihnen vor allen andern den Vorzug. Er hat hier eine mehrfache tabellarische Folgereihe der Irden nach den hauptsächlichsten dieser Eigenschaften gegeben. — III. *Mathematische Irdlehre*. Terminologie der Krystallformen, ihrer Zusammensetzungen und Uebergänge. Erklärung ihrer Entstehung. Der Vf. sagt am Ende: „die Doppelpyramide ist die Urform aller Drusung, und die sechsseitige Säule mit sechsseitiger Endspitze ist der vollkommenste Krystall, ist der Mensch im Reiche der Druse." — IV. *Geographische Irdlehre*. Das Vorkommen der Irden. Der Vf. macht besonders auf die klimatische Vertheilung der Metalle aufmerksam (allerdings ein Gegenstand, der einer nähern Beleuchtung werth ist). — V. *Systematische Irdlehre*. Der Vf. sagt: „das vollkommenste Individuum, der Mensch, ist ein Ganzes nur durch verschiedenartige Theile." [So? dann wäre freylich der Mensch nicht von den Mineralien verschieden. Und in der That scheint der Vf. auch gar nicht Thiere und Pflanzen von den Irden absondern zu wollen, denn 1) kommen alle einzelnen Theile derselben hier im Irdreiche als Arten unter irgend einer Gattung vor, z. B. Knochen und manche Harnsteine als die fünfte Art des Apatit, die Zahnkrone als die dritte Art des Flussspath, das Holz mit Einschluss des Fettes, Fleisches u. s. w. als vierte Gattung in der Sippschaft der Erdbrenze (Kohle). 2) Auf der 421sten Seite sagt der Vf. mit dürren Worten: „Thiere und Pflanzen sind nichts anderes als zusammengesetzte Mineralien." Darnach zu urtheilen hatte Rec. geglaubt, dass hier die Pflanzen und Thiere unter des Vfs. Irdfelsen (gemengten Gebirgsarten) eingereihet werden würden; indess so weit hat Hr. *Oken* doch die Consequenz nicht getrieben.] Der Vf. fährt fort: Die Organe sind, wie die Druse, aus Urformen zusammen gesetzt, welche bald Zellen (Zellgeweb), bald Kugeln (Knochen), bald Fasern (Fleisch), bald Puncte (Nerv) sind. Diese vier Urformen entsprechen den vier Urdrusen, also dem Tetrander (Punkt, Nerv), dem Prisma (Faser, Fleisch), dem Pfeiler (Zelle oder Blase, Zellgeweb), wozu wohl noch das Octander (Kugel, Knochen) kommen kann. (Wo bleiben denn aber die drey andern Grundformen aus der Druslehre. Der Vf. nimmt nämlich sieben solcher Grundgestalten an. Warum sind nun gerade jene vier ausgehoben? Wir müssen es überhaupt dem Leser überlassen, sich von diesen Beziehungen zu denken was er will, denn der Vf. hat sich nicht weiter darüber erklärt.) Streng genommen, heisst es weiter, giebt es im Irdreiche nur Ein Individuum, den Erdkörper; alles Uebrige ist nur sein Organ. Unsre Irdlehre zerfällt also in vier Lehren: 1) Bestandtheillehre, Lehre von den Urbestandtheilen, 2) Stücklehre, Lehre von den (mineralogisch) einfachen Fossilien, 3) Theillehre, Lehre von den Felsen, 4) Ganzlehre, Lehre von den Planeten selbst. — I. *Bestandtheillehre* ist bisher abgehandelt worden. — II. *Stücklehre*, der eigentlich systematische Theil. Die Natur ist zweystuffig, nach den schweren Elementen, Erde, Wasser, Luft, und nach dem geistigen, Feuer, welches wieder in Aether, Wärme und Licht zerfällt. Daher können im Planeten auch nur solche Irden die dem Schweren gefolgt sind, *Massenirden*, und solche die dem Geistigen gefolgt sind, *Feuerirden*, entstehen. Diese sind schmelzbar, *Erze*, jene nicht, *Erden*. Die Erze sind der edle Haufen, der Kopf des Planeten, die Erden der unedle, der Leib des Planeten.

(*Der Beschluss folgt.*)

Berlin, b. Schmidt: *Die kleinen Jäger in allen Elementen*. Ein naturhistorisches Würfelspiel für Jung und Alt. (1812.) (20 gr.)

Diess Spiel, zu welchem eine Anleitung auf einem Bogen gedruckt ist, hat auf einem Bogen 68 illuminirte

nirte Felder von Thieren und ihren Fangarten, und eben so viel kleine Kärtchen. Es kann für Kinder sehr unterhaltend werden, und sie lernen auch zugleich das hauptsächlichste aus der Naturgeschichte der Thiere kennen, die sie jagen oder fangen. Um es zu Spielen muss man zwey Würfel und eine hinlängliche Anzahl Marken haben, die gleich vertheilt sind. Es nehmen 5 bis 8 Kinder an dem Spiele Theil. Jedes derselben hat ein besondres Zeichen z. B. einen Ring, Knopf u. s. f. Dieser wird auf das Feld Nr. I., welches ein Wald ist, gesetzt, wo sich die kleinen Jäger versammlen, und bezahlt, wenn 5 spielen 12, wenn 6 spielen 10 Marken Entrée u. s. w. in die Kasse. Die Zahl der Augen, die jedes mit den beiden Würfeln wirft, bestimmt es, wie viel Numern es mit seinem Zeichen vorrücken darf. So rückt es z. B. wenn es fünf Augen wirft auf Nr. 5., die Schmetterlingsklappe u. s. w. vor, und setzt sein Zeichen in dieses Feld, wo es so lange stehen bleibt, bis ihm wieder die Reihe trifft, und es dann eben so wie vorher fortrückt. Die Abbildungen stellen, wie gesagt, entweder Waffen, Fallen oder Thiere vor. Jeder Thierart wird mit einer besondern Waffe oder Falle nachgestellt; z. B. dem Fisch mit der Angel, dem kleinen Wilde mit der Flinte, dem grösern oder grossen Raubthiere mit der Büchse u. s. w. Will daher ein Kind ein Wild erlegen können, so muss es die dazu nöthige Waffe vorher mit dem Würfel treffen, und damit es nicht vergisst, welche es alle hat, und weiss was für Thiere damit gejagt und gefangen werden können, so erhält es jedesmal eine Karte, worauf der Name der Waffe und die Thiere, gegen welche sie angewandt werden kann, bemerkt ist. Trifft es nun auf ein Thier, gegen das es vorher gerüstet war, so erhält es zur Belohnung für seine Geschicklichkeit das bestimmte Schiess- oder Fanggeld; hat es aber die Waffe nicht, so bekommt es nicht nur nichts, sondern muss so gar jedesmal eine oder mehrere Marken Strafe in die Kasse zahlen. Uebrigens muss ein Director gewählt werden, der die Anleitung bey der Hand hat, um nachzusehen, wer die Waffenkarten giebt, die Strafen einzieht und Schiess- und Fanggeld auszahlt.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Universitäten und andere Lehranstalten.

In Beziehung auf den Beschluss des grossen Raths des Cantons *Basel*, vom 19. May 1813, wodurch *die Aufhebung* der bisherigen *hohen Schule*, als eines Institutes, welches den Forderungen der Zeit, und seiner eigentlichen Bestimmung nicht mehr entspreche, ausgesprochen ward, legte am 13. October die *Universitätscommission* dem grossen Rathe einen Gesetzesvorschlag zur Einrichtung einer *theologischen Facultät* in der neu einzuführenden akademischen Bildungsanstalt vor; dieser Vorschlag ward angenommen, und folgendes Reglement hierüber festgesetzt:

Es sollen *drey Professoren der Theologie* in der neuen akademischen Bildungsanstalt seyn. Das Pensum des *ersten* ist die Exegese des A. T., Unterricht in der hebräischen Sprache, jüdische Alterthumskunde, Kirchengeschichte des A. T. und Literatur derselben. Das Pensum des *zweyten* ist die Exegese des N. T., dogmatische Theologie, Kirchengeschichte des N. T. und Literatur derselben. Beide Professoren bedienen sich der *lateinischen* Sprache in ihren Vorlesungen. Das Pensum des *dritten* ist die praktische Theologie, die christliche Moral, die Katechetik, Homiletik und Anweisung zum rechten Pastoralverhalten. Er unterrichtet in *deutscher* Sprache. Wer eine solche Stelle nachsucht, hat sich einem *colloquio examinatorio* zu unterwerfen, *pro gradu et pro cathedra* zu disputiren und zwey Vorlesungen zu halten. (Muss er aber durchaus ein Bürger von *Basel* seyn?) Die Gegenstände des Unterrichts werden in halbjährliche und jährliche Curse abgetheilt, und die Studirenden sollen während ihrer *Studienzeit in der Theologie* die Vorlesungen über die wichtigsten Materien *zweymal* anhören können. Jeder dieser drey Professoren erhält in Zukunft von dem Staate *sechszehnhundert Franken* (100 neue Louisdore = 600 Thaler = 1100 Gulden Rheinisch), worunter diejenigen Emolumente, welche ihnen allenfalls von dem Fonds der theologischen Facultät zufallen, mit inbegriffen sind. Ausserdem soll jeder Studirende gehalten seyn, ihnen halbjährlich 6 Franken ($2\frac{1}{4}$ Thaler = 4 Fl. 3 Kr. rheinisch) Honorar zu bezahlen.

Wegen der seit einigen Jahren vorzüglich bey der Geistlichkeit zu *Basel* überhand genommenen Anhänglichkeit an das theologische System der *Brüder-Gemeinde* soll in Zukunft jeder, der ein ihm übertragenes geistliches Amt antreten will, einen Revers ausstellen, in welchem er erklärt, dass er zu keiner *unter fremder Leitung stehenden* religiösen Verbindung gehöre, und keiner solchen Verbindung angehören *wolle*, sondern dass er die unverfälschte evangelische Lehre von der Verehrung Gottes und der Seligkeit der Menschen, so wie dieselbe in der heil. Schrift des A. und N. T. enthalten und nach derselben in der Confession der Kirche zu *Basel* dargestellt ist, vortragen wolle.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1814.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Reclam: *Oken's Lehrbuch der Naturgeschichte* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Erste Reihe: *Unedle Irden. Erste* Classe: *Erden.* Es muss wieder *Massenerden* und *Feuererden* geben. Letztere sind die Aetzerden. Die Massenerden zerfallen, da die Massenelemente völlig zerfallenes Feuer sind, in drey verschiedene Erden. 1. *Irderde,* die von dem Einflusse aller drey Elemente frey ist, *Kieselerde.* 2. *Wassererde,* die unter dem Einfluss des Wassers steht, *Thonerde.* 3. *Lufterde,* deren Irden an der Luft leicht verwittern, *Talkerde.* Wie das Feuer, so theilen sich auch die Aetzerden in drey. Die Vertheilung ist etwas bedenklich. Ich halte die *Kalkerde.* als die allgemeine, für die *Aethererde,* die *Nescherde* (Schwererde) für die *Lichterde,* die *Stronerde* für die *Wärmeerde.* Die Irden sind mithin, wie es sich von selbst versteht, Kiesirden, Thonirden, Talkirden, Kalkirden. (Der Vf. hat fast alle bisher angenommenen Benennungen der Irden verändert oder ganz verworfen und gegen andere vertauscht; so sagt er z. B. nicht Kieselerde, Thonerde u. s. w., sondern die Kieser, die Thoner u. s. w.; so niemals Schwererde, Strontianerde, Arsenik, sondern die Nescher, die Stroner, das Gaff u. s. w. Obgleich nun eine nach zweckmäsigen Principien geordnete und vereinfachte, und auf eine allgemein gültige Kunstsprache zurückgebrachte Nomenclatur auch in diesem Reiche eben so nützlich und bequem seyn würde, wenn ihre Anwendung in dem organischen Reiche sich zeigt, so hat man doch leider den schon früherhin von *Linné* vorgezeichneten Weg verlassen, und es ist sehr zu bezweifeln, dass einige neuere Versuche der Art, z. B. die *Schönbauerschen,* mehr Glück machen werden. Gar nicht zu billigen sind aber die willkürlichen Veränderungen, die sich der Vf. vorzunehmen bewogen gefühlt hat, da sie einerseits in keiner allgemein angenommenen Sprache abgefasst sind, und andererseits auch zu häufigen Missverständnissen Anlass geben können, wie wir in der Folge durch einige Beyspiele deutlicher machen werden.) *Erste* Ordnung: *Kiese.* Die Elemente haben die Ordnungen gegeben; die Ordnungen geben die Unterordnungen; daher hier, als Unterordnungen, reine Kiese, Thonkiese, Talkkiese und Kalkkiese. *Erste* Unterordnung: *Reine Kiese, Quarze,* in fünf Sippschaften, als: reine Quarze, Erzquarze, Wasserquarze, Luftquarze und Feuerquarze. Die Sippschaften sind aber wieder entweder ganz rein, oder mit andern Erden gemischt. Daher, sagt der Vf., muss jede Sippschaft aus *vier* Gattungen bestehen. (Gegen die Verwahnung des Vfs., ihm nicht zuzumuthen, dass er von jeder Sippschaft die vier Gattungen herzählen solle, ist Nichts einzuwenden, da gewiss noch nicht Alles in der Natur entdeckt ist. Das aber hätten wir nicht erwartet, dass er, nachdem er behauptet hatte, jede Sippschaft müsse aus vier Gattungen bestehen, doch bey manchen Sippschaften, z. B. bey der der Wasserquarze oder Opale, deren mehr als vier angeben würde. Ueberhaupt ist der Vf. mit seinem Systeme nicht glücklich gewesen; und so wie es uns gleich anfangs bedenklich vorkam, dass es gerade so und so viel Ordnungen, Sippschaften, und nun gar Gattungen und selbst Arten in der Natur geben müsse, so hat es sich denn auch in der ganzen zweyten Hälfte des Buchs, welche den systematischen Theil umfasst, erwiesen, dass die Natur sich nicht unter den strengen Willen des Vfs. hat beugen wollen, und dass ihm sein Versuch, „der Chemissen und Mineralogen Schweinheerde der Metalle in einen wohlvertheilten Pferdestall zu treiben", wie sich Hr. *O.* auf der 39sten Seite wörtlich ausdrückt, so wenig bey den Metallen, wie bey den übrigen Irden gelungen ist, sondern dass, nachdem der Vf., ohne den Viehbestand zu kennen, den wohlvertheilten Pferdestall ganz symmetrisch erbauet hat, in die meisten Abtheilungen die ungleichartigsten Geschöpfe, Pferde, Schweine, Rindvieh u. s. w. neben und durch einander zu stehen gekommen sind. Rec. kann versichern, dass in dem ganzen Buche auch nicht eine einzige Sippschaft ist, woran nicht Etwas auszusetzen wäre, und dass selbst solche Sippschaften, worin die Zusammenstellung nahe verwandter Gattungen gut getroffen ist, doch den Fehler haben, dass sie wieder von mehrern andern Gattungen, die ihnen zunächst verwandt sind, und füglich mit ihnen hätten verbunden bleiben müssen, oft sehr weit getrennt stehen. Weil der Vf. durchaus in jeder Ordnung vier Sippschaften und in jeder Sippschaft vier Gattungen haben musste, so sind sehr häufig Gattungen neben einander in Sippschaften gestellt, welche gar nicht zu einander gehören, Arten, welche füglich in Eine Gattung hätten vereinigt werden können, in mehrere Gattungen getrennt, und manche Gattungen, ja selbst mehrere Ordnungen anderer Systeme in Eine Gattung zusammengezogen worden. Die Belege zu dieser Behauptung sind gar nicht schwer zu finden; weil es aber wieder ein eigenes Buch geben würde, wenn jede Sippschaft und Gattung hier kritisch vorgenommen werden sollte,

follte, fo begnügt fich Rec., nur die erste Unterordnung der Kiefe, womit das Syftem anfängt, genau durchzugehen. Diefe Beurtheilung mag als Maafsstab für die übrigen Ordnungen in der Claffe der Erden dienen: denn alle find nach denfelben Grundfätzen entworfen, nur mit dem Unterfchiede, dafs einige im Ganzen eine natürliche, und in diefer Hinficht nicht zu tadelnde Zufammenftellung geben, wie z. B. die Ordnungen der Thone und Talke, bey andern aber die natürlichen Verbindungen ganz zerriffen find, wie z. B. bey der Sippfchaft der Erzhalde, wo Dioptas, Rothmanganerz, Tungftein und Pharmacolith mit einander vereinigt und von mehrern andern ihnen weit näher verwandten Gattungen getrennt find, ferner bey den Wafferhalden, wo Apatit, Flufsspath, Boracit und Gyps zufammenkommen. Ja, unter der Gattung *Gyps* ftehen hier als Arten auch Muriacit, Cöleftin und Schwerfpath; in die Gattung *Kalkftein* find, als Arten, auch Strontianit und Witherit eingefchaltet. Doch nun zur Sache.) *Erfte* Sippfchaft: *Reine Quarze*. *Erfte* Gattung: *Kiesquarz*. *Erfte* Art: *Hartquarz*, Bergkryftall, darunter Rauchtopas, Morion, Citrin u. dgl. als Verfchiedenheiten. *Zweyte* Art: *Stängelquarz*, Amethyft. *Dritte* Art: Rofenquarz. *Vierte* Art: *gemeiner Quarz*. *Fünfte* Art: *Stinkquarz*. *Sechfte* Art: *Fettquarz*. (Mit Unrecht zieht der Vf. den fogenannten kryftallifirten Sandftein von Fontainebleau zum Sandftein, und mit diefem zum gemeinen Quarz: denn fchon die Form zeigt das Uebergewicht des Kalkes, wenn man auch nicht auf den Gehalt und auf alle übrige Merkmale fehen will. Die Beymifchung von Sand ift ganz zufällig und mechanifch.) *Zweyte* Gattung: *Thonquarz*. *Erfte* Art: *faferiger Th.*, dickfaferiger Amethyft. *Zweyte* Art: *biegfamer Th.*, Gelenkquarz. (Der faferige Th. hätte, wenn man ihn auch nicht mit dem eigentlichen Amethyft verbinden will, doch wenigftens nicht in eine ganz abgefonderte Gattung kommen müffen. Der Thongehalt – wenn er ja Thonerde enthält, worüber uns noch nichts Zuverläffiges bekannt ift, denn es ift nicht ausgemacht, ob der Amethyft, worin *Rofe* 0,25 Thonerde fand, gerade zu diefer Abart des Amethyfts gehört habe — ift an fich gering, und auch nicht diefem Quarz ausfchliesslich eigen: denn der gemeine Quarz enthält nach *Bucholz* auch Thonerde. Auf jeden Fall hätte er mit dem eigentlichen Amethyft wenigftens eben fo gut vereinigt werden können, wie in der dritten Gattung der Schillerquarz und der Prafer in Eine Gattung vereinigt find, obgleich beide, fowohl nach ihrem Aeufsern, als nach ihrem Gehalte, doch gewifs mehr von einander abweichen, wie des Vfs. Stängelquarz und faferiger Thonquarz.) *Dritte* Gattung: *Talkquarz*, Prafer. *Erfte* Art: *Schillernder Prafer*, Katzenauge. *Zweyte* Art: *Gemeiner Pr.* (Warum nennt der Vf. diefe Arten *Talkquarz?* Die Analyfe giebt in keiner von beiden Talkerde an, fondern, aufser der Kiefelerde, im Katzenauge Thonerde und Kalkerde, im Prafer Thonerde; folglich konnten beide mit mehrerm Rechte dem Thonquarze einverleibt werden.) *Vierte* Gattung: *Kalkquarz*, Feuerftein. *Erfte* Art: *Gemeiner Feuerftein*. *Zweyte* Art: *Chalcedonifcher Feuerftein*, Chalcedon. (Wenn wir auch zugeben wollten, dafs der gemeine Feuerftein aus Kalk, Kreide fich bilde, fo haben wir doch in Hinficht des Chalcedons noch keine Gründe dafür; auch hat die Analyfe im letztern noch keine Kalkerde entdeckt, wohl aber zum Theil beträchtliche Procente von Thonerde. Warum ift der Chalcedon alfo ein Kalkquarz?) *Zweyte* Sippfchaft: *Erzquarze*, Sphene. *Erfte* Gattung: *Kiesfphen*, Sinopel. *Erfte* Art: *Drufiger Sinopel*, Eifenkiefel. *Zweyte* Art: *Echter Sinopel*. *Dritte* Art: *Riffiger Sinopel*, Avanturin. (Unter der erften Art auch die Hyacinthen von Compoftella. *Hauy* hat freylich auch diefe Hyacinthen mit dem Sinopel vereinigt; da fie indeffen in ihrem Vorkommen im Gyps, fo wie in ihrer Geftalt und Gröfse, ganz mit den halbdurchfichtigen Bergkryftallen im Lüneburger Gyps übereinftimmen, fo hätten fie wohl füglicher mit letztern vereinigt bleiben können. Ihre Beftandtheile find noch nicht chemifch unterfucht. Den Sinopel rechnet ja der Vf. auch deswegen zum Quarz, weil er Gold führt, welches fonft nur ein Gefchäft des Quarzes fey; alfo nach dem Vorkommen.) *Zweyte* Gattung: *Thonfphen*, Heliotrop. *Erfte* Art: *Echter Heliotrop*. *Zweyte* Art: *Gefleckter H.*, Plasma. *Dritte* Gattung: *Talkfphen*, Chryfopras. (Wenn die geringe Spur von Talkerde, welche *Klaproth* in diefem Steine entdeckte, und die wohl nicht zum Wefen deffelben gehört, den Vf. vermocht hat, den Chryfopras zu einem Talkfphen zu machen, fo hat er diefes offenbar nur gethan, um doch einen Talkfphen zu haben: denn er hätte ihn eben fo gut zu einem Thon- oder Kalkfphen machen können. Ueberhaupt wird es dem Vf. bey diefer Verfahrungsweife wohl nicht fchwer fallen, faft in allen Ordnungen der Erden die Sippfchaften nach den Elementen, die Gattungen nach den Erden zu beftimmen und zu ordnen). *Vierte* Gattung: *Kalkfphen*, Titanit. *Erfte* Art: *Gemeiner Titanit*, Sphen. *Zweyte* Art: *Schaliger Titanit*. (Diefe Gattung fteht hier doch offenbar nicht an ihrem natürlichen Platze). *Dritte* Sippfchaft: *Wafferquarze*, Opale. *Erfte* Gattung: *Kiesopal*, Hyalith. *Zweyte* Gattung: *Thonopal*. *Erfte* Art: *Weltaug*, Hydrophan. *Zweyte* Art: *Kacholong*. *Dritte* Gattung: *Talkopal;* als Arten: *edler Opal*, *Feueropal*, *gemeiner Opal*, *Halbopal*, *Holzopal*. (Doch hat man bis jetzt noch in keiner diefer Arten Talkerde gefunden). *Vierte* Gattung: *Kalkopal*, Knollenftein. (Da er nur 0,5 Kalkerde enthält, fo könnte auch der Halbopal aus der vorhergehenden Gattung, welcher 0,25 Kalkerde, und überdiefs diefelben Beftandtheile wie der Knollenftein, und faft in denfelben Quantitäten enthält, hieher gezogen werden, oder diefer zu jenem. Der Vf. hat diefer Gattung noch die *Grünerde* und den *Pimelith* als zwey befondere Arten beygefügt, und letztern für verwitterten Chryfopras gehalten, wozu mehr Thon gekommen fey. Indefs hat er in der Folge eingefehen, dafs fie hier nicht an ihrem rechten Platze ftänden, und fie in der

Ord-

Ordnung der Talke noch einmal aufgestellt, wohin sie auch eigentlich gehören.) *Vierte* Sippschaft: *Luftquarze*, Tripel. *Erste* Gattung: *Kiestripel*, Kieselsinter. *Erste* Art: *Gefalteter Tripel*, Perlsinter und gemeiner Kieselsinter. *Zweyte* Art: *Mäßiger Tripel*, gemeiner Tripel. *Zweyte* Gattung: *Thontripel*, Polirschiefer. (Unter den mehrern Analysen, die vom Polirschiefer bekannt sind, hätte der Vf. wohl eine aussuchen können, die mehr Thonerde angiebt). *Dritte* Gattung: *Talktripel*, Klebschiefer. (Hieher gehört, nach dem Vf., nur das bey Menil-montant und Mont-martre sich findende, sonst zum Polirschiefer gerechnete Fossil, welches sich freylich sowohl durch den Talkerdegehalt, als auch durch seine physischen Eigenschaften, hinlänglich von den verwandten Arten unterscheidet.) *Vierte* Gattung: *Kalktripel*, Schwimmstein. (Hält wenig oder gar keine Kalkerde. — In dieser Sippschaft ist es gewiss unrichtig, dass Tripel mit Kieselsinter in Eine Gattung verbunden ist, da jener doch gewiss, wenn er nun einmal nicht als besondere Gattung bestehen sollte, weit natürlicher mit einer der andern Gattungen, z. B. mit Thontripel, vereinigt werden konnte. Ueberhaupt aber hatten wir uns, nach der Analogie von den vorhergehenden Sippschaften abgeleitet, unter Luftquarzen solche gedacht, in deren chemische Verbindung Luft mit eingegangen wäre, ungeachtet uns deren keine bekannt waren. Allein der Vf. versteht hier unter Luftquarzen solche, die sehr leicht sind). *Fünfte* Sippschaft; *Feuerquarze*, Jargone. Die vollkommensten Edelsteine. *Erste* Gattung: *Kiesjargon*, Diamant. (Wo ist denn die Kieselerde, nach welcher die Gattung benannt worden ist?) *Zweyte* Gattung: *Thonjargon*, Hyacinth. Als Arten: *Grauer*, *brauner* und *rother Hyacinth* (Zirkon, Zirkonit und Hyacinth. Warum heisst diese Gattung „Thonjargon", da keine von ihren Arten Thonerde enthält?) *Dritte* Gattung: *Talkjargon*, Spinell. Als Arten: *Rother* und *brauner Sp.*, Pleonast, Ceylanit. *Vierte* Gattung: *Kalkjargon*, Idokras, Vesuvian. (Die Gründe, weshalb der Vf. die Fossilien dieser Sippschaft „Feuerquarze" nennt, sehen wir nicht ein. Wir hatten geglaubt, Feuerquarze würden solche seyn, die unter dem Einflusse des Feuers ständen; aber nur der Kalkjargon, Vesuvian ist schmelzbar, der Kiesjargon, Diamant, im Feuer zu verflüchtigen. Die übrigen widerstehen dem Feuer. — Wir können uns überhaupt keine Rechenschaft davon geben, welchen Grundsätzen der Vf. bey Bestimmung und Verbindung der Gattungen gefolgt sey. Sind es die physischen Merkmale, die ihn geleitet haben, welches wir eigentlich annehmen müssen, da er ausdrücklich erklärt, dass ihm diese über Alles gehen, so könnten doch gewiss nicht so häufig nahe verwandte Gattungen himmelweit von einander getrennt, und ganz fremdartige wieder mit einander verbunden worden seyn. Dass er sich aber nicht nach den Bestandtheilen gerichtet hat, haben wir schon aus dem Wenigen, welches so eben aus dem Buche beurtheilt worden ist, zur Genüge gesehen. Um so tadelnswerther ist es aber auch, dass dessen ungeachtet die Benennungen so gebildet worden sind, als ob sie auf die charakterisirenden Bestandtheile sich beziehen sollen. Kurz, wir können hier nichts weiter finden, als eine fast ganz willkürliche Vertheilung der Irden nach dem Grundsatze, dass es im Irdreiche vier Classen geben müsse, und dass jede Classe aus vier Ordnungen, jede Ordnung gewöhnlich aus vier Unterordnungen, jede Unterordnung aus 4 Sippschaften, jede Sippschaft aus vier Gattungen bestehen müsse. — Anfangs, als wir die Gattungsbestimmungen des Vfs. sahen, hatten wir geglaubt, dass er die längst gerügte Foderung erfüllt hätte, in der Mineralogie eben so, wie es bey der Classification der organisirten Körper längst schon ausgeführt ist, die Gattungen durch gewisse Merkmale, welche insgesammt auf alle Arten dieser Gattung passen, und sie zugleich von allen übrigen Gattungen trennten, zu bestimmen. Jedoch der Schein hat uns getäuscht: denn theils sind solche Gattungsmerkmale nicht überall gegeben, theils passen sie auch nur auf Eine der untergeordneten Arten. Obgleich nun die Nichterfüllung jener Foderung dem Vf. nicht zum Vorwurfe gemacht werden soll — denn wir halten sie in der Mineralogie für höchst schwierig, oder eigentlich, wenn alles Schwankende dabey vermieden werden soll, wegen der beständigen Uebergänge der Gattungen in einander, für ganz unausführbar — so hätte er doch wenigstens den irreleitenden Schein, als hätte er die Aufgabe gelöst oder lösen wollen, billigerweise vermeiden sollen. — — Die gegebene Beurtheilung der ersten Unterordnung der Kiese mag übrigens hinlänglich seyn, um eine Probe von der Verfahrungsweise des Vfs. zu geben, welche durch das ganze Buch nach demselben Principium durchgeführt ist. Die zweyte Classe der Irden, nämlich die *Wasserirden*, Salze, sind ganz verunglückt, und besonders in Hinsicht der Bildung der Gattungen ganz ohne Etwas, was auch nur einem festen Principe ähnlich wäre. Die verschiedenen Laugensalze sind hier Arten der Gattung *Laugensalz*, die verschiedenen Neutralsalze Arten der Gattung *Neutralsalz*, die verschiedenen Säuren Arten der Gattung *Säure*. Hingegen *Vitriol* ist eine Sippschaft; die verschiedenen Vitriole sind Gattungen.) — *Zweyte* Reihe: *Edle Irden*. — *Dritte* Classe: *Luftirden*, Bronze. *Vierte* Classe: *Feuerirden*, Erze. (Obgleich der Vf. S. 422. sagt: „die Erze sind die Luftirden, die Brenze die Feuerirden, daher über diese das Feuer, über jene die Luft Meister wird", so nennt er doch auf derselben Seite die Brenze *Luftirden*, und weiterhin die Erze *Feuerirden*. Da nun die Erze sowohl von der Luft durch Oxydirung, Verwitterung, als von dem Feuer durch Schmelzen, überwältigt werden, so kann man sie so gut Luftirden, als Feuerirden nennen. Weil aber die Brenze doch unläugbar ganz vorzüglich unter der Herrschaft des Feuers stehen, so müssen wir wohl annehmen, dass der Vf. eigentlich die Brenze *Feuerirden*, die Erze aber *Luftirden* genannt wissen wollte, wenn nicht der Vf. früherhin, S. 245., gesagt hätte: „die Feuerirden sind dem

dem Feuer unterthan, schmelzbar, *Erze*", und S. 31.: „Schwefel ist Lufterdstoff", S. 56. aber: „Schwefel ist als das irdige Wasser zu betrachten." Rec. kann aus allen diesen Widersprüchen nichts herausfinden.) — III. *Theillehre* des Planeten, *Felsenlehre*. Es muss geben Irdfelsen, Wasserfelsen, Luftfelsen und Feuerfelsen, je nachdem sie durch den ursprünglichen Erdbildungsprocess, oder durch Einwirkung des Wassers, der Luft oder des Feuers entstanden sind. Ursprünglich ist nichts erzeugt, als Erden. Salz, Brenz, Erz sind nur nach und nach entstanden. 1. *Irdfelsen*. Zu den *Urfelsen* gehört nur, was gedrust ist: denn bey der ersten Entstehung des Festen auf den Planeten konnte noch keine Strömung gewesen seyn, da kein Widerstand war, mithin druste jedes nach dem Hang seiner Natur. Wäre alles Feste flüssig, so möchte unser Planet wohl eine Dicke haben, die gegen den Mond anstöfse. Wenn das Festbare schnell drust, so muss das Flüssige von der Mondseite so schnell hereinstürzen, dass es sich in Tropfen zerreisst. In jedem Tropfen entsteht ein Drus, und *die Grundmasse des Planeten wird zusammengeregnet*. Der gedruste Regen ist *Granit*. Vom Granit geht alle Bildung des Planeten aus; er fasst im Quarz, Glimmer uud Feldspath die drey Planetenordnungen der Erden in sich. 2. *Wasserfelsen*. Viele Quarz-, Thon-, Porphyr- und Kalkfelsen. 3. *Luftfelsen*. Nur Wake, Klingstein und Basalt. 4. *Feuerfelsen*. Laven, Kohlen. Dann folgen die aufgerührten und ändre als Felsen abgesetzte Gebirgsmassen. — IV. *Ganzlehre* des Planeten, *Gäologie* (in drey Zeilen abgethan).

In der Regel ist in dieser letzten Hälfte des Buchs nur dasjenige untadelhaft, was der Vf. aus andern Werken entlehnen musste, nämlich die Beschreibungen, (obgleich auch diese zum Theil sehr mangelhaft und einseitig ausgefallen sind), das Vorkommen, die Benutzung der verschiedenen Irden; und man ersieht aus dem Ganzen eine lobenswerthe Belesenheit und Bekanntschaft des Vfs. mit ältern und neuern hier einschlagenden Werken. Auf den 18 Kupfertafeln, die dem Buche beygefügt sind, erhält das Publicum nichts Neues, sondern meist Nachstiche aus dem *Hauyschen* Werke.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STUTTGART, b. Hasselbrink: *Lebens-Ansichten*. Von *Friedr. Ludw. B.* 1814. 224 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf., wie verlautet, Hr. *Bührle*, Registrator bey dem Finanz-Departement zu Stuttgart, theilt in der kurzen Vorrede die Bücher in zwey Classen ein, nämlich die *sammelnden*, die ein gewisses convergirendes Element in sich tragen, und die *zerstreuenden*, die eine divergirende Kraft ausüben, und so den um sich greifenden Schaden, den jene zu heilen suchen, täglich mehr verschlimmern. Mit ehrender Bescheidenheit enthält er sich zwar des Urtheils diesem gegenwärtigen Werkchen selbst seinen Platz anzuweisen; um so mehr freut sich Rec., nicht nur als billiger Richter, welchen ein junger Schriftsteller bey seinem ersten öffentlichen Auftreten zu finden wünscht und berechtigt ist, im vollen Vertrauen von keinem der Leser Widerspruch zu fürchten, ihm den verdienten Rang unter den bessern zusprechen zu dürfen. Denn wirklich kann dieses Schriftchen, so gering an Umfang, doch für den, der sich nicht nur auf der Oberfläche zu halten pflegt, sondern auch die Tiefe nicht scheut, durch seinen Inhalt Stoff zu langen und ernsten Betrachtungen bieten und zu immer innigerer Sammlung des Gemüths führen.

Die verschiedenen Seiten, von welchen diese Ansichten aufgefasst sind, betreffen I. das Leben im Allgemeinen; II. Erziehung; III. Geschichte und öffentliches Leben; IV. Kunst; V. Wissenschaft, Studium u. s. w.; und VI. Religion, worüber gewissermassen nur Texte in kurzen Sätzen und Betrachtungen gegeben werden, um zu weiterm Nachdenken aufzufordern; daher sie auch schon gebildete Leser voraussetzen, und Andern grossentheils selbst um der vielen eingemischten wissenschaftlichen Ausdrücke und Anspielungen unverständlich sind. Dass dabey nicht bisweilen einseitige, gemeine oder schielende Bemerkungen unterlaufen sollten, ist bey solchen kurzen, oft nur nach subjectiven Standpunkten aufgenommenen Ansichten nicht vorauszusetzen. Doch sieht überall ein heller Geist und gemüthlicher Sinn hervor, der am wenigsten die Vorliebe fürs Wahre, Schöne und Gute verläugnet. Wie angenehm der Vf. zu erzählen wisse, zeigt er in einer nur zu kurzen Darstellung eines kleinen Abenteuers auf dem Königssee in Berchtoldsgaden im Jahr 1806. Als Vorgeschmack heben wir nur ein Paar kurze Sätze aus der letzten Abtheilung aus, die hinreichen, unser Urtheil zu bestätigen: „Die Veränderung der Basis eines Obelisken verändert auch die Spitze; ein anderes Leben macht einen andern Gott. — Gott ist ein ewiges Suchen und Finden Gottes. Man ist ein Atheist, so oft man kein Bedürfniss zu ihm fühlt."

STAATSWISSENSCHAFTEN.

LIEBAU u. MIETAU: *Fürs deutsche Vaterland*. 1813. 31 S. 8.

Der Vf. beantwortet zwey Fragen: 1) Wie kommt's, dass Deutschland tief, wenn gleich nicht so tief, als Frankreich, gesunken ist? 2) Was muss geschehen, um das Vaterland zu retten, zu erheben? — Es ist eine Gedanken- u. Gehaltreiche kleine Schrift, geschrieben im Anfange des Jahres, als die russischen Heere sich erst den Grenzen Preussens naheten, und dessen Verbindung noch nicht bestimmt war. Sie enthält viel Wahres, aber das Wahre thut nicht immer sanft.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1814.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodische Schriften.

Das neue Deutschland,

eine Zeitschrift, welche in Berlin bey den Gebrüdern Gädicke mit Königl. Preuss. Censur erscheint, verdient von jedem redlichen Deutschen gelesen und als ein Familienbuch aufbewahrt zu werden. Man findet hier Auskunft über alles, was die so überaus merkwürdige Zeit hervorgebracht hat, nämlich von da an, wo die Russen als Retter das Preussische Gebiet betraten. Was den Franzosen so vielfältig nachgesagt wird, wird hier mit Thatsachen belegt, und kein öffentliches Actenstück sucht man vergeblich. Endlich giebt auch ein Tagebuch der Begebenheiten, welches in jedem Stücke geliefert wird, eine sehr angenehme und ausführliche Uebersicht, sowohl von dem, was im Felde, als auch von dem, was in den Kabinettern vorgegangen ist. Es sind *drey* Stücke heraus, und jedes Stück kostet nur 12 gr. oder 54 Kr. Rheinisch. Alle 3 bis 6 Wochen erscheint ein Stück. Man wendet sich deshalb an jedes Postamt oder gute Buchhandlung.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

Die philosophischen Wissenschaften in einer encyklopädischen Uebersicht für seine Vorlesungen dargestellt von *K. H. L. Pölitz.* Leipzig, bey Cnobloch, 1813. gr. 8. 16 gr.

Der Verfasser hielt seit mehrern Jahren zu Wittenberg Vorlesungen, in welchen er die gesammten philosophischen Wissenschaften halbjährig nach einer encyklopädischen Uebersicht darstellte. Er charakterisirt jede einzelne Wissenschaft nach ihrem bestimmten Begriffe, nach ihrem Ursprung, Geiste und Wesen, nach ihrem Inhalte, Umfange, Zwecke und nach den Grenzen ihres Gebiets, nach ihrem Verhältnisse zu den übrigen philosophischen Wissenschaften, nach den Schicksalen ihrer wissenschaftlichen Bearbeitung, so wie nach ihrem gegenwärtigen Zustande als Wissenschaft. Ueber die letztere Rubrik ist jedesmal die wichtigste Literatur beygebracht. Nach *diesem* Maasstabe hat der Verfasser in diesem Compendium folgende Disciplinen behandelt: 1) Disciplinen der *theoretischen* Philosophie: Fundamentalphilosophie; Metaphysik; 2) der *praktischen* Philosophie: Pflichtenlehre; Rechtslehre; Religionslehre; 3) *propädeutische* Disciplinen: Logik; allgemeine Sprachlehre; 4) *angewandte* philosophische Wissenschaften: empirische Psychologie; Aesthetik; Staatslehre (Politik); Pädagogik. Die Brauchbarkeit dieses Buches wird dadurch erhöht, dass der Verfasser *keiner* philosophischen Secte angehört, sondern das System der *Neutralität* mit Strenge und Würde behauptet.

Bey mir ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Wieland, E. C., Versuch einer Geschichte des deutschen Staatsinteresse. 3 Theile. 8. 4 Rthlr. 8 gr.

Wilhelm Starke, Buchhändler in Chemnitz.

Folgende Gelegenheitsschriften zum Besten der streitenden deutschen Jünglinge sind in der Maurer'schen Buchhandlung in Berlin und durch sie in allen soliden Buchhandlungen zu bekommen:

Kriege, Wilh. Leonh., Prediger zu Drossen in der Neumark, *Wann soll unser Glaube gross seyn?* Ein Wort für Christen, insonderheit an mein Preussisches Vaterland und die jungen Krieger und Vertheidiger desselben, zur Zeit der Gefahr. Nebst einer Zuschrift an des Königl. Preuss. Herrn Staats-Kanzlers, Freyherrn von Hardenberg Excellenz. gr. 8. 4 gr.

Kriegsgesänge, vaterländische, den tapfern Söhnen des Vaterlandes gewidmet. 8. Geh. 6 gr.

Pfeiffer, J. W., Hofprediger zu Oranienburg, *Erweckung zur Vaterlandsliebe.* Eine Rede vor dem Abgang der zur Vertheidigung des Vaterlands eilenden Jünglinge. gr. 8. 2 gr.

— — Rede bey der glänzendsten Feyer unserer Zeit, nämlich an dem Feste des Dankes für die bey Leipzig zwischen dem 16. und 19. Oct. 1813 glorreich erfochtenen Siege. gr. 8. 3 gr.

Reichhelm, Superintendent *K. Fr.*, Predigt zur Feyer des Auszugs unserer Krieger am 28sten März an die Gemeinde zu Prenzlau. Nebst einer Rede bey der Vereidigung der Landwehr am 15ten April 1813. gr. 8. 6 gr.

Schmidt, H., die Völkerschlacht bey Leipzig. Ein Heldengesang. gr. 8. Geh. 8 gr.

Siegeslied. An die Preussen. 8. 3 gr.

Starke, Oberprediger zu Driesen, Predigt am Sonntage Palmarum den 11ten April 1813: *Gott ist den glaubenden Völkern nahe und der Vertrauenden Schutz und Helfer.* gr. 8. 4 gr.

Verein, der heilige, oder die wahre Vaterlandsliebe. Ein Wort zu seiner Zeit. 8. 4 gr.

Zuruf an die Jünglinge, welche den Fahnen des Vaterlandes folgen wollen. 8. 3 gr.

Kupferstiche.

Portraits: Moreau — Karl Johann, Kronprinz von Schweden — *Peter*, Herzog von Oldenburg — Fürst *Kutusow* von Smolensk. Jedes dieser vier Portraits 6 gr.

Friedrich Wilhelm Freyherr *von Bülow* — Graf *von Wittgenstein*, beide von Lehmann gestochen, à 1 Rthlr.

Bey G. Hayn in Berlin, Zimmerstrasse Nr. 29, sind erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Der deutsche Secretär, oder praktische Anweisung zur guten Schreibart überhaupt und zum höhern und niedern Geschäft- und Briefstil insbesondere; durchgängig mit Beyspielen und Mustern belegt. Nebst einem Unterricht über die heutigen Titulaturen in Deutschland. Von *J. D. F. Rumpf*, expedirendem Secretär bey der Abgaben-Direction in Berlin. 2te verb. u. verm. Auflage. gr. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Der Preußische Secretär. Ein Handbuch zur Kenntniss des Geschäftskreises der obern Staatsbehörden, verbunden mit einer praktischen Anleitung zum schriftlichen Gedankenvortrage überhaupt, so wie zum Geschäfts- und Briefstil und zu andern Aufsätzen des gemeinen Lebens insbesondere, nebst einem Unterricht über die Titulaturen, den Gebrauch des Stempelpapiers und einem Verzeichnisse der Ritter der Preussischen Adler-Orden. Von *J. D. F. Rumpf*, expedirendem Secretär bey der Abgaben-Direction in Berlin. Mit 1 illum. Kpfr. gr. 8. Geh. 1 Rthlr. 18 gr.

Kirschen. Erzählungen von *Karl Stein.* 1stes Bändchen. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Bey C. F. Amelang in Berlin erschienen so eben folgende interessante Werke, welche in jeder soliden Buchhandlung zu haben sind:

Manstein und *Wilmsen*, Kritisches Jahrbuch der homiletischen und ascetischen Literatur. gr. 8. 1813. 1stes und 2tes Quartalheft, oder 1ster Band. Brosch. 1 Rthlr. 4 gr.

Hermbstädt, *Sig. Fr.*, Bulletin des Neuesten und Wissenswürdigsten aus der Naturwissenschaft, so wie den Künsten, Manufacturen, technischen Gewerben, der Landwirthschaft und der bürgerlichen Haushaltung; für gebildete Leser und Leserinnen aus allen Ständen. gr. 8. Jahrg. 1813. compl. mit Kpfrn., oder 13ter, 14ter und 15ter Band. 8 Rthlr.

— — Chemische Grundsätze der Kunst, Bier zu brauen; oder Anleitung zur theoretisch-praktischen Kenntniss und Beurtheilung der neuesten und wichtigsten Entdeckungen und Verbesserungen in der Bierbrauerey; nebst einer Anweisung zur praktischen Darstellung der wichtigsten engländischen und deutschen Biere, so wie einiger ganz neuer Arten derselben. gr. 8. 1814. Mit 2 Kupfertafeln. 2 Rthlr.

Kinderling, Dr. *J. F.*, Kritische Betrachtungen über die vorzüglichsten alten, neueren und verbesserten Kirchenlieder. Allen Freunden und Verbesserern der christlichen Hymnologie, allen religiösen Dichtern gewidmet. gr. 8. 1813. Brosch. 18 gr.

Singstock, G. E. (vormals Küchenmeister des Hochseligen Prinzen *Heinrich von Preußen* Königl. Hoheit), Gründlicher Unterricht in der Kochkunst für alle Stände, oder: Vollständige Anleitung zur Zubereitung aller, sowohl gewöhnlichen, als Fastenspeisen und Backwerke; nebst einer Anweisung zum Einmachen und Aufbewahren der Früchte, zur Anfertigung des Gefrornen, der Gelees, der Syrupe, der Getränke und der Essige; verbunden mit einigen Regeln zum Trocknen und Einpöckeln des Fleisches, so wie zum Mästen des Geflügels. Auf 30jährige eigene Erfahrung gegründet, und mit 2391 Vorschriften belegt. Mit einer Vorrede begleitet vom Geh. Rath *Hermbstädt.* 3 Theile. gr. 8. 1813. Mit 2 Kupfertafeln. 2 Rthlr.

Vollbeding, M. *Joh. Chr.*, Praktisches Lehrbuch zur naturgemässen Unterrichtskunst und zur Gesammtbildung des Geistes und Herzens der Jugend in Volksschulen. 8. 1813. 16 gr.

— — Neue kleine theoretisch-praktische deutsche Sprachlehre, zum Selbstunterricht und für Schulen. Nebst einer kurzen Anleitung zu schriftlichen Aufsätzen, Briefen und Titulaturen. 8. 1814. 10 gr.

— — Kleines ABC- und Lesebuch. Eine Anleitung zum schnell Buchstabiren und Lesen lernen, nebst einer Auswahl kleiner Geschichten, Denksprüche, Naturdarstellungen und Gebete, für Kinder aller Stände. 12. 1814. Mit 24 illuminirten Kupfern. Gebunden 14 gr.

Das Pharao-Spiel mathematisch und philosophisch betrachtet von *G. U. A. Vieth*, Director und Professor der Mathematik zu Dessau. Mit Tabellen und Figuren.

Unter diesem Titel liegt ein Manuscript, völlig ausgearbeitet, in meinem Pulte, welches ich wünschte drucken zu lassen, weil ich glaube, dass es einem nicht unbeträchtlichen Theil des Publicums nützlich und willkommen seyn werde. Oft bey Vorauszahlungen hintergangen, bin ich selbst so misstrauisch dagegen geworden, dass ich dasselbe bey Andern voraussetzen muss. Dennoch wage ich es, auf dieses Buch *Pränumeration* zu eröffnen, indem ich auf mein bürgerliches Ehrenwort versichere:

1) Dass das Buch fertig ist und sogleich gedruckt wird, so bald ich nur wegen der Hälfte der Kosten gedeckt bin. Wegen der übrigen Hälfte will ich es dann darauf wagen, in der Hoffnung, dass Inhalt und Ausführung dem Buche schon so

so viel Käufer verschaffen werden, um schadenfrey wegzukommen. — Das Beywort „*mathematisch*" auf dem Titel, darf Niemand abschrekken; das Meiste ist für jeden lesbar, und auch das Mathematische so fasslich wie möglich gemacht.

a) Dass die Pränumerationsgelder bis zur Ablieferung des Buchs unangerührt in einem abgesonderten Behältnisse liegen bleiben, so dass, wenn das Werk nicht zu Stande käme, ein Jeder sein Geld unfehlbar zurück erhält, selbst wenn ich indessen sterben sollte.

Nach einem Ueberschlage, den ich von einem hiesigen Buchdrucker habe machen lassen, kann ich das Buch allenfalls für 1 *Speciesthaler* oder 1 *Rthlr.* 8 *Gr.* Sächs. *Pränumeration* liefern. Es wird mit lateinischen Lettern und so gedruckt, dass die Leser gewiss auch mit dem Aeussern zufrieden seyn werden.

Ich bitte nun Alle, die sich für dieses Unternehmen interessiren, die Gelder so bald als möglich an mich zu übersenden; mit ihrer *deutlichen Adresse*, um im Fall des Zurücksendens nicht in Verlegenheit zu seyn. Die Bitte um *postfreye* Uebersendung der Briefe und Gelder muss ich noch hinzufügen: denn der Preis ist so niedrig angesetzt, dass ich das Postgeld nicht darauf schlagen kann. Ich bestimme keinen Termin, hoffe aber, dass die oben erwähnte Hälfte nicht zu spät eingelaufen seyn wird, um das Werk noch zur Ostermesse erscheinen zu lassen.

Diejenigen, welche im Kreise ihrer Bekannten Pränumeration zu sammeln die Güte haben wollen, erhalten das zehnte Exemplar frey.

Dessau, den 23. Januar 1814.

Gerhard Ulrich Anton Vieth,
Director und Professor der Mathematik.

In der Expedition der Deutschen Blätter in Leipzig sind seit dem 19ten October bis zum 24sten Dec. 1813 folgende politische Schriften erschienen und zu den beygesetzten Preisen bey ihr und in allen Deutschen Buchhandlungen zu erhalten.

Deutsche.

Ueber das Continental - System. (Von *A. W. Schlegel.*) Preis 12 gr.

Ueber die Politik der Dänischen Regierung. (Von *demselben Verf.*) Preis 6 gr.

Bemerkungen über einen Artikel in der Leipziger Zeitung. (Eine Antwort auf den vom Herzog *von Bassano* (Maret), Staats - Secretär Napoleons, herrührenden Aufsatz über den Kronprinzen *von Schweden*, und vielleicht das Bedeutendste, was über Napoleon bis jetzt gesagt ist.) (Von *demselben Verf.*) Preis 4 gr.

Auszug aus den Memoiren über den Feldzug von 1813, vom General *Jomini*. Preis 3 gr.

Die Preussisch - Russische Campagne im Jahr 1813, von der Eröffnung bis zum Waffenstillstande vom 5. Junius 1813. Von C. v. *W.* (dem Obristen *von Müffling.*) Preis 8 gr.

Der Feldzug von 1813, bis zum Waffenstillstand. (Vom General *von Gneisenau*, Chef des Königl. Preuss. Generalstabes.) Preis 9 gr.

Was bedeutet Landsturm und Landwehr? In Beziehung auf die Länder zwischen der Elbe und dem Rhein. Preis 1 gr. 6 pf.

Aufgefangene Briefe der Französ. Armee. Im Original mit Deutscher Uebersetzung. Preis 10 gr.

Erinnerung an die Vorzüge und Gebrechen der Deutschen Reichsverfassung. (Der Verf. dieser Schrift ist einer unserer vorzüglichsten Publicisten.) Preis 5 gr.

Deutsche Blätter. 1ster Band, Nr. 1 — 54, mit einem Titel - Plan über die Schlachten bey Leipzig vom 16ten bis 19ten October 1813. Preis 1 Rthlr. 8 gr. (Werden ununterbrochen fortgesetzt, und sind in allen Buchhandlungen und auf allen Postämtern zu erhalten.)

Französische.

Sur le Système continental. (Par *A. W. Schlegel.*) Preis 12 gr.

Sur la Politique du Gouvernement Danois (Par *le même.*) Preis 6 gr.

Remarques sur un article de la Gazette de Leipsic, du 5. Octbr. 1813. (Par *le même.*) Preis 4 gr.

Extrait des Mémoires sur la Campagne de 1813, par le Général *Jomini*. Preis 3 gr.

Unter der Presse befindet sich unter andern:

Welthistorische Ansicht vom Zustande Europa's am Vorabend der Schlacht bey Leipzig. (Auch diese Schrift rührt von einem unserer geschätztesten Historiker her, und wird solche gewissermassen als eine Einleitung zu den Deutschen Blättern können betrachtet werden.)

Bey Karl Cnobloch in Leipzig ist erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu haben:

Commentationes mathematico - philologicae tres, sistentes explicationem duorum locorum difficilium, alterius — *Virgilii* (Georg. IV. 231 — 235.), alterius — *Platonis* (Menon. p. 86 *e* — p. 87*e*.), itemque examinationem duorum mensurarum praeceptorum Columellae (V. 2.) Adjecta est epistola ad virum Clar. *J. G. Schneider*, Prof. Vratislav. de excerptis geometricis Epaphroditi et Vitruvii Rufi, scripta ab auctore harum commentationum *C. B. Mollweide*. Acced. tabula aenea. 8 maj. 16 gr.

Die Leser erhalten in den beiden ersten Abhandlungen, ausser der eignen Erklärung des Verfassers, auch eine von einer kurzen Kritik begleitete Uebersicht aller bisherigen Erklärungsweisen. Die dritte Abhand-

handlung hat Kolumella's Vorschriften zur Berechnung des Inhalts eines gleichseitigen Dreyecks aus der Seite desselben und eines Kreisabschnittes aus Grundlinie und Höhe zum Gegenstande. Die hier allgemein ausgedrückten Vorschriften werden geprüft, und ihr Ursprung, so weit sich solcher mit Wahrscheinlichkeit angeben läfst, nachgewiesen. Angehängt sind annähernde Formeln zur Berechnung eines Kreisabschnittes ohne trigonometrische Tafeln. Das Schreiben an Hn. Professor *Schneider* verbreitet sich über die in Hn. Bredow's *Epist. Parisiens.* p. 235 — 242. bekannt gemachten geometrischen Excerpte, welche theils in Vorschriften zur Berechnung von Dreyecken und andern Figuren, theils in Regeln zur Berechnung der Polygonal- und Pyramidalzahlen und ihren Seiten, wie auch der Seiten aus den Polygonalzahlen bestehen.

Von dem in London 1813 erschienenen Buche:

Elements of agricultural Chemistry in a Course of Lectures for the board of agriculture. By Sir *Humphry Davy.*

kömmt im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung zu Ostern 1814 eine deutsche Uebersetzung mit Anmerkungen vom Hn. Staatsrath *Thaer* heraus. — Diefs zur Vermeidung möglicher Collisionen.

Nicolai'sche Buchhandlung in Berlin und Stettin.

Bey Heinrich Dieterich in Göttingen ist so eben folgende interessante Schrift erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Sammlung einiger wichtigen Actenstücke, welche sich aus der Zeit der Existenz des Königreichs Westphalen herschreiben, und die zur anhebenden Gesetzgebung in finanzieller Rücksicht, sowohl im Allgemeinen für alle diejenigen Provinzen, welche dazu gehörten, als insonderheit in Ansehung des Kurfürstenthums Hessen - Kassel dienen möchten. Vom ehemaligen Präfect des Werra - Departements und Staatsrathe *Friedrich Ludwig von Berlepsch.* gr. 8. Brosch. 12 gr.

An die Herren Prediger und Schullehrer.

Bey Wilhelm Starke in Chemnitz sind erschienen:

Am Ende, J. G., Lehrbuch der christlichen Religion zum Unterricht der Jugend. 2te umgearb. u. verb. Auflage. 8. 10 gr.

Enke, C. F., Casualpredigten. gr. 8. 16 gr.

Kurze und *logisch geordnete Entwürfe* zu Religionsvorträgen über die sämmtlichen *Sonn-* und *Festtagsevangelien* des Jahres. gr. 8. 12 gr.

Kindervater, C. V., Natur - und Aerntepredigten. 2te Auflage. gr. 8. 1 Rthlr.

Petsche, J. G., Materialien zu Religionsvorträgen bey Begräbnissen, aus den Werken deutscher Kanzelredner gesammelt. 4 Bde. gr. 8. 4 Rthlr.

In allen *deutschen* Buchhandlungen ist zu haben:

Der gute Geist. Nach einem Gemälde von *Gerhard von Kügelgen.* Der allerhöchsten Geburtsfeyer Sr. Maj. des Kaisers aller Reussen *Alexanders I.* am Vorabende des Weihnachtsfestes 1813 gesungen von *Friedr. Kind.* gr. 4.

III. Auctionen.

Von dem Königlichen Stadtgericht hiesiger Residenz ist zum öffentlichen Verkauf der zum Nachlasse des hieselbst verstorbenen Buchhändlers *Karl August Wilhelm Lange* gehörigen Buchhandlung nebst sämmtlichen Verlags - Artikeln und dem Sortiment im Ganzen unter folgenden Bedingungen, dafs

1) nur ein Gebot in Friedrichsd'or oder Augustd'or zulässig;
2) der Meistbietende so lange für sein Gebot stehen muss, bis der Consens der Gläubiger und der Erben des verstorbenen *Lange* herbeygeschafft worden, auch, wenn der Meistbietende ein Ausländer ist, eine angemessene, jedoch den vierten Theil des Kaufpreises nicht übersteigende, Caution zu bestellen;
3) dafs der Kauf in Pausch und Bogen, und
4) die Uebergabe sofort nach Abschlufs des Kauf-Contracts erfolgt;

auf den Antrag der Lange'schen Erben und Gläubiger ein anderweitiger Termin auf den 26sten April 1814 Vormittags um 10 Uhr in dem im untern Stockwerke des Stadtgerichts - Hauses, Königsstrafse Nr. 19, befindlichen Expeditions - Zimmer vor dem Herrn Auctuario *Müller* angesetzt worden, wobey den Kauflustigen hierbey bekannt gemacht wird, dafs das Verzeichnifs der Verlags - Artikel und des Sortiments täglich in der Stadtgerichts - Registratur näher nachgesehen werden, auch die Kauflustigen sich in postfreyen Briefen entweder an den Curator des Lange'schen Nachlasses, Herrn Justiz - Commissarius *Heinsius,* oder an den bisherigen Administrator derselben, den Buchhändler Herrn *Reimer* in der hiesigen Realschulbuchhandlung, um die Beschaffenheit der obgedachten Buchhandlung, die Anzahl der Verlags - Artikel und die sonstigen Verkaufs - Bedingungen zu erfahren, wenden können.

Gegeben Berlin, den 17ten December 1813.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1814.

ERDBESCHREIBUNG.

Paris, b. Buisson: *Annales des Voyages de la Géographie et de l'Histoire* ou *Collection des Voyages nouveaux les plus estimés* traduits de toutes les langues Européennes, des Relations originales, inédites, communiquées par des Voyageurs Français et Etrangers; et des Memoires historiques sur l'origine, la langue, les moeurs et les arts des Peuples, ainsi que sur le climat, les productions et le commerce des Pays jusqu'ici peu où mal connus; accompagnées d'un Bulletin où l'on annonce toutes les decouvertes, recherches et entreprises qui tendent à accélérer les progrès des sciences historiques, specialement de la Geographie, et où l'on donne des nouvelles des Voyageurs et des extraits de leur correspondance. Avec des Cartes et Planches gravées en taille douce. Publiées par M. *Malte-Brun*. Seconde Edition, revue et corrigée. Tome *premier*. 1809. 428 S. bis Tome *dix huitième*. 1812. 8.

Ein Werk, worin die neuesten geographischen Entdeckungen, die wichtigsten Untersuchungen über alte und neue Erd- und Staatenkunde, Anzeigen der vorzüglichsten geographischen und statistischen neuen Bücher aufbewahrt werden, besitzt Deutschland schon seit dem Jahr 1798 an den Allgemeinen Geographischen Ephemeriden. Ein dem ähnliches ist in Frankreich erst im J. 1808, und dazu nicht von einem gebornen Franzosen, sondern von einem in Paris seit 8 Jahren privatisirenden Dänen erschienen. Es ist aber mit so vielem Beyfalle aufgenommen, dass von den fünf ersten Bänden schon das Jahr darauf eine neue Ausgabe herausgekommen ist, und dass es ununterbrochen hat fortgesetzt werden können. Denn wir haben schon *achtzehn* Bände vor uns liegen, von denen die letztern in das J. 1812 gehören; und sowohl von dem Fleisse des Herausgebers, als dem Geschmack der Subscribenten lässt sich erwarten, dass hiermit das Werk noch nicht geschlossen seyn wird. Die Bände sind in *Cahiers*, Hefte abgetheilt, welchen ein Bulletin für die kleinern Recensionen und Anzeigen angehängt ist. Die Numern sind fortlaufend, und von den 69 Cahiers, die heraus sind, liegen 5. vor uns. Der weitläuftige Titel zeigt den Plan deutlich genug an. Er ist indess in einem Vorbericht noch umständlicher entwickelt. So wie die Naturgeschichte, die Chemie und Medicin ihre besondern Journale haben, so hat der Vf. eine ähnliche Niederlage für die geographischen Wissenschaften eröffnet, worin die Kenner derselben alles, was zur Erweiterung und Vervollkommnung dieses nützlichen Studiums dienen kann, bekannt machen, andern Gelehrten mittheilen, und Belehrung erhalten werden. Es werden daher Abhandlungen, die ihm zu dem Behufe von einheimischen und auswärtigen Gelehrten entweder schon zugeschickt oder versprochen sind, und wovon mehrere dem Titel und Inhalt nach angezeigt werden, abgedruckt. Der Herausgeber wird auch nicht ermangeln, die Resultate seiner eignen hieher gehörigen Forschungen dem Publicum vorzulegen. Reisebeschreibungen werden entweder ganz oder in fruchtbaren Auszügen eingerückt. Die Uebersetzungen und Auszüge der Reisen werden mit Aufsätzen, die sich auf die physische und politische Geographie beziehen, abwechseln. In unsrer Anzeige werden wir nur von den Abhandlungen Notiz nehmen, die, so viel als uns bekannt ist, in deutsche Journale nicht übertragen sind: Uebersetzungen deutscher und andrer Reisen und Anzeigen neuer Werke, von denen wir glauben dass sie schon bekannt sind, übergeben wir mit Stillschweigen. Im *ersten* Band: 1) eine Nachricht von Pohon-Upas oder giftigem Baume, ausgezogen aus einer ungedruckten Reise ins Innere von Java, von *L. A. Deschamps*, einem Reisegefährten des General d'Entrecasteaux. Der Baum wächst in den Waldungen der Provinz Balanbonang, und nicht die Nähe des Baums verbreitet giftige Dünste, sondern der Saft, der durch Einschnitt aus der Rinde quillt, und Upas heisst, ist so giftig, dass wenn er sich der mindesten Verletzung mittheilt, augenblicklicher Tod erfolgt. Der Baum ist nur in dem östlichen Theile der Insel befindlich, erreicht eine Höhe von 30 bis 40 Fuss und hat die Gastalt und Blätter einer Ulme. Die Abbildung in ***Rumphii herbar. Amboinense*** ist unrichtig. Die Javaner behaupten, dass, wenn man ein Stück Zucker in dem Augenblick, wo man von dem Gifte getroffen wird, in den Mund nimmt, die Wirkung des Gifts aufgehalten wird. 2) Ueber die Ausdehnung des Isthmus von Klein-Asien, eine ungedruckte Abhandlung des sel. d'Anville. Klein-Asien wird mit einer Halbinsel verglichen, wovon der Isthmus oder Landenge sich von dem Mittelmeere um Issus und Tarsus bis an den Meerbusen bey Amisus am schwarzen Meere erstreckt. Die Maasse, die Plinius, Herodot, Strabon und andere von dieser Ausdehnung gegeben, werden geprüft, und daraus das Resultat gezogen, dass die beiden Meere auf den angegebnen Punkten nach der Vorstellung der Alten nur in drey Breitengraden von einander entfernt sind, nämlich Tarsus 37° N. B. Amisus

fus 40° N. B. Den Liebhabern der alten Geographie ist diese Abhandlung sehr zu empfehlen. Die astronomischen Observationen *Beauchamp's*, die *Mannert* bey seiner [illegible] Karte von Klein - Asien zum Grunde gelegt hat, widersprechen ihr. Ein Mitglied der dritten Klasse des Instituts besitzt noch mehr ungedruckte Abhandlungen *d'Anville's*, und will die Werke dieses grossen Geographen in *sechs* Bände 4. herausgeben. Im *zweyten* Bande (S. 121.) lesen wir, dass der *erste* Band dieser Sammlung, wovon jeder der *sechs* Bände 6 bis 700 Seiten stark seyn, und zu der ein auf den Text sich beziehender Atlas von 62 Karten kommen wird, nächstens erscheinen werde. Es wird auch ein Verzeichniss der gedruckten Werke dieses berühmten Geographen, woraus die Sammlung bestehen wird, imgleichen ein Verzeichniss seiner Abhandlungen in den Schriften der *Academie des Belles Lettres*, jedoch ohne Anzeige des Bandes wo sie zu zu finden sind, gegeben. Dass von dieser Sammlung wirklich ein oder mehrere Bände erschienen sind, ist uns indessen nicht bekannt. 3) Ein anderer Auszug aus der ungedruckten Reise des Hn. *Deschamps* in das Innere von Java beschreibt die Sitten, Vergnügungen und Schauspiele der Einwohner. Sie haben Gedichte und Fabeln, wovon Proben gegeben werden, Lustspiele, Tänze, von Tänzerinnen aufgeführt, (wenn der Sultan öffentlich erscheint, marschiren die Pagen vor ihm her auf eine Art, die man Tanz nennen könnte), Hahnengefechte, Tigergefechte mit Büffeln und mit Menschen, vorzüglich solchen die zum Tode verurtheilt sind, Jagden, Fischereyen. 4) Ueber den Ursprung der Albanier und Griechen in Calabrien, von dem Herausgeber; ein Anhang zu einem Auszuge aus *Bartels* Reisen in Calabrien und Sicilien. Dieser Gelehrte hatte behauptet, dass zwischen Albaniern und Griechen in Calabrien kein Unterschied wäre, dass sie Nachkommen der Flüchtlinge aus Albanien und Morea im 15ten und 16ten Jahrh. und nicht der griechischen Colonien wären, die im achten Jahrh. vor Chr. sich in Italien niedergelassen haben. Hr. *Malte-Brun* bestreitet diese Meinung auf das Ansehen des Mönchen Marafiotti 1601, der die Griechen im jenseitigen Calabrien von den Albaniern im diesseitigen unterscheidet, und nur von diesen behauptet, dass sie in der Sprache und Gewohnheiten mit den Mauren und Arabern verwandt sind. 5) Uebersicht der Vergrösserungen und der Verluste der preussischen Monarchie, von dem Herausgeber, der in dieser lesenswürdigen Abhandlung den allmäligen Zuwachs und den plötzlichen Verfall der Monarchie kurz dargestellt, und mit einer schön gestochenen Karte von dem Kriegsschauplatz in den J. 1806. 1807, und den Märschen der französischen Armeen bis zum Tilsiter Frieden erläutert hat. Wird der Vf. das Wiederaufleben der preussischen Macht dereinst mit derselben Freymüthigkeit schildern, mit welcher er ihr Hinsinken beschrieben hat? 6) Schreiben eines französischen Officiers über einige Lebensumstände des berühmten Astronomen *Nicol. Copernicus*, dass er in Thorn geboren wurde 1473, ist allgemein bekannt. Durch die Bemühung des polnischen Grafen Czapski ist ein Dokument entdeckt, welches beweiset, dass er in Frauenburg, von welchem Stifte er Canonicus war, gestorben ist, und dass er daselbst begraben worden, zeigt die Grabschrift, welche man gefunden hat. 7) Beschreibung des Landes der Rajeputen (Radschbuten) und Djaten (Dschaten) im nordwestlichen Indostan. Ein wichtiger Beytrag zur Kunde dieses bisher wenig bekannten Erdtheils. Georg Thomas, gebürtig aus Tiperari in Irland, gieng als gemeiner Matrose auf einem englischen Schiffe nach Indien, trat nach seiner Ankunft zu Madras in die Kriegsdienste eines indischen Fürsten, und stieg in kurzer Zeit bis zu der Würde eines Generals. Er erhielt ein beträchtliches Landeigenthum, und hatte wahrscheinlich die Absicht ein Königreich zu gründen, als ihn der Tod von seiner Laufbahn hinwegnahm. Er gehört also zu den europäischen Abenteurern, deren es mehrere in Indien gegeben hat, die in Diensten der einheimischen Fürsten mit revolutionären Planen schwanger gegangen sind, die, wenn sie nicht in ihrer Geburt erstickt wären, der Herrschaft der Europäer, jetzt der Britten, hätten gefährlich werden können. Seine hinterlassenen Papiere hat *W. Franklin*, der Vf. der Reise von Bengalen nach Schiras und der Geschichte des Schah Allum (beide sind ins Deutsche übersetzt), in Ordnung gebracht und bekannt gemacht. Calcutta und London 1805. Aus den militärischen *Memoires* sind die geographischen ausgehoben, die uns mit Ländern, *Städten* und Völkerschaften bekannt machen, die man vorher kaum dem Namen nach kannte. Radsbuten und Dschaten sind keine unbekannte Völker. Aber von Hurrianah und Thanessar den nördlichsten Provinzen des Landes der Dschaten, von Jypore, einem Theile der Staaten von Rajepotana, von Lacky-Jungle, einem District der an Beykaneer (bey Rennel, Puccanere) und vielen andern wird man schwerlich bey *Rennel* und andern Nachrichten finden, nicht zu gedenken, dass die Producte, Regierung, Gesetzgebung, und Gewohnheiten des schon bekannten nördlichen Indostans hier genauer beschrieben werden.

Zweyter Band. Auszug aus dem Journal der See- und Landreise des Capitän J. L. Dubois von Surate nach Frankreich 1793. Er und Gauthier auf einer Reise von Isle de France nach den Inseln Mahe und Seychelles durch Stürme an die Küste von Indien verschlagen, rettete sich, um den Plünderungen und Misshandlungen der Portugiesen und Engländer zu entgehen, am Bord eines Fahrzeuges dem Sultan von Mascat gehörig. Die Bevölkerung von Mascat wird zu 25000 Seelen geschätzt. Die Sitten der Einwohner sind äusserst verderbt, und Mordthaten ausgenommen, ist daselbst fast alles erlaubt. Der regierende Sultan 1793 hatte vor ungefähr zwey Jahren seinen Bruder den Imam von der Regierung abgesetzt, sich der Hauptstadt bemächtiget, und dem Bruder, der in eine kleine Stadt im Innern 60 Lieues von Mascate verwiesen war, eine mässige Pension ausgesetzt.

Als

Als die Inseln Ormus und Benderabbas den gewöhnlichen Tribut nicht zahlen wollten, griff er sie mit zwey Fahrzeugen, die 30 Kanonen führten und 4 Galeeren mit 800 Mann bewaffnet an, und unterwarf sie sich. Ein französischer Consul oder Viceconsul würde an dem Sultan einen Freund haben, nicht so an den Kaufleuten, die aus Interesse es mit den Engländern halten. Der Vf. machte am Bord des arabischen Schiffes, das ihn nach Mascate gebracht, die Fahrt nach Bassora auf dem persischen Meerbusen, und die darüber mitgetheilten Nachrichten ergänzen die von andern Reisenden, insbesondere von Niebuhr. Die Fahrt gieng längs der persischen Küste, denn an dieser liegen die Inseln Mago (*Nieb.* Mogo auf dem festen Lande) Frore (*Nieb.* Frur), Guse (*Nieb.* Quesche), Enderabie (*Nieb.* Hinderabie). Kenger finde ich bey *Nieb.* nicht Taf. XIX. Beschreibung von Arabien S. 310. Die Inseln sind insgesammt sehr fruchtbar und gut bevölkert. Bald darauf kam der Vf. in Zibara an. Die Insel vermisse ich bey *Nieb.* Sie liegt nach der bey dem Journal befindlichen Karte, wie der Herausg. versichert, 15 Lieues südöstlich von dem Flusse Labsa, bey dessen Mündung ein Ort Tarud bemerkt wird, d. i. an der arabischen Küste. Der Vf. selbst sagt die Insel Bahrein sey 7 bis 8 Lieues westlich von Zibara entfernt, welches mit jener Angabe übereinkommt. In Zibara hielt sich der Vf. 28 Tage auf, und wurde von den Einwohnern mit vieler Gastfreundschaft aufgenommen. Der grosse Vorrath von Austern bewog vor ungefähr 20 Jahren Aben-Califet, den Bruder des Sultans von Grin (*Nieb.* Grän), hier ein Etablissement zu errichten, 12 bis 14000 Menschen stark, die sich mit dem sehr einträglichen Perlenfang abgeben, zu welchem 1500 Fahrzeuge jährlich gebraucht werden. Ausser Dattelbäumen giebt es keine Fruchtbäume, noch irgend einen Anbau. Das Trinkwasser wird 2 bis 3 Lieues weit von dem Orte geholt. Die reichen Einwohner füllen ihre Cisternen während der Regenmonate October, November und December mit Wasser. Der Ort ist mit einer 30 Fuss hohen Mauer, worauf einige Thürme, umgeben. Die Sitten der Einwohner sind sehr einfach, und ihre Lebensart sehr frugal. Pillau ist ihre vornehmste Nahrung, und reines Wasser oder saure Milch ihr Getränk. Der Sultan unterhält auf seine Kosten ein Kaffeehaus, das auch der Audienzsaal ist. Alle Einwohner finden sich hier ein, unterreden sich mit einander, und werden von dem Sultan sehr leutselig behandelt, der die angebrachten Klagen auf der Stelle nach dem Rath der Weisen und ohne Kosten entscheidet. Die Fahrzeuge von Zibara sind wegen ihrer grössern Bequemlichkeit, Sicherheit und der Ehrlichkeit der Mannschaft zu Reisen an der Malabarküste andern vorzuziehn. Man findet beständig einige davon zu Surate oder Mangalore und vielleicht sogar zu Mahe. Die Lage, worin sich der Vf. befand, erlaubte ihm nicht, dem Sultan seine Erkenntlichkeit durch ein Geschenk vor seiner Abreise zu bezeugen. Der Sultan versicherte, es thue seinem Herzen wohl, wenn er sich der Unglücklichen annehmen könne, und dass er zum Beweise der Freundschaft, die er gegen ihn hegte, eine französische Uhr gern annehmen würde. Der Vf. wünscht Gelegenheit zu haben, sie ihm zu schicken.

2) Beschreibung der Insel Balambangan nordwärts von Borneo, von *Alexander Dalrymple*, aus dem *Oriental Repertory* übersetzt, und mitgetheilt von *H. Langlès*. Sie hat nur 13 (Engl.) Meilen in der Länge, und nirgends über 4 Meilen in der Breite. Sie ist durch mehrere Erdzungen zerschnitten, und zwey Häfen bilden darin drey verschiedene Cantone. Der südliche Theil ist voll von schroffen Bergen, die mit schönen Waldungen bedeckt sind, der nördliche ist fast ganz ein Morast von süssem Wasser, hat wenig Wald, und ist zum Reisbau sehr geschickt, der mittlere Theil zwischen den beiden Häfen scheint der bessere Theil der Insel zu seyn, der die Vortheile eines hohen und niedern Bodens in sich vereinigt. Wenige Inseln können sich besserer Häfen rühmen. Der nördliche hat zwar einige Sandbänke, ist jedoch gross genug für alle englische Schiffe, und hat einen guten Ankergrund von Thon, der südliche, von geringerem Umfange, wird indess wohl nie alle Schiffe fassen, die in ihm Raum haben könnten. Die Küsten haben einen Ueberfluss an vortrefflichen Fischen, an Austern, an Schildkröten. Wilde Schweine sind vornehmlich im südlichen Theile in Menge. Der Vf. vermuthet, dass auch Rindvieh vorhanden sey. Sollte es nicht da seyn, so könnte es von den benachbarten Inseln leicht dahin gebracht werden, so wie von Tawaran, an der Nordwestküste von Borneo Ziegen eingeführt werden könnten, die hinreichende Nahrung in dem mittäglichen Theile von Balambangan finden würden. An den Küsten wachsen herrliche Bäume, auch solche, die sich zu Masten schicken würden, und von den Chinesen abgeholt werden. Viele Kohl Palmen, wilde Areka, Rattan und Bambus sind zu bemerken. Der Schlangenbaum, von den Malaien Kaiocollar genannt, der ein treffliches Gegengift enthält, das von *Kämpfer* in *Amoenitates exoticae* sehr gerühmt wird, und von ihm in Faulfiebern mit gutem Erfolg gebraucht ist, ist sehr häufig. Die Felsen und der Boden bieten eine grosse Mannichfaltigkeit dar. Wasser ist im Ueberfluss, und die Quellen versiegen nie. Die Teiche mit süssem Wasser von einer bräunlichen Farbe angefüllt, haben viele Fische. Obige Vorzüge veranlassten die Engländer eine Niederlassung hier zu errichten, die aber von den Einwohnern von Soolo (Sulo) oder Jolo zerstört worden ist.

3) Bericht über einen Theil der Insel Borneo, abgestattet an die Englische Ostindische Compagnie, von Hn. *Jesse*, aus dem *Oriental Repertory* übersetzt. Der Bericht ist vom J. 1775, aber zu London erst 1794 bekannt gemacht. Zu Anfang des J. 1774 meldete der in Balambangan etablirte brittische Rath dem Staate von Borneo seine Ankunft, und sein Verlangen, ein Bündniss mit ihm zu schliessen. Ein Gesandter ward darauf nach Bengalen abgeschickt, und als dieser zurückkehrte, begleitete ihn Hr. Jesse, um einen

einen Handlungstractat zum Vortheil der Compagnie abzuschliessen. Der Staat war dazu geneigt, um von den Engländern gegen die benachbarten Seeräuber die Sooloos (Suluhs) Mindanaos und andere, welche die Küste beständig beunruhigten, geschützt zu werden. Hr. Jesse versprach, dass im Fall eines Angriffs die Compagnie die Einwohner von Borneo im Schutz nehmen würde, und verlangte dafür den ausschliesslichen Handel mit Pfeffer, der bisher in den Händen der Chinesen gewesen war, und den Hr. Jesse der Compagnie verschaffen wollte. Er theilt darauf einige Nachrichten mit von den verschiedenen Klassen der Einwohner auf der Insel. Sie sind Mohammedaner, und stammen ursprünglich von den Malaien zu Jehore ab, und dehnten einst ihre Eroberungen nach Palawan, Manille und andern Philippinen, ja sogar bis Sooloo aus. Sie waren ehemals kriegerisch, sind aber jetzt entnervt, unthätig, und ohne Einfluss auf die ihnen nordwärts von Borneo vorher unterworfenen Staaten. Sie sind nicht ohne natürliche Fähigkeiten, und im Besitz gewisser mechanischen Künste, und haben z. B. die Kanonengiesserey zu einer Vollkommenheit gebracht, die von andern asiatischen Nationen nicht erreicht ist. In ihrer Freundschaft gegen die Britten waren sie beständig, und wurden durch die Drohungen der Suluhs bey deren Angriff auf das brittische Etablissement zu Balambangan davon nicht abgeschreckt. Von den Idaans oder Mooroots haben die Borneer dem Vf. erzählt, dass sie dem scheusslichsten Aberglauben ergeben sind, und sich einbilden, ihr Schicksal in jenem Leben hänge von der Zahl der Menschen ab, die sie in den Schlachten oder bey Zänkereyen getödtet hätten, und ihr Glück richte sich nach der Zahl der Hirnschädel, die sie im Besitz hätten. Ihre Pflanzungen bauen sie mit vielem Fleisse an, den sie auch in den Handwerken zeigen. Weil sie keine andern Abnehmer ihrer Waaren haben, als die Borneer, ihre Feinde, so ist ihr Handel beschränkt. Die Regierung von Borneo ist in den Händen eines Sultans, und eines Staatsraths, dessen Mitglieder, Pangarans genannt, die Geschäfte verwalten. Der Sultan ernennt die Subjecte zu diesen Stellen. Jeder Pangaran übt unumschränkte Gewalt über seine Untergebenen aus, die es mit ihm halten, selbst gegen den Souverän. Der Ueberfluss und die Trefflichkeit der Holzungen in diesem Lande haben die Chinesen bewogen ihre Junken hier zu bauen, obgleich sie aus ihrer Heimath die Handwerker und Werkzeuge dazu haben kommen lassen müssen. Sollte es der Compagnie einfallen, ein Werft auf dieser Küste anzulegen, wo zuweilen ein Mangel an kleinen Kauffartheyschiffen ist, so könnte man hier eins um einen wohlfeilen Preis haben. Es würde sehr Unrecht seyn, wenn man nicht glaubte, dass die Furcht einen grössern Einfluss auf ihr Betragen hätte, als Zuneigung, und wenn man einen guten Erfolg ohne hinreichende Macht vermuthete. Es wird den Borneern, sagt der Vf., von unsrer Seite vorgeworfen, dass sie uns nicht den ganzen Vorrath von Pfeffer ausgeliefert haben. Man muss aber auch zugeben, dass wir nicht im Stande gewesen sind, ihnen den verabredeten Schutz zu gewähren, indem unsre gemeinschaftlichen Feinde die Suluhs ihnen Fahrzeuge weggenommen haben, deren Verlust auf 20000 Piaster geschätzt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

DILLINGEN, b. Brönner: *Ueber das Recht nachzudrucken*, nebst der Anzeige der leichtesten und zuverlässigsten Art, selbst ohne allgemeines Verbot dem Nachdruck auf eine rechtliche Art vorzubeugen. 1813. 26 S. (2 gr.)

Es ist gewiss auffallend, eine Sache, über welche die Acten nicht nur nach den von so vielen durch Scharfsinn wie durch Rechtlichkeit ausgezeichneten Männern, wie *Kant*, *Becker*, *Grollmann* u. a. aufgestellten Gründen, sondern schon nach jedes unbefangenen Gefühl und Ueberzeugung als geschlossen angesehen wurden, nun noch selbst einen Schriftsteller auftreten zu sehen, welcher jene literarische Freybeuterey zu rechtfertigen unternimmt. Doch der Gründe sind bey den Menschen mancherley; allein wir untersuchen hier nicht, welches die seyn, welche diese Schrift hervorbrachten, nur nach den darin angeführten fragen wir hier. Mancher Schriftsteller hätte allerdings Ursache froh zu seyn, wenn er es so weit bringen könnte, *dass* seine Geistesproducte nachgedruckt würden. Schwerlich wird dieser Schutzschrift des Büchernachdrucks dieses Glück zu Theil werden. Der Vf. Hr. Landrichter *Schmid* zu Dillingen hat einmal die Gabe nicht, seine Gedanken so deutlich und anziehend vorzutragen, und seinen Schriften starken Abgang zu verschaffen; wenigstens scheint er sich darüber in der vorliegenden Abhandlung selbst zu beklagen, dass auf seinen 1807 erschienenen *Versuch über die Darstellung einer im Urgrundsatze des Rechts gegründeten und in allen Theilen vollendeten Theorie der Naturwissenschaft* bisher *so wenig Reflexion geworfen worden ist.* Da er dort den Urgrundsatz des Naturrechts bekannt gemacht zu *haben* versichert, wovon hier die besondre Anwendung gemacht wird, jener aber einer weitern Prüfung zu unterwerfen ist, so führen wir nur an, dass Hr. *Schmid* im vornehmen Tone gegen *Kant* absprechend vorzüglich darauf das Recht nachzudrucken gründe, dass der Verleger ein Buch ohne einer Beschränkung von Seite des Publicums sich zu versichern, dasselbe zur freyen Disposition, und also auch zum Nachdruck verkaufe, welcher nicht statt finden könnte, wenn er gegen diesen sich auf dem Titel verwahrte: als ob nicht dergleichen Verwahrungen selbst und sogar fürstliche Privilegien von Hn. S. Rechtsfreunden nachgedruckt worden wären.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1814.

ERDBESCHREIBUNG.

Paris, b. Buisson: *Annales des Voyages, de la Géographie et de l'Histoire, ou Collection des Voyages nouveaux les plus estimés* — — Publiées par M. *Malte-Brun* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

4) Ueber den bürgerlichen und moralischen Zustand der Juden, von dem *Herausg.* Eine Sammlung von Stellen aus den Schriften verschiedener Autoren der neuesten Zeit über die Lebensweise, den Charakter und die Reform der Juden, welche mehr die Verworfenheit des Volkes, als die Hoffnung, dass die Emancipation es bessern werde, aussprechen. Da die Schriften in Deutschland hinlänglich bekannt sind: so sind wir der Anzeige derselben und der daraus genommenen Stellen enthoben. Hiezu gehört ein Auszug aus des unlängst politisch gestorbenen Fürsten Primas Verordnung, die Juden zu Frankfurt am Mayn betreffend, die mit den Grundsätzen des Vfs. übereinkommt.

5) *Dansse de Villoison* Bemerkungen auf seiner Reise in Griechenland, und vorzüglich über die Inseln im Archipelagus. Sie sind aus den hinterlassenen, in grosser Unordnung befindlichen Papieren dieses gelehrten und sehr belesenen Reisenden genommen, und beziehen sich auf den Charakter der Griechen und Griechinnen, die Sprache, das Klima, die grassirenden Krankheiten und die Gegenmittel, die Productionen, Wohnungen, Meubeln, Bibliotheken, Denkmäler, Festins, Gesellschaften, Hochzeiten, Gebräuche. Die Belesenheit des Vfs. in den Schriften des alten Griechenlandes findet leicht eine Aehnlichkeit in dem gegenwärtigen und alten Zustande, und man hat hier einen Vf., der das alte Griechenland aus Lectüre, das neue aus eigener Ansicht kannte. In den Bemerkungen ist der Gedanke vorherrschend, dass die neueren Griechen, trotz ihrer Entartung, doch noch viele charakteristische Züge ihrer Vorfahren beybehalten haben. Die Bemerkungen würden, wenn der Vf. selbst sie herausgegeben hätte, noch mehr gefeilt und in Verbindung gebracht seyn. Jedoch sind sie auch so, wie sie hier erscheinen, schätzbar, und der Beachtung des Geographen würdig.

6) Hr. *de Macedo*, weiland Secretär der portugiesischen Gesandtschaft zu Paris, hat in einer von Hn. *Walkenaer* mitgetheilten Abhandlung die Verdienste des berühmten Antwerpers *Abraham Ortelius* 1527 — 1598 um die neue und alte Geographie gewürdiget, und ein räsonnirendes Verzeichniss seiner Werke gegeben.

7) Beschreibung des schwedischen Finlands, gezogen aus den neuesten schwedischen Werken von dem *Herausg.*, mit einer Karte, gezeichnet von *P. Lapie*, Cap. Ing. Geo. 1808. An der von dem Hn. Professor *Rühs* in der Umarbeitung der Büsching-schen Erdbeschreibung besitzen die Deutschen eine Beschreibung, welche die Uebersetzung dieser übrigens mit Fleiss und Kenntniss gefertigten entbehrlich machen wird.

8) Beschreibung der Abtey Valombrosa in Toscana, aus einer ungedruckten Reise von *A. L. Castellan*, mit einer Ansicht derselben, die der Vf. gezeichnet und in Kupfer gestochen hat. Sie liegt nicht weit von Florenz auf den Apenninen in einem dichten Tannenwalde, und ist von Johann Gualbert, einem Benedictiner Mönch, im J. 1050 gestiftet. Die Mönche haben einen grossen Theil der rauhen Gegend urbar gemacht, jedoch die Holzungen auf den Höhen, wo viele Bäche entspringen, nicht ausgerodet. In der schönen Jahrszeit beschäftigt die reiche Abtey die armen Bauern mit Bestellung der Aecker; und wenn der Schnee die Berge bedeckt, und die Mönche von der übrigen Welt getrennt hat, finden die dürftigen Familien im Kloster ihren Unterhalt. Die ungeheuern grossen Gebäude sind von dem Abt Nicolini 1637 in einem schönen Stile wieder aufgebaut, und mit einer Mauer umgeben, die hoch genug ist, die Abtey gegen einen Ueberfall zu sichern, den sie jedoch von den Bauern, gegen die sie so wohlthätig ist, nicht zu befürchten hat. In dem Schatze werden reiche Reliquien, und andere alte Werke, die sowohl wegen des Materials als der guten Arbeit kostbar sind, aufbewahrt. Man findet hier die ersten Versuche und allmähligen Fortschritte der in diesem Kloster erfundenen und unter dem Namen *Scagiola* bekannten Kunst, die von einem Mönche Don Enrico Hugford, gestorben 1771, zur Vollkommenheit gebracht ist. Die Einsiedeley, *Paradisino* oder *Celle* genannt, wie ein Adlers-Nest auf der Höhe eines isolirten Felsens, der sich in der Mitte ungeheurer Tannen mehrere 100 Fuss hoch erhebet, war von einem Menschen bewohnt, der lange der Häuptling einer Banditen-Bande gewesen, als ein reuevoller Sünder von dem Papst begnadiget, und hieher, wo er keinem mehr Schaden zufügen konnte, gebracht war.

9) Beschreibung von Monte-nero, nach dem venetianischen Dialect Montenegro, einem District, der zwischen den Gebirgen von dem türkischen Albanien, Bosnien und der Landschaft Cattaro liegt. Sie ist

ist aus einem italienischen Gedichte, das *Nicolo Ivellio* aus Spalatro in Dalmatien, und also aus der Nähe von Montenero gebürtig, geschrieben hat, ausgehoben, und schildert den Charakter und die Regierungsform dieser Bergbewohner, die 20,000 streitbare Mannschaft zählen.

Dritter Band. 1) Beschreibung der dänischen Insel Helgoland in der Nordsee vor der Mündung der Elbe und Weser, von dem *Herausg.* Die dabey befindliche Karte ist ein Nachstich derjenigen, die Hn. *Heinemeyer's* Aufsatz über diese Insel in den Allgem. Geogr. Ephemeriden Febr. 1808 begleitet. Die Abhandlung selbst ist keine Uebersetzung der Heinemeyerschen, obgleich sie dabey benutzt ist, und enthält verschiedene Notizen, die in dieser fehlen, z. B. von der Volksmenge 2200 Seelen, der Zahl der Häuser auf der Felsen-Insel *(terre haute)* 342, auf der Düne *(terre basse)* 78; in allem 420. Die Helgoländer sind Abkömmlinge der Frisen, wie ihre Sprache, Eigennamen und Gebräuche zeigen. Der König bekommt den 10ten Theil von der Einnahme des Lootsens, ausser einigen Gefällen für die Verwaltung. Der Vf. beweiset, dass die Insel Fosetisland, Fositisland, Fosteland u. s. w. bey den Schriftstellern des 7ten, 8ten und 9ten Jahrh. einerley mit Helgoland sey, und dass im 7ten *Willibrord*, und im 8ten *Ludger* Versuche gemacht haben, die Insulaner zum Christenthum zu bekehren, dass aber erst im J. 866 die der Gottheit *Fositi* geweiheten Altäre umgestürzt sind. Er macht es auch wahrscheinlich, dass *Ptolemäus* ihrer unter dem Namen *Alokiai* gedenke, und dort die Inselgruppe gelegen sey, gegen welche die aus der Mündung der Ems ausgelaufene Flotte des Germanicus (Tacit. Ann. II.) verschlagen sey.

2) Versuch über den Ursprung, die Sitten und den jetzigen Zustand der Albanier, von *Ange Masci* übersetzt aus dem Italienischen, mitgetheilt vom Hn. *Sonnini.* Diese lesenswürdige Abhandlung ist in *fünf* Kapitel abgetheilt, wovon die beiden *ersten* von dem *Herausg.* in den angehängten Bemerkungen berichtiget und ergänzt sind. Kap. 1. Ursprung der Albanier. Die Albanier in Europa an der Westküste Griechenlands sind von denen in Asien zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere, aus der alten Geschichte bekannten, verschieden. Dass der Vf. hierin vollkommen Recht hat, giebt Hr. *M. B.* zu, nur tadelt er verschiedenes an seinen Beweisen. Wenn der Vf. englische, französische und deutsche Wörter in der albanischen Sprache findet, so zeigt Hr. *M. B.* an einem Verzeichnisse von 102 albanischen Wörtern, dass man nur so viel behaupten könne, jene Sprache sey den ältesten in Europa, der griechischen, celtischen und gothischen, ähnlich. Hr. *M. B.* untersucht auch, woher die Albanier in dem Neugriechischen den Namen *Arvaniten* bekommen haben. Kap. 2. Ueberblick der Geschichte Albaniens. Die beträchtlichen Zusätze des Hn. *M. B.* sind in Klammern eingeschlossen in den Text eingerückt. Kap. 3. Sitten der Albanier überhaupt. Die vielen Citate aus Tacitus, womit dieses Kap. überladen war, als hätte der Vf. die Absicht gehabt, die Identität der Germanen und Albanier zu beweisen, hat Hr. *M. B.* grossen Theils weggelassen. Von den angeführten Sitten wollen wir nur die eine bemerken, wovon sich Spuren im hohen Alterthum und bey mehreren Völkern zeigen. Die Heimführung der Braut in das Haus des Bräutigams ist einem Raube nicht unähnlich. Die Aeltern der Braut weigern sich, die Thüren zu öffnen, und die Braut muss mit Zwang aus dem Schoofs ihrer Familie gerissen werden. Kap. 4. Albanische Colonien in dem Königreiche Neapel. Geschichte ihrer Niederlassung, ihre Anzahl und ihr Zustand. Ursachen des geringen Fortgangs, den sie in den Wissenschaften gemacht haben. Die jetzt im Königreiche lebenden Albanier wohnen in 59 Dörfern, und belaufen sich auf 63,920 Köpfe. In dem Verzeichnisse der von ihnen bewohnten Dörfer in den beiden Calabrien, Basilicate, Capitanate, Otranto, Abruzzo, ist bey jedem sowohl die Zahl der Einwohner, als auch der Ritus, zu dem sie sich bekennen, ob er griechisch oder lateinisch sey, angegeben. *Auch sind* die Oerter in Sicilien, wo sie angesiedelt sind, aufgeführt. Die Albanier, wohl zu unterscheiden von den Griechen, die seit sehr alten Zeiten in Unter-Italien sesshaft sind, haben sich erst im 15ten und 16ten Jahrhundert hier niedergelassen. Weil sie nicht auf einmal, sondern zu verschiedenen Zeiten und in kleinen Haufen angekommen sind, so besitzen sie nicht ganze Städte, sondern leben in kleinen Dörfern zerstreut, und bilden nicht eine ganze Nation. *Man hat sie* von Anfang an als ein wildes und ungeselliges Volk angesehen. Die Baronen und die Geistlichen haben sie gedrückt, und in Elend und Verzweifelung gestürzt. Sie nähren sich von den geringen Producten der von ihnen bestellten Ländereyen, und um nur zu verkaufen, lassen sie den Preis der Waaren sinken. Der Mangel an Erziehungsanstalten hat auch seit mehr als 200 Jahren zu ihrer Verwilderung beygetragen. Zwar ist durch das italienisch-griechische Collegium des S. Benedetto Ullano, gestiftet 1443, etwas Unterricht unter sie verbreitet, jedoch nicht hinlänglich für ein rohes und elendes Volk. Die Colonie von Griechen und Albaniern, die man vor einigen Jahren in Brindisi anlegte, bestand aus faulen, zanksüchtigen, ungeschickten Menschen, die sich von Seeräubereyen und Schleichhandel zu ernähren gewohnt waren, und nicht sogleich zum Ackerbau angewiesen werden konnten. Kap. 5. Wichtigkeit des Schutzes, der den albanischen Colonien zu ertheilen ist. Mittel, welche die vorige Regierung anwenden wollte, ihren Zustand zu verbessern. Die Krone der beiden Sicilien hat sehr alte Rechte auf Epirus, Albanien und Macedonien, daher auch der König Karl III. im J. 1767 das Königl. Macedonische Regiment, das aus Albaniern bestand, für ein National-Regiment erklärte. Sollten diese Rechte einst geltend gemacht werden: so würde eine ganze Nation aus der Barbarey gerissen, an den nützlichen Künsten, insbesondere am Ackerbau, Geschmack bekommen, und dem Königreiche der beiden Sicilien abgehärtete und ge-

getreue Truppen verschaffen, überdiess sein Gebiet und Bevölkerung vergrössert, und der Handel durch den leichten und gegenseitigen Verkehr verdoppelt werden. Alphons I. stiftete vor 1448 drey Colonien von Albaniern und beschenkte sie mit Ländereyen und Privilegien. Ferdinand I. folgte dem Beyspiele seines Vaters, und befreyete die Albanier aus Dankbarkeit gegen ihren Fürsten Georg Castriota Scanderbegh, der ihm gegen die aufrührerischen Baronen beygestanden hatte, von Abgaben und Geschenken. Karl V. beschützte vorzüglich die Albanier von Corona und überhäufte sie mit Wohlthaten, wie dieses die Decrete von 1533 und 1534 bezeugen. Er hatte beständig mehrere Compagnieen von Albaniern in seiner Armee, und gebrauchte sie mit Nutzen. Unter den Vicekönigen hatten die Albanier ein weniger günstiges Loos. Karl III. erlaubte ihnen in Calabrien die Stiftung eines Collegiums für die Erziehung ihrer Jugend, und eines Bisthums nach dem griechischen Ritus, dotirte es überdiess mit den Einkünften der Abtey von S. Benedetto Ullano, und brachte den Verkehr mit Epirus, Albanien und Macedonien zu Stande, räumte einer neuen albanischen Colonie einen Aufenthalt in Abruzzo ein, und bereicherte sie mit grossen Domänen. Ferdinand IV. errichtete ein griechisches Bisthum in Sicilien, stattete es mit der nothwendigen Einnahme aus, nahm eine neue Colonie in Brindisi auf und unterstützte sie auf alle Art, die aber seinen Erwartungen nicht entsprach. Der griechische Bischof Francesco Bugliari bat den König 1792, die Einkünfte des Collegiums zu vermehren, und von S. Benedetto Ullano, wo die Luft ungesund sey, zu verlegen. Don Joseph Zurlo nahm sich dieser Sache an, und auf seinen Betrieb befahl der König 1794, dass das Collegium nach dem Kloster S. Adrian verlegt, und die Mönche aus jenem Orte in die vier andern Klöster im Königreiche translocirt würden. Seit der Zeit hat sich das Collegium durch geschickte Professores und gute Zöglinge ausgezeichnet. Schon fingen Albanier und Italiener an, ihre Kinder in das Collegium zu schicken, als es 1799 von Bösewichtern geplündert wurde. Bugliari suchte es mit Aufopferung seiner eigenen Einnahmen wieder herzustellen. Allein die calabrischen Rebellen plünderten es aufs neue 1806, und tödteten den wackeren Bischof, der lieber durch ihre Hände umkommen, als entfliehen und seinen Lieblingsort verlassen wollte. Jetzt stehet das italienisch-griechische Collegium unter der Aufsicht des M. D. *Domenico Bellusció*, und man verspricht sich viel von der Aufklärung, die sich von dort über die Albanier verbreiten wird.

3) *Virgil's* Geographie, oder Erläuterung der interessantesten geographischen Stellen in *Virgil's* Gedichten, von dem *Herausg.* Die physische und poetische Wahrheit, obgleich sie von verschiedener Art sind, dürfen doch nicht einander widersprechen. Eine genaue Darstellung entfernter Gegenden, die nur aus Hörensagen bekannt waren, darf man von den alten Dichtern nicht erwarten. Es würde aber sehr Unrecht seyn, ihre geographischen Beschreibungen für Erdichtungen zu halten. *Virgil* insbesondere hat Genauigkeit mit einem glänzenden Colorit zu vereinen gewusst, und der ältere *Plinius* hat vollkommen Recht gehabt, den *Virgil* als Gewährsmann physischer Thatsachen anzuführen. Der Vf. hat seine Bemerkungen in Paragraphen abgetheilt. §. 1. beleuchtet er Georg. II. 434—452, wo des an Buchsbaum reichen Cytorus, und der Haine der Narycier, die von Harz triefen, gedacht wird. Der Cytorus ist nicht, wie *Delille* behauptet, wenig bekannt, sondern ein Berg in Paphlagonien am schwarzen Meere, mit Buchsbäumen bewachsen, wie mit mehreren Stellen aus alten Schriftstellern belegt wird. Die Narycier ist ein anderer Name für Locrier in Brutium oder dem jetzigen Calabrien, wo nach den Zeugnissen der Alten und Neuern viele Bäume wachsen, die Harz geben. §. 2. Die Schifffahrt des *Aeneas* in dem ionischen Meere, Aeneid. III. 269 u. f., wird mit einer Beschreibung der ionischen Inseln, *Ovid.* Metamorph. XIII. 712 u. f., verglichen, und das vorzüglich Malerische in jener gezeigt. §. 3. Georg. I. 53. 58. wird die Verschiedenheit der Producte aus der Verschiedenheit der Klimata begreiflich gemacht und mit Beyspielen dargethan. Die Schönheit dieser Stelle wird entwickelt, und *Delille's* Uebersetzung, worin sie verwischt ist, scharf kritisirt.

In dem Bulletin oder der kurzen Anzeige 1) ein Schreiben von *Richard de Vesvrotte* aus Dijon 1808 an den Herausgeber, worin über Hn. *Acerbi* Beschwerde geführt wird. Dieser hatte sich in seiner Reise nach Lapland, wohin jener, als Emigrirter, 1792 gekommen war, über ihn lustig gemacht, verschiedene Inschriften, worin er das Andenken seiner Reisen unter den Eingebornen hatte verewigen wollen, fehlerhaft abgeschrieben, die verbessert, und auch sonst Blössen gegeben, die gerügt werden, z. B. die schwedischen Geistlichen für eitele, hochmüthige, faule, eigennützige und gierige Menschen gescholten, welche Beschuldigung der Briefsteller für höchst ungegründet erklärt. Auf die Anfrage an den Herausgeber, woher er die Reise nach Lapland einem gewissen *Saint Mauris* beylege? antwortet dieser, dass er die Notiz aus dem *Journal de Physique*, redigirt vom Hn. *de Lamethrie*, genommen habe. 2) Nachricht von den Karten des Königreichs Schweden, die in Schweden herausgekommen sind.

Wir fahren jetzt fort mit den Anzeigen der grössern Auszüge im *dritten* Bande. 4) Ueber die Bevölkerung Schwedens; ohne das schwedische Finnland, welches damals von den Russen schon erobert, obgleich noch nicht abgetreten war, in einer runden Summe 2,350,000 Menschen. Finnland hatte im J. 1808 eine Volksmenge von 837,152. In dem Verzeichniss der Städte, geordnet nach den Provinzen des Reichs, stehet bey jeder Stadt neben der Volkszahl das gewisse oder wahrscheinliche Jahr ihrer Erbauung. Sollten wirklich so viele Städte vor 1200 erbaut seyn, als angegeben wird, z. B. Södertelge, Nyköping, Skeninge? 5) Recension des geographischen Werkes von dem Schotten *Pinkerton*, nach der 2ten

2ten Auflage. Es hat in England und Frankreich vielen Beyfall erhalten, der vielen Mängel ungeachtet, die in der aus einem englischen Journal übersetzten Recension nachgewiesen werden. Die Uebersetzung hat ein Deutscher gefertigt und in den Noten die Vorzüge der deutschen Geographieen sowohl in Ansehung des Materials als der Methode bemerklich gemacht.

In dem zu diesem Hefte gehörigen Bulletin werden die neuesten Werke über Ostindien angezeigt, unter denen folgendes in Deutschland gar nicht, oder sehr wenig bekannt ist, und wegen seiner Klarheit und Methode gerühmt wird. *Manuel du Commerce des Indes Orientales et de la Chine*, par *M. P. Blancard*, ancien Navigateur, Membre de la Societé d'Agriculture, Arts et Commerce de Marseille. Un Vol. 4. Merkwürdig ist es, dass der Marseiller Negotiant der Meinung ist, der Handel nach diesem Welttheile über Suez und Bassora würde nie so vortheilhaft seyn, als um Afrika. Er ist auch ein Feind des Compagnie-Handels.

(Die Fortsetzung folgt nächstens.)

PREDIGERWISSENSCHAFTEN.

SULZBACH, b. Seidel: *Gedanken, Wünsche und Vorschläge über die öffentliche Gottesverehrung und die dahin einschlagenden Gegenstände*, von einem *Greise*. Aus dem Lateinischen einer Synodal-Abhandlung übersetzt. 1813. 158 S. gr. 8. (8 gr.)

Auf die Synode, für welche der Vf. diese Abhandlung zunächst bestimmte, mag alles wohl berechnet gewesen seyn; aber für das Publicum musste sie etwas anders geschrieben werden; die vielen Digressionen ermüden den Leser; auch lenkt der Vf. selbst einige Male mit den Worten ein: „ich habe zu weit ausgeschweift;" inzwischen ist, was er sagt, im Allgemeinen ganz vernünftig, und Rec. unterschreibt sehr Vieles davon. Soll der öffentliche Cultus, über dessen Verfall in der protest. Kirche häufig geklagt wird, neu belebt werden: so muss derselbe den ganzen Menschen ergreifen, feyerlich und herzerhebend seyn, einen edlern Sinn in den daran Theil Nehmenden anfachen, die Ahndung einer höhern Bestimmung in ihnen bis zum deutlichen Bewusstseyn steigern, und den Glauben an eine bessere Zukunft, als diess flüchtige und von kleinen und grossen Tyrannen dem Menschen noch so häufig verkümmerte und verbitterte Erdenleben ist, durch alle Theile desselben in ihrem Gemüthe verstärken. Dass die jetzige Einrichtung des Cultus an vielen Orten diesem Zwecke zu wenig entspricht, ist leider nur zu wahr und muss Gott geklagt seyn, da von denjenigen, die diessfalls etwas bessern könnten, so gut wie nichts gethan, ja oft nicht einmal das Gefühl wargenommen wird, dass es anders seyn sollte und besser werden könnte, indem man alles nach einem alten Herkommen seinen schläfrigen, mechanischen Gang fortgehen lässt. In allem dahin Einschlagenden hat der Vf. vollkommen Recht; nur im Einzelnen kann Rec. dem Vf. nicht beystimmen. Davon z. B., dass der Prediger bald im Chorrocke, bald im Chorhemde erscheint, die Musik bald mit Posaunen, bald mit Clarinetten geschieht, bald eine, bald alle Glocken, bald langsam, bald geschwinder während des Gebetes geläutet werden, bald Lichter auf dem Altare brennen, bald ein Rauch gemacht wird, verspricht sich Rec. nicht viel; noch weniger ist er mit dem Vf. in Ansehung desjenigen einverstanden, was er in Absicht auf die Art, die Reinigungseide in den Kirchen durch den Religionslehrer abnehmen zu lassen, vorschlägt; aber die Consistorien sollten denjenigen Predigern, welche den Cultus zweckmässig verbessern und beleben könnten, mehr freye Hand lassen, und wenn dann im Einzelnen gemachte Versuche gute Wirkung thäten, und diese gute Wirkung sich durch die Zeit bewährte: so könnte dem als gut Erprobten durch allgemeine Verfügungen eine grössere Ausdehnung gegeben werden. Wenn doch die Kirchenräthe diejenigen, die das πνευμα und die σοφιαν haben, nur machen liessen: so könnte Vieles ohne eigentliche Vorschrift geschehen; den Ungeschickten, den Vorlauten, den Unbesonnenen könnten sie darum doch, wie man sich auszudrücken pflegt, auf die Finger klopfen, und ihnen ihr die Confession compromittirendes, oder das Volk empörendes, oder den Zweck verfehlendes, mithin unberufenes Reformiren in Gnaden oder Ungnaden untersagen; nur müssten sie den Mann von Geist, der in seiner einzelnen Gemeinde den Cultus, dem Geiste des Christenthums gemäss, zu beleben wüsste, und dessen Reformen die öffentliche Meinung für sich hätten, bey seinem Thun schützen, statt zu schicaniren, ihn aufmuntern, statt niederzuschlagen und zu ermüden. Durch einzelne Männer von Geist könnte hier das Meiste gethan werden; die Consistorien griffen nur ein, wenn irgendwo zu weit gegangen würde; sie liessen aber die Männer von Geist und Weisheit gewähren, und wenn es dann, so wie diese es machten, den Leuten wohl gefiele, und es auch gut, löblich und wohllautend wäre, so bekräftigten sie die Sache mit ihrer Unterschrift und ihrem Siegel.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1814.

GESCHICHTE.

Wernigerode, auf Kosten d. Vfs., gedr. b. Struck (in Comm. b. Ernst zu Quedlinburg): *Beyträge zur Geschichte deutscher Gebiete und ihrer Beherrscher*, herausgegeben vom Archivar *Delius* zu Wernigerode, Correspondenten der Königlichen Gesellsch. der Wissenschaften zu Göttingen. *Erster* Band. Bruchstücke aus der *Geschichte des Amtes Elbingerode während des Besitzes der Grafen zu Stolberg.* — *Erstes* Heft. Die allgemeinen Verhältnisse und die Urkunden enthaltend. 1813. XX S. *Erste* Abth. 242 S. *Zweyte* Abth. Urkunden u. s. w. 234 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Eine aus bisher unbekannten Quellen geschöpfte und mit echtem kritischen Forschergeiste bearbeitete Geschichte eines zwar kleinen, kaum zwey Qu. Meilen großen Gebietes, das aber dem Historiker von Wichtigkeit ist, weil es ihm zum Beweise dient, daß oft die Besitzungen des minder mächtigen Reichsstandes in unserm Vaterlande von dem mächtigern Nachbar in Anspruch genommen und in engere Grenzen gedrängt sind. Der gründliche *Treuer* Geschl. Histor. d. Hn. *v. Münchhausen* (S. 151.) sagt: *Es gefiel dem Herzog Christian Ludwig zu Zelle aus vielen Ursachen, das Amt Elbingerode,* (womit vorher die Grafen von Stolberg vom Hause Braunschweig belehnt waren) *einzuziehen und selbst verwalten zu lassen. Spittler* Gesch. des Fürstenth. Hannover hielt es nicht der Mühe werth, dieses Einziehens insbesondere zu erwähnen, obgleich andere Acquisitionen angeführt werden. Das vorliegende Buch kann als ein Commentar über *Treuer* angesehen werden, in welchem der Gang aller Ereignisse entwickelt wird, die zur Braunschweigischen Besitznahme des Amtes geführt haben. Obgleich der Vf. nur Bruchstücke aus der Geschichte des Amtes während des Besitzes der Grafen zu Stolberg vom 15ten bis zur Mitte des 17ten Jahrhunderts zu geben verspricht, so geht er doch in die Zeiten vor dem Stolbergschen Besitz zurück. Das Stift Gandersheim, das im 11ten Jahrh. das Bodfeld und die Gegend um Elbingerode erwarb, belehnte damit im 12ten die Grafen zu Hohnstein. Wie viel von diesem Bezirke und wie früh die Grafen von Blankenburg-Reinstein inne gehabt haben, ist zweifelhaft. Diese verkauften ihr Recht daran an die Grafen zu Wernigerode, von welchen seit 1343 mehrere Güter zu Lehen gingen, die vorher von Reinstein abhingen. Im J. 1422 wurde Herzog Erich von Braunschweig zu Grubenhagen mit Elbingerode von Gandersheim beliehen, und jener übergab 1427 den Grafen Botho zu Stolberg Schloss und Flecken als rechtes Mannlehn mit Rath der ehrbaren Mannschaft. Von der Zeit an ist das unmittelbare Gandersheimsche Lehn ein Braunschweigisches Afterlehn geworden. Botho der Glückselige hat in seiner 26jährigen Regierung († 1538) die verpfändeten und verkauften Güter wieder an sich gebracht. Seine Nachkommen theilten sich in die Rhein- und Harzlinie. Diese, welche am Harze sesshaft blieb, und alle von Botho besessene Herrschaften, auch Elbingerode erhielt, erlosch 1631. Die Geldverlegenheiten, worin die Grafen von dieser Linie durch die Zeitumstände und schlechte Wirthschaft geriethen, nöthigten sie, Elbingerode mehrmalen zu verpfänden. Am listigsten verfuhr hiebey Statz von Münchhausen, der aus einem Pfandinhaber sich zu einem besitzenden Vasallen zu erheben wußte und im J. 1600 mit Elbingerode afterbelehnt wurde. Die Afterbelehnung wurde von dem Herzog Heinrich Julius zu Braunschweig, der Aebtissin von Gandersheim, und selbst von dem Reichsoberhaupt bestätiget. Die Rheinlinie, welche sowohl als die Harzlinie von Wolfgang, Herzog zu Braunschweig, 1590 mit Elbingerode belehnt war, erhob gegen die Veräußerung dieses Theils des Stolbergschen Stammgutes eine Klage bey dem Reichskammergericht. Graf Christoph von dieser Linie, nach dem Aussterben der Harzlinie, verweigerte auch den Söhnen Münchhausens die Belehnung. Statz's männliche Stammlinie ist 1674 ausgegangen, und die mitbelehnten Vettern überließen ihre vermeintlichen Rechte dem Herzog Christian Ludewig, der aus Elbingerode ein Kammergut des Fürstenthums Grubenhagen machte. Ueber das Vermögen des von Münchhausen entstand ein furchtbarer Concurs. Einer der vornehmsten Gläubiger war sein Schwiegersohn Asseburg, der, als der Graf Wolf Georg, der letzte von der Harzlinie, mit der Beschlagnehmung der Einkünfte zögerte, sich an den Herzog Christian zu Zelle wandte. Dieser, auf Fürbitte des Herzogs Friedrich Ulrich zu Braunschweig, legte auf alle Elbingeröder Einkünfte für Asseburg Beschlag, und handelte als höherer Richter, bey welchem die Klagen der Gläubiger mit Vorbeygehung der Grafen angebracht werden konnten. Im J. 1619 wurde ein Sequester in das Amt gesetzt, der Schwiegersohn Asseburg und der Brudersohn Philipp Adolf von Münchhausen, und nachher letzterer allein, zu Pächtern oder Verwaltern des Amts ernannt, und den einzelnen Gläubigern besondere Einwilligungen und Versicherungen auf einzelne Stücke im Amte eingegeben. Gegen die Eingriffe des Herzogs wollte die Rhein-

Rheinlinie beym Kammergericht klagen. Allein der letzte Graf der Harzlinie, welcher keine Erben hatte, war nicht hiezu zu bewegen. Jene Linie wandte sich indess an die kaiserliche Commission, welche Münchhausen gegen das Verfahren seiner Gläubiger erhielt, mit dem Gesuch, nichts zum Nachtheil des Hauses Stolberg zu verabschieden, vielmehr den Schuldner und die Gläubiger zur Herausgabe anzuhalten. Es hatte ohnehin mit dem Aussterben der Harzlinie Münchhausens Lehn- und Pfandbesitz ein Ende, so wie die Ansprüche der Gläubiger und des Herzogs Einmischung damit auch aufhören mussten. Die Grafen sind aber nicht so glücklich gewesen, wieder zum Besitz zu gelangen. Schon seit 1596 ist ihnen unter mancherley Vorwand die Belehnung verweigert. Um desto eher einen Heimfall zu bewirken, wurde das Haus Schwarzburg nicht mehr zur Mitbelehnschaft gelassen, und die Belehnung der Grafen zu Stolberg wurde mehrmalen verschoben, um diese an die Ausschliessung der Mitberechtigten zu gewöhnen. Der Herzog Heinrich Julius zu Wolfenbüttel weigerte sich 1597, die Grafen von Schwarzburg in die Mitbelehnschaft aufzunehmen, obgleich sie seit den ältesten Zeiten mitbeliehen waren, und also ein dingliches Recht hatten. Auch nachher konnten keine Bitten die Gesammtbelehnung bewirken. Die Herzoge von der Zellesichen Linie, wenn sie sich auch zur Belehnung der Rheinlinie geneigt erklärten, behielten sich gewisse Rechte vor, die von Stolbergischer Seite nicht zugestanden werden konnten und die Annahme der Belehnung unmöglich machten. Dem Beyspiele des Herzogs Christian folgten darin seine Brüder August und Friedrich. Der Nachfolger des letztern, Christian Ludwig, erklärte auf das Gesuch um die Belehnung 1662 gegen die Geschichte und den Inhalt der Acten geradezu, dass er sich, da dem Hause Stolberg von der Wolfenbüttelschen und Zelleschen Linie nie ein Lehnrecht zugestanden worden, auf das Gesuch nicht einlassen könnte. Er hatte durch einen Vertrag, den er mit den Inhabern und Gläubigern, denen von Münchhausen und Asseburg, ohne Zustimmung der Eigenthümer 1653 geschlossen, sich das Amt zugeeignet, und auf diesen Vertrag gründet sich die Braunschweigische Benutzung, die von der Zeit an Statt gefunden. Der Herzog konnte nur das Recht der Gläubiger, denen das Amt verpfändet war, erwerben, und war nicht befugt, den Pfandbesitz in ein Eigenthumsrecht zu verwandeln. Die Gründe der Vorenthaltung des Amtes werden noch besonders beleuchtet und aus der Geschichte entkräftet. Das Haus Stolberg musste in dem Streite mit dem mächtigern Reichsstande sich nachher auf die Lehnsfuchungen beschränken, welche, so oft sie erforderlich waren, nicht unterblieben sind. Sie wurden auch von dem Lehnhofe ohne Widerspruch angenommen und ruhig zu den Acten gelegt. Die letzte Muthung ward 1780 eingereicht, und das darüber in dem Geheimen Rath zu Hannover aufgenommene Protocoll ist in den Beylagen Nr. 95. abgedruckt. Es heisst darin, dass das von den Bevollmächtigten des Senioris des Hauses Stolberg übergebene, an den König gerichtete, verschlossene Memorial um die Wiederbelehnung mit dem Amte Elbingerode von den gegenwärtigen Excellenzen mit dem Erwiedern angenommen sey, dass man vor der Hand nichts deshalb resolviren könne, sondern sich davon weiter informiren werde. Ausser den 95 mit diplomatischer Genauigkeit, d. i. mit Beybehaltung der eigenen, zum Theil sehr fehlerhaften Sprache und Rechtschreibung, abgedruckten Urkunden finden sich noch in der *zweyten* Abtheilung Nr. 97—99. andere auf Elbingerode Bezug habende Beylagen und eine Geschlechtstafel der Grafen zu Stolberg, Besitzer von Elbingerode, welche zum Verständniss der Geschichte nothwendig ist. Anderer wichtigen Urkunden zu geschweigen, ist Nr. 93. der Vertrag zwischen Herzog Christian Ludwig und den Münchhausenschen Gläubigern wegen Ueberlassung des Amtes Elbingerode für 25,000 Thaler 1653 zum ersten Mal ganz abgedruckt. Ausser diesen Urkunden werden in den Noten oft Excerpte aus andern Documenten, die in dem der Aufsicht des gelehrten Vfs. anvertrauten Archive aufbewahrt werden, mitgetheilt. Wenige Geschichts-Erzählungen sind so sehr aus unmittelbaren Quellen geschöpft, als die gegenwärtige. Um desto mehr ist zu wünschen, dass der Vf. ermuntert werde, nicht allein das *zweyte* Heft über die inneren besonderen Verhältnisse des Amtes Elbingerode, von dessen Inhalt er eine Uebersicht gegeben hat, und worin die schon in dem *ersten* Heft berührten Streitigkeiten über die Landeshoheit noch weiter ausgeführt werden sollen, bald, sondern noch viele andere ähnliche Monographieen, womit dem Historiker mehr gedient ist, als mit Compendien und Systemen, herauszugeben.

ORIENTALISCHE SPRACHKUNDE.

HALLE, in d. Renger. Buchh.: *Hebräische Grammatik* von *Wilhelm Gesenius*. 1813. XII u. 202 S. 8. (18 gr.)

Auch unter dem Titel:

Hebräisches Elementarbuch von *Wilhelm Gesenius*. — *Erster* Theil. *Hebräische Grammatik.*

Mehr als irgend eine der vielen vorhandenen hebräischen Sprachlehren vereinigt die gegenwärtige die Erfordernisse eines Handbuchs in sich, welches dem Lehrling eine klare Einsicht in den Bau der zu erlernenden Sprache und einen leicht fasslichen Ueberblick der hauptsächlichsten Eigenthümlichkeiten derselben gewähren soll. Mit der bündigsten Kürze hat der Vf. Deutlichkeit, Bestimmtheit und Vollständigkeit auf eine Art zu verbinden gewusst, wie es nur von dem geschehen kann, der seines Gegenstandes vollkommen mächtig ist, und denselben in seinem ganzen Umfang richtig zu durchschauen vermag. Sehr glücklich hat der Vf. den Mittelweg zwischen der Ausführlichkeit eines *Thesaurus grammaticus*, und zwischen der Dürftigkeit eines blossen Grundrisses gehalten, damit bey dem Besitz dieser Grammatik der

der Lehrling nicht genöthigt würde, sich daneben eine minder dürftige anzuschaffen. Als *Einleitung* sind in zwey Paragraphen, von welchen jeder wieder in mehrere Sätze zerfällt, Bemerkungen vorausgeschickt über die Semitischen Sprachen überhaupt, und über die hebräische Sprache insbesondere, nebst einer kurzen Geschichte derselben. Die acht folgenden Paragraphen enthalten das Nöthige von den Buchstaben, Lese- und Tonzeichen. Vollkommen mit dem Vf. einverstanden ist Rec. in dem Urtheil über das in den Schriften des A. T. herrschende System der Vocalsetzung, welches von solchen, die keine hinlängliche Kenntniss desselben hatten, in neueren Zeiten so oft als eine willkürliche Einrichtung der Masorethen, die nicht sonderlich zu beachten sey, vorgestellt wurde, wodurch dem gründlichen Studium der alten hebräischen Schriften gewiss nicht wenig geschadet worden ist. „Es liegt," sagt der Vf. (S. 10.), „bey diesem Vocalsystem wahrscheinlich die Aussprache der palästinensischen Juden zum Grunde, und seine Consequenz, so wie die Analogie der verwandten Dialecte sind nicht unbedeutende Gewähren für die Richtigkeit desselben, wenigstens im Ganzen und Grossen." Von den *Accenten* sind bloss die am häufigsten vorkommenden trennenden und verbindenden angeführt. Die Veränderungen der Consonanten und Vocale sind §. 11 u. fgg. auf einfache aus der Natur und allgemeinen Analogie der Aussprache abgeleitete Grundsätze zurückgeführt. Die Abhandlung der Redetheile beginnt der Vf. mit Recht mit dem Pronomen, als dem einfachsten, welcher bey der Bildung des Zeitworts zum Grunde liegt. Die Lehre vom Verbum ist nach dem Vorgange der jüdischen Grammatiker, welchen *Schröder* und *Hezel* gefolgt sind, der Lehre vom Nomen, wie billig, vorausgeschickt, da bey weitem die meisten Nomina vom Zeitworte abgeleitet sind, und eine Menge von Erscheinungen in Rücksicht auf Bedeutung und Flexion des Nomen weder vorgetragen, noch begriffen werden können, wenn nicht die Lehre von dem Verbum vorausgegangen ist. Deutlicher und bestimmter als in den bisherigen hebräischen Sprachlehren findet man in der gegenwärtigen die Bedeutungen und den Gebrauch des *Futuri paragogici* und *apocopati* auseinander gesetzt. Sehr richtig werden diese Formen mit den ähnlichen arabischen verglichen, nur dass diese, wie auch der Vf. bemerkt, schon mehr ausgebildet sind. Die Anomalien der Vocalsetzung in den Zeitwörtern, mit Gutturalen, je nachdem der erste, zweyte oder dritte Stammbuchstabe ein solcher ist, sind §. 48. 49. 50., zur grossen Erleichterung für den Anfänger, in dieser Grammatik zuerst besonders zusammengestellt. Wichtig für die Grammatik und für die Erklärung der alten hebräischen Schriften sind die Bemerkungen über die *Verwandtschaft der irregulären Verba* unter einander (§. 67 u. 68.), z. B. בוש und יָבֵשׁ, יָצַב und נָצַב, נָפַץ, פוץ und פָּצַץ. Die Sache selbst ist zwar bekannt genug; aber der Vf. hat das Verdienst, sie zuerst in das grammatische System aufgenommen, und eben so klar als richtig auseinander gesetzt zu haben. „Fast alle verschiedenen Classen des irregulären Verbi, bemerkt er, stehen in einer mehr oder weniger engen Verwandtschaft, insofern ihnen allen eigentlich nur *zwey wesentliche* und bleibende Stammbuchstaben zum Grunde liegen, der dritte aber theils durch Verdoppelung des zweyten (in den Verbis ע״ע) gewonnen wird, theils indem vorn, hinten oder in der Mitte einer der beweglichen Vocalbuchstaben (א, ו, י), vorn auch der Halbvocal *Nun* hinzugesetzt worden ist. So liegt den Verbis דָּכַךְ, דּוּךְ, דָּכָא, דָּכָה der gemeinschaftliche Stamm דך, den Verbis נור, נדר, כרה der Stamm נר zum Grunde, und man hat hier nicht mit Unrecht von einsylbigen Stämmen oder *radicibus bilitteris* gesprochen. Verba, die auf diese Weise einen gemeinschaftlichen einsylbigen Stamm haben, kommen nun auch häufig in der *Bedeutung* mit einander überein, welche an jenen zwey wesentlichen Stammbuchstaben haftet, und durch den dritten zufälligern nicht verändert wird", u. s. w. Die sogenannten *formae mixtae*, welche die Charaktere zweyer *Tempora*, zweyer Conjugationen, oder gar zweyer verschiedenen Verba in sich vereinigen, werden von dem Vf., in Rücksicht ihres Ursprungs, auf *zwey* Classen zurückgeführt; solche, die aus Verbindung zweyer Lesearten entstanden sind, wie הֶאֱזְנִיחוּ Jes. 19, 6. aus der gewöhnlichen Leseart הִזְנִיחוּ *sie sinken*, und der chaldaisirenden אַזְנִיחוּ entstanden ist; und solche, die Producte der gewöhnlichen Umgangssprache seyn mögen, wie sie in allen Sprachen vorkommen, wo Eine Form gewisse Eigenthümlichkeiten einer andern verwandten entlehnt hat, ohne zugleich ihre Bedeutung anzunehmen, wie הוֹבִישׁ, *Hiphil* von בוש *beschämt seyn*, dessen ו von einem Verbo ע״ו oder ע״י entlehnt ist. In der Abhandlung des *Nomen* hat der Vf. mit Recht die Ansicht der älteren hebräischen Grammatiker verlassen, nach welcher *alle* Nomina von Verbis abgeleitet sind, und in *formas nudas* und *auctas* eingetheilt werden. Fruchtbarer für die Einsicht in die Wortbildung ist ohne Zweifel die von dem Vf. §. 71. gewählte Eintheilung der *Nomina* nach ihrer *Abstammung* in *primitiva* und *derivata*, von welchen die letzteren wieder in solche, die vom *Verbo*, und in solche, die vom *Nomen* abgeleitet sind, eingetheilt werden. In der That ist es wider alle gesunde Begriffe von Wortbildung, Namen, welche Zahlen, Glieder des menschlichen Körpers, Vater, Mutter u. dgl. bezeichnen, auf Verba, von welchen sie abgeleitet seyn sollen, zurück zu führen. Mit vieler Klarheit sind §. 80 fgg. die Flexionen der Nomina in Paradigmen dargestellt, denen erläuternde Bemerkungen beygefügt sind. Die angehängte *Syntax* giebt bey aller, dem Zweck und der Bestimmung dieses Lehrbuchs angemessenen Kürze dennoch eine fassliche und für den Anfang hinreichende Uebersicht der Eigenthümlichkeiten der hebräischen Wortfügung und Construction. Die genauere Entwickelung mehrerer ihm eignen Ansichten und grammatischen Beobachtungen verspricht der Vf. in einer grösseren, möglichst vollständigen und kritischen Grammatik der hebräischen Sprache zu geben. Gewiss

lässt

läfst fich von diefer für alttestamentliche Kritik und Auslegung, wie für das Sprachftudium überhaupt, bedeutender Gewinn hoffen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Zürich, b. Orell, Füfsli u. Comp.: *Ein Blick auf einige Hauptverderbniffe unfers Zeitalters, vornehmlich in Bezug auf das Studiren und Studirende; in einer* (Rectorats-) *Rede*, bey Gelegenheit der öffentlichen Bücheraustheilung in Zürich gehalten von *Heinrich Hirzel*, (Capitular des carolinifchen Stifts und Prof. der Philofophie am Gymnafium zu Zürich.) 1814. 36 S. med. 8.

Der Vf. bittet die Lefer, nicht unbemerkt zu laffen, dafs diefe Rede am 13. October 1813. (d. i. vor jenen wichtigen Ereigniffen in Deutfchland, welche den öffentlichen Angelegenheiten eine andere Wendung gaben) gehalten worden fey. Ihren Inhalt deuten folgende Hauptgedanken an: Der Kriegsgott verbreitet nicht blofs unter denjenigen, deren nächfte Beftimmung es ift, ihr Schwert mit dem Blute ihrer Brüder zu röthen, einen gegen den Dienft der Mufen feindfeligen Geift; er nimmt zwar diejenigen Gattungen von Kenntniffen in feinen Schutz, wodurch fein Gefchäft vervollkommnet wird; allein übrigens können doch die Wiffenfchaften unter feiner Herrfchaft nicht gedeihen; er führt die Menfchheit *per afpera* nur *ad afperiora*. Diefs fieht man aus feinem *Vandalismus* gegen wiffenfchaftliche Anftalten, aus feinem Ein- und Zufammenziehen wiffenfchaftlicher Inftitute, und aus feinen übeln Behandlungen verdienftvoller Gelehrten, die fich oft noch am Abend ihres Lebens dem Schoofse der Mufen durch furchtbare Arme entriffen fehen. Gleichwohl giebt es Söldlinge felbft aus dem Gelehrtenftande, welche der Menfchheit öffentlich Hohn fprechen, ihr Talent für Verwirrung der Lebensanfichten mifsbrauchen, und, was ihnen felbft Lüge feyn mufs, Andern als Wahrheit aufdringen — was fie felbft für verwerflich halten müffen, als Recht geltend machen wollen. Die Heerzüge des Kriegsgottes ftören ferner den ruhigen und gleichmäfsigen Studiengang des Jünglings. Freylich kann niemand, dem noch ein menfchliches Herz im Bufen fchlägt, dem Ausgange des Riefenkampfes, der nicht blofs über Länderbefitz, fondern auch über *Grundfätze*, über das, was forthin für *Recht* oder *Unrecht* gelten foll, entfcheiden wird, gleichgültig entgegenfehen; wenn aber jedes Gerücht aus der Ferne den ftudirenden Jüngling aus Griechenlands und Latiums Gefilden verfchlägt, fo wird er wenig Fortfchritte auf einer Laufbahn machen, auf welcher nur Beharrlichkeit zum Ziele führt. Die gräuelhaften Grofsthaten des Kriegsgottes machen zugleich manchen, der fich den Studien geweiht hat, an dem, was unter Menfchen von feften Grundfätzen *allein* für grofs und ehrwürdig gilt, irre, weil, unter feinen Fahnen, bis dahin unerhörte Principien des Rechts und der Sittlichkeit und Theorieen von Menfchenglück aufgeftellt werden, wonach oft ein feiger oder feiler Kunftrichter felbft literarifche Producte beurtheilt, und weil das Publicum fich nach und nach immer mehr an die allem Bisherigen entgegengefetzte Terminologie, an den verkehrten Sprachgebrauch gewöhnt. Ein verderbliches Beyfpiel für den ftudirenden Jüngling ift endlich die weit und breit graffirende *Vielwifferey* und *Vielthuerey*, welche flüchtigen Trittes beynahe alle Fächer des Wiffens durchwandert, und wobey man in Allem etwas, im Ganzen nichts von Kenntniffen fich zu eigen macht. Eine Nebenbefchäftigung gewährt zwar dem Geifte des Gelehrten Erholung, und erhöht die Kraft zum Fortarbeiten in dem Hauptberufe; allein das unaufhörliche zwecklofe Vertheilen feiner Kräfte auf mehrere Gegenftände, wovon man doch keinen gründlich kennen lernt, ift von Grund aus verderblich, und die der Wiffenfchaft fich widmende Jugend kann fich nicht zu ernftlich gegen diefen „Erbfluch der deutfchen Nation und ihres weichmäuligen Charakters" verwahren. — Die Rede ift dem Hrn. Antiftes *Hefs* zugeeignet, „deffen *ruhiges Verbleiben* bey einmal hinlänglich geprüften Anfichten von Welt und Leben, Religion und Politik, deffen Befonnenheit im verwirrten Gedränge der Zeitumftände, und deffen frommen Gleichmuth unter dem Wanken der Weltangeln" der Vf. mit einer grofsen Anzahl vaterländifcher Zeitgenoffen hochfchätzt. — Ohne Zweifel wird der Vf., der fich in diefer Rede als Gelehrter in fo ftarken Ausdrücken gegen die eine Verwilderung des Zeitalters und allmählig die alte verhafste Nacht der Barbarey herbeyführende Herrfchaft des Kriegsgottes erklärt, mit Wohlgefallen das Bündnifs der andern Götter des Olymps gegen den Einen, der alle unterdrücken will, bemerken, und es gern anerkennen, dafs gegen den, „der feine Blutfahne über das jetzt lebende und zukünftige Gefchlecht unabläffig wehen zu laffen fich vorgenommen hat, eigentlich keine Neutralität Statt finden darf, und dafs es nicht erlaubt feyn kann, unthätig blofs zuzufehen, wenn es darauf ankommt, der von dem Kriegsgotte gepeinigten und zur Verzweiflung gebrachten Welt endlich einmal Ruhe zu verfchaffen, und mit Aufbietung aller Kräfte einen Frieden zu erkämpfen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1814.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Berlin, b. Nauck: *Aristophanes Wolken. Eine Komödie.* Griechisch u. deutsch. 1811. 241 S. 4. (1 Rthlr. 16 gr.)

Ebendas.: *Aus Aristophanes Acharnern.* Griechisch und deutsch mit einigen Scholien. 1812. 69 S. 4. (22 gr.)

Nachdem schon vor mehr als zwanzig Jahren Hr. Hofrath *Schütz* in einer geistvollen prosaischen Verdeutschung der *Wolken* einen glücklichen Versuch gemacht hatte, wie der ernstvolle Scherz des ungezogenen Lieblings der Grazien auch deutschen Lesern und gebildeten Dilettanten könnte mehr zugänglich und geniessbar gemacht werden, überraschte uns nicht sehr lange hernach der den Musen und Grazien jedes Himmelsstrichs so enge Vertraute und von ihnen selbst mit so reichen eigenthümlichen Gaben begünstigte *Wieland* in seinem attischen Museum mit einer metrischen Verdeutschung dieses in manchen Beziehungen so interessanten, so viel besprochenen, indess, wie man auch über die nähere Tendenz desselben gesinnt seyn mag, als Kunstwerk immer vortrefflichen, und vom Dichter selbst für seine beste Hervorbringung erklärten Lustspiels. Da bey den griechischen Dramen ein grosser Theil ihrer Schönheit mit in der vollendeten äussern Form und in der Pracht ihrer bis auf die kleinsten Theile hinaus zur höchsten Kunstvollendung bearbeiteten Metrik besteht, da Aristophanes hierin den Tragikern so wenig nachgiebt, dass er für seine besondern Zwecke und nach den Erfordernissen der Gattung, worin er dichtete, den Rhythmus handhabend, nur mit desto grösserer Mannichfaltigkeit und mehr heiterem fröhlichen Reichthum ihn vor uns auftreten und wechseln lässt, wie der Jambe selbst bey *A. W. Schlegel* schön singt:

„Fröhlicheren Festtanz lehrte mich Aristophanes,
Labyrinthischeren, die verlarvte Schaar anführend ihm,
Hin gaukelt' ich zierlich in der beflügelten Füsschen Eil."

Da das so gewonnene Ohr leichter und gefälliger das Geistige des Scherzes und Witzes dem Geschmacke übergiebt, und diesen vielleicht auch für Manches nach unsern Begriffen zu Derbe und Platte, was sich die alte Komödie erlauben durfte, besticht, so war *Wieland's* erster Versuch, uns einen metrischen Aristophanes zu geben, wenn er auch noch so frey und willkürlich ausfallen mochte, doch von dieser Seite her gewiss schon lobenswerth. In den Maximen der Uebertragung selbst entfernte sich *W.* von seinem trefflichen Vorgänger dadurch, dass, wo jener, mit dem Geiste seines Urbildes vollkommen vertraut, doch grösserer Laxität huldigte, und jetzt Vieles auf unsre Sitten herüberspielte, jetzt mit eignem Witz den Witz des Griechen versetzte, *Wieland* wenigstens, wo er auch selbst Gebrauch von dieser Freyheit machte, dieser meist engere Grenzen setzte, und seinem Originale sich mehr anschmiegte. Nun, da seit dieser Zeit über die Art und Weise, wie Dichter des Alterthums sollen übersetzt werden, Vieles noch öffentlich zur Sprache gekommen, und in Lehre und That unter den Einflüssen eines eifrigern und genauern Studiums der alten Metrik selbst, wenigstens die Grundlage zu einer Theorie der Uebersetzungskunst gelegt scheint, erscheint ein Mann, der bisher zwar hauptsächlich in den ernsteren Feldern classischer Literatur als trefflicher Kritiker und Gelehrter hochverdient, aber nichts desto weniger durch seinen, jedem Schönen der Alten befreundeten, heitern, freysinnigen, unbeengten Geist die Liebe aller Freunde hellenischer Lebensweisheit und Kunst erwecken musste, erscheint *Wolf*, (wenn er sich auch hier nicht genannt hat, ist er doch öffentlich genug als Vf. dieser Uebersetzungen genannt worden, und hat sich selbst auch dazu bekannt), und beschenkt uns mit einer neuen Uebersetzung der *Wolken*, die er ganz giebt, und mit einem Bruchstücke der ebenfalls auch von *Wieland* im deutschen Merkur verdeutschten Acharner (von V. 1—324.) Beide schliessen sich so genau als möglich an das Metrum des Originals an, und wetteifern mit demselben in allen den verschiedenen Versarten, sowohl im Dialog als in den Chören, welcher es sich abwechselnd bedient. Schon in dieser Hinsicht, da dem Vf. dieser Theil einer zur Erholung und Kunst eigentlich einzig unternommenen Arbeit so vorzüglich gelungen, verdiente sie, wenn sie auch nicht andere grosse Verdienste hätte, unsern unzweydeutigsten Dank. Man mag die Trimeter, oder Tetrameter, und zwar unter diesen wieder die verschiedenen Arten, die anapästischen, trochäischen, choriambischen u. s. w.; man mag die melischen Strophen in den Chören vergleichen, und man wird bey dem, was geleistet worden ist, nur wenig zu wünschen übrig finden. Mit solcher Macht der Gewandtheit wusste der Uebersetzer die von dem verschiedenen Sylbenbau und Sylbenwerth unsrer Sprache aus hier sich ergebenden nicht geringen Schwierigkeiten zu überwinden, oder auch zu umgehen, ohne dass man leicht über Härte, Zwang und Steifheit wird kla-

klagen dürfen. Man halte z. B. nur die Verfuche von *Welker* dagegen, der beynahe zu gleicher Zeit in einer fonst von andrer Seite her nicht verdienftlofen Ueberfetzung nach dem Metrum der Urfchrift uns die *Wolken* mittheilte; eine Arbeit, deren Würdigung Rec. fich noch auf eine andere Zeit vorbehält. Wie ohrenzwängend find dort nicht die meiften, vorzüglich anapäftifchen und choriambifchen Tetrameter! Man höre einmal *Wolf* V. 264 fgg.:

Sokrates, mit höchfter Feyerlichkeit betend.

Schweig andachtsvoll! Diefs ziemet dem Greis, und die Anrufsworte zu hören.
Allwaltender Herr, unermefslicher Dunft, der den Erdball fchwebend emporhält,
Und o Aether, von Lichtglanz ftrahlend, und ihr würdige blitzdonnernde Wolken,
O erhebet euch jetzt, Herrinnen, erfcheint in den Lüften dem neuen Studirer.

Strepfiades.

O noch nicht, ja noch nicht, bis vorher ich das Kleid, um dem Regen zu wehren, gefaltet.
Dafs ich elender Wicht nicht zu Haufe den Hut, der vor Wetter mich fchützte, genommen!

Sokrates.

Nun, o Wolken, fo naht, vielfach mir geehrt, und gewähret auch diefem zum Anfchaun;
Ob ihr etwa fürjetzt auf den heiligen Höh'n des befchneyten Olympos euch fetztet,
Ob in Vater Okeano's Garten ihr auch Reihntänz' aufführet den Nymphen,
Ob vielleicht in des Nils Vorgründen ihr Flut in die goldenen Krügelein fchöpfet,
Ob vielmehr ihr den See der Mäoten bewohnt, oder die Schneeklippe des Mimas,
O empfanget das Opfer, erhöret das Flehn, euch freuend der heutigen Weihe.

Gefang des Khores.

(Die Wolken anfangs in formlofen Maffen, die vor den noch unfichtbaren Göttinnen unter Gefang mit Donner, Blitz und Regen heranziehen.)

Träufelnde Wolken, o hebt,
Erdwärts hebet den Fufs,
Auf den Flügeln des Thau's auffrebend,
Her von der tofenden Flut des Okeanos
Dort auf ragender Berge bewipfelte
Scheitel, von wannen wir
Fernhinvefcheinenden Warten des Feldes den
Blick zukehrend, die Früchtegebärerin
Erd' und der heiligen Ströme Geriefel und
Tiefaufraufchend das wogende Meer fchaun.
Seht, wie in ftralendem Glanze das Auge der Lufthöh
Unfrer Erfcheinungen Feft feyrt!
Auf, wir entfchütteln die regnichte Wolke nun
Unferm unfterblichen Körper, zu fehen mit
Fernfpähendem Auge den Erdkreis.

Wir haben diefe Probe darum mit gewählt, um zugleich Gelegenheit zu haben, einen Beleg mitzutheilen, mit welchem Glück der Vf. auch den Rhythmostanz des Chors (oder Khoros, wie er etwas fonderbar fchreibt,) nachzubilden verfteht. So wie wir den fchweren feyerlichen anapäftifchen Tetrameter gröfstentheils gelungen glauben, eben fo auch die Chorftrophe. Kundige Lefer mit *auriculis*, wie Horaz fagt, *purgatis*, für die eine folche mühfame Arbeit allein auch wohl unternommen werden kann, werden uns ohne Zweifel beypflichten, wenn fie die Stelle mit dem beygedruckten Original, auf das wir blofs verweifen, wollen vergleichen. Dafs im dritten Verfe jenes Gebets, und auch in dem vorletzten, fo weit wir es angeführt, in der erften Stelle der dritten Meffung ftatt des im Griechifchen ftehenden Anapäfts — *νεφελαι βροντη | σικεραυνος* und *σκόπελον νιφοεν | τα μιμαντος* Daktyle und hier noch für den zweyten ein Spondeos fubftituirt worden:

— *würdige blitzdon | nernde Wolken*
— oder die Schneeklip | pe des Mimas

darf nicht irren. Nur zweifeln wir, ob Worte, wie: *vielleicht* und: *vielmehr* als Pyrrhichien können gebraucht werden.

V. 275. Ob vielleicht in des Nils | Vorgründen ihr Flut | in die goldenen Krüg | elein fchöpfet.
(*εἴτ' ἄρα Νείλου | προχόαις ὑδατων | χρυσέαις ἀρύτεσθ' | ε προχοῦσι.*)

mit dem Folgenden:

Ob vielmehr ihr den See | der Mäoten bewohnt | oder die Schneeklip | pe zu des Mimas.
(*ἢ Μαιῶτιν | λίμνην ἔχετ' ἢ | σκόπελον νιφόεν | τα μιμαντος.*)

Der Gebrauch irrt um fo mehr, da man leicht verfucht wird, nach den herkommlichen Längen der Worte anders abzufetzen, dafs fodann der katalektifche Tetrameter ganz zerftört wird, im erften als Achtfüfsler mit hexametrifchem Ausgange, wie noch *Wieland* diefe anapäftifchen Viermeffer betrachtete, und fie daher als Hexameter fchlechtweg umdeutfchte, im andern als ein lahmer Hinkefufs faft mit zerriffenen Gliedern auftritt:

Ob vielmehr ihr den | See der Mäoten be | wohnet, oder die Schnee | klippe des Mimas.

Offenbar wollte der Vf. wie oben gelefen wiffen; auch wird er fich wohl nicht zur Bothifchen Licenz, *oder* (als Pyrrhichius) gebrauchen zu wollen, gerne verftehen. Ganz vortrefflich indeffen finden wir die Strophen des Chors, denen auch die übrigen nicht nachftehen. Was den Geift der Ueberfetzung felbft betrifft, fo hat Hr. *Wolf*, wie man fchon aus den gegebenen Proben fieht, fich an das Original fehr oft genau angefchloffen; allein doch nicht mit derjenigen ängftlichen Treue, die Wort um Wort und Zug um Zug wieder zu geben fich verpflichtet geglaubt hätte. Bey einem Dichter, wie Ariftophanes, wäre diefs offenbar auch die undankbarfte, ja unfeligfte Mühe. Unmöglich können Licenzen, wie die alte griechifche Komödie fich diefelben erlaubt, einem Publicum, wie das unfrige, in ihrer ganzen Nacktheit und Derbheit mitgetheilt werden. Wer z, B. Stellen, wie V. 256 — 258. in den Acharnenfern:

— *ὡς μακάριος,*
ὅστις σ' ὀπύσει κἀκποιήσεται γαλᾶς
σοῦ μηδὲν ἧττον βδεῖν, ἐπειδὰν ὄρθρος ᾖ.

und

und so manche ähnliche auch in den *Wolken* ganz buchstäblich dolmetschen wollte, würde ohne Zweifel damit bey gesitteten Lesern wenig Dank verdienen. In solchen Fällen ist es nicht nur zulässig, sondern es ist nöthig sogar, eine andere Andeutung, zwar auch von gemeinem, aber doch nicht so ganz derbem Schlage unterzuschieben, wie auch *Wolf* in der vorliegenden und andern dergleichen Stellen gethan hat So ist z. B. jener im Uebermuth der Freude der griechischen Mutter herausplatzende Ausruf von *Wolf* so gegeben. S. 39. (*Acharnenser*):

— Selig ist,
Wer einst dich freien und machen wird, dass Morgens früh
Die Augen im Kopf dir heller funkeln, als vorhin. —

Hat doch *Voss*, der doch gewiss der sogenannten laxen Manier der Verdeutschungskunst nicht huldigt, ähnliche Freyheiten sich auch in den Horazischen Sermonen, wo die antike Natürlichkeit nicht so weit getrieben wird, als bey *Aristophanes*, je und je gestattet, von *Wieland* und Andern, die sich selbst nicht als Anhänger der strengen Norm erklären, hier nicht zu reden. Aber wenn auf der einen Seite bey der Verdeutschung solcher Kunstwerke oft etwas verschwiegen, oder gemildert werden muss, so muss auf der andern oft etwas mehr gethan werden, als der Text dem Buchstäblichen nach sagt, wenn echte Treue angestrebt und erreicht werden soll. Um den ganzen Nachdruck und den tiefern Gehalt der Worte und Redensarten mit ihren verschieden abgestuften Nebenbeziehungen darzustellen, muss man oft zu Umschreibungen, oder doch zu Ausdrücken seine Zuflucht nehmen, die dem ersten Anblicke nach dem ungeübten Kenner des Originals Verstärkungen oder Ueberbietungen des Tones in der Urschrift scheinen möchten, aber in der That es nicht sind, sondern nur die Nebenbestimmungen mehr herausheben. So glauben wir, der Vf. hat in den Acharnensern die Stelle V. 279—81.:

— — *οἱ δ' ὤσφροντο πρεσβῦταί τινες*
Ἀχαρνικοί, στιπτοὶ γέροντες, πρίνινοι,
ἀτεράμονες, Μαραθωνομάχαι, σφενδάμνινοι —

S. 29. sehr glücklich übersetzt:

— — das roch ein halber Haufe betagter Acharniker,
Steinkohlenalte Tölpel, eichenklotzige,
Griesgramme, Marathonschläger, hagebüchne Kerls.

und wir finden die Anmerkung dazu S. 61—63., wo besonders auch das angeführte Bruchstück aus einer Reiske'schen Antikritik sehr ergetzlich ist, so wie das, was der Vf. umständlicher als eine Art Glaubensbekenntnisses über die rechte Art und Kunst solcherley Uebersetzungen in der Vorrede zu den *Wolken* S. XXIII—XXVI. umständlicher vorträgt, wenn nicht ganz, doch grösstentheils vollkommen nach unserer eigenen längst gehegten Ueberzeugung. Der Vf. sagt doch unter andern:

„Weniger dürfen wir über etwas schweigen, was vielleicht grösseres Aergerniss erregen wird, die Treue der Uebersetzung. Treue ist bekanntlich eine der schönsten Tugenden des deutschen Sinnes und Gemüthes, gewissermaßen der Inbegriff aller; was sie uns in den Künsten verschafft hat, wird ebenfalls dankbar anerkannt. Aber unsre Uebersetzer scheinen sie manchmal bis zum entgegenstehenden Fehler zu treiben, wenn sie in jeder Gattung der Schreibart Worte gegen Worte und Sätze gegen Sätze nicht eben zugewogen, sondern zugezählt liefern, durch einen oder ein Paar grosse Vorgänger verführt, die häufig die ungefähre Zahl der Ausdrücke mit der Bedeutsamkeit und Kraft derselben in schönem Gleichgewichte zu halten wissen. Doch selbst solche erreichen ihren Zweck nicht immer; wie wäre es auch möglich? Die Uebersetzung, zumal die metrische, verlangt ja bald ein Mehr, ein Weniger, um den Schritt des Verses fortzusetzen, und diess nicht mit andern Opfern zu theuer zu erkaufen. Hiebey wird denn etwas nöthig, was man nicht allgemein beobachtet sieht. Es gehört nämlich zu diesem Geschäfte, neben der leichten Behandlung des vaterländischen Sprachschatzes, ein guter Theil von Kenntniss der alten Sprache mehr, als womit der Commentar ausreicht, der sich über einen Schriftsteller gedruckt vernehmen lässt: denn der mündliche hat in der That noch andere und höhere Pflichten auf sich. Jener begnügt den Leser schon, wenn er mit gelehrten Beweisen darlegen kann, was und wie sein Autor etwas gesagt hat. Den Uebersetzer genügt diess keinesweges; er muss mit der alten Sprache noch näher vertraut seyn, er muss eine so klare Ansicht von den Eigenthümlichkeiten des fremden Zeitalters haben, dass er leicht entdeckt, wie ein Verfasser diess und jenes für seine Zeitgenossen auch anders und anders sagen konnte, ohne aus dem Charakter und Ton, weder des Werks überhaupt, noch der Darstellung der einzelnen Gedanken, herauszufallen. Steht er auf dieser Höhe, nur dann wird er, den lebendigen Geist seines Originals erfassend, die höchste Treue üben können, und nicht mit dem mühseligen kleinen Dienste, welcher Worte vorzählt, eine untreue Kopie des Ganzen geben. Wir reden nicht von den schlechten im Schweisse des Tagewerks empfangenen Producten, denen man überall die Noth des Verstehens und den frischen Gebrauch der Wörterbücher anmerkt; andere, die sich vornehmer gebehrden, strecken doch oft so starr und ungeschmeidig ihre todten Häupter dar, dass nur der sich daran vergnügt, der von den Urbildern gnug mitbringt, um auch durch die umgewandte Tapete gern zu schauen; andere fühlen sich dadurch nichts weniger als angezogen zu einiger Bekanntschaft mit den in den Vorreden gepriesenen Urbildern. Dafür muss man aber die Weise der Römer loben, die, obgleich zuweilen an den griechischen Ausdruck sich anschmiegend, immer so viel Freyheit erhielten, um in ihren Dolmetschungen eine neue Classe von Originalen darzustellen. *Und ähnliche Forderungen macht an uns besonders jede leichtere Gattung der Rede, vor allen die Komödie: Sie verlangt eine gewisse Untreue*, wodurch erst die echte Treue zu erreichen ist. So schien es hier wenigstens bey den ersten Versuchen, deren

Ton

Ton nachher gehalten wurde. Daher hat die gegenwärtige Komödie, auch an Orten, wo der Vers es nicht erzwang, bald ein Wort mehr, bald eins weniger erhalten; anderswo hat sie eine neue und deutsche Farbe gewonnen, ohne die der griechische Ausdruck seine komische Wirkung verfehlt hätte." Wir haben diese lange Stellen um so weniger hier einzurücken uns versagt; weil sie nicht nur die Maximen des Vfs., nach denen er arbeiten zu müssen glaubte, enthält, sondern auch wegen ihres übrigen Gehaltes, Auszeichnung verdient, und auch geeignet seyn dürfte, bey dem vielen unnützen Gerede, das heutzutage oft über die Anforderungen an eine gute Uebersetzung der alten classischen Werke verschwendet wird, für die Theoretiker sowohl als Praktiker wohl beherzigt zu werden. Rec. stimmt dem Vf. in dem Gesagten, wie schon angemerkt wurde, *größtentheils* bey, um so mehr, als Hr. *Wolf* in dem Fortgange seiner inhaltsreichen Reflexionen auf die bekannten Horazischen *fines quos ultra citraque — rectum* aufmerksam zu machen nicht vergisst. Diese scharfe Linie zu treffen, mag allerdings, wie er uns versichert, sein aufrichtiges Bestreben gewesen seyn, aber dass es äusserst schwer ist, in der Lust und Liebe einer solchen Arbeit, zumal bey einer Fülle eigenthümlicher Laune und einer nicht kargen Ader des Witzes, wie Hr. *Wolf* sie besitzt, nicht über die Gränze einer Uebersetzung und zu freyen Nachbildung je und je hinauszuschreiten, davon giebt uns der Vf. doch auch in diesen Verdeutschungen manchmal unzweydeutige Belege, am meisten aber in den *Wolken*. Wir möchten vor allen Dingen die ausgesprochene Maxime, dass eine solche Dolmetschung auch öfters neue und deutsche Farbe gewinnen dürfe, wenn nicht ganz verwerfen, doch sehr einschränken; in dem Falle wenigstens, wenn dadurch der Ton zu sehr auf deutsche Sitte, deutsche Thorheiten u. s. w. herübergespielt wird: denn allerdings fängt da offenbar die *freye Nachbildung* an; und die Uebersetzung hört auf, Uebersetzung zu seyn. Mag z. B. immer das Sophistenwesen oder Unwesen im Aristophanischen Zeitalter, gegen das die *Wolken* zu Felde ziehen, mit dem Philosophenunfug, den wir durchlebt und zum Theil noch durchzuarbeiten haben, in Parallele stehen; wenn *Aehnlichkeit* da ist, so findet doch nicht *Gleichheit* Statt. Wenn nun Hr. *Wolf* häufig etwas anders sagenden griechischen Ausdrücken die Worte: *Idee, ideal, transscendental, Ding an sich, Naturphilosoph* u. s. w. unterschiebt, S. 41, V. 235., S. 65, V. 359., so belustigt diess allerdings, indem es an manche neuere Schulen erinnert, allein wir haben dann mehr Nachbildung, als eigentliche Uebersetzung, und sollte die komische Wirkung in der That bey einer andern Behandlung verloren gegangen seyn? Möchte diess auch noch zulässig seyn; denn wirklich hat das Original zuweilen auf diese Weise gewonnen, und es wurde etwas Echtkomisches gesetzt, wo dort nur eine Plattheit war, wie z. B. V. 725—726. ἔχεις τι; Στ. μὰ τ. Δ. οὐδ. ἔγ. Σ. οὐδ. πάνυ; Στ. οὐδὲν γε πλὴν ἢ τὸ πέος ἐν τῇ δεξιᾷ. *Sokr.* Nun hat man etwas? *Str.* Nichts beym Zeus! *S.* So gänzlich nichts? *Str.* Nichts weiter, als *das Ding an sich* in der rechten Hand. (*Wieland* half sich mit dem *quid pro quo: Mich an meiner Nase.*)

Möchte jenes zulässig seyn, so ist es gewiss doch weniger zu billigen, wenn Studentenausdrücke, Anspielungen auf Anekdoten aus der theologischen Literatur und berühmte Meister derselben, wie V. 900.:

αἰβοῖ! τουτὶ καὶ δὴ χωρεῖ τὸ κακόν.
δότε λεκάνην.
„Weh! Da, da kommt er heran,
„Der veraltete Dreck! Mir den Speynapf her. —

S. 153. und unten die Note: „*So nannte ein berühmter deutscher Theolog ehemals die Sätze einer veralteten Dogmatik*", wenn solche Wendungen und Andeutungen zuweilen als komische Würze für den Griechen gebraucht, und seine Scherze, wie es scheint, überboten werden. Freylich muss eingestanden werden, dass diess immer der seltnere Fall ist, und der treffliche Vf. die Grenze, die er sich selbst gezeichnet, in der Regel weniger überschreitet. So sind wir z. B., wenn er S. 57. σοφιστὰς durch: *Weisheitskrämerlein*, S. 61. — χαμήτην ἀγρεῖόν τινα τῶν λασίων τούτων durch: *knabenbeleckende zotigte Kerls* (V. 346—47.), S. 83. ματτυολοιχὸς (V. 450.) durch: *schmarotzender Hund*, S. 145. νηπύτιος durch: *gelbschnabelhaft* (ein sehr glücklich nach Analogie gebildetes neues Wort), und anderes auf ähnliche etwas freyere Weise giebt, keineswegs gesinnt, ihm dieses zum Vorwurfe zu machen: denn, was diese Ausdrücke auch verstärkende Zuthaten scheinen, ihre Begriffe liegen als Nebenbegriffe mit in dem, was Arist. sagen wollte. Auch anderer Wörter- u. Wendungengebrauch in den *Wolken* und den *Acharnensern*: „*bestuhlgängeln* S. 29., *W.* (κατέχεσε) *mich schülert recht*, ebend. (μαθητιῶ) *Linkmachergesell, Schmarotzergesell, sandeshunderttausendmal* (*Acharn.* V. 3.) (ψαμμακοσιογάργαρα), „am *wurmberathenen Steiße wohlgeschorner* ebend. 119., (ὦ θερμόβουλον πρωκτὸν ἐξυρημένε) *das Odomanter Pack*, V. 164. (ὑπὸ τῶν Ὀδομάντων), billigen wir eben so, als die *steinkohlenalte Tölpel, eichenklotzige, Griesgramme, Marathonschläger, hagenbuchne Kerls*. V. 180—81. ebend., und die *Meteorwindbeutel* (μετεωροφένακας), *Prunksaulheitnägelberingte* (σφραγιδονυχαργοκομήτας) V. 331—32. in den *Wolken*.

Dass auch für den gelehrten Philologen diese Uebersetzungen, sowohl in Rücksicht auf die finngenauere Verdeutschung, als in weiter erklärender Hinsicht, von grossem Werth seyn müssen, geht, wenn wir uns auch nicht auf *Wolf's*, als eines unsrer ersten längst allgemein anerkannten Meister in diesem Felde der Literatur, wollten berufen, aus dem schon Angeführten und aus den angehängten Scholien hervor. Sodann erhöhet diesen Werth noch der gegenüber gedruckte Text des Originals, dessen Eigenthümliches wir, um nicht zu weitläufig zu werden, andern Rec. zu prüfen überlassen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1814.

PHILOSOPHIE.

Germanien: *Kritik des natürlichen Kirchenrechts und der neuesten Verdrehungen desselben für das Interesse der Hierarchie.* 1812. X u. 140 S. 8.

In der Idee der Kirche als einer Anstalt, den Sinn für das Religiöse unter den Menschen zu beleben, zu erhalten und zu verbreiten, liegt ohne Widerrede nicht nur ihre Unabhängigkeit von dem Staate, sondern auch das Supremat derselben. Wie man auch das Religiöse bestimmt, und ob man es als unmittelbare Offenbarung des Göttlichen im Menschen ansieht, oder es aus den Anlagen des Menschen zur höchsten Vervollkommnung hervorgehn läfst; hat sich einmal eine kirchliche Anstalt im Staate erhoben, so hat dieser sich dadurch des Rechts begeben, die Angelegenheiten derselben nach seinen Zwecken zu bestimmen. Die Zwecke des Staats gehn allemal auf ein Bedingtes, wenn man sie auch nur auf Sicherstellung der Thätigkeit der Glieder desselben in freyer Wechselwirkung beschränken will, und beruhen, bezieht man sie, wie der Vf., auf Beförderung ihres Wohlseyns, auf zufälligen Bedingungen der Erfahrung. Die Zwecke der Kirche sind dagegen nothwendig und unbedingt; jeder soll Religion haben, und wird dazu gelangen, wenn er seine Geistes- und Gemüthskräfte, ihren Gesetzen gemäfs cultivirt, um zur Einheit mit sich selbst zu gelangen. Ist nun das Bedingte dem Unbedingten untergeordnet, so möchte dieses in Rücksicht des Verhältnisses des Staats zur Kirche wohl nicht bestritten werden können. Wenn daher die Cultur der Menschheit so weit fortgeschritten ist, dafs eine kirchliche Anstalt im Staate entstanden, so wird ihre eigene Bildung zur Religiosität die Staatsverweser nöthigen, dieses Supremat anzuerkennen, und wo nicht diese, die allgemeine Meinung, wenn der Staat es ihr anders nur erlaubt, öffentlich zu werden. Der Vf. des vorliegenden Buches ist anderer Meinung. Er widerlegt eine Schrift: *Allgemeines Religions-, Kirchen-, und Kirchen-Staatsrecht aus Grundbegriffen entwickelt* (1809), behauptet, dafs Staat und Kirche nicht reel unterschieden, sich also auch nicht coordinirt seyn können, unterwirft die Letztere den Ersten, und schliefst mit der Aeufserung: Betrachtet diese ganze Arbeit als einen Versuch, die Unvereinbarkeit des natürlichen Kirchenrechts und der Hierarchie zu zeigen. Ziehet euch zurück auf das übernatürliche Gebiet, wo der Glaube nicht als Gegenstand eines Vertrages, sondern als Gabe Gottes, und die Kirche als die vom Himmel gekommne heilige Stadt, die nichts mit dieser Welt gemein hat, betrachtet wird.

Zu diesen Resultaten gelangt der Vf., indem er Kirche und Staat in der Opposition, worin sie durch die Abweichung von ihrem eigenthümlichen und nothwendigen Verhältnisse zu einander gerathen sind, auffassend, die nachtheiligen Folgen, welche das Supremat der Kirche für die Erreichung der Staatszwecke hat, geschichtlich nachweiset, und darzuthun sucht, dafs hingegen die Zwecke der Kirche, wenn sie unter der Polizeyaufsicht des Staats steht, am besten erreicht werden, weil sie nur eine der Culturanstalten sey, welche insgesammt unter der Oberaufsicht des Staats stehen müfsten. Allein dieser Weg kann nur zu halber Wahrheit führen; nur derjenige wird sich ihrer völlig bemächtigen, welcher die Idee der Kirche, wie sie ursprünglich in der Vernunft liegt, rein aufzufassen weifs. Wäre der Vf. von dem historischen Gesichtspunkt nicht zu fest gehalten worden, so möchte ihm dieses wohl gelungen seyn. Es würde sich ihm entdeckt haben, dafs das Princip einer moralischen Cultur nur ein einiges seyn könne, Achtung für die nothwendigen Bestimmungen der Vernunftthätigkeit, wie ungleichartig übrigens auch die Verrichtungen seyn mögen, worin sich diese Thätigkeit offenbaret, dafs die Kirche den Zweck habe dieses Princip zu beleben, zu erhalten und allgemeiner zu machen, der Staat hingegen nur die äufsere Bedingung der sich ihrer Nothwendigkeit und Einheit frey ausbildenden Menschheit sey. Er hätte dann nicht (S. 6.) behauptet, die Idee der absoluten Einheit des Staats und der Kirche in einer moralischen Anstalt sey ganz undenkbar, weil in der Vorstellung einer moralischen Cultur nicht mehr liege, als ein zu diesem Zwecke getroffene Zusammenfügung ungleichartiger Verrichtungen in demselben Subjecte; auch hätte er nicht der Gründung der Kirche auf einen stillschweigenden Vertrag zur Vervollkommnung moralisch-religiöser Ueberzeugungen und Gefühle die natürliche Ungleichheit der Menschen entgegen gesetzt, welche eine auf bestimmte religiöse Ueberzeugungen gegründete Gesellschaft unmöglich mache. Bey aller dieser natürlichen Ungleichheit kann es doch ein Nothwendiges in der ursprünglichen Vernunftthätigkeit geben, woraus gewisse Ueberzeugungen so bestimmt hervorgehn, dafs sie Gegenstand eines Vertrages seyn, und dieser darauf gegründet werden könne. Die oben genannte Schrift, gegen welche unser Ungenannte seine Bemerkungen richtet, ist uns nicht zu Gesicht gekommen, wir wissen also nicht, in wiefern sie bestimmte Wahrheiten zum Gegenstand die-

dieses Vertrages macht; widerlegt aber hat er sie durch seine Bemerkungen nicht, da er nicht erwiesen hat, dass es überall keine nothwendige und allgemeingültige Erkenntniss des Unsichtbaren gebe. Wir sind zwar keinesweges geneigt, die Kirche auf solche bestimmte Ueberzeugungen zu gründen, da, wie der Vf. richtig bemerkt, eine freye religiöse Ausbildung ihr Zweck ist; sehen aber doch nicht ein, warum die Kirche nicht gewisse Wahrheiten als Mittel zu einer solchen Ausbildung für eine bestimmte Confession in einen solchen Vertrag aufnehmen könne, um zugleich dem Staate für gewisse Zeiten und Umstände die nöthige Sicherheit zu geben. Mit dem Zwangsrecht wird es sich denn auch wohl geben, da die Anwendung desselben mit der fortgehenden Annäherung zum Kirchenzweck immer weniger drückend werden wird. Aus diesem Gesichtspunkte hat auch die Anerkennung einer Kirchengewalt nichts Widersprechendes, wie der Vf. meynt, da nichts weiter anerkannt werden soll, als die Tauglichkeit gewisser Religionslehren für bestimmte Zeiten und Personen, um einen ethisch-religiösen Sinn zu befördern, welches mit der Wandelbarkeit der Glaubens-Ueberzeugungen sehr wohl besteht. Wie bey dem einzelnen Menschen die Religion nur aus der gesetzmäfsigen Bildung aller Kräfte des Geistes und Gemüths zur Bewirkung der Einheit des Selbstbewusstseyns hervorgeht: so kann die Gesammtbildung aller zu immer reinerer und höherer Religiosität auch nur in dem Masse fortschreiten, als alle zu mehrer Cultur ihrer intellectuellen und ästhetischen Anlagen fortgehn; und wie dort der Verstand durch Bestimmung des Absoluten nach Begriffen in Verhältniss der Gesammtbildung das Seine zur Beförderung der Religiosität beyträgt, so wirken hier Symbole ebenfalls ihrem Theil nach, als Resultate des über das Höchste und Heiligste reflectirenden Verstandes, und ändern sich, wenn auch nicht den Worten, doch dem Geiste und der Anwendung nach, wie die allgemeine religiöse Bildung sich ändert. Würde die Kirche den Symbolen eine höhere Dignität beymessen, und sie als unveränderliche Glaubensnorm aufstellen, so würde sie ihren Zweck unvermeidlich zerstören. Allein der Staat würde diesen, und da er bey der Irreligiosität seiner Bürger nothwendig zu Grunde gehen müste, sich selbst nicht weniger zerstören, wenn er seine Gewalt anders, als zur Sicherstellung der freyen Ausbildung und Anwendung aller Kräfte derselben für den Kirchenzweck gebrauchen wollte. Die Staatszwecke müssen daher allemal dem Kirchenzwecke untergeordnet seyn, mithin der Staat der Kirche. Wie die Kirche in dem Staate, der leicht andere Zwecke, als den verfolgt, welchen sie ihm als den höchsten aufstellt, diesen gesichert hat, hängt von dem Vertrage ab, welchen sie in einer ihrer Confessionen mit dem Staate gemacht hat, und dieser wird durch die Stufe der Cultur, zu welcher sie sich erhoben hat, bestimmt. Verkennt sie ihre Bestimmung noch so sehr, dass sie das moralische und religiöse Leben ihrer Glieder durch äussern Zwang, nicht durch Mittel, welche aus ihrem Zwecke selbst hervorgehn, befördern will, und ist der Staat so schwach, sich dieses gefallen zu lassen, so entsteht die Hierarchie mit allen Unarten, welche der Vf. richtig bemerkt, und treffend darstellt. Aber nicht weniger schadet sie ihrem Wesen, wenn sie dem Staate die Leitung ihrer Angelegenheiten überlässt. Das Primat, welches sie sich mit List zu sichern suchte, behauptet der Staat mit Gewalt, und die Kirche wird bloss seine Maschine, sich selbst, wie ihm verderblich. Den Beweis giebt die byzantinische Geschichte. Es lässt sich dieses auch nicht anders erwarten. Der Staat bezweckt nur das Wohlseyn seiner Glieder, und die Kirche interessirt ihn, wie alle andere Anstalten nur in dieser Rücksicht. Dafür cultivirt er Künste und Wissenschaften, giebt Besoldungen und Ehre u. s. w. wie es seine nach Zeit und Umständen wechselnden Bedürfnisse erfordern. Verlangen diese es, wenn auch nur nach dem leidenschaftlichen Urtheile seiner Verweser, so wird er, wie es unsere Tage traurig genug gelehrt haben, mit Hintansetzung der Künste des Friedens, alles auf den Krieg beziehn, und selbst kirchliche Anstalten nur zur Erleichterung seiner Militärconscriptionen gebrauchen. Um diesen Bemerkungen einigermassen zu begegnen will der Vf. den Unterschied zwischen dem Nothwendigen und Nützlichen völlig aufheben. Damit wird aber alles Nothwendige in der Bestimmung des Menschen zugleich mit aufgehoben, die Beziehung der Handlungen auf dieselbe völlig unsicher, der Zweck der Kirche der Willkür hingegeben und zernichtet, und mithin die Untersuchung über das Verhältniss des Staats zur Kirche eine ganz müssige Speculation. Hält man im Gegentheil diesen Unterschied fest, so lassen sich darnach auch die Collisionsfälle entscheiden. Die Kirche kann keine Einrichtungen des Staats erlauben, welche den nothwendigen Zweck der Menschheit, eine feine Ausbildung religiöser und moralischer Anlagen, hindern würden; sie ertheilt ihm darüber nicht etwa nur ein *consilium*, welches unter ihrer Würde seyn würde, sondern sie hat das Recht, sie ihm zu verbieten. Dagegen darf sie ihm aber auch in seinen beliebigen Zwecken, welche dem ihrigen nicht widersprechen, keineswegs einreden. Wo es auf die Beförderungsmittel der Zwecke beider ankömmt, steht im Collisionsfalle der Staat der Kirche ebenfalls nach; nur darf die letztere die *consilia* des Ersten nicht abweisen, da das Wohlseyn ebenfalls Beförderungsmittel des ethischen Lebens ist, und nur von dem Minder oder Mehr, dem Fernern oder Nähern die Rede seyn kann. Nach Aufhebung jenes Unterschiedes führt der Vf. alles auf das Nützliche zurück, und erwartet nur von dem Verstande, der es dann freylich auch allein bringen kann, das Heil beides für den Staat und die Kirche. Aufklärung soll das einzige Mittel seyn, durch welches die Menschheit ihrer Bestimmung näher geführt werde: denn es hange dem kirchlichen Charakter ohne *wahrhaftes* Studium der Wahrheit eine Art von Wildheit an. Den Ausbrüchen derselben müsse der Staat zuvorkommen, und als

als oberster Erziehungsrath alle Institute unter seine Aufsicht und Leitung setzen; also die Lehrer der Kirche auf Universitäten anstellen, Synoden berufen und auf denselben durch seine Deputirten präsidiren, u. s. w. Allein der Verstand ist lange nicht das einzige Geistesvermögen, von dessen Thätigkeit die sittliche und religiöse Bildung abhängt, er reicht mit seinen Grundsätzen nicht über das Sichtbare hinaus, und kann nur über dasjenige, was ihm durch Vernunft und Gefühl gegeben wird, reflectiren. Wir wollen nicht leugnen, dass der Kirche ohne Studium der Wahrheit eine Art von Wildheit anhängt, weil eine zügellose Phantasie sie dann über alle Grenzen der Wirklichkeit hinwegführt. Aber die Aufklärung allein giebt dem Willen keine Kraft, noch weckt und erhält sie ein höheres Leben. Ohne dieses aber sinkt die Wirksamkeit des Staats zu einem niedrigen Treiben herab, welches nur einen raffinirten Sinnengenuss unter den täuschenden Namen des Wohls der Bürger zum Zweck hat, und nicht selten am Ende, wie denn unsere Zeiten uns ein solches droheten, nur den wilden Begierden eines Gewalthabenden und seiner Creaturen fröhnt. Wodurch soll denn auch das Studium der Wahrheit *aufrichtig* werden, wenn es keine anderweitige Triebfeder dafür giebt, als deutliche Erkenntniss der Wahrheit? durch den bezeichneten Zusatz erkannte der Vf. stillschweigend ein anderes und höheres Princip der Cultur, als die Aufklärung an. Noch bezieht sich der Vf. um seine Ansicht zu erweisen, auf die Einrichtung, welche die Kirche bey ihrer Aufnahme in den römischen Staat erhielt. Es möchte aber nicht schwer werden, hieraus eben das Gegentheil darzuthun. Hätte diese Einrichtung aber auch vortheilhaftere Folgen gehabt, wäre sie deswegen die unbedingt beste, und sollte nicht selbst die Geschichte einen Fingerzeig auf eine der Idee angemessnere geben? In den frühern Zeitaltern und bey den gebildetern Nationen finden wir wenigstens überall, dass die Staatseinrichtungen von der Religion ausgehen und davon gehalten werden. Gegen den oben angeführten Schluss haben wir übrigens nichts einzuwenden. Empfängt die Kirche Gaben von dem Staate, so kann sie sich der Verbindlichkeit, ihm zu dienen, schwerlich entziehn; aber der Staat gebe der Kirche auch nur zurück, was er ihr genommen hat, und sie wird seiner Gaben nicht bedürfen, wie sie sie um desto weniger entbehren wird, je vollkommner sie ihren Zweck in ihren Gliedern erreicht hat.

PÄDAGOGIK.

Breslau; *Ausführliche Nachricht* von der durch den Herrn Professor *Oelsner* im J. 1794 gestifteten, jetzt unter der Aufsicht des Professor *Reiche* stehenden *Privat - Lehr - und Erziehungs - Anstalt* in Breslau. 1813. 68 S. 8.

Diese Nachricht wird nicht bloss den Aeltern und Vormündern der Stadt Breslau angenehm seyn, sondern besonders ihrer Ausführlichkeit wegen auch von Lehrern und Vorstehern anderer Unterrichts- und Erziehungs-Anstalten mit Nutzen verglichen werden. Der Vf. derselben, unstreitig wohl Hr. Professor *Reiche* selbst, zeigt einen klaren gesunden Verstand, richtige Einsicht in das Wesen des Elementar-Unterrichts, hat manches Eigenthümliche in der Methode, und manches nur für sein Institut geschriebene oder gearbeitete Hülfsmittel des Unterrichts, und ist bey aller Bescheidenheit mit einem Eifer für die Sache belebt, der auch etwa vorhandene Lücken und Mängel weniger fühlbar machen muss. Wir zeichnen einiges aus. *Pestalozzi's* Buch für Mütter werde, wie Versuche gezeigt hätten, durch die mikrologische Ausdehnung langweilig für die Kinder. Als eine vorzügliche Uebung der Sprachorgane wird empfohlen, die Kinder, so wie sie eine mechanische Fertigkeit im Lesen des Deutschen erlangt hätten, in der Aussprache der fremden Sprachen eigenthümlichen Laute zu üben, wodurch die Organe nothwendig an Gewandtheit und Geschmeidigkeit so viel gewinnen müssten, dass der Schüler, wenn er auch das Gelernte für den Augenblick wieder vergässe, doch späterhin beym Erlernen der fremden Sprache die Eigenthümlichkeiten der Aussprache leicht sich aneignen würde. (Es ist wohl nur Flüchtigkeit der Feder, dass S. 9. 10 u. a. einzelne *Worte* dictirt werden; denn S. 11. werden die einzelnen falsch geschriebenen *Wörter* richtig corrigirt.) Gefreut hat uns, was der Vf. über den methodischen Unterricht in der lateinischen Sprache sagt: er sey eines der vorzüglichsten Mittel zur *formalen* Geistesbildung; wobey er die interessante Bemerkung macht (S. 16.), dass ein mittelmässiger Lehrer im Latein selbst bey unvollkommner Methode immer noch mehr auf die Bildung des Zöglings einwirke, als der unmethodische Unterricht in Realien, weil dort der Schüler durchaus selbstthätig seyn müsse; hier aber in eine Passivität versinken könne, die sich mit einem blossen Ja und Nein begnügt. In der ersten lateinischen Klasse werden *Ovid*, *Curtius* und *Sallust* gelesen. Warum nicht lieber *Livius*? — Die Methode bey der Geographie ist uns aufgefallen, und dürfte schwerlich Beyfall verdienen. Sie fängt an mit dem Tisch in der Stube, der mit den darauf liegenden Sachen an die Tafel gezeichnet wird; man ändert die Lage der Dinge auf dem Tische, ändert darnach die Zeichnung, und „der Schüler lernt sich orientiren." Darauf zeichnet man einen Grundriss des Zimmers, dann der ganzen Wohnung, dann einzelner Theile des Wohnortes, sodann den ganzen Ort, darauf den Ort mit der umliegenden Gegend, höchstens habe man noch eine Kreiskarte nöthig, um sodann zu jeder grössern Karte übergeben zu können. Der weitere Unterricht wird nach eigens dazu gezeichneten Karten gegeben, und die *Notizen* werden Numernweise eingeübt und abgefragt, und bey Prüfungen spricht der Lehrer nur Nr. 1., und zeigt auf den Ort, Fluss, Berg u. s. w., dessen Namen er abfragen will (der aber auf der Karte nicht steht), und der Schüler schreibt stumm Nr. 1. und den Namen: „lernbegierige Kinder von 8 bis 9 Jahren bleiben oft auf

auf 100 und mehr Fragen auch nicht eine einzige Antwort schuldig; und bey gehöriger Oekonomie und Thätigkeit des Lehrers können auf diese Weise, wenn man dem Unterrichte wöchentlich zwey Stunden widmet, in einem Jahre 6 bis 700 geographische *Notizen* eingeübt werden." Der Vf. spricht im Grunde seiner Methode selbst das Verdammungsurtheil, indem er einzelne *Notizen*, und nichts als *Notizen einüben* läfst. Wo bleibt da die von ihm a. a. O. so richtig hervorgehobene *formale* Bildung? Wäre das nicht eben so viel, als bey Erlernung einer Sprache ein Jahr lang den Schüler nichts als Vocabeln aus dem Lexicon auswendig lernen zu lassen? Hr. *R.* sagt (S. 25.), es sey ihm nie gelungen, Elementarschülern die Lehren der mathematischen Geographie recht klar zu machen. Wir wissen nicht, wie viel von der mathematischen Geographie dem Vf. beym Elementarunterrichte nothwendig geschienen hat: sonst kann Rec. seine Erfahrung entgegen stellen, dafs nach einiger Vorübung im Vergleichen bekannter gezeichneter Flächen mit den Flächen selbst, und der verschiedenen Gröfse der Länder in der Wirklichkeit, und ihres gleichen Verhältnisses in Zeichnungen nach verschiedenen Maafsstäben, der Schüler den Globus vollkommen verstanden hat. Wir müssen uns über diefs Mifslingen um so mehr wundern, da der Vf. die Wirkung eines zweckmäfsigen Unterrichts in der Mathemathik (S. 35.) mit Recht auch darin setzt, kleinere und gröfsere Ganze mit Leichtigkeit überschauen zu können, und die Theile eines Ganzen richtig und nach Verhältnifs zu ordnen, und da, wie aus dem Ganzen hervorgeht, der Unterricht in der Mathematik von ihm selbst nach einem durchdachten Plane und mit Liebe gegeben wird, so dafs vierzehn- oder funfzehnjährige Jünglinge zur Analysis übergehen können (S. 39.). Rec. weifs zwar, jedoch nur von den katholischen Gymnasien Schlesiens, dafs die Schüler derselben es in der Mathematik gewöhnlich sehr weit bringen; allein in den obersten Klassen sind doch die meisten auch 17 bis 20 Jahr alt. Führt hier nicht vielleicht die besondere Vorliebe des Hn. Vorstehers ihn in seinem Eifer zu weit? Mathematik verlangt durchaus eine gewisse Reife des Verstandes; und da sie nicht gelernt, sondern *nur* verstanden und begriffen seyn will, so ist das Kind nur in einzelnen Fällen schon für den Unterricht in derselben empfänglich und hinlänglich gestärkt. Der Methode und dem lebendigen Eifer des Hn. *R.* gelingt vielleicht manches über Erwarten; allein wir bitten ihn, hier doch ja Wissen von Verstehen zu unterscheiden. Theoretische und praktische Mathematiker fürchten auch von *Pestalozzi's* Institut, dafs auf Mathematik zu früh und zu unverhältnifsmäfsig die Kraft der Zöglinge angestrengt werde. Dafs die *moralische* Bildung einem so eifrigen Jugendfreunde vor allem am Herzen liege, wird man erwarten; und bey der sorgfältigen Rücksicht auf Individualität, bey der Bestrebung Geist und Gefühl zum Idealen zu erheben, können Aeltern und Vormünder die Ihrigen mit Zuversicht einem solchen Institute anvertrauen.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Todesfälle.

Am 17. December v. J. starb zu Paris der durch mehrere chemische und ökonomische Schriften bekannte Gelehrte *Ant. Augustin Parmentier*, früherhin Apotheker des Invalidenhauses zu Paris, dann Prof. der Oekonomie an den Pariser Centralschulen, wie auch Mitglied des National-Instituts, 76 Jahre alt.

Am 23. December starb zu St. Petersburg der Akademiker, Etatsrath und Ritter *Simon Gurjew*, ein durch seine mathematischen Kenntnisse ausgezeichneter Gelehrter, im 47sten J. f. A.

Am 4. Januar d. J. starb zu Freyburg im Breisgau der Senior der deutschen Dichter *J. G. Jacobi*, Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst auf der dasigen Universität seit 1784, (geb. zu Düsseldorf 1740, seit 1765 einige Jahre Prof. extr. der Philosophie und Beredsamkeit zu Halle; dann Canonicus zu Halberstadt). Noch am letzten Neujahrstage lieferte er ein auf gegenwärtige Zeiten sich beziehendes Gedicht, in welchem er ahnungsvoll von der Welt Abschied nimmt.

Am 9. Januar starb zu Halle *Rudolph Gottlob Rath*, aufserordentl. Professor bey der Universität und Rector der vereinigten protestantischen Stadtschulen, vorzüglich bekannt durch seine Ausgabe von *Cicero's* philosophischen Schriften nach *Davies* Recension, im 56. Jahre seines Alters. Im Jahr 1809 wurde er als russisch-kaiserlicher Hofrath und Professor der alten klassischen Literatur auf die Universität zu Charkow berufen, blieb aber in Halle, wo eben damals durch die Vereinigung des luth. und reformirten Gymnasiums mit der latein. Schule des Waisenhauses sich die Gelegenheit ergab, diesen sehr brauchbaren und beliebten Lehrer, der bisher Conrector an dem lutherischen Gymnasium gewesen war, als Rector dieser vereinigten Schule anzustellen.

II. Vermischte Nachrichten.

Das *Polyklinische Institut* der Universität zu Berlin, welches in Abwesenheit seines Directors, des Staatsrath *Hufeland*, von dem Wundarzt des Instituts, Dr. *Bernstein* und den beiden assistirenden Aerzten des Instituts, Dr. *Osann* und *Busse*, besorgt wurde, ist nach der Rückkehr des Directors, am 17ten Januar d. J. wieder als Lehranstalt eröffnet worden, und wird täglich fortgesetzt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1814.

PHILOLOGIE.

GREIFSWALD, b. Eckhardt: *Zweyter Beytrag zu J. G. Schneider's Griechisch-Deutschem Wörterbuche.* Zur Ankündigung des Examens — von *Christian Wilh. Ahlwardt.* 1813. 30 S. 4. *).

Es hat sich seit geraumer Zeit unter den Philologen die Norm festgesetzt, die Form εἵνεκα sey den Attikern fremd, dafür aber sey bey den Dramatikern, wo es der Vers erfordere, οὕνεκα für ἕνεκα die einzig rechtmäfsige. Dieser Norm gemäfs wurde auch bisher fast überall verfahren, ohne dafs man sich ihrer Begründung deutlich bewufst schien. Es war also verdienstlich, so klein auch der Gegenstand scheinen mag, dem Grund dieser Ueberzeugung nachzuspüren; und Hr. *Ahlwardt* legt hier das Resultat vor. *Dawes* (*Misc. p.* 195.) hatte die Schreibart εἱνάλιον mit ein Paar Worten als unattisch verworfen; und *Heath*, mit blofser Verweisung hierauf, verwarf an einer andern Stelle (*ad Trag. Gr. p.* 5.) εἵνεκα, und emendirte οὕνεκα. *Brunk* führte nun in seinen Ausgaben diese Form, die an vielen Stellen ohne bekannte Variante gelesen wird, überall ein, theils zwar mit Hülfe der Handschriften, theils aber auch gegen alle; und auch er berief sich auf *Dawes*; so wie nach ihm auf diesen und *Brunk* alle andere Kritiker. Da keine andere Autorität, über *Dawes*, genannt war, so wandte sich Hr. *A.* zu den alten Grammatikern. Allein hier fand er vielmehr, im *Thomas v.* ἕνεκα, die Form εἵνεκα ausdrücklich anerkannt, und mit Autoritäten (Plato, Demosthenes, deren ursprüngliche Lesart freylich kein Metrum bewährt) versehn; von οὕνεκα aber nirgend etwas anders, als zur Erklärung διότι und was diesem gleich gilt. Keiner der weitläufigen Scholiasten, kein Atticist, kein Grammatiker macht auf einen so merkwürdigen Gebrauch der Attiker aufmerksam. Nur im *Hesychius* und *Suidas* findet sich die kleine Glosse οὕνεκα, χάριν. Aber siehe da! *Schow* giebt uns die Notiz, dafs in der Handschrift des erstern stehe: οὕνεκα, οὐχ χάριν, was von *Musurus* stillschweigend auf jene Art gebessert ward, da die ursprüngliche Glosse offenbar οὕνεκα, οὐ χάριν war; wodurch dann die Glosse im *Suidas*, das einzige, was noch für jenen Gebrauch von οὕνεκα spricht, ebenfalls sehr verdächtig wird. — Wir müssen hier eine kleine Abschweifung machen. Nichts ist unwürdiger, als die so sehr, besonders bey den Philologen, im Schwange gehende Belaurung der Plagiate. Widrig ist schon die Aengstlichkeit, mit welcher erprobte Gelehrte keine noch so kleine Bemerkung wagen, ohne hinzuzusetzen, wer das vor ihnen schon gesagt habe: aber ganz unerträglich sind die häufigen Vorrückungen jeder solcher Unterlassung. Sollte einer unziemlich so mit fremdem Verdienste prahlen; oder sollte einer, der nichts Gutes vor sich hätte, durch häufige Unterlassungen dieser Art sich ein vornehmes Ansehen erschleichen: denn mag eine solche Züchtigung zuweilen heilsam, oder doch gerecht seyn. Dem verdienten Gelehrten überlasse man es, selbst zu beurtheilen, was wichtig genug sey, um den Ueberdrufs solcher Berufungen (keine gut geschriebene philologische Seite, worauf deren nicht, streng genommen, zwey, drey stehn müfsten,) zu überwinden, und was nicht. Und sollte er dort und da die Grenze wirklich verkennen; so falle man nicht in den weit niedrigern Schmutz jener Hofmeisterey über Bessere, wofür der echte Gelehrte auch die Gleichen hält. Die Erzählung, dafs *Brunck* zuerst einmal εἵνεκα wirklich änderte, ohne sich (man denke!) auf *Heath* zu berufen, beginnt Hr. *A.* mit dem schamlosen Eingang: „*Brunck*, der mit *Heath's* Bemerkungen häufig Schleichhandel treibt, ging dreist noch weiter." Und eben dieser Censor trägt weiter unten, nachdem er die Lesart οὐχ χάριν aus *Schow* angeführt, die hübsche Anwendung davon recht breit und mit vieler Schau vor, ohne auch nur anzudeuten, dafs *Schow* selbst dort schon alles diefs mit dem anspruchslosen Nötchen: *Male*: *legendum* οὕνεκα, οὐ χάριν, geleistet hatte. Wir wollen gar nicht Hrn. *A.* eines plumpen Plagiats beschuldigen; aber es war unbehaglich zu dem, was ohne Vergleich das pikanteste in dem ganzen Auffatz ist, einen fremden Namen setzen zu müssen. Denn dafs der Mann vom Fache den *Schow* nur nachschlagen durfte, um zu sehen, dafs auch diese kleine Emendation ihm gehörte, diefs ist eine Antwort, die für einen *Brunck*, der nicht schrieb: *vid. Heath ad h. l.*, weit besser pafst; und wir würden sie ohe Bedenken auch jedem Andern zu gute kommen lassen, nur nicht dem, der mit jener Censur und dieser Versäumnifs zugleich vor uns erscheint. — Hr. *A.* macht nun noch auf die Unzuverläfsigkeit der Handschriften, welche allerdings an mehrern Stellen durchaus οὕνεκα, aber an andern eben so einstimmig εἵνεκα haben, an andern getheilt sind, und auf die Bastische Bemerkung aufmerksam, dafs der Schriftzug für ει dem für ου zuweilen ähnlich sey, woraus sich die Verwechselung jener

*) Der erste ist A. L. Z. Nr. 25. von einem andern Recensenten angezeigt.

jener Formen erklären lasse. Wir wiederholen, dass diese ganze Darstellung verdienstlich ist, und empfehlen sie der Aufmerksamkeit unserer Kritiker. Wenn aber Hr. *A.* gleich vorn herein so spricht: Dieses (nämlich dass οὕνεκα statt ἕνεκα stehen könne, εἵνεκα aber bey Attikern nicht) bezweifle ich, oder vielmehr, ich erkläre diese Behauptung für *gänzlich grundlos und unwahr;*" und wenn er S. 17. es nicht allein für höchst wahrscheinlich, sondern für gewiss erklärt, dass das οὕνεκα, *wegen*, durchaus den Abschreibern zuzuschreiben sey: so giebt er gleich selbst wieder ein Beyspiel von dem an Andern so hart getadelten Absprechen ohne hinreichende Begründung. Denn nun muss von Seiten der Handschriften noch ein weit überzeugenderes Resultat hinzukommen, als das von ihm S. 15. 16. aufgestellte, um das bis jetzt so vielfältig in allen Dramatikern verbreitete, und an so vielen Stellen noch aus keiner Handschrift bestrittene οὕνεκα bloss aus dem Verwechseln zweyer Schriftzüge herzuleiten, die, wie *Bast* sagt, „zuweilen" ähnlich sind. Denn bis jetzt ist es *nicht wahr*, dass „die besten Handschriften fast immer εἵνεκα, und nicht οὕνεκα haben;" eine Behauptung, die durch das beygefügte: „z. B. die Ravennische des Aristophanes" und die Verweisung auf *Invernizzi*, der zu Plut. 329. ungefähr das sagt, schlecht unterstützt wird. Denn zu Lysistr. 74. sagt eben derselbe nur, dass εἵνεκα da und auch an andern Stellen „oft" im *Cod. Rav.* und in der gewöhnlichen Lesart erscheine; und dieser Herausgeber selbst, der einigemale εἵνεκα in seinem Text gegen *Brunck* behauptet, schreibt an vielen andern Stellen οὕνεκα; und nicht bloss, wo alle so haben, wie *Nub.* 6., *Thesm.* 176., sondern auch, wo *Brunck* ohne *Codd.* so schrieb (*Eccl.* 659., *Av.* 84., *Pac.* 760.); was freylich bey diesem sorglosen Manne wenig beweist, da er auch *Pac.* 210. so schreibt, und doch aus seinem *Cod.* die *vulgata* εἵνεκα anführt. Aber am allerwenigsten ist es mit der jämmerlichen Behauptung gethan, von welcher, wie man wohl sieht, alles bey Hrn. *A.* ausgeht: dass οὕνεκα „aus οὗ ἕνεκα entstanden, nach der Analogie der Sprache nie etwas anders, als *weswegen*, *weil*, *dass*, bedeuten könne", und dass (S. 16.) „εἰρήνης οὕνεκα ungefähr so richtig griechisch sey, als *um von wegen des Friedens.*" Sollte man glauben, dass ein Schulmann diess schrieb, der seine Schüler stets darauf aufmerksam machen sollte, wie die Sprachen, während sie auf der einen Seite durchaus von Analogie abhangen, doch auf der andern immer wieder bald durch Nachlässigkeiten, bald durch Täuschungen davon abweichen; und wie die niemals pedantischen Sprachbildner, die ältern griech. Dichter, nie auf den Ursprung, sondern auf den Klang und die Fügsamkeit eines Sprachgebrauchs sahen, und also wohl zwischen ἕνεκα, εἵνεκα und οὕνεκα, so oft letzteres nicht zweydeutig ward, können abgewechselt haben. Höchst seltsam ist es ferner, dass Hr. *A.*, dessen Hauptverdienst doch ist, das zu früh verworfene εἵνεκα noch oben gehalten zu haben, doch aus einer dunkeln Ahndung diesem allein nicht vertraut, sondern denen, die es etwa nicht möchten, um nur das verhasste οὕνεκα gewiss los zu werden, für die Hälfte der Stellen (wo nämlich jetzt οὕνεκ' steht) auch ἕνεκεν empfiehlt, dass er S. 4. aus *Eur. Med.* 1111. und *Arist. Eccl.* 659. belegt hatte, unbesorgt, dass beides anapästische Metra sind, die sich aus bekannten Gründen einiger epischen Formen mehr bedienen dürfen, und dass vor allen Dingen nachzuforschen war, ob diess ἕνεκεν auch im Senar vorkomme.

Den Titel eines *Beytrags zu Schneider's Wörterbuch* führt übrigens dieses Programm, dessen vorzüglichster Inhalt das bisher Vorgetragene ist, sehr uneigentlich: denn die wahre Ausbeute *für diess Wörterbuch* aus den vier Artikeln dieser Schrift ist folgende:

Zu ἕνεκα: Die Form εἵνεκα ist vielleicht auch in den attischen Dichtern echt.

Zu ἀπόβασις: Nichts (s. unt.).

Zu κατεμέω: Statt *beschreyen, anschreyen,* l. *bespeyen, anspeyen.*

Zu πυραμίς: ist in der Bedeutung Honigkuchen *nicht* zweifelhaft; s. *Ephipp. ap. Ath.* 14. *p.* 642. f. *Iatrocl. ib. p.* 647. *c.*

und beyläufig:

ἀκόνησις, das Wetzen, ein Wort, dessen sich der Autor der Glosse βρυγμός im *Etym. M.* bedient, *fehlt.*

Dankbar wird der wackere *Schneider* auch dieses Scherflein annehmen, zugleich aber sich wundern, dass es unter dem Titel: „Zweyter Beytrag u. s. w." gedruckt auftritt, da er wohl weiss, dass jeder fleissige Benutzer des Wörterbuchs solcher Zusätze und Berichtigungen zu Hunderten und Tausenden machen kann.

Diess sind die *Verdienste* dieses Programms. Man entscheide nun, ob diese, verbunden mit den frühern des Vfs., ihn berechtigen, mit einem Ton aufzutreten, wovon wir schon einige Proben gegeben haben, die aber noch erträglich sind gegen die Aeusserungen über jüngere Gelehrte, wie: „*Erfurdt*, dessen dickleibige Compilation und falsche Versabtheilungen das Bedürfniss einer guten Ausgabe des Sophokles erst recht fühlbar gemacht haben"; und „*Gernhard*, dessen *Observatt. in Philoctetem* zu dem Schalesten und Mittelmässigsten gehören, was über Sophokles radotirt worden." Um durch derbe Polemik in der Muttersprache nicht widerlich zu werden, dazu gehören (versteht sich, bey gründlicher Gelehrsamkeit) eine Laune des ersten Grades und eine reiche Erfindung. Diess hatten die Fürsten *Bentley* und *Lessing*. Aber wie wenig erfreulich ist nicht schon, mit Gunst des vortrefflichen Mannes sey es gesagt, diese Partie in *Vossens* Schriften; und welch ein Geist, wie viel Geschmack, welche Kenntnisse, welche Verdienste vereinigen sich nicht hier, um etwas Unlust zu übertragen! Gewiss, sehr hart muss er sich bestraft fühlen, wenn er sieht, welch einen Nachahmer er geweckt hat; einen Nachahmer, der sich, so wie schon vielfach anderwärts, so auch hier wieder bewährt

währt durch die allerplattesten Gemeinheiten. Denn wen muss nicht ein Schulprogramm anekeln, wo philologische Untersuchungen durchzogen sind mit Feinheiten dieser Art: „die *Küstersche* Ausgabe, die man aus leicht begreiflichen Gründen in dieser Weltgegend, wo man das Griechische nur so nebenher treibt, *etwa wie Chirurgen das Bartscheren*, vergebens sucht." — „Denn auch die Philologen haben ihre Moden, wie die Philosophen ihre Systeme und *die Damen ihre Schnürleiber und Ridiculen*." — „Ob unsern Gourmands (Gaumenlüstlingen, auch Nieslingen, in der Sprache *der pursten Puristen*) u. s. w." Diess ist die *Laune*, in der sich Hr. *A.* gefällt, und von seiner *Erfindung* zeugt das Herumschleppen mit den abgetragensten Gemeinplätzen und Vergleichungen: denn da muss die überall schon so zum Ekel nachgeklatschte „Schneidekritik" nebst „Messer" noch fortdauernd würzen; da wird, weil *Brunck* aus der unsichern Behauptung, *εν pro ευ Atticos non agnoscere*, weiter schliesst, man müsse εἵνεκα gegen οὕνεκα vertauschen, welches sich auch in mehrern Handschriften finde (als *Schluss* wenigstens gewiss untadlich), hinzugesetzt: „Welche unsinnige Schlüsse! möchte man ausrufen, gerade so, wie das bekannte *Baculus in angulo, ergo pluit*"; da wird, weil man nicht zuvörderst nachgespürt habe, ob auch οὕνεκα wirklich ein attischer Sprachgebrauch *sey*, (aus dem Obigen erhellet, dass *diesem* Punkte Hr. *A.* selbst noch nicht nachgespürt hat), mit ekelhafter Ausführlichkeit an die Berliner Akademiker mit dem goldnen Zahn und dem faustgrossen Hagel erinnert. Was aber die *gründliche Gelehrsamkeit* betrifft, so mag sie, da sie aus dem Obigen wirklich noch nicht sattsam erhellet, nunmehr aus dem hervorgehn, was der Vf., um seinen Zusätzen zu *Schneider* etwas Körper zu geben, denselben beygefügt hat.

Bey *Athenäus p. 96. c.* ist ein Fragment des *Aristophanes*, welches anfängt: ἅλις ἀφύης μοι· παρατέταμαι γὰρ τὰ λιπαρὰ χάπτων. ἀλλὰ φέρετ' ἀπόβασιν, ἠπάτιον u. s. w. Denn nun folgt eine Reihe von Gerichten in Päonen und *creticis*, wovon den einen, σπλῆνα ἤ (*Brunck* u. *Schweigh.*), Hr. *A.* recht vernünftig so bessert, σπλῆνας ἤ (*Cod.* σπληνός). Was aber jenen Anfang betrifft, so bemerkte dieser *Metriker* nicht, dass die Worte: ἅλις ἀφύης μοι· παρατέταμαι γὰρ τὰ λιπαρὰ χάπτων, das dreymal rein und schön wiederholte Metrum ◡ ◡ ◡ ◡ — — enthalten: sondern er fasste den tiefen Gedanken, diese Worte auch in Päone zu zwingen. Ihn schreckte es nicht ab, dass er sich genöthigt sah, zu ἅλις (wer sollte es glauben?) ἐστιν hinzuzuflicken; nicht, dass er παρατέταμαι in das einfache Wort; nicht, dass er χάπτων in das gemeine ἐσθίων (das sich in einem andern verstümmelten Citat findet) verwandeln musste; nicht, nicht, dass er ἅλις ἀφύης umstellen; nicht, dass er μοι in ἔμοιγε blähen; nicht, dass er γὰρ auslassen musste. Kurz, er hat die entsetzliche Stirn, vor ganz Deutschland aufzutreten mit dieser Emendation:

ἐστιν ἀφύης ἅλις ἔμοιγε. τέταμαι τὰ λιπαρ' ἐσθίων.

Wobey noch zu bemerken, dass wir, um den Ekel der Leser zu mildern, die *Accente* erst hinzugesetzt haben. Denn dieser Schulmann schreibt, aus bekannten schönen Gründen, alles ohne *Accent*, und geht auch darin seinen Schülern in Bekämpfung der, jungen Leuten so gefährlichen, Vorurtheile, mit Beyspiel vor, dass er den *Spir. asper* muthig dem ersten Vocal der Diphthongen aufdrückt: ἕινεκα, ὅυνεκα. Die Emendation gelangt nun an das Wort ἀπόβασιν, welches die Veranlassung zu diesem ganzen Artikel auf eine fast possierliche Weise giebt. Er fängt nämlich mit *Schneider's* Artikel ἀπόβασις an (worin auf jene Stelle, als auf eine anerkannte Corruption, keine Rücksicht genommen ist), und setzt hinzu: „Diese Bedeutungen passen alle nicht zu —"; worauf er die Stelle hersetzt, und dann das Wort — hinweg emendirt. Daher wir auch oben um den hieraus zu construirenden „Beytrag zu *Schneider's* Wörterbuch" verlegen waren. Die Emendation geht also nun fort:

— ἀλλὰ φέρετ' ἢ προβάτου ἠπάτιον.

Das sollen nämlich drey Päonen seyn; und damit das gehe, so wird gesagt: „ου in προβάτου ist kurz. *In den päonischen* Sylbenmaassen, wie in den *daktylischen und mehrern andern*, können die Diphthongen vor einem andern *langen* Vocal oder Diphtong (eine neue Bestimmung! die wir auf εἴ που ἐφεύροι, οὐδέ μοι ἐστιν u. d. g. angewandt zu sehen wünschten) als Kürzen gebraucht werden." *Brunck*, bey seinem Ausspruch über οὕνεκα, berief sich doch auf die vielen Stellen und *Codd.*, und hatte doch *Heath* zum Vorgänger, und nahm doch einen Ausspruch von *Dawes* zu Hülfe, um uns zu überzeugen. Hr. *A.* setzt seinen Lehrsatz, von Verkürzung der Längen in den Päonen, ohne Beyspiel und ohne Gewährsmann, ganz dreist hin, und heisst uns glauben. — Wer doch hier gleich ein Paar Bierspässe in Bereitschaft hätte! Doch, wir dürfen ja nur den Satz so stellen, wie er eigentlich gemeint ist: „In den Daktylen werden diese Längen verkürzt, also auch in den Päonen"; und dann hinzusetzen: *Baculus in angulo.* — Der Vf. tritt nun noch mit andern Stellen auf, die er emendirt zu haben glaubt: aber wir können mit vollem Gefühl der Gerechtigkeit sagen, er, der *Erfurdten* mit dreister Stirn „seine schlechten Einfälle" vorwirft (S. 23.), hat unter allen von ihm hier vorgebrachten (alles, was gut ist, haben wir bereits gelobt,) auch nicht Einen weiter, der nicht vollkommen schlecht, oder wenigstens mit vollkommen schlechten in Verbindung wäre. Diess zu beweisen, müssen wir freylich den ganzen übrigen Inhalt der Schrift so kurz, als es die Gerechtigkeit verstattet, noch beybringen. Im Philoktet (1130 ff.) redet der Held den ihm entwandten Bogen mit diesen Worten an: ἦ που ἐλεινὸν ὁρᾷς, φρένας εἴ τινας ἴσχεις, τὸν Ἡράκλειον ἄθλιον ὧδέ σοι οὐκέτι χρησόμενον τὸ μεθύστερον. Man erklärt τὸν ἄθλιον Ἡράκλειον für „den unglücklichen Freund des Herakles", freylich etwas ungewöhnlich; daher auch allerley versucht worden ist. Hr. *A.* bricht ganz eigentlich die Gelegenheit vom Zaune, um seine glückliche Con-

Conjectur anzubringen. Denn mit Hülfe der Variante ἆθλον macht er: τὸν Ἡράκλειον ἆθλον ἐς — (constr. τὸν ἐς Ἡρ. ἆ. — χρησόμενον „den, der nie weiter zu einem *herkulischen Kampf* (grossen Unternehmung) dich künftig gebrauchen wird." Die schöne Wortstellung spreche für sich. Wir wünschten nur noch die herkulischen Thaten zu wissen, wozu Philoktet diesen Bogen theils schon gebraucht, theils, wie er dort dargestellt ist, noch darauf auszugehn gedacht hatte. Der Verfolg 1134—39. wird auch noch hergezogen, aber nicht emendirt, sondern nur aus dem, was darüber vorhanden ist, *das*, was am annehmlichsten scheint, ausgelesen, und dann in den von *Hermann* emendirten Worten: στυγνὸν δὲ φῶτ' ἐχθοδοπόν, μυρί' ἀπ' αἰσχρῶν ἀνατέλλουθ', ὅσ' ἐφ' ἡμῖν κάκ' ἐμήσαθ' ἀνήρ, (den verhassten Menschen, der Schändliches über Schändliches ausübt, so viel er des Bösen gegen mich ausgedacht hat) das Letzte so gefasst: *wie* er sie (ὅσα!) zu begehen *pflegte*, wie seine Gewohnheit ist — ἐμήσατο ist nicht *machinatus est*, sondern *machinari solebat*." Also der Aorist für das Pflegen in der Vergangenheit! — *Aristoph. ap. Poll.* 6, 111.: τότε μὲν σου κατεκοττάβιζον, νυνὶ δὲ κατεμοῦσι. τάχα δ' εὖ οἶδα ὅτι καὶ καταχέσονται. Wie das Metrum dieser Worte abzutheilen ist, weiss Rec. nicht; aber die unantastbare Echtheit des Ausdrucks und der Verbindung fühlt Jeder. Hr. *A.* tritt so auf: „Keiner, so viel ich weiss, hat bisher diese Worte in Verse zu bringen gesucht. Es sind iambische katalektische Tetrameter, die so zu lesen und zu ordnen sind:

— — τότε μὲν σου κατεκοττάβιζον
νῦν δὲ κατεμοῦσι· τάχ', εὖ γὰρ οἶδ', ὅτι κ' ἐς σὲ καταχέσουσιν:

Von welchem der vielen Ungethüme soll man hier zuerst reden? Die stolpernden Verse, die gehäuften, an jederley Stelle stehenden Anapäste, die stumpfsinnige Aenderung des νυνί in νῦν, alles das verschwindet vor dem Uebrigen; vor der nach τάχα, wo sie unentbehrlich ist, gelöschten, und nach εὖ eingeflickten Verbindung; vor dem barbarischen κ' ἐς; vor dem ἐς σὲ in Verbindung mit κατα-, und als Variation des vorhergehenden σοῦ; und endlich vor der Veränderung von καταχέσονται (vermuthlich -οῦνται), weil er diess Futur für ein wahres Medium hält, in καταχέσουσιν. — Hier fällt uns unwillkürlich das Bartscheren wieder ein, das dort eben so getrieben werden soll, und mitfühlend stimmen wir jetzt ein in die Klage. — *Ephipp. ap. Athen.* 14, p. 642.: καὶ μετὰ τὸ δεῖπνον κόκκος, ἐρέβινθος, κύαμος, χόνδρος, τυρός, μέλι, σησαμίδες, βράχος, βρυγμός, μνοῦς, πυραμίδες, μῆλον, κάρυον, γάλα, καννάβιδες, κόγχαι, χυλός, Διὸς ἐγκέφαλος. Wer diese an ein Paar Stellen verdorbenen Anapäste sieht, und nur etwas Sinn für komische Sprache hat, sieht auch sogleich, dass jede Emendation, wodurch zwischen diese parallelen Namen auch nur das Mindeste, sey es Partikel oder Zusatz, einträte, nicht echt seyn kann. Hrn. *A.* irrt es nicht, dass er zwey Namen umstellen und dann doch noch ein τέ einschalten muss, um diese elegante Verbindung heraus zu bekommen:

καὶ μετὰ δεῖπνον
κόκκος, κύαμός τ', ἐρέβινθος,
χόνδρος u. s. w.

Dann macht er aus βράχος, βρυγμὸς einen Genitiv zu dem Vorhergehenden: βραχέος, βρυγμοῦ „Sesamkörner (es sind Kuchen), die sich leicht zerbeissen lassen"; fürwahr ein Zusatz, welcher einer Unterbrechung der komischen Litaney werth war! Uebrigens werden alle Gerichte hier mit einer Hrn. *Voss* nachgeahmten häuslichen Erfahrung und Zuversicht erklärt; und weil auch μνοῦς ganz unbekannt ist, so räth er endlich gar dafür auf χνοῦς, worunter vielleicht *Quitten und Pfirschen verstanden würden*, auf denen bekanntlich ein χνοῦς (*lanugo*) sitze. — Der Himmel bewahre uns, dass wir jeden braven Schulmann, der ein Programm giebt, wie er es nun eben hat, und dessen Verdienste, womit er seine Schwächen aufwiegt, wir nicht kennen, so vor das grössere Publicum ziehen sollten. Wer unsere Schulen nicht lieber ganz entblösst sehen will, muss Duldung üben gegen solche, die als Gelehrte weit unter dem Mittelmässigen stehen. Aber wenn ein solcher so ganz sich verkennt, dass er mit dem Tone eines Exerziermeisters unter Deutschlands Philologen schalten will, dann ist es verdienstlich, die Augen des Publicums auf die Stufe zu richten, worauf der Schreyende steht. Rec. darf also offen erklären, dass es ihm nicht darum zu thun war, das Publicum mit dieser Schrift, sondern mit diesem Autor bekannt zu machen. So griff er nach einem zweyten Stück, weil ihm diess zur Hand war, unbekümmert um das Erste, das er nie gesehen; und darum sprach er vollständiger von einem Programm, als man je thut von einem dicken Buche.

GESCHICHTE.

Ohne Druckort: *Ein Wort über das Verhältniss des Sächsischen Kabinets zu den Hohen verbündeten Mächten im Frühling und Sommer* 1813. 16 S. 8.

Die angehängten Briefe des Königs von Preussen an den König von Sachsen und dessen Antworten geben dem Ganzen ein öffentlich beglaubtes Ansehen, als wenn es unter Bevollmächtigung der Hohen Verbündeten erschienen wäre; wenigstens können die abgedruckten Briefe, die wohl nicht leicht in fremde Hände kommen mochten, diess glaublich machen. Die einleitenden Worte sind hart, aber — wahr: Sachsens früher so geliebter und geehrter König hat, aus bestem Willen, wohl für sein Volk zu sorgen, sein Volk sehr sehr übel berathen, und die deutsche Freyheit in grosse Gefahr gebracht. Wir wollen aber auch sagen: Gott behüte einen jeden guten Herrscher vor einer solchen verzweifelten und verwickelten Lage, als die war, in der sich Sachsens König im Mai 1813 befand. Wie stechen übrigens die Briefe des Königs von Sachsen gegen das vertrauensvolle, biedere Schreiben des Königs von Preussen ab?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1814.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Göttingen, b. Dieterich: *Sammlung einiger wichtigen Actenstücke, welche sich aus der Zeit der Existenz des Königreichs Westphalen herschreiben und die zur anhebenden Gesetzgebung in finanzieller Rücksicht*, sowohl im Allgemeinen für alle diejenigen Provinzen, welche dazu gehörten, als insonderheit in Ansehung des Kurfürstenthums Hessen-Cassel *dienen möchten.* Von dem ehemaligen Präfecten des Werradepartements und Staatsrathe, *Friedrich Ludwig v. Berlepsch.* 1814. 8. (12 gr.)

Die öffentlichen und geheimen Leiden, welche der Versuch erzeugt hat, in Westphalen eine französische Colonie zu stiften, rechtfertigen die allgemeine Erbitterung, womit nun alles Westphälische betrachtet wird; und enthielte das neue Gebot, welches den bedrückten Völkern verkündigt wird, auch nichts weiter, als die Worte: keine geheime Polizey, keine Waareninquisition; so würde es überall mit Begeisterung angenommen werden; aber läugnen läfst sich überdiess nicht, dass die französische Verfassung und Verwaltung sich immer mehr dem chinesischen Wesen, selbst in dem Isoliren, welches das Continentalsystem bewirkte, näherte; die von Arnould so sehr gepriesene jährliche Steuerbewilligung (*le vôte libre et annuel.*) ward zum leersten Etikettenwesen, und die Tabaksregie, wodurch 20000 Familien um ihren bisherigen Erwerb kamen, gieng z. B. ohne Widerspruch durch, obgleich sich auf den ersten Blick vorhersehen, und ohne Mühe beweisen liess, dass der berechnete Ertrag von 80 Millionen dadurch nicht würde erhalten werden; welches die Regierung selbst, nachdem das Unglück geschehen war, vor der gesetzgebenden Versammlung im Februar 1813 eingestehn musste; auch war man in der arithmetischen und mechanischen Formelnsucht so weit gekommen, dass der Minister des Innern derselben Versammlung am 25sten Februar den gesammten Nationalwohlstand durch lange Zahlreihen angab, in welchen Runkelrüben und Waid besonders ausgezeichnet waren. Dessen ungeachtet würde die Behauptung zu gewagt seyn, dass durch die Arbeiten der geistreichen und edeln Männer (wovon in diesen Blättern bey Gelegenheit der Anzeige von *Turgot's* Leben gehandelt ist), die in Frankreich die neue Ordnung gründen halfen, durchaus *nichts* Gutes gestiftet und alles Gute, was etwa gestiftet, seitdem völlig vertilgt sey. Wenigstens, wird der entschiedenste Gegner, in Beziehung auf Westphalen, der Meinung des Hn. *v. Berlepsch* beypflichten müssen, womit er den Vorbericht seiner Sammlung anfängt, nämlich: „dass die *genaueste* und *vollständigste Kenntniß* desjenigen, was in den verflossenen sechs bis sieben Jahren in denjenigen Provinzen, welche das Königreich Westphalen ausmachten, als *Zwangs*-Vorschrift gegolten hat, der anhebenden Gesetzgebung, vorzüglich in finanzieller Rücksicht durchaus *nothwendig* und ganz *unentbehrlich* sey." Wobey denn doch auch nicht zu übersehn ist, dass bis zum J. 1811 bey dem westphälischen Finanzwesen, *im Allgemeinen* ein bestimmter Plan vorschwebte, wie aus dem Werk des jetzigen preuss. Finanzministers *v. Bülow: administration des finances du royaume de Westphalie en* 1808., so wie aus dem Ineinandergreifen der Finanz-Anstalten hervorgeht, wenn man diejenigen davon ausnimmt, welche in den Händen des Hofgesindes waren, und die fehlerhafte Ausführung von plumper, oder störrischer Hand nicht auf Rechnung des Plans schreibt. Hr. *v. B.* läfst daher die Frage ununtersucht: „ob alles schlecht und verwerflich geachtet werden müsse, oder ob es nicht etwa durch eine fehlerhafte Anwendung diesen Namen mit Recht verdient habe;" weil man für diese Untersuchung noch zu leidenschaftlich und daher die gröfste Vorsicht anzuwenden sey, *„um den Unterthanen nicht mehr zu schaden als ihren Vortheil zu bewirken."* Statt dieser Untersuchung wirft Hr. *v. B.* 24 Fragen auf, wovon fast jede eine der Hauptwunden der westphälischen Länder andeutet. Die *erste* ist: Wird die Grundsteuer, so wie sie nach dem Gesetz vom 21. August 1808 und im J. 1811 erhoben ist, in denjenigen Provinzen erhalten werden, wo sie gar nicht oder nur theilweise üblich war? *Zweyte* Frage: Müssen die Bestimmungen des Decrets vom 31. May 1812 und der folgenden Decrete: die Grundsteuer betreffend, aufgehoben werden? das erstere erhöhte die Grundsteuer auf ⅕ des Ertrages, *nach der von Sachverständigen unter Leitung der Steuerbeamten vorgenommenen Abschätzung*, wie es in dem Decret heisst; und ohne dass bey dieser Abschätzung auf die gutsherrlichen Lasten Rücksicht genommen wäre. Die belasteten Höfe wurden also wie Freygüter besteuert. Nun sind aber häufig die *neuern* Erbzinsen der höchsten Geldpacht gleich, und also die Folgen leicht vorauszusehen, die es haben muss, wenn der Erbzinsmann neben dem höchsten Pachtgelde seines Gutes *diese* Grundsteuer entrichten soll; welche durch die nachfolgenden Decrete von ⅕ auf ¼ des Ertrages erhöht ist. Einen Abzug der Steuer an

an den Gefällen, gestatten die Decrete übrigens nur als Ausnahme, und selbst in dem Falle, dafs sie ihn gestatten, läfst sich nicht ausmitteln, *wie viel* an Steuer von dem Gutsherrn vergütet werden mufs. Die weitere Ausführung dieser Behauptung würde jedoch hier zu weit führen. *Dritte* Frage: Soll neben der Grundsteuer eine Viehsteuer erhoben werden? *Vierte* Frage: Mufs nicht Meyer, Erbzins- und Lehenland in einen niedrigeren Steuersatz als Erbland gebracht werden? *Fünfte* bis *siebente* Frage: Wird die Grundsteuer der vormals befreyten Stände bleiben, oder ihre ehemalige Besteurung wieder eintreten? *Achte* Frage: Ist die Gewerbsteuer zu erhalten, oder sollen die Zünfte wieder hergestellt werden; *obgleich ihr Grundvermögen veräußert und ihnen nur Schulden geblieben sind? Neunte* Frage: Wird die persönliche Angabe beybehalten, da das Decret vom 22. December 1811 nicht mehr pafst? *Zehnte* Frage: Müssen die Consumtionssteuern nach dem Decret vom 6. März 1810 neben der Grundsteuer beybehalten werden oder nicht? *Eilfte* Frage: Nach welchem Maafsstabe mufs die Salzsteuer ferner erhoben werden, und sind die Preise dieses unentbehrlichen Bedürfnisses nicht wieder solchergestalt herzustellen, wie sie *resp.* in dem J. 1803 (der Besitznahme des Hannöverischen) und vor dem 1. Nov. 1806 existirten? *Zwölfte* Frage: Ist das Decret vom 28. Junius 1812 welches einen neuen Tarif für die Stempelsteuer enthält, und eine Zusammenschmelzung des franz. Enregistrements mit dem königl. preufs. Reglement vom 17. Sept. 1800 ist, zu erhalten oder gänzlich umzuändern? *Dreyzehnte* Frage: Kann der jetzige Holzpreis bleiben, oder müssen die Holzpreise nicht wieder bestimmt werden, wie sie vor dem 1. Nov. 1806 gesetzlich und herkömmlich waren? *Vierzehnte* Frage: Sind die gegenwärtigen Post- und Weggelder zu erhalten oder zu mäfsigen? *Funfzehnte* Frage: Ist der Werth der Naturalrequisitionen nicht den Unterthanen entweder baar zu vergüten, oder ihnen bey Steuer- und Abgabenentrichtung zu gute zu rechnen? *Sechszehnte* Frage: Müssen die veräufserten Domänen als Staats-Eigenthum nicht zurückgefodert werden, mit oder ohne Entschädigung der Käufer; und wenn sie in Besitz bleiben, mit oder ohne Nachzahlung auf den Kaufpreis? *Siebzehnte* Frage: Wie wird es mit den Capitalien werden die von dem König von Westphalen mit beträchtlichem Erlafs, entweder baar eingezogen, oder in dritte Hände gebracht sind? *Achtzehnte* Frage: Wie wird die Frage über die Zurückfoderung der veräufserten Klöster und des am 1. Dec. 1810 eingezogenen geistlichen Guts entschieden werden? *Neunzehnte* Frage: Wohin werden die Einkünfte des Ordens der W. Krone fallen und wie werden sie verwandt werden? *Zwanzigste* Frage: Wie wird es mit den Gütern des deutschen Ordens werden? *Einundzwanzigste* Frage: Wird der Staatsgläubiger, der seine alte Obligation oder die dafür erhaltene Westphälische beybringt, den vollen Capital- und Zinsenbetrag erhalten; kann der Cessionar gleichfalls auf diesen vollen Betrag Anspruch machen, oder mufs er sich vielmehr mit dem auf ⅓ reducirten Betrag begnügen, es sey denn, dafs er beweise, dafs er sie zu einem höheren Werth bezahlt habe? Bey dieser Frage scheint in dem Fall, dafs die alten Landesschulden mit den rechtmäfsigen Landesherren auch wieder in ihre alten Rechte treten, ein Mittelweg offen, welcher den Unterschied verschwinden läfst, der sonst zwischen den Gläubigern bleiben würde, die ihre Obligationen verkauft und denen die sie nicht verkauft haben. Es könnte zu dem Ende folgendermafsen verfahren werden: Die Rechnungen ergeben, wer im J. 1807 Eigenthümer der alten Obligationen war. Nimmt man nun dieses Jahr zum Richtjahr an, und fodert alle diejenigen, welche damals Eigenthümer waren, oder die Erben derselben auf, neue Obligationen in Empfang zu nehmen, so bringen sie *entweder* die Westphälische herabgesetzte Obligation, und erhalten in diesem Falle eine neue Obligation nach alter Form und Ordnung, *oder* sie bringen die westphäl. Obligation nicht, und dann erhalten sie nur eine Obligation über ⅔ des ursprünglichen Betrages, indefs der Besitzer der herabgesetzten W. Obligation eine neue auf das bleibende ⅓ erhält. Diese Maafsregel erfodert zu ihrer Ausführung nichts weiter, als dafs die Rechnungsbücher in guter Ordnung sind, und umgeht die Einlassung in den verwickelten Obligationsverkehr, der seitdem stattgefunden hat; sie stellt die alten Gläubiger sich völlig gleich, und giebt denen die aus Noth ihre Obligationen verkauft haben, *den* Theil des Vermögens wieder, den sie *nicht* verkauft haben. Indefs bezieht sich diese Maafsregel nur auf die Handhabung der *erfolgten* Bestimmung über die Landesschuld und nicht auf *diese* Bestimmung selbst, welche von einer weit höhern Wichtigkeit für Treu und Glauben, für die öffentliche Moralität, und für das, ohne was kein Staat gedeihen kann, für den Credit des Landes ist. Die Folgen der Herabsetzung der W. Schuld sind öffentlich nicht so bekannt geworden; aber wer war im Innern der Familien nicht Zeuge von Thränen und Verwünschungen darüber, so wie von den tausendfältigen Entsagungen, Einschränkungen, Verwirrungen und Zerrüttungen wozu sie Anlafs gab! und aus welchem Grunde? wahrlich das wird wohl niemand befriedigend beantworten können. Zurückgezahlt konnte und sollte das Capital nicht werden, das war schon hinlänglich in dem Gesetz vom 17. Julius 1808 Art. 3. gesagt, und auch nachmals von der verheifsenen Verloosung nie weiter die Rede gewesen. Wozu also herabsetzen, was man nicht zu bezahlen brauchte, und was daher keine Last seyn konnte; und wie kam man zu der Herabsetzung gegen das Beyspiel von Frankreich, welches ausdrücklich durch den 115ten Art. des Decrets vom 18. October 1810 die holländische Schuld, *dem Capitalwerth nach*, hatte fortbestehen lassen!! Die Herabsetzung des Capitals war ein tückischer Bankerott, der dem Schuldner nicht die mindeste Erleichterung, den Gläubigern aber unsäglichen Schaden, und zwar aus dem entgegengesetzten Grunde brachte, aus welchem die plötzliche vollständige Zurückzahlung der Staatsschuld ihre Nachtheile haben wür-

würde, wie Lord Lauderdale ausführlich beweist: denn so wie durch diese Rückzahlung dem Verkehr mehr Capital, als er aufzunehmen vermöchte, würde gegeben werden; so ward ihm durch die Herabsetzung ein Capital das in alle Zweige des Verkehrs tief verflochten war, entzogen. Aus diesem Grunde würde auf gleiche Weise sogar die blosse Aufhebung der Herabsetzung, ohne bestimmte Aeusserung über die Rückzahlungsart, in den bürgerlichen Verhältnissen von den wohlthätigsten Folgen seyn. Uebrigens sind die Landescassen die natürlichsten Niederlagen für alles baare Geld, das der Verkehr nicht braucht, und sie können hieher rechnen, dass sie dasjenige, was sie an der einen Seite zurückzahlen, von der andern Seite wieder erhalten; wenn diese natürliche Ordnung nicht gewaltsam durch die Verleugnung des öffentlichen Rechts und der *Staatsmoralität* (wie die Engländer im Gegensatz zu der Handlungsweise des *spoiled child of fortune* sagen) gestört, und das Geld zum Lande hinausgejagt wird. — Die *zweyundzwanzigste* Frage betrifft das Schicksal der Beyträge zu den gezwungenen Anleihen; wozu man denn noch wohl das Heer von Scheinen für Lieferungen aller Art, so wie die rückständigen Verwaltungskosten rechnen dürfte. Eine ganz besondere Rücksicht scheinen aber die baar geleisteten Cautionen der Rechnungsführer zu verdienen. *Dreyundzwanzigste* Frage: Wie wird es mit den Bestimmungen über die Ablösung der Dienste und Gefälle; und endlich die *vierundzwanzigste* Frage: Wie wird es mit den abgelösten Diensten und Gefällen? Die vorletzte Frage betrifft einen Gegenstand der für alle deutsche Staaten von grosser Wichtigkeit ist: seitdem der Streit zwischen der altdeutschen Bauerverfassung und der neuen Rentenverfassung von Seiten der Regierungen hat entschieden werden sollen; und es wäre zu wünschen, dass nun über diesen Gegenstand (so wie über die übrigen Verhältnisse der deutschen Völkerschaften, welche nicht von Quadratmeile zu Quadratmeile verschieden seyn können, sondern sich im wesentlichen gleichen müssen) eine gemeinschaftliche Bestimmung erfolgen, und wenigstens in der Hauptsache Gleichmässigkeit bewirkt, bis dahin aber darüber nicht verfahren werden möchte. Es ist aus der Geschichte bekannt, dass Deutschland mit Hülfe der Bauerverfassung angebaut wurde, und die Staatswirthschaft lehrt, dass diese Verfassung durch den Geldverkehr allmählig aufgehoben wird. Die Frage ist daher eigentlich: soll die Regierung diese Aufhebung gebieten, oder, unbeschadet bestehender Rechte, nur begünstigen. In Preussen entschied sich das Landrecht 1790 mit Strenge für die Erhaltung der Bauerverfassung; im J. 1811 ward aber eine Commission niedergesetzt, um alle grundherrlichen Gefälle durch Abkauf oder Abtretung von Grundstücken ablösen zu lassen. Der Krieg wird diese Arbeit unterbrochen haben. Die Gesetzgebung im Rheinbunde entschied sich, selbst in den Ländern wo der Code Napoleon nicht galt, für ihre schleunige Abschaffung; das österreichische Gesetzbuch von 1812 liess die Verfassung bestehen, begünstigte aber ihre Abänderung. Von allen Seiten scheint also eine gegenseitige Annäherung vorbereitet zu seyn.

So ausführlich die Anzeige über den Vorbericht gewesen, eben so kurz kann sie über die *vier* Actenstücke selbst seyn. Die Absicht welche Hr. *v. B.* bey ihrer Bekanntmachung hat, ist oben angegeben. Er verbindet damit aber eine zweyte, welche hier um so mehr ihren Platz verdient, da viele verdiente Männer mit ihm in gleicher Lage sind. Er sagt S. 6.: „Ich lege jene (Actenstücke) dem Publicum zugleich in der Absicht vor, um zu zeigen, wie ich mich als ehemaliger westphälischer Staatsdiener betragen habe. Diese Rechenschaft möchte man seinen deutschen Mitbürgern um so mehr schuldig seyn, als manchem Biedermann der Vorwurf gemacht wird, warum er in W. Staatsdienste getreten sey. Ein Vorwurf der vielen Subjecten nur die Wahl übrig gelassen haben würde, entweder zu verhungern, oder auf verschiedene Art lästig zu werden. Hat ferner ein jeder Eingeborner oder Begüterter nicht Pflichten gegen sein Vaterland, vorzüglich in Zeiten allgemeiner Noth, zu erfüllen? Verändert sich diese auch wohl dadurch, entweder, wenn ein Regentenwechsel statt findet, oder der rechtmäsige Fürst durch eine Gewalt, der man nicht wiederstehen konnte, verhindert worden ist, sein Regentenamt zu verwalten? dient man ihm endlich nicht, wenn man von dem Vaterlande entweder Schaden abzuwenden, oder ihm Vortheil zu verschaffen sich bemüht?"

Das *erste* Actenstück ist ein Bericht des Hn. *v. B.* an den Minister des Innern vom 17. Januar 1809 die *Kosten des Werradepartements und ihre Aufbringung* betreffend. Nach französischen Grundsätzen sollten, *neben* den öffentlichen Steuern, die Ausgaben für die Departementalverwaltung, für die Rechtspflege, für die Gefängnisse und Wohlthätigkeits-Anstalten, für das Kirchen- und Schulwesen, von dem Departement aufgebracht werden. Hr. *v. B.* verweist mit Freymüthigkeit wegen des beträchtlichsten Theils dieser Ausgaben auf den Staatsschatz, und beweist, dass der übrige Theil *nicht allein* auf die Grundsteuer gelegt werden könne. „Sollen die Departementalkosten," heisst es S. 54., „nach dem Grundsatz erhoben werden, welchen Ew. mir bekannt gemacht haben, so werden sie beynah alle diejenigen Steuern aufwiegen, welche man unter dem vorigen Gouvernement entrichtete. Dann ist aber die gute Stimmung auf ewig dahin, und allgemeine Unzufriedenheit wird ihre Stelle einnehmen. Diese Idee macht mich zittern." Die Wirkung dieses Berichts war, dass die Aufbringung dieser Kosten, neben den öffentlichen Steuern, unterblieb.

Das *zweyte* Actenstück ist gleichfalls ein Bericht des Hn. *v. B.* in seiner Eigenschaft als Präfect des Werradepartements an den Finanzminister vom 22. März über die *Personalsteuer*, die darin „eine ganz neue Erscheinung in der Steuer- und Finanzgeschichte der europäi-

ropäi-

ropäischen Staaten" genannt wird. Sie war blofs nach der Bevölkerung auf die Departemente vertheilt, und fiel, in ihrer Vertheilung, mit solcher Last auf die ärmeren Einwohner, dafs sie, durch alle Zwangsmittel nicht aufgebracht werden konnte. Dieses behauptete Hr. *v. B.*, und bestätigte nachmals die Erfahrung. Sie war eine der Veranlassungen des Aufstandes im Jahr 1809.

Das *dritte* Actenstück ist eine *Vergleichung der hessischen und westphälischen Staatsgefälle*, welche Hr. *v. B.* „dem ehemaligen König von Westphalen durch den Chef der hohen Polizey, um diese gefährliche Anstalt doch zu etwas Gutem zu benutzen" unterm 8. May 1809 hat vorlegen lassen. Er sagt in der Schlufsbetrachtung: „Eben so offen liegt vor Augen, dafs das neue Finanzsystem noch drückender ist, als das vorige. — Sie (die Unterthanen) müssen die Steuerzahlungen einstellen, oder, wenn man sie dazu nöthigen will, so müssen sie das Capital angreifen, dessen Verminderung ohnehin schon durch manche besondere Steuern besonders beabsichtigt wird. Diese Verminderung des Nationalkapitals aber wirkt, wie die Verschwendung, und die Verschwendung bringt den Bankrott, und der Nationalbankrott bringt unabsehbares Unglück hervor."

Das *vierte* Actenstück ist die Reclamation des Hn. *v. B.* an den Präfecturrath, wegen der *Erhöhung der Grundsteuer von seinem Hause zu Cassel*, unterm 29. März 1813. Er verbreitet sich darin über die Geschichte der westphälischen Grundsteuer, beschreibt die mannichfaltigen Lasten, welche auf den Haus-Eigenthümern zu Cassel ruhen, vergleicht ihren Zustand in den Jahren 1806 und 1813, und läfst hierauf seine Beschwerden gegen die Generalsteuerdirection wegen der erhöhten Grundsteuer seines Hauses folgen. Die Generalsteuerdirection war seit dem 16. April 1811 mit dem Finanz-Ministerio verbunden. Die Beschwerde gegen jene traf also zugleich den Finanz-Minister; und dahin deutete auch schon der Eingang der Reclamation. „Ich kann jedoch nicht unbemerkt lassen, dafs ich mit einer nicht gewöhnlichen Delicatesse und Resignation gesucht habe, in den Stand gesetzt zu werden, die Reclamation zu unterlassen. Mein Bemühen ist aber fruchtlos geblieben. Ich mufs daher, eingedenk meines mehr als einmal abgelegten Eides dem König und der Constitution treu und gehorsam zu seyn, nunmehr den verfassungsmäfsigen Weg wandeln, den mir die wahre Ehrerbietung gegen den Gesetzgeber befiehlt, die sich nicht durch Phrasen und Schmeicheleyen, sondern lediglich durch die genaue Befolgung des Gesetzes an den Tag legt — den mir meine Abneigung gegen alle ministerielle Eigenmacht und gegen die Willkür, deren sich die Vollstrecker der königl. Gesetze schuldig machen, gebietet, und der meiner constitutionellen und consequenten Denkart und Handlungsweise eigen ist." Die Beschwerde selbst beruhte auf der Abweichung von den gesetzlichen Vorschriften bey der vorgenommenen Steuererhöhung; diese Abweichung gründete sich aber auf ministerielle Instructionen, und so traf die Beschwerde auch, ihrem Wesen nach, den Finanz-Minister; von welchem Hr. *v. B.* am Schlufs sagt: „Bey aller Ehrerbietung, welche ich seiner Stelle schuldig bin, erlaube ich mir dennoch, — die freymüthige Aeufserung, bey welcher mir die bereits gemachte Erfahrung zur Seite steht, dafs er sich durch seinen Diensteifer, die Einnahmen des öffentlichen Schatzes zu vermehren, und sie zu sichern, manchmal zu weit führen läfst." Eine solche Reclamation mufste Folgen haben, und sie hatte auch Folgen. Eine Rechtfertigung des Steuerverfahrens, oder dessen Untersuchung? Nein. Die Folge war, dafs Hr. *v. B.* aus der Liste der Staatsräthe gestrichen wurde.

Die Verfolgung und Würdigung der Gründe, worauf diese Beschwerde sich stützt, erlaubt der Raum dieser Blätter nicht. Wir beschränken uns daher auf die Bemerkung, dafs die Reclamation des Hn. *v. B.* ein sehr schätzbarer Beytrag zu der Geschichte der westphälischen Grundsteuer ist; deren unermefslicher Einflufs, auf den Werth der Güter, und auf den Wohlstand der achtungswerthesten Familien und ihrer spätesten Nachkommen, wünschen läfst, dafs nunmehr das Verfahren bey dem gesammten Grundsteuerwesen aus seinem bisherigen Dunkel gezogen und der Welt vor Augen gelegt werden möge. Den Nutzen einer solchen Arbeit mag zum Beschlufs der ehrliche Necker beschreiben. „*On ne tarde pas à reconnaitre que les idées générales ne seraient elles-mêmes que des abstractions inutiles sans la certitude des details. Cette dernière science est tellement indispensable et pour projeter et pour agir, qu'on ne parait qu'un enfant précoce, lorsqu' avec l'esprit seul on prétend diriger des affaires aussi compliquées que celles des finances; et l'homme de genie qui s'estimait capable de gouverner le monde et qui croyait n'avoir à deployer que ses ailes, est arrêté dès son premier essor par les difficultés d'exécution qu'il n'a pas su connaitre; il avait développé le plus beau système, on oppose des faits à sa théorie et elle plie comme un arbrisseau sans appui: les subalternes qui épient les talens et les facultés d'un ministre, et qui en ont bientôt tracé le circuit, ne tardent pas à devenir ses maitres, s'ils apperçoivent qu'il ignore les details ou qu'il les prend en haine; car il depend d'eux alors de lui présenter, et les objections véritable et toutes celles encore qu'on le croit incapable de resoudre.*"

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1814.

NATURGESCHICHTE.

Halle, b. Hendel: *De piscium cerebro et medulla spinali.* Dissertatio inauguralis, quam consensu illustris facultatis medicae halensis p. e. s. *A. Arsaky Epirota*, Med. et Chir. Doctor. 1813. 46 S. 4. m. 3 Kpft.

Der Vf., wie sich aus der Einleitung ergiebt, ein Schüler und Freund des Hrn. Prof. *Meckel*, begleitete diesen auf einer Reise nach Neapel, welche er im Frühling des Jahres 1812 unternahm, und wählte auf dessen Anrathen das Gehirn der Fische zum Gegenstande seiner Inauguraldissertation. Ungeachtet derselbe Gegenstand schon durch Gelehrte vom ersten Range, namentlich *Willis*, *Collins*, *Camper*, *Heller*, *Vicq d'Azyr*, *Monro* und *Cuvier*, bearbeitet worden ist, gebührt Hrn. *Arsaky* doch der Ruhm, die Kenntniss desselben bedeutend vervollkommt und den schon vorhandenen Entdeckungen mehrere höchst interessante zugefügt zu haben.

Der Hauptgegenstand ist zwar das Gehirn der Fische, allein ausserdem finden sich im Eingange mehrere wichtige Beyträge zur Geschichte des *Rückenmarkes* derselben. In Beziehung auf die Grösse dieses Organs fand der Vf. die von seinem Lehrer gelieferte Angabe, dass es sich durch die ganze Wirbelsäule erstrecke, in allen von ihm untersuchten Fischen, mit Ausnahme von zwey Arten, dem *Froschfisch (Lophius piscatorius)* und dem *schwimmenden Kopfe (Tetrodon mola)*, bestätigt. Der letztere entfernt sich sogar mehr, als irgend ein Säugthier oder Reptil, von der Regel, indem das Rückenmark kaum den fünften Theil der *cauda equina* beträgt, und kürzer, als das Gehirn ist. Uebrigens reicht, nach *Meckel's* von dem Vf. angeführten Untersuchungen, auch bey mehrern Säugthieren das Rückenmark bis zur Mitte des Heiligbeins herab, so dass also die Bildung, welche den meisten Fischen zukommt, nicht bloss ihnen und den Vögeln eigenthümlich ist. Die äussere Form des Rückenmarkes ist meistens einförmig, conisch. Doch macht hiervon der Anfang des Rückenmarkes bey den Triglen eine merkwürdige Ausnahme, indem er in seinem obern Theile in fünf beträchtliche, deutlich von einander getrennte, den ersten Nervenpaaren correspondirende, von den *Cuvier'schen* hinter dem Gehirn liegenden Knoten sehr deutlich verschiedene Knotenpaare angeschwollen ist. Etwas Aehnliches findet sich, aber viel weniger deutlich, beym *Tetrodon mola*. In Hinsicht auf die innere Form bemerkt der Vf., dass er immer das Rückenmark der Fische durchaus hohl, und die Höhle weiter, als bey den Säugthieren fand, wo er sie indess, jedoch mit Ausnahme des Menschen, beständig antraf. Vorzüglich weit ist sie beym Zitterrochen, wovon er den Grund in der Anwesenheit der elektrischen Organe zu finden glaubt, deren starke Entwicklung das Zurückbleiben des Rückenmarkes zur Folge hatte. Den Ursprüngen der Wirbelnerven fehlt der Knoten, und sie verlaufen auch ausserhalb der Wirbelsäule eine Strecke weit von einander getrennt.

Das Gehirn scheint bey einigen Fischen früher, als bey andern, das Maximum seiner absoluten Grösse zu erreichen; namentlich bey solchen, wo die verhältnissmässige Grösse noch unbedeutender ist, als gewöhnlich. Die Knoten, aus welchen das Gehirn besteht, werden, nach *Gall's* Methode, so beschrieben, dass mit den hintersten der Anfang gemacht wird. Die Grösse des hinter dem kleinen Gehirn liegenden Paares variirt bedeutend. In mehrern Fischen fehlen sie sogar ganz. Meistens sind sie unter einander durch eine Brücke verbunden, welche den vierten Theil der fünften Hirnhöhle bedeckt. Beym *Karpfen* liegt zwischen beiden ein einfacher mittlerer Knoten. Bey *Mullus surmuletus* sind sie in einer weit grössern Strecke unter einander verbunden, als gewöhnlich, und diese Brücke ist in ihrem hintern Rande in zwölf sehr ansehnliche Knoten angeschwollen. Merkwürdig ist die ausserordentliche Grösse dieses Knoten beym *Zitterrochen*, dessen Hirn sich vorzüglich durch diesen Umstand von dem aller übrigen Rochen und Haifische unterscheidet, und die mit der starken Entwicklung der zu den elektrischen Organen gehenden Nerven vom fünften und achten Paare zusammenhängt. Ueberhaupt entspringt nicht bloss der fünfte Nerv, wie *Cuvier* angiebt, sondern vorzüglich der achte, aus diesem Knotenpaare. Das kleine Gehirn ist nicht allgemein, wie *Cuvier* angiebt, unpaar, sondern hat fast in allen, von dem Vf. untersuchten Fischen zwey seitliche Anhänge. Nur bey fünf bis sechs Arten fehlten sie. Wo sie sich finden, ist indessen fast immer der mittlere, unpaare Knoten bey weitem grösser, als die seitlichen. Dieser ist fast, jedoch nicht durchaus immer, nach hinten, bey den *Scombern* und davon abgetrennten Geschlechtern, so wie gewissermassen auch bey den *Rochen* und *Haifischen*, wozu Rec. auch den *Wels* setzen kann, nach vorn umgebogen. Bey den *Rochen* und *Haifischen* ist es, nach des Rec. Untersuchungen, eigentlich richtiger, zu sagen, dass sich das kleine Gehirn sowohl nach vorn, als nach hinten wendet; eine Bildung, welche sich in den beiden ersten Wirbelthierclassen Statt fin-

findenden weit mehr, als die allgemeine Fischbildung, nähert, und mit welcher auch die übrige Anordnung des kleinen Gehirns in diesen Geschlechtern übereinstimmt, deren Beschreibung eine Menge höchst interessanter Thatsachen enthält, wodurch sowohl die allgemeine Geschichte des kleinen Gehirns in diesen Geschlechtern vervollständigt, als auch dargethan wird, dass sich merkwürdige specifische Differenzen finden, welche die selbst von *Cuvier* gegebene allgemeine Beschreibung desselben einschränken.

Die vor dem kleinen Gehirn liegenden Anschwellungen bilden in den meisten Fischen den am meisten zusammengesetzten Theil des Gehirns. Mit Ausnahme des einzigen *Zitterrochen* sind sie immer hohl. Ihre Wände bestehen meistens aus drey, sehr leicht von einander trennbaren Platten, einer mittlern grauen, einer äussern und innern markigen. Die leichte Trennbarkeit dieser Platten giebt dem Vf. Gelegenheit, seine Meinung über die *Döllinger*sche Darstellung der Entwicklung des rechten Ventrikels aus dem linken im Fischherzen zu äussern. Bekanntlich schliesst Hr. *Döllinger* aus der, seiner Behauptung nach, bey den Fischen allgemein Statt findenden, leicht zu bewirkenden totalen Trennung der äussern von der innern Muskelschicht, dass diese äussere der überall verschlossene, den linken Ventrikel, die innere Schicht, umgebende rechte Ventrikel sey, und dass man nun erst die Entwicklung des rechten Ventrikels in dem Thierreich kenne. Da beym Gehirn dasselbe Statt findet, so trägt der Vf. kein Bedenken, anzunehmen, dass jene leichte Trennbarkeit der verschiedenen Schichten der Muskelsubstanz des Herzens nur Resultate eines allgemeinen, durch den ganzen Organismus der Fische durchgreifenden Bildungsgesetzes sey, wovon auch die Bildung der übrigen Muskeln der Fische und mehrere andere Organe Ausdrücke seyen. Rec. ist völlig derselben Meinung, und führt noch gegen Hrn. *Döllinger* und für den Vf. an, dass es ihm 1) unter allen Fischen nur beym *Hecht*, und auch hier nicht immer, vorzüglich nicht bey ältern, gelang, die äussere Schicht von der innern ganz glatt zu trennen; und dass 2) die Entwicklungsweise des Herzens in den Reptilien und dem Embryo die Richtigkeit jener Ansicht eben so zweifelhaft macht, indem hier der rechte Ventrikel nicht auf die von Hrn. *Döllinger* angegebene Weise so entsteht, dass sich um den zuerst allein vorhandenen linken Ventrikel eine anfangs überall geschlossene Höhle legt, die sich etwa nachher in ihn öffnete, sondern gerade umgekehrt, der anfangs einfache linke Ventrikel an der Basis zu einer Verlängerung ausgezogen wird, die erst mit ihm durch eine Oeffnung (das *foramen in septo ventriculorum*) im Zusammenhange bleibt, und sich nur allmählig, durch Verschliessung dieser Oeffnung und dadurch bewirkte Vervollständigung der Herzkammerscheidewand, von ihm trennt.

Aus der sehr genauen Beschreibung der Anordnung dieses Hügelpaares ergiebt sich nicht nur, dass zwischen den Rochen und Haifischen auf der einen, und den übrigen Fischen auf der andern Seite, der von *Cuvier* schon angegebene Unterschied Statt findet, sondern dass auch unter den Grätenfischen bedeutende Verschiedenheiten in dem Grade der Zusammensetzung der in der Höhle derselben enthaltenen Gebilde vorkommen. Die einfachste Form, nächst den *Rochen* und *Haifischen*, kommt bey *Labrus*, *Mugil cephalus*, *Esox lucius*, *Zeus faber* vor. Darauf folgen die *Sparen*, *Cyprinen*, *Scombern*. Am zusammengesetztesten fand der Vf. die Anordnung bey *Sparus Raji* und *Sphyraena spet*. Im Allgemeinen sieht man deutlich, dass das Rückenmark sich auch bey den Fischen im grossen und kleinen Gehirn ausstrahlend entfaltet. Zu bemerken ist auch, dass nicht alle Knorpelfische einen so einfachen Bau haben, als die Rochen und Hayen, indem diese Organe bey Einigen ganz nach dem Typus der Grätenfische angeordnet sind.

Die Schleimdrüse findet sich immer, und ist sehr ansehnlich. Das hinter ihr an der Basis des Gehirns befindliche Hügelpaar ist nicht, wie *Cuvier* angiebt, immer hohl. Auch seine verhältnissmässige Grösse variirt bedeutend. Nur beym *Lophius piscatorius* vermisste es der Vf.

Das vorderste Hügelpaar ist häufig, seiner äussern Oberfläche nach, sehr ungleich und zusammengesetzt. Auch dieser Punkt, so wie seine verhältnissmässige Grösse, bietet bedeutende Verschiedenheiten dar. Bey einigen Arten hat dieses Hügelpaar nicht bloss eine sehr ungleiche Oberfläche, sondern es scheint auch der Länge nach in 3—4 eigne Anschwellungen, die mehr oder weniger von einander abgeschnürt sind, zu zerfallen. Als Ausnahme von der allgemeinen, durch *Vicq d'Azyr* und *Cuvier* aufgestellte Regel, dass diese Anschwellungen solide seyen, führt der Vf. einige *Hayfischarten* an, wo er es, so wie den aus ihm entspringenden Riechnerven durchaus hohl, indessen beide Hälften durch eine Scheidewand getrennt fand. In einem eignen Abschnitte handelt der Vf. von der Symmetrie des Fischgehirns. Die Pleuronarten bieten auch in dieser Hinsicht bedeutende Abweichungen von der allgemeinen Regel dar, sowohl was die Grösse, als die Lage und Richtung der verschiedenen Hirntheile betrifft; und es ist interessant, hier als Regel zu finden, was bey andern Thieren nur als höchst seltne Ausnahme auftritt.

In der Bestimmung der Bedeutung der verschiedenen Hirntheile weicht der Vf. von *Cuvier* und mehrern andern besonders insofern ab, als er, auf mehrere nicht unwichtige Gründe gestützt, das unmittelbar vor dem kleinen Gehirn liegende Hügelpaar nicht für die Hemisphären des grossen Gehirns hält, sondern den Vierhügeln vergleicht. Dagegen hält er das vorderste Paar nicht sowohl für Riechknoten, als für Hemisphären; und die hinter der Schleimdrüse liegenden Hügel nicht für die Sehhügel, sondern die zitzenförmigen Erhabenheiten. In der That redet dieser Ansicht der Umstand sehr das Wort, dass sich mit ihr am besten die Entwicklung des Hirns in der Thierreihe von den wirbellosen Thieren aus vereinigen lässt. Die vordern Tuberkeln haben offenbar

mit

mit den Hemisphären des Vogelgehirns die grösste Aehnlichkeit, und die Vierhügel der Vögel entsprechen sehr genau den Vierhügeln der *Rochen* und *Hayen*, die gleichfalls ohne innere Windungen sind. Dazu kommt, dass auf diese Weise auch die Analogie zwischen der Entwicklung des Gehirns im Embryo der Säugthiere und in der Thierreihe vergrössert wird, indem auch bey jenen die Vierhügel anfangs hohl und unter allen Theilen des Gehirns am grössten sind. Bey den Fischen, kann man annehmen, sind sie in ihrem Bau zusammengesetzter, als bey den höhern Thieren, weil sich die niedrigern Organe des Gehirns auf Kosten der höhern vollkommener entwickelt haben.

Aus der gelieferten Anzeige ergiebt sich, dass diese Streitschrift ihrem Vf. Ehre macht, indem sie offenbar mit Fleiss ausgearbeitet ist, und mehrere neue und interessante Thatsachen enthält. Die vorzüglichsten hat Rec. angeführt; doch einige andere, so wie mehrere physiologische Betrachtungen, zu welchen der Gegenstand Gelegenheit gab, weglassen müssen, um nicht zu weitläufig zu werden. Dessen ungeachtet sind noch zwey, freylich schwierige Punkte einer künftigen Arbeit über das Fischgehirn vorbehalten, die Untersuchung des innern Zusammenhangs der verschiedenen Theile desselben unter einander und die Ursprünge der Nerven. Letztern hat der Vf. hier gar nicht berücksichtigt, jenen aus hierländischen Fischen zwar sehr gut angegeben, jedoch auf fremde Arten dabey keine Rücksicht genommen, indem er ausdrücklich bemerkt, dass die Kürze der Zeit und die Nothwendigkeit, die Theile sogleich in Weingeist zu verfahren, es ihm unmöglich machten. Dass nicht die Kleinheit der Gegenstände die Schuld hat, beweist das Glück, womit er die Untersuchung an hierländischen Fischen anstellte.

Die Kupfer stellen in 67 Abbildungen das Gehirn der *Muraena conger*, des *Xiphius gladius*, *Gadus merlus*, *G. mustela*, *Uranoscopus scaber*, *Trachinus draco*, *Caepola taenia*, *Scorpaena rascassa*, *Zeus faber*, *Sparus Raji*, *Gobius*, *Pleuronectes solea*, *Sparus sargus*, *Sp. salpa*, *Sp. boops*, *Mullus surmuletus*, *Trigla lyra*, *Scomber trachurus*, *Squalus carcharias*, *Sq. zygaena*, *Sq. catulus*, *Raja oxyrynchus*, *R. torpedo*, *Tetrodon mola* dar.

München, in Comm. b. Lindauer: *Die Ordnungen, Familien und Gattungen der Reptilien*, als Prodrom einer Naturgeschichte derselben, von *Michael Oppel*, Adjunct der k. baierischen Akademie d. Wissensch. 1811. 86 S. 4. (9 gr.)

Wenn der Vf. im Anfang der Vorrede die Klasse der Reptilien unter diejenigen Zweige der Naturgeschichte stellt, welche man in unsern Zeiten nicht so sehr, wie die andern, zu vervollkommnen sich bestrebt hat; wenn er es als besondere Empfehlung seiner Arbeit ansieht, dass er sich in Paris dazu entschloss, wo sich die ganze Sammlung befindet, nach welcher *Lacépède* seine „klassische *histoire nat. des Quadrup. ovip. et des Serpens* geschrieben hat, ferner die vollständige Sammlung — wornach *Seba* seine — Abbildungen verfertigen liess," so muss diess den Kenner dieses Fachs ohne Zweifel sehr befremden, da für die Amphibiologie in neuern Zeiten verhältnissmässig sehr viel geschehen ist; da man sich nach *Lacépède's* nichts minder als klassischem Werke (wodurch er nur geringen Ruf als Naturforscher sich würde erworben haben, den der Graf erst durch spätere Arbeiten begründete) eine sehr ärmliche Vorstellung von der Pariser Amphibiensammlung machen muss, die erst durch *Latreille* und *Daudin* grösser erscheint, — und endlich dasjenige, was von *Seba's* Amphibiensammlung gesagt wird, auf einem wunderbaren Irrthume beruht: denn einen grossen, wahrscheinlich den grössten Theil derselben besitzt der Hr. Graf *Borke* auf Hueth, und viele Stücke desselben findet man zerstreut in Holländischen und Norddeutschen Kabinetten. Dieser Irrthum ist desto auffallender, weil, wie wir aus eigener vielfältiger Erfahrung wissen, die Sebaischen Abbildungen das Auszeichnende des Originals so treu ausdrücken, dass man bey der Vergleichung beider das letztere nie verkennen kann. Eben so sonderbar ist es, wenn Hr. *O.* seine Eintheilung der Amphibien in die drey Ordnungen: *testudinata*, *squamata* und *nuda*, S. 73. das „angenommene System *Klein's*" nennt, und die zweyte Ordnung, welche die *Sauriens* und *Ophidiens* **Brogniards** umfasst, „*squamata mihi*" und **Brogniards** *Cheloniens* und *Batraciens* „*Testudinata Klein*" und „*nuda Klein.*" überschreibt. *Klein* sah bekanntlich die Schlangen als eine eigene Thierklasse an, welcher er die Würmer beygesellte, und eben so vereinigte er die vierfüssigen Amphibien mit den vierfüssigen Mammalien. Hr. *Spix* war es, welcher in seiner vortrefflichen *Geschichte und Beurtheilung aller Systeme in der Zoologie* bemerkte: „Wollte man die Kleinische Methode in etwas berichtigen, so würden sich die Amphibien als *testudinata*, *squamata*, *nuda*, so ziemlich natürlich gruppiren, und die *Coecilien*, welche auf der Haut statt Schuppen kleine Poren, und die Rükkenwirbel platt, und eben so ziegelförmig auf einander liegen haben, wie Frösche und Salamander, würden die Schlangen mit den letztern eben so verbinden, wie es durch *Seps*, *Chalciden*, *Bipeden* u. s. w. zwischen Eidechsen und Schlangen geschieht." Das vom Vf. angenommene System ist also eine Idee des Hn. *Spix*, und die Benennungen der Ordnungen in dem Sinne des Vfs. gehören auch Hn. *Spix*, nicht dem Vf., nicht Klein, welcher auch die Krokodile unter die *Testudinata* stellte, und dessen *Nuda* alle übrigen vierfüssigen Amphibien umfassen. Dieser Mängel ungeachtet können die in der Vorrede angekündigten Beschreibungen und Abbildungen von Amphibien, wenn jene vollständig, beide getreu sind, und noch durch zootomische Bemerkungen, die Hr. *de Blainville* ausgearbeitet hat, vervollkommnet werden, viele Aufklärung und Nutzen verschaffen, und überdiess hat das hier aufgestellte System das Verdienst,

dienst, dafs die mehresten trefflichen Bemerkungen des Hn. *Spix* hier zuerst benutzt, daher die Eidechsen und Schlangen vereinigt, die Gattungen *Ophisaurus* und *Anguis* mit Recht den ersteren beygezählt, aus der letzteren mehrere Gattungen gebildet, und (wenn gleich etwas gewagt) die *Coecilien* mit den *Nudis* vereinigt sind. Nur ist es wieder sehr befremdend, dafs der Vf. Hn. *Spix* durchaus nicht nennt.

Das System des Hn. *O.* ist folgendes: *Ordo I. Testudinata. Fam.* 1. *Chelonii* (die Seeschildkröten). *Fam.* 2. *Amydae* (die Fluss- und Landschildkröten). *Ordo II. Squamata. Sectio* 1. *Saurii. Familia* 1. *Crocodilini. Gen. Crocodilus. Fam.* 2. *Geckoides. Gen. Gecko Stellio Daud. Agama Daud. Fam.* 3. *Iguanoides. Gen. Lophyrus Dumér. Iguana. Basiliscus Camaeleo* [*Chamaeleo*], *Draco*, *Anolis. Fam.* 4. *Lacertini. Gen. Tupinambis*, *Dracaena*, *Lacerta*, *Tachidromus. Fam.* 5. *Scincoides. Gen. Scincus. Seps. Sheltopusik Lacép. Anguis. Fam.* 6. *Chalcidici. Gen. Bipes Pall. Ophisaurus*, *Chalcides*, *Bimanus. Sectio* 2. *Ophidii. Fam.* 1. *Anguiformes. Gen. Amphisbaena. Typhops. Fortrix* (unter diesem Namen, der aber, weil eben denselben *Linné* den Blattwicklern gab, verwerflich ist, trennt Hr. *O.* von den Anguisarten *A. scytale*, *corallinus* u. *maculatus*). *Fam.* 2. *Constrictores. Gen. Eryx Daud. Boa. Fam.* 3. *Hydri. Gen. Hydrophis* (dem der Vf. *Pelancis Daud.*, *Aipysurus*, *Leioselasma* und *Disteira* beyzählt), *Platurus. Fam.* 4. *Pseudo-vipereae. Gen. Acrochordus*, *Erpeton. Fam.* 5. *Crotalini. Crotalus. Trigonocephalus* (eine neue gut gebildete Gattung, wohin *Vipera lanceolata*, *tigrina*, *ammodytes* etc. gehören. *Fam.* 6. *Viperini. Gen. Vipera*, *Pseudo-boa. Fam.* 7. *Colubrini. Bungarus*, *Coluber. Ordo III. Nuda. Fam.* 1. *Apoda. Gen. Coecilia. Fam.* 2. *Caudata. Gen. Triton. talamandra*, *Protaeus* [*Proteus*], *tiren. Fam.* 3. *Ecaudata. Gen. Bufo*, *Pipa*, *Rana*, *Hyla.*

Synoptische Tafeln geben die Kennzeichen der Ordnungen, der Sectionen, der Familien und der Gattungen an. Als Beyspiel hier die erste:

„*Animalia vertebrata; pulmonibus; sanguine frigido; pilis, mammellis, plumisque carentia.*

Corpus {
- *obtectum* {
  - *testa, sternoque* I. *testudinata*
  - *squamis, costis proprie dictis,* II. *squamata*
- *nudum*, i. e. *nec testa, nec squamis; genitalia exteriora nulla; metamorphosis* III. *nuda.*

Diefs mag zugleich als Beyspiel der Sprachkenntnifs des Vfs. dienen. Das Kennzeichen der Klasse kann, der Semicolons ungeachtet, niemand anders verstehn, als: Thiere mit Wirbelbeinen, welche keine Lungen, kein kaltes Blut, keine Haare, Zitzen und Federn haben. — Es müfste durchaus heifsen: *A. v. pulmonibus et sanguine frigido praedita; p. m. p. c.* Die *Squamata* sind nach des Vfs. Ausdrucke mit eigentlichen Rippen *bedeckt*, und bey den *nuda* müfste wieder durchaus stehen: *nec testa, nec squamis obtectum.*

Die Familien und Gattungen sind lateinisch näher beschrieben, die Ordnungen und Sectionen nicht. Auch von diesen Beschreibungen liefern wir hier ein Beyspiel.

I. Familia. Crocodilini.

Capitis scuta magna; scutum maximum in nucha [?], *aliudque oblongum prominens in utraque palpebra. Lingua ori affixa, non protractilis, non furcata. Dentes conici in simplici serie. Gula non dilatabilis; maxillae aequales.*

Corpus depresso-rotundatum. Squamae laterales, scutis dorsalibus minores, majoribus intermixtae. Pinis simplex.

Pedes anteriores digitis quinque; posteriores quatuor, aequalibus [?] *tribus tantum unguiculatis.*

Cauda compressa, anterius bicarinata, carinis his in media cauda in unam connatis.

SCHÖNE KÜNSTE.

FRANKFURT a. M., in d. Hermann. Buchh.: *Hipponax.* Ein Taschenbuch für Freunde heiterer Laune. *Erster* Jahrgang. 1814. 222 S. kl. 8. Mit illum. Kpfrn. (1 Rthlr.)

Diefs kleine Werk hat bereits eine sehr günstige Aufnahme gefunden, und es verdient dieselbe auch mit vollem Recht. Das Aeufsere ist höchst gefällig; der Inhalt zeichnet sich durch Reichthum und Frischheit aus. Es ist im Grunde ein Anekdoten-Almanach, aber eine Blumenlese des Bessern. Hierzu kommen noch eine Menge ganz *neuer*, noch nirgends gedruckter Einfälle, Schwänke u. s. w., voll Salz und voll Originalität. Das Ganze ist sehr verständig unter acht und zwanzig Rubriken vertheilt, und giebt, so zu sagen, ein ordentliches humoristisches „*Schatzkästlein*," eine lustige „*Hans- und Taschen-Apotheke*," einen immer lachenden „*Tischkumpan*" und eine antihypochondrische „*Lebens-Essenz*" ab. Wie viel Blitze des Genies gehn verloren! Wie mancher herrliche Einfall verhallt in dem engen Bezirke einer fröhlichen Trinkgesellschaft! Es ist also gut, dafs man auch hier auf eine jährliche Sammlung denkt. Der Vortrag ist lebhaft und verdient überhaupt alles Lob. Nur scheint uns hier und da die Aushebung der „Pointe" verfehlt. Gleichwohl kommt es hierauf bey Anekdoten und Epigrammen am meisten an. Die Erwartung mufs beständig gespannt, die Auflösung immer überraschend seyn. Wir machen die geistreichen Herausgeber z. B. nur auf die Anekdote vom *Premier Consul de la ville de Krähwinkel*, und vom *Commissairs des boeufs* (S. 126.) aufmerksam. Das Ganze herumgeworfen würde doppelte Wirkung thun; so wie es jetzt steht, ist es ein wenig matt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1814.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Ankündigungen neuer Bücher.

In der unterzeichneten Buchhandlung ist folgendes Werk erschienen:

Anfangsgründe der gesammten theoretischen Mathematik zur Verbreitung eines gründlichen Studiums derselben unter denjenigen, welche nicht Gelegenheit haben, mündliche Anleitung dazu zu erhalten, verfasst von *Johann Pasquich*, Director der königl. ungarischen Universitäts-Sternwarte; in *zwey* Bänden, jeder Band zu zwey Abtheilungen. 4. Ladenpreis 9 Rthlr.

Anfangsgründe der Mathematik sind unter verschiedenen Gestalten herausgegeben worden, an Lehrbüchern hat man keinen Mangel, mehrere derselben haben einen entschiedenen Werth. Um also unter diesem Titel etwas Ausgezeichnetes zu liefern, musste ein eigner Leitfaden ergriffen, eine zweckmäsigere Methode eingeführt werden. In den neueren Zeiten war man für die mathematischen Liebhaber zu gefällig, die Gegenstände dieser Wissenschaft wurden meistens zu leicht abgehandelt, die Gründlichkeit derselben zu sehr vernachlässigt. Aus diesen Lehrbüchern erlernte wohl der Zögling die Sätze, ohne zugleich auch seine Denkkraft zu schärfen, ohne die reine kritische ineinander greifende Verbindung der Schlussfolgen, welche die Charakteristik der Mathematik ist, zu verfolgen. Diesem Uebel abzuhelfen, und die Strenge der Alten mit den Fortschritten der Neueren zu verbinden, ist der Zweck des angekündigten Werkes. In dem Gebiete der Mathematik ist der Name *Pasquich* zu rühmlich bekannt, als dass man von der Feder desselben etwas Mittelmäsiges erwarten sollte. Nicht bloss Anfänger werden auf den vortheilhaftesten Standpunkt versetzt, die Kettenverbindung der Sätze zu überblikken, sondern auch viele, die mit den mathematischen Wissenschaften schon vertrauter geworden sind, werden in diesem Werke neue Ansichten entdecken, und ihre Kenntnisse bereichern.

Wien, im Januar 1814.

Karl Schaumburg u. Comp.

Von dem wichtigen Werke: *De la littérature du Midi de l'Europe* par *Simonde de Sismondi*, 4 Vol. Paris 1813, wird in meinem Verlage eine Uebersetzung von *L. Hain*, der Uebersetzer der Denkwürdigkeiten *Alfieri's*, erscheinen. Die Arbeit ist so weit vorgerückt, dass der Druck der beiden *ersten* Bände zur bevorstehenden Oster-Messe, das Ganze aber im Laufe dieses Jahres beendigt seyn wird. Ich mache diess zur vorläufigen Kenntniss des Publicums und zur Vermeidung etwaniger Collision bekannt.

Altenburg u. Leipzig, den 15. Jan. 1814.

Fr. Arn. Brockhaus.

Folgende neue Schriften sind in der Maurerschen Buchhandlung in Berlin verlegt und in allen soliden Buchhandlungen zu bekommen:

Bellermann, Dr. *Joh. Joach.*, Versuch über die Metrik der Hebräer. Eine Beylage zu den hebräischen Sprachlehren und zu den Einleitungen in die Schriften des alten Testaments. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr. (In Partieen für Schulen 1 Rthlr.)

Eckermann, Dr. et Prof. *Nic. Godofr. Christ.*, Commentationum Gedanensium fasciculus I. Insunt: Observationes criticae in obscuriores quosdam *Horatii et Sophoclis* locos. 4. 9 gr.

Erbauungen. Eine Schrift für Israeliten, zur Beförderung eines religiösen Sinnes, besonders in Hinsicht auf das weibliche Geschlecht und die Schuljugend. Herausgegeben von *C. S. Günsburg* und *E. Kley*. *Erstes* und *zweytes* Vierteljahr. 8. 1 Rthlr. 8 gr. (In Commiss.) (Wird fortgesetzt.)

Heinecke, C., die *Lautung*, oder naturgemäse und gründliche Leselehre; ein methodischer Lehrgang für die erste Sprachbildung der Unmündigen, in der häuslichen Unterweisung und in den Elementarschulen des Volks. gr. 8. 10 gr.

Heinsius, Dr. u. Prof. *Theodor*, Schulkalender für das Jahr 1814, oder Tage- und Taschenbuch für Rectoren, Schulinspectoren, Vorsteher und Lehrer an gelehrten und Volksschulen, zur Erleichterung und nützlichen Führung ihres Geschäfts. 8. Geb. 1 Rthlr.

Jachmann's, Dr. *Reinhold Leonhard*, lateinisches Elementarbuch. Eine Sammlung zweckmäsiger Stellen aus den Schriften des Cicero. 8. 12 gr. (Im Partiepreis für Schulen, wenn man sich direct an unsere Handlung wendet, gegen sofort baare Zahlung 8 gr.

John,

John, Dr. u. Prof. *J. J.*, Chemische Schriften. *Vierter* Band.

Auch unter dem Titel:

— — Chemische Untersuchungen mineralischer, vegetabilischer und animalischer Substanzen. Dritte Fortsetzung des chemischen Laboratoriums. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Klopstock's drey Gebete: eines Freygeists, eines Christen und eines guten Königs. Zum Andenken des Siegs bey Kulm. Als Anhang zu Klopstock's sämmtl. Werken. Herausgegeben von Dr. *T. Heinsius*. gr. 8. 8 gr.

Kosegarten, *Ludwig Theobul*, Vaterländische Gesänge. Verfasst im Frühling des achtzehnhundert dreyzehnten Jahrs. *Dritte* vermehrte und rechtmässige Auflage. gr. 8. 8 gr.

Mauvillon, *F. W. v.*, vormals Obrist in königl. westphälischen Diensten, *über meine Dienstentsetzung und deren eigentliche Gründe*. 8. 8 gr.

Nibelungenlied, das, ins Neudeutsche übertragen von *A. Zeune*. Nebst einem Kupfer. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Dasselbe sauber in Maroquin - Papier - Band. 1 Rthlr. 16 gr.

Rust, Dr. *G. H.*, Disquisitio Chirurgica de nova hernias inguinales curandi metho lo akiurgica. Praefatus est *Carolus Ferdinandus Graefe*. Accidit tabula aenea. 4. 12 gr.

So eben ist fertig geworden, und an alle Buchhandlungen versandt:

Koppe, Dr. *J. H.*, Jahrbuch der Staatsarzneykunde, 6ter Jahrgang für 1813, mit *Kausch's* Porträt und 1 Kpfr. gr. 8. 4 Fl. 30 Kr.

Leonhard, Dr. C. C., Taschenbuch für die gesammte Mineralogie, mit Hinsicht auf die neuesten Entdekkungen, 7ter Jahrgang in 2 Abtheilungen für 1813, mit *Moll's* Porträt, 2 Karten und 6 Kupfern. 8. 6 Fl. 40 Kr.

Beide Werke werden sich den Besitzern der frühern Bände durch den gehaltvollen Werth ihrer Aufsätze diessmal besonders empfehlen.

Frankfurt a. M., den 2. December 1813.

Joh. Christ. Hermann'sche Buchhandlung.

Für Prediger.

In diesem Jahre ist bey mir erschienen:

Große, A., neue Beyträge zur Popularität im Predigen in gedrängten Auszügen aus Predigten über freye Texte. *Erster* Jahrg. Nebst einem Anhange von Gelegenheitspredigten, auch einigen abgekürzten Confirmations- und Beichtreden. gr. 8. 1 Rthlr.

Der Verfasser nennt diese Beyträge *neu* in Beziehung auf seine vor mehrern Jahren herausgegebenen Beyträge zur Popularität im Predigen, in vollständigen Auszügen über die Evangelien und Episteln. *Gedrängt* nennt er sie im Gegensatz jener ausführlichen: denn in diesen hat er sich einer fruchtbaren Kürze beflissen. Uebrigens ist die Manier des Vortrages jenen ältern Arbeiten des Verfassers ähnlich, nur hat er dabey stets auf das praktische Leben, so wie auf den Geist der Zeit, doch ohne dadurch dem Geiste des Christenthums etwas zu vergeben, Rücksicht genommen.

Leipzig, im November 1813.

Karl Cnobloch.

An die Herren Buchbinder.

Bey mir ist so eben erschienen:

Am Ende, Beicht- und Communionbuch, neue Auflage. Mit 1 Kpfr. 8. 6 gr.

Um den Ankauf dieses Buchs zu erleichtern, überlasse ich solches, wenn man sich *an mich selbst* wendet, das Geld franco einsendet, und wenigstens 12 Exemplare auf einmal nimmt, das Exempl. zu 4 gr.

Wilhelm Starke, Buchhändler
in Chemnitz.

Bey C. F. Amelang in Berlin sind nachfolgende Werke so eben erschienen:

Chemische Grundsätze
der Kunst
Bier zu brauen;
oder
Anleitung zur theoretisch - praktischen Kenntniss und Beurtheilung der neuesten und wichtigsten Entdeckungen und Verbesserungen in der Bierbrauerey; nebst einer Anweisung zur praktischen Darstellung der wichtigsten engländischen und deutschen Biere, so wie einiger ganz neuer Arten derselben.
Von
Sigismund Friedrich Hermbstädt,
Königl. Preuss. Geh. Rathe, der Weltweisheit Doctor und ordentlichem Professor an der Königl. Universität, ordentl. Beysitzer der Gewerbe - und Handels - Deputation des Königl. Gewerbe - Departements u. s. w.
(gr. 8. 1814. Mit 2 Kupfertafeln. 2 Rthlr.)

* * *

Neue kleine theoretisch - praktisch
Deutsche Sprachlehre
zum Selbstunterricht und für Schulen.
Nebst
einer kurzen Anleitung
zu schriftlichen Aufsätzen, Briefen und Titulaturen.
Von
M. *Johann Christoph Vollbeding*.
(8. 1814. 10 gr.)

Diese sehr scharfsinnig und doch allgemein fasslich geschriebene Sprachlehre lockt durch abwechselnde Einkleidung der Materien zum Lesen an, und för-

fördert den Lern-Eifer unsrer Sprache und Schreibart, deren Reinheit und Richtigkeit sehr nöthig ist. Von aller fremden Terminologie gesäubert, ist sie aus richtigen Grundbegriffen hergeleitet, enthält zugleich sehr viel Neues, setzt durch richtigere Stellung der Redetheile, durch kurzen Ueberblick der Grundzüge und Eigenheiten der Sprache, endlich durch kritische Bemerkungen des Fehlerhaften Alles in ein helles Licht. Eben so schätzbar ist die *Anleitung zu schriftlichen Aufsätzen* u. s. w., welche werth ist, selbst von nachdenkenden Geschäftsmännern sorgfältig gelesen zu werden. D....

* * *

Heldengemälde
aus Roms, Deutschlands und Schwedens Vorzeit, der Jugend unseres kriegerischen Zeitalters aufgestellt von *F. P. Wilmsen.*

Mit Kpfrn. von *Meno Haas*. 8. 1814. Sauber geb. 1 Rthlr. 6 gr.

Sämmtliche Werke
von
Caroline Pichler
gebornen *von Greiner.*
12 Theile. 8. Geheftet 20 Rthlr.

Es wäre überflüssig, zur Empfehlung dieser Werke nur das Geringste sagen zu wollen, da der gröſste Theil derselben bey ihrer frühern Erscheinung schon nach Verdienst gewürdigt worden ist. — Hier erscheinen sie in einer completten Ausgabe, deren Druck und schönes Papier den Verehrern der verdienstvollen Verfasserin gewiss keine unbedeutende Zugabe seyn werden.

* * *

Heinrich J. von Collin's sämmtliche Werke.
6 Bände. gr. 8. Mit Kupfern. Geheftet.

Mit dem 6ten Bande, der in kurzer Zeit die Presse verlassen wird, sind diese Werke des viel zu früh verstorbenen Dichters beendigt, die theils schon durch früher erschienene einzelne Trauerspiele, so wie einen Band Gedichte hinlänglich bekannt sind. Um den Wunsch seiner Freunde zu genügen, wurde von dem Bruder des Verewigten, der ebenfalls als vortrefflicher Dichter bekannt ist, diese Ausgabe veranstaltet, in der alles aufgenommen worden ist, worauf der Verewigte selbst einst einen Werth legte.

Um dem Publicum den Ankauf dieser Werke zu erleichtern, der in dieser jetzigen drückenden Zeit manchem zu schwer fallen dürfte, haben wir uns entschlossen, den Preis eines Exemplars auf Velinpapier mit Kupfern von 28 Rthlr. auf 21 Rthlr., den eines Exemplars auf schönem weissen Druckpapier mit Kupfern von 20 Rthlr. auf 15 Rthlr. bis zur Oster-Messe dieses Jahres herabzusetzen, wofür es in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands zu haben seyn wird.

Wien, im Januar 1814.

Karl Schaumburg u. Comp.

II. Auctionen.

Nähere Nachricht über die kostbare Sammlung von Büchern und Kunstwerken, welche in Gera und Köstritz versteigert werden sollen.

In der kostbaren Sammlung von Büchern aus allen Theilen der schönen Wissenschaften und Künste, von Zeichnungen, Gemälden, Kupferstichen, Gyps- und Schwefel-Abdrücken, Alterthümern, Büsten, Figuren, Modellen und dergleichen, deren Versteigerung am 21. Febr. 1814 allhier zu Gera und resp. in den Fürstlichen Gebäuden zu Köstritz, zwey kleine Stunden von hiesiger Stadt, erfolgen sollte, neuerlich aber nochmals bis zum 16. May gedachten Jahres verschoben worden ist, und worauf der Unterzeichnete Commissionen anzunehmen sich erbietet, kommen unter andern folgende vorzügliche Gegenstände vor, welche alle Kunst- und Bücherfreunde auf den ausgezeichneten Werth des Ganzen und die leichte Gelegenheit, ihren Geschmack zu befriedigen, aufmerksam machen werden. Unter den *Büchern*, welche sämmtlich sehr gut eingebunden und conditionirt sind, und welche besonders im Fache der Naturgeschichte und schönen Künste viele sehr theure Werke enthalten, verdienen hauptsächlich folgende bemerkt zu werden:

Georgi's allgem. Bücher-Lexicon, 4 Bände und 4 Suppl. *Zetler's* gr. Universal-Lexicon, 64 Bde und 4 Suppl. *Encyclopédique* p. *Felice*, 42 Tomes, 6 Tomes Suppl., 10 Tomes Planches. *Dictionnaire de l'Acad. franç.* 2 Vol. Fol. *Essai sur Physiognomie* p. *Lavater*, 3 Vol. gr. 4. *Lavater's* physiogn. Fragm. 4 Bde. gr. 4. (mit Lavater's eigenhändiger Benennung der Originalien von den Silhouetten und andern Köpfen.) Adjüstirung der k. k. Armee, 4 Bde. Roy. Fol. Wien. Abhandlungen der schwedischen Akademie, 53 Bde und Reg. Hamburg Magazin, 26 Thle und Reg. *Lichtenberg's* Magazin, 11 Bde. Der Naturforscher, Halle. *Rösel's* Naturgeschichte der Frösche, illum. Fol. *Bloch's* Naturgeschichte der Fische, 12 Bde, illum. Fol. *Martini's* und *Chemnitz's* Conchylien-Kabinet, 10 Bde, illum., und Reg. *Klein's naturalis dispositio Echinodermatum*, illum. gr. 4. *Rösel's* Insecten-Belustigung, 4 Bde, illum. *Representation des Cigales et des Punaises* p. *Stoll*, gr. 4. illum. *Esper's* Schmetterlinge, illum., und *Schröter's* Säugthiere, illum. *Lewin: the Birds of Great Britain* 8 Bde, color. *Linne's* Natursystem von Müller, 43 Bde und 5 Bde Kupfer. *Herbst's* Naturgesch. der Krabben und Krebse, 4 Bde, illum. *Histoire nat. des singes* p. *Audebert*. Fol. (Prachtausgabe). *Histoire nat. des Oiseaux de la Franconie P. Wolf* (Prachtausgabe). *Riedinger's* Abbildung jagdbarer Thiere. *Seligmann's* Vögel, 9 Thle, illum. *Histoire des Oiseaux d'Afrique, des Paradis, des Perroquets* etc. p. *Levaillant* (Prachtausgabe). *Flora Danica* von *Oeder* und *Müller*, 8 Bde, illum. *Afbeelding van inen uitlandsche Houten*, illum. *Roxbourgh Plants of Coast of Coromandel* etc. II Vol. *Blackwellisches* Kräuterbuch, 6 Bde, illum. *Riem's* und *Reuter's* ökonomisch-veterinärische Hefte, 2 Bde. *Dictionnaire de Commerce* p. *Savary*, 5 Vol. Fol. Wappenbuch, illum. Fol. Mscpt. *Oeuvres du Cheval. Hedlinger* p. *Mechel*. gr. 4. *Köhler's* Münzbelustigungen, 24 Bde m. Reg. *Beskrivelse*

velse over danske mynter of Medailler etc. 4 Bde, Fol. Allg. Weltshistorie, 68 Bde m. Zusätzen, gr. 4. *Galerie historiq. universelle*, 2 Vol. m. K. 4. *Büsching's* Magazin, 23 Bde. *Histoire ancienne et moderne de l'histoire des hommes*, 52 Bde und 3 Bde Kpf. *Schiller's* historische Memoiren, 27 Bde. *Histoire de la Russie ancienne et moderne* p. *le Clerc*, 4 Tomes et I Vol. Estampes. *Anecdotes de la Cour de Russie*, 6 Tomes. *Pfenninger*: Helvetiens berühmte Männer, 2 Bde. *Plutarque françois* p. *Turpin*, 4 Vol. *Imitations of Original Drawings* by *Holbein*. Roy. Fol. London. Geogr. statist. Lexicon von Schwaben, Bayern, Franken, Sachsen. 16 Bde. *Observations sur les Volcans* p. *Hamilton*, 3 Tomes, color. Fol. *Picturesque Views on the River Thames*, *Medway* etc. 3 Voll. gr. 4. *The Cooper Plate magazine of Great Britain and Ireland*, 5 Bde. *Troisième Voyage de* **Cook**, 4 Vol. avec grav. *Hulsii* Schifffahrten nach Indien, 2 Thle. m. K. 4. 1606. *Voyages pittoresques des isles de Sicile*, *Malte* etc. 4 Vol.; *de Naple et Sicile*, 7 Vol.; *de la Grèce*, 2 Vol.; *de la France*, 8 Vol.; *de la Suisse*, 10 Vol.; *de l'Istrie et Dalmatie*, 1 Vol.; *de la Syrie*, *Phönice*, *Palestina*, 3 Vol.; *au Cap du Nord* p. *Skiöldebrand*, 1 Vol.; *d'Espagne*, 2 Vol.; *de Constantinople*, 2 Hefte, Roy. Fol. *Tableau de l'Empire Othoman* p. M. *d'Ohson*, 2 Tom. Fol. (Prachtausgabe). *Voyage dans Egypte* p. *Sonnini*, m. K. 4 Bde. (Zusammen über 1000 Thaler taxirt). 20 Bände Land- und Seekarten. Ideenmagazin für Liebhaber der Gärten u. s. w. 58 Hefte. *Descriptions des nouveaux Jardins de la France*, 8 Livr. Roy. Fol. *Plans*, *Elevations*, *Sections etc. of the church of Batalha in Portugal with*, 27 Plates, Roy. Fol. *Oeuvres de* **Holbein** p. *de Mechel*, Fol. **Hogarth** *illustrated by Freeland*, 2 Tomes. *La Galerie elect. de Düsseldorf* p. *de Mechel*, 2 Tomes, Fol. *Gli antichi Sepolcre overo mausolei romani etc. da Bartoli*, Fol. *Description de Bains de Titus* p. *Ponce*, gr. Fol. *Columna Antoniana*, Fol. *Galerie du Palis royal* p. *Fontenay*, 1 Vol. Roy. Fol. *Les illustres Français* p. *Ponce* et *Marillier*, 1—43 Pl. Fol. *Portraits des grands hommes*, *femmes etc. de France*, color. *Sandrart's* Akademie der Künste, 3 Bde, Fol. *Galerie de Florence*, 8 Vol. 28 Livr. Roy. Fol. *La Galerie de Luxembourg* p. *Rubens*, Roy. Fol. à Par. 1710. *Recueil d'Estampes d'après les plus celèbres tableaux de la Galerie de* **Dresde** *et de* **Brühl**, 3 Vol. Roy. Fol. *Racknitz's* Geschichte des Geschmacks der Völker, Fol. *Recueil des Marbres antiques de Dresde*, Roy. Fol. *Oeuvres de* **Voltaire**, 71 Vol. gr. 8. *Oeuvres de* **Frederic II**, 21 Vol. *Lessing's* Schriften, 30 Bde. *Oeuvres de* **Dorat**, 18 Vol. avec fig. *Oeuvres de* **Boileau** *Despreaux*, 2 Vol. Fol. Sammlung deutscher Klassiker, 54 Bde, 12. Wien. *Wieland's* Werke, 42 Bde. gr. 4. (Prachtausgabe). *Engel's* Werke, 13 Bde, Velinpap. Maroq. Bd. *Herder's* Werke, 32 Bde, Velinpap. *Voss's* Werke, 13 Bde. Velinp. *Fables de la* **Fontaine**, 4 Tomes, avec fig. Fol. *Bibliotheque des Romans*, 96 Vol. **Eckhel**: *Doctrina nummorum veterum*, 8 Tom. 4 maj. Wien. *Dictionnaire hist. et critique* p. *Bayle*, avec Suppl. 8 Tomes, Fol. Dänemarks Städte und Dörfer, ein Kupferwerk. *Tableau d'Espagne moderne*, III Vol. av. Atlas. 1807. *La Musée françois* p. *Coze-Magnan*, publ. p. *Robillard*, *Peron*, *Ville* et *Laurent*, 13 Livr. en 6 Vol. Roy. Fol. 1803. *Ceremonies et Coutumes des Peuples du Monde* p. *Picard*, III Tomes, av. figur. Amst. *Vies et Oeuvres des Peintres les plus celèbres publ.* p. **Landon**, *Peintre*, av. figur. 10 Vol. 1803. *Sandrart's* Werke. *Galerie historique des hommes les plus celèbres*. Tom. I. Liv. I—XII. Tom. II. Liv. I—XII. Tom. IX. Liv. I. av. fig. 1803. (Von T. I u. II. fehlt das 9te Heft.) *Gmelin's* Reise durch Russland, 3 Bde, m. Kpfrn. *Augusteum*, Dresdens Denkmäler, von *Becker*, 2 Bde, Fol. Magazin für Freunde des guten Geschmacks, 5 Bde, gr. 4. *Journal encyclopédique p. une société des Gens des lettres*, 207 Bde, engl. Bd.

Unter den **Gemälden** und **Zeichnungen**, sämmtlich in vergoldeten Rahmen, befinden sich Originalien von *Backhuysen*, *van Bloemen*, *van der Does*, *Joh.* und *Philipp Hackert*, *Adr. Ostade*, *Rubens*, *van Dyck*, *Cranach*, *Denner*, *Martin Schoen*, *Uffenbach*, *Pens*, *Karl Screta*, *de Witte*, *Heß*, *Kobel*, *Dietrich*, *Edlinger*, *Seibold*, *Vogel*, *Friedrich*, *Netscher*, *Seidelmann*, *Nahl*, *Bach*, *Birmann*, *Wille*, *Wehle*, *Pforr*, *Klengel*, *Kobel*, *Maurer*, *Molitor*, *Kinninger* und andern bekannten Meistern.

Die **Kupferstiche** theilen sich in die *unter Glas und in Rahmen* und in die Kupferstiche *in Mappen*; jene bestehen, ausser ungefähr 200 bunten Schweizer Blättern von *Pfenninger*, *Sprenglin*, *Freudenweiler*, *Kaufler*, *Wolf*, *Schiel*, *Thotmann*, *Dunker*, *Aschmann* und Andern, grösstentheils aus *englischen* und *italienischen*. Unter den englischen finden sich die mehresten bekannten Schlacht- und Seestücke der Engländer; unter den bunten italienischen aber sind besonders die *Logen des Raphael* in 42 Blättern von *Caj. Savorelli* gezeichnet und *Joh. Ottorani* gestochen (250 Rthlr. taxirt). Die *Stanzen* des *Vaticans*, verschiedene Blätter Götter und Göttinnen mit ihren Attributen, die Liebe nach ihren verschiedenen Eigenschaften, die Horen und andere merkwürdige Stücke des Raphael und Correggio, grösstentheils von Maestri gestochen (zusammen ebenfalls gegen 300 Rthlr. taxirt), zu bemerken. Die *Kupferstiche* in 148 grossen Mappen (ausser 11 mit Doubletten und ausrangirten) sind von 445 verschiedenen Meistern, *Deutschen*, *Franzosen*, *Niederländern*, *Italienern*, *Engländern*, *Schweden*, *Dänen*, und einem *Spanier* nach den Schulen, und jede Schule nach ihren Meistern geordnet, und machen also eigentlich ein systematisches Ganzes aus.

Unter den **Abdrücken** und **Abgüssen** ist zuerst *Lippert's* Dactyliothek, in 2000 Abdrücken und 1049 Supplementen, nebst drey Bänden Text, Leipzig, bey Crusius, 1776, 4. zu bemerken. Es kostete Anfangs 90 Ducaten, der Preis ist aber nachher herabgesetzt worden.

Ausserdem sind noch 3088 Schwefel- und Gyps-Abdrücke von *Ulffert*, *Lippert* und Andern; berühmte Griechen und Römer; römische Kaiser; römische Geschichte; Päpste; Könige von Frankreich, von Polen und von Schweden; Gelehrte und Künstler; Mythologie, dänische, hedlingerische Münzen u. s. w. vorhanden, welche in einzelnen Partieen verkauft werden.

Endlich zeichnet sich auch **unter den Modellen** eine vollständige *Münze* mit 70 bis 80 dazu gehörigen eisernen und stählernen Instrumenten aus, welche auf 40 Rthlr. gerichtlich taxirt worden ist.

Der Catalog über diese Versteigerung ist unentgeldlich zu bekommen bey der Fürstl. Regierungs-Kanzley allhier, in **Leipzig** bey Hrn. **Friedrich Bruder** und bey Unterzeichnetem, welcher zugleich geeignet ist, alle zu wünschende vorläufige nähere Nachrichten zu ertheilen.

Gera im Voigtlande, den 28. Dec. 1813.

W. Heinsius, privil. Buchhändler.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1814.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Zürich, b. Ziegler u. Söhnen: *Rectorats - Reden*, von *Joh. Jak. Hottinger* (Capitular des carolinischen Stifts und Prof. der griech. Sprache an dem Gymnasium zu Zürich). 1813. XXXI und 222 S. 8.

Wir können uns nicht enthalten, aus der Zueignung dieser Reden an den Hn. G. R. *v. Ittner* folgende schöne und wahrhaft rührende Stelle auszuziehn: „Hier (zu *Offingen*, Cantons Zürich, wo der Vater des Vfs. Pfarrer gewesen war, und wo der Vf. bey seinem würdigen Schwager, dem Decan *Heinrich Geiger*, einen Theil der Sommerferien zuzubringen pflegt) in der romantisch reizenden Gegend, von welcher mein erwachendes Gefühl die ersten unaustilgbaren Eindrücke der grofsen, heiligen Natur empfieng; wenige Schritte von der Ruhestätte des edeln Mannes, der mir das Leben gab" (der Vater, Heinrich, starb 43 Jahre alt, im J. 1760; der Sohn ward am 2. Februar 1750 geboren); „in dem Zimmer, in welchem die entlastete Mutter den (erstgebornen) Sohn der Liebe und der Schmerzen mit froher Ahndung und Segnung zuerst an ihr Herz drückte — in diesen Umgebungen und Verhältnissen erscheinen meinem Geiste in gedrängter Reihe die ausgezeichnetsten Ereignisse meines Lebens als so viele lichte Punkte einer Laufbahn, deren nicht fernes Ziel ich weder mit Ungeduld noch mit Furcht erwarte. Ist irgend etwas, das mein Daseyn mir werth machen kann, so ist es die Hoffnung, für mich und andre nicht ohne nützliche Thätigkeit gelebt zu haben. Ist irgend etwas, das mich für unverdiente Kränkung entschädigen kann, so ist es die Achtung von Männern, deren Beyfall jeder Vernünftige eben so sehr wünschen als ihren Tadel scheuen muss." Einige der hier gesammelten Rectoratsreden (das Rectorat alternirt unter denjenigen Professoren, die zugleich Kirchenräthe find) erschienen schon einzeln in des Vfs. Vaterlande; die Sammlung derselben ist jedem, der den Vf. als Gelehrten und als Menschen hochschätzt, sehr willkommen. Wir referiren nur vorzüglich aus den gröfsern Einiges, um den Geist derselben durch sich selbst zu charakterisiren. S. 14. „Seichtigkeit der Erkenntnifs erzeugt *Philologen* und *Kritiker*, welche dem classischen Schriftsteller, statt ihn zu heilen, nur Wunden schlagen, und ihn in einem Stile erklären, der von Solöcismen nicht rein ist — *Philosophen*, welche weder von einem festen Punkte ausgehen, noch ein bestimmtes Ziel ins Auge fassen, sondern sich in einem Kreise verworrener Speculationen unstet herumtreiben, von den einen so, von den andern anders, und nicht einmal von sich selbst ganz verstanden werden — *Theologen*, welche weder beurtheilen noch prüfen, weder wählen noch verwerfen können, und daher entweder blinde Nachbeter des eingeführten Systems sind, oder zwischen mehrern Meinungen und Vorstellungsarten unschlüssig hin und her schwanken und oft mit sich selbst in Widerspruch gerathen — *Exegeten* und *Prediger*, die ihre Beweisstellen nach der Topik des Katechismus zu wählen scheinen und in dem Grundtexte keinen Schritt thun können, ohne zu straucheln, so bald sie sich von ihrem Handbuche verlassen sehen — *Schwindelköpfe* und *Stürmer*, welche nicht genug eilen zu können glauben, um ihre unreifen Ideen der Welt mitzutheilen, und bey ihrer Einseitigkeit und ihrem Mangel an gründlichem Wissen es für ein Leichtes halten, durch Jahrtausende fortgepflanzte und in den Seelen des Volks tief eingewurzelte Wahrheiten oder Vorurtheile mit Einem Federzuge auszurotten." Eine bey Gelegenheit der jährlichen Bücherprämien - Austheilung im J. 1802 gehaltene Rede schildert den Zustand der Religion und Kirche zu Zürich in der erstern Hälfte des vorigen Jahrhunderts. „Eine sich so nennende Orthodoxie nahm den Thron wieder ein, von welchem man den Papst und die Concilien verdrängt hatte, schrieb dem Glauben Gesetze vor, und beherrschte die kleinmüthige Vernunft. Die symbolischen Bücher wurden zur bindenden Norm für die Lehrer erhoben und selbst zum Urbilde echter Schriftauslegung gestempelt. Um nicht müfsig zu seyn, warf sich die durch sich selbst beschränkte Theologie in unnütze Speculationen, erfand fruchtlose Unterscheidungen, unstatthafte Beweise des Unerweislichen, und überflüssige des Einfachen und Klaren. Eine scholastische Terminologie löschte das Licht des reinen Christenthums aus, und die immer rüstige Polemik erschöpfte alle Wendungen und Künste einer vom Vorurtheil geblendeten, vom Parteygeist misleiteten Sophistik. . . . . Nie werde ich die Tage meiner frühern Jugend vergessen, in welchen ich den mir damals gezeigten Gott zu lieben, ach umsonst aus allen Kräften mich bestrebte, in welchen die ängstigende Furcht vor der häufig erwähnten und nie erklärten Sünde in den heiligen Geist, die Schrecknisse des Weltgerichts, Zweifel an meiner Erwählung, Zweifel an der Seligkeit des meiner hülflosen Jugend entrissenen Vaters, und meines ihm bald nachfolgenden Bruders mir den Genufs meines ersten Daseyns verkümmerten, und durch furchtbare Traumerscheinungen selbst die Tröstungen

gen der nächtlichen Ruhe vergifteten. Verzeihe, o unendliche Güte, verzeihe der Unwissenheit, deren Glaubensbekenntniss eine Lästerung, deren Gottesverehrung ein Götzendienst war; verzeihe auch denen, wenn es je solche Menschen gab, welche, bey bessern Einsichten, den Irrthum durch vorsätzliche Täuschung nährten! .... Nicht die gefährdete Echtheit der heiligen Urkunden, nein das gefährdete Ansehn der symbolischen Bücher war es, wofür man bey den Beschäftigungen der biblischen Kritik zitterte. Eine einzige umgetauschte Leseart, und ein Dogma lag am Boden. Ein einziger kleiner Streich aus einem Buchstaben weggetilgt, und die classische Beweisstelle einer mysteriösen Lehre war dahin. ... Der Einfluss dieser sich selbst beschränkenden Theologie erstreckte sich auch auf alle andern Wissenschaften; der Geologe ward um die kleinste Abweichung von dem buchstäblichen Sinn der mosaischen Schöpfungsgeschichte, der Geschichtforscher und Chronologe um jeden Namen, jedes Factum, jede Zeitbestimmung, der Physiker um jede zur Erklärung einer noch unerklärten Naturerscheinung aufgestellten Hypothese, der Weltweise um die allgemeinen Principien des vernünftigen Denkens in Anspruch genommen, so bald irgend eins ihrer Dogmen damit in Conflict gerieth. ... Sprachgelehrte gab es, Alterthumsforscher, Geschichtsammler, Aerzte, Naturforscher, aber keinen Gelehrten, der in dem Fache der speculativen Philosophie etwas leistete; und wenn auch irgend einmal einer der bessern Köpfe es wagte, nicht so wohl durch sich selbst als mit andern zu denken, so scheuchten ihn die Bannstrahlen, welche die Theologie nach dem Haupte der *philosophia ancillans* schleuderte, sogleich wieder in seine unrühmliche Dunkelheit zurück." (Wie *J. J. Zimmermann* den ersten Stoss zu einer wohlthätigen Veränderung gab, und was für Erscheinungen in der Folge sich an dem kirchlichen Horizonte seiner Vaterstadt zeigten, wird in dem Verfolge der Rede geschildert; wir dürfen uns aber nicht darüber ausbreiten; nur eine Stelle stehe noch hier, deren Beziehungen wir nicht erklären dürfen: „Aus dem Schoosse der gebildetsten Köpfe gieng eine neue Religionstheorie hervor, welche nur die bestochene Sophistik von dem Vorwurfe der Schwärmerey rein waschen kann, und in deren Sprache man nicht selten den Geist der Duldung vermisste. Aber glänzende Talente zeichneten manche ihrer seltsamsten Verirrungen mit dem Stempel der Originalität. Sie selbst war das wunderbare Erzeugniss einer vom Joche der Scholastik sich frey fühlenden aber entzügelten, in das Schattenreich täuschender Einbildungen hinüberschweifenden Vernunft.") Eine im J. 1809 bey derselben Feyerlichkeit gehaltene Rede hat, laut der Vorrede, „ein grösseres Aufsehen erregt, als der Vf. beabsichtigte, und ihm bittern Tadel zugezogen, als er zu verdienen glaubt." Nichts kann jedoch natürlicher seyn, als dass der Vf. diese Rede hielt. Er glaubte durch gewisse öffentliche Aeusserungen über eine neue häufig besprochene Unterrichtsmethode das Studium der alten Literatur, dem er sein ganzes Leben geweiht hat, gefährdet; wer konnte nun nähern Beruf haben, und wem stand es besser an, die Bildung der Jugend durch das classische Alterthum zu verfechten, und an dem Beyspiele von *Comenius*, *Rousseau* und *Basedow* zu zeigen, dass die von ihnen empfohlenen Bildungsmittel der Jugend das nicht leisteten, was sie versprachen? Mit der neusten Unterrichtsmethode lebte er, dessen Fach das goldene Zeitalter der Griechen und Römer ist, gewiss gern im Frieden, wenn man sein Gebiet nicht verletzte; eben desswegen sagt er S. 161., gleichsam unzufrieden darüber, dass man seine Ruhe störe, und ihn nöthige, sich darüber zu erklären: „Ich begreife nicht, wie das Studium der alten Literatur mit der neuen Methode collidiren soll." Wenn aber der Vf. glaubte, dass man in dem Eifer, die neue Methode auszubreiten, schon anfange, „geringschätzig von jenem Studium zu sprechen," d. h. ihm an das Herz zu greifen, so wehrte er sich nur mit dem Bewusstseyn einer guten und gerechten Sache, und mit der Ueberzeugung, dass es eine Angelegenheit der ganzen gebildeten Menschheit sey, für das *ihm besonders anvertraute* Fach. Die Wichtigkeit der Bildung der Jugend durch das classische Alterthum wird dann noch in einer andern Rede, die der Vf. im J. 1811 hielt, ausführlich ins Licht gesetzt, und wir sind überzeugt, dass, wenn *Reinhard*, den manche *theologorum facile principem* nannten, noch lebte, er dem Vf. vollkommen darin Recht geben würde. Den *Handwerksgeist* mancher Studirenden in seinem Vaterlande rügt eine kürzere Rede mit Eifer und Nachdruck. „Die wissenschaftliche Weihe, die ihr empfanget, sagt der vortreffliche Mann, den Gott seiner Vaterstadt noch lange erhalten wolle, ist nicht bloss Vorbereitung auf euren Beruf; die Aussicht auf ein Amt, das euch Brod, und einem Haufen roher, unerleuchteter Menschen die nöthige religiöse und moralische Leitung zusichert, nicht eure ganze Bestimmung. Ihr seyd nicht bloss Zöglinge des Lehramts, sondern auch *künftige Mitglieder des gelehrten Standes*, und *Depositäre der uns überlieferten Schätze der Aufklärung*, welche der religiösen und sittlichen Erkenntniss den Pfad erhalten muss, wenn sie sich nicht auf die schrecklichsten Abwege verirren soll. Folglich ist ein fortgesetztes Studium philosophischer und humanistischer Wissenschaften ein Theil eurer Bestimmung, und die frühe Umsicht nach bloss einträglichen, eure literarische Ausbildung hintertreibenden oder auch nur beschränkenden Beschäftigungen die Verletzung einer heiligen Pflicht." Die Wahl der Bücher, die den Studirenden, nach Bestimmung der Summe, über die verfügt werden kann, von Seite der Lehrer, zur Aufmunterung des Fleisses jährlich geschenkt werden, hange, wie es scheint, von den Schülern selbst ab, und da bemerkt der Vf., dass seit längerer Zeit nicht mehr wie in frühern Jahren *Hauptwerke* der theologischen, philosophischen und classischen Literatur gewählt werden, sondern grösstentheils nur solche Bücher, die der Studirende gerade in den Klassen als Handbücher brauche, oder die gerade in eine Liebhaberey

berey einschlagen. Vermuthlich hängt auch diess mit der von dem Redner gerügten gemeinen Denkart in Ansehung des gelehrten Standes, und mit dem subalternen Gesichtspunkte, aus welchem von vielen das sogenannte Studiren betrachtet wird, genau zusammen. Die letzte Rede bestraft mit gerechter Strenge die Hintansetzung der den Lehrern gebührenden Achtung, die sich manche Studirende zu Schulden kommen liessen. Der wehmuthvolle Ton, der in mehrern Stellen dieser Reden herrscht, erklärt und rechtfertigt sich durch die den Wissenschaften ungünstige Periode, in welcher sie geschrieben und gehalten wurden; der Vf. verliert inzwischen nicht den Muth, obgleich ihn zuweilen in düstern Stunden, beym Nachdenken über gewisse unerfreuliche Zeichen der Zeit, Besorgnisse einer allmählig wieder hereinbrechenden Barbarey beschlichen haben. „Wenn es wahr ist," sagt er S. 209., indem er seine Rede an einen Ungenannten richtet, der *Julians* Künste im Anzuge glaubte, „wenn es wahr ist, dass das Alter grösstentheils in der Vergangenheit lebt, so kann es uns, die wir bessere Zeiten gesehen haben, an wahrem Lebensgenusse nicht fehlen. Lass uns nicht müde werden, Gutes zu wirken, so lange wir es können! Mag auch vieles von dem, was wir aussäeten, auf harten Felsengrund, manches an den Weg fallen, und von dem Fusse roher Unwissenheit zertreten werden, immer wird doch etwas auf gutem Boden Wurzel schlagen, und für künftige Zeiten reifen." Und nun wendet sich der Vf. an die Studirenden. „Ein Theil dieser Aussaat, sagt er, wenn auch ein noch geringer, wird euch anvertraut. Bewahret ihn als ein heiliges Depositum, wovon ihr die Rechenschaft Gott und einer bessern Nachwelt schuldig seyd."

St. Gallen, b. Huber: *Höchst wichtige Beyträge zur Geschichte der neuesten Literatur in Deutschland;* aus den nachgelassenen Papieren des Magisters *Aletheios*. Herausgegeben von *Antibarbaro Labienus*, der schönen Künste und Wissenschaften Magister u. s. w. 1813. *Erste* Abtheilung. 448 S. *Zweyte* Abtheilung. 504 S. gr. 8. (8 Fl.)

Nicht ohne geheime Furcht nahm Rec. dieses Buch in die Hand, das schon durch sein Aeusseres mit grossem, weitem Druck, und die dadurch vermehrte Dickleibigkeit abschreckt, aber noch weit mehr durch seinen Inhalt in Verlegenheit setzt. Lässt sich auch schon aus dem Titel ungefähr abnehmen, welcher Geist hier wehe, so wird doch niemand den weiten Umfang des literarischen Gebiets ahnden, über welches sich der Vf. hier verbreitet, und mancher oft bey näherer Bekanntschaft mit ihm doch nicht recht wissen, wie er mit ihm daran ist.

Mit ungewöhnlicher Belesenheit in dem Alten, wie in dem Neuen und nicht zu verkennendem Scharfsinne, tritt hier ein strenger Richter aller merkwürdigen Erscheinungen auf dem Felde unserer Literatur auf, um über die vermeynten Heroen der neuesten Zeit Musterung zu halten, und ihnen *asa foedita* statt Weihrauchs darzubringen. — Lodert auch hin und wieder ein heiteres Flämmchen auf, so sieht man sich doch häufig von qualmendem Dunst eingehüllt, welcher jede heitere Ansicht verhindert und den Vf. selbst oft durch täuschende Gestalten blendet. Wenigstens wird ihm, und öfters nicht mit Unrecht, der grösste Theil der von ihm gerichteten, oder auch nur mit gewaltsamer Hand an den literarischen Schandpfahl gebrachten Schriftsteller den Vorwurf machen, dass er sie selbst nicht zu verstehen, noch viel weniger zu beurtheilen vermöge. Deswegen glaubt Rec. der Selbstvertheidigung der angegriffenen nicht vorgreifen zu dürfen, da es wirklich leicht ein nicht minder dickes Buch erforderte um dem Vf. auf seinem Wege über das ganze Feld unserer neuesten Literatur mit beschränkenden oder widerlegenden Anmerkungen zu folgen. Um jedoch unsere Leser in Stand zu setzen dieses Werk einigermaassen kennen zu lernen und darnach selbst zu urtheilen, dürfen wir sie nur auf die Hauptpunkte desselben aufmerksam machen, und Ton und Tendenz des Vf. in den dazu ausgehobenen Stellen sich selbst aussprechen lassen.

Wir müssen dabey hinten anfangen, wo er sich allerdings als einen Mann zeigt, der nicht wie die Stimme eines Predigers in der Wüste überhört zu werden verdient, wenn er am Ende des *zweyten* Theils mit *Görres* sagt: „Das All ist eine transscendente Gleichung; unendlich ist die Zahl der Wurzeln, die sie zusammensetzen; wer am meisten dieser Wurzeln evolvirt, der ist am tiefsten eingedrungen, der ist Oberpriester der Natur; aber wer auch Eine nur aufgefunden hat, der hat nicht umsonst gelebt, sein Andenken soll nicht misshandelt werden. Nur wo in organischer Freyheit die Geister sich bewegen, wo jeder in dem allgemeinen Organismus seine Stelle findet und die Function ausübt, die ihm zugewiesen ist, ohne durch topische Entzündung das allgemeine Gleichgewicht zu stören, nur da mag die Wissenschaft in kräftiger Gesundheit gedeihen. Die Dynasten, die sich selbst zum alleinigen Pole des allgemeinen Lebens und alles Wirkens aufwerfen, sie haben im ewigen Wechsel und in der Reaction ihr Ziel gefunden, nach einigen Generationen hat die Zeit ihr Reich zerstört. — Huldigung daher den Heroen der Kunst und Wissenschaft, sie sind der Menschheit schönste Blüte; aber kein Feudalrecht darf im Reiche der Geister geduldet werden. Achtung sey der Tribut, den die Völker ihnen zollen, aber ihnen sey die Industrie des Landmanns und des Bürgers heilig; sie sollen nicht von ihren Burgen in die Ebene streifen und den stillen Fleiss unter ihren Huf zertreten. Dann wird aus dem wilden Kampfe, der die Menschheit jetzt umtreibt, eine neue Schöpfung in der Welt des Wissens und des Bildens sich erheben, wie aus den Stürmen, die um den Nachwinter brausen, der junge Frühling sich erhebt." Dazu nun mit zu wirken tritt der Vf. selbst auf den Kampfplatz und schwingt die Geissel unbarmherzig über die meisten der sich hervorhebenden Köpfe, ohne doch der unerlasslichen Bedingung *sine ira et studio* stets dabey eingedenk zu seyn,

seyn, da sich einige Parteylichkeit in der Darstellung der meisten, welche er mit scharfer Lauge übergiesst, wie in der Gelindigkeit beweist, womit die wenigen, die wie *Graser mit seiner Divinität* und einige andere Gnade finden vor seinen Augen, behandelt werden. Fast möchte man daraus, so wie aus einigen vorzüglichen Schriftstellern des katholischen Deutschlands gewöhnlichen Ausdrücken den Schluss ziehen, dass der Vf. sich selbst von dem Einflusse seines kirchlichen Systems nicht frey zu erhalten wusste.

Nach einer oft bis ins niedrige und platte ausgesponnenen Allegorie läfst er seinen Mag. *Aletheios* vor der Göttin der Thorheit mit dem Plane ihren Thron zu zerstören erscheinen, und ihn dann auf den seltsamsten und unzusammenhängendsten Wegen ihr ganzes Reich durchwandern, wo man auf Gestalten stöfst, die so leicht keiner hier vermuthete. Es geht nämlich zuerst aus dem Reiche der Todten in die Region der neuen Dichtkunst und des Unwesens mit den Volksliedern und Minnesängern, von da zu *Campetti*, *Fichte's* Moralprincip und Atheismus mit allen Auswüchsen von dessen Philosophie, der Jammerepoche der *Kantischen* Philosophie, den Fauenrittern, *Butte's* Arithmetik des Lebens, *Schellings* und *Hegels* Aeusserungen über das Christenthum, *Niethammers* Offenbarungslehre, *Wagners* Organon und Kabbela, nebst übrigen Ideen, *Galls* Organenlehre, wozu zwey in Kupfer gestochene Schädel deren Bezeichnung erläutern. Diese dehnt sich weit in den *zweyten* Theil hinein aus, bis zu dessen Excursionen in den Zucht- und Irrenhäusern, dann kommt er auf *Bernhardi's* intuitive Sprachlehre, *Jean Paul*, den jungen *Witte*, *Pestalozzi* und dessen Erziehungsmethode, den Magnetismus, die Geisterkunde, *Schwedenborg*, die Naturphilosophie und *Schellings* Astronomie, *Steffens* Beyträge, und schliesst mit *Falks* Sau in der Synagoge. Ueberall sind zwar die eigenen Worte der Schriftsteller angeführt, doch geben die eingestreuten Winke oft erst die gesuchte Deutung. Als Probe stehe hier nur noch der sich zunächst anbietende Fresser: „Aus einem Hause dampften uns Braten und Pasteten entgegen, und wir giengen hinein um unser Mittagsmahl zu halten. Wir halten, sagte ein Mann dem ich gegenüber zu sitzen kam, über die Gerichte ein schreckliches Gericht; das Essen ist das wahre Studium des Menschen."

GESCHICHTE.

HANAU, (ohne Angabe des Verlegers): *Geschichtliche Darstellung der Schlacht bey Hanau* am 30. October 1813. Von einem Augenzeugen. 1813. 96 S. 8. Mit dem Brustbilde des Gen. Grafen *von Wrede*. (10 gr.)

Eine zwar kleine, aber ihren Gegenstand erschöpfende Schrift, die überall einen Mann beurkundet, der trefflich beobachtet hat. Sie kann als ein wichtiger Beytrag zu der grossen Beendigung des Feldzuges diesseits des Rheins betrachtet werden, und giebt zu gleicher Zeit einen vortrefflichen Commentar zu dem höchst empfehlungswerthen Plane der genannten Schlacht von *Spangenberg* und *Felsing* ab. Da ein Auszug des Ganzen unmöglich ist, führen wir nur einige Anekdoten an. In *Gelnhausen* plünderten die Franzosen auf die schändlichste Art, und leerten sogar die beiden Apotheken aus, wobey Naphtha, alle Spirituosa, alle Säfte, u. s. w. von ihnen verschluckt wurden. — Als sich Napoleon auf seiner Retirade von einem Schultheissen durch den tiefen Wald führen liess, ritt er auf einem kleinen weissen Pferde, sprach durch Caulincourts Verdollmetschung sehr viel mit jenem Manne über die Lage der Dörfer, u. s. w. und pfiff dabey. — Zu dem Präfecten u. s. w. von Hanau, die ihm aufwarten mussten, sagte er: „Sie sind der Präfect von Hanau? Diess ist die schlechteste Stadt in Deutschland. Die Bürger haben die Oesterreicher und Bayern mit Hurrah- und Vivatrufen empfangen. Ich weiss, dass ich sie nicht zwingen kann, die Franzosen zu lieben; allein ich dächte, es wäre Princip der Klugheit, es mehr mit Frankreich als mit Russland zu halten. Zur Strafe habe ich vorige Nacht die Stadt mit Granaten begrüssen lassen; hat das Feuer viel Schaden gethan?" u. s. w.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Beförderungen u. Ehrenbezeugungen.

An die Stelle des sel. Decans *Ith* wählte der kleine Rath zu Bern am 1. November 1813 zum ersten Pfarrer der Stadt Bern und Decan des Berner-Capitels den Hn. *Gottlieb Risold*, Professor der griechischen und lateinischen Sprache und Mitglied des Kirchen- und Schulraths. (Hr. Pfarrer *Müslin* soll sich die Stelle wegen seines schwachen Gehörs verbeten haben.) Zu einem Mitgliede der akademischen Curatel ward an *Ith's* Stelle gewählt Hr. *Samuel Wyttenbach*, Pfarrer an der Hospitalskirche zu Bern.

Se. Majestät, der Kaiser von Russland, haben dem Hn. Hofrath *Friedr. v. Gentz* den St. Annen-Orden zweyter Classe, begleitet mit einem höchst gnädigen Schreiben wegen seiner durch mehrere politische Schriften erworbenen Verdienste, verliehen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1814.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Breslau, b. Grass u. Barth: *Handbuch der pathologischen Anatomie des Menschen und der Thiere*, von *A. W. Otto*, Professor der Medicin zu Breslau, einiger gelehrten Gesellschaften Mitgliede. 1813. 394 S. 8. (1 Thl. 12 gr.)

Die Werke über die pathologische Anatomie sind im Ganzen nach einem dreyfachen Plane abgefasst. Entweder haben die Verfasser vorzüglich den Zweck gehabt, dadurch auszumitteln, mit welchen Verletzungen der Functionen der Organe gewisse Veränderungen in ihren sinnlich wahrnehmbaren Bedingungen vereinigt vorkommen, als Wirkungen oder als Ursachen derselben anzusehen seyen; oder sie haben zwar auch diesen Zweck zu erreichen gesucht, allein doch vorzüglich auf das Wesen der Abweichungen der Organe vom normalen Zustande Rücksicht genommen; oder endlich sie haben bloss eine trockne Darstellung der verschiednen Abweichungen, deren ein jedes Organ fähig ist, geliefert, ohne ein allgemeines Bild einer jeden Abweichung, ganz abgesehen von der Abänderung, welche sie durch die Individualität der Organe erleidet, auf der einen, und ohne den Zusammenhang zwischen veränderter Form und Mischung und den Functionen eines Organs auf der andern Seite anzugeben. Welche von diesen drey Bearbeitungsweisen die schlechteste sey, lässt sich leicht angeben: offenbar die letzte; indem sie weder dem Geiste Nahrung liefert, noch die Wissenschaft vervollkommnet, noch dem praktischen Arzte von Nutzen ist. Schwerer ist es, zu entscheiden, welche von den beiden übrigen die beste sey. Indessen glauben wir dennoch mit Bestimmtheit sagen zu können, dass die zweyte, mehr als irgend eine andre, der Idee, welche man mit dem Namen verknüpft, entspreche. Die Abweichung der sinnlich wahrnehmbaren Eigenschaften der Organe vom Normal ist offenbar der Hauptbegriff, die Angabe des Zusammenhanges derselben mit gewissen Veränderungen der Functionen weniger wesentlich. Anders würde es sich verhalten, wenn von einer *anatomischen Pathologie* die Rede wäre.

Das vorliegende Handbuch ist nach dem dritten Plane geschrieben, und unterscheidet sich von denen seiner Vorgänger, ausser einem gewissen Mittel zwischen der *Ludewigschen* Kürze und der *Voigtelschen* Stärke, welche in demselben Sinne arbeiteten, vorzüglich durch die Berücksichtigung nicht bloss menschlicher, sondern auch thierischer Abweichungen; ja der Vf. hatte früher sogar nicht nur die Absicht gehabt, sondern selbst in dem Messcatalog angezeigt, dass er auch eine pathologische Anatomie der Pflanzen liefern wolle; ein Vorsatz, den er jedoch in der Einleitung ausdrücklich zurücknimmt.

Wir gehen jetzt zu einer speciellern Betrachtung des Werkes über. Wie die meisten Handbücher der normalen und pathologischen Anatomie, fängt es mit dem osteologischen Theile an. Ungeachtet wir nun zwar der Meinung sind, dass bey einem Werke dieser Art, wo ein jeder Theil für sich ein Ganzes bildet, die Ordnung ziemlich gleichgültig ist, und bey einer bloss topographischen, beschreibenden Anatomie diese Anordnung sogar aus bekannten Gründen ihre Vorzüge hat, so glauben wir doch theils, dass, seit *Bichat* seine allgemeine Anatomie herausgab, nicht wohl ein Vortrag über Anatomie gehalten werden kann, ohne dass der Lehrer zwey grosse Hauptabschnitte, die allgemeine und die specielle, topographische, bildete; theils, dass in einem Handbuche der pathologischen Anatomie, wo die topographische Betrachtung der verschiedenen Systeme nicht bezweckt wird, die allgemeiner verbreiteten Systeme schicklicher die erste Stelle erhalten haben würden.

Im *ersten* Kapitel des *ersten* Abschnittes betrachtet der Vf. die Knochen im Allgemeinen, wo indess doch schon eine Menge specieller Angaben als Beyspiele vorkommen, die nachher bey den einzelnen Gegenden des Skelettes grossentheils wiederholt werden. Neues fand Rec. wenig oder nichts in diesem Kapitel. Nicht ganz richtig scheint ihm der Vf. Knöchelchen, die bisweilen am Stirnbein, den Schlafbeinen, dem Rückgrat, im Kniegelenk vorkommen, für identisch mit den Sesambeinchen zu halten. Bey der Knochenweichheit hätte wohl das merkwürdige vorzugsweise Vorkommen derselben beym weiblichen Geschlecht Erwähnung verdient, beym Osteostratom die *Bichatsche* Meynung, dass das Wesen derselben eine Krankheit des Knochenmarkes sey, geprüft; der Grund, warum beym Winddorn nach geheiltem Beinfrass die Knochen sehr schwer und dicht sind, angegeben, und überhaupt das Wesen der Pädarthrocace und der *Spina ventosa* als einer Entzündung der Knochen dargestellt werden müssen, damit man dem Vf. nicht den gegründeten Vorwurf machen könne, zu sehr bloss beym Aeussern stehen geblieben zu seyn. Die Caries ist durch die Exostosen und das Schwinden der Knochen ganz unnatürlich von den zuletzt angeführten Krankheitszuständen der Knochen getrennt. Bey den Exostosen führt der Vf. als selten und noch nicht beschrieben eine eigne Art an,

an, die als ein dünnes und weiches Knochenblatt erscheint, welches sich an der äussern Fläche des Darmbeins befindet, überall ungefähr eine halbe Linie von demselben entfernt ist, nur Stellenweise durch dünne Knochenfasern mit demselben zusammenhängt, und seiner Meynung nach an der äussern Fläche der Beinhaut gebildet wird. Diese Meynung hat indessen die Analogie so durchaus gegen sich, dass Rec. kein Bedenken trägt, sie für ganz unwahrscheinlich zu erklären; um so mehr, da ja der Vf. selbst Continuität zwischen der regelwidrigen Knochensubstanz und dem Hüftbein angiebt. Dass diese nicht in der ganzen Ausbreitung jener Statt fand, giebt gewiss keinen Grund ab, eine von der gewöhnlichen verschiedene Entstehungsweise anzunehmen. Schwerlich ist wohl der von *Michaelis* beobachtete Zustand der Knochen, wo dieser durch stellenweise ergossenes Blut zerstört ist, wie der Vf. glaubt, der Caries sehr ähnlich. Gewiss erkennt die Ankylose als häufigste Ursache nicht die Verknöcherung der Gelenkbänder, sondern entweder Absatz von Knochensubstanz im Umfange des Gelenkes, oder Entzündung und Caries der Gelenkenden, Zerstörung der Knorpel und Verschmelzung jener durch den Heilungsprocess, wie bey der Callusbildung, an, ungeachtet auch Rec. mehrere Fälle von Verknöcherung der Bänder im hohen Alter vor sich hat. Nicht bloss die Kniescheibe und die Knochenansätze liefern Beyspiele von queren Knochenbrüchen; *Bonn* und *Camper* beschreiben Fälle der Art auch am Körper cylindrischer Knochen. Die Luxurianz des Callus, dessen Bildung sehr kurz angegeben wird, nimmt der Vf. wohl etwas zu bereitwillig an. Rec. wenigstens ist durch die Betrachtung mehrerer, auch sehr schlecht geheilter Knochenbrüche genöthigt, der von *Pott* und *Sömmerring* vorgetragenen Meynung grossentheils beyzupflichten. Die regelwidrige Entstehung von Knochen in andern Organen gehört wohl nicht hieher, sondern zur Betrachtung dieser Organe. Das *zweyte* Kapitel, von den Knorpeln, enthält nichts Eignes. Die Vermuthung des Vfs., dass die Knorpel nur nach vorangegangener Verknöcherung vereitern, und die Bemerkung, dass die Knorpel des Kehlkopfes, die so leicht verknöchern, öfters vereitert gefunden werden, ist wörtlich von *Bichat* entlehnt. Der im *dritten* Kapitel, von den Ligamenten, vorgetragenen Meynung, dass die Verlängerung und Erschlaffung der Gelenkbänder die gewöhnliche Ursache der Verrenkungen sey, wird wohl kaum jemand beytreten. Die *Beschaffenheit* neuerzeugter Gelenke hätte wohl, wenigstens nach *Bichat*, der aber nicht einmal citirt ist, angegeben werden sollen. Ueberhaupt ist es auffallend, dass fibröse und Synovial-Bänder unter einer Rubrik betrachtet werden. Im *vierten* Kapitel, wo von den Knochen *im Besondern* gehandelt wird, tritt der Vf. bey den Knochen des Schädels einer ihm von *Sömmerring* mitgetheilten Bemerkung, der zu Folge die meisten Schiefheiten und grossen Abweichungen des Länge- und Querdurchmessers durch frühzeitige Verwachsung einzelner Näthe am Schädel entstehen sollen, unbedingt bey. Rec. ist, trotz der unbegrenzten Verehrung, welche er gegen *S.* hegt, nicht im Stande, ihm hierin beyzupflichten, weil er eine Menge von Fällen vor sich hat, welche geradezu dagegen sprechen. Die Bemerkung über die bisweiln vorkommende Schiefheit des Narwhalschädels wäre beser weggeblieben. Eben so wenig gehört wohl in eine pathologische Anatomie die Angabe der rationellen Verschiedenheiten der Schädel in Hinsicht auf Dicke. Die Lehre von den Wormischen Knochen, vorzüglich in Hinsicht auf Gestalt und Stelle, hätte wohl eine etwas ausführlichere Betrachtung verdient. Die Verbindung zwischen der Keilbeinhöhle und der Höhle des Schädels findet, wenigstens, nach des Rec. Beobachtungen, nur im *trocknen* Knochen Statt. Unrichtig ist es, dass die Gaumenbeine beym Wolfsrachen grösstentheils fehlen. Bey den Zähnen hätte die Lehre von den Brüchen derselben, besonders nach den *Foncouschen* Bemerkungen, nicht so ganz übergangen werden müssen, als der Vf. gethan hat. Da der Vf. in einer Note zu diesem Kapitel bemerkt, *dass* er bey *Sömmerring* und *Gehler* Ober- und Unterkiefer des Höhlenbären gesehen habe, in denen sich hinter dem Eckzahn der sonst fehlende kleine Zahn fand, hätte er lieber, wenn er einmal diese auf seinen Reisen gemachte, nur in die comparative Anatomie gehörige Bemerkung hier mittheilen wollte, uns gleichfalls belehren sollen, ob er in jenen Exemplaren den bey den übrigen Bären vor dem vordersten Backzahn sitzenden kleinen Zahn fand, oder nicht, da wir schon längst von *Cuvier* wussten, dass bisweilen der Unterkiefer des Höhlen-Bären jenen Zahn enthält, während er den vor dem vordersten Backzahn sitzenden nie sahe. In der Lehre von der Mehr- und Minderzahl der Wirbel hätte der siebente Halswirbel eine ganz besondere Berücksichtigung verdient, indem er, schon im normalen Zustande als Uebergangsbildung von den Halswirbeln zu den Rückenwirbeln höchst merkwürdig, auch durch Abweichungen in seiner Bildung höchst interessante Erscheinungen darbietet. Dass der Beinfrass der Wirbel bey Aneurysmen der Aorta *oft* vorkomme, ist ein Satz, den man wohl schwerlich jetzt noch in einem Handbuche der pathologischen Anatomie erwartet, da *Scarpa* schon vor so langer Zeit in den *Mém. de la soc. de médecine* dargethan hat, dass die Verderbniss der Knochen, welche man beym Aneurysma beobachtet, ganz von der Caries verschieden ist. Auch Rec., der mehrere solche, durch Aneurysmen bewirkte Knochenzerstörungen zu untersuchen Gelegenheit hatte, fand die Knochen nie cariös, sondern immer sehr deutlich durch vermehrte Einsaugung zerstört. Für das durch Hydrorachie bewirkte Knochenleiden gilt dasselbe. Wenn gleich die Nichtvereinigung der Schaambeine bey der Harnblasenspalte Regel ist, so beweist doch der Fall von Coates, dass es auch Ausnahmen giebt, so wie auf der andern Seite dem Rec. zwey Fälle bekannt sind, wo angeborne Trennung der Schaambeinfuge ohne Harnblasenspalte vorhanden war. Die

Grä-

Grätenecke entsteht *immer* als ein eignes Knochenstück.

Der *zweyte* Abschnitt handelt von dem Muskelsystem. Hier möchte Rec. im ersten Kapitel: von den Muskeln, das *häufige* Vorkommen von *oft beträchtlich großen Knochenconcrementen* in den Muskeln, das Herz natürlich ausgenommen, wovon aber der Vf. hier nicht handelt, stark bezweifeln. Ihm wenigstens ist es, trotz gewiss häufig angestellter Untersuchungen, und ungeachtet er eine sehr ansehnliche Menge anatomisch-pathologischer Fälle vor sich hat, noch nicht vorgekommen, und eben so wenig finden sich häufige Beobachtungen davon bey den Schriftstellern. Selbst da, wo man diese Productionen findet, möchte sich am Ende wohl bey genauerer Untersuchung ergeben, dass nicht die Substanz der Muskeln, sondern der Sehnen, degenerirt war. Im *zweyten* Kapitel: von den Sehnen, fehlt die Reproductionsweise derselben.

Der *dritte* Abschnitt handelt das Blutgefässsystem, sein *erstes* Kapitel das Herz ab. Unrichtig ist in den ersten Zeilen die Behauptung, dass das ausserhalb dem Brustkasten liegende Herz *immer* des Herzbeutels ermangele. Richtig bemerkt der Vf., dass die Verbindungsfäden zwischen Herz und Herzbeutel, welche man bey mehrern Fischen findet, nicht Folgen von Entzündung seyen, indem er sie beym Hausen beständig gefunden habe. Rec. fand sie bey mehrern Fischen constant, und sie scheinen den meisten Reptilien zuzukommen. Die Lehre von dem Aneurysma des Herzens ist sehr oberflächlich abgehandelt, indem man nicht einmal angegeben findet, welche Theile desselben überhaupt vorzugsweise, und welche wieder insbesondere vorzugsweise activ oder passiv dilatirt erscheinen. Dass der arteriöse Gang *häufig* mit dem eyrunden Loche offen sey, ist wider alle Erfahrung. Das Verhältniss zwischen der Eustachischen Klappe und dem eyrunden Loche, so wie der Unterschied zwischen Lungenarterie und Aorta in Hinsicht auf Variiren ihrer Klappenzahl, hätte wohl einige Berücksichtigung verdient. Der letzterwähnte Unterschied, der durchaus constant ist, (*Hunter* als Gewährsmann der Anwesenheit zweyer Klappen in der Aorta wird falsch citirt, und das einzige, von *Meckel* angeführte Beyspiel ist gerade wegen der übrigen, bey dieser Abweichung Statt findenden Bedingungen in der Herzbildung sehr merkwürdig,) hat in mehr als einer Beziehung, wie Rec. an einem andern Orte zeigen wird, grosses Interesse. Einer Angabe wäre es auch wohl werth gewesen, auf welcher Seite des Herzens und in welchen Klappen am häufigsten Verknöcherungen und ihre Folgen vorkommen. Eben so wäre wohl der Sitz der Zerreissungen des Herzens, die Bedingungen, unter welchen sie entstehen u. s. w., anzugeben gewesen.

Zum *zweyten* Kapitel: von den Blutgefässen, bemerkt Rec., dass die Lungenarterie nicht bloss dann, wenn sich nur eine Kammer und Vorkammer im Herzen findet, ein Ast der Aorta ist. Bey den Varietäten der Arterien fehlt der berühmte Fall von Malacarne, der höchste Grad von Spaltung der Aorta, wo diese ganz gedoppelt aus dem linken Ventrikel entsprang und beide Stämme sich erst nach Abgabe der Carotiden vereinigten; die Bestimmung, welche Wirbelarterie oft aus dem Bogen der Aorta entspringt, des Ortsverhältnisses, in welchem sie zu den benachbarten Arterien steht (merkwürdige Bedingungen, welche der Vf. wenigstens zum Theil aus andern Schriften wissen konnte, wenn er auch nicht von selbst darauf fiel). Die Wirbelarterien treten, nach des Rec. vielfachen Untersuchungen, nicht *bisweilen*, sondern *immer* erst in das sechste Halswirbelloch, ein für die Bedeutung des siebenten Halswirbels, als einer Uebergangsbildung, wichtiger Umstand. Die Nabelarterien nehmen nicht *zuweilen* ihren Ursprung aus der Aorta, sondern sind *immer* die eigentliche Fortsetzung ihres Stammes. Wichtig in mehrerer Hinsicht wäre es wohl gewesen, vergleichende Angaben über die Häufigkeit der verschiedenen Abweichungen der Arterien zu liefern, wie auch die Abweichungen selbst genauer zu bestimmen. Die Aorta ist bey Rückgratskrümmungen nicht häufig, sondern immer auf dieselbe Weise verbogen. Der Einfluss des Geschlechts auf das Vorkommen der Verknöcherung der Arterien, so wie die Verschiedenheit, welche in dieser Hinsicht zwischen der obern und untern Körperhälfte Statt findet, hätte wohl einer Erwähnung verdient. Bey den Venen wäre es gleichfalls wichtig gewesen, zu bemerken, dass die Nierenvenen, ganz gegen das gewohnte Gesetz und ungeachtet die correspondirenden Arterien so häufig variiren, sich weit seltner, als diese, vom Normal entfernen. Im *dritten* Kapitel: vom Blute, das kaum eine Seite einnimmt, war man wohl um so mehr zu der Erwartung berechtigt, Untersuchungen über die einzige Bedingung desselben, welche in eine pathologische *Anatomie* gehört, über die Polypen zu finden, als diese im Kapitel vom Herzen nur sehr kurz berührt werden; indessen ist hier nur die Rede von Bedingungen, welche sich gar nicht auf *Formung* beziehen.

Der *vierte* Abschnitt enthält das Bekannte vom Lymphsystem.

Im *fünften* Abschnitt vom Nervensystem, Kap. 1. vom Gehirn, ist die Bemerkung richtig, dass die Knochenconcremente der harten Hirnhaut vorzüglich in der Sichel vorkommen. Wie der Wasserkopf, zumal der angeborne, in die Lehre von der harten Hirnhaut komme, begreift Rec. nicht. Die kleinen schwammigen Körper auf der Gefässhaut sind doch wohl nichts als Pacchionische Drüsen. Die Einfachheit des grossen Gehirns bey Cyclopenbildung scheint dem Rec. nach eignen und fremden Untersuchungen allgemeine Bedingung. Wie der aus der vergleichenden Anatomie entlehnte, ganz missverstandne Satz über die grosse Verschiedenheit im Bau des Gehirns in den verschiedenen Fischarten in ein Handbuch der pathologischen Anatomie gehöre, begreift Rec. nicht. Bey der Hirnhöhlenwassersucht verdient bemerkt zu werden, dass die Monro'sche Oeffnung dabey nicht bloss oft ungeheuer

hener ausgedehnt wird, sondern zuweilen im Gegentheil verwächst. Dasselbe gilt für die Bedingungen, unter welchen sich die Adergeflechte auf verschiedene Weise verändern. Die Angaben über die Verbindung der Sehhügel, welche der Vf. als pathologischen Zustand anführt, scheinen zu beweisen, dass er diesen Gegenstand in der Natur nicht sehr sorgfältig untersucht habe. Beym Hirnanhang ist es merkwürdig, dass *Wenzel's* Werk über den Hirnanhang fallsüchtiger Personen citirt, und seine Bemerkungen über den Zustand desselben bey Fallsüchtigen auch mit keiner Sylbe angeführt werden. In diesem Kapitel ist es unangenehm, mehrere ganz regelmässige Bedingungen als abnorme Zustände citirt zu finden. Nicht immer ist, nach des Rec. Untersuchungen, bey der Cyklopenbildung der Sehnerv vor der Kreuzungsstelle einfach. Sonderbar ist es, dass die auffallendste Abweichung eines Nerven von seinem normalen Laufe, die des Lingualastes vom fünften Paare, welche *Columbus* beobachtete, gar nicht erwähnt ist.

Der *sechste* Abschnitt handelt vom Zellgewebe, der *siebente* vom Hautsystem. Hier wäre wohl ein Versuch zu einer allgemeinen Darstellung der Hautkrankheiten wünschenswerth gewesen. Befremdend ist dagegen die Bemerkung, dass man die Haut der Fische, z. B. der Karpfen, bisweilen stark mit Moos bewachsen fände. Eben so wenig gehören wohl die Abnormitäten des Schweisses hieher, und noch weniger die Bemerkung, dass es linksgewundne Schnecken gebe (S. 167.)!

Der *siebente* Abschnitt handelt von den Haupttheilen des Körpers im Allgemeinen. Im ersten Kapitel wird der Kopf betrachtet, im zweyten der Hals, im dritten der Rumpf, im vierten der Schwanz, im fünften die Extremitäten. Ein fast ganz unnützer Abschnitt, indem es leicht seyn würde, zu beweisen, dass er fast nur eine Wiederholung von dem ist, was schon an andern Stellen, namentlich in den Abschnitten von den verschiedenen Theilen des Skelettes und von der Haut vorgekommen ist, ohne dass man doch über das Wesen und die nähern Bedingungen der betrachteten Bildungsabweichungen etwas erführe, und ohne dass der Gegenstand auch nur historisch vollständig abgehandelt würde, was man doch durch die Wiederholung gerade zu erwarten berechtigt wäre. Unrichtig ist gewiss die Behauptung, dass die Rückenspalte häufiger sey, als die Bauchspalte, und eben so unbegreiflich ist es, wie der Vf. S. 173. sagen kann, dass am Nabel zuweilen ein Stück des Nabelstranges hängen bleiben könne, und *Azara*, der diess bey den Amerikanern beobachtet haben will, als Gewährsmann citirt, da jede Hebamme weiss, dass die Nabelschnur jedesmal ganz abstirbt, und es wahrlich keines grossen Scharfsinnes bedarf, um zu sehen, dass *Azara* nur von Nabelbrüchen redet, die von der schlechten Besorgung des Nabels in Amerika häufig entstehen!

(*Der Beschluss folgt.*)

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Todesfälle.

Am 13. März vor. J. starb zu Danzig *Nicocolaus Gottfried Christian Eckermann*, Doctor der Philosophie, Professor der griechischen und römischen Literatur, wie auch Rector und Bibliothekar am hiesigen Gymnasium, am Nervenfieber, im 29sten Jahr seines Alters. Schon früh von seinem Vater, dem in der gelehrten Welt sehr geschätzten Doctor der Theologie und Professor zu Kiel, Hrn. *Jac. Christoph Rudolph Eckermann*, zum Studio der Wissenschaften angeführt, machte er durch eigenen unermüdeten Fleiss solche schnelle Fortschritte, dass er im 21sten Jahre seines Alters die Würde eines Doctors der Philosophie erhielt. Sein Lieblingsfach war indessen die alte Literatur. Theils in Kiel, theils in Halle war er rastlos bemüht, sich die Schätze derselben zu eigen zu machen. Nach vollendeten Studien übernahm er im Jahr 1805 die Stelle eines Privatlehrers in dem Hause des Hrn. Senator *v. Frantzius* zu Danzig. In diesem Wirkungskreise blieb er bis zum Jahre 1812, in welchem Zeitpunkte ihm, als das Gymnasium dieser Stadt eine neue Organisation erhielt, die Professur der classischen Literatur, das Rectorat und die Stelle eines Bibliothekars übertragen wurde. Leider entriss ihn der Tod zu schnell von dieser einen ausgebreiteten Nutzen versprechenden Laufbahn. Ausgezeichnete Geistesfähigkeiten und Kenntnisse, immer reger Berufseifer, fortwährendes Streben nach Wissenschaft, waren in ihm mit einem Herzen von unübertrefflicher Güte und mit hoher Tugend vereinigt.

Zu Würzburg starb am 28. Januar d. J. *Joh. Barthel v. Siebold*, Dr. der A. G. und ordentl. Professor der Chirurgie und chirurgischen Klinik, wie auch Oberwundarzt am Juliusspital daselbst, ein durch Lehre und Ausübung seiner Kunst verdienstvoller Mann, am Nervenfieber. Er war zu Würzburg den 3. Febr. 1774 geboren.

Am 29. Januar starb zu Berlin der dasige Professor der Philosophie *Joh. Gottlieb Fichte*, ehemal. Prof. in Jena und einige Zeit auch zu Erlangen, als Lehrer und Schriftsteller gleich berühmt, 51 Jahre alt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1814.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Breslau, b. Grafs und Barth: *Handbuch der pathologischen Anatomie des Menschen und der Thiere*, von *A. W. Otto* u. f. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der *neunte* Abfchnitt handelt von den einzelnen Theilen des Kopfes. Hier hat der Vf. im Kapitel von den Augen wohl zu fehr ohne Kritik nach Differtationen fabelhafte Angaben von Plinius, Licet, Schenk u. f. w. zufammengeftellt. Dafs bey der Cyklopenbildung überzählige Augenmuskeln vorhanden wären, kann man wohl nicht fagen, wenn man bedenkt, dafs das Auge faft immer mehr oder weniger aus zweyen zufammengefetzt ift. Häufig fehlen dabey vielmehr einige Muskeln. Eine Angabe der verfchiednen Anfichten über das Wefen des Staphylomes hätte Rec. bey den Abweichungen des Auges erwartet. Dafs beym Mangel des knöchernen Gaumens der weiche fehle, ift unrichtig: er ift nur gefpalten.

Im *zehnten* Abfchnitte, von den Brufteingeweiden, hätten wohl die Lungenknoten, wenn auch nur nach *Starks* trefflichen Unterfuchungen, abgehandelt werden können.

Das im *eilften* Abfchnitte, von der Bauchhöhle und ihren Eingeweiden, behauptete häufige vorkommen der Verdickung und Verhärtung des Bauchfelles bey alten Brüchen, mufs Rec. nach feinen Unterfuchungen in Uebereinftimmung mit andern Anatomen bezweifeln. — Die Lehre von den Brüchen ift äufserft unvollkommen. Im Kapitel von der Leber zweifelt Rec. an der Richtigkeit der Meinung, dafs die fogenannten Speckgefchwülfte der Leber mit der Fettumwandlung derfelben für eins zu halten feyn. Richtiger rechnet man jene zu einer der verfchiednen Arten von Knoten, welche man in der Leber findet. Für den Menfchen ift die Behauptung, dafs die Hydatiden der Leber meiftens belebt feyn, gewifs unrichtig. Die Gallenfteine, als geformte Producte, hätten wohl eine genauere, wenn gleich kurzgefafste Schilderung und vollftändigere Literatur verdient! Im Kapitel von der Milz hätte bey Gelegenheit der Nebenmilzen wohl die *Rofenmüllerfche*, auch durch Rec. immer beftätigt gefundne Beobachtung angeführt zu werden verdient, dafs fie immer ganz rund find, da fie für die Bedeutung diefer Bildungsabweichung höchft intereffant ift. Sehr merkwürdig ift ein vom Vf. angeführter Fall von 23 Nebenmilzen bey einer Mifsgeburt, wo aufserdem die Hauptmilz eine Menge Einfchnitte hatte. Diefs ift noch mehr als Cetaceenbildung! Uebrigens verdienten die häufig vorkommenden ein- und mehrfachen, verfchiedentlich tiefen Einfchnitte in der Milz und die Nebenmilzen als eine Reihe zufammengeftellt zu werden. Man kann fie fehr vollftändig liefern. Von den Knochenconcrementen in den Häuten (namentlich der fibröfen) der Milz, mufs man wohl nicht fagen dafs fie bisweilen, fondern dafs fie oft vorkommen. Rec. zweifelt, nach feinen Beobachtungen faft, ob fie, oder wenigftens die Knorpelbildung, fich felbft in den Arterien fo oft finden. Das Gefchlecht fcheint hier weniger Einflufs als bey den Arterien zu haben: denn er fand fie bey alten Weibern fogar häufiger als bey alten Männern. Ift es nicht höchft merkwürdig, dafs diefelbe Erfcheinung fich gerade unter ganz entgegengefetzten Bedingungen darbietet?

Im *zwölften* Abfchnitte, vom Harnfyftem, bemerkt der Vf. im Kapitel von den Nebennieren richtig, nach fremden und eignen Beobachtungen, dafs bey mangelhafter Entwicklung des Schädels und des Kopfes überhaupt diefe Organe gewöhnlich zu klein find, oder ganz fehlen; allein er hätte auch die von einigen Schriftftellern und ihm felbft beobachtetes Ausnahmen von diefer Regel anführen follen. Die Blafenfteine find eben fo oberflächlich als die Gallenfteine berührt. Die Mifsbildungen der männlichen Harnröhre hätten zweckmäfsiger und fo, dafs fie als verfchiedne Grade derfelben Abweichung erfchienen wären, zufammengeftellt werden können.

Im *dreyzehnten* Abfchnitte, von den Gefchlechtstheilen, äufsert der Vf. bey Betrachtung der Mehrfachheit der Genitalien in einem einfachen Körper, dafs Duplicität der Scheide, Zweygehörntheit der Gebärmutter, Spaltung des Kitzlers *zum Theil* hieher gehöre. Rec. verfteht in der That nicht was der Ausdruck *zum Theil* für eine Bedeutung habe. Entweder find jene Zuftände wirklich, wie die gewöhnliche Meinung, die fich auf blofs oberflächliches Anfchauen der äufsern Form ftützt, ift, Mehrfachwerden und dann gehören fie *ganz* und *nur* hieher, oder fie find es, wie Rec., und, feiner Meinung nach, auf triftige Gründe geftützt, glaubt, nicht, und dann dürfen fie auf keine Weife hieher gerechnet werden. Ift die Spaltung der Gebärmutter im Fötuszuftande nicht normal? ift die gefpaltne Gebärmutter nicht immer nur mit zwey Trompeten und zwey Ovarien verfehen, nicht immer nur fo grofs und oft kleiner als eine gewöhnliche? ift nicht jede Hälfte der fogenannten doppelten Scheide enger als eine einzelne? Die Zwitterbildungen find fehr oberflächlich abgehandelt.

Be-

Besonders ist es auffallend, dass auf den Totalhabitus gar keine Rücksicht genommen ist, und dass die gewiss nicht erschöpfende *Walthersche* Eintheilung derselben in drey Grade als Norm aufgestellt ist. Bey Angabe der Mehrzahl der Hoden hätten wohl, da der gemeine Haufe sehr zur Annahme dieser Abweichung geneigt ist, die vorzüglichsten Bedingungen, welche zu Täuschungen verleiten können, angegeben werden sollen. Nach des Rec. Beobachtungen verknöchert der Nebenhode weit häufiger als der Hoden. Bey den weiblichen Genitalien hätte weit zweckmässiger der allmälige Uebergang von dem ersten, kaum merklichen Erscheinen einer Gebärmutter bis zu der Form, welche sie beym reifen Fötus hat, durch eine Menge Zwischenstufen, angegeben werden können, indem dadurch diese Abweichungen eine Bedeutung erhalten hätten. Die Unterschiede zwischen den verschiednen Geschwülsten der Gebärmutter und die Beziehung zwischen den sogenannten Fleischgewächsen und den Verknöcherungen und Versteinerungen derselben hätten gleichfalls eine genaue Angabe verdient. Gewiss gehören, eben so wenig als andre ähnliche Gegenstände die Abweichungen der Menstruation in eine pathologische Anatomie! S. 377. findet sich ein arges *quid pro quo*. Die Hirschkuh, von welcher die Rede ist, hatte nicht ein Geweih, wie von einem dreyjährigen Hirsche im Eyerstocke, sondern der eine Eyerstock war scirrhös und auf eben dieser Seite hatte sie am Kopfe ein Geweih gleich dem eines dreyjährigen Hirsches gehabt, während sich auf der entgegengesetzten Seite, deren Ovarium sich im normalen Zustande befand, auch kein Geweih trug. Dass man in den Ovarien viel seltner als in den Muttertrompeten eine mehr oder weniger ausgebildete Frucht finde, ist wohl kaum ganz richtig. Wenigstens ist so viel gewiss, dass die Frucht in den erstern häufiger reift als in diesen, indem diese fast immer schon in den ersten Monaten der Trompetenschwangerschaft zerreissen.

Im *vierzehnten* und letzten Abschnitt, vom Eye, handelt der Vf. nicht nur dieses, sondern auch den Fötus ab. Wenn er hier, nach *Voigtel*, behauptet, dass, wenn der Mutterkuchen in mehrere Lappen getheilt ist, sich auch die Nabelschnur in eben so viele Lappen spalte, so versichert ihn Rec., dass er den von ihm vorgetragnen entgegengesetzten Satz durch mehrere Präparate beweisen kann. Gewöhnlich senkt sich in diesen Fällen die Nabelschnur ungetheilt in den Hauptlappen, und von diesem aus gehen erst Gefässe zu den Nebenlappen.

Im Kapitel von der Frucht handelt der Vf. zuerst von den Missbildungen. Bey der Literatur über diesen Gegenstand darf man es wohl rügen, dass manches wichtige Werk, das sich besonders mit einer wissenschaftlichen Bearbeitung und mit Untersuchungen über die Bedeutung der Missgeburten beschäftigt, durchaus gar nicht angezeigt ist, während unbedeutende, die nur Beschreibungen enthalten und über das Wesen der Missgeburten gar kein Licht verbreiten, angeführt sind. Da, wo der Vf. sehr unvollständig die vorzüglichsten allgemeinen Bedingungen der Missgeburten zusammenstellt, findet sich eine sonderbare Schlussfolge, indem aus der Thierähnlichkeit mancher menschlichen Missbildungen deducirt wird, warum manchen Thieren eigends und vorzugsweise gewisse Missbildungen zukommen? Der Vf. setzt *sechs* Klassen von Missbildungen fest. Die *erste* enthält die *monstra per defectum*. Hier ist es merkwürdig, dass er, ungeachtet er auf der vorigen Seite von *sogenannten Hemmungsbildungen* sprach, bey dieser Klasse nur auf die *Zahl* der Theile, also bloss das Aeussere Rücksicht nimmt. Gehören die Hemmungsbildungen etwa nicht in diese Klasse und spricht sich bey ihnen die Missbildung immer durch Mangel aus? Oder will er die wichtigsten, hieher gehörigen Bildungen, ganz gegen alle uns etwas wissenschaftliche Weise, etwa nach der beliebten Art, wieder unter *fabrica aliena* und *situs mutatus* bringen?! Die *zweyte* Klasse enthält die *monstra per excessum*, die *dritte* Klasse *monstra ex duobus coalita!* Ungeachtet der Vf. durch diese Trennung deutlich genug sagt, dass er das Wesen beider für ganz verschieden hält, so sagt er doch, diese seyen von der vorigen zweyten Art nur dem Grade nach verschieden! darauf folgen *fabrica aliena*, *situs mutatus* und *Androgynia*.

Bey den letzten Betrachtungen dringt sich dem Rec. eine schwer zu beantwortende Frage auf. Wie kommt es, dass Hr. *Otto* und die meisten seiner Vorgänger nur diese einzige Art von Abweichung vom normalen Baue, die ursprünglichen Bildungsfehler, auf eine allgemeine Weise betrachten und classificiren, während es ihnen auch nicht entfernt einfällt, dass doch wohl die übrigen, welche sie bey allen einzelnen Organen dem Namen nach aufzählen, gleiche Ansprüche zu dem Wunsche hätten, dass der Leser wissen möchte, was sie bedeuten? Warum lesen wir von *monstris per defectum* etc. und warum denken sie nicht darauf, uns eine Charakteristik der verschiednen Desorganisationen zu geben, und zu sagen, was denn Scirrhus, was Fleischgeschwulst ist u. s. w. Hoffentlich wird man nicht entgegnen: „das lehrt die Pathologie!" Es bedarf wohl keines Beweises, dass der Patholog nur vom pathologischen Anatomen genaue Kunde über die Formen jener Aftergebilde erhalten kann, und dass daher ihre Beschreibung in einem Handbuche der pathologischen Anatomie gegeben werden muss. Sollen diese allgemeinen Bestimmungen etwa im mündlichen Vortrage ersetzt werden? Es wäre wenigstens sonderbar, dass man für diesen das Wichtigste aufbewahrte, und im Handbuche lieferte, was sich eigentlich weit mehr für den mündlichen Vortrag eignete. Freylich nützt auch ihre allgemeine Betrachtung der Missbildungen wenig: denn sie kommt gewöhnlich, wie hier, am Ende des Werkes, nachdem die Missbildungen aller Organe durchgenommen sind, ohne dass über ihre Bedeutung auch nur ein Wort gesagt werden konnte, weil die allgemeinen Begriffe nicht vorangeschickt waren. Warum hat übrigens Hr. *Otto* bey den verschiednen Missbildungen, vorzüglich denen der ersten Klasse,

nicht

nicht mit einem Worte auf ihre Bedeutung aufmerksam gemacht? Weil es nicht in seinen Plan gehört und er es sich für den mündlichen Vortrag vorbehielt? Allein dann hätte er consequent seyn müssen; allein er sagt beym Divertikel des Darmkanals, dass es ein Rest des Nabelblasenganges sey, und redet bey der Bicornität der Gebärmutter von der merkwürdigen Thierähnlichkeit derselben. Bieten dieselben und andre Organe nicht in ihren Bildungsabweichungen eben so wichtige Bedingungen dar? War es um Raum zu sparen, indem Hr. *Otto* vorzüglich auf Kürze und Wohlfeilheit provocirt? dann erlaube er dem Rec. zu bemerken, dass durch Weglassung sehr häufiger Wiederholungen mehr Raum gewonnen worden wäre, als erforderlich war, um hie und da eine Idee vorzutragen. Als Belege mögen folgende Beyspiele dienen. So findet man den von *Morand* beschriebnen, unvollkommen organisirten Hasenfuss an drey verschiednen Orten, S. 13. 72 und 179. mit denselben Worten angeführt und zweymal sogar in der Note *Morands* Worte citirt. Die Exostosen in der Schädelhöhle von Ochsen kommen S. 9. 30. 128. vor, und wieder zweymal beschreibt er hier eine dergleichen, die er besitzt. Ueberhaupt macht ein gewisses Anpreisen keinen sehr angenehmen Eindruck. Der von *Simmons* beobachtete Fall einer Gallenblase, die 16 Maass Hydatiden enthält, kommt S. 294 und 296 vor. Ein von ihm zu Schönbrunn gesehener Stier, der auf dem Rücken einen überzähligen Fuss, Hodensack und Ruthe hat, wird an drey Stellen, S. 177. 331. 347. mit denselben Worten beschrieben. Jeder Leser wird ähnliche Beyspiele auffinden. Dass der Abschnitt: von den Haupttheilen des Körpers fast nur eine Wiederholung andrer ist, hat Rec. schon bemerkt.

Aus dem Gesagten ergiebt sich, dass man wohl kaum ein sehr günstiges Urtheil über das vorliegende Werk fällen kann. Rec. ist gar nicht in Abrede, dass die Abnormitäten aller Organe nicht meistentheils vollständig angeführt seyn; allein ist diess ein Verdienst, nachdem wir im *Voigtelschen* Werke eine so vollständige Chronik der pathologischen Anatomie erhalten hat, dass man nur die nachher erschienenen Werke zu benutzen braucht um die Gegenstände besser zu ordnen, die Zeitschriften und einzelnen Werke über pathologisch-anatomische Gegenstände zu lesen, um neuere Fälle nachzutragen, den Voigtel zu excerpiren und einiges leicht aufzufindende aus der pathologischen Anatomie der Thiere zu sammeln, um ein solches Werk zu Stande zu bringen? Durch die Ausdehnung auf die Thiere hat übrigens der Vf. der Wissenschaft, so wie er es gethan hat, nur den Dienst geleistet den ein jeder Materialiensammler leistet. Die Aufgabe kann wohl nicht seyn, die verschiednen Abweichungen der Thiere von der normalen Structur anzuführen, z. B. zu sagen, dass dieser oder jener Knochen cariös bey Thieren gefunden wurde, dass die Wirbelsäule bisweilen gekrümmt ist, dass man (aus guten Gründen!) oft schlecht geheilte Knochenbrüche bey ihnen findet, sondern darzuthun, welche Abweichungen irgend einer Art dieser oder jener Thierart vorzugsweise zukommen, wie diese oder jene Abweichung, welche mehrern zukommt, in den verschiednen Thierarten und den verschiednen Organen anders modificirt erscheine u. s. w. Allein diess konnte der Vf. bey seinem Plane gar nicht. Da nun dieser Plan jede wissenschaftliche Bearbeitung des Gegenstandes ausschliesst, so wünscht Rec. sehnlichst, dass dieses Handbuch das letzte seyn möge, in welchem die pathologische Anatomie auf diese Weise, wo sie auch dem Lehrbegierigsten nur als ein steriles Register erscheinen muss, abgehandelt wurde.

SCHÖNE KÜNSTE.

Breslau und **Leipzig**, b. Korn: *Bergblumen*, gepflückt in den Trümmern des Kynasts. Von *Arminia*. 1812. XII u. 211 S. 8. (16 gr.)

Wir haben von der Verfasserin, einer ungenannten, wahrscheinlich in Schlesien lebenden Dame vor einiger Zeit (Erg. Bl. 1813. Nr. 37.) einen Roman, *Nanny und Adelinde*, angezeigt. Die gegenwärtigen Bergblumen enthalten einen andern, ungleich kürzern Roman, oder eine Erzählung, *das Madonnenbild*, nebst einer kleinen Folge von Gedichten, nicht über zwölf an der Zahl. Jener Roman ist ganz im Geist des frühern; der treue Abdruck eines edeln, reinen, das Schöne in der Natur, und mehr noch ein selbstgeschaffenes Ideal männlicher Liebenswürdigkeit mit Enthusiasmus umfassenden weiblichen Gemüthes; übrigens in Anlage und Charakteren ohne die feste und sichere Gestaltung des Mannes, indem letztere sich zu wenig von der Individualität der Vfn. selbst absondern, die allen den Grundton und die Farbe leiht. Der Stil ist durchaus gebildet, rein malerisch und wahrhaft beseelt zu nennen; die sanfte Gluth schwärmerischer Empfindung aus dem innersten Gemüth hauchend, leicht fliessend und reich an Wendungen, aber von zu gleichförmigen Ton, und deshalb für die Dauer zu wenig anregend. Ihr Talent ist ein erfreuliches, wenn auch kein grosses; die weibliche Individualität wird in ihren Gestaltungen fühlbar, indem Umfang der Phantasie und Tiefe des Geistes mit der zarten Wärme des Gefühls nicht im gleichen Verhältniss stehn. Aus dem letztern sind die Schöpfungen der Vfn. als individuelle Gestalten entsprossen; man fühlt, sie können und sollen keine allgemeine Bedeutung haben; anders spiegelt sich die Welt vor ihrem Geiste, als sie uns andern erscheint, aber Beschränkung hält sie ab, ihre Schöpfungen selbstständig ins Leben zu rufen; sie bleiben ein Eigenthum ihres Gemüths. In dem ganzen Buche haben wir nur einmal etwas einer Reflexion ähnliches oder eine allgemeine Stelle gefunden, aber eine höchst erfreuliche, gleichsam ein Glaubensbekenntniss der achtungswerthen Vfn., wir können nicht umhin, ihren Genuss mit unsern Lesern zu theilen. „Du weisst, heisst es S. 77., ich liebe es fast bis zu Schwärmerey, wenn das weibliche Gemüth von reiner Begeisterungsflamme durchglühet, sich über das gemeine Leben und Wirken er-

erhebt, und sich selbst eine Heimathwelt schafft und bildet, in der es ein reines besseres Daseyn wiederfindet, als ihm die Beschränktheit seiner Verhältnisse gewähren kann. Ich glaube, du wirst mich nicht missverstehen, ich verlange von den Frauen keine Werke höherer Dichtkunst, wie sie nur der vielfach geübte Geist vorzüglicher Männer zu schaffen vermag, aber das reizende, tiefgefühlte Lied, oder die einfache, süsse Idylle, die ihrer kunstlosen Feder entströmt, verkünden und verbürgen mir ihren höhern Seelenadel und ihr gebildetes Gefühl. Die Poesie ist die einem bessern Stern entfallene Himmelsblüthe, welche die Erde verschönt und den Geist an die Unendlichkeit knüpft. Deswegen soll der Mensch, *und vorzüglich das Weib* unablässig nach ihr streben, um die Einförmigkeit mit schönem Wechsel zu erfüllen, und das Gemeine zu veredeln. Alle Umgebungen und der ganze Wirkungskreis des zarten Geschlechts scheinen recht eigentlich dazu geordnet zu seyn, um dem aufwärts strebenden Geiste die Flügel zu lähmen, und er muss untersinken im trüben Strome der Gewöhnlichkeit, wenn er nicht eine höhere Bedeutung des Daseyns in sich selbst zu finden, und die Natur mit tieferem heiligen Sinn zu gestalten und zu umfassen vermag. Ich weiss es wohl, das Leben hat seine Forderungen, und ich bin weit entfernt, ihm diese zu bestreiten, oder ernsten Pflichten ihren Werth absprechen zu wollen; aber die Sorge für körperliche Bedürfnisse sollte nicht unser ganzes Sinnen und Denken einnehmen. Das Weib soll in reiner Würde ihr Daseyn theilen zwischen dem harten Dienst der Nothwendigkeit und der Huldigung der Schönheit; *es soll Bürgerin der Erde und des Himmels zugleich seyn*, wenn es ganz seine Bestimmung erfüllt; aber ein Bild reiner Göttlichkeit ist es, wenn glückliche Verhältnisse es über die niedern Sorgen des Lebens erheben." — Die angehängten Gedichte sind zum Theil ganz hübsch und leicht versificirt; gewöhnlich aber bleibt die Vfn. zu sehr in ihrer Subjectivität befangen, weshalb die meisten ins Gedehnte fallen oder der rechten Klarheit ermangeln. Aus diesem Grunde müssen wir ihr auch abrathen, etwas in einem andern, als ihrem eignen Geiste zu gestalten, indem ihr Bildungstalent der nöthigen Freyheit ermangelt. Die Lieder nach Ossian z. B. sind ihr nicht gelungen, ihr eigenthümlicher Geist ist meistens verwischt. Noch weniger wollen die alten Sylbenmaasse der Dichterin zusagen; in einem längern Gedicht hat sie den Hexameter mit der Vorschlagssylbe, wie ihn *Kleist* in seinem Frühling gebrauchte, nach ihrer Bequemlichkeit mit dem gewöhnlichen Hexameter wechseln *lassen*; allein einmal ist jenes eine unvollkommene Abart des heroischen Sylbenmaasses, und wir bedürfen bey der Ausbildung, welche unsre Sprache jetzt erlangt hat, einer solchen Aushülfe, welcher schon *Klopstock* entsagte, keinesweges; angenommen aber auch, dass man sich solcher Hexameter bediente, so ist es wenigstens nicht thunlich, sie mit andern gewöhnlichen abwechseln zu lassen. Die Verse der Vfn. sind überdiess wie es scheint, ohne gehörige Kenntniss der Metrik, bloss nach dem Gehör *gebildet, also natürlich* nicht zum besten gerathen und zum Theil unrichtig.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Todesfälle.

Am 19. Januar d. J. starb zu Halle *Karl Friedrich Senff*, Doctor der Theologie, Königl. Consistorialrath, Inspector der Kirchen einer Diöces im Saalkreise und Pastor an der Moritzkirche, Verfasser mehrerer mit Beyfall aufgenommnen, besonders der populären Erbauung gewidmeten Schriften, im 75sten Jahre seines Alters, an einem Nervenfieber, welches ihm seine gewissenhafte Berufstreue durch so viele Besuche von Kranken und Beschauung der Todten in den letztverflossnen Monaten zugezogen hatte.

Hr. Kanzler *Niemeyer* hat den Charakter dieses würdigen Kirchenlehrers in folgenden schönen Versen sehr treffend gezeichnet:

Friede sey mit Dir, Du *theures Haupt!*
Klage töne nicht um *Dich* am Grabe,
Denn *Dir* ist ein herrlich Loos gefallen!

Treu, wie Wenige, bist Du erfunden,
Werth des Lohns bist Du zum Lohn gekommen!

Heilig war Dein Wandel, wie Dein Wort,
Ohne Falsch Dein Herz wie Deine Rede,
Fromm Dein Sinn, die Brust voll Lieb und Treue,
Ungebeugt von Furcht, ein Eifrer Gottes,
Heiss erglühend nur für Recht und Wahrheit.
Fest Dich haltend an den ew'gen Gott,
Nie Dich fürchtend vor der Macht der Menschen.

Selig wer wie Du sein Tagwerk endet!
Selig wem, wie Dir, die vollen Aernten
Reicher Saat auf Himmelsfluren sprossen.

Selig wer wie Du, des *Vaterlandes
Echter Sohn*, eh er von hinnen scheidet,
Brechen sieht die Fesseln seiner Schmach,
Schimmern sieht der Freyheit Friedensbogen.

Selig wer in Kindern und in Enkeln,
Würdig solches Ahnherrn, sich verjünget!

Selig wem zu seiner stillen Gruft,
Nur der Freundschaft und der Sehnsucht Seufzer,
Nur des Dankes fromme Thränen folgen.

Friede sey mit Dir, Du *theures Haupt*,
Ja ein herrlich Loos ist Dir gefallen!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1814.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, in d. Joachim. Buchh.: *Asträa*, eine Zeitschrift für Erweiterung und tiefere Begründung der Rechtsphilosophie, Gesetzpolitik und Polizeywissenschaft, in zwanglosen Heften herausgegeben von *Karl Friedrich Wilhelm Gerstäcker*, Rechtsconsulenten in Leipzig. *Erstes* Heft. Ohne Jahrzahl (1811). 131 S. 8. (14 gr.)

Bekanntlich hat der Vf. in seiner frühern Schrift: *Einzig zweckmässige Methode, das Bettelwesen, und die Gefahren, womit die Armen der öffentlichen Sicherheit drohen, auf immer aus ganzen Staaten, nicht bloss auf kurze Zeit aus einzelnen Orten, zu verbannen*, Leipz. 1805, eine Skizze eines vollständigen Systems der Gesetzgebung vorgelegt, beruhend auf der Grundidee: *das Recht und die Sicherstellung der Rechte ist der Endzweck des bürgerlichen Vereins;* und diese Skizze hat er seitdem weiter ausgearbeitet. Doch will er es noch nicht wagen, diese Ausarbeitung schon jetzt dem Publicum vorzulegen; sondern hält es für zweckmässiger, vor der Hand die Hauptpartieen des durch diese Ausarbeitung entstandenen grösseren Werks nach und nach in Skizzen vorzulegen, und ihm durch Prüfung und Widerlegung gangbarer Theorieen und Meinungen Eingang und Zutrauen zu verschaffen, um dann nach Benutzung aller Urtheile über das Einzelne dem Ganzen höhere Vollendung zu geben. — Zu alle dem zu dienen, ist der Zweck der hier beginnenden Zeitschrift. Diese soll bemüht seyn, „die Fundamentalwissenschaft aller Gesetzgebungs- und Regierungskunst, die Theorie des Rechts, tiefer zu begründen, oder, wenn die echte Begründung schon vorhanden wäre, diese gegen alle Einwürfe zu rechtfertigen, wichtige Fragen der Rechtsphilosophie gründlicher, als bisher geschehen, zu erörtern, die Idee der Sicherheit des Rechts zur belebenden Seele aller Theile der Gesetzgebung und Staatswissenschaft zu machen, wie diese jedem Theile das wissenschaftliche Leben — feste Grundsätze — mittheile, klar und überzeugend darzuthun, die wichtigsten entgegengesetzten Theorieen nach ihr zu prüfen, und so aus einer verworrenen Stoffmasse eine durchgängig organisirte, von dem Sonnenscheine der Evidenz erhellte wissenschaftliche Welt zu schaffen;" — wahrhaft ein hochwichtiges und schweres Unternehmen, dessen Ausführung zwar gewiss wünschenswerth ist, indessen dem Vf. nach den hier vorgelegten Proben schwerlich gelingen möchte.

Diese hier vorgelegten Proben sind nämlich: I. *Allgemeine Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der Gesetzgebungswissenschaft, so wie über den Zweck und Plan dieser Zeitschrift* (S. 3—12.); — woraus wir die Hauptpunkte bereits angegeben haben, zu welchen wir nichts weiter beyzusetzen haben, als dass nach der Erklärung des Vfs. (S. 9.) vorzüglich Kritiken und Analysen der wenigen originellen Werke über Politik einen Hauptinhalt dieser Zeitschrift ausmachen sollen, und dass der Vf. unter diesen Werken besonders *Montesquieu's Geist der Gesetze*, als das umfassendste und ausgeführteste Werk, nach allen seinen Theilen nach und nach zum Gegenstande der sorgfältigsten Prüfung zu machen gedenkt; — wozu er indess, als zu sehr in den luftigen Höhen der Metaphysik schwebend, und die Wirklichkeit zu wenig ergreifend und beachtend, seinen Beruf schwerlich rechtfertigen möchte. II. *Rechtfertigung der einzig wahren Deduction des Rechtsgesetzes, als der Grundlage aller Rechtsphilosophie, Staatswissenschaft und Gesetzpolitik gegen mehrere Einwürfe* (S. 13—69). Ist weiter nichts, als eine Vertheidigung der von dem Vf. in seinen frühern Schriften: *Versuch einer gemeinfasslichen Deduction des Rechtsbegriffs aus den höchsten Gründen des Wissens*, Breslau 1801, und *Metaphysik des Rechts*, Erfurt 1802, versuchten Deduction des Rechtsbegriffes und Rechtsgesetzes, *zunächst* aus der Idee der *moralischen Selbstthätigkeit des Menschen*, und *weiter* aus der *Idee einer sittlichen Welt*, beruhend auf dem „Glauben an eine das Weltall nach dem Grundgesetze stufenweiser Wekkung der Selbstthätigkeit des Menschen beherrschenden grenzenlosen Vernunft und einer unendlichen Fortdauer." (S. 17.) Die gegen diese Ableitung in verschiedenen kritischen Blättern gemachten Einwendungen sucht der Vf. (S. 19 folg.) ziemlich weitschweifig zu widerlegen. Mögen die Recensenten, deren Aussprüche der Vf. hier zu widerlegen sucht, diese Aussprüche selbst zu rechtfertigen suchen; uns würde eine umständliche Beleuchtung seiner hier gegebenen Antikritiken offenbar zu weit führen. Nur so viel glauben wir bemerken zu müssen, dass uns die Einwendungen, welche man gegen die Deduction des Vfs. gemacht hat, in der Hauptsache noch immer zu bestehen scheinen, so viele Mühe sich auch der Vf. gegeben hat, sie aus dem Wege zu räumen. Die vom Vf. versuchte Deduction des Rechtsgesetzes *zunächst* aus der Idee der moralischen Selbstthätigkeit des Menschen, „als Zweck der Welt und Bestimmung des Menschen, damit alle vernünftige Individuen durch sie zu einer grossen moralischen Gemeinheit verbunden wer-

werden, mit der Verpflichtung, die allgemeine Erhebung der Welt von der Sinnensklaverey zusammenwirkend zu erstreben." (S. 35.) — Diese Ableitung führt offenbar auf Abwege, und hindert die Auffassung des hier zu erfassenden Gesichtspunktes bey weitem mehr, als sie ihn fördert. Ein Hauptvorwurf, der sie trifft, besteht wohl darin, dass nach dieser Ansicht Ethik und Rechtslehre zusammenfliessen müssen, oder dass es doch äusserst schwierig ist, den Punkt aufzufassen, der beide Disciplinen trennt und trennen muss, wenn man sich über den Unterschied zwischen *Recht* und *Pflicht* gehörig verständigen will. Zwar bemerkt der Vf. (S. 37.), der Differenzpunkt zwischen der Ethik und der Rechtslehre liege in dem Umfang der gesetzgeberischen Competenz des Sitten- und des Rechtsgesetzes; die *Moral* verlange das absolut vollständige Uebergewicht des *Willens* über jede eigennützige Neigung und Abneigung im Ganzen des Daseyns, das *Rechtsgesetz* aber verbiete bloss nur die unrechtmässigen, d. h. mit der Freyheit der andern Menschen unverträglichen, *Handlungen*, und schweige folglich über Wechselwirkung des Menschen mit sich selbst, *sey sie auch noch so unmoralisch*, ganz. — Indess man sieht wohl ohne unser Erinnern, dass diese Grenzbestimmung zwischen dem Gebiete des Sittengesetzes und des Rechtsgesetzes die Sache bey weitem nicht erschöpfe. Am wenigsten begreift man, wie der *Wille* und die *Handlungen* des Menschen nicht unter einem und demselben Gesetze stehen, und nicht nach einem und demselben Gesetze beurtheilt und gerichtet werden sollen, wenn der Vf. die Idee der moralischen Selbstthätigkeit, als Medium der Verbindung aller vernünftigen Individuen zu einer grossen moralischen Gemeinheit, zum Grundprincip der Deduction des Rechtsgesetzes gemacht wissen will. Aus diesem Gesichtspunkte den Kreis der gesetzgeberischen Competenz der Ethik und der Rechtslehre und des Sitten- und Rechtsgesetzes betrachtet, erscheint dieser Kreis offenbar für beide ganz identisch. Wenn der Vf. (S. 55.) erklärt, der Mensch sey zu vielen Handlungen *berechtiget*, welche offenbar *unsittlich* sind, so hat er, nach seinen Prämissen das Verhältniss der Moral zur Rechtslehre betrachtet, offenbar sehr unrecht. Soll nach seiner Darstellung die moralische Selbstthätigkeit des Menschen die Verbindung aller vernünftigen Individuen zu einer grossen moralischen Gemeinheit bezwecken, so kann von einem Erlaubtseyn *unsittlicher* Handlungen eben so wenig die Rede seyn, als vom Erlaubtseyn *unrechtlicher:* denn jede rechtliche, aber unmoralische, Handlung widerstrebt offenbar der Verbindung aller vernünftigen Wesen zu einer grossen moralischen Gemeinheit, und hindert das Erstreben der allgemeinen Erhebung der Welt von der Sinnensklaverey, eben so sehr, als jede nicht bloss unmoralische, sondern auch widerrechtliche zugleich. Auf keinen Fall lässt es sich nachweisen, und am allerwenigsten ist es durch die Bemerkungen des Vfs. (S. 58.) nachgewiesen, wie — das Verhältniss des Menschen gegen sich und Andere aus dem vom Vf. angegebenen Gesichtspunkte und in Beziehung auf die Bestimmung des Menschen betrachtet — nicht Jeder berechtiget seyn sollte, den Andern an einer unmoralischen Handlung zu hindern, gesetzt auch, solche beeinträchtige die Freyheit Anderer nicht, und sey — wie der Vf. (S. 18.) will — in dieser Beziehung für rechtlich zu achten. Alles diess vorausgesetzt, müssen wir denn das Urtheil früherer Recensenten, „der Vf. habe die Gründe für die Gültigkeit des Rechtsgesetzes zu weit hergeholt" und „seine Deduction begründe den Rechtsbegriff nicht ausschliesslich" unbedingt unterschreiben. Irren wir nicht, so müssen überhaupt alle Versuche, die Rechtslehre als eine selbstständige Wissenschaft darzustellen, durchaus misslingen, wenn man bey der Deduction des Rechtsbegriffs so weit zurückgeht, wie diess der Vf. und mehrere seiner Vorgänger gethan haben. Nur dann mag der Rechtslehre ihre Selbstständigkeit vindicirt und erhalten werden, wenn man dabey stehen bleibt, das Rechtsgesetz bloss als Medium der Möglichkeit der freyen Wechselwirkung der Menschen unter sich, in Bezug auf ihre äussern Verhältnisse, zu betrachten, und dessen Gültigkeit als die unerlässliche Bedingung dieser Wirklichkeit ohne Weiteres nur zu *postuliren*. Will man bis auf die Elementarbedingungen der Gültigkeit des Rechtsgesetzes, auf die im Innern des Berechtigten vorhandenen Bedingungen seiner Gültigkeit, zurückgehen, so sind nur zwey Fälle möglich: entweder sie erscheint als ein Zweig der *Ethik* (wenn man nämlich die Bedingungen und die letzten Gründe des Erlaubten, der Rechte, in den von der Ethik vorgeschriebenen Pflichten sucht), oder man muss sie nur als einen Zweig der *Klugheitslehre* betrachten (wenn man nämlich den Umfang des Rechtsgebietes der Berechtigten nach den mehr oder minder nachtheiligen Einfluss ihrer Handlungen auf diese Berechtigten für den Fall der Retorsion ihrer Handlungsweise gegen *sie selbst*, annimmt, und hiernach Jedem gegen den Andern nur dasjenige erlaubt, was er Andern gegen sich zugestehen möchte, und nur dasjenige verbietet, was er Andern gegen sich nicht gestatten will). Freylich ist es unverkennbar, dass in dem einen Falle, wie in dem andern, bey der Bestimmung des Rechtsgebietes der einzelnen Menschen unter sich, sich manche Unbestimmtheiten und Ungewissheiten zeigen werden. Allein diese Erscheinung liegt in der Natur der Sache; in der Unsicherheit des Bodens, auf dem man verweilt, und sich umhertreibt. Die Forschungen über den letzten Grund und die äussersten Grenzlinien der rechtlichen Freyheit führen, auf einzelne Fälle angewendet, oft zu den schwankendsten Resultaten; und darum herrscht denn auch in der wirklichen Welt nirgends so viele Ungewissheit, als darüber: *was überall Recht?* und *was überall Unrecht sey?* Die Individualität und der Egoismus — diesen Ausdruck selbst im besten Sinne genommen — treiben hier ihr die Menschheit verwirrendes Spiel freyer, als irgendwo. Jeder zieht den Kreis seiner wirklichen, oder vermeintlichen, Berechtigungen nach *seinen* individuellen Ansichten von *Sollen* und *Dürfen*, und von

dem

dem Umfange ſeiner *Verpflichtungen gegen ſich*, oder nach ſeiner *Furcht* vor den Folgen der Adoption ſeiner Maximen und ſeiner Handlungsweiſe von Seiten Anderer gegen ihn. Jeder ſchafft ſich hier nach ſeinen eigenen Pflichten und Rechts-Codex; und die Folge davon iſt: *ein ewiger Krieg Aller gegen Alle.* Und dieſem verderblichen Kriege vermögen alle Unterſuchungen über die Elementarbedingungen des Rechts kein Ende zu machen: denn ſie nehmen — was indeſs nur der geringſte Vorwurf iſt, der ſie trifft — den Menſchen gewöhnlich nicht, wie er iſt, ſondern wie er nach dieſer oder jener Anſicht von ſeiner Beſtimmung ſeyn ſollte, und geben nächſtdem überall nur die äuſſerſten Punkte der Unterſuchung, und von dieſen bis zur Entſcheidung der einzelnen Fälle hat der Egoismus immer den ausgebreitetſten Spielraum. Der Krieg endigt ſich nicht eher, als bis der *Staat* ſich ins Mittel legt, indem er ſeine Anſichten von Recht und Unrecht nicht bloſs als ideales, ſondern als reales, Rechtsgeſetz hinſtellt, und durch ſeine phyſiſche Kraftfülle jeden nöthiget, ſeine Sanctionen zu beachten und zu befolgen, gleichviel, er mag ſie nach ſeinen individuellen Anſichten von Pflicht und Recht als Rechtsgeſetze anerkennen, oder nicht. III. *Ueber den Unterſchied zwiſchen Univerſaljurisprudenz, Geiſt der Geſetze, Kritik des poſitiven Rechts*, und *Geſetzpolitik* (S. 70 — 78.). — Unter dem Ausdruck *Univerſaljurisprudenz* verſteht der Vf. (S. 71.) „eine ſyſtematiſche Zuſammenſtellung und Interpretation alles poſitiven Rechts — des äuſsern ſowohl als des innern, und des letztern nach allen ſeinen (öffentlichen und privatrechtlichen) Zweigen, und Abtheilungen — aller Völker;" und was er über das Verhältniſs dieſer Univerſaljurisprudenz zum ſogenannten Geiſt der Geſetze, Kritik des poſitiven Rechts, und Geſetzpolitik ſagt, verdient allerdings Aufmerkſamkeit, ungeachtet es mehr darauf abzweckt, einige Lücken unſerer Geſetzgebungswiſſenſchaft zu zeigen, als darauf, ſolche auszufüllen. Uebrigens iſt aber alles, was der Vf. über die auf dem Rubrum angegebenen Zweige der Geſetzgebungswiſſenſchaft ſagt, eigentlich nichts weiter, als eine Einleitung zu dem folgenden Aufſatze. IV. *Betrachtungen über Montesquieu's Geiſt der Geſetze* (S. 79 — 86.), abzweckend auf eine Vertheidigung des *Eſprit* gegen den ihm, beſonders von *Voltaire*, gemachten Vorwurf eines Mangels an einem feſten durch das ganze Werk herrſchenden Princip und einer wahrhaft ſyſtematiſchen Anordnung und Durchführung des bey deſſen Ausführung befolgten Plans; — von welcher Rechtfertigung hier der Anfang gegeben iſt. Doch geht der Vf. auch hier, ſeiner Manier nach, zu weit zurück, vertieft ſich zu ſehr in metaphyſiſche Unterſuchungen, und ſucht mehr ſeine aus den letzten Elementen des menſchlichen Wiſſens abgeleitete Aufſtellung des Rechtsbegriffes zu rechtfertigen, als *Montesquieu's* Werk ſelbſt. Was er dabey über *Freyheit* und einen *Mechanismus der Freyheit* ſagt, bedarf auf jeden Fall noch mancher Prüfung; uns wenigſtens ſcheinen Freyheit und Mechanismus Begriffe zu ſeyn, die mit einander ganz unverträglich ſind, weil ſie ſich wechſelſeitig ganz ausſchlieſsen. V. *Ueber den wahren Grund der Verbindlichkeit jedes Staates zur Errichtung einer allgemeinen Landes-Armenanſtalt* (S. 87 — 116.); nichts weiter, als den Anfang einer weitſchweifigen Prüfung und Widerlegung der bey der Beurtheilung der oben angegebenen Schrift des Vfs.: *Einzig zweckmäßige Methode, das Bettelweſen u. ſ. w. zu verbannen*, in den Ergänz. Bl. unſerer A. L. Z. 1810. Nr. 110. über die letzten Gründe der Verbindlichkeit des Staats zur Verſorgung der in ſeiner Mitte befindlichen Armen, von uns aufgeſtellten Grundſätze. Wir ſuchten dort zu zeigen, daſs dieſe Verbindlichkeit ſich keineswegs ableiten laſſe „aus der Verbindlichkeit des Staats die öffentliche Sicherheit zu garantiren, ſondern daſs ſich nur ableiten laſſe aus dem Weſen einer moraliſchen Intelligenz, welche der Staat durch ſeine Regierung perſonificirt darſtellen ſoll, und aus der Pflicht dieſer Intelligenz in jeder Beziehung dem Sittengeſetze zu huldigen" — und bey wiederholter Prüfung erſcheint uns dieſe Anſicht noch immer die richtige. Den Staat als bloſses Sicherungsinſtitut betrachtet, wie ihn der Vf. anſieht, läſst ſich freylich die Verbindlichkeit deſſelben zur öffentlichen Armenpflege auf keine andere Weiſe begründen und rechtfertigen, als auf die vom Vf. angegebene. Allein gerade darin liegt das Irrige, daſs der Staat von ihm als *bloſses Sicherungsinſtitut* betrachtet wird, ungeachtet es ſich überall, und gerade bey der öffentlichen Armenpflege, am deutlichſten zeigt, daſs er etwas mehr als eine bloſse Sicherheitsanſtalt ſey; daſs in ſeinem Weſen auch der Zweck der allgemeinen Vervollkommnung liege; und daſs, wenn die vernünftige Intelligenz an der Spitze der Staaten ſtehen ſoll — wie wir annehmen, und annehmen müſſen, wenn der Charakter des Staats richtig angegeben werden ſoll — dieſe nicht bloſs *Rechtspflichten* zu üben habe, ſondern auch *moraliſche Pflichten*, aus welchen ſich nur allein die Verbindlichkeit des Staats zur Verpflegung ſeiner Armen richtig und conſequent ableiten läſst. Hätte der Vf. dieſen Geſichtspunkt aufgefaſst, zuverläſſig würde er ſich ſelbſt von der Unhaltbarkeit ſeiner Theorie überzeugt haben: denn wirklich iſt der Weg, den *er* eingeſchlagen hat, die Darſtellung der Armen als Feinde der öffentlichen Sicherheit, und die Ableitung der öffentlichen Armenverſorgungspflicht aus der allgemeinen Sicherheitspflege, wie wir in der angezeigten Recenſion ausreichend nachgewieſen zu haben überzeugt ſind, der allerunſicherſte, der eingeſchlagen werden kann; der nie zu richtigen Anſichten und nie zu ſichern Reſultaten führen wird. Ob die Armen der öffentlichen Sicherheit Gefahr drohen, oder nicht — beides iſt, was die Verbindlichkeit des Staats zu ihrer Pflege betrifft, wirklich ganz gleichgültig. Sie müſſen in dem einen Falle unterſtützt werden, wie in dem andern. Der Staat, als vernünftige Intelligenz betrachtet, kann den ungefährlichen Armen eben ſo wenig ſeinem Schickſale Preis geben, wie den gefährlichſten: Jeder hat auf die Unterſtützung des Staats gleiche Anſprüche,

che, so bald man diesen als ein nicht bloss rechtliches, sondern dabey auch sittliches, auf die Vervollkommnung seiner Bürger und die Realisirung des Zwecks der Menschheit abzweckendes Institut betrachtet. Sieht der Staat in seinen Armen, wie der Vf. will, nichts als künftige (mögliche) Verbrecher, so giebt es gewiss nichts Consequenteres, um die öffentliche Sicherheit gegen sie zu schützen, als ihre Aussetzung oder Tödtung; und die Armenpflege sagt nicht nur dem Wesen des Staats ganz und gar nicht zu, sondern sie widerstrebt ihm offenbar auf das augenscheinlichste. Was der Vf. zur Rechtfertigung seiner Ansicht (S. 110 folg.) sagt, beweist nichts weiter, als dass die Armen dem Staate gefährlich werden können — was auch wir nicht läugnen — keineswegs aber, dass diess der Grund der öffentlichen Armenversorgungspflicht sey. VI. *Wissenschaftliche Aufgaben, deren Lösung in den künftigen Heften dieser Zeitschrift versucht werden wird* (S. 117 — 131.). Die Fragen, deren künftige Beantwortung hier angekündigt wird, sind allerdings sehr interessant, ob es aber auch ihre Beantwortung werden werde, das wird die Folge lehren — aufrichtig unsere Meinung geäussert, ist, nach den hier gelieferten Proben zu urtheilen, unsere Erwartung so gross nicht.

Dresden, in der Walther. Hofbuchh.: *Gedanken über die Nothwendigkeit und Beschaffenheit eines neuen Dienstboten-Reglements.* 1811. 36 S. 8. (4 gr.)

An frühern Gesetzen über den hier behandelten Gegenstand fehlt es im Königreiche Sachsen — das der Vf. bey seinen Vorschlägen zunächst vor dem Auge hat — keineswegs. Schon seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts war in Sachsen das Gesindewesen ein nicht unbeachteter Punkt der Gesetzgebung. Allein der Vf. hält jene frühern Gesetze nicht für ganz ausreichend, weil im Laufe der Zeit sich so manches geändert hat, was die frühere Gesetzgebung ins Auge fassen konnte und musste. Er dringt daher auf ihre Revision und auf eine den dermaligen Verhältnissen angemessenen Organisation des Gesindewesens, und thut dazu hier manche Vorschläge. Er verlangt namentlich 1) Anstalten, theils positiver, theils negativer Art, zur Verbesserung der Sitten, der Cultur und der Denkungsart der niedern Volksklassen; 2) Vereidung der Dienstboten bey ihrem Eintritt in den Dienst vor einer öffentlichen Stelle, und Pflichtserinnerung bey jedem Dienstwechsel gleichfalls vor Gericht; 3) die Errichtung eines Dienstbotenbureau für Dienste suchendes Gesinde und Gesinde suchende Herrschaften; und 4) öffentliche Versorgungshäuser für alte presshafte Domestiken. Die Güte und Zweckmässigkeit dieser, freylich nicht neuen, aber dennoch immer achtungswerthen, Vorschläge dringen sich von selbst auf. Nur den *zweyten* können wir nicht gut heissen. Der Eid wird ohnediess schon zu so manchem Geschäfte gebraucht, wo er nicht gebraucht werden sollte, und wo sein Gebrauch seine Wichtigkeit und Ehrwürdigkeit nur herabwürdigt. Und ihn gar zur Verpflichtung des Gesindes gebrauchen, wozu könnte diess wohl führen, als dazu, die Zahl der Meineide und der Meineidigen im Volke zu vermehren? Wenn der Eid bey *gebildeten* Staatsdienern so oft nicht das leistet, was er leisten soll; wenn er selbst *hier* meistens nichts weiter ist, als eine nutzlose Förmlichkeit, die, genau betrachtet, für die Erfüllung der Dienstpflichten gar nichts wirkt, wie kann man sich von ihm etwas versprechen bey der rohen und ungebildeten Volksklasse, aus der unser Dienstgesinde genommen wird? — Wenn unser Dienstgesinde nur durch dieses Mittel gebessert werden soll, so gestehen wir offenherzig, wir geben die Hoffnung und den Glauben an seine *Verbesserung* auf.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Todesfälle.

Am 14. Jan. d. J. starb zu Berlin *Anton Balthasar König*, vormaliger Ordensrath bey der Regierung des Johanniterordens, geboren den 13. December 1753. Er studierte im Berl. Kölln. Gymnasium. Da ihm aber ein Stipendium, wozu ihm Hoffnung gemacht war, nicht ertheilt wurde, konnte er die Universität nicht beziehen. Er trat darauf in das General-Directorium ein, wo er zuletzt bis 1797 als Geh. Secretär und Registrator des dritten Departements stand. Seine Kenntniss der Genealogie und Brandenburgischen Geschichte war gross. Seine Schriften, die er aus den lautersten Quellen schöpfte, beurkunden seinen Forschungsgeist und seine Prüfungsgabe. Sein Lexicon der Preuss. Helden und Militärpersonen, seine Schilderung der Hauptveränderungen in Berlin seit den ältesten Zeiten bis zum J. 1786 zeugen von seinem Fleiss. Vor diese und mehrere Schriften hatte der Vf. aus Bescheidenheit seinen Namen nicht gesetzt; aber da ihr Inhalt aus den Archiven, den Acten des General-Directoriums, der Kammer u. s. f. geschöpft ist, so werden diese Werke dann, wenn die Liebe zur vaterländ. Geschichte ganz wieder erwacht, dem Forscher als Quelle dienen. Auch im Gebiete der Kunst, als Theatermalerey, Kupferstecher-, Holzschneide- und Steinschneidekunst besass er nicht gemeine theoretische Kenntnisse. Seine Kupferstiche, welche Gegenstände aller Art aus der Brandenburg. Geschichte betreffen, so wie seine äusserst reiche und einzige Sammlung genealogischer und zum Theil seltner und kostbarer Werke zur Brandenburg. Preuss. Geschichte, sind eine literarische Zierde Berlins.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1814.

RECHTSGELAHRTHEIT.

WIESBADEN, in d. Schellenberg. Hofbuchh.: *Ueber die Grundlage, die Natur und die Behandlungsart des holographischen und mystischen Testaments des französischen Rechts.* Dargestellt in der Rechtssache der Intestaterben gegen den angeblichen Testamentserben der in Frankfurt am Mayn im Monat April 1812 verstorbenen Freyfrau *von Barkhaus Wiesenhütten*, gebornen *von Veltheim*. 1814. 183 S. 8.

Die grosse Frage: ob der Codex Napoleon den deutschen Staaten soll *aufgedrungen* werden? — ist in den ewig denkwürdigen Octobertagen des vorigen Jahrs durch die verbündeten Heere zur Ehre des deutschen Namens definitiv und verneinend entschieden worden. Die vorliegende *vor* der Völkerschlacht bey Leipzig abgefasste Schrift kann daher kaum noch ein *praktisches* Interesse anregen. Allein wenn auch der von der Vorliebe und Unkunde mancher deutschen Geschäftsmänner zu unbillig verachtete, und, zum Schmach deutscher Wissenschaftlichkeit, von Gleisnerey und Niederträchtigkeit, noch ungebührlicher erhobene Codex Napoleon von der Erde ganz verschwunden wäre, so würde doch die gegenwärtige Deduction ihr wissenschaftliches Gehalt nicht verlieren. Es sind darin in Beziehung auf einen durch die öffentlichen Verhältnisse der Interessenten und durch den Betrag des Streitobjects sehr wichtigen Rechtsstreit die *Grundansichten* entwickelt, aus welchen das eigenhändige und das mystische Testament des französischen Rechts hervorgegangen sind. Die, beide Testamentsformen umgebenden *Formalitäten*, sind nach ihrer *Zweckbestimmung* pragmatisch analysirt worden. Der Vf. — dem Vernehmen nach Hr. Hofgerichts- und Regierungsadvocat *Stam* in Darmstadt — zeigt eine seltne Bekanntschaft mit der Literatur des französischen Rechts, Einsicht in den innern Zusammenhang der Institute desselben, und ein achtungswürdiges, wenn schon nicht leidenschaftloses Streben einen in seiner Art *einzigen* Rechtsfall der in ihre *feinere* Bestandtheile aufgelösten Theorie gegenüber zu stellen. Billig enthält sich Rec. aller Theilnahme an dem Parteyenstreit selbst, welcher die Schrift veranlasst hat. Er beschränkt sich auf die Darlegung rechtlicher Ansichten. Einige Betrachtungen über das grosse Uebel, welches im vormaligen Grossherzogthum Frankfurt durch die übereilte und zweckwidrige Einimpfung des Codex Napoleon erzeugt worden ist, werden sich zuletzt von selbst darbieten.

Das römische *testamentum parentum inter liberos*, oder das eigenhändige Testament der 107ten Novelle unterscheidet sich in einer sehr merkwürdigen, von der Rechtslehre vielleicht nicht genug hervorgehobenen Rücksicht, von den meisten andern Testamentsformen. Zur Gültigkeit jedes Testaments — in welcher Form es auch abgefasst seyn mag — wird die *Testirungsfähigkeit* seines Urhebers erfordert. Da diese *Fähigkeit* — die *testamenti factio activa* — der *Person* lediglich anhängt, und ihr allenthalben auch in das Ausland folgt, so erscheint sie unter der Gestalt eines *Personalprivilegiums*. Dieses Personalprivilegium kann aber nur durch den Gebrauch gewisser *Testamentsformen* geltend gemacht werden. Jede Testamentsform stellt die *feyerliche Beglaubigung* der letzten, als *historisches Factum* betrachteten Willensäusserung dar. Jene Beglaubigung erfolgt durch *öffentliche Behörden* oder durch *Institute*. Niemand kann in der Regel sein eignes Factum beglaubigen. Der Testirer muss sich daher, wenn er *formmässig* testiren will, derjenigen Behörden und Institute bedienen, welche an dem *Ort*, wo er testirt, gesetzlich eingeführt sind. Wo die Civilgerichte *actus jurisdictionis voluntariae* ausüben, muss er diese angehen; wo, wie in Frankreich, die freywillige Gerichtsbarkeit dem Notariatsinstitut ausschliessend übertragen wurde, muss er sich an Notare wenden. Jene öffentlichen Behörden können aber das *feyerlich zu beglaubigende Factum* nach keinen andern als nach denjenigen Regeln solennisiren, welche ihnen ihre *eigne* Gesetzgebung vorschreibt; sie können keiner andern, als der von ihrem *eignen* Staat erhaltenen *Dienstinstruction* folgen. Kommt die Frage: ob ein im Auslande errichtetes Testament in feyerlicher Form errichtet sey, zur gerichtlichen Contestation — so muss sie nach den am *Ort* der *Errichtung* des Testaments vorgeschriebenen Formalitäten entschieden werden. Daher die in Hinsicht der Testamentsformen geltende Regel: *locus regit actum*. Diese Regel bleibt selbst dann herrschend und entscheidend, wenn die feyerliche Beglaubigung des letzten Willens durch *Privatinstitute*, z.B. durch *sieben* Zeugen, vorgenommen wird. Denn der durch Solennitäten erzeugte öffentliche Glaube wird an dem *Ort*, wo er entsteht, durch die dort geltenden Einrichtungen erzeugt. — Beym eigenhändigen Testament wird nun aber der öffentliche Glaube weder durch öffentliche Behörden, noch durch Institute hervorgebracht. Es wird überhaupt kein *öffentlicher* Glaube, sondern ein allenfalls erst noch vom *Staat* zu *constatirende Privatglaube* begründet. Der Testirer schafft ihn *einzig* und *allein* durch sein *eignes* Factum.

Er *instrumentirt*, *beglaubigt* und *solennisirt* seinen eignen Willen. Die Fähigkeit einen letzten Willen überhaupt zu äufsern, und die Fähigkeit der *Selbsterzeugung* der gesetzlichen Form desselben, erscheinen als *Personaleigenschaften*. So wie jene der Person des Testirers ins Ausland folgt, so begleitet ihn auch diese. Kann daher beym eigenhändigen Testament von der Anwendbarkeit der Regel: *locus regit actum*, die Rede seyn? Beym *testamentum parentum inter liberos* der 107ten Novelle gewifs nicht. Darüber ist die Praxis vollkommen im Reinen. Aber wie, wenn das Gesetz eines Staats *allen* Unterthanen ohne Rücksicht auf Familienverhältnisse das eigenhändige Testament verstattet? Diefs hat die französische Gesetzgebung gethan. Bleibt dann immer noch das eigenhändige Testament der Anwendbarkeit der Regel, *locus regit actum*, entzogen? Hört es auf ein privilegirtes Testament der Unterthanen jenes Staates zu seyn? Wie kann eine Veränderung und Vermehrung der privilegirten Subjecte eine Veränderung in der Natur des Privilegiums selbst erzeugen? Wie kann der Umstand, dafs die vom römischen Recht nur den unter ihren Kindern testirenden Aeltern verliehene Fähigkeit der gesetzlichen Selbstbezeugung ihres letzten Willens durch den 970sten und 999sten Artikel des Codex Napoleon *allen*, auch *außer* Frankreich testirenden Franzosen verliehen wird — wie kann dieser *zufällige* Umstand die *nothwendigen* Folgerungen aus *gesetzlichen* Prämissen vernichten? — Aus dieser Ansicht, deren logische Richtigkeit wohl niemand läugnen wird, folgt mit gleicher logischer Nothwendigkeit die *Ungültigkeit* des in Frankreich niedergeschriebenen eigenhändigen Testaments eines *Deutschen*, dem sein heimathliches Gesetz die Fähigkeit, eigenhändig zu testiren nicht beylegt. Kann der Testirer nur aus eben der Machtquelle, aus welcher er die Fähigkeit, überhaupt zu testiren, schöpft, die Fähigkeit der gesetzlichen *Selbstbeglaubigung* seines eignen letzten Willens schöpfen, so richtet sich ja jene wie diese nach seinem heimathlichen *deutschen* Gesetz oder nach seinem Personalstatut, und französische Gerichte können aus französischen Gesetzen keinen Grund hernehmen, das eigenhändige Testament eines solchen Deutschen für rechtsbeständig zu erklären. Wird nun aber vollends die Gültigkeit jenes Testaments vor den *heimathlichen* Gerichten seines Urhebers contestirt: wie darf der *deutsche* Richter wegen der Regel, *locus regit actum* nach *französischen* Gesetzen erkennen? — Nach Wiederherstellung des Friedens zwischen Frankreich und Deutschland kann ein solcher Fall mehr als einmal zur Sprache kommen. Bey der Entscheidung desselben müssen wir nicht *civilrechtliche*, sondern *völkerrechtliche* Principien zum Grunde legen: denn dafs der in einem Staat erzeugte öffentliche Glaube vom benachbarten Staat und dessen Gerichten mit vollkommner Reciprocität respectirt wird, ist nicht die Folge *civilrechtlicher Willkür*, sondern *völkerrechtlicher Bedürfnisse*. Wenn ein *civilisirter* Staat den andern als *civilisirten* Staat anerkennt, so erkennt er auch seine Behörde, seine Institute und die *öffentliche Glaubwürdigkeit* der *Handlungen* jener Behörden und Institute an. Dasjenige Factum, welches ein *völkerrechtlich constituirter* Staat durch seine Behörden als *öffentlich* glaubwürdig hat proclamiren lassen, mufs auch in jedem andern *völkerrechtlich constituirten* Staat als öffentlich glaubwürdig betrachtet werden. Bey dem in Frankreich niedergeschriebenen *eigenhändigen* Testament hat nun aber der französische Staat nichts beglaubigt. Er hat auch die Erzeugung des öffentlichen Glaubens nicht der Thätigkeit von Privatinstituten übertragen. Er hat blofs *seinen* Bürgern *erlaubt*, ihren letzten Willen durch ihre eigne, nach gewissen Vorschriften eingerichtete Handschrift gültig auszusprechen. Was geht nun diese Erlaubnifs deutsche Unterthanen in Beziehung auf ihre in Deutschland gelegenen Güter an? Mit welchem Recht dürfen deutsche Gerichte deutschen Bürgern französische Privilegien beylegen?

Die Unzuläfsigkeit einer solchen Uebertragung fällt noch mehr in die Augen, wenn man die ganze Oekonomie des französischen eigenhändigen Testaments in Verbindung mit der Structur des französischen Erbrechts ins Auge fafst. Das eigenhändige Testament ist eine höchst schlüpfrige und gefährliche Testamentsform. Diefs hat man im französischen Staatsrath wohl eingesehen. Die Nachahmung einer fremden Handschrift auf die todte Hand ist leicht, und die Entdeckung des Betruges schwer. Wäre es, um den Besitz einer reichen Erbschaft zu erlangen, genug, die Handschrift des Verstorbenen aufzuweisen, so hätte das Gesetz selbst dem Betrug eine Lockspeise dargereicht und die öffentliche Moral untergraben. Dürfte vollends der angebliche Testamentserbe die Handschrift hinter sich behalten, so würde es in seiner Gewalt stehn, der halbgelungenen Nachahmung besser nachgebildete Schriftzüge zu substituiren, und ein schon begangenes Falsum durch ein neues Falsum zu verhüllen. In der Structur des *französischen Erbrechts* findet sich die Sicherheit des Intestaterben gegen Fälschungen theils in den *Grundansichten* des Erbrechts selbst; theils in der *mechanischen Thätigkeit* öffentlicher Behörden. Nach jenen Grundansichten hat der Intestaterbe die durch das blofse *Daseyn* eines eigenhändigen Testaments ihm nicht zu raubende *Saisine*. Er tritt durch die Kraft einer juristischen Fiction im Augenblick des Todes des Testirers in den Besitz des ganzen Nachlasses. Der Testamentserbe steht ihm als ein auf ihn assignirter Legatar besitzlos gegenüber. Nur in dem einzigen Fall hat der Testamentserbe selbst die *saisine*, wenn er in einem *testament par acte public* eingesetzt und kein zu einer *portion indisponible* berechtigter Intestaterbe vorhanden ist. Durch die *Saisine* findet sich nun der Intestaterbe in der Lage, dafs er die Unechtheit des etwa gegen ihn producirten eigenhändigen Testaments nicht erst zu beweisen braucht. Umgekehrt ist der Testamentserbe den Intestaterben anzugreifen genöthigt. Jener mufs nicht blofs das Daseyn, sondern auch die Echtheit des eigenhändigen Testaments beweisen. Und dieser Beweis kann oft eben so schwer

seyn,

seyn, als vielleicht dem Intestaterben der Beweis der Unechtheit unmöglich geworden wäre. Damit nun auch der angebliche Testamentserbe, indem er die angebliche Handschrift des Erblassers hinter sich behält, nicht Gelegenheit erhalten, sein eignes Machwerk zu verbessern, wird nicht allein in Gemäſsheit eigner, im *Code de procedure civile*, Art. 916 bis 920. enthaltenen Vorschriften das eigenhändige Testament vom Friedensrichter im *Sterbhause* aufgesucht, sondern es ist auch dafür gesorgt, daſs es, sobald es einmal der Testamentserbe geltend gemacht hat, nicht wieder in seine Hände zurückkehren kann. Die im Codex Napoleon Art. 1007. enthaltenen Vorschriften sichern die *öffentliche Constatirung* und die *beständige Niederlegung* des eigenhändigen Testaments in die Hände eines *Staatsbeamten*, von welchem der Testamentserbe nur die *Abschrift* desselben erhalten kann. Eigne Formen bereiten seine *Besitzeinsetzung* durch eine richterliche *ordonnance de mise en possession* vor. Sie bieten dem Intestaterben Gelegenheit dar, sich der Besitzeinsetzung zu *widersetzen*, und den Folgen eines etwa verübten Betrugs, ohne daſs der Urheber desselben über die Erbschaft schalten und walten kann, zu *entgehen*. — Nun verpflanze man einmal das eigenhändige Testament in der Allgemeinheit, in welcher es das französische Recht allen Unterthanen mittheilt, in die Oekonomie des deutsch-römischen Erbrechts. Das Daseyn eines formmäſsigen Testaments schlieſst die Intestaterbfolge aus. Folgerecht mit diesem Grundprincip verordnet die *L. ult. C. de edicto D. H. tollendo*, die *vorläufige* Besitzeinsetzung des ein formmäſsiges Testament aufweisenden testamentarischen Erben. *Unsichtbare* Testamentsfehler - wozu doch wohl unstreitig eine wohlverborgne Fälschung der Handschrift gehört — halten jene Besitzeinsetzung nicht auf. Der verletzte Intestaterbe muſs selbst gegen das Testament auftreten; er muſs die Fälschung beweisen: bis die Sache entschieden ist, besitzt und genieſst sein Gegner die Erbschaft. Kein Gesetz verordnet die *officielle Aufsuchung* des eigenhändigen Testaments im Sterbhause; kein Gesetz verfügt die *Niederlegung* desselben in eine *öffentliche Registratur*. Wer kann es miſskennen, daſs nur eine höchst unweise, sorglose und pflichtwidrig handelnde Gesetzgebung das eigenhändige Testament in die Oekonomie eines *solchen* Erbrechts und in einen *solchen* Rechtsorganismus verflechten könnte? Wem kann es entgehen, daſs die Ausnahme der 107ten Novelle sich auf ein inniges Familienverhältniſs gründet, in welchem das Gesetz die Unterschiebung einer fremden Handschrift mit Recht für unmöglich oder für höchst unwahrscheinlich hält? Auch ist diese Ansicht sehr alt. Man hatte sie schon beynahe vor anderthalb tausend Jahren. Eine im *Codex Theodosianus* aufbewahrte Novelle *Valentinians* lies das eigenhändige Testament unbedingt zu. Diese Testamentsform konnte sich aber nicht halten, und muſste von *Theodosius* aufgehoben werden. *Justinian* stellte sie nur zum Vortheil der zwischen Kindern verfügenden Aeltern wieder her.

Das mystische Testament ist wo möglich noch inniger in die vom Codex Napoleon vorausgesetzten Rechtsinstitute verschlungen. Der Testirer übergiebt einem Notar in Beyseyn von sechs Zeugen ein verschlossenes Packet, in welches nach seiner Versicherung sein letzter Wille eingesiegelt ist, oder vom Notar in Beyseyn der Zeugen eingesiegelt wird. Vom Inhalte der Urkunde erfahren die Zuschauer nichts. Es ist genug, wenn der Testirer die Urkunde unterschrieben hat, und wenn er, daſs dieses geschehen sey, erklärt. Daſs er sie selbst geschrieben habe, wird nicht erfordert. Die Aufgabe für die französische Gesetzgebung war, die Unterschiebung eines andern Blatts (*substitution de piece*) zu verhüten, und die Intestaterben darüber, daſs es geschehen sey, zu beruhigen, oder wie sich der Vf. der Schrift ausdrückt — *für die Identität der vom Testirer verschlossen übergebenen und der nach seinem Tode eröffneten Urkunde Garantie zu leisten.* Zu Erreichung dieses Zwecks versieht der Notar das verschlossne Packet im Beyseyn der Zeugen mit der von Art. 976. des C. N. vorgeschriebenen, mit der Unterschrift des Notars, der Zeugen und des Testirers selbst zu versehenden *Aufschriftsurkunde (acte de suscription)*. Er behält das durch die Aufschriftsurkunde *signalisirte* und *individualisirte* Packet in seiner *Registratur* bis *zum Tode des Testirers*. Er oder sein Nachfolger überreichen es alsdann dem Präsidenten des Tribunals erster Instanz, unter dessen Gerichtsbarkeit die Erbschaft eröffnet worden ist. Das Packet wird (zur Anerkennung der Identität der Siegel und der Unterschrift) im Beyseyn oder nach Vorladung des Notars und der Zeugen, welche den Aufschriftsact unterschrieben haben, vom Präsidenten eröffnet. Dieser führt über die ganze Handlung ein Protocoll, in welchem zugleich der *Zustand* des Testaments (Format, Seitenzahl u. s. w.) beschrieben wird. Nun ernennt der Präsident einen in seinem Gerichtssprengel instrumentirenden Notar, bey welchem das eröffnete Testament nebst dem Aufschriftsact niedergelegt werden muſs. Ueber die geschehene Niederlegung fertigt *dieser* Notar eine *acte de dépôt* aus, auf welche der Präsident die, die Besitzeinweisung des Universalvermächtniſsnehmers verordnende Präsidialverfügung ertheilt. Während dieses ganzen Verfahrens ist indessen das Grundprincip des französischen Erbrechts zum Vortheil des Intestaterben in volle Thätigkeit getreten. Ungeachtet des Daseyns des mystischen Testaments ist der Besitz der Erbschaft in dem Augenblicke des Todes des Testirers *ipso jure* stillschweigend auf den Intestaterben übergegangen. Seine *saisine* kann erst durch die *par exploit d'Huissier* ihm zu insinuirende *ordonnance de mise en possession* beendigt werden. Zeigen sich Symptome des Betrugs oder auch nur offenbare Formverletzungen, so erwirkt er leicht eine die Besitzeinsetzung seines Gegners *suspendirende* richterliche Verfügung. Er *erhält* sich im Besitz, und setzt den Universalvermächtniſsnehmer in die Lage, daſs er angreifen und beweisen muſs.

Diese

Diese in der vorliegenden Schrift aus den Quellen erläuterte Behandlungsart des mystischen Testaments zeigt in allen einzelnen Theilen des Verfahrens *Zweckbestimmung* und *Einheit*. Die *Unterschiebung* einer *falschen* an die Stelle der *wahren* Testamentsurkunde (*substitution de pièce*) wird durch das *Zusammenwirken aller* vorgeschriebenen Solennitäten so weit verhütet, als sie nur bey der Unvollkommenheit aller menschlichen Anstalten und bey der nicht zu misskennenden fehlerhaften *Grundlage* des Instituts selbst, verhütet werden kann. Bekanntlich wird die L. 21. *C. de testamentis* für die *Wiege* des französischen mystischen Testaments gehalten. Aber offenbar leisten die sieben Privatzeugen, die sieben Privatunterschriften und die sieben Privatsiegel jenes Testaments, obgleich die Zeugen vom Inhalt ebenfalls nichts erfahren, bey weitem mehr Sicherheit, als die Aufschriftsurkunde, die sechs Zeugen, der Notar und die acht Unterschriften des französischen mystischen Testaments: denn dort ist die Fälschung nicht durch eine einfache *substitution de pièce*, sondern nur durch die Verfertigung *sieben falscher Unterschriften* und *sieben falscher Siegel* (die Unterschrift des Testirers nicht einmal mit eingerechnet) möglich. Dessen ungeachtet ist das mystische Testament des französischen Rechts ein so zu sagen für sich *geschlossenes* und durch die Grundprincipien des Erbrechts, so wie durch mehrere Frankreich eigenthümliche Einrichtungen, mithin durch die *Doctrin* und durch die *Organisation* zugleich beseeltes Institut. Eine Controlle schliesst sich dabey an die andere, ein Sicherungsmittel reicht dem andern die Hand. Der öffentliche Glaube umgiebt das verschlossene Testament vom Augenblick an, wo es der Testirer dem Notar übergeben hat, bis zum Augenblick der vollendeten Besitzeinsetzung. Die erste Garantie gegen Unterschiebung findet sich in dem Zutrauen, welches der Staat dem Amt des Notars schenkt. Der Notar selbst wird von den Zeugen controlirt. Gegen zudringliche Erbschleicher leistet die Aufbewahrung in der Notariatsregistratur, in dem öffentlichen Archiv aller Familiendocumente, Gewähr. Der vom Präsidenten abgefasste *acte de présentation et d'ouverture* controllirt den vom Notar abgefassten *acte de souscription*. Die Anwesenheit der Zeugen, welche den letztern bey der Eröffnung unterschrieben haben, verbürgt die Identität und Integrität der Siegel. Der *procès-verbal et descriptif de l'état du testament* begleitet das *eröffnete* Testament in die Registratur desjenigen Notars, der den *acte de dépôt* auszufertigen hat, und verhütet *künftige* Verfälschungen. Und wenn sich irgendwo ein materieller Fehler zeigt, so hat ja der Intestaterbe die *saisine*. Er erhält sich im *Besitz* bis zur entschiedenen Sache. Kann die Wirksamkeit organischer Institute Unterschiebungen nicht verhüten, so vermindert doch der einzige doctrinelle Satz, *dass das Daseyn eines holographischen oder mystischen Testaments weder die Intestaterbfolge, noch die damit verknüpfte saisine an und für sich aufhebt*, — den Reiz zur Versuchung.

(*Der Beschluss folgt.*)

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Akademieen.

Berlin.

Montags den 24. Januar hielt die Königl. *Akademie der Wissenschaften* zur Feyer des Jahrestages Sr. Maj. des hochseligen Königs *Friedrichs II.* eine öffentliche Sitzung, welche der Secretär der historisch-philologischen Klasse, Hr. *Buttmann*, mit einigen auf die Feyer sich beziehenden Worten eröffnete, worauf der Secretär der physikalischen Klasse, Hr. *Erman*, Bericht erstattete über die bey dieser Klasse eingelaufenen Preisschriften. Ueber die Preisfrage: *die Polarität als Naturgesetz* betreffend, war nur Eine Schrift eingelaufen, und eben so nur Eine über die *chemische Constitution der Dammerde*. Die Klasse fand beide, bey Anerkennung mehrerer Vorzüge, nicht vollkommen befriedigend, und gab Rechenschaft über die Prüfung derselben. Für die Jahre 1814 und 1815 ist die Frage über die *Natur der Dammerde* mit verdoppelter Prämie wiederholt, und als Gegenstand einer neuen Preisfrage, ebenfalls mit verdoppelter Prämie, das Problem der *chemischen Wirkung des verschiedentlich gefärbten Lichtes* gewählt worden.

Hierauf wurden Abhandlungen verlesen von Hn. *Klaproth*: über den Weissstein und den Kaolin; von Hn. *Biester*: über die Bejahungswörter der ältern französischen Sprache *oc* und *oyl*, vorzüglich in Beziehung auf eine Stelle des Dante; von Hn. *Thaer*: über die Berührungen der Natur und Landbau-Kunde nach dem gegenwärtigen Standpunkt beider.

II. Beförderungen.

Der Hr. Hofrath und Geheime Kanzley-Secretär *Rehberg* zu Hannover, Mitglied der provisorischen Regierungs-Commission, ist zum Geheimen Kabinetsrath ernannt worden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1814.

RECHTSGELAHRTHEIT.

WIESBADEN, in d. Schellenberg. Hofbuchh.: *Ueber die Grundlage, die Natur und die Behandlungsart des holographischen und mystischen Testaments des französischen Rechts* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Könnte noch ein Schatten von Zweifel über die Wahrheit der Behauptung übrig bleiben, dass der Codex Napoleon weder aus seinen doctrinellen, noch aus seinen organischen Umgebungen herausgerissen werden darf, so muss er nach Durchlesung der gegenwärtigen Schrift verschwinden. Es folgt daraus für jede deutsche Regierung — wenn noch jetzt von der Einführung des Codex Napoleon die Rede seyn könnte — die *unerlassliche* Pflicht, entweder den in seiner mangelhaften und oft verschrobenen Doctrin verbesserten oder unverbesserten Codex Napoleon mit *allen* seinen organischen Umgebungen, oder, wenn diess — wegen der Lage, Bevölkerung, Sitten und Vorurtheilen des Landes nicht möglich seyn sollte, ihn *gar nicht* aufzunehmen. Diess wurde oft genug und warnend allen Regierungen zugerufen, unter *allen*, die sich für die Einführung des fremden Gesetzbuchs werkthätig bewiesen haben, wurde die Warnung von *keiner* beherzigt. So erhob man den Codex Napoleon im vormaligen Grossherzogthum Frankfurt ohne Notariat, ohne eine angepasste Gerichtsorganisation, ohne ein eingreifendes gerichtliches Verfahren, ohne ein auf civilrechtliche Zwecke berechnetes Enregistrement — denn die geldfressende Anstalt, welche man unter jenem Namen einführte, war kein eigentliches Enregistrement — u. s. w., zum Gesetz. Was daraus entstehen musste, konnte der öffentlichen Meinung nicht lange ein Geheimniss bleiben. Die meisten Contracte, Testamente, gerichtlichen Handlungen des französischen Rechts verwandelten sich auf Frankfurter Boden in juristische Carricaturen. Die Justizpflege wurde fiscalischer als jemals. Unter der Rechtsanarchie starb der Credit, der Güterwerth sank, die öffentliche Unzufriedenheit stieg. In welcher charakterlosen Haltung unter solchen Umgebungen das eigenhändige und das mystische Testament des französischen Rechts erscheinen musste, davon liefert die gegenwärtige Deduction den redenden Beweis. Rec. muss, indem er von diesem Beweise nunmehr Rechenschaft ablegt, *bona fide* die Wahrheit und Vollständigkeit der erzählten Thatsachen voraussetzen.

Der vormalige Hessendarmstädtische Minister, Freyherr von Barkhaus Wiesenhütten, der — nach der Versicherung des Vfs. — in Darmstadt domiciliirt und Hessischer Unterthan ist, in Frankfurt am Mayn dagegen sich zuweilen aufhält, macht nach dem Tode seiner am letztern Ort ohne Leibeserben verstorbenen Gattin zwey von derselben errichtete Testamente geltend. Das eine soll ein *holographisches*, das andere soll ein *mystisches* Testament, beide sollen nach dem Frankfurt-französischen Recht eingerichtet seyn. Beide beynahe wörtlich gleichlautend — ernennen den Herrn von Barkhaus zum Universalerben. Das eigenhändige Testament wird den Intestaterben zur Anerkennung nicht vorgelegt, von keiner Richterbehörde constatirt und geprüft, in keiner Registratur niedergelegt. Auf einfache Vorzeigung desselben vor Gericht bringt es Hr. *v. B.* dahin, dass Versieglung und Inventur des in Frankfurt befindlichen Nachlasses, so wie jede conservatorische Maasregel unterbleibt. Dass das Blatt von der Verstorbenen wirklich herrührt, darüber existirt bis jetzt kein anderer Beweis, als die Versicherung des eingesetzten Erben selbst. Beym mystischen Testament beruht wieder die *Cardinalfrage* — ob das dem Notar und den Zeugen von der Erblasserin verschlossen überreichte, und das nach ihrem Tode aus seiner Verborgenheit hervorgezogene, von fremder Hand beschriebene, Blatt ein und dasselbe Actenstück sey — diese *Cardinalfrage* beruht wieder *einzig und allein* auf der Versicherung und Anerkennung des — wie er in der Schrift genannt wird — *beständigen homme d'affaire, Geschäftsführers und Anwaldes des eingesetzten Erben.* Denn dieser *Homme d'affaire*, nicht der Notar, hat nach Vollendung des Aufschriftsacts das verschlossene Packet aus den Händen der Erblasserin empfangen, und bey der gerichtlichen Eröffnung desselben — zu welcher die Intestaterben so wenig, als die Signatäre des Aufschriftsacts zugeladen worden sind — die Identität der Siegel recognoscirt. So geht denn bey *beiden* Testamenten die *gegen* zudringliche Testamentserben wachende *fides publica einzig* und *allein* vom aufgetretenen Testamentserben selbst aus. Und unter dem Schutz einer *solchen fides publica* hat sich nun Hr. *v. B.* einer eine halbe Million Gulden — wie behauptet wird — weit übersteigenden Erbschaft bemächtigt. Dass so etwas nach keiner der bisher bekannten Gesetzgebungen — weder in Frankreich, Preussen, England, Italien u. s. w., noch im vormaligen deutschen Reich — hätte gelingen können — wird wohl niemand bezweifeln. Ob so unbegreifliche, Moralität, Treue und Glauben unter-

untergrabende Testamentsformen durch die Frankfurt-Französische Gesetzgebung gebilligt werden, ist eine von den bestrittenen Fragen, für deren Verneinung trifftige Gründe — vorzüglich ein Grossherzoglich Frankfurtisches Ministerialrescript vom 12. Julius 1811 — angeführt werden. Könnte man sie bejahen, so müsste jeder Unterthan wünschen, dass die hohen verbündeten Mächte je eher je lieber das Land von einer Gesetzgebung erlösen möchten, deren Urheber, über alle legislatorische Umsicht und Klugheit hinausgehend, nicht wussten, was sie thaten, und was aus ihren Verfügungen herauskommen werde. Und dann würde eine weitere, noch wichtigere Frage entstehen. Der Rechtsstreit wird vor Hessischen Gerichten über das Vermögen eines Hessischen Unterthanen geführt. Ist nun die Hessische Justiz berechtigt und verpflichtet, aus Achtung für die aus einer Art von völkerrechtlichem Zutrauen entstandene Regel, *locus regit actum*, Testamentsformen zu sanctioniren, die eigentlich *gar kein Zutrauen* einflössen, und den groben Sünden einer fremden Legislation auf das Wohl und Weh eigner Unterthanen einen höchst nachtheiligen Einfluss zu gestatten? Diese Seite ist nicht die unwichtigste des gegenwärtigen Rechtsstreits. Es kommt dabey ebenfalls weit mehr auf völkerrechtliche als auf civilrechtliche Grundsätze an. Sie ist in der Schrift zwar angedeutet, aber nicht mit der gehörigen Klarheit hervorgehoben worden.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Mainz, b. Kupferberg: *Sammlung der Gesetze und Verordnungen Frankreichs*, in Bezug auf *Aerzte, Wundärzte* und *Apotheker*, wie auch auf das *öffentliche Gesundheitswohl* überhaupt. Mit beygefügtem französischem Texte von *J. C. Renard*, der Medic. Dr., Stadtarzte zu Mainz u. s. w. 1812. XII u. 372 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Herausg. sagt in der Vorrede, „dass beym Anfange seiner praktischen Laufbahn noch keine Medicinalgesetze in seinem Vaterlande vorhanden waren (?), und diese erst mit der Rückkehr der festern Staatsverfassung unter Napoleon zahlreich erschienen. Mit ihrer allmähligen Zunahme sey aber auch das Bedürfniss einer systematischen Darstellung gefühlt worden, und Er habe sich daher schon lange entschlossen, eine Sammlung der französischen Medicinalgesetze zu veranstalten, wozu Er, vermöge seiner individuellen Verhältnisse, die beste Gelegenheit gehabt habe." Den Medicinalpersonen und Beamten der erst neuerdings mit Frankreich vereinigten Departements muss diese Sammlung um so willkommener seyn, da viele ältere Medicinal- und medic. Polizey-Verordnungen wenig bekannt, und die neuern noch nirgends so zusammengestellt waren, dass sie eine vollständige Uebersicht alles dessen, was für die physische Gesetzgebung in Frankreich geschehen war, gewährten. Auch dem Ausländer, der an die Staatsarzneykunde überhaupt besonders Interesse nimmt, wird diese Sammlung nicht unwillkommen seyn. Zwar lernt man daraus die Medicinalverfassung und Verwaltung dieses Reichs nicht von der Seite kennen, dass man in Versuchung gerathen könnte, sie andern Staaten als Muster anzuempfehlen; man wird aber doch auf manche Einrichtungen und Vorschriften stossen, die es allerdings verdienen, auch bey uns bekannt und nachgeahmt zu werden, wohin besonders die Verordnungen gehören, welche das öffentliche Gesundheitswohl betreffen: in Hinsicht welcher die französische Gesetzgebung sich schon zu einer Zeit auszeichnete, wo in andern Staaten an Verordnungen der Art kaum gedacht wurde.

Die Schrift hat *zwey* Abtheilungen. Die *erste* enthält Gesetze, die Ausübung der Medicin, Chirurgie und Pharmacie betreffend, und neben dem deutschen Text zugleich den französischen Urtext. Zuerst das noch unter dem Consulate gegebene *Gesetz, die Ausübung der Arzneykunde betreffend*, dem die Entwickelung der Beweggründe zu dem Gesetzvorschlag, vom Staatsrath *Fourcroy*, als Redner der Regierung, und der Bericht an das Tribunat von *Thouret*, folgen. Durch dieses Gesetz wurden, nachdem die Revolution alle Medicinalverfassung über den Haufen geworfen hatte, die Art der Prüfungen und Aufnahme der Doctoren der Medicin und Chirurgie, die Studien und Aufnahme der Gesundheitsbeamten, die Einregistrirung dieser und jener, der Unterricht und die Aufnahme der Hebammen, und die peinlichen Verfügungen gegen die Contravenienten dieses Gesetzes, näher bestimmt. Wer sich die Mühe nimmt, dasselbe mit unsern deutschen Medicinalverordnungen zu vergleichen, wird einen ganz andern Geist in den letztern finden, und selbst demjenigen, der jedes, jenseits des Rheins gegebene, Gesetz ehrfurchtsvoll anstaunt, muss es auffallen, wie sehr unser Vaterland an weisen Medicinal-Anstalten und Verordnungen vor dem einst so mächtigen Nachbar prävalirt. — *Beschluss, welcher die Errichtung medicinischer Schulen zu Turin und Mainz besiehlt, nebst Verordnungen über die Ausübung der Heilkunde*; vom 20. Prairial 11. Als nachahmungswürdig erscheinen uns die öftern Prüfungen der Eleven in den verschiedenen Fächern der Medicin und Chirurgie, die Prüfungen der Candidaten in der gerichtlichen Arzneykunde (die auf manchen Universitäten von den Studenten für ganz entbehrlich gehalten wird, weshalb schlechte Physici auch gar keine seltene Erscheinung sind). Angehängt sind die Muster des Diploms für einen Doctor der Medicin oder Chirurgie, und für einen Gesundheitsbeamten? — *Gesetz, welches die Errichtung von drey Schulen für Gesundheitsbeamte, zu Paris, Montpellier und Strassburg, besiehlt*, vom 14. Frimaire 3, nebst einem Zusatz vom 9. Nivose 3. — *Beschluss, die Amtskleidung der Professoren an den medic. Schulen betr.*, vom 20. Brumaire 12. — *Kaiserliches Decret, betr. die Errichtung eines unentgeldlichen Lehrcursus für die Medicin und Chirurgie in Antwerpen*, vom 10. Febr. 1806. — Nun folgten die zum Theil noch unter der consularischen Regierung emanirten *Verordnungen*, *die*

die Errichtung der Apothekerschulen betr., und die Polizeyverordnungen für die Apothekerkunst, nebst Auseinandersetzung der Beweggründe zu diesen Gesetzen, vom Staatsr. *Fourcroy*. Die Apothekerschulen haben das Recht, für das ganze Reich diejenigen, welche sich der Apothekerkunst widmen wollen, zu prüfen und aufzunehmen; sie sind ausserdem noch beauftragt, die theoretischen Grundsätze dieser Kunst öffentlich zu lehren, über die Ausübung derselben zu wachen, die sich ergebenden Missbräuche den Behörden anzuzeigen, und die Fortschritte der Kunst befördern zu helfen. Jede Schule besteht aus einem Director, einem Schatzmeister und drey Professoren, denen in grösern Städten noch zwey Gehülfen gegeben werden können. Es werden jährlich vier Curse gehalten, über Botanik, Naturgeschichte der Heilmittel, Chemie und Apothekerkunst, von welchen jeder der ersten speciell auf die Apothekerwissenschaft anwendbar seyn muss. Kein Zögling kann vor dem 25sten Jahre aufgenommen werden. Nachahmung verdient es, dass auch die Kräuterhändler geprüft, und sowohl ihre Niederlagen, als die der Materialisten und Specereykrämer, einer Visitation unterworfen werden. — Bloss angezeigt sind die Kaiserl. Decrete in Betreff der Universität, und die Statuten des Grossmeisters derselben, welche den Arzt, Wundarzt und Apotheker interessiren dürften; ferner diejenigen Artikel des *Code Napoléon*, welche sich auf gerichtl. Arzneyk. beziehen (s. *Kopp's* Jahrbuch, 1810, S. 115 — 154, und Allg. Lit. Zeit. Erg. Bl. Jan. 1813. S. 20.), wörtlich angegeben, und die Gesetze des *Code Napléon* und *Code pénal*, welche die Medicinalpersonen angehen. Dann folgen die Kaiserl. Decrete, die Gebühren der Aerzte, Wundärzte u. s. w. für Dienstleistungen, die sie auf gerichtliche Requisition vorgenommen haben, betreffend.

Die *zweyte* Abtheilung enthält die Gesetze und Verordnungen, die das öffentliche Gesundheitswohl betreffen. Ausser einigen Artikeln des *Code Napoléon*, und den unter der consularischen und Kaiserl. Regierung erlassnen Verordnungen, kommen mehrere ältere Königl. Ordonnanzen und Edicte aus dem 17ten und 18ten Jahrhunderte vor, von welchen mehrere aus *Fleurigon's* und *Bodmann's* Code administratif entlehnt, verschiedene auch schon durch *Frank's* System der medic. Polizey den deutschen Aerzten bekannt sind. Sehr zweckmässig sind alle diese Verordnungen systematisch geordnet. Erwähnt zu werden verdienen die Edicte über die Nahrungsmittel, gesunde Luft, geheime Mittel, öffentliche Bäder, und über die Wohlthätigkeits-Anstalten, ungeachtet letztere zum Theil nur Local-Interesse haben. Das Verzeichniss der vom Militärdienste befreyenden Gebrechen ist auch den deutschen Aerzten, die über die Fähigkeit zum Militärdienste zu urtheilen haben, zu empfehlen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ZITTAU u. LEIPZIG, b. Herausg. u. Fleischer d. j.: *Vergangenheit und Gegenwart*, oder wöchentliche Unterhaltungen aus dem Gebiete des Menschenlebens, der Religion, der Wissenschaft, Natur und Kunst. Für alle Freunde des Wahren, Guten und Schönen. 1812. 4. 464 Spalten, mit Register und 3 Musikbeylagen.

Gleich manchen Pflanzen, die in *einem* Jahre aufspriessen, wachsen und absterben, sehen wir auch in der Literatur bald diese, bald jene Zeitschrift, bald dieses, bald jenes Wochenblatt entstehen, und nach einem Jahre, oft bringen sie es aber auch nicht einmal so weit, vergehen. Manche tragen das Zeichen ihres baldigen Absterbens an der Stirne, und man wünscht ihnen gleich bey ihrem Beginnen eine fröhliche Ruhestelle. Andere, aber die wenigeren, sieht man ungern ihr kurzes Leben beschliessen. Zu diesen letzten glauben wir nicht mit Unrecht das vorliegende Wochenblatt rechnen zu dürfen, da es recht viele lesbare, unterhaltende und schätzenswerthe Aufsätze enthält, und von dem Faden, Nüchternen und Erbärmlichen, welches so oft der Hauptbestandtheil dieser Blätter ist, sich entfernt hält. Damit wollen wir übrigens keineswegs es als ein musterhaftes Werk in dieser Art und Weise genannt haben, sondern es nur als eine ehrenwerthe Erscheinung unter der übrigen andeuten.

Nach unserer Ansicht würden wir wünschen, dass eine jede *bedeutende* Stadt für sich und ihren Umkreis ein eigenes unterhaltendes und belehrendes Wochenblatt hätte, welches dem Sinn und Geist der Einwohner im Edeln und Guten entsprechend, geeignet wäre, wichtige Dinge auf eine einladende Art zu verbreiten, und durch welches die Lesewelt zu einem bessern Zustande sich vorbereiten und zeitigen könnte. Bey dieser Ansicht thut es uns denn immer Leid, wenn wir ein solches Blatt, nach dem Entstehen, bald wieder vergehn sehen.

Wir zeigen nun in den Hauptzügen, was der Herausg. versprach. 1) Erzählungen von merkwürdigen Begebenheiten aus dem Menschenleben der Vergangenheit und Gegenwart. 2) Kurze interessante Aufsätze religiös-moralischen Inhalts. 3) Gemeinnützige Aufsätze aus dem Gebiete der Wissenschaft, Natur und Kunst. 4) Miscellen. 5) Intelligenzen. Diese Fächer, mit ihren einzeln angegebenen Unterabtheilungen, die wir nicht erwähnen, um nicht zu weitläuftig zu werden, sind auf eine geschickte Art ausgefüllt, und der mässige Preis hätte auch wohl empfehlend seyn können und sollen, wenn nicht gerade dieser der Grund des baldigen Aufhörens, durch zu geringe Deckung der Kosten, gewesen ist.

Eine Auszeichnung scheinen uns folgende Aufsätze zu verdienen: *Der Auszug aus Reinhard's Predigt am dritten Busstage des Jahres* 1811. — *Die merkwürdigsten Thaten Karls des Grossen*. Wohl gerade an der Zeit, da von Karl dem Grossen im Vergleich mit einem neuern Eroberer, der wohl wenig mit ihm gleich zu stellen ist, die Rede war. Man kann nicht wegläugnen, dass Karl beglücken wollte und beglückte, dieser neue wollte nur alles zusammen-

menraffen, wie ein Geiziger, und der ganzen Welt ein tödtliches, Saft und Leben ausmergelndes Einerley aufdrücken. Ueberhaupt ist es Karl dem Grossen übel bey uns gegangen. Früherhin eigneten wir ihn uns zu, als Herrscher der Franken, eines deutschen Stammes, und wohl mit Recht, da kam jener Nachäffer und stellte sich immer gleich mit ihm, wo und wie er nur konnte; nun wollten wir, und wohl wieder mit Recht, nichts mehr davon wissen, dass er der unsere gewesen. Was S. 51. gesagt wird: „es bestätigt sich auch hier die Wahrheit, dass die weise und gütige Vorsehung auch das Böse anderer Menschen und ihre unlauteren Absichten zum Besten zu lenken weiss," bestätigt sich auch jetzt wieder von neuem: denn dem Feinde Deutschlands, Napoleon, ist es gelungen, den ganz gesunkenen deutschen Sinn durch sein Joch — nicht zu unterdrücken, sondern wieder hervorzurufen, und ein Band der deutschen Fürsten zu bewirken, welches Gott zum Heil Deutschlands segnen wolle. — *Die Minnesänger*, vom Hn. M. *Peschek* mit Liebe und Umsicht entworfen. Es ist ein erfreulicher Anblick, zu sehen, wie das Altdeutsche sich immer mehr und mehr in fast allen Tageblättern Deutschlands, mehr oder minder, erhebt. Einzelne, die ganz undeutsches Sinnes sind, wollen freylich davon nichts wissen. — Die Nachrichten von den *Zügen der Hussiten* gegen Zittau, Lauban, Löbau, Camenz, Budissin, Görlitz sind nicht unlesenswürdig, und werden wohl besonders in dem Kreise, für den dieses Wochenblatt bestimmt war, angesprochen haben. — Die Beschreibung von *Sanspareil* ist nicht unerfreulich, wenn sie auch wohl sehr wenig jene von der Natur so herrlich gezierte Gegend versinnlicht. Wann mag aber der Vf. jener Nachricht gelebt und sie verfertigt haben. Schon vor zehn Jahren fand Rec. alle die kleinlichen Baue ganz verwittert und zerfallen, und war darüber sehr zufrieden: denn ihm ward weit fröhlicher und gemüthlicher in den mannichfachen Erscheinungen der schönen Natur, als bey den kindischen Häuschen und lächerlichen Namen. *Prinzessin Liesssen*, eine Erzählung aus der Schlesischen Geschichte, ist unterhaltend. Unter der Ueberschrift: *Alten handschriftlichen Chroniken ist wenig Glauben beyzumessen*, werden einige Fabeln aus einem Zeitbuche erzählt; daraus folgt aber der Beweis der Ueberschrift keinesweges. Es giebt schlechte, es giebt sehr gute Zeitbücher; die erstern wird man nur mit grosser Vorsichtigkeit benutzen, da man in die Treue und Glaubhaftigkeit der andern wohl keinen Zweifel zu setzen braucht, in so fern Geschichtliches nicht immer einer falschen Erzählung unterliegt, und nothwendig immer nicht ganz getreu seyn kann. — *Albert Joseph Graf von Hodiz*, zwar bekannt, aber zur Ergetzlichkeit wohl immer einmal wieder zu lesen. *Entdeckung des Grabes Mosis*, auch entlehnt, wie vieles dieser Wochenschrift, aber lesenswerth. Besonders auszuzeichnen sind noch die: *Beyträge zur Prüfung der Nachrichten über die Zittavia*, welche indessen nicht geschlossen worden sind. Zu verbinden sind damit die: *Bemerkungen über die in Zittau neu entdeckten Reliquien aus dem eilften Jahrhunderte.* Für Zittau nicht allein haben diese beiden, mit Umsicht und Prüfung geschriebenen Aufsätze Werth, sondern sie erhalten auch durch die darin betrachtete Alterthümlichkeit Werth für alle Alterthumsforscher. Es sind darüber ein paar eigene kleine Schriften erschienen, und auch in einigen Wochenblättern ward etwas voreilig davon geredet. Man wollte in einem Sarge von Kupfer die Gebeine der alten, durch Sagen bekannten, Stifterin der Stadt: Zittavia, gefunden haben, triftige und gründliche Untersuchungen zeigten aber, dass es ein Sarg aus dem 17ten Jahrhundert war.

Ausserdem enthält diess Wochenblatt manche hübsche Erzählung, Auszüge aus grösern Werken, Charaden und dergleichen, die wohl erheitern und erfreuen können. Die Tonstücke, welche beyliegen, sind nicht ohne Anmuth, besonders das eine: der Wachtelschlag, welches aber, wenn wir nicht irren, die alte Volksweise ist.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Gelehrte Gesellschaften.

Berlin.

Am 22. Januar feyerte die *Gesellschaft der Freunde der Humanität* ihr 17tes Stiftungsfest. Der bisherige Director derselben, Hr. Prof. *Rudolphi*, eröffnete die Sitzung mit einer Abhandlung: *Ueber das Verhältniss des Gelehrten zum Staat.* Hr. Geh. Rath *Delbrück* las: *Ueber Pestalozzi's Eigenthümlichkeit in der Art und Weise zu unterrichten und zu erziehen.* Hr. Prof. *Levezow* sprach von *einem zu wünschenden Denkmale der Rettung Berlins und seiner Nachbarn im Jahr* 1813. Darauf legte Hr. Director *Schadow* der Gesellschaft *ein Modell zu einem solchen Denkmale* vor, und gab die nöthigen Erläuterungen darüber. Der bisherige Secretär, Hr. Stadtrath *Klein*, beschloss die Sitzung mit einer *Uebersicht der Arbeiten und Ereignisse der Gesellschaft im vorigen Jahre.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1814.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Cnobloch: *Die philosophischen Wissenschaften in einer encyklopädischen Uebersicht*, für seine Vorlesungen dargestellt von *Karl Heinrich Ludwig Pölitz*. 1813. XVI u. 159 S. 8. (16 gr.)

Eine Encyklopädie der Philosophie ist unstreitig ein schwierigeres Werk als die Encyklopädie irgend einer andern Wissenschaft. Zum Behufe der letzten kann der Vf. derselben aus dem Gebiete der Philosophie dasjenige als ausgemacht voraussetzen, was jeder Encyklopädie, ausser demjenigen, was der eigenthümliche Gegenstand der Wissenschaft, dem sie gewidmet ist, an die Hand giebt, zum Grunde liegt; eine Encyklopädie der Philosophie hingegen ist hierzu nicht so schlechthin befugt. Hierzu kommt noch, dass es schwieriger ist von der Philosophie einen bestimmten Begriff zu geben, als von irgend einer andern Wissenschaft. Wenigstens sind wir bis jetzt noch nicht in dem Besitze einer Definition der Philosophie, die nicht bedeutenden Einwürfen ausgesetzt, und nicht entweder zu weit oder zu enge oder beides in verschiedenen Beziehungen wäre. Rec. glaubt dieses nicht unbemerkt lassen zu dürfen, da der Encyklopädie einer Wissenschaft, ausser dem Begriffe von einer Encyklopädie überhaupt, der Begriff der Wissenschaft, welche ihr Gegenstand ist, zum Grunde liegen muss. Hält man sich an die vorhandenen Encyklopädien, um von denselben den Begriff einer Encyklopädie zu abstrahiren: so möchte eine Encyklopädie sich wohl nur durch die Kürze und das Summarische in der Aufstellung der Lehren einer Wissenschaft, die oft nur eine historische Angabe dessen ist, was in der Wissenschaft abgehandelt wird, von einem dem eigentlichen Vortrage der Wissenschaft bestimmten, Werke unterscheiden. Allein da ein Werk der letzten Art mehr oder weniger ausführlich in dem Vortrage einer Wissenschaft seyn kann: so sieht man hier keine bestimmte Grenze, durch welche eine Encyklopädie von einem andern wissenschaftlichen Werke unterschieden werden könnte. Aus diesem Grunde glaubt Rec., der Gegenstand einer Encyklopädie sey nicht das Object der Wissenschaft selbst, welcher sie gewidmet ist, sondern vielmehr diese Wissenschaft selbst. Sie hat uns über das Wesen derselben zu belehren, und zu sagen was das Problem derselben sey, ohne sich übrigens mit der Auflösung desselben zu befassen. Dabey mag sie immer erzählen, was in der Wissenschaft abgehandelt wird, aber nur um den Begriff der Wissenschaft zu erläutern, nicht uns über jene abgehandelten Gegenstände zu unterrichten, da ein solcher Unterricht nur zur Seichtigkeit führen könnte. Dessen ungeachtet kann eine Encyklopädie, — und ist selbst dazu verbunden, — die Theile einer Wissenschaft angeben; aber nur, so weit als aus dem Begriffe der Wissenschaft selbst dargethan werden kann, dass die Wissenschaft diese Theile habe, ohne solche Kenntnisse zu Hülfe zu nehmen, welche nur aus der Wissenschaft eigenthümlichen Gründen bewiesen werden müssen. Der letzten Forderung hat der Vf. in dem *ersten* Theile oder der *allgemeinen encyklopädischen Uebersicht über die gesammten philosophischen Wissenschaften* zu genügen gesucht, und würde hierin vielleicht noch glücklicher gewesen seyn, wenn er nicht, nach seiner Absicht, die schon der Titel des Buchs ankündigt, in dem *zweyten* Theile oder der *speciellen encyklopädischen Uebersicht über die einzelnen philosophischen Wissenschaften* den Inhalt derselben hätte ausführlicher verzeichnen wollen, und nicht dadurch verleitet worden wäre, demselben dasjenige, was zu jenem Behufe nöthig gewesen wäre, und deshalb schon in dem ersten Theile hatte beygebracht werden sollen, vorzubehalten. Wenigstens sieht Rec. sich zu dieser Vermuthung veranlasst, wenn der Vf. §. 3. u. 4. das Wesen der Philosophie überhaupt in die „Darstellung der ursprünglichen Gesetzmässigkeit des menschlichen Geistes und der innerhalb derselben enthaltenen Bedingungen seiner gesammten freyen Thätigkeit" setzt, die theoretische praktische Philosophie als Haupttheile derselben angiebt, und die theoretische Philosophie dann in die *Fundamentalphilosophie* und *Metaphysik* eintheilt. Denn die Fundamentalphilosophie soll die Wissenschaft der unmittelbaren Thatsachen des Bewusstseyns, so weit in ihnen die ursprüngliche Gesetzmässigkeit des menschlichen Geistes enthalten ist; die Metaphysik hingegen die Wissenschaft der in jener Gesetzmässigkeit enthaltenen letzten Bedingungen aller philosophischen Erkenntniss und aller Objecte der freyen Thätigkeit des Menschen seyn. Was eine unmittelbare Thatsache des Bewusstseyns, was die ursprüngliche Gesetzmässigkeit des menschlichen Geistes sey, wird aber erst §. 10. 11. in dem speciellen Theile gesagt, ob es gleich hier nöthig gewesen wäre, um uns die Begriffe von jenen Wissenschaften ins Klare zu setzen. Rec. vermisst diese um so mehr, da auch er für die Absonderung der Metaphysik von einer Fundamentallehre stimmt, und in der Art, wie diese Absonderung zu machen ist, mit dem Vf. einig ist, wenn er ihn anders richtig verstanden hat. Denn alsdann würde die Fundamentalphilosophie dasjenige, was das Bewusstseyn darbietet, so weit zu betrachten haben, als es bey der Metaphysik schon als gegeben betrachtet wird. Dass Rec. aber den Vf. richtig verstanden habe, getraut er sich um so weniger zu behau-

haupten, da der Vf. a. a. O. sich wohl nicht mit der gehörigen Deutlichkeit darüber erklärt, was er unter unmittelbaren Thatsachen des Bewusstseyns verstanden wissen will; und eben so wenig was die ursprüngliche Gesetzmäfsigkeit desselben sey. Denn unmittelbare Thatsachen des Bewusstseyn, heisst es, nennen wir was sich als ursprünglich in allen Wahrnehmungen des Seyns, des Handelns und Erkennens im Bewusstseyn ankündigt." . Hier fragt es sich zuerst, ob dasselbe sich in allen Wahrnehmungen sowohl des Seyns als des Handelns u. s. w.; oder ob es sich in allen Wahrnehmungen entweder der einen oder andern Art, auf die angegebene Weise äufsern soll. In dem ersten Falle, der gemeynt zu seyn scheint, sieht Rec. nur nicht, wie zu jenen Thatsachen das Bewusstseyn der Freyheit gerechnet werden könne. Denn bey den Gefühlen, die wir doch als Arten des Seyns wahrnehmen, haben wir das Gefühl der Freyheit nicht. Rec. sieht auch nicht, wie, nach §. 13. es in die Fundamentalphilosophie gehören könne, dass wir gerade fünf äussere sinnliche Werkzeuge für außer uns vorhandene Gegenstände haben; und eben so wenig was ebendaselbst von der Organisation gesagt wird. Ueber die ursprüngliche Gesetzmäfsigkeit erklärt sich der Vf. nicht befriedigender. Das Bewusstwerden jedes einzelnen Zustandes des Seyns, Handelns und Erkennens, heisst es, ist nur durch die Thatsache des Bewusstseyns (warum nicht des Bewusstseyn?) überhaupt möglich, und wird einzig dadurch nach ihrem Inhalte und der Form ihrer Ankündigung nach bedingt. (Gegen das „Einzig" möchte man wohl den gegründeten Einwurf machen können, dass wenn es damit seine Richtigkeit hätte, das Bewusstseyn des einen Zustandes von dem Bewusstseyn des andern in nichts verschieden seyn könnte.) In so fern deshalb der menschliche Geist sich durch das Bewusstseyn in seinem Wesen und Wirken begreifen lernt, legen wir demselben eine Gesetzmäfsigkeit, und zwar eine ursprüngliche bey. — Was Gesetzmäfsigkeit sey, läfst sich hieraus zwar folgern, und eben so was der Vf. unter der ursprünglichen Gesetzmäfsigkeit verstanden wissen will, wenn man damit seine schon vorhergehende, und ganz wahre Behauptung, dass zu dem Bewusstseyn, wie der Vf. sich ausdrückt, kein *prius* gefunden werden könne, verbindet. Allein wäre es nicht besser gewesen, den Begriff des Gesetzes, der Gesetzmäfsigkeit u. s. w. vorher durch Nominaldefinitionen zu bestimmen? — Diese Unterlassung dem Vf. insbesondre zuzurechnen würde vielleicht um so unbilliger seyn, da jene Begriffe, obgleich auf sie so viel, nicht allein bey der Philosophie überhaupt, sondern auch bey den meisten einzelnen philosophischen Wissenschaften ankommt, gemeiniglich umgangen werden. Allein zu dem Wunsche ist man doch berechtigt, dass in einer Encyklopädie der Philosophie, so weit sie uns die Begriffe von den einzelnen philosophischen Wissenschaften, nicht diese Wissenschaften selbst in Umrisse, darlegen soll, alle Begriffe durch welche jene erst ihre bestimmte Deutlichkeit erhalten können, vollständig mitnehme. Die Kürze, deren sich der Vf. zu befleissigen hatte, entschuldigt diese Unterlassung nicht, und eben so wenig die Veranlassung zur Herausgabe dieser Schrift, die der Vf. seinen Zuhörern anfänglich in Dictaten als Leitfaden mitgetheilt, und in der löblichen Absicht sie nicht zu sehr mit dem, bey philosophischen Vorlesungen insbesondre ungedeihlichen Nachschreiben zu beschäftigen, hat abdrucken lassen. Denn an einen handschriftlichen Leitfaden ist man zu eben denselben Anforderungen, als an einen gedruchten, berechtigt; und in einem oder zwey Bogen mehr hätte der Vf. alles übergangene liefern können. Möglich wäre dieses aber um so mehr, auch nach des Vfs. Grundsätzen, gewesen, da es hierbey meist nur auf logische Begriffe angekommen wäre, und die Logik von dem Vf. selbst als eine propädeutische Wissenschaft der Philosophie, die also von andern zu derselben gehörigen Wissenschaften unabhängig seyn muss, betrachtet wird. Dass die hieher gehörigen Begriffe derselben zu dem Behufe einer Encyklopädie, ohne die ganze Logik mitzunehmen, hätten ausgehoben werden können, glaubt Rec. nicht darthun zu dürfen. Der Vf. hat aber nicht einmal den Begriff der Wissenschaft mitgenommen, ob er gleich §. 3. sagt: die Philosophie habe als Wissenschaft den Menschen zwey Objecte, und sie sey die einzige Wissenschaft von der dieses gelte. Diesem nach wird man mit Recht folgern, dass der Vf. die Philosophie durch die Wissenschaft von dem Menschen definire, und fragen, ob die Philosophie eine Wissenschaft im engsten oder in einem weitern Sinne seyn solle. Soll die *Philosophie* hier als eine Wissenschaft in dem weitern Sinne definirt seyn: so würde unstreitig die Anatomie und die von den Medicinern schlechthin so genannte Physiologie, als die eigenthümliche Naturlehre des menschlichen Körpers, zu ihr gehören, die der Vf. doch *nicht* zu ihr rechnet. In so fern wäre also diese *Definition* zu weit, und es wäre vorauszusetzen, dass der Vf. in jener Definition den Begriff der Wissenschaft im engsten Sinne genommen wissen wolle. Allein in diesem Falle wäre nicht abzusehen, wie die empirische Psychologie, wie es doch §. 57 u. f. geschieht, von dem Vf. zur Philosophie gezogen werden könne. Denn diese ist doch nichts anders als die Naturgeschichte und Naturlehre der Seele, in so fern die letzte auf der Erfahrung beruht, also in Ansehnng der Seele wohl nichts anders als was in Ansehung des Körpers die Anatomie und Physiologie ist. Denn die Pathologie des menschlichen Geistes ist, um dieses im Vorbeygehen zu bemerken, eigentlich kein Theil der Psychologie, wie sie von dem Vf. und einigen andern betrachtet wird, sondern vielmehr eine Anwendung derselben. Denn die Erscheinungen erfolgen im kranken Zustande nach eben denselben Gesetzen, als im gesunden, ob sie gleich von denselben verschieden oder ihnen entgegen gesetzt sind, indem unter verschiedenen oder auch entgegengesetzten Voraussetzungen aus einem und eben demselben Gesetze verschiedene oder entgegengesetzte Erfolge hervorgehn. — Wenn man dem Vf. seine Definition von der Philosophie auch zugiebt, so sieht man doch nicht wie er

S. 8.

S. 8. behaupten könne, die Logik sey nicht Philosophie sondern nur Vorbereitung zu derselben; weßhalb sie von ihm auch unter der Rubrik der propädeutischen philosophischen Wissenschaften aufgeführt wird. Dass die Logik eine Vorbereitung zur Philosophie, in so fern diese von ihr verschieden ist, sey, wird jeder dem Vf. zugeben, ohne daraus zu folgern, dass die Logik nicht in das Gebiet der Philosophie gehöre. Am wenigsten wird er sich zu dieser Folgerung verleiten lassen, wenn er des Vfs. Definition von der Logik, nach welcher sie „die Wissenschaft von den in der ursprünglichen Gesetzmässigkeit des menschlichen Geistes enthaltenen Gesetzen und Formen alles Denkens ist," zugiebt. Diese Definition, an welcher Rec. übrigens einen Mangel an Präcision nicht rügen will, passt nur auf die reine, und nicht auch auf die angewandte Logik. Eben deshalb möchte es schwer einzusehen seyn, wie der Vf. §. 47. die Logik in die *reine* und *angewandte* eintheilen kann. Noch schwerer ist es einzusehen, was der Vf. (S. 8.) unter den *formellen* Vermögen des menschlichen Geistes, in welchen, nach demselben der Grund aller formellen Wahrheit enthalten seyn soll, verstanden wissen will; ob wir gleich bey jedem und also auch bey dem Denk-Vermögen die Form und die Materie seiner Aeusserungen unterscheiden können. — Rec. kommt auf des Vfs., schon oben berührte, Eintheilung der philosophischen Wissenschaften zurück, nach welcher es *a*) Wissenschaften der theoretischen, *b*) der praktischen Philosophie, *c*) propädeutische und *d*) mittelbare oder angewandte philosophische Wissenschaften giebt. Es ist klar, dass hier Glieder mehrerer Eintheilungen durch einander geworfen sind, und daher eine und eben dieselbe Wissenschaft, wenigstens in einzelnen Theilen, unter mehr als ein Eintheilungsglied fallen kann, wie dieses, um der Logik zu geschweigen, bey der Moral der Fall ist. Diese gehört zu den praktischen, und nach ihrem angewandten Theile, in welchem von den Lehren ihres reinen Theils, zur Bestimmung der Pflichten in Verhältnissen, deren eigenthümliche Beschaffenheit uns nur durch die Erfahrung bekannt seyn kann, Gebrauch gemacht wird, auch zu den angewandten philosophischen Wissenschaften. Es thut nichts zur Sache, dass der Vf. §. 30. der angewandten Moral, die Rec. in die eben angegebenen Grenzen einschränkt, eine weitere Ausdehnung giebt, und sie auf die Pflichten gegen andere überhaupt gezogen wissen will. Denn die Lehren der angewandten Moral in dem obigen Sinne, würden doch immer, sowohl zur angewandten als zur praktischen Philosophie gehören. Der Vf. scheint diesem Einwurfe (§. 30. Anm.) begegnen zu wollen. Denn daselbst heisst es: „Man pflege mit der Lehre von den einzelnen Pflichten, die Darstellung der einzelnen Verirrungen des Menschen von dem sittlichen Ideale, d. i. der Sünden und Laster zu verbinden. Da die Darstellung derselben aber nur aus der Erfahrung geschöpft werden könne: so gehöre sie zunächst und ausschliessend der empirischen Psychologie an, und würde die vollendete Darstellung des reinen Ideals der Pflicht in der Sittenlehre verdunkeln. Sie könne daher wohl bey der wissenschaftlichen Darstellung der theologischen Moral in mehrerer Hinsicht gerechtfertigt, aber bey der systematischen Begründung der philosophischen Sittenlehre nicht entschuldigt werden." — Rec. glaubt voraussetzen zu dürfen, dass das Gesagte, wenn es anders damit seine Richtigkeit hätte, sich auch auf die Lehre von den Pflichten in den speciellsten Verhältnissen anwenden liesse, und schränkt sich auf folgende Gegenbemerkungen ein: *Erstens*, die empirische Psychologie hat mit Fehlern, Lastern u. s. w. als solchen nichts zu thun, ob sie gleich zum Behufe derselben von der Moral, und besonders der Ascetik, über welche sich der Vf., wie Rec. mit Vergnügen bemerkt, im folgenden §. 31. befriedigender erklärt, angewandt werden kann und muss. *Zweytens* ist es nicht abzusehn, warum jene Gegenstände in der theologischen und nicht in der philosophischen Moral mitgenommen werden sollen, da die theologische Moral, wenn sie nicht blos Gebote sondern anwendbare Tugendvorschriften enthalten soll, sich hier wohl an die philosophische halten muss. Dass *drittens*, durch jene Darstellung der Fehler u. s. w. verdunkelt werde, würde ebenfalls, wenn es wahr wäre, so gut gegen die theologische als gegen die philosophische Moral, die sich auf eine Darstellung derselben einliesse, gelten. Allein ob der Mensch durch jene Fehler u. s. w. sich gleich von dem sittlichen Ideale entfernt, so wird die Darstellung desselben, durch die Darstellung dieser Fehler u. s. w. um so weniger verdunkelt, da von denselben wohl nur dann erst in der Moral die Rede seyn kann, wenn jenes Ideal schon in seinen Grundzügen entworfen ist, und das Bild desselben weiter ausgeführt wird. Hier wird dieses Bild im Gegentheil durch den Contrast mit jenen Abweichungen von dem Ideale noch mehr gehoben werden, würden wir hinzusetzen, wenn der nächste Zweck der wissenschaftlichen Behandlung der Moral sich nicht darauf einschränkte zu lehren. — Zu den propädeutischen Wissenschaften zählt der Vf. noch die allgemeine Grammatik. Dass diese eine Anwendung der Logik sey, oder wie der Vf. es (§. 55.) ausdrückt, von der Logik abhange, will Rec. aus Gründen, die aus dem Vorhergehenden leicht abzunehmen sind, gegen den Vf. nicht weiter geltend machen. Allein die allgemeine Sprachlehre ist eben sowohl eine Anwendung der Metaphysik, und zwar der Ontologie, in so fern diese die allgemeinsten Verhältnisse zum Gegenstande hat, die z. B. in der Sprache durch die *Casus* bezeichnet werden. Rec. geschweigt hier der *Temporum*, denen Zeitverhältnisse zum Grunde liegen, von welchen die Logik nichts weiss. Der Vf. erwähnt zwar dieser Ontologie nicht, und auch das ist ihm vielleicht um so weniger mit Billigkeit zuzurechnen, da der Fehler, die Ontologie, als eine Wissenschaft *a priori* gegebener Be riffe, ganz aus der Acht zu lassen, jetzt auch bey scharfsinnigen Philosophen, wie an der Tagesordnung ist. — Der Grund warum der Vf. die allgemeine Sprachlehre zu den propädeutischen Wissenschaften zählt, ist, dass das Sprachvermögen ein formelles Vermögen sey. Ueber das formelle Vermögen hat sich Rec. schon vorher erklärt, und ge-

gesteht, dass er um so weniger, auch in dem Sinne in welchem die Logik §. 7. von dem Vf. eine propädeutische Wissenschaft genannt wird, die allgemeine Sprachlehre hierher rechnen kann, da diese, wie sich schon aus dem Vorhergehenden ergeben würde, eine genauere Kenntniss mehrerer Theile der reinen Philosophie voraussetzt. Dass wir, was dem Vf. vielleicht vorgeschwebt haben mag, nur vermittelst der Sprache denken und philosophiren können, kann um so weniger ein Grund seyn, die allgemeine Sprachlehre als eine propädeutische Wissenschaft zu betrachten, da wir zum Behufe derselben der Sprache gleichfalls benöthigt sind. — Rec. hat die bisherigen Bemerkungen über des Vfs. Eintheilung der philosophischen Wissenschaften, denen wir noch andre beyfügen würden, wenn die Grenzen einer Recension ihm hierzu Raum liessen, sich um so mehr erlaubt, da sie einen sehr wesentlichen Punkt einer Encyklopädie betreffen. Vielleicht wäre den erwähnten Mängeln von dem Vf. abgeholfen, wenn er sich an die hergebrachtere Eintheilung der philosophischen Wissenschaften in die reinen und angewandten gehalten, und bey den letzten sich auf die Frage eingelassen hätte, in wie vielfacher Hinsicht aus den reinen angewandte philosophische Wissenschaften entstehen können. — Dadurch würden wir freylich keine ganz durchgeführte Eintheilung aller philosophischen Wissenschaften, wohl aber Ideen zu einer Classification aller schon versuchten und noch zu versuchenden philosophischen Wissenschaften gefunden haben. Mehr zu suchen würde wohl vergeblich seyn, da eine bis zu den letzten Untereintheilungen durchgeführte Eintheilung der philosophischen Wissenschaften wohl unmöglich ist, hingegen jene Hinsichten schon aus der Betrachtung der schon vorhandenen philosophischen Wissenschaften gefunden werden können. — Der Vf. hat sich, wie bereits oben bemerkt ist, nicht darauf eingeschränkt, den Begriff der einzelnen philosophischen Wissenschaften, und die Beziehung derselben auf das Ganze der Philosophie darzustellen, sondern auch, wie schon der Titel verspricht, eine Uebersicht derselben gegeben. Am glücklichsten ist er nach unserm Urtheil hier in Ansehung der allgemeinen Sprachlehre und der Pädagogik gewesen. Der Reichthum der, wie es nicht anders seyn kann, oft nur berührten Materien, gestattet es dem Rec. nicht, viele Bemerkungen über einzelne Behauptungen des Vfs. zu machen. Also nur einige. — Die Synonymik, welche der Vf. (S. 93. u. 95.) in die allgemeine Sprachlehre zieht, ist wohl nicht dahin zu rechnen, wenn anders die allgemeine Sprachlehre mit der allgemeinen Grammatik einerley seyn soll. Denn alsdann umfasst sie nicht die ganze Sprachphilosophie, auch wenn diese nur das allen Sprachen Gemeinschaftliche zum Gegenstand hat, sondern hat es mit der Sprache nur so weit zu thun, als aus Wörtern andre gebildet werden können, und Worte eine Rede bilden, kurz, um es semiologisch auszudrücken, in so fern die Sprache in Wörtern einen Apparat einfacherer Zeichen hat, deren Bedeutung die Grammatik übrigens nicht weiter angeht. Rec. kann bey dieser Bemerkung den Wunsch nicht unterdrücken, dass eine allgemeine Synonymik, oder Theorie der Sinnverwandtschaft zwischen Wörtern, zu welcher *Eberhard* wenigstens einen schätzbaren Beytrag geliefert hat, in ihrem ganzen Umfange einen eben so philosophischen und gelehrten Bearbeiter finden möge. — Dass der Conjunctiv das Verhältniss des Prädicats zum Subject, als möglich, oder wie Rec. es lieber ausdrücken möchte, problematisch bezeichne, ist, wie der Vf. und so viel Rec. weiss, mit ihm alle Sprachlehrer behaupten, nicht so allgemein wahr: denn problematisch sagen wir nur da etwas aus, wo wir die Wahrheit desselben dahin gestellt seyn lassen; also nicht da, wo wir das Gegentheil des Gesagten, als wahr bezeichnen wollen. Das letzte ist aber wenigstens bey Einem Gebrauch des Conjunctivs der Fall. Wer z. B. sagt: „*Wenn Amerika nicht entdeckt wäre, so* u. s. w." lässt jenen Vordersatz nicht dahin gestellt seyn, sondern behauptet selbst das Gegentheil desselben. Rec. würde sich diese Bemerkung nicht erlauben, wenn er nicht glaubte, dass ein genaueres, über die ersten Elemente hinausgehendes, Studium der Logik nicht allein für die allgemeine, sondern auch die Grammatiken wirklicher Sprachen eine belohnende Ausbeute geben würde. — Dass (S. 149.) eine Akademie der Wissenschaften eine Erziehungsanstalt genannt wird, ist wahrscheinlich nur aus Unachtsamkeit geschehen, wenn es selbst nicht vielleicht ein übersehener Druckfehler ist. — Ueber mehrere dem Vf. nach (S. IX.) der Vorrede eigenthümliche Behauptungen hat Rec. sich schon im Vorhergehenden zu erklären Veranlassung gehabt. Er glaubt daher nur noch bemerken zu müssen, dass die Literatur im Ganzen zweckmässig angegeben, und dass es keinesweges zu tadeln sey, dass bey Veranlassung der Literatur einer philosophischen Wissenschaft, aus der Literatur angrenzenden Wissenschaften, wie z. B. (S. 56.) bey der Literatur der philosophischen, auch die vorzüglichern Werke über die theologische Moral genannt werden. Unter diesen hätte aber *S. J. Baumgarten's* theologische Moral nicht übergangen werden sollen. Unter den Werken über die Logik hätte Rec. „*Segner's Specimen Logicae universaliter demonstratae* Jen. 1740 zu finden gewünscht. Diese Auslassung dem Vf. zum Vorwurfe zu machen, würde um so unbilliger seyn, da dieses kleine Buch so unbekannt, als es vortrefflich ist. Denn selbst der Freyh. *v. Eberstein* übergeht es in seiner Geschichte der Logik und Metaphysik mit Stillschweigen. Fehler in der Angabe der neuesten Literatur, wie z. B. S. 90. wo von *Maass* Grundrisse der Logik die *dritte* Auflage Halle 1806 und von *Hoffbauer's* Anfangsgründen der Logik die *zweyte* Aufl. 1810 nicht angegeben sind, und andere diesen ähnliche, würde der Vf. unstreitig in dem literarischen Verkehr günstigern Verhältnissen, um so eher vermieden haben, da er sich hier nur an „*Ersch* Handbuch der deutschen Literatur u. s. w." hätte halten dürfen. — Rec. muss diese schon so sehr herangewachsene Anzeige noch mit der Bemerkung verlängern, dass er keinen Grund sieht, warum der Vf. das Begehrungsvermögen, das *Bestrebungsvermögen* genannt wissen will. Mit dieser Neuerung ist nicht allein nichts gewonnen; sondern diese Benennung desselben ist weniger passend als die alte, an deren Stelle sie treten soll, indem jedem Vermögen, in so fern es sich immer zu äussern sucht, ein Bestreben beywohnt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1814.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Universitäten u. andere Lehranstalten.

Erlangen.

Am 9. August 1813 ertheilte die philosophische Facultät ihre höchste Würde dem Hn. *Friedrich Wilhelm Philipp Ammon* aus Erlangen, Prediger zu Buttenheim im Mainkreise, einem Sohne des jetzigen Hn. Oberhofpredigers zu Dresden; und zwar, wie das darüber ausgefertigte Diplom besagt, *ob ingenii praestantiam atque eximiam doctrinae solidioris laudem non solum superiore anno a gravissimis viris in solemni examine theologiae candidatorum sibi comparatam, verum etiam nunc ordini philosophorum alterius confirmatam.*

Am 15. September wurde der Catalog der für das bevorstehende Wintersemester bestimmten Vorlesungen, welche am 18. October beginnen sollten, ausgetheilt. Ihm zu Folge lehren in der theologischen Facultät 3, in der juristischen 5, in der medicinischen 4, und in der philosophischen 8 ordentliche Professoren. Ausserdem 1 ausserordentlicher Professor der Theologie, 1 der Medicin und 2 der Philosophie. Weiter: 11 Privatdocenten; 1 Lehrer der französischen und 1 der englischen Sprache. Endlich: 1 Fechtmeister, 1 Zeichenmeister, 1 Tanzmeister, 1 Stallmeister und 1 Lehrer der Buchhalterey.

Am 25. Sept. erhielt Hr. *Jacob Heer*, aus Glarus in der Schweiz, nach überstandener doppelter Prüfung und überreichter Disputation: *de inflammatione medullae spinalis*, die medicinische Doctorwürde.

Am 1. October beehrte die philosophische Facultät den Hn. *Georg Friedrich Hänle*, Apotheker zu Lahr im Badischen und Mitglied einiger gelehrten Gesellschaften, *propter eximiam philosophiae naturalis atque chemiae, inprimis etiam technicae, scientiam variis iisque laudatissimis scriptis orbi litterario comprobatam*, wie es in dem Diplom heisst, die Würde eines Magisters der freyen Künste und Doctors der Philosophie.

Am 23. December vertheidigte Hr. *Erhard Friedrich Wilhelm Schmauß* medicinische Theses, um sich die Würde eines Doctors der Medicin und Chirurgie zu erwerben. Die Inaugural-Dissertation: *de Epilepsia*, wird er nachliefern.

Am 24. Dec. wurde das Weihnachtsfestprogramm ausgetheilt. Es enthält auf 2½ Bogen den 4ten Theil von des Hn. Doctors *Vogel* Commentation *de Apocalypsi Johannis.*

Freyburg.

In dem verflossenen Sommerhalbenjahre studierten hier im Ganzen 266, davon waren Einländer 192, und Ausländer 74. Den Facultäten nach betrug die Zahl der Theologen 70, der Juristen 32, der Mediciner 42, der Chirurgen 45, der Apotheker 1, der Thierärzte 5, der Philosophen 71.

Heidelberg.

Am 10. Julius 1813 vertheidigte Hr. *Friedrich Cropp* aus Moorburg zur Erhaltung der juristischen Doctorwürde *Theses juris loco dissertationis mox proditurae.*

Am 12. Sept. erhielt Hr. *Georg Anton Batt* aus Heidelberg von der hiesigen philosophischen Facultät die Doctorwürde.

Eben diese Würde wurde am 3. Nov. dem hiesigen Professor der Medicin und Oberhebarzte, Hn. Dr. Med. *Franz Karl Nägele*, ertheilt, der kürzlich von der Wetterauischen Gesellschaft der gesammten Naturkunde zum Ehrenmitgliede aufgenommen wurde.

Im Anfange Novembers wurde von Hn. Dr. *Cropp* eine in zwey Theilen bestehende *Commentatio de praeceptis juris Romani circa puniendum conatum delinquendi* ausgetheilt. Es ist die nämliche Schrift, durch welche Hr. *Cropp* im Jahre 1812 bey Vertheilung der Preise an die hier Studierenden sich den Preis in den juristischen Wissenschaften erwarb, und die er nun dem Drucke übergab. Der *erste* Theil davon vertritt die Stelle einer Inaugural-Dissertation, und der *zweyte* die Stelle eines Programmes *pro obtinenda facultate legendi.* (112 u. 152 S. gr. 8.)

Die Frequenz unserer Universität belief sich im Ganzen im verflossenen Sommerhalbenjahre (1813) auf 276. Darunter befanden sich an Theologen 19 Einländer und 30 Ausländer, an Juristen 32 Einländer und 114 Ausländer, an Medicinern 18 Einl. u. 12 Ausl., an Kameralisten 16 Einl. u. 22 Ausl., an Philologen 6 Einl. u. 7 Ausl. Die Zahl der hier studierenden Einländer betrug folglich 91, und die der Ausl. 185.

Am 22. Nov. geschah die gewöhnliche jährliche Preisvertheilung an die hier Studierenden. Die Feyerlichkeit eröffnete Hr. Professor Dr. *Fries*, als diessjähriger Prorector, mit einer öffentlichen Rede. Von der theologischen, juristischen und medicinischen Facultät wur-

wurden, da die von ihnen aufgegebenen Preisfragen unbeantwortet geblieben waren, keine Preise vertheilt. Dagegen vertheilte die philosophische zwey, einen in den mathematischen Wissenschaften, und einen in der Philologie. Den Preis in der Mathematik erhielt Hr. *Johann Georg Langsdorf*, der älteste Sohn unseres Hn. Geh. Hofr. *Langsdorf*, dem schon einmal im Jahre 1811 der Preis in der Mathematik war zuerkannt worden; den philolog. Preis erhielt Hr. *Meier Marx* aus Karlsruhe, Mitgl. des hies. philologisch-pädagog. Seminariums. Ausserdem wurde noch von der kameralistischen Section Hr. *Philipp Heinrich Lindpaintner* aus Thal Ehrenbreitstein mit dem von dieser Section ausgesetzten Preise beehrt. Die Urtheile der Facultäten über die eingegangenen und gekrönten Concurrenzschriften, nebst den Preisfragen für das folgende Jahr, enthält das von Hn. Prof. *Wilken* zu diesem Zwecke verfasste Programm nach Voranschickung einer gelehrten und interessanten *Introductio ad narrationem de rebus Antigoni Asiae regis*. (29 S. gr. 4.)

Hr. Dr. J. *Georg August Wilhelm du Roi*, welcher früher Privat-Secretär bey Sr. Excellenz dem Hn. Minister *von Reizenstein* war, und hierauf als Privat-Docent auf der Universität Heidelberg eine Zeit lang öffentliche Vorlesungen hielt, ist gegen Ende des vorigen Jahres wieder in seine Vaterstadt Braunschweig zurückgekehrt.

Am 4ten, 5ten und 6ten October hielt das hiesige Grossherzogliche vereinigte Gymnasium seine jährlichen Prüfungen und den damit verbundenen Actus, welchen der Director des Gymnasiums, Hr. Dr. *Lauter*, mit einer kurzen Rede in deutscher Sprache „über Schulferien" eröffnete. Die Einladung dazu geschah durch ein Verzeichniss der Gegenstände, welche im verflossnen Schuljahre waren gelehrt worden.

Mannheim.

Am 27sten, 28sten, 29sten und 30sten Sept. v. J. hielt das hiesige Grossherzogliche vereinigte Lyceum seine öffentlichen mit Feyerlichkeiten verbundenen Prüfungen. Hiezu lud der abgehende Director, Hr. Prof. *Nüßlin*, ein durch ein *Verzeichniß der Gegenstände des Unterrichts, welcher an dem Lyceum in dem verflossenen Schuljahre ertheilt worden ist*. (17 S. 8.)

II. Todesfälle.

Am 15ten Oct. v. J. starb zu Mannheim der Hofastronom und Professor *Roger Barry*, von dessen Leben und Verdiensten Hr. Staatsrath *Klüber* Nachricht giebt in der Schrift: *die Sternwarte zu Mannheim*, S. 46, wo auch seine Schriften verzeichnet sind. Hr. *Barry* war kurz vor seinem Tode in den Ruhestand versetzt, und die Sternwarte zu Mannheim Hn. Prof. *Schumacher* übertragen worden, der zu diesem Zwecke aus Kopenhagen als Hofastronom und Professor nach Mannheim war berufen worden.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodische Schriften.

So eben ist bey uns erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Allgem. geograph. Ephemeriden. 1813. 12tes Stück.
Neueste Länder- und Völkerkunde. 16ten Bds 1stes St.

Weimar, den 28. Jan. 1814.

F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

II. Ankündigungen älterer und neuerer Bücher.

Folgende Schriften aus meinem Verlage, die während der Unterjochung Deutschlands theils verboten waren, theils nur mit grosser Vorsicht verkauft werden durften, sind nunmehr wieder in allen deutschen Buchhandlungen zu haben. Dass sie auch jetzt noch eine sehr interessante Lectüre gewähren, dafür bürgen die berühmten Namen ihrer Verfasser.

v. Gentz, Friedr., authentische Darstellung des Verhältnisses zwischen England und Spanien vor und bey dem Ausbruche des Krieges zwischen beiden Mächten. gr. 8. 1806. Brosch. 2 Rthlr. 12 gr.
Auf Velinpapier 4 Rthlr. 16 gr.

— — Fragmente aus der neuern Geschichte des politischen Gleichgewichts in Europa. gr. 8. 1806. 1 Rthlr. 12 gr.
Auf Velinpapier 3 Rthlr.

v. Herder, J. G., der deutsche Nationalruhm. Eine Epistel. gr. 8. Geheftet. Auf Schreibpap. 6 gr.
Auf Velinpap. 10 gr.

v. Klinger, Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur. 3 Theile. 8. 1802—1805. 4 Rthlr.

v. Körner (sonst Königl. Sächs. Appellationsrath, jetzt Kaiserl. Russ. Gouvernementsrath u. Ritter) Deutschlands Hoffnungen. 8. 1813. 2 gr.

v. Ouworow, Betrachtungen über das Concordat, aus dem Franz. von *E. M. Arndt*. 8. 1813. 2 gr.

Reinhard, Dr. *Fr. V.*, Predigt am Tage Johannis des Täufers im Jahr 1806. gr. 8. 4 gr.

Rühle

Rühle v. Lilienfeld (Verf. der Geschichte des Feldzuges des Prinzen von Hohenlohe im Jahre 1806.) Hieroglyphen, oder Blicke aus dem Gebiete der Wissenschaft in die Geschichte des Tages. 2te verm. Ausgabe, mit einer grossen illum. Weltkarte. gr. 4. 1811. 4 Rthlr.

Ohne die Karte 2 Rthlr. 20 gr.

— — der Anhang besonders unter dem Titel: Der Wechsel der politischen Grenzen und Verhältnisse von Europa während der zwey letzten Jahrzehende. Mit 9 illum. Kärtchen. gr. 4. 1811. 1 Rthlr. 4 gr.

Seume, *J. G.*, Spaziergang nach Syrakus. 3te sehr vermehrte Auflage in 3 Theilen. gr. 8. 1811. 3 Rthlr. 8 gr.

Auf Velinpap. 5 Rthlr. 12 gr.

— — der 3te Theil auch unter dem Titel: *Apokryphen*, nebst *Seume's* übrigem literarischen Nachlass u. s. w. 1 Rthlr. 8 gr.

Auf Velinpap. 2 Rthlr. 8 gr.

Traduction d'un fragment du XVIII. livre de Polybe, trouvé dans le monastère St. Laure au Mont Athos, par *le Comte d'Antraigues*. Nouv. édition revue, corrigée et augmentée. gr. in 8. 1806. 16 gr.

— Dasselbe deutsch: Hannibal und Antiochus. Ein Bruchstück aus dem 18ten Buche des Polybius. Mit kritischen Anmerkungen. 8. 16 gr.

Im vorigen Jahre ist ferner in meinem Verlage erschienen:

Becker, *W. G.*, Erzählungen. 1stes u. 2tes Bdchen. 8. 2 Rthlr.

Fink, *G. W.*, Gedichte. 8. 1 Rthlr.

Hacker, Dr. *J. G. A.*, Predigtentwürfe über gewöhnliche sonntägige und über freye Texte. 6te Samml. (oder: — neue Predigtentwürfe u. s. w. 3te Samml.) gr. 8. 14 gr.

Kind, *Friedr.*, Roswitha (Fortsetzung der Tulpen), 3ter Band. Mit 1 Kupfer von Jury. 8. Auf Schreibpapier 1 Rthlr. 16 gr.

Auf Velinpap. 3 Rthlr.

— — der gute Geist. Nach einem Gemälde von *Gerhard von Kügelgen*. Der allerhöchsten Geburtstagsfeyer Sr. Maj. des Kaisers aller Reussen, Alexanders I, am Vorabende des Weihnachtsfestes 1813 gesungen. gr. 4. 3 gr.

Laun, *Friedr.*, die Gestalt auf dem Grabmale. Vielleicht Gespenstergeschichte. 8. 1 Rthlr.

Reinhard, Dr. *Fr. V.*, die Psalmen, (metrisch) übersetzt und mit kurzen, den Inhalt derselben erklärenden, Einleitungen begleitet. Herausgegeben von Dr. *J. G. A. Hacker*. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Schütze, *St.*, der unsichtbare Prinz. Ein Roman. 2ter u. 3ter u. letzter Theil. 8. Jeder Theil 1 Rthlr. 18 gr.

Alle 3 Theile 5 Rthlr. 6 gr.

Leipzig, im Januar 1814.

Joh. Fr. Hartknoch.

In Nr. 88. der Süd-Deutschen Miscellen liest man folgende Anzeige:

Eheliche Verhältnisse und eheliches Leben, in Briefen. Fortsetzung von den beiden Schriften für Mädchen, Gattinnen und Mütter sowohl, als für Jünglinge, Gatten und Väter. 4ter u. letzter Band. Mit 1 Kpfr. 8. 1814. Elberfeld, bey Heinrich Büschler. 1 Rthlr. 8 gr.

Wenn wir uns mit besonderer Vorliebe für diese Schrift erklären, welche nun mit dem 4ten Bande beendigt ist, so geschieht es daher, weil wir schon Zeuge gewesen sind von der Trefflichkeit der Rathschläge, die in den vorigen Theilen gegeben wurden. Dieser Band — der mit dem 3ten auch unter dem Titel: *Ehestandsscenen*, für diejenigen verkauft wird, die von einem interessanten Buche nicht vier Theile hinter einander lesen können — führt freylich nicht so bekannte und oft vorkommende Lagen und Auftritte vor, wie in den frühern Bänden, aber dafür solche, wo die Aufgabe sittlicher Behandlung desto schwerer, und die richtige Lösung desto lehrreicher ist. Wir bedauern, dass wir hier nicht weitläuftiger seyn, einige Scenen durchgehen, und auf die gelungene Bearbeitung aufmerksam machen können. Der Verfasser hat in solchen Darstellungen sein eigenthümliches Feld, und es ist zu wünschen, dass er auf demselben geschäftig bleibe. Die genaue Menschenkenntniss, die seltene Bekanntschaft mit den Gebrechen und Vorzügen und dem abweichenden Ideengange beider Geschlechter, ein sehr glücklicher praktischer Blick, und ein, wie man überall sieht, durch Erfahrungen und im Leben selbst geübter Tact im Rathgeben, und dabey die nirgends verholene, und doch auch nirgends aufgedrungene Tendenz zum echt Christlichen, wodurch der Verfasser sich schon mehrere Jahrzehende und in viel irreligiöseren Zeiten, wie die jetzige, ausgezeichnet hat — geben dem Werke seinen bestimmten Werth. Die Darstellung ist sehr unterhaltend, und man kann diese Briefe, wie der Verfasser auch selbst bemerkt, wie einen Roman lesen, obgleich mehrere, und zwar die interessantesten derselben, gewiss nicht erdichtet, sondern in dem erfahrungsreichen Leben des Verfassers entstanden, und als wahre Begebenheiten darstellend, doppelt anziehend seyn müssen. Wir sind uns eines ungefälschten Interesses an der Förderung des Reiches Gottes bewusst, indem wir den Wunsch hegen, dass sie von gebildeten Gatten und denjenigen, die man in ihren Angelegenheiten zu Rathe zu ziehen pflegt, fleissig gelesen werden mögen.

In

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Paris wie es ist, oder neuestes Gemälde dieser Hauptstadt und ihrer Umgebungen. 8. Chemnitz, Starke. Geh. 1 Rthlr. 16 gr.

Bey Heinrich Dieterich in Göttingen ist so eben folgende interessante Schrift erschienen:

Ueber die Grenzen der Anwendbarkeit des Code Napoléon auf die während seiner Gültigkeit in deutschen Ländern entstandenen Rechtsverhältnisse. Von Dr. *Anton Bauer.* gr. 8. Ladenpreis 12 gr.

Zu haben durch alle Buchhandlungen.

Chronologischer Abriß der Weltgeschichte für den Jugend-Unterricht. Von Dr. *Fr. Kohlrausch*, Professor der alten Sprachen und der Geschichte am Lyceum zu Düsseldorf. gr. 4. 1814. Bey Heinrich Büschler in Elberfeld. 8 gr.

Diese, recht eigentlich praktische, Schulschrift von dem, durch seine Bearbeitung der biblischen Geschichten bekannten, Verfasser wird dem Geschichtslehrer auf Gymnasien und höheren Bürgerschulen, für welche sie zunächst bestimmt ist, gewiss sehr willkommen seyn. Er findet an ihr einen bequemen Leitfaden des Unterrichts und eine Auswahl dessen, was aus dem grossen Gebiete der Geschichte für die Jugendbildung passend ist, und welches er in der Darstellung nur weiter auszuführen braucht; der kundige Lehrer weiss aber, wie viel eine gute Auswahl der Art werth ist. Was indess das Eigenthümliche dieser Schrift ausmacht, ist der Gebrauch, den der Schüler davon machen soll. Dieser soll sie, laut der Vorrede des Verfassers, selbst in Händen haben, wird sich mit der Uebersicht, die sie giebt, überall leicht zurecht finden, mag die hauptsächlichsten, durch den Druck ausgezeichneten, Data auswendig lernen, und endlich das Ganze mit Papier durchschiessen lassen, um Bemerkungen, Zusätze, weitere Ausführungen, während des Vortrages, hinzuzuschreiben. Es können so die Nachtheile des *planlosen* Nachschreibens in der Schule vermieden, die Vortheile eines geregelten und besonnenen aber erreicht werden. — Für diesen Zweck ist das Quartformat gewählt. Eine solche Schrift war eigentliches Schulbedürfniss, indem alle andere ähnliche Arbeiten zu kurz oder zu lang, und entweder in der Form oder in dem Gehalte für diese Stufen des Unterrichts nicht zweckmässig befunden sind. Ich habe überdiess mein Möglichstes gethan, das Aeussere empfehlend zu machen; und da auch der Preis sehr mässig ist, so darf sich diese Schrift gewiss der besten Aufnahme in dem deutschen Vaterlande erfreuen, welches jetzt eben wiederum ein Recht erworben hat, die Geschichte zu seinem Lieblingsstudium zu machen.

Büschler.

III. Vermischte Anzeigen.

Erklärung.

Die Angriffe zweyer Schriftsteller auf die Rec. ihrer Schriften in diesen Blättern (Ergänz. Bl. 1812. Nr. 141. u. 1813. Nr. 72.) erheischen um so mehr eine Berichtigung, da sie nur Verunglimpfung des Rec. beabsichtigen.

Hr. Director *Marcus* zu Bamberg erklärt meine Rec. seiner Abhandl.: *über d. Splenitis*, für Eingebung der Scheelsucht und des Neides, obgleich unsere Geschäftsverhältnisse, wie unsere Localität, durchaus keine Berührungspunkte haben.

In meiner Rec. der Abhandl. des Hrn. Professor *Walther* zu Landshut: *über die Heilkräfte der Arzneyen*, sage ich: dass, nach des Vfs. Behauptung, bey Heilung der Krankheiten es nur darauf ankomme, von wem das Mittel gereicht werde, so wenig Qualität als Quantität, weder Form noch Mischung der Mittel käme dabey in Betracht. Hr. *W.* erklärt diess für Lüge und Verfälschung, so lange ich solches nicht, dem wesentlichen Inhalt nach, in der Abhandl. selbst nachweise. Einige wörtlich ausgehobene Sätze werden dazu hinreichend seyn. S. 173. heisst es: „Der Arzneykörper „ist es ja nicht, welcher die heilkräftige Tugend be„sitzt." S. 176; „Wer dem Arzneykörper als solchem „allein vertraut, drischt leeres Stroh." S. 177: „Die „Arzney hat, als von jenem [dem darreichenden Arzte] „ausgehend, ihre Tugend und *Heilkraft* von „ihm." Ist dieses nicht, dem wesentlichen Inhalt nach, die besagte Stelle meiner Rec.? — Uebrigens verweise ich auf die genugthuende Antwort des Rec. derselben Abhandl. in der Salzb. Zeit. Nr. 93. S. 236. 1813, da auch diesem Rec. Hr. *W.* im Wesentlichen denselben Vorwurf macht.

Hr. *W.* sagt: ich sey unwissend, weil ich frage: Welche *andere* Anwendungsweise [ausser der innern und äussern] es gebe? ich müsste demnach den Gebrauch der Medicinal-Klystiere und Bäder nicht kennen. — Sophisterey! die mit Grund gegen Hrn. *W.* zu richten ist, wenn er die Medicin tadelt, dass in ihr der *Magen allein* zum Tummelplatz *aller Arzneyen* gemacht wird.

Die Aeusserung, weshalb Hr. *W.* mich gerichtlich zu belangen droht, wiederhole ich hiermit: dass Irrthümer von einem sonst geistreichen Lehrer, in mystisch-poetischer Sprache vorgetragen, bey der Jugend am leichtesten Eingang finden, und daher am gefährlichsten sind.

Der kräftigste Beweis, dass man aus blosser beleidigter Autor-Eitelkeit meine Rec. so anfeindete, und dass ich dieselben nur zur Begründung und im Bewusstseyn gründlicher Untersuchung verfasst habe, ist, dass ich ohne alle Aufforderung mich zu nennen kein Bedenken trage.

Hannover, im Januar 1814. *Detmold*, Dr.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1814.

ERDBESCHREIBUNG.

Paris, b. Buisson: *Annales des Voyages* — — publiées par M. *Malte-Brun*. Tome *quatrième*. 1809. 400 S. Tome *cinquième*. 1810. 400 S. Tome *sixième*. 1810. 400 S. Tome *septième*. 1810. 408 S. Tome *huitième*. 1810. 408 S. 8.

(*Fortsetzung der in Nr. 50. abgebrochenen Recension.*)

Vierter Band. Ueber die unterirdischen Waldungen und bituminösen Bäume zu Wolfseck in Ober-Oesterreich (im Hausruckwald im Lande ob der Ens), von Bory de Saint-Vincent, Dragoner-Capitän und Correspondent des National-Instituts in Frankreich u. s. w. Vor ungefähr 30 Jahren haben Töpfer zu Wolfseck ¼ Meile von dem Dorfe unter der Thonerde, die sie ausgruben, ganze Bäume und Stücke von Bäumen entdeckt, die in einigen Stellen noch ganz frisch, in andern in Erdkohlen übergegangen waren. Der Vf. untersuchte sie an Ort und Stelle, beschreibt die verschiedenen Arten von den ausgegrabenen Kohlen, und die Benutzung dieses unterirdischen Holzvorraths, dem er in Vergleichung mit andern kein hohes Alter beylegt. Für die Geologie ein wichtiger Auffatz.

2) Beschreibung des Sturzes der Rhone unter tief liegende Felsen, den man *la perte du Rhone* zu nennen pflegt, und der auf 60 Schritte den Fluss unsichtbar macht. Sie wird durch einen Kupferstich erläutert, der einen Theil des beschriebenen Laufes der Rhone anschaulich macht.

3) Beyträge zur Geschichte der Drusen auf dem Berge Libanon, von dem verstorbenen *Venture*, königlichem Interpreten. Genommen aus der kaiserlichen Bibliothek, und mitgetheilt von Hn. *Langlès*, Mitglied des National-Instituts. Ein Hauptbuch über die Geschichte und Religion der Drusen ist *Worbs* Geschichte und Beschreibung des Landes der Drusen, Görlitz 1799. (s. Ergänzungsblätter 1800. Nr. 29.) Dass ein Abt Venture über die Drusen geschrieben habe oder schreiben wolle, war in Deutschland nicht unbekannt (s. *Paulus* Memorabilien VI. 195.). Dass aber von der Abhandlung selbst, seit sie durch Hn. *M. B.* gedruckt ist, Gebrauch gemacht sey, wissen wir nicht. Sie ist aber zur Vergleichung mit jenem Buche zu empfehlen, weil der Vf. sich 4 Jahre auf dem Berge Libanon aufgehalten, und die Nachrichten von ihrer Religion aus einem drusischen Katechismus, den die Türken in einem zerstörten drusischen Dorfe nahe bey Aleppo gefunden, und aus einem kanonischen Buche, geschrieben von einem Apostel ihres Gottes, genommen hat.

4) Beschreibung von Kharismin oder Khowarezmin, einer Provinz der unabhängigen Tatarey, von dem Herausgeber mit einer kleinen Karte genommen aus dem neuen Atlas von Russland, der im Kriegsdepartement zu Petersburg gezeichnet ist. Sie bildet ab ein Stück von dem See Aral, und im Süden des Sees das Land, das der Amu Daria oder Gihon, der Oxus der Alten, der in den Aral fliesst, durchläuft, und worin Chiwa die vornehmste Stadt ist: Schon Herodot und andere Alten kannten hier ein dem persischen Reiche unterthäniges Volk, das sie Chorasamii, Chorasmeni nannten. Die im Mittelalter gewöhnliche Benennung wird in den Uebersetzungen der orientalischen Geographen Khowarezm, Kharizm, Kharesm, Kharasm ausgedrückt. Der Staat von Chiwa mit einer Volksmenge von 250000 hat einen Khan zum Oberhaupte, der jedoch nicht so viele Gewalt hat als der Inak, d. i. der Präsident des Diwan oder des Staatsraths. Die Uzbeks, die die Ebenen um den Aral bewohnen, heissen auch Koriratss nach ihrer vornehmsten Stadt, eigentlich Winterlager. Als der Vf. seine Abhandlung aus deutschen und russischen Schriften zusammenzog, wurde viel über den Plan, die brittischen Besitzungen in Indien zu Lande anzugreifen, gesprochen, wodurch sie eine Wichtigkeit erhielt, die sie zwar in der Meinung vieler jetzt verloren haben wird, jedoch nicht bey dem Geographen, dem ein jeder noch so kleiner Beytrag zur genauern Weltkunde willkommen ist.

5) Den Auszug aus *Mac-Cullum's*, eines brittischen See-Capitäns Reise nach der Insel Trinidad im J. 1803. Liverpool 1805 würden wir nach dem von uns angenommenen Grundsatze, keiner schon in Deutschland bekannten Schrift zu erwähnen, ganz mit Stillschweigen übergehn, wenn uns nicht die Vergleichung des französischen Textes mit der darnach gemachten Uebersetzung in *P. Le Dru* Reise nach den Inseln Teneriffa, Trinidad u. s. w. Leipzig 1811. *erster* Band S. 203 — 209. einen argen Druck- oder Schreibfehler gezeigt hätte, den wir verbessern wollen. Im J. 1800 sind nicht 3018 Centner Kaffee, sondern 4557 Centner 88 Pfund, im J. 1808 nicht 19,537 sondern 3327 Centner 74 Pfund aus Trinidad exportirt. Jene Zahlen sind die nämlichen die bey den Gallons Rum vorkommen. Die wahren Zahlen zeigen, dass die Engländer lieber Rum als Kaffee trinken, und 1801 der Kaffeebau auf der Insel abgenommen hat. Nach S. 208. Z. 6. v. u. der angeführten Uebersetzung sollte man glauben, dass *Picton* eine Beschreibung von Cayenne geschrieben hätte. Der Vf. heisst aber nach den *Annales*, *Piton*.

6) Der

6) Der innere Handel des brittischen Reiches wird bekanntlich durch die vielen schiffbaren Kanäle sehr befördert. Die vereinten Staaten in Nord-Amerika wollen es auch hierin dem Lande, aus welchem sie abstammen, gleich thun. Der Staatssecretär Galatin hat einen Bericht über die anzulegenden Heerstrassen und Kanäle 1808 dem Congresse vorgelegt. Durch 4 Kanäle soll eine Schifffahrt mitten im Lande von Boston nach Charlestown zu stande gebracht werden. Andere Kanäle sollen die Flüsse, die sich in den atlantischen Ocean ergiessen, mit denen, die in den Ohio und Missisippi fallen, verbinden. Auch wird gerathen, Kanäle anzulegen, die den St. Lorenzfluss und die grossen westlichen Seen an der einen Seite, und die dem atlantischen Meere zuströmenden Flüsse vereinigen. Endlich sollen Kanäle zwischen den Flüssen seyn, wodurch der innere Verkehr unter den Cantonen und Provinzen mehr belebt werde. Eine gepflasterte Heerstrasse soll von dem Staat Mayne nach Georgien gehen. Zu Ausführung aller dieser Projecte wird eine Summe von 20 Millionen Dollars erfordert werden. Schon waren Gesellschaften zusammengetreten, um das Werk anzugreifen, das auch wirklich an einigen Stellen schon begonnen war. Wie weit mag es mit diesem riesenhaften Unternehmen gediehen seyn?

Fünfter Band. 1) Der Herausgeber hat seiner Uebersetzung von *Büschings* Beschreibung des todten Meeres in Palästina nicht bloss gelehrte Anmerkungen, worin die Citata genauer untersucht werden, untergesetzt, sondern einen Zusatz angehängt, worin die Wichtigkeit dieses Sees für die physische Geographie, und was hierin noch für künftige Reisende zu leisten ist, genauer entwickelt wird. 2) In der Recension von *A. Wolf* Beyträge zur Beschreibung des Fürstenthums Moldau 1805 wird aus des griechischen Mönchs *Daniel* Neuerer Geographie, die in Neugriechischer Sprache in Wien herausgekommen ist, eine von *Wolf* nicht berührte Ursache des geringen Wohlstandes dieser Provinz angeführt, nämlich ihre geographische Lage, vermöge welcher sie bey entstandenen Kriegen zwischen Russland oder Oesterreich und der Türkey gleich anfänglich der Kriegsschauplatz werden muss. 3) *Depping* über eine Stelle in *Caesar de bello Gallico* I. 6. wo der Vf. statt *Rhodanus*, *Danus*, jetzt *Ain* lesen will, der in die Rhone fliesst, nach welcher Lesart die Helvetier, die von dem See Leman zu den Sequanern wollten, den Weg zwischen der ihnen entgegengesetzten Seite des Berges Jura und dem Fluss Ain, nehmen. Dieser Weg ist noch jetzt an vielen Stellen enge, und musste zur Zeit Cäsars noch mehr seiner Beschreibung entsprechen. 4) *Gail* über das Cap Male auf der Insel Lesbos. Thucydides III. 4. setzt es gegen Norden von der Hauptstadt der Insel Mitylene. Da es aber nach allen andern Schriftstellern südwärts von der Stadt lag, so streicht Hr. *Gail* προς βορεαν της πολεως aus, ohne indess eine Vermuthung zu wagen, woher die Interpolation gekommen seyn möge. Im *sechsten* Band *Annales* S. 328. hat er seine Kritik mit neuen Gründen unterstützt. 5) Ueber die von den Alten und Neuern an der Küste des schwarzen Meeres angeführten Oerter von dem Flusse Halys bis an den Parthenius, von dem Herausg. Der Vf. will über die Küste von dem alten Paphlagonien, von Bulgarien und dem Abazen — neue und zuverlässige Nachrichten geben, worin er von dem Hn. *Lapie* unterstützt wird, der ihm aus seiner vortrefflichen Karte von dem mittelländischen und schwarzen Meere einige hiezu gehörige Zeichnungen, die von dem jungen Tardieu in Kupfer gestochen sind, mitgetheilt hat. Auch verdankt er einige Belehrungen französischen Officieren, die unter der vorigen Regierung in diesen Gegenden Untersuchungen angestellt haben. Die Mündung des Halys wird nach den astronomischen Beobachtungen des Hn. Beauchamp bestimmt und gezeigt, dass die in drey alten Reiserouten bemerkten Distanzen von Amisus bis an den Halys zu dem westlichen Arm des Halys führen, der nach Lapie's Karte um 12', 30" westwärts von dem andern Arm entfernt ist. Den Golf von Halys nach Sinope beschreiben die Alten nicht weniger verschieden, als die Neuern. Die von dem *Anonymus in Geogr. min.* III. 8. gegebene Distanz von 560 Stadien kommt mit Lapie's Karte am besten überein. In diesem Aufsatz wird bloss von Sinope gehandelt, die Aehnlichkeit seiner Lage mit der von Gibraltar nach Berichten französischer Officiere gezeigt, seine Geschichte erzählt, und sein gegenwärtiger Zustand beschrieben. Peyssonel irrt sich, wenn er den Handel als blühend und die türkische Marine als ansehnlich lobt. 6) Hr. *J. B. E.* bestreitet die Hypothese über den Lauf des Flusses Niger in Mittel-Afrika, welche Hr. *Reichard* in den geographischen Ephemeriden Bd. 12. vorgetragen hat, und zufolge welcher der Niger von dem See Wangara sich nach Südwesten wendet, und in dem Golf von *Guinea* mündet. Der Vf. hingegen hält es für wahrscheinlich, dass der Niger die Westseite von Wangara berührt, seinen Lauf gegen Osten fortsetzt und sich darauf gegen Süden wendet, um sich ins Meer zu ergiessen. 7) Ueber die alten Bewohner Spaniens vor der Vereinigung des Landes mit dem römischen Reiche von dem Herausg. Der lange Krieg, den die Franzosen mit den Spaniern führen, veranlasste vielleicht den Vf. das Bild der in ältern Zeiten sesshaften Völker in Spanien dem Leser vorzuführen, und er hat dieses Bild nach den Zügen, welche die alten Schriftsteller davon aufbewahrt haben, sehr geschickt und ausführlich entworfen. Er unterscheidet mit allen guten Geographen die Ur-Einwohner oder die Iberier von den Eingewanderten, Celten, die mit den Ur-Einwohnern vermischt die Celtiberen wurden, und von den Phöniciern im Süden des Landes. Noch giebt es andere Nationen als die Iberier im engern Sinne zwischen dem Ebro und den Pyrenäen, die Cantabrer, Vasconer und Asturer an der Nordküste, Cablaier oder Galläcier im äussern Nordwesten, Lusitanier an der Westküste, die Turdetaner in Bätica, Vettoner, Carpetaner und Oretaner mitten im Lande, deren Ursprung unbekannt ist. Erst wird die

Tap-

Tapferkeit und Freyheitsliebe der Iberier mit Zeugnissen belegt, als dann die Bewaffnung dieser und der Celtiberer, und ihre Art Krieg zu führen beschrieben. Von den balearischen und pityusischen Inseln kommt der Vf. zu den Einwohnern in Bätica, und zu den Cynesiern und Suneen, am Cap Santa Maria, die Denkmäler von besonderer Art errichtet hatten. Was Strabon von den Lusitaniern sagt, ist ganz eingerückt, und obgleich jener Autor von den Gallecièrn, Asturern, Cantabrern, bis an das Land der Vasconen, und die Pyrenäen bemerkt, dass sie in Ansehung der Lebensweise mit den Lusitaniern übereinkommen, so werden doch Züge, die jede dieser Völkerschaften besonders bezeichnen, aus den Alten ausgehoben. Endlich die iberischen Völker im Innern. 8) Auszug aus einer ungedruckten Reise des Hn. de G—n., Cavallerie Officiers in Languedoc. Sie geht von Nimes nach Avignon, über Gervazi und Lafoux, wo der Aqueduct den Vf. in Erstaunen setzte, und eine ihm erzählte Grausamkeit, die gegen einen würdigen Greis von der reformirten Religion 1790 verübt wurde, seinen Unwillen erregt, dass er in diese Worte ausbricht: O wie fürchterlich ist dieses reizbare mittägliche Volk, wenn es sich dem Laufe seiner Leidenschaften überlässt und von Fanatismus beseelt wird!

Sechster Band. Beschreibung eines Lustschlosses des Grossherzogs von Toscana, aus einer ungedruckten Reise des Hn. A. L. Castellan. Es ist dieses die Villa Pratolino, die Franz von Medicis gegen Ende des 16ten Jahrhunderts durch Buontalenti erbauen liess. Das Merkwürdigste und Bewundernswürdigste darin sind die vielen Grotten mit einer Menge von Wasserkünsten in den Parks, und die colossale Statue des Apennin, wie sie genannt wird, die aber mehr den Namen des Jupiter Pluvius verdient, und die von Johann von Bologna gefertiget ist. Ein Kupferstich von dieser Statue erläutert die schöne Beschreibung. Wer wird nicht mit dem Vf., der 1798 diesen Ort besuchte, wünschen, dass er noch lange als ein schätzbares Denkmal der mechanischen und schönen Künste aus den Zeiten des wiedererstandenen guten Geschmacks in Italien unversehrt erhalten werden möge! 2) Die Grotten von Biarits bey Bayonne beschreibt Bory de Saint Vincent, Correspondent des Instituts. Die Felsen um diesen Ort, wo man sich in dem See zu baden pflegt, sind wegen der ungeheuren Menge von Nummulites, die sie enthalten, merkwürdig. Sie bestehen fast zur Hälfte aus diesen Thierchen, und man begreift kaum, wie sie verbunden mit coagulirtem Sande im Stande sind, der Wuth der sich an ihnen brechenden Wellen zu widerstehen. Unter den Hölen in dieser Gegend zieht die Liebeshöle am meisten die Aufmerksamkeit der Reisenden an sich wegen des unglücklichen Endes, das zwey Liebende, ein vornehmer junger Mann aus Bayonne und ein Fischer-Mädchen, die sich hier verbargen, in den hereinbrechenden hohen Fluten gefunden haben sollen. 3) *Depping's* Reise in Westphalen, nicht in das nunmehr aufgehobene Königreich, sondern in das ursprünglich sogenannte Westphalen, oder das Land zwischen dem Rhein und der Weser. Die Reise gieng von Cassel über Minden, Paderborn und Münster nach Osnabrück. Die Absicht des Vfs. war die in der alten Geschichte merkwürdig gewordenen Oerter und Gegenden, und die für den Naturforscher wichtige sogenannte westphälische Pforte unweit Minden in Augenschein zu nehmen. Die umständlich erzählten Heldenthaten unsrer Vorfahren zur Befreyung von einem fremden Joche haben für den deutschen Leser gerade jetzt viel anziehendes, da deutsche Tapferkeit und Freyheitsliebe aufs neue bewährt befunden ist, und die ihr in dem zu Paris geschriebenen Aufsatze bewiesene Huldigung einem jeden Deutschen schmeichelhaft seyn muss. Die Erwähnung des Klosters Bödecker giebt dem Vf. Anlass, die Aufhebung der Klöster zu bedauern, und das Gute, was man ihnen zu verdanken hat, aber nur oberflächlich zu berühren. Die deutschen Bücher, die über die bereisten Gegenden geschrieben sind, hat der Vf. benutzt. 4) Die Notiz von Odessa, die Hr. Le Clerc geschrieben hat, ist mit einer Karte von Lapie 1809 gezeichnet begleitet. Da das, was Katharina II. für die Gründung, und Alexander I. für die Aufnahme dieses im schwarzen Meere 9 Lieues westlich von Otschakof gelegenen Hafens gethan haben, hinlänglich bekannt ist, so enthalten wir uns eines Auszugs, und erinnern nur dass die Nachrichten bis zum J. 1804 gehn, wo man schon 9 bis 10000 Einwohner und 1400 Häuser zählte, aber noch keine Wechsel auf irgend einen Handelsplatz in Europa gezogen wurden. Von 1805 wird nur die Anzahl der angekommenen Schiffe angegeben, die sich auf 1002 belief, unter denen die englischen die meisten waren, nämlich 509, und von welchen 960 noch in demselben Jahre wieder ausliefen. 5) Ein Brief des grossen Orientalisten Silvestre de Sacy handelt von den Privilegien, die den Christen und Juden zu Cochin in Ostindien von den indischen Monarchen bewilliget sind. Er bezieht sich auf einen Aufsatz im *Evangelical Magazine* October 1809, worin von den Forschungen Bericht erstattet wird, die D. Buchanan über die Christen in Cochin und Travancore anzustellen von der bengalischen Regierung beauftragt war. Hr. de Sacy hat ihn übersetzt, und in den Anmerkungen gesammelt, was über diese Privilegien von *Büsching*, *Bruns*, *Rütz*, *Anquetil* und andern bekannt gemacht ist, mit dem Wunsche, dass das was hierüber in Europa geleistet ist, zur Notiz des Hn. Buchanan gelangen möge. In der Monatsschrift *Minerva*, August 1813, ist ein weitläuftiger Bericht über diese Privilegien aus einem neulich herausgekommenen Werke des Hn. Buchanan, von welchem wir mehr sagen würden, wenn wir das englische Original in Händen hätten. Möchte er dem Hn. de Sacy oder einem unsrer deutschen Orientalisten Stoff zur Aufhellung der über diese alten Monumente schwebenden Dunkelheiten geben! 6) *Decandolle's*, Prof. der Botanik zu Montpellier, Bericht von seiner Reise in den westlichen und südwestlichen Departements Frankreichs über die darin herrschende Vegetation die er in fünf Regionen abtheilt, ein wichtiger

gen Beytrag zur geographischen Botanik. 7) *W. van Hogendorp* Beschreibung der Insel Timor, übersetzt aus dem Holländischen von Hn. *Depping*. Sie ist genommen aus den Schriften der Societät in Batavien, die zwar mit der in Calcutta so wenig wetteifern kann, als die holländisch-ostindische mit der englisch-ostindischen Compagnie, jedoch nicht ohne Verdienste um die nähere Kunde Asiens ist. Der Vf. erhielt die Nachrichten von einem Manne, der mehrere Jahre im Dienste der Compagnie auf der Insel zugebracht hatte. Sie betreffen die Lage, das Klima, die Bevölkerung, die Eintheilung in den District der Holländer, der schwarzen oder eingebornen Portugiesen, der weissen Portugiesen oder Europäer, der Völkerschaften, die bloss den eingebornen Königen unterworfen sind, die Flüsse, die Bergwerke von Gold und Kupfer, die Vegetabilien, vorzüglich Sandalholz, die Thiere, die Sitten und den Charakter der Einwohner, die Regierungsform, die benachbarten Inseln. In der kleinen Probe eines timorischen Wörterbuchs finden wir einen onomatopoetischen Ausdruck für *Katze*, *meoux*, und das hebräische Wort für *Tod*, *mati*. Die Beschreibung kann noch immer neben der schönen, die man dem Hn. *Peron* verdankt, einen ehrenvollen Platz behaupten. 8) Nautische und militärische Notizen über den Golf von Bourgas gegen Nordwesten (statt Nord-Est ist zu lesen Nord-Ouest) von Constantinopel von den Hnn. Lafitte, Clavé und Duverne de Presle, mitgetheilt von Hn. Leclerc. Die Officiere hatten von dem Minister de Vergennes den Auftrag, den gedachten Meerbusen zu untersuchen, der einen Punkt darbietet, von welchem aus eine Flotte der Hauptstadt des türkischen Reichs sehr gefährlich werden kann. Der Meerbusen am Fusse des Berges Hämus wird von Sizeboli in Süden und Mesembrie in Norden (auf der Karte bey *Lindners* Gemälde der europäischen Türkey Siceboli und Messevirin) eingeschlossen, und ist auf der Karte von Hn. Lapié 1809 gestochen mit Bemerkung der Tiefe der Ankerplätze genau abgebildet. Auch über die Rhede von Varna, von welcher gleichfalls ein Angriff auf Constantinopel geschehen kann, sind Notizen mitgetheilt, die sich von Hn. de Presle herschreiben. 9) Hr. Depping hatte in seiner Reise in Westphalen der Grabhügel gedacht, die man daselbst *Hunen Bedden*, Hunen Betten nennet, und geglaubt dass sie ihren Namen von den asiatischen Hunnen hätten. Hr. *M. B.* bestreitet diese und anderer Etymologen Meinung, und bringt eine neue auf die Bahn, die viel Wahrscheinlichkeit für sich hat, dass diese Hunnen eine besondre Völkerschaft in Gröningen, einem Theil des alten Friesland gewesen sind, wo im Mittel-Alter ein Hunes-Go, Hangswa war, und noch jetzt Hunsingo, Hunsin-Gow existirt. Die Isländischen Geschichtschreiber und Dichter, die von den Hunnen sprechen, und ihrer Verbindung mit den Franken und Skandinaviern gedenken, verstehen darunter diesen besondern Stamm. Die Materie ist noch weiter ausgeführt von Hn. *Graberg* im *neunten* Bande, wo ein Auszug aus einer in Upsala 1791 gehaltenen Disputation des Hn. *Törner* unter dem Vorsitz des Prof. *Neikter* über die Spuren der Hunnen in Schweden und andern nordischen Reichen gegeben, und aus isländischen und deutschen Schriftstellern dargethan wird, dass das alte Hunnien, Hunnenland in dem Herzogthum Bremen, und den benachbarten westphälischen und sächsischen Provinzen zu suchen, und Hunnesgow nur ein Theil von Hunnien sey, welches gegen Norden von Frankreich und Nordwesten von Deutschland zwischen dem Rheine und der Elbe gelegen war.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Todesfälle.

Am 8. Januar starb zu Hildesheim der Graf *Moritz v. Brabeck*, Besitzer der berühmten Bildergallerie zu Söder.

II. Vermischte Nachrichten.

Stockholm, den 12. October 1813.

Der berühmte *Fant*, ehedem Propst zu Wästerås, hernach Pfarrer zu Leksand in Dalarne, ist neulich gestorben. Dr. *Eberstein*, Prof. der Theol. zu Lund, ist zum Bischof auf Gottland ernannt worden. Der Prof. der Med. Dr. *Engelhart* hat sein Haus in Lund verkauft und ist mit seiner Familie nach Wexiö gezogen. Indessen hat er bisher sein Amt bey der Universität nicht niedergelegt, sondern hält sich während der Vorlesungen in Lund auf. — Bischöfe sind gegenwärtig: *Lindblom*, Erzbischof; in Linkoping, *C. von Rosenstein*; in Skara, *Weidman*; in Strängnäs, *Tingstadius*; in Wästerås, *Murray*; in Wexiö, *Mörner*; in Lund, *Faxe*; in Gothenburg, *Wingård*; in Kalmar, *Stagnelius*; in Carlstad, *Bjurbäk*; in Wisby, *Eberstein*; in Hernösand, *Almquist*. Bey der Universität zu *Upsala* sind folgende Professoren: in der Theol. Facultät, *Winbom*, *Hultin*, *Oedman* und *Olbers*; in der Jur. Fac. *Drissel* und *Rabenius*; in der Med. Fac. *Thunberg*, *P. Afzelius* und *Åkerman*; in der Philos. Fac. *Fant*, *Nordmark*, *J. Afzelius*, *Aurivillius*, *Liljeblad*, *Swanborg*, *Kolmodin*, *Swanberg*, *Knös*, *Biberg* und *Bredman*. — Bey der Universität in *Lund*: In der Theol. Fac. *Hylander*, *Wåhlin* u. *Hagberg*; in der Jur. Fac. *Cederschiöld* und *Holmbergson*; in der Med. Fac. *Engelhart*, *Florman*, *Munck af Rosenschöld* und *Liljewalch*; in der Philos. Fac. *Norberg*, *Fremling*, *Retzius*, *Lidbek*, *Sjöborg*, *Kjellin*, *Tegnér*, *Fallén*, *Agardh* und *Engeström*.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1814.

ERDBESCHREIBUNG.

Paris, b. Buisson: *Annales des Voyages* — — publiées par M. *Malte-Brun* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Siebenter Band. *Chapman's* Reise nach Cochinchina, zum ersten Mal gedruckt in *Asiatic annual Register* für das J. 1801 und aus dem Englischen übersetzt von *M. S. L.* Die Abhandlung enthält, ausser der Reisebeschreibung (S. 1 - 60.), Bemerkungen über die Geographie des Landes und die Sitten, und Geschichte der Einwohner, und die aus einer Niederlassung daselbst für die Engländer zu erwartenden Vortheile (S. 60 — 75.). Die Zurückbringung zweyer conchinesischen Mandarine in ihr Vaterland, zu welcher sich ein englischer Capitän anheischig gemacht hatte, gab Gelegenheit, dass die Regierung zu Calcutta zwey Schiffe ausrüstete, welche ausser jenem Zwecke Handlungs-Verbindungen mit den Conchinesen anknüpfen sollten. Einer von den Mandarinen, die zu dieser Reise sehr gerathen hatten, starb unterwegens. Gleich nach ihrer Ankunft im westlichen Arm des Flusses Camboge erfuhren die Engländer, dass der König von dem Rebellen Ignaak gefangen genommen und getödtet sey, und die Tonquinesen sich des nördlichen Theils des Reiches bemächtiget hätten. Durch Portugiesen, welche die Küste besuchen, hatten sie erfahren, dass Ignaak, der nun König war, feindselig gegen sie gesinnet sey. In Quinion, wo sie vor Anker gingen, versicherte sie der Mandarin, der das Fort commandirte, des Gegentheils, erlaubte ihnen, Wasser und Erfrischungen einzunehmen, und besuchte sie mehrmalen auf dem Schiffe. Hr. *C.* erhielt hier eine förmliche Einladung, den König in seiner Residenz zu besuchen. In dem Schreiben, das mit vieler Feyerlichkeit eröffnet, vorgelesen und dem Hn. *C.* überliefert wurde, erzählte Ignaak, wie er zum Thron gelangt wäre, dass die Minister des letzten Königs das Volk gedrückt und ausgehungert, und Gott ihn zum Werkzeug ihrer Erlösung und zum Nachfolger des Königs erwählt hätte. Der auf dem Schiffe angekommene Mandarin, der von der Gegenpartey des Usurpators war, und sich auf dem Schiffe incognito aufhielt, erkannte, mit Thränen in den Augen, das Siegel der alten Könige an dem Schreiben, und widerrieth die Abreise. Hr. *C.* trat jedoch die Reise an, und ward noch den nämlichen Abend von dem Mandarin des Hafens mit einem Tanze, den Frauenzimmer nach indostanischer Art ausführten, unterhalten. In den Dörfern, durch welche der Weg ging, waren öffentliche Häuser, in welchen Thee, Früchte und andere Erfrischungen den Reisenden verkauft wurden. Den andern Tag erreichten sie die Residenz des Königs. In dem Hause des Ministers, des Schwagers des Königs, ward ihnen Betel vorgesetzt, und die für den König mitgebrachten Geschenke vorgezeigt. Den Tag darauf wurden sie zur Audienz gelassen, in welcher zwar keine orientalische Pracht, jedoch Anstand und Ordnung herrschten, die einen mächtigen und angesehenen König zu erkennen gaben. Auf die Erklärung des Hn. *C.*, dass er von der englischen Regierung in Bengalen abgeschickt sey, zwischen den beiden Staaten Handlung und Freundschaft zu stiften, antwortete der König, dass er von der grossen Seemacht der Engländer gehört, dass ihm aber auch gesagt sey, dass sie alle Schiffe, die sie anträfen, wegnähmen oder plünderten, er wolle den Engländern den Handel in den Häfen seines Reichs verstatten, auf die Bedingung, dass sie seine Flagge in Ehren hielten. Hr. *C.* gab den ersten Theil der königlichen Rede zu, läugnete aber den zweyten, und versicherte, dass die Engländer mit allen auswärtigen Nationen in Frieden lebten, und ihre Schiffe nach allen Theilen der bekannten Welt segelten, wo die Agenten ihres Commerzes wegen der Treue und Zuverlässigkeit in allen ihren Handlungen geachtet wären. Der König ertheilte darauf den Engländern die Erlaubniss, in den Häfen seines Reichs Handlung zu treiben, und bestimmte die von den Schiffen zu zählenden Abgaben. In einer Privat-Audienz, wo er nach Ablegung der Staatskleidung sich mit Hn. *C.* unterhielt, sagte er, dass den Engländern uneingeschränkte Handelsfreyheit zustehen solle, dass die stipulirten Abgaben bloss der Form wegen gefordert seyen, und nicht beygetrieben werden würden, und dass er den Engländern alle Gunst bezeugen würde, die in seiner Macht stände. Er wünschte von dem Gouverneur in Bengalen jemand zu erhalten, der geschickt wäre, seine Unterthanen vornehmlich in der Kriegskunst zu unterrichten. Er entdeckte dem Hn. *C.* seine Projecte, die auf nichts geringeres abzielten, als das Königreich Camboge und die ganze Halbinsel bis Siam, und die nördlichen Provinzen von Cochinchina, die jetzt in der Gewalt der Tonquinesen wären, zu erobern. Zu dem Behufe verlangte er den Beystand einiger englischen Schiffe, und wollte dagegen so viel Gebiet abtreten, als die Engländer zur Errichtung ihres Etablissements für nöthig halten würden. Hr. *C.* versprach alles auszurichten, was ihm aufgetragen war, und erhielt noch beym Abschiede drey Depeschen, in deren einen die Be-

Bedingungen für die Handlung treibenden Schiffe, der zweyten die Beschreibung eines Pferdes, das sich der König von dem Gouverneur ausbat, der dritten die Vollmacht, alle Häfen des Königreichs zu besuchen, enthalten war. Hiemit reisete Hr. *C.* nach Quinion zurück, und segelte ein paar Tage nachher nach Turon. Ignaak wird für einen talentvollen Regenten gehalten; allein die Mandarinen unter ihm sind sehr unwissend. Hunger und Pest haben die Hälfte seiner Unterthanen aufgerieben, und die übriggebliebenen haben scheusliche Mittel ergreifen müssen, um ihr Leben zu fristen. Zu Hué, der Hauptstadt des Königreichs, die von den Tonquinesen, welche sich desselben bemächtiget haben, mit Lebensmitteln besser versehen wird, als irgend eine andere Stadt, ist Menschenfleisch auf öffentlichem Markte verkauft worden. Die Landarmee des Ignaak ist unbeträchtlich, und in der Kriegskunst so wenig erfahren, dass sie mit 300 wohl disciplinirten Truppen aus einander getrieben werden könnte. Die Marine ist nicht minder verächtlich, und besteht in einigen Galeeren und Junken, die man den Chinesen abgenommen hat. In einer Note, die aus dem *Manuel du commerce des Indes* par M. *Blancard* genommen ist, aus welchem Buche der Herausg. auch sonst schätzbare Anmerkungen entlehnt hat, wird angeführt, dass im J. 1789 sowohl die Land- als Seemacht, die Artillerie und Arsenale sehr ansehnlich und furchtbar gewesen sind. Sind die hier gegebenen Notizen richtig, so muss man sich über den schleunigen Zuwachs verwundern. Denn Hr. *C.* reiste ab von Calcutta 1778 im Jan. und kam zurück 1779 im Febr. Uebrigens war die Regierung dieses Usurpators verabscheut; die Unterthanen waren aber durch Calamitäten aller Art so sehr heruntergebracht, dass sie ihm nicht widerstehen durften. Bald darauf begaben sich die Engländer nach der Bai von Turon, und gingen bey der Mündung des Flusses, den die Junken bis Faifo hinauf fahren, in der Nähe eines in den letzten Unruhen grossentheils zerstörten Dorfes vor Anker. Ein Mandarin, der über die Provinz Cham im Namen Ignaak's befiehlt, kam mit vier Galeeren, jede zu 40 bis 50 Rudern, den Fluss herunter, und legte sich dem Hause des Hn. *C.* gerade gegenüber. Er lud ihn ein, ihn in Faifo zu besuchen, wohin er sich noch denselben Abend zurück begab, und ertheilte ihm eine schriftliche Erlaubniss, in dem Dorfe zu handeln, mit dem Befehl an die Conchinesen, die von den Engländern gekauften Waaren baar zu bezahlen. Hr. *C.* ging bald nachher den Fluss hinauf nach Faifo, einer von Ignaak's Truppen fast ganz zerstörten Stadt. Die Visite, die er dem Mandarin machte, der beynahe ein so grosses Gefolge um sich hatte, als sein Herr Ignaak, war kurz: denn Hr. *C.* wusste, dass er mit einem ununterrichteten Manne, von einem grausamen Charakter, zu thun hatte. Eine Einladung, die er hier durch einen portugiesischen Kaufmann erhielt, den Tonquinesischen Vicekönig in Hue, der Hauptstadt von Conchinchina, mit den noch vorräthigen Waaren zu besuchen, vermochte ihn dahin zu gehen. Der Anblick der Hauptstadt zeigte Industrie und Thätigkeit. Fünf und zwanzig chinesische Junken lagen am Ufer, wo eine unermessliche Menge von Menschen versammelt waren, um die Engländer landen zu sehen. Der Vicekönig wohnte in einem königl. Pallaste, 6 Meilen von der Stadt. Die Festungswerke waren in einem schlechten Zustande, der Pallast selbst hatte nichts vor einem zierlichen Hause eines Privatmannes voraus, und bestand nur aus einem Stockwerk. Der Vicekönig willigte in das Begehren des Hn. *C.*, einen Handel zu eröffnen, und versprach ihn zu beschützen. Nach der Mahlzeit, die den Engländern vorgesetzt wurde, erlustigten sie sich an dem Angriff, den zum Kriege abgerichtete Elephanten auf Figuren, welche Soldaten vorstellten, machten. Für die mit kleinen Diamanten besetzte Repetiruhr, die Hr. *C.* dem Vicekönige geschenkt hatte, wurden ihm zwey Silberbarren aufgedrungen. Der General, der zugleich Admiral war, ein missgestalteter Verschnittener, dem der Vicekönig eine Visite zu machen angerathen hatte, war weniger höflich, und empfing das Geschenk des Hn. *C.* mit Gleichgültigkeit. Nachdem sich Hr. *C.* einen Monat zu Hué bey dem Mandarin, der ihm die Erlaubniss, dahin zu kommen, überbracht, aufgehalten hatte, ersuchte er ihn, ihm ein eigenes Haus einzuräumen. Der Mandarin war aber nicht dazu zu bringen. Er wollte den Vortheil, den ihm die engere Verbindung mit *Hn. C.* verschaffte, nicht fahren lassen. Die Waaren, welche er gekauft hatte, war er wenig geneigt zu bezahlen. Als Hr. *C.* entdeckt hatte, dass er ein Agent des Verschnittenen sey, machte ihm Hr. *C.* ansehnliche Geschenke, wodurch er aber nur seine unersättliche Habsucht reizte. Gegen Ende des Septembers ward durch die heftigen Regengüsse das Haus des Mandarins fast ganz unter Wasser gesetzt, und Hr. *C.* genöthiget, eine andere Wohnung zu suchen, wozu ihm sein Dollmetscher behülflich gewesen war, den dafür der Mandarin geschlagen hatte. Zwey von seinen Leuten, die er hatte umbringen lassen wollen, konnten nur mit Mühe gerettet werden. Das Schiff die Amazone, welches Hr. *C.* in Turon zurückgelassen hatte, kam, weil der Capitän durch die Veränderung des Aufenthalts seine Gesundheit wiederherzustellen hoffte, in dem Flusse Hue an, wo Hr. *C.* mit dem Schiffe Jenny Station genommen hatte. Hr. *C.*, der sogleich befürchtete, dass die Einwohner hieraus Verdacht gegen die Engländer schöpfen würden, machte den Vicekönig und den General mit der Ursache, die den Capitän hieher zu kommen bewogen hatte, bekannt. Nichts desto weniger waren Vorsichtsmaassregeln, die gegen die Engländer gerichtet waren, nicht zu verkennen. Das Betragen der Conchinesen war auch in der letzten Zeit sehr verdächtig. Sie hatten sich geneigt bezeigt, die Anschläge, welche Hr. *C.* gegen die Tonquinesen oder Tysons, die Anhänger von Ignaak, fassen möchte, zu unterstützen. Als dieser aber seine friedfertigen Gesinnungen nicht ändern wollte, stellten sie den Mandarinen vor, dass die Engländer ihr Land angreifen wollten. Das Haus des Hn. *C.* ward von den Man-

Mandarinen, welche die Streitigkeiten mit den Einwohnern beylegen wollten, nicht leer, und sie konnten nur durch Geschenke herausgebracht werden. Der Vicekönig, bey dem Hr. *C.* um Sicherheit nachsuchte, verwies ihn an den Eunuch, mit Bedauern, dass er ihm nicht Gerechtigkeit verschaffen könnte, und der Eunuch begegnete ihm grob und beleidigend. Der Mandarin, der aus Bengalen am Bord der Amazone angekommen, und ans Land gestiegen war zu seinen Verwandten, die sich in der Nähe der Stadt im Verborgenen aufhielten, gab durch einen Boten dem Hn. *C.* den Rath, unverzüglich mit seinen Leuten sich an Bord seiner Schiffe zu begeben, der König von Tonquin, angereizt durch den Eunuch, habe Befehl gegeben, die Schiffe wegzunehmen, die Mandarinen bewaffneten ihre Galeeren, und hielten die Truppen marschfertig. Diese Nachrichten wurden auch von dem Wirthe bestätiget. Die Engländer schifften sich am Bord der Jenny plötzlich ein, 30 Mann stark. Sie wurden auch von bewaffneten und mit Soldaten besetzten Galeeren verfolgt. Als die Galeeren auf den Zuruf, sich nicht zu nähern, dennoch auf die Jenny los segelten, wurden sie mit Kanonenschüssen zurückgehalten. Die Conchinesen sprangen ins Meer und schwammen ans Ufer, worauf die Engländer die Galeeren verbrannten. Der Capitän der Amazone, die vorher nach Turon zurückgekehrt war, schickte seinem Landsmann ein Canot mit 3 Europäern und 5 Lascaren zu Hülfe. Indess tödtete das Feuer von den Batterien der Conchinesen an der Mündung des Flusses den einzigen englischen Matrosen am Bord der Jenny, und fügte ihr auch sonst Schaden zu. Sie kam aber doch glücklich in der Bai von Turon an, wo sie ausgebessert wurde. Aus der Beschreibung von Conchinchina heben wir folgendes aus. Das Land, Anam von den Eingebornen genannt, erstreckt sich von dem 20sten Grade Nordbreite bis zum 8° 40′, wo Pulo Condore liegt, und wird begrenzt in Norden von Tonquin, von dem es durch den Fluss Sungen getrennt wird, in Westen von dem Königreiche Laos und von einer Gebirgkette, die es von Camboge trennt, in Osten und Süden von dem chinesischen Meere. Das Königreich wird in 12 Provinzen getheilt, die sämmtlich an der Küste liegen, in folgender Ordnung von Norden nach Süden: Ding-Noi, Cong-Bing, Ding-Cat und Hue oder der Hof, den Tonquinesen unterwürfig; Cham, Cong-Noi und Quinion in der Gewalt des Ignaak; Bing-Khang, Phu-Yen, Hah-Tong, Bing-Thoan oder Champa, von welchen vier Provinzen man nicht weiss, ob sie dem Könige oder Ignaak unterworfen sind; endlich Donai in der Gewalt des Königs. Die Regenzeit fällt in die Monate September, October, November, wenn die niedern Gegenden durch die von den Bergen herunterstürzenden Ströme überschwemmt werden. Im December, Januar und Februar unterscheiden die häufigen Regen, welche von dem sehr kalten Nordwinde herbeygeführt werden, den conchinesischen Winter von dem in den übrigen orientalischen Ländern. In verschiedenen Gegenden wird drey Mal geärntet. Alle Producte Indiens und mehrere von China sind hier einheimisch und vortrefflich. Das Gold wird fast gediegen aus den Bergwerken zu Tage gefördert; und vor den Unruhen brachten die Bergbewohner viel Goldstaub, den sie gegen Reiss, Eisen und Tücher umtauschten. Sie brachten auch Adler- und Aloeholz, nebst vielem Wachs, Honig und Elfenbein. Die beiden kleinen englischen Fahrzeuge kamen mit Gold- und Silberstangen, an Werth 60,000 Rupien, zurück. Ein anderes hatte das Jahr vorher eine ansehnliche Quantität mitgebracht gegen seine Ladung, die aus Glas, irdenem Geschirr, Eisen, Kupfer, Bley, Opium und Zeuchen von Madras und Bengalen bestand. Die Lage des Landes für den Handel ist ungemein günstig, und eine englische Niederlassung würde der Nation sehr vortheilhaft seyn. Denn wenn die Chinesen dereinst, wie sie im Schilde zu führen scheinen, die Europäer ganz aus ihren Häfen ausschlössen, so würde man die chinesischen Waaren in Cochinchina leichter haben können, als in Java und den Philippinen, weil jenes Land näher bey China liegt, als diese Inseln, und die Chinesen dort schon mehr Verkehr haben; und auf die Weise würde man nicht genöthigt seyn, sie den Holländern und Spaniern abzukaufen. Vorzüglich richtet Hr. *C.* sein Augenmerk auf die reichen Goldminen, von welchen ihm gesagt ist, dass sie in den nördlichen Theilen dem Boden sehr nahe sind, und mit wenigen Kosten bearbeitet werden könnten. Die Rhede von Turon würde nicht allein den Schiffen bey widrigem Wetter auf der Reise nach China Sicherheit gewähren, sondern die Engländer würden auch von dort aus den feindlichen Flotten, die das Meer beschiffen, nachstellen, furchtbare Nachbaren der Spanier und Holländer werden, und zu Kriegszeiten die vornehmsten Etablissemens dieser Nationen angreifen können. Die Errichtung einer solchen Niederlassung würde nicht kostbar seyn, und von mehreren Mitgliedern der königlichen Familie und andern Beamten der vorigen Regierung gern gesehen und unterstützt werden. Funfzig europäische Infanteristen, wovon die Hälfte wenigstens Artilleristen wären, und 200 Sipoys würden hiezu hinreichen. Die Conchinesen sind zwar in allem, was auf Kriegskunst Bezug hat, weniger erfahren, als die Indostaner, jedoch würde ein wohl disciplinirtes und regelmässig bezahltes Corps von ihren Truppen getreue Dienste leisten, und so nützlich werden, als die Sipoys in Indien. So lange die innerlichen Kriege im Lande fortdauern, wird es einer jeden europäischen Macht leicht werden, sich daselbst anzusiedeln. Hr. *C.* giebt daher den Engländern den Rath, mit der Stiftung einer Colonie nicht zu säumen. Hr. *Blancard* giebt den Franzosen denselben Rath. Hr. *M. B.* hält es für zuträglicher und politischer, dass sie indirecte das Etablissement einer andern Nation, die mehr geeignet ist, eine Colonie anzulegen, als die Franzosen, begünstigen. Die beiden Kupfer, welche eine Scene aus einer conchinesischen *Opera* und Fahrzeuge auf dem Flusse von Faifo darstellen, sind aus *Barrow's* Conchinchina genom-

nommen. Mit obiger Anzeige erfüllen wir das A. L. Z. 1813. Bd. 2. S. 840. gegebene Versprechen, von dieser dem Hn. *v. Zimmermann* unbekannt gebliebenen Reise umständlicher zu handeln. 2) Beschreibung des Cirknitzer Sees in Krain, von Hn. *Depping*. Der See gehört bekanntlich zu den seltensten Naturerscheinungen, die aus guten Quellen angeführt werden. 3) Dem berühmten Archäologen *Georg Zoega*, geboren zu Kiel 1751, und gestorben zu Rom 1809, hat sein Freund *Arsenne-Thiebaut de Berneaud* in der Notiz von seinem Leben und Schriften ein ehrenvolles Denkmal gestiftet. 4) Ueberficht des chinesischen Reichs, dessen Alters, Macht und Cultur; nach der Reise des jüngern Hn. *de Guignes*, verglichen mit den Berichten der Missionarien. Nicht eine Recension der angeführten Reise, sondern eine Ueberficht der auf China Bezug habenden vorzüglichen Gegenstände, in so weit sie durch jene Reise in näheres Licht gesetzt sind, mit beständiger Rücksicht auf ältere Nachrichten, ist diese Abhandlung, die den Herausg., Hn. *M. B.*, zum Verfasser hat, zu nennen. Zuerst eine kurze Notiz der Reisen nach China von dem 9ten Jahrh. an bis auf die neueste des Hn. *de Guignes*. Wenn man das, was aus dieser Reise angeführt wird, mit der von *K. L. M. Müller* besorgten Ueberfetzung (Leipz. 1810.) vergleicht, so muss man vermuthen, dass der Ueberfetzer das Original auch an wichtigen Stellen abgekürzt habe, und seiner Versicherung, dass, ob er gleich in dem weitschweifig geschriebenen Reiseberichte den Vortrag zuweilen gedrängter gemacht, er doch nicht das mindeste übergangen habe, was zur Unterhaltung oder Aufklärung des Lesers dienen könne, nicht völlig zu trauen sey. Von dem *ersten* Theile der Reise des Hn. *de Guignes*, der alten Geschichte des Reichs, aus National-Schriftstellern zusammengestellt, finden wir in der Ueberf. nicht das mindeste, ja nicht einmal die Anzeige, dass *de Guignes* hiermit den Anfang macht. Nach dem mitgetheilten Auszuge ist ein dem *Confucius* zugeschriebenes Buch, *Tchun-Tsieou*, das älteste zuverlässige Monument der chinesischen Historiographie. Es beginnt mit dem Jahre 772 vor Chr., und es ist nicht unmöglich, dass die ersten Keime der chinesischen Cultur in einer sehr späten Epoche durch occidentalische Völker entsprossen sind. Vielleicht kamen sie aus Bactriana, wo 200 J. vor Chr. die Griechen ein Reich errichteten, über die Tatarey nach China. Ueber die Bevölkerung China's geben die *Annales* in ein grösseres Detail, als *de Guignes*. Aus jenen kann man einen Fehler in diesem berichtigen, welcher sich auch ohne Zuziehung des französischen Texts leicht entdecken lässt. S. 160. Z. 3. v. u. ist statt *nur*, *nicht* zu lesen, wie auch aus den kurz vorher angeführten Summen erhellt. Was von *Nienhoff* (l. *Niewhoff*) gesagt wird (S. 161.), lautet in den *Annal.* anders. Nach diesen giebt das Mittel von sieben Zählungen 118 Millionen, und wenn man dazu 5 Millionen für die Mandarinen, Gelehrten und Soldaten hinzu rechnet, erhält man 123 Millionen. Die Zahlen sind im Deutschen, *de Guignes* a. St., verschieden, und die Totalsumme beläuft sich auf mehr als 150 Millionen. Die zuverlässigste Nachricht von der Volksmenge in China findet man, unsrer Meinung nach, im Büsching'schen Magazin für Historie und Geographie, wo sie aus einer chinesischen Reichsgeographie auf 104 Millionen angegeben wird. Weil aber das Magazin leider mit keinem allgemeinen Register versehen ist, so ist diese Quelle selten benutzt worden. Die in den *Annal.* (S. 227. 229.) aus *de Guignes* abgeschriebenen Stellen über die Volksmenge in Peking und andern Städten des Reichs haben wir in der vor uns liegenden Ueberfetzung nicht auffinden können. Die Stärke der chinesischen Armee wird in der Ueberf. (S. 319.) im Allgemeinen zu 600,000 Mann zu Fuss und zu 242,000 Reiterey geschätzt. Nach den *Annal.* ist Hr. *de Guignes* mehr ins Detail gegangen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN: *Drey deutsche Gedichte* von *Theodor Körner*, Jäger beym Lützow'schen Freycorps. 1813. Geheftet. 8 S. 8.

Die erste Frucht des hoffnungsvollen Dichters *Körner*, der als ein tapfrer Streiter in dem deutschen Freyheitskriege fiel. Das erste Lied stand schon in der Beschreibung der Feyer bey Vereidung der Lützow'schen Freyschaar (so sollte es auch auf dem Titel heissen), es ward bey der Vereidung in der Kirche gesungen und ist ergreifend. Das zweyte: Die Lützow'sche Freyschaar ist derb, kräftig, erhebend mit seiner Kehrzeile: *Es ist Lützow's wilde verwegene Jagd!* Den Schlussvers setzen wir hier her, der gefallne Dichter sang ihn ja auch sich:

Die wilde Jagd, und die deutsche Jagd
Nach Henkers Blut und Tyrannen!
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt,
Das Land ist ja frey und der Morgen tagt,
Und wenn wir's auch sterbend gewannen.
Und von Enkeln zu Enkeln sey's nachgesagt:
Das war Lützow's wilde verwegene Jagd.

Nicht minder ist das Gedicht zum Schluss, ein Klinggedicht, Abschied vom Leben, ergreifend und rührend. Der Dichter sang es, als er zum ersten Mal verwundet ward und seinen Tod wähnte. Zum zweyten Male ereilten ihn Wunde und Tod in einem Augenblicke.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1814.

ERDBESCHREIBUNG.

Paris, b. Buisson: *Annales des Voyages* — — publiées par M. *Malte-Brun* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

5) Schreiben des Hn. *C. A. Walckenaer* über ein in Genua aufbewahrtes geographisches Manuscript. Mit diesem Schreiben ist ein anderes zu verbinden im *achten* Bande der *Annal.* von Hn. *G. Graberg*, einem gebornen Schweden, der in Genua seine Zeit der Kaufmannschaft und den Studien widmet und zuerst von diesem Mscpt. in den *Annali di Geografia e di Statistica* 1802, die aus Mangel an Unterstützung mit dem *zweyten* Bande oder *achten* Heft wieder eingegangen sind, Nachricht gegeben hat, zu welchem Schreiben Hr. *Walckenaer* lesenswürdige Anmerkungen hinzugefügt hat. Die aus dem Mscpt. mitgetheilten Excerpte zeigen sehr deutlich, dass das Mscpt. Notizen enthält, die aus einer alten Landkarte abgeschrieben sind, und da alte Landkarten zu den literarischen Seltenheiten gehören, so verdient ein daraus abgeleitetes Mscpt. Aufmerksamkeit. Hr. *W.* macht es sehr wahrscheinlich, dass, weil der *Rio d'Ouro*, in dem Mscpt. *Rujaura* genannt, als die Grenze des westlichen Afrika bezeichnet wird, man zu der Zeit noch nicht weit über das Cap Bojador hinausgesegelt war, und das Cap Verde erreicht hatte, welches erst von Cadomosto oder Usodimare 1445 geschehen ist, und daher die Karte vor dieser Zeit gefertigt seyn müsse, jedoch nicht schon im 14ten Jahrh., wie man aus einem Fragment, das einer 1346 geschehenen Entdeckungsreise erwähnt, folgern könnte. Für die Geschichte der Erdkunde sind die Excerpte im *achten* Bande besonders wichtig, wie Hr. *W.* in seinen gelehrten Noten schon nachgewiesen hat. Wir wünschen daher gar sehr, dass Hr. *M. B.* sein Versprechen, die übrigen Fragmente im nächsten Hefte bekannt zu machen, erfüllt hätte. Aber der Reichthum an Materialien hat ihn auch sonst von Erfüllung ähnlicher Zusagen abgehalten.

6) Darstellung der österreichischen Monarchie im Monat May 1809, von dem Herausg. Hr. *M. B.* hat sie nach den besten Hülfsmitteln entworfen, und mit einer schönen Karte begleitet, die der in *Lichtenstern's* statistische Tabellen 2te Ausg. befindlichen nachgestochen ist.

7) Brief, enthaltend ein Bruchstück aus einer ungedruckten Reise in Languedoc und in Provence, von G — n. Er ist aus Avignon datirt, beschreibt die reizende Lage, gedenkt bey der Erwähnung des päpstlichen Pallasts jetzt eines Gefängnisses, der 73jährigen Residenz der Päpste an diesem Orte, des gesunkenen Wohlstandes aus Mangel an reichen Einwohnern, der schlechten Regierung der Grafschaft unter der päpstlichen Herrschaft, der Nothwendigkeit für Frankreich, das ganze Gebiet in Besitz zu nehmen, das ein Asyl der Bankeruttirer, Wucherer, Nachdrucker, und vorzüglich der Schleichhändler, geworden war, obgleich eingestanden wird, dass die zu diesem Zweck ergriffenen Mittel gehässig und einer grossen Nation unwürdig waren.

Achter Band. Gemälde von Wien in Oesterreich, von dem Herausg. Die angeführten Bücher zeigen, dass dem Vf. die besten Hülfsmittel zu Gebote standen, und die Schilderung selbst, dass er sich ihrer sehr geschickt zu bedienen gewusst hat. Wenn unter den berühmten Männern, die Oesterreich *besitzt* (*possède*), eines *van Swieten*, *Born*, *Vega*, *Hell*, die nicht mehr am Leben sind, gedacht wird, so ist jener Ausdruck in einem uneigentlichen Sinne für solche zu nehmen, die Oesterreich angehören, und österreichische Unterthanen waren. Das Urtheil über die französischen Reisenden, dass sie in ihrer Beschreibung Wiens, und am meisten in der von den Umgebungen der Stadt sehr oberflächlich und ungerecht sind, wird den Kunstrichtern in Paris missfallen. 2) Kunststücke in Hinsicht auf Stärke und Behendigkeit, die unter den Hindus üblich sind, von dem Obristen *Ironside*, übersetzt aus dem *Asiatic Annual Register* 1801, und mitgetheilt von Hn. *Langlès*. Die angeführten equilibristischen Künste, die gefährlichen Sprünge, die Seiltänze, die Proben von Stärke und Geschmeidigkeit, die Taschen- und Gaukelspiele werden nicht leicht von europäischen Künstlern erreicht, viel weniger übertroffen werden. 3) Physisches Gemälde von Asturien nach einem spanischen Werke des Dr. *Gaspar Casal*, welches nach seinem Tode herausgegeben ist von Dr. *Juan Joseph Garcia*. Madrid 1762. *Casal* lebte zu Oviedo von 1717 bis 1750, wo er gestorben ist. Als Arzt durchwanderte er ganz Asturien, beobachtete die natürliche Beschaffenheit der Oerter, wo er seine Kunst ausübte, die herrschenden Winde, Producte, Gewässer, Nahrungsmittel, verstand auch Chemie und Naturgeschichte, die aber zu seiner Zeit noch lange nicht so ausgebildet waren, als jetzt. In *Büsching's* Magazin für Gesch. u. Geogr. Bd. 4. ist eine Nachricht von Asturien, von einem dortigen *Regidor* aufgesetzt, welche mit der Beschreibung des Dr. *Casal* verglichen wird. Wegen der ausserordentlich feuchten Luft sind die Früchte weniger schmackhaft, das Getreide dauert selten zwey Jahre,

Jahre, das Mehl wird in zwey bis drey Monaten eine schimmlichte Masse, das Eisen rostet geschwinde, und Schnecken, welche die Feuchtigkeit lieben, sind in einer grossen Menge. Aus eben der Ursache sind die Einwohner männlichen und weiblichen Geschlechts der Nüchternheit weniger ergeben, als die übrigen Spanier.

4) Beschreibung der Insel Bornholm und der Inselchen Ertholm, von dem Herausg., der dabey die Arbeiten der Dänen, Thura 1756 u. Skougaard 1804, die Reisen des Hn. *Fick* 1808 und die Statistik Dänemarks von *Thaarup* zum Grunde gelegt hat. Im 37sten Bde der Allg. Geogr. Ephemeriden sind einige neuere Schriften über Bornholm und Christians-Oe oder die kleine Inselgruppe Ertholm recensirt. Hr. *M. B.* hat das Verdienst, die zerstreueten Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustande, mit Rückblick auf den älteren, in ein anziehendes Ganze verarbeitet zu haben. Was man damals besorgte, dass die Britten, aus Furcht, von der Ostsee ausgeschlossen zu werden, durch den Besitz dieser Inseln sich ein neues Gibraltar und Malta schaffen würden, ist nicht eingetroffen. Denn sie haben nie einen Versuch, sie zu erobern, gewagt. Die hiezu gehörende Karte von den Inseln Ertholm ist nach einem dänischen Original gestochen.

5) Bemerkungen über die ältesten astronomischen Observationen der Chinesen, und über den Zustand ihres Reichs in den entferntesten Zeiten. Eine Vorlesung, gehalten im Institute Frankreichs vom Hn. *de Guignes*, dem Sohne. In dem *ersten* Theile wird bewiesen, dass alle in den chinesischen Schriften angeführten astronomischen Beobachtungen in einem Zeitraum von 1700 Jahren, nämlich von 2514 bis 776 vor Chr., ungewiss, und erst nach dieser letzten Epoche im J. 722 vor Chr. die Eklipsen mit Genauigkeit verzeichnet sind; in dem *zweyten*, dass die ältesten Nachrichten von China sehr fabelhaft sind; dass das Reich unter Yao 2357 J. vor Chr. fast einer Wildniss ähnlich, und die Einwohner Halbwilde waren, dass man noch 1025 Jahre nachher, d. i. 1332 v. C., auf Bergen und in Höhlen lebte; dass die zuerst cultivirte und bevölkerte Provinz Chensy damals noch unangebaut war; dass das Reich erst gegen Ende der dritten Dynastie oder der Tcheou 1122 Jahr v. C. bevölkert und angebaut worden ist; dass um die Zeit des Confucius 551 v. C. das Land jenseit des Kiang nur theilweise, und ganz erst über 300 Jahre nachher bevölkert war; dass das Reich allmählich angewachsen ist, und erst um die Epoche, als die Chronologie zuverlässiger ward, d. i. 800 oder 900 Jahre v. C., eine Consistenz erhalten hat; kurz, dass die astronomischen Observationen, die Bücher und die Denkmäler über dieses Datum nicht hinausgehn.

6) Beschreibung von Tyrol und Voralberg, von dem Herausg. Hr. *M. B.* pflegt zu seinen geographischen Abhandlungen solche Gegenstände zu wählen, die durch die Zeitumstände ein besonderes Interesse haben. Die gegenwärtige schrieb er 1809, als die Tyroler in dem Kriege Oesterreichs mit Frankreich und seinen Bundesgenossen von Baiern, an welches sie im Presburger Frieden abgetreten waren, abfielen, und auf die Seite ihres vorigen Landesherrn traten. Das Lob, das wir andern Arbeiten des Vfs. gegeben haben, dass sie mit Umsicht und Zuziehung der neuesten Hülfsmittel verfertigt sind, gebührt auch dieser.

7) Bericht von den Arbeiten des Hn. *Gosselin*, die auf die alte Geographie Indiens Bezug haben. Dieser Gelehrte fährt unermüdet fort in seinen gelehrten Untersuchungen, die er seit mehr als 20 Jahren angestellt hat. Was er darin bisher geleistet hat, zeigen seine *Geographie analyste des Grecs* und die beiden Bände *Recherches sur la Geographie systematique des Grecs*. Er untersucht nun nach der bisher von ihm beobachteten Methode, was den Alten von der Küste Indiens bekannt gewesen ist, und der Bericht enthält das Wesentliche der Abhandlungen, die er hierüber der Klasse der Literatur und Geschichte vorgelesen hat. 8) Die Abhandlung des Hn. *Silvestre de Sacy* über die Dynastie der Assasinen und den Ursprung ihres Namens ist nach der in dem 40sten Band der Bibliothek der Reisebeschreibungen eingerückten Uebersetzung angezeigt worden in der A. L. Z. 1813. Nr. 231. 9) Beschreibung der Insel Formosa nach holländischen Berichten, von dem Herausg. Die Ereignisse der gegenwärtigen Zeit haben die Aufmerksamkeit des Hn. *M. B.* auch auf diesen Gegenstand gerichtet. Denn da die Engländer Macao in Besitz genommen hatten, würde man, glaubt er, die Beschreibung einer benachbarten, wenig bekannten Insel, die in eine europäische Colonie verwandelt, ein Bollwerk gegen den See-Despotismus und der Mittelpunkt des Handels nach China, Japan und den Philippinen werden könnte, gern lesen. Die Holländer hatten hier eine Colonie von 1620 bis 1662, und ihre Berichte, die *Rechteren*, *Valentyn*, *P. Nuyts* und *Canididius* zu Verfassern haben, nebst einigen Nachrichten in den *Lettres edifiantes*, sind zum Grunde gelegt. Aus dem Gewinn, den die Holländer aus dieser Niederlassung zogen, und der nach den darüber bekannt gewordenen Berechnungen zu 300,000 Fl. angeschlagen wird, hält der Vf. die Anlegung einer neuen Colonie für räthlich, die, wie er gegen *La Perouse* glaubt, mit geringen Kosten zu Stande gebracht werden könnte, und die, aus Furcht, dem Handel von Batavia zu schaden, von den Holländern unterlassen ist, so wie *Ile-de-France* eine Colonie auf Madagascar nicht hat aufkommen lassen wollen. Er will sich aber auf eine nähere Erörterung der hiezu führenden Mittel nicht einlassen, weil sie unter den gegenwärtigen Umständen einer Nation dienlich seyn könnte, der man von französischer Seite einen Gefallen zu erzeigen jetzt nicht geneigt ist. Die Karte hat, ausser den Inseln Formosa, Madjicosemach und Lieukieu, eine Abbildung von einem Theile von China, der von Canton bis Nankin an die See grenzt, den Philippinen und Japan, von Hn. *Lapie* sauber gestochen 1809. Den Hafen Tayouan, dem chinesischen Flusse Hiamen oder Emouy gegenüber, finden wir auf der Insel nicht bemerkt. Auch lese man im Text S. 347. Z. 6.

statt

statt *orientale*, *occidentale*. Denn diese Seite ist mehr bergig, und hier die Ebene weniger ausgedehnt. Mit diesem *achten* Bande hat die *zweyte* Ausgabe der *Annales des Voyages* ein Ende.

(*Die Fortsetzung folgt nächstens.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Göttingen, auf Kosten des Vfs.: *Epigrammata in complures Musei Anatomici res*, quae *versuum amore ductus* fecit *Friederic. Benjamin Osiander*, Regi a Consil. aul. Doctor et Prof. medicinae artisque obstetriciae in alma Georgia Augusta etc. 1807. 89 S. 8.

Bekanntlich hat der um seine Wissenschaft, insonderheit aber um die Entbindungskunst hochverdiente Verfasser durch unermüdlichen Fleiss ein schönes Kabinet von anatomischen Präparaten zu Stande gebracht. Im Winter des Jahrs 1806, da er durch rheumatische Schmerzen öfters im Schlafe gestört wurde, fiel ihm ein, auf die interessantesten dieser Präparate Ueberschriften in lateinischen Distichen zu machen, die er nach und nach in müssigen Stunden vermehrte, und für seine Freunde dem Druck zu übergeben beschloss Lateinische Verse unter solchen Umständen, von einem gelehrten Arzte verfertigt, sind gewiss eine eben so grosse Seltenheit, als die seltensten anatomischen Präparate. Wir haben sie mit Vergnügen durchgelesen, obgleich zuweilen eine prosodische Regel verletzt, oder der Ausdruck nicht lateinisch genug ist. So ist im 26. Epigr.:

Unius hymenis donum non contigit omni
Hic duplices aditus valvula rara tegit.

zu Anfange des Hexameters eine prosodische Abnormität, die sich auf folgende Art hätte vermeiden lassen:

Non omni unum hymenem tribuit natura puellae.

Das 9te Epigr. auf ein nur 14 Tage altes Embryon:

Vermiculus miser est oriatur homuncio princeps
Divitiis pollens, sive sit auctor inops.

Die letzten Worte sollen einen *armen Schriftsteller* bedeuten; aber in dieser Verbindung *kann wohl* scriptor, *aber nicht* auctor für *Schriftsteller* stehn. In Epigr. 13. auf eine Frau, die lange für unfruchtbar gegolten hatte, und mit Zwillingen, aber zu frühzeitig, nämlich im dritten Monat, niederkam.

„Accidit in puncto, quod non speratur in anno"
En peperit geminos quam sterilem esse putas.

Hier kann nicht das Praesens *putas* stehn. Besser also:

En peperit geminos visa diu sterilis.

Unter den Epigrammen stehn Anmerkungen in Prosa, die von Belesenheit in alten und neuern Schriftstellern zeugen, und zuweilen eine schalkhafte Laune verrathen. So Epigr. 11:

Infantis sceletum suscepi condere primum
„Sic ego componi versus in ossa velim."
(*Tibull. III. 2.*)

Hiezu die Anmerkung:

In sceletum foetus humani septimestris, quod, cum Tubingae essem anatomiae studiosus cum diligentia composui, primum quidem ex humano corpore a me constructum. Mallem vero post mortem arte commutari in sceletum, quam Diogenis more exponi. Non enim usque adeo Cynicus sum ut Philosophi hujus testamentum laudem, quo suos rogavit ne (se) sepeliendum curarent; baculum tantum mortuo adderent in manum, quo corvos abigeret. Nec Lucani illud satis gloriosum in totum approbo: Caelo tegitur qui non habet urnam.

Auf das Präparat eines starken männlichen Gliedes, von einem Manne, dessen Frau die eheliche Treue gebrochen, und der sich erhenkt hatte. Epigr. 39:

Ecce viri satis est moechae non mentula crassa,
Constituit moestus frangere sponte gulam.

Auch diese Ueberschrift hätte besser lateinisch ausgedrückt werden können. Aber launig ist die Anmerkung:

Vir de uxoris adulterio suique corporis fistuloso ac saepius frustra inciso malo vehementer dolente, moestus, tandemque melancholicus strangulatione genubus flexis manibusque ad preces quasi complicatis vitam sibi finiverat. Sectione cadaveris instituta inveniebatur virile membrum crassum, a strangulatione, ut in patibulo suspensis fieri dicant rigidum atque ita comparatum ut ad pacem domesticam secundum ordines et statuta consistoriorum Suecicorum et Danicorum *) sufficere potuisse crederes. Nihilo minus uxor, quamquam forsan „lassata viro necdum satiata recessit" arboris vetitae fructu, non poterat non ligurrire.

*) Literatur der ältern Reisebeschr. von J. Beckmann, 1. St. p. 148. und Valentini pandect. med. leg. Cas. 5. p. 6.

Indessen ist das Werkchen nicht bloss der Art der Darstellung, sondern auch der Beschaffenheit der darin beschriebenen Gegenstände wegen merkwürdig.

So wird unter Nr. 6. die Mumie eines rhachitischen, wasserköpfigen und an *Spina bifida* leidenden, eilfjährigen Knaben beschrieben; unter der folgenden ein Schädel eines neugebornen Kindes mit geschlossnen Fontanellen. Unter Nr. X. macht der Vf. die wichtige Bemerkung, dass gewöhnlich bey angeborner Einwärtskrümmung einer untern Extremität die Nabelarterie derselben Seite fehle, oder der Darmkanal verwachsen sey, ungeachtet uns seine Erklärung dieser Erscheinung zu gesucht scheint, und wir lieber eine unvollkommen wirkende Bildungsthätigkeit als die gemeinschaftliche Ursache ansehen. Nr. XIV. stellt Zwillinge dar, die nur in einem Amnion enthalten waren und durch Verschlingung ihrer Nabelschnuren getödtet wurden; Nr. XV. u. XVI. dreymonatliche Drillinge, von denen jene wasserköpfig, von diesen zwey durch Hasenscharte entstellt sind, und dadurch Belege für die dynamische Entstehungsweise der Missgeburten geben, indem offenbar wegen Mehrzahl der Fötus die Entwicklung gehemmt wurde. Dasselbe gilt für den unter Nr. XVII. beschriebenen dreymonatlichen Embryo, wo mit Mangel des Afters und der Genitalien und des grösten Theils

Theils der linken untern Extremität sechs Zehen an derselben vorhanden sind. Nr. XIX. Eine seltne menschliche Cyklopen- und Rüsselgeburt. Nr. XX. Fett, Zähne und lange Haare, die, in einem Sacke eingeschlossen, mit einem regelmäsigen Fötus geboren wurden. Nr. XXIII. Ein zweyjähriger Wasserkopf, dessen anfangs schwarze Haare sich in weisse umgewandelt hatten u. s. w.

Hannover, im Verlage d. Helwing. Buchh.: *Neue ökonomisch-technologische Entdeckungen und Aufsätze verschiedenen Inhalts*, von *G. Fr. v. Wehrs.* 1812. 743 S. 8. (3 Rthlr.)

Vermischte Aufsätze über die neuern ökonomischen und technischen Erfindungen — müsste der Titel eigentlich lauten: denn nach obigem müsste man neue Entdeckungen des Hn. *v. W.* erwarten, die Rec. nicht gefunden hat. Die Hauptgegenstände sind folgende: Die *Wetterpropheten* und *Witterungsvorzeichen an Thieren, Pflanzen und leblosen Dingen.* Die allermeisten sind eigentlich nur Wirkungen der schon eingetretnen Witterung, wie z. B. die sogenannten Vorzeichen des feuchten Wetters an Wolle, Mehl, Federn, Leder, Stricken, Schwämmen und Papier. Sonderbar ist es, wenn der Vf. (S. 23.) sogar dem Oel die Kraft zuschreibt, die Feuchtigkeit einzusaugen, wodurch es an Maass und Gewicht zunehme. Diese factische Zunahme ist doch nur der Oxydation zuzuschreiben, durch welche es zugleich ranzig wird. Die *Blumenuhr. Stillingfleet's botanischer Kalender.* Ueber den *Winterblumenbau*, mit manchen praktischen Bemerkungen. *Appert's Kunst, Früchte, Gemüse und Fleisch aufzubewahren. Bouillontafeln. Benutzung der Knochen. Ahornzucker. Syrup und Zucker aus Runkelrüben. Traubensyrup und Traubenzucker. Honigsyrup und Honigzucker. Syrup aus Obstarten, Malz und Mays.* Im Anhange von andern inländischen Zuckerarten, auch etwas vom *Stärkenzucker.* Der *Waidindigo.* Der *Safranbau.* Surrogate für *Zitronensaft* von *Berberis vulg.*, *verbena triphylla* u. a. m. *Brodsurrogate* aus *Lotus*, der *Blumenbinse*, *Arakatschna* und der *peruvianischen Kartoffel.* Das *inländische Opium.* Der *chinesische Baumkanaster.* Diese Aufsätze enthalten zwar wenig dem Vf. Eigenthümliches, sind aber auch nicht blosse Auszüge und Abdrücke. Der Vf. hat seine Materialien fleissig gesammelt und sich durch historische Bearbeitung zu eigen gemacht. Mit grosser Belesenheit sind beygehörige Notizen hinzugefügt, so dass, wer nicht viel lieset, das Interessanteste hier bequem beysammen finden kann. Stil und Behandlungsart sind fasslich und im Ganzen recht gut, nur überhaupt zu weitschweifig. Jenen Aufsätzen folgen, in Journalform, kürzere Notizen, als: *Lambert's* Maschine zum Teigkneten, Pfropfen aus Packpapier, deutsche Alebrauerey, Bittererde, Kaffeecultur in Frankreich, Anbau der Baumwolle um Rom, Maschine zur Verfertigung der Backsteine, Oel und Gemüse von Sonnenblumen, Holzersparniss im Forste beym Gebrauch der Säge anstatt der Axt, *Schmidt's* Champagnerbier, Bereitung des Rostpapiers, *Thiele's* Schwimmmaschine und Feuerlöschungskugeln, Heizung ohne Holz und Feuer, Surrogat für Steinkohlen beym Eisenschmieden. Den Beschluss machen 60 Seiten Nachträge, welche verschiedne der genannten Aufsätze, insbesondre die Geschichte des Stärkenzuckers, betreffen, und billig wohl gehörigen Orts eingeschaltet seyn sollten, und ein Namen- und Sachregister.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Universitäten.

Moskau.

Trotz der gräslichen Zerstörung unserer Hauptstadt während der Anwesenheit der Franzosen im J. 1812 hat doch die hiesige Universität im Sept. (1813) ihre Vorlesungen wieder eröffnet, und seitdem ist auch der Bau des anatomischen Theaters vollendet.

II. Todesfälle.

Am 5. Januar starb bey einem Besuche in Weimar der berühmte Leipziger Kupferstecher *Johann Friedrich Bause*, Prof. bey der dortigen Kunstakademie, am wiederholten Schlagflusse, im 77sten Jahre seines thätigen Lebens. Ueber seine grosse Geschicklichkeit im Stechen von Porträts, vorzüglich nach *A. Graff*, ist wohl nur *eine* Stimme; *Meusel's* Künstlerlexicon giebt eine ziemlich genaue Nachricht über sein Leben und seine Werke.

III. Ehrenbezeugungen.

Der Hr. Geheime Hofrath *Strieder* zu Cassel ist zum Director über die grosse Bibliothek im Museo, so wie über die Bibliothek zu Wilhelmshöhe und das geheime Kabinets-Archiv ernannt worden.

Berichtigungen.

Num. 34. in der Recension von *Ahlwardt* zweyter Beytrag u. s. w. Sp. 266. Z. 7. für *vor sich* l. *von sich.* Sp. 269. ganz unten für ἔμονγε l. ἔμοιγε. Sp. 272. Z. 7. l. βραχχέος βρεγμοῦ ohne Comma dazwischen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1814.

OEKONOMIE.

BERLIN, in d. neuen Societ. Verlagsbuchh.: *Versuch einer durch Erfahrung erprobten Methode, den Weinbau in Gärten und Weinbergen zu verbessern.* Auf Verlangen herausgegeben von *J. S. Kecht.* 1814. 48 S. gr. 8. Mit 1 Kpfr. (9 gr.)

Dieses kleine interessante Buch ist weniger für Weinbergs-Besitzer, als vielmehr für Gärtner und Garten-Liebhaber geschrieben, indem es sich hauptsächlich mit Cultur des Weinstocks in Gärten beschäftigt. Rec., welcher in den Stunden, die ihm seine Berufsgeschäfte übrig lassen, sich mit groser Vorliebe mit seinen Weinstöcken im Garten beschäftigt, welche ihm seine Mühe mit üppigem Wuchse und reichlichen schönen Trauben auch dann vergalten, wenn in anderen Gärten schlechte Aernten waren, und die Weinstöcke kein reifes Holz machten, hat noch keine Abhandlung und kein Buch über den Weinbau gelesen, was ihn so sehr angesprochen und so sehr allen gefühlten Mängeln seiner Weincultur eine sichre Hülfe versprochen hätte, als gegenwärtiges. Der Vf. weicht in vielen Stücken ganz von der bisherigen Weinzucht ab, und beruft sich in Hinsicht des sehr guten Erfolgs auf seinen Garten. Rec. — der ähnliche Versuche bey seinen Weinstöcken machte — bezweifelt nicht die Wahrheit desselben. Um so mehr hätte er gewünscht, dass der Vf. sich noch über mehrere Gegenstände seiner Weinzucht, und auch vielleicht seines übrigen Gartenbaues, ausgebreitet hätte, und dass das Buch selbst besser geordnet und deutlicher geschrieben wäre. Schwerlich würde er den Vf. auch bey öfterem Durchlesen ohne das beyliegende Kupfer verstanden haben. Rec. will versuchen, das Verfahren des Vfs. in Kurzem andern Liebhabern des Weinbaues etwas deutlicher vorzutragen.

Der Weinstock muss sowohl im Herbst als auch im Frühjahr nach gewissen Regeln beschnitten, und dann noch im Verlauf des Sommers kunstmäsig ausgebrochen werden. Das *Ausbrechen* ist fast die Hauptsache der Cultur des Weinstocks. So bald im Frühjahr an dem beschnittenen Weinstock die jungen Triebe so weit gewachsen sind, dass sich zwey Blätter über den Trauben gebildet haben, fängt man das Ausbrechen an. Man geht an jedem Zweige des Weinstocks vom Stocke nach der Spitze, lässt den untersten Trieb unangerührt stehen (ausser wenn er zu schwach ist, wo man ihn abbricht und den folgenden unangerührt stehen lässt), und bricht alle folgende, welche keine Trauben haben, ganz weg, von denjenigen aber, welche Trauben haben, bricht man den jungen Trieb über den zwey Blättern, welche auf die oberste Traube folgen, ab. Liesse man nicht die genannten zwey Blätter stehen, so würde die oberste Traube vertrocknen. Auf diese Art muss aller Saft des Zweiges theils in die Trauben, theils in den untersten nicht ausgebrochnen Trieb gehen, welcher nun so gross wird, dass er im Laufe des Jahrs gutes tragbares Holz, und im folgenden Jahre viele Trauben giebt. — Während des Blühens wird nichts am Weinstock gemacht, man würde dadurch die Befruchtung der Trauben stören. — Sind im Lauf des Sommers aus dem untern unausgebrochnen Triebe Nebenzweige (Geiz), oder sind aus den obern ausgebrochnen Trieben neue Zweiglein hervorgewachsen, so schneidet man diese weg, so wie sie sich zeigen, und lässt bey dem Geiz lieber 1 — 2 Zoll über den Augen stehen, damit die Tragaugen fürs folgende Jahr nicht verletzt werden. Am Ende des Sommers (September) muss man die Spitzen des diessjährigen Holzes abbrechen.

Im Herbst werden alle Zweige, welche diess Jahr getragen haben, dicht an der untern jungen Rebe abgeschnitten. Ist noch sonst am *alten* Holze etwas zu schneiden, so wird diess ebenfalls im Herbst gethan. Durch diesen Herbstschnitt verhütet man das Bluten des Weinstocks im Frühling.

Im Frühjahr werden nun die vorjährigen Triebe beschnitten; die schwächsten Zweige schneidet man sehr kurz, auf zwey Augen, und bricht, wenn das untere gut zu wachsen anfängt, von beiden sogleich das obere weg. Jeder dieser ganz kurzen Zweige (Zapfen) macht, da keine Kraft zur Bildung von Trauben verwendet wird, eine starke Rebe, die das nächste Jahr schöne Trauben liefert. Zweige von mittlerer Stärke werden auf 6 — 8 Augen geschnitten (Schenkel); die stärksten Triebe lässt man 3 — 4 — 6 Fuss lang (Reben). Die Schenkel geben weniger Früchte, aber einen stärkern Zweig als die Rebe. Der Zweig, welcher dieses Jahr aus einem Zapfen wächst, wird daher gewöhnlich so stark werden, dass man künftiges Jahr ihn zur Rebe schneiden kann; den Zweig des Schenkels wird man wieder zum Schenkel, und den Zweig der Rebe zum Zapfen schneiden. Doch werden hier nach der Beschaffenheit jedes Weinstocks häufig Abweichungen vorkommen. Wie viel oder wie wenig man Zapfen, Schenkel und Reben an einem Stock lassen, wie lang oder wie kurz die Schenkel und Reben geschnitten werden dürfen, richtet sich nach der Beschaffenheit des Weinstocks; je kräftiger der Stock ist, desto mehr kann

kann man ihm zumuthen, desto länger die Reben und Schenkel lassen, desto mehr Schenkel und Reben in Verhältniss der Zapfen schneiden. Bey dieser Behandlung des Weinstocks muss man darauf sehen, dass die Reben nicht zu gedrängt liegen, sondern immer Luft und Sonne zwischen jeden Zweig dringen kann. Da man alle Jahr dieselbe Zahl von Zweigen hat, so bleibt die einmal eingeführte Ordnung in Hinsicht des Raums so lange, als der Stock dauert, oder als bis man in derselben Veränderungen machen will. Will man den Weinstock, oder einen einzelnen Zweig desselben sehr hoch ziehn, so bricht man an der schicklichen Rebe alle Augen nach der obigen Vorschrift aus, bis auf das oberste, und kann nun sicher seyn, dass alsdann der Schössling sehr hoch in die Höhe gehn und gutes reifes Holz bilden wird, während die untern Augen Trauben geben. Auf ähnliche Art kann man einzelne Zweige des Weinstocks hinleiten, wobin man will, und sie abgesonderte Theile eines Spaliers schnell erreichen lassen.

Junge Weinstöcke lässt man das erste Jahr nach Willkür wachsen; das nächste Frühjahr beschneidet man sie auf zwey Augen, und lässt das, was den besten Trieb hat, wachsen, das andere bricht man aus. Ist der Stock gesund, der Boden gut, so wird der Weinstock das zweyte Jahr eine mehrere Fuss lange Rebe mit Nebenzweigen (Geiz) bilden. Auch im zweyten Jahre lässt man den Weinstock ungestört wachsen, und schneidet im folgenden Frühjahr den Geiz auf Zapfen, Schenkel und Reben, als wenn es ein alter Stock wäre, und man wird im dritten Jahr von ihm Früchte bekommen.

Die Vortheile, welche diese Art von Bearbeitung des Weinstocks gewährt, sind: 1) Ein reichlicher Ertrag von Früchten für das laufende Jahr so gut als für die folgenden. 2) Man kann den Weinstock auf diese Art in jede beliebige Form am Spalier, in Pyramiden, als Einfassung der Wege u. s. w. ziehn. 3) Der Weinstock wird an seinem Stocke weit später kahl werden, als bey andern Arten des Schnitts; oder mit andern Worten, er wird viele Jahre dieselbe Gestalt und Grösse behalten, da jährlich die Rebe sich nur um *ein* Auge weiter vom Stocke entfernt. 4) Der Stock kann nie zu viel Holz machen, zu dick sich beschatten u. s. w., da er kein Jahr mehr Zweige treiben kann, als das vergangne; ohne doch deswegen an seiner Fruchtbarkeit zu verlieren. 5) Von jungen Stöcken erhält man einige Jahr früher Früchte, als bey der bisher gewöhnlichen Behandlung. Rec., welcher hofft, die Gartenbesitzer durch gegenwärtigen Auszug auf das Buch selbst aufmerksam gemacht zu haben, überlässt einem jeden, sich über die Methode des Vfs. in dem Buche selbst näher zu unterrichten. Ein jeder wird noch manche schätzbare Bemerkung über Anpflanzung der Weinstöcke, über das Abbrechen der Blätter zur Beförderung der Reife der Weintrauben u. s. w. in demselben finden, und sehen, wie leicht sich die Methode des Vfs. auf die Zucht des Weins zu Pyramiden, an Geländern, zu Einfassung der Blumenbeete und in Weinbergen anwenden lässt.

Zum Schluss giebt der Vf. an: dass man die Himbeeren ungemein viel tragbarer mache, wenn man jährlich bloss zwey oder drey junge Ausläufer wachsen lässt und alle andern sorgfältig am Boden tödtet. Die wenigen Zweige werden dann sehr stark (bis 12 Fuss) wachsen, und müssen an langen Stangen angebunden werden. Sie treiben viele Seitenzweige voller Fruchtaugen, welche das nächste Jahr eine grosse Menge Früchte bringen. Vorzüglich schickt sich dazu die gelbe Himbeere.

PARIS, b. Marchant: *Traité de l'engraissement des animaux domestiques*, où l'on décrit les qualités physiques qui disposent les boeufs, les moutons, les cochons et les volailles etc. à engraisser; les vices de conformation, ou les maladies qui les en empêchent; les procédés les plus économiques d'engraissement, usités en France etc.; les moyens préservatifs et les remèdes curatifs des maladies qui surviennent pendant et après l'engraissement. Par *P. Chabert*, Directeur de l'école Impériale d'Alfort, membre de la légion d'honneur, associé de l'Institut de France, membre de la société d'agriculture de Paris etc., et *C. M. Fromage*, Professeur vétérinaire, membre des soc. d'agricult., de commerce et d'émulation de Caen, d'Alençon et de Cambrai, Vétérinaire en Chef de la gensd'armerie de S. M. l'Empereur. *Seconde* Edition, augmentée d'une seconde partie, où l'on expose les méthodes angloises de l'engraissement des bestiaux, soit sur les paturages, soit à l'étable, ou sous les hangars; les dépenses qu'elles exigent, et les bénéfices que l'on en retire; extrait des ouvrages anglois. Par *C. P. Lasteyrie*, membre de la société philomat. d'agricult. du département de la Seine, de la soc. roy. patriot. de Stockholm, de la soc. roy. des sc. de Göttingen etc. 1806. 134 S. 8. (12 gr.)

Die *erste* Ausgabe erschien im J. 1805, und enthielt bloss die Angabe der Grundsätze und Beschreibung der Methoden, nach welchen in Frankreich bey der Mastung des Viehs verfahren wird. Die Vff. erwarben sich durch diese Ausarbeitung um so mehr Verdienst, da von ihnen die auf den vorliegenden Gegenstand Bezug habenden Grundsätze, Beobachtungen und Erfahrungen zuerst zusammengestellt wurden, und die ältere ökonomische Literatur in Frankreich, so viel dem Rec. bekannt ist, eine eigene Abhandlung über diesen Zweig der Wirthschaft nicht aufzuweisen hat. Unstreitig hat aber die vorliegende *zweyte* Ausgabe einen höhern Werth durch den hinzugefügten *zweyten* Theil, betreffend die in England bey dem Fettmachen des Viehs üblichen Methoden, erhalten. Da die in letzterer Rücksicht mitgetheilten Beobachtungen weniger bekannt sind, und ökonomische Leser am mehresten interessiren werden, so wol-

wollen wir in dieser Anzeige auf einige derselben aufmerksam machen.

Die Hauptabsicht der Engländer bey der Mastung geht dahin, dem Schlachtvieh ein saftigeres, fetteres Fleisch zu verschaffen, und kräftigern Dünger zu gewinnen. Bey der Verfolgung dieses Ziels wird zugleich der grosse Vortheil für die Landeseinwohner erreicht, dass zu ihrer Consumtion eine weit grössere Quantität Nahrungsstoff hervorgebracht wird, als ohne jenes aufmerksame Bestreben möglich wäre. Um den vorgesetzten Zweck nicht zu verfehlen, geht man schon in der Auswahl des Viehs mit der äussersten Sorgfalt zu Werke. Es kömmt nicht bloss darauf an, dass ein Stück Vieh Anlage zum Fettwerden habe, sondern dass es auch in kurzer Zeit diese Vollkommenheit erreiche, weil im letztern Fall durch Kosten-Ersparung ein neuer Gewinn entsteht. Gern wählt man das Vieh aus den Gegenden, wo der Wachsthum des Futters nicht sehr saftig ist. Vieh-Häupter von mittelmässiger Grösse, ruhigem Temperament, versehen mit kleinen Knochen, verhältnissmässig kurzen Beinen, breitem Rücken, weiten Lenden, rundem tonnenähnlichem Körper, muskulösem, elastisch anzufühlendem Fleisch eignen sich eben durch diese Eigenschaften zum baldigen Fettwerden. Ein Thier, dessen Haut sanft anzufühlen ist, und dessen Haar, wenn es auf die Mast gestellt ist, sich zu kräuseln anfängt, giebt dem Viehzüchter die erfreuliche Hoffnung, dass die Mastung gut und schnell anschlagen werde. Man findet mehr Vortheile, junge castrirte Kühe, als Ochsen zu mästen, und unter letztern zieht man Ochsen, die bereits gearbeitet haben, denen vor, die nicht zur Arbeit gebraucht worden. Bekanntlich wird in England das Vieh sehr häufig auf dem Felde selbst fett gemacht. Aufmerksame Wirthe kennen aber den höheren Werth der Mastung in den Ställen, indem im letztern Fall mehr und besserer Dünger gewonnen wird, die Thiere mehr Ruhe geniessen, auch regelmässig ihr Futter zu sich nehmen, und hiedurch geschwinder fett werden. Nur sind treue und aufmerksame Viehwärter eine unerlassliche Bedingung, weil, ausser der regelmässigen Abfütterung, mit der äussersten Sorgfalt Reinlichkeit und die gehörige Temperatur in den Ställen unterhalten werden muss. Verhältnissmässig wird nur wenig Getreide zur Mastung angewendet. Leinölkuchen, die zur Mast der Ochsen vorzüglich dienen, Wurzeln, Bohnen, Erbsenschrot, Erdäpfel, besonders Runkelrüben ersetzen die Körner. Die Hauptsache ist, diese Fütterungsgegenstände gehörig zu mischen, und sie abwechselnd dem Vieh vorzulegen. Einige Berechnungen in der vorliegenden Abhandlung können wir nicht übergehen, indem solche, wenn sie sich, wie vorausgesetzt werden muss, auf Erfahrung gründen, jeden Landwirth, der sich mit diesem Wirthschaftszweige beschäftigt, so wie den Käufer von fettem Vieh interessiren müssen. In dieser Rücksicht bemerken wir aus dem *ersten* Theil, wie durch Beobachtungen ausgemittelt worden, dass von einem gut gemästeten Ochsen der Talg den achten Theil seines Gewichts im lebenden Zustande, die Haut $\frac{1}{18}$, Kopf und Füsse $\frac{1}{20}$, das Eingeweide $\frac{1}{18}$ betragen. Vergleicht man das Fleisch des Ochsen mit den vorbemerkten Theilen, so werden diese zusammen genommen $\frac{1}{3}$, das Fleisch aber $\frac{2}{3}$ gerechnet. In der von Hn. *Lasteyrie* gelieferten Darstellung des in England bey der Viehmastung üblichen Verfahrens verdienen die (S. 105 u. folg.) aufgestellten Berechnungen, wie viel ein Ochse von einem gegebenen Gewicht täglich von den verschiedenen Futtergattungen verzehrt, nachgelesen zu werden. Uebrigens wird man bey Lesung dieser Schrift mit Vergnügen gewahr, dass, während zwey Nationen sich um das politische Uebergewicht bekriegen und zu bekämpfen suchen, wahrheitsliebende Gelehrte der einen Nation freymüthig der andern Nation das Uebergewicht in manchen Zweigen der Cultur einräumen.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Neuburg a. d. Donau: *Neujahrgeschenk für Polizeybeamte*, oder Geschäftskreis der Polizey in Hinsicht auf peinliche Verbrechen nach dem Sinne der §§. 40 u. 89. der Königl. Baierischen Verordnung und Instruction für die Polizeydirectionen in den Städten vom 24sten Sept. 1808 in Vergleichung mit der gerichtlichen Polizeyverfassung in Westphalen. Nebst einem polizeylichen Rückblick in das verflossene Jahr. Von dem Vf. der Studien und Launen von der Polizey (dem K. Baier. Polizeyactuar *von Leiwer* zu Neuburg a. d. Donau). 1812. 63 S. 8. (6 gr.)

Eine Umarbeitung und Erweiterung des in den zu *Jena* herausgekommenen *Justiz- und Polizeyblättern der Deutschen*, 1810. Nr. 32, enthaltenen Aufsatzes des Vfs. *über die Pflichten eines Königl. Baierischen Polizeybeamten in peinlichen Fällen*, verbunden mit *einigen Rückblicken auf die Polizey d. J.* 1811. Was der Vf. dort und hier giebt, ist eigentlich eine Art von Commentar der auf dem Titel angegebenen Stellen der Baierischen Gesetzgebung für den Organismus des Polizeyverwaltungswesens im Verhältnisse gegen die Criminaljustiz. Die dort der Polizey gegebenen Weisungen: 1) „auf erhaltene amtliche oder Privatanzeige von einem *begangenen* oder *bevorstehenden Verbrechen*, von einem Angriffe auf das *Leben*, *Vermögen*, oder die *Ehre* eines Menschen, die *Uebel abzuwenden*, die *Personen* und *Sachen sicher zu stellen*, den *Thäter zu ergreifen*, und *ihn der Gerichtsstelle zu überliefern*;" übrigens aber 2) „eigentliche *Rechtssachen* an das Stadtgericht zu verweisen, und in Criminalfällen bloss dasjenige zu verfügen, was zur Verhaftung des *Thäters*, zur Versicherung der *Effecten*, und zur Erhaltung der Anzeigen des Verbrechers erforderlich ist" — scheint dem Vf. von Manchem zu enge gedeutet werden zu wollen. Um ihre Ansichten zu berichtigen, wirft er die *vier* Fragen auf: 1) *Worin bestehen eigentlich die Vorarbeiten des Polizeybeamten bey erhaltener Anzeige von Criminalverbrechen?* 2) *Ist er befugt,*

fugt, eine Hausvisitation vorzunehmen? 3) *Darf er Zeugen verhören?* und auch 4) *den Angeschuldigten, wenn dieser die gegen ihn obwaltenden Verdachtsgründe auf der Stelle widerlegt, in Freyheit setzen? oder muss er ihn unbedingt der Criminaljustiz überliefern?* welche hier (S. 12 folg.) kürzlich untersucht werden. Die Entscheidung fällt *für* die Polizey aus: 1) weil es in dem Wesen der Polizey liege, durch Aufnahme officieller und Privatanzeigen, durch Verhaftung des Verbrechers, den man auf der That erwischt hat, und durch Einleitung einer summarischen Untersuchung in zweifelhaften oder nicht ganz constatirten Fällen, sowohl den Verbrecher in die Hände der Justiz zu liefern, als dafür zu sorgen, dass niemand unschuldiger Weise zu Verhaft gebracht werde, das Amt des peinlichen Richters aber nur dann eintreten dürfe, wenn ein peinliches Verbrechen *wirklich* begangen worden, und der Verbrecher durch eine zuverlässige Anzeige, durch das allgemeine Gerücht oder durch hinreichende Verdachtsgründe bekannt ist. 2) Die Polizey müsse die Haussuchung vornehmen, weil es ausserdem nicht möglich sey, sich der Person und der Sachen zu versichern, und dasjenige zu verfügen, was zur Erhaltung der Anzeigen des Verbrechers erforderlich ist, vielmehr bey verspäteter Uebergabe des Verbrechers an die Justiz die Beweise leicht verschwinden, das *Corpus delicti* weggeschafft oder verändert werden könnte. 3) Sollte die Polizeybehörde keine Zeugen vernehmen dürfen, so würde solche nie bestimmen können, ob das Verbrechen zur Polizey oder zum peinlichen Gerichte geeignet sey, und ob gegen den Angeschuldigten hinlängliche Anzeigen vorhanden seyen, um ihn seiner Freyheit berauben, und in das Criminalgefängniss abführen zu können; und nächstdem würden auch, wenn die Polizey kein solches Zeugenverhör vornehmen sollte, die Beweise des Verbrechens selbst leicht verloren gehen können. 4) Ergebe sich bey der vorläufigen Untersuchung der Polizey die Unschuld des Verbrechers, so liege dessen sofortige Freylassung in der Natur der Sache: denn nur derjenige dürfe in Criminalarrest gebracht werden, gegen den hinreichende Indicien vorhanden sind. — Wir lassen an seinen Ort gestellt seyn, ob diese Gründe dasjenige ausreichend beweisen, was durch sie bewiesen werden soll. Uns scheint es bey der Erörterung der hier behandelten Fragen zunächst darauf anzukommen, *was man sich für Begriffe vom Wesen der Polizey macht?* ob man ihr einen eigenthümlichen, von der Justiz unterschiedenen, Charakter zugesteht? oder ob man beide, die Justiz und die Polizey, nur als zwey verschiedene Zweige, einer und derselben Sorge für öffentliche Zwecke ansieht? und wenn man der Polizey einen eigenthümlichen Charakter zutheilt, worin man diesen setzt? Soll das Geschäft der Polizey seyn, das Ansehn und die Wirksamkeit der Geseze *indirect* zu befördern, und ist sie so auch nichts weiter, als eine eigene Form und Art der Justiz: so lässt sich ihr dasjenige keineswegs absprechen, was der Vf. ihr hinzugetheilt wissen will. Besteht aber ihr Charakter, wie einige wollen — und diese Ansicht scheint uns die richtigere zu seyn — in *directer* Thätigkeit für die Realisirung des Staatszwecks: so liegt dasjenige, was ihr der Vf. hier zugetheilt hat, ganz ausser ihrer Sphäre. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, hat sie sich bloss darauf zu beschränken, das *Corpus delicti* rein zu bewahren, die Verdachtsgründe gegen den Verbrecher auszuforschen und dem Gerichte anzuzeigen, und den Verbrecher zu ergreifen und an die Justiz auszuliefern, die dann über seine Schuld oder Unschuld urtheilen mag, ohne dass sich die Polizey darein mischt. Und da die Baierische Gesetzgebung wirklich sich zu der letzten Ansicht zu bekennen scheint, auch bey dem, was selbst der Vf. (S. 37 f.) über die Wechselwirkung der Polizey und Justiz sagt, diese Ansicht offenbar zum Grunde liegt, so scheint uns auch von Baierischen Polizeybehörden gegen den Verbrecher, und in Bezug auf ihn, nichts weiter geschehen zu können, als was ihr das organische Edict vom 24. Sept. 1808. §. 10. namentlich und wörtlich zugetheilt hat, und sonach die von dem Vf. versuchte ausdehnende Erklärung dieser gesetzlichen Sanction dem Geiste des Gesetzes allerdings mehr abhold zu seyn, als zuzusagen. Die Gründe, welche der Vf. für seine Deutung aus der ehemaligen Westphälischen Gesetzgebung, und insbesondere aus dem organischen Edicte vom 17. Januar 1808 über die Pflichten der Friedensrichter, hernimmt, sprechen ihr keineswegs das Wort: denn es ist klar, dass die Westphälische Gesetzgebung bey ihren Bestimmungen von einer ganz andern Ansicht des *Wesens der Polizey* ausgegangen ist, als die Baierische bey den hier vorliegenden Sanctionen. Und überhaupt ist es eine äusserst missliche Sache, die Gesetze eines Staats aus den ähnlich scheinenden Gesetzen eines Andern erklären zu wollen. — Ist übrigens die Deutung des Vfs. richtig, so lässt sich die den Polizeybeamten für *die Behandlung der hieher gehörigen Fälle* (S. 32 f.) ertheilte Instruction allerdings nicht missbilligen. Doch ist sie theils zu kurz und oberflächlich, theils auch unnöthig, weil jeder nur einigermassen gebildete Polizeybeamte das weiss, was ihm der Vf. hier lehren will. Der polizeyliche Rückblick des Vfs. auf das verflossene Jahr endlich ist nichts weiter, als eine kurze Vertheidigung der Polizey überhaupt und der Sicherheitspolizey in Baiern insbesondere gegen den ihr gemachten Vorwurf der Unzulänglichkeit ihrer Anstalten für ihre Zwecke. Der Vf. zeigt aus der Lage der Menschheit und der Staaten, und des Königreichs Baiern insbesondere, dass es bloss die Schwierigkeiten sind, welche die Polizey bey ihrer Thätigkeit überall zu bekämpfen hat, die ihr die Erreichung ihres Endzwecks unmöglich machen, und dass man, bey dem Wenigen, was in unsern meisten Staaten und auch in Baiern — besonders auf dem Lande — für sie geschieht, sich wirklich nicht beschweren darf, wenn sie nicht alle an sie gemachte Forderungen vollständig erfüllt; — und jeder unbefangene Beobachter der damaligen Lage der Dinge wird wohl dem Vf. hier Recht geben müssen.

MONATSREGISTER

vom

FEBRUAR 1814.

I.

Verzeichniſs der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recenſirten Schriften.

Anm. Die erſte Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an. Der Beyſatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

H.

Stam,

T.

U.

V.

W.

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 60.)

II.

Verzeichniss der literarischen u. artistischen Nachrichten.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Todesfälle.

Universitäten, Akad. u. andre gel. Anstalten.

Som-

III.

Verzeichniss der literarischen Anzeigen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1814.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Altona, b. Hammerich: *Lehrbuch der gerichtlichen Arzneykunde für Rechtsgelehrte.* Von Dr. *Georg Heinrich Masius*, Professor der Arzneywissenschaft auf der Universität zu Rostock, und verschiedener gelehrten Gesellschaften Mitglied. *Erster* Theil. Propädeutik zur gerichtlichen Arzneykunde. *Zweyte* sehr vermehrte und verbesserte Ausgabe. 1812. XVIII u. 133 S. *Zweyter* Theil. System der gerichtlichen Arzneykunde. *Zweyte* vermehrte und verbesserte Ausgabe. 1812. VI u. 226 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der Vf. hat das ganz richtige Gefühl gehabt, dass es als ein Uebelstand auf Universitäten anzusehn ist, wenn der Jurist und Mediciner beide zugleich einen und eben denselben Unterricht in der gerichtlichen Arzneywissenschaft geniessen. Denn es ist offenbar, dass dabey entweder der letztere vernachlässiget, oder der erstere zu viel zu wissen bekommt, was ihm, weil es für ihn wegen Mangels an zureichenden Kenntnissen in allen den der gerichtlichen Arzneykunde zum Grunde liegenden Wissenschaften ganz unverdaulich ist, und der guten Sache nicht nur nie förderlich seyn kann, sondern ihr vielmehr hinderlich seyn, und nachher im praktischen Leben nur zu oft Anlass zur Verwirrung geben muss. Diesem anerkannten Uebelstande hat nun der Vf. dadurch abzuhelfen gesucht, dass er, nachdem er selbst schon einigemal die gerichtliche Arzneywissenschaft allein für Rechtsgelehrte gelesen hatte, nun auch ein besonderes Lehrbuch dieser Wissenschaft ausschliesslich für Rechtsgelehrte geschrieben hat. Das erste Lehrbuch dieser Art.

Wenn gleich Rec. frey gestehen muss, dass er über den Nutzen und die Nothwendigkeit der Kenntniss der gerichtlichen Arzneywissenschaft für den Rechtsgelehrten ganz anders denkt, als der Vf., und vor ihm Hr. *C. R. Meißer* zu Breslau: so gehört es doch nicht hieher, auch gestattet es der Raum nicht, hier darüber zu rechten. Rec. macht es sich deshalb zur Pflicht, bey der Beurtheilung der vorliegenden Schrift von seiner eigenen Ansicht und Ueberzeugung ganz zu abstrahiren, und nur von der Ansicht des Vfs. auszugehen.

Von diesem Standpunkte aus ist Rec. dem Vf. die Gerechtigkeit schuldig, seinen Plan als zweckmässig und seine Bearbeitung als gut gerathen anzuerkennen. Wenn Rec. aber in der etwas ausführlichen Anzeige der vorliegenden zweyten Ausgabe, welche er um so mehr, da die erste, im Jahre 1810 auf Subscription erschienene, Ausgabe in unserer Zeitung noch nicht angezeigt ist, für nöthig hält, hie und da Bemerkungen und Erinnerungen hinzufügt, so hegt er dabey den Wunsch, dass der Vf. darin einen Beweis seiner Achtung für ihn, erkennen möge.

Der Vf. hat die im *ersten* Theile enthaltene Propädeutik auch als ein besonderes Werk abdrucken lassen, welches den Titel führt:

Grundriß anthropologischer Vorlesungen für Aerzte und Nichtärzte. Von *Masius*. Altona, 1812. (16 gr.)

Da der Vf. also den *ersten* Theil zu einem doppelten Zwecke bestimmt hat, so glaubt Rec. nicht unzweckmässig zu verfahren, wenn er den *ersten* Theil der vorliegenden Schrift auch nach diesem doppelten Zwecke beurtheilt.

Als Grundriss anthropologischer Vorlesungen ist dieser Theil, von dem Rec. hier sogleich bemerkt, dass der Vf. ihm mit der nöthigen, zum Theil wohl nicht streng genug gewählten Literatur ausgestattet hat, alles Beyfalls werth zu achten, und für ein sehr zweckmässiges Lehrbuch zu erkennen. — Die Anthropologie ist in *vier* Abtheilungen vorgetragen. In der *ersten* ist *die allgemeine Betrachtung des menschlichen Körpers* enthalten, indem der Vf. 1) *von der organischen Natur überhaupt*, 2) *vom menschlichen Organismus insbesondere*, 3) *von den allgemeinen Systemen und Thätigkeiten desselben*, 4) *von der Gesundheit und Krankheit*, und 5) *von der Hebung der letzteren* handelt. In der *zweyten* Abtheilung findet man *die Verrichtungen des menschlichen Körpers*, und in allen Unterabtheilungen zugleich auch *ihre Störungen* abgehandelt. 1) *Von den organischen oder reproductiven Verrichtungen*, und zwar *a*) *zur Erhaltung des Individuums: Von der Verdauungslehre, der Respiration, dem Kreislaufe des Blutes, der Einsaugung und Ernährung, der Erzeugung der thierischen Wärme*, und *der Absonderung aus dem Blute. b*) *Zur Erhaltung der Gattung: Von dem Zeugungsgeschäfte des Mannes, und des Weibes, von der Schwangerschaft und Geburt.* 2) *Von den Verrichtungen des thierischen Lebens. Von der willkürlichen Bewegung, den Verrichtungen der Sinnorgane*, und *den Verrichtungen des Gehirns.* In der *dritten* Abtheilung folgen *die Perioden des menschlichen Lebens;* und in der *vierten* macht *die Naturgeschichte des Menschen* den Beschluss. — Aus dieser kurzen Darstellung des Inhalts mag der Leser sich überzeugen, dass die Materien gut geordnet

net sind, und dass hier keine zur vollständigen Darstellung des menschlichen Organismus führende Materie übergangen ist. Das Anatomische ist allenthalben, wo es nöthig war, angeführt. Uebrigens hat der Vf. bey seinem Vortrage grösstentheils Kürze, Deutlichkeit und Vollständigkeit sehr zweckmässig zu verbinden gesucht. Nur an wenigen Stellen ist die Darstellung unbestimmt, oder unvollständig; wie z. B. an den Stellen, wo von der Lage und Verbindung des Pancreas, dem Monatlichen des Weibes, den Gedärmen, den Veränderungen, welche die Speisen im Magen leiden, der Endigung des Fruchtkanals in den Fruchthalter die Rede ist. Ferner auch S. 12., wo die Arme Gliedmassen der Brusthöhle, und die Füsse Gliedmassen der Bauchhöhle genannt werden: S. 66. wo nur ein Hauptstamm, in welchen sich alle Venen vereinigen, angeführt wird; und S. 84. wo es heisst: das Weib hat Eyerstöcke, um einen weiblichen Zeugungssaft zu bereiten. Druckfehler, deren in der *ersten* Ausgabe viel vorkamen, sind dem Rec. hier wenige aufgefallen, nur z. B. S. 116. Z. 23. Sinne statt Sinus, und S. 137. Z. 9. Zwischenschiefermuskel. — Betrachtet man nun aber diesen *ersten* Theil nach seiner andern eigenthümlichen Bestimmung als Propädeutik: so möchte derselbe eher einen Tadel verdienen, in so fern nämlich in demselben 1) offenbar zu viel vorkommt, was den Rechtsgelehrten in nächster Beziehung auf die gerichtliche Arzneywissenschaft entbehrlich ist, 2) dasjenige, was ihm davon in Bezug auf dieselbe zu wissen nöthig wäre, theils zu kurz abgefertigt; theils auch zu unbestimmt vorgetragen ist, 3) die beobachtete Ordnung der Materien, so zweckmässig sie auch zu anthropologischen Vorlesungen seyn mag, doch hier nicht so ist, dass der Rechtsgelehrte — was Rec. für besonders nothwendig halten möchte — mit Leichtigkeit das ausheben kann, was ihm zur etwanigen Beurtheilung der verschiedenen Gegenstände der gerichtlichen Arzneywissenschaft brauchbar ist. Beweise braucht Rec. hier wohl nicht anzuführen, da eben die Anerkennung des Werths dieses Theils als Grundriss anthropologischer Vorlesungen schon jene Vorwürfe rechtfertiget. Dennoch aber erkennt Rec. es für die höchste Ungerechtigkeit, den Vf. in Hinsicht dieses Theils als Propädeutik alles Verdienst absprechen zu wollen. Der Vf. hat diese Bahn zuerst betreten, und noch keinen Vorgänger oder Wegweiser gehabt: wer muss es da nicht anerkennen, welche grosse Schwierigkeiten es hat, bey einer solchen Prodädeutik gleich das rechte Maass zu finden.

Angenommen nun, dass dem Rechtsgelehrten das Verständniss der gerichtlichen Arzneywissenschaft möglich, nützlich und nothwendig ist, was doch des Vfs. Meinung ist, so möchte man nach des Rec. Erachten am sichersten dahin gelangen, wenn man 1) die Ordnung der Materien der gerichtlichen Arzneywissenschaft selbst auch der Propädeutik zum Grunde legte, 2) in Hinsicht einer jeden Abtheilung jener die Frage: was ist dem Rechtsgelehrten zum Verständniss derselben aus dem gesammten ärztlichen Wissen Bedürfniss? sorgfältig untersuchte und zur Entscheidung brächte, und dann endlich 3) entweder die so geordnete Propädeutik in ununterbrochener Folge zur Einleitung in die gerichtliche Arzneywissenschaft nähme, oder auch — was Rec. noch für besser halten möchte — einer jeden Abtheilung, der letztern besonders, diejenigen Sätze und Resultate aus dem gesammten ärztlichen Wissen, welche zum Verständniss derselben unentbehrlich sind, vorsetzte.

Wie sich die vorliegende *zweyte* Ausgabe der Propädeutik zur *ersten* verhält, davon kann Rec., indem er die *erste* nicht mehr zur Hand hat, nichts weiter angeben, als dass sie sehr vermehrt ist, indem das, was in der *ersten* Ausgabe nur von S. 11 bis 96. gieng, in der *zweyten* 133 S. ausmacht. Zu diesen bedeutenden Vermehrung des *ersten* Theils scheint zwar wohl die bey der *zweyten* Ausgabe hinzugekommene Absicht des Vfs., dass dieser Theil zugleich auch als Lehrbuch der Anthropologie dienen sollte, Gelegenheit gegeben zu haben; sollte aber nicht eben hiebey auch vielleicht bey dem Vf. das Gefühl zum Grunde gelegen haben, dass dem Rechtsgelehrten zum Verständniss der gerichtlichen Arzneywissenschaft, und nachher im praktischen Leben zur physischen Beurtheilung der vorkommenden Fälle von dem ärztlichen Wissen doch mehr nöthig sey, als sich aus einer Propädeutik schöpfen lässt? — Doch Rec. hat schon zu lange bey dem *ersten* Theile verweilt!

Der *zweyte* Theil enthält das eigentliche System der gerichtlichen Arzneywissenschaft. Eine kurze Anzeige des Inhalts mag den Leser von der Einrichtung und zugleich von der Vollständigkeit desselben, die Beyfügung einiger Erinnerungen aber davon überzeugen, dass dieses Lehrbuch, in welchem allenthalben auf die Anwendung in der Civil- und Criminal-Rechtspflege besondere Rücksicht genommen ist, einen nicht geringen Werth hat, und als Leitfaden zu Vorlesungen der in Rede stehenden Wissenschaft für Rechtsgelehrte sehr brauchbar ist.

Die *erste* Hauptabtheilung nennt der Vf. *den formellen Theil*. Hier kommen die Rubriken vor: *Von den gerichtlichen Medicinalpersonen. Von den gerichtlich medicinischen Untersuchungen lebender und todter Körper. Regeln für den Richter. Von den Obductionen selbst. Von dem Obductionsprotocolle und den Fundscheine.* So manche treffliche Winke der Vf. hier auch den Rechtsgelehrten gegeben hat, so hätte Rec. doch wohl gewünscht, dass der Vf. diese Abtheilung etwas specieller noch abgehandelt hätte. Auch möchte in der Folge der Rubriken eine andere Ordnung vielleicht noch zweckmässiger gewesen seyn. — Die *zweyte* Hauptabtheilung ist nach dem Vf. *der materielle Theil*. Der *erste* Abschnitt handelt *von den meistentheils nur bey Lebenden vorkommenden Gegenständen der gerichtlichen Arzneykunde. Vom menschlichen Alter. Vom gesetzwidrigen Beyschlafe.* Hier kommen die Kapitel vor: *vom Verluste der Jungferschaft, von der Nothzucht, von der Sodomie, von der Schwangerschaft und Entbindung.* Wider diese Art

Art der Abtheilung möchte wohl manches zu erinnern seyn! *Untersuchungen über das Fortpflanzungsvermögen. Vom männlichen Unvermögen. Von der Pröpotenz. Vom weiblichen Unvermögen. Von der Unfruchtbarmachung. Von den Hermaphroditen.* Das letzte Kapitel steht hier wohl nicht am rechten Orte. *Von den zweifelhaften Geburten.* Die in dieser Abtheilung mit vorkommenden Kapitel *von den Molen* und *Missgeburten* gehören auch nicht dahin. *Von den zweifelhaften* (Körper-) *Krankheiten*, wobey noch in einem eigenen Kapitel die vorgegebenen Krankheitsursachen abgehandelt sind. *Von den Gemüthskrankheiten;* hier kommen auch die verwandten Seelenzustände vor. *Von den bleibenden Schäden nach Verletzungen.* Warum hat der Vf. nicht auch in einer besondern Abtheilung die Verletzungen selbst abgehandelt, so weit sie bey Lebenden zur Untersuchung und Beurtheilung vorkommen? Rec. hält es für sehr nützlich, wenn die Lehre von der Untersuchung und Beurtheilung der Verletzungen während des Lebens von den der Verletzungen nach dem Tode getrennt abgehandelt wird. *Von den Criminalstrafen. Von den Kunstfehlern der Medicinalpersonen.* Ueber diese Fehler kann und darf nur eine medicinische Behörde urtheilen und entscheiden. — Der *zweyte* Abschnitt handelt *von den Gegenständen der gerichtlichen Arzneykunde, welche mehrentheils nur an Leichnamen zu untersuchen vorkommen.* Rec. hält es für vorzüglicher, wenn beide Abtheilungen so gemacht werden, dass in der einen nur allein die Gegenstände, wie sie während des Lebens zur Untersuchung und Beurtheilung vorkommen, und in der andern nur allein die Gegenstände, wie sie nach dem Tode zur Untersuchung und Beurtheilung vorkommen, enthalten sind. *Von den Verletzungen.* Hier vertheidigt der Vf. mit *Stoll, Brinkmann, Roose* und *Schmidtmüller* die von *Ploucquet* zuerst vorgeschlagene Eintheilung der absolut tödtlichen Verletzungen in allgemein absolut tödtliche und individuell absolut tödtliche. Rec. muss aber gestehn, dass auch die von dem Vf. angeführten Gründe seine Ueberzeugung von der Unzulässlichkeit dieser Eintheilung nicht wankend gemacht haben. Der richtige Begriff der absoluten Tödtlichkeit schliesst schon diese Eintheilung ganz aus. Auch will der Richter immer nur wissen, ob die diesem Individuum zugefügte Verletzung absolut tödtlich ist, oder nicht. Ob sie bey allen andern Menschen auch absolut tödtlich gewesen wäre, oder nicht, darnach frägt der Richter nicht. *Von den Erstickungen. Von den Vergiftungen. Von andern schleunigen und langsamen Todesarten. Vom Selbstmorde. Von einigen zweifelhaften Todesarten. Von den Prüfungsmitteln des Lebens todtgefundener neugeborner Kinder* nach der Geburt. Warum liess der Vf. den letzten Zusatz nicht weg? *Von den gewaltsamen Todesarten neugeborner Kinder.* Zuletzt folgt ein recht gutes Sach-Register. Die Anzeige des *zweyten* Theils dieses Lehrbuchs schliesst Rec. mit dem Wunsche, dass der Vf. bey einer neuen Ausgabe in demselben auf eine mehr systematische Ordnung sehen, seinen Vortrag sorgfältiger einschränken, und alle Erklärungen, die der Rechtsgelehrte doch nie recht verstehen, ganz weglassen möge.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GERMANIEN: *Kurze und wahrhaftige Erzählung von Napoleon Bonapartens verderblichen Anschlägen, von seinen Kriegen in Spanien und Russland, von der Zerstörung seiner Heeresmacht,* und *von der Bedeutung des gegenwärtigen deutschen Krieges:* ein Büchlein dem deutschen Volke zum Trost und zur Ermahnung gestellt. 1813. 125 S. 8.

In einer einfachen und doch ergreifenden und blühenden Schreibart erzählt Hr. *E. M. Arndt*, — denn diess ist der Vf., — kurz die furchtbaren Gräuel, welche Frankreich Jahre lang häufte und besonders über Deutschland schüttete; dann stellt er in eindringenden Zügen dar, wie Bonaparte's Heere in Spanien und Russland vernichtet wurden, führt darauf den Deutschen, die damals, — (das Buch ist zu Dresden im April 1813 geschrieben) — noch lange nicht vereinigt waren, vor, was sie zum Heile ihres Vaterlandes thun müssten, und beschliesst mit Feuer und Wärme das Werk, das die weiteste Verbreitung verdient. Es ist ein Buch für das deutsche Volk im ganzen Umfange des Wortes, voll kühnen und trefflichen Muthes, erhebend und stärkend. Wir zeichnen einige Stellen aus:

„Gerecht ist Gott! Hört es, bepurpurte und unbepurpurte Tyrannen! hört es, alle ihr Feigen und Feilen! Hört es alle Buben, Weichlinge und Verräther! Hört es und zittert! Zwanzig Jahre ist er sichtbar und vernehmlich unter den Menschen umhergewandelt, und hat gewiesen, dass er noch der alte Gott ist; dass er straft und strafen muss, wenn der Sünde und des Frevels zu viel wird — ihr seyd blind und taub gewesen, und habt euch verstockt und euch in Ungerechtigkeit und Weichlichkeit immer tiefer versenkt, dass ihr sein Angesicht nicht sähet. Jetzt kömmt er mit Donnern und Blitzen und zerreisst die Decken und Hüllen aller Schanden und Gräuel; das Weltgericht ist da, die Bösen werden bestraft werden, und die Gerechten werden in Freyheit blühen. *Selig aber sind die, welche von Eitelkeit und Geiz ungeblendet blieben und ihre Seelen von Lüge und Verrath unbefleckt erhielten.*" (S. 73.)

„Bethöre und lüge, Bonaparte, brauche Menschenkünste und Menschenlisten, so viel du willst — du wirst Gott und die Geschichte nicht bethören; sie haben dich bestraft, sie werden dich bestrafen, deine Stunde hat geschlagen — du wirst fallen. Gott hat dich gestraft durch das Laster und die Verruchtheit, die dich und deine Feldherrn blind und wahnwitzig ins Verderben trieben, durch die Standhaftigkeit und den Stolz, die von dem Kaiser von Russland, durch den Muth und die Streitbarkeit, die er dem ganzen russischen Volke in die Brust blies, durch den strengen Winter, den er ungewöhnlich früh und heftig über dich und dein Heer verhängte. Du solltest endlich zittern lernen vor einer Allmacht, womit du immer gegaukelt und woran du nie geglaubt hast: den Wölfen, und Raben und Kirchhöfen sind

und die Heere geopfert, womit du die Welt erobern wolltest; du bist zurückgesunken auf den Punkt, von wo du vor 13 Jahren ausgiengest, und mit Schande zurückgesunken. Ich will dich nicht an alte und unzählige Verbrechen erinnern, ich rechne dir nur vor, wie viel Menschenglück und Menschenleben deine wilde Mordlust und deine unersättliche Herrschsucht ermordet hat. In deinen Heeren hast du 400000 Soldaten zerstört, ausser diesen wenigstens 100000 zum Heere gehörige und das Heer begleitende Menschen jedes Alters und Geschlechts; in den russischen Heeren sind durch Krankheit, Wunden und Eisen wenigstens 200000 Soldaten und Menschen umgekommen: diess macht 700000 Menschen. Rechne ich dazu die friedlichen Bauern und Bürger von Deutschland, Polen und Russland, welche auf dem verwüstenden Zuge deiner Heere und in den brennenden Städten und Dörfern getödtet, verstümmelt, verbrannt, verhungert und geschändet sind; rechne ich die Tausend, welche die Pest wegrafft, wohin deine gefangenen und fliehenden Heere kommen, so sind 500000 Menschen nicht zu viel. Dieser einzige Feldzug kostet an anderthalb Millionen Menschen das Leben; wie viele Millionen Leben und Glück es im Keim vertilgt, das kann keiner berechnen.

Hast du je so gerechnet? hast du hieran je gedacht? Nein, nicht so, wie Menschen denken und rechnen; in deiner Brust ist kein Funke menschlichen Gefühls. Dass du gewissenlos, grausam, und wahnsinnig so viele Hunderttausende, die dich ihren Feldherrn nannten, hingeopfert hast, das hat dich noch keinen Augenblick gegrämt. Das grämte und betrübte dich einige Wochen, dass du beschimpft fliehen musstest; so lange warst du traurig, als du noch fürchten konntest, gefangen oder erschlagen zu werden. Nach der Beresina machtest du wieder den Gleichgültigen, ja den Leichtsinnigen, scherztest mit den Mitgliedern des heiligen Geschwaders, assest, trankest und schliefest wie immer, und reisetest gesund nach Paris: die Leichen, die um dich her lagen, waren für dich nur todte Leiber, ihre Geister beunruhigten deine Träume nicht, für ein eisernes Gewissen steigen keine Schatten und Gespenster aus der Hölle empor. — Du bist entronnen, du wirst frische Menschenhaufen zusammentreiben, du wirst die blutige Arbeit wieder von vorne beginnen. Zittre! es lebt ein Gott, Gott hat dich zerschmettert, Gott wird dich zerschmettern. Der Kaiser Napoleon Bonaparte hat aufgehört Europa zu regieren; er und seine schändlichen Grossvezire und Baschas sind vom Schicksal nur aufgespart, dass sie sich vor der ganzen Welt in ihrer vollen Nichtswürdigkeit spiegeln und am langsamern Feuer der Schande gebraten werden. So ist Gottes Gericht." (S. 98—101.)

Und auf den blutigen Schlachtfeldern an der Katzbach, bey Kulm, bey Gross-Görschen und Dennewitz, und endlich bey Leipzig hat sich Gottes allmächtige Hand und sein Gericht wieder in hoher Klarheit gezeigt, er hat sein Reich, die Welt errettet. — Noch fügen wir den herrlichen Schluss des Werks hier an, die Anrede an die Deutschen.

„Ein freyes und ruhmvolles Deutschland, ein mächtiges und stolzes Vaterland, ein glänzendes deutsches Reich, und einen gewaltigen deutschen Kaiser, ein freyes und gerechtes Volk müsset ihr wollen.

Die Tugend, Redlichkeit und Treue eurer Väter, die Liebe und Sehnsucht der Vergessenen und Verlornen, wodurch eure Vorfahren wackre und glückliche Männer waren — die müsset ihr wollen.

Die Frömmigkeit und Gottesfurcht und das dem Himmel vertrauende Herz, welche eure Väter zu jeder edlen Geduld und Arbeit stärkte und gegen Laster und Schande verwahrten — die müsset ihr wollen.

Hass und Zorn gegen eure Unterdrücker, Hass und Zorn gegen ihren Tand, ihre Knechtschaft, ihre Sprache, ihre Sitten und Moden, und gegen ihr ganzes blankes, äffisches und buhlerisches Wesen und gegen alle, die in Deutschland ihre Affen und Sklaven seyn und bleiben wollen — den müsset ihr wollen und gebieten, auf dass deutsche Ehre und deutscher Stolz dagegen wieder erstehen.

Eintracht, Brüderlichkeit, Verträglichkeit, Versöhnung aller Fehden und Unbilde, *ewiges Vergessen* der jammervollen Zwietracht deutscher Stämme und Lande gegen einander — das müsset ihr wollen.

Durch tapfern Krieg, durch frischen Muth, durch frohe Hingebung von Gut und Blut für das Vaterland müsset ihr die Schande auslöschen, die *Freyheit* wieder herstellen, und das ehrwürdige und *heilige Reich* der Deutschen wieder aufrichten, und einmüthiglich und trotziglich auf Gott und euer Recht die Waffen nehmen, und den Feind schlagen und vertilgen, so lange er in euren Grenzen sitzt.

Wenn ihr das recht wollt und fühlet, wenn ihr das Unsterbliche und Gerechte, wenn ihr das alte Deutschland wollet und fühlet, dann wird ein herrliches Zeitalter beginnen. Gott wird euch mit Sieg krönen und euch Weisheit verleihen, wie ihr euer zerrüttetes und zerfallenes Vaterland wieder aufrichten möget.

Auf denn alle! auf mit Gott und mit dem Glauben an Ehre und Tugend! auf mit den himmlischen Waffen gegen die höllischen Waffen! Waget Männer zu seyn, freye und ehrenwerthe Männer; waget euren Vätern zu gleichen; waget eure Feinde zu übertreffen; waget zu siegen und zu sterben — und die Geschichte wird wieder von den lange verschwiegenen und verhüllten deutschen Ehren erklingen."

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

März 1814.

PHILOSOPHIE.

München, b. Giel: *Grundriß der Geschichte der Philosophie.* Zunächst für seine Zuhörer von *Kajetan Weiller.* 1813. X u. 262 S. 8.

Dieser Grundriss zeichnet sich unter den neuern Lehrbüchern durch mehrere Eigenthümlichkeiten auf eine vortheilhafte Art aus. Hr. *W.* hat schon seit mehreren Jahren mit Ernst und Einsicht für die Würde der Philosophie und gegen ihre Entweihung durch kühne, aber gehaltlose, Speculation gekämpft, und zwar als Selbstdenker doch mit Vorliebe für die Ansichten *Jakobi's* sich erklärt. Nach dieser Grundansicht hat er nun auch die Geschichte der Philosophie aufgefasst und durchgeführt, und dabey immer den Gedanken festgehalten, die Systeme von der verschiedensten Art nicht bloss als Fehler, welche allenfalls einen propädeutischen Gewinn zur Vermeidung ähnlicher Verirrungen haben können, sondern als *Theil-Bewegungen einer größern Gesammtlebendigkeit* und jedes in seiner Art als einen gelungenen Versuch, welcher etwas Anderes, aber zu einem grossen Ganzen gehöriges, dargestellt habe, zu betrachten. Wenn auch diese Ansicht noch vielen Zweifeln unterliegt und darum nicht zur allgemeinen Ueberzeugung werden könnte, so ist sie doch mit Scharfsinn und Gewandtheit durchgeführt; die Geschichte der Philosophie hat durch sie ein eigenthümliches Gepräge erhalten; sie ist zu einem zusammenhängenden Ganzen geformt worden, in welchem manche nicht so beachtete Seiten der Systeme schärfer und die einzelnen Theile nicht so isolirt, sondern als Theile eines organischen Ganzen hervortreten. Die Ansicht, welche diesem Grundriss seine eigenthümliche Form giebt, und nach welcher der Werth desselben hauptsächlich beurtheilt werden muss, ist in der Einleitung *über das Verhältniß der philosophischen Versuche zur Philosophie* weiter entwickelt worden; die Hauptgedanken derselben müssen wir hier unsern Lesern mittheilen.

Die Entgegensetzung der philosophischen Meinungen ist, sagt der Vf., so gross und alt, dass Viele sogar an der Möglichkeit solcher Ueberzeugungen überhaupt zweifeln. Allein die am Tage liegende Wurzel dieser Uneinigkeit läuft nicht in die innere Tiefe hinab, nicht durch das ganze Wesen unsers Geistes hindurch. „Die Philosophie, ein Erzeugniss unsers vollständigsten, also kräftigsten innern Lebens, ist ein tropisches Gewächs, und dürfte daher wohl unter den Geschöpfen unsers Geistes das seyn, was unter den Geschöpfen der Natur die Riesenpflanze — die Adansonie — ist, jener Königsbaum, der alt, wie die Erde, mehrere Jahrtausende hindurch wächst, seine Aeste zuletzt immer wieder in die Erde senkend, so dass allerdings da ein Wald zu seyn scheint, wo doch nur er allein ist mit den tausend Formen seines Lebens." Sie gehört aber nicht weniger der Thätigkeit des Einzelnen als dem ganzen Geschlechte an. Kein Versuch kann Ansprüche auf Alleinherrschaft und Geschlossenheit machen; er ist nur ein Theil eines grösseren, immer noch nicht vollendeten Ganzen. Jeder Versuch weiss nicht von allem, wovon man hier wissen sollte, sondern nur von wenigem, manchesmal bloss von einem sehr Untergeordneten. Die Systeme sprechen, wie es scheint, zwar Verschiedenes, aber von Einem und demselben; allein, es findet sich, dass jedes im Grunde von etwas Anderm spricht, dass aber das Verschiedene eben deswegen auch kein Entgegengesetztes, kein sich selbst Widersprechendes mehr sey.

Zwar ist die Grundfrage der Philosophie immer nur Eine. Aber sie spaltet sich in Theile, und es werden ausser dem noch mehrere Vor- und Nebenfragen nothwendig. Es ereignet sich also auch hier, was sich auf so manchem andern Felde ereignet. *Eine verborgne Macht zwingt den menschlichen Anstrengungen ungesuchte Resultate ab.* Von der fast immer unbekannten Gewalt der jedesmaligen Umstände ergriffen, und geleitet von einem dadurch geweckten geheimen Instincte, beantwortet die eine Partey diese, die andere jene Frage, absichtlos und unwillkürlich, *indem sie etwas ganz anderes zu thun glaubt.*

Nach der gemeinen Ansicht ist schon dieses sehr schlimm, dass es *nur mißlungene* Versuche giebt. Nach des Vfs. Ansicht giebt es *nur gelungene.* Nach jener haben alle Parteyen *Unrecht* und *nur Unrecht* — wenigstens im Ganzen und Wesentlichen; nach dieser alle *Recht*, aber freylich nicht so, wie sie meynen, nämlich nicht in dem *Bezirke*, nicht in der *Ausdehnung*, nicht aus den *Gründen*, wie es ihnen scheint. Sie haben Recht, zwar nicht schlechthin in Allem, was sie sagen, aber doch in allem dem, *was sie ganz aus sich sagen.* Nach jener dienen die Denker aller Orte und Zeiten nur zu lebendigen Beyspielen mannichfaltiger, individueller, oft sehr grosser Verirrung. Sie reden im Grunde alle (um es bestimmt und kurz auszusprechen) als *Träumende oder gar als Verrückte* — nur *Wahn* — und *Unsinn.* Nach dieser „wirken sie als Repräsentanten der tausendgestaltigen Natur des menschlichen Geistes, verkündend und vertheidigend auf mannichfaltige Weise die verschiedenen Orakelsprüche, die sich aus den Tiefen derselben her-

herauf vernehmen lassen; *sie reden als Seher nur Sinn — geheimen Sinn.* Ergriffen von irgend einer Seite unserer höheren Natur sprechen sie (zwar unter mancherley fremdartigen Irrthum), ihnen selbst unbekannt und unbewufst, hohe Wahrheit, in so fern sie Einheimisches, also zur Sache Gehöriges, sprechen. — Nicht dasjenige, was in den offenen Gegenden des Begriffes, Bildes und Wortes vorgehet, bestimmt den eigenthümlichen Gehalt und Werth eines Versuches, sondern das, *was sich in den verborgenen Tiefen des zwar lebendigen, aber dieser Lebendigkeit nicht bewußten Geistes ergiebt.* Nicht darauf kommt es in dieser Hinsicht überall vorzüglich an, was das Individuum ausdrücklich leisten wollte und geleistet zu haben glaubt, sondern darauf, was in ihm und durch dasselbe unsere Menschennatur unerkannt und ohne Herold wirklich leistete. Um daher die verschiedenen Versuche richtig zu fassen, muss man sie überhaupt anders, d. i. *besser verstehen, als sie in der Regel sich selbst.* So zeigt sich in dem Ganzen der Philosophie ein bleibender Sinn, ein sich immer mehr entfaltendes inneres Leben. Es wächst in ihr ein hoher, edler Organism für die Menschheit heran aus inwendigen Kräften und zu inwendigen Zwecken. Es giebt der philosophischen Anstrengungen schon viele. Philosophie selbst ist doch nie gewesen und wird sogar nie seyn. Ihre Geschichte ist in keinem Betrachte bisher schon irgend ein Mal abgelaufen, noch wird sie jemals ablaufen. — Es ist gewiss eine würdige Ansicht, die Philosophie als ein Product des menschlichen Geistes zu betrachten, und etwas Ursprüngliches anzunehmen, was allen philosophischen Versuchen zum Grunde liegt und auf mannichfaltige Weise sich durch dieselben hindurchschlinget. Wir können dieses Ursprüngliche mit Recht als die innerste und tiefste Kraft des menschlichen Wesens betrachten, ohne daraus mit dem Vf. zu der Folgerung berechtigt zu seyn, dafs sie etwas durchaus Verborgenes sey und bleiben müsse, welches sich nur durch Orakelsprüche mit einem geheimen Sinne offenbare, und dafs eben in solchen durch einen verborgenen Instinct hervorgedrängten Aussprüchen der Seher die Philosophie bestehe. Anstatt diesen Mysticismus geradezu für Philosophie auszugeben, wäre es zweckmäfsiger gewesen, den Begriff der Philosophie vor allen deutlich zu entwickeln, und dann damit die Ueberzeugungen von dem Grunde und Ziele derselben in Harmonie zu bringen, und die Fragen zu beantworten: *was ist Philosophie, was soll sie seyn, was kann sie seyn, und unter welchen Bedingungen kann sie das werden.* Ist die Ansicht der Philosophirenden, das Ziel, wornach sie so kräftig von je her rangen, nicht auch eine Stimme des menschlichen Geistes? Nun haben aber von je her die Denker unter Philosophie sich eine Wissenschaft, und zwar die höchste, gedacht, und dahin gestrebt, die ursprüngliche Einrichtung des menschlichen Geistes, die Grundwahrheiten, die allen Erkenntnissen zum Grunde liegen, deutlich zu entwickeln, das Verborgene und Tiefe, so weit es geschehen kann, ans Licht zu ziehen, das Dunkle deutlich zu machen, und selbst die Sphäre des Begreiflichen und zu Erforschenden zu bestimmen und auszumessen. Wäre dieses nicht, wäre es ein unerreichbares Ziel, so würde die Philosophie etwas Unmögliches seyn. Anfänglich zwar geht es dem Philosophen wie dem Dichter; er wird von einer unbekannten Kraft getrieben; aber der *Anfangspunkt* ist nicht der *Endpunkt.* Das Streben geht auf die Aufhellung des Dunklen und Verborgenen, auf die Erkenntnifs der Gründe und Gesetze des Wirkens, dagegen der Dichter nur immer die Productivkraft seines Geistes in Bewegung setzt, ohne sich als Dichter um die innere Organisation und Gesetzmäfsigkeit desselben zu bekümmern. Der Philosoph kann also nicht als *Seher*, noch das Philosophieren als ein Vernehmen von *Orakelsprüchen* angesehen werden. Es ist vielmehr ein Forschen nach Principien, und es muss eine Norm geben, nach welcher dieses Forschen in Ansehung seiner Richtigkeit und Zweckmäfsigkeit beurtheilt werden kann. Die weiteren Folgerungen aus dieser Grundansicht stehen und fallen mit derselben. Die Ansicht, welche der Vf. der seinigen entgegensetzt, kann Rec. nicht in dem wirklichen Leben wiederfinden, und sie ist zum Theil nicht folgerecht, so wie auch die seinige, was die Wahrheit betrifft, wieder so eingeschränkt wird, dafs zuletzt das meiste auf einen Wortstreit hinauskommt. Am wenigsten kann man über den Maafsstab, den der Vf. zur Beurtheilung aufgestellt hat — denn wie kann das Unbekannte und Unerforschliche einen wissenschaftlichen Maafsstab abgeben? — und was er über die Auslegung der Systeme sagt, dafs man sie besser verstehen müsse, als sie sind — mit dem Vf. einverstanden seyn. Er erklärt sich zwar in der Folge beyläufig darüber, dafs man die Versuche *unbefangener*, consequenter verstehen, und aus den *Conclusionen* alles wegstreichen müsse, was nicht in den *Prämissen* liegt, welches recht gut ist. Aber es bleibt nicht dabey. Ist jeder philosophische Versuch das Product einer verborgenen Kraft und eines dunklen Instincts, so kann man freylich hinter den Resultaten noch wer weiss was und wie viel vermuthen, und in die ausgesprochenen Gedanken viel Herrliches und Hohes einschieben. Dieses ist aber eine Interpretation, welche der Willkür vollen Spielraum eröffnet und mit wissenschaftlichen Zwecken nicht bestehen kann. Davon finden sich auch in dieser Einleitung Beyspiele. Nachdem der Vf. bemerkt hatte, dafs, so wie in der Religion drey Formen, Heidenthum, Judenthum, Christenthum, möglich sind, so auch in der Geschichte der Philosophie drey Formen oder Darstellungsweisen vorkommen: eine Darstellung vorzüglich nur durch Bilder, oder vorzüglich nur durch Begriffe (beides ohne gleichmäfsige Rücksicht auf Handlungen), und eine Darstellung durch Handlungen nicht weniger, als durch Bilder und Begriffe, wovon die erste ein reges, aber unsicheres Rathen und Träumen ist, glücklich mitunter, meistens aber des Zweckes verfehlend; die zweyte ein kaltes Rechnen, manchesmal ein wirkliches Ausrechnen, öfter aber ein

ein bloſses Verrechnen; die dritte aber ein lebendiges Wiſſen, Glauben und Thun, worin das Ziel der Philoſophie enthalten ſey: ſo zeigt er in einigen Betrachtungen, wie ſich dieſe Formen, die *mythiſche*, die *intellectuelle* und *rationale*, zu dem innern Leben verhalten. Die Mythologie iſt nicht ſo unbedeutend und unfruchtbar, nicht ein bloſses Spiel der Phantaſie, ſondern hinter dem Buchſtaben waltet auch ein Geiſt; zwiſchen Irrthümern und in denſelben war auch Wahrheit verborgen. Der Geiſt gewann nicht nur an Kraft in Ueberzeugungen, Gefühlen und Trieben, ſondern auch an einzelnen, ſogar philoſophiſchen Wahrheiten. — Es iſt recht gut, auf dieſe Seite der Mythologie hinzuweiſen, und der Vf. ſagt darüber vieles Intereſſantes; aber er geht offenbar zu weit, und trägt, um die Mythen bedeutend zu machen, einen philoſophiſchen Sinn hinein, den ſie auch nach den höheren Ahndungen des menſchlichen Geiſtes auf der Stufe der Cultur nicht haben konnten. So findet er, um nur Eins anzuführen, in der Art und Weiſe, wie die Mythologieen zu ihren Nachrichten gekommen zu ſeyn vorgeben, in der Ableitung derſelben aus Viſionen, Inſpirationen, Traditionen, nicht etwa dunkel, ſondern beſtimmt, die Wahrheit von der *urſprünglichen Unabhängigkeit unſerer höhern (wie der übrigen) Ueberzeugungen von allen ſie vermittelnden Schlüſſen, die Unmittelbarkeit unſers Wiſſens von dem Daſeyn und Walten überſinnlicher Kräfte und Weſen, wie von dem Daſeyn und Walten ſinnlicher Kräfte und Weſen.* Noch weniger wird man dem Vf. darin beyſtimmen können, die Mythologieen für eben ſo viele Philoſophieen der Phantaſie zu halten. Denn Philoſophie iſt nur ein Product des Verſtandes und der Vernunft, ein mit Selbſtbewuſstſeyn angefangenes, einen gewiſſen Gang haltendes Streben des denkenden Geiſtes, und es kann daher ein Spiel der Phantaſie, in welchem zwar auch die Thätigkeit der Vernunft, aber dunkel und von ferne, einflieſst, ſo wenig als Poeſie, obgleich in dieſer wie in jenem das Eigenthümliche des Geiſtes durchſtrahlt, oder wohl gar abſichtlich dargeſtellt wird, nicht für Philoſophie gehalten werden. Es iſt wohl ein intereſſantes Geſchäft, in den Bildern der Mythologie den Sinn und Geiſt, gleichſam die feſtſtehenden Lettern der Abdrücke, aufzuſuchen; allein dieſer Geiſt iſt nicht in den Bildern ſelbſt, ſondern nur in der innern Geiſteskraft ſelbſt, welche dann erſt den philoſophiſchen Charakter annimmt, wenn ſie von dem in Anſchauungen, Bildern und Begriffen Gegebenen zurückgeht zu den Gründen, nicht in wie fern ſie nach der inwohnenden Form etwas Veränderliches bildet und geſtaltet. — Noch begleitet der Vf. die intellectuelle Philoſophie mit einigen intereſſanten Bemerkungen, um zu zeigen, daſs in allen Syſtemen, wenn ſie aus ihren Geſichtspunkten betrachtet werden, Wahrheit ſey, was wohl niemand im Ernſt beſtreiten wird. Er betrachtet hauptſächlich den Materialismus und Idealismus, zeigt, wie der Verſtand in jenem der äuſsern, in dieſem der innern Analogie folgt, und nachher, weil beide Wege nicht leiſten, was man ſich verſprach, nun den äuſsern und innern Sinn ganz verläſst, und den Zug anführt, und das All vorzugsweiſe durch Hülfe des Begriffes betrachtet, wodurch die All-Einslehre entſteht. In dem Materialismus ſieht der Verſtand nichts als die Natur, weil die Natur den Hohen und damit alles wahrhaft und innerlich Hohe verbirgt, obgleich ſie auch auf der andern Seite denſelben verkündet. So wie in dieſem Syſteme die Natur den Geiſt, ſo verbirgt in dem Idealismus der Geiſt die Natur; in jenem wird alles zur Bewegung, in dieſem zur Vorſtellung. In der All-Einslehre tritt endlich das Eine hervor, welches weder Körper noch Geiſt, folglich ein Nichtweſen und Unweſen iſt, ſo daſs nun anſtatt der Hälfte, wie in jenen, in dieſem Syſteme nun auch das Ganze verloren geht. Daran iſt aber nicht der Irrthum, ſondern die Wahrheit (wir würden lieber ſagen, die Conſequenz) dieſer Syſteme Schuld. Das letzte betrachtet das All vorzugsweiſe durch Hülfe der Begriffe, und der Begriff verbirgt alles auſser ihm, alles an ſich Wahrhafte und Weſenhafte, und er weiſs von den beiden Sinnen und ihren beiden Welten nichts. In allen übrigen philoſophiſchen Verſuchen, ſelbſt den gehaltloſen und verderblichen, wie der Skepticismus und die Sophiſtik, giebt es noch insgeheim eine höhere Wahrheit. So giebt der Skepticismus das Reſultat, daſs auf dem Wege des bloſsen Begriffes keine Gewiſsheit zu finden iſt, weil er kein *Erſtes* hat, ſo wie die Sophiſtik nichts Bleibendes und Weſenhaftes, ſondern nur ein Kommen und Gehen von gehaltloſen Geſtalten, ohne wahren Urſprung und Zweck erblickt, weil der Begriff ſo wie kein *Erſtes*, alſo auch kein *Letztes* hat. Die atheiſtiſchen Verſuche haben darin Recht, daſs ſie das Unſtatthafte der Beweiſe für das Daſeyn Gottes zeigen. *Unſere Ueberzeugungen vom Ueberſinnlichen ruhen urſprünglich ſo wenig auf Beweiſen, als unſere Ueberzeugungen vom Sinnlichen. Wir können unſer phyſiſches Daſeyn, ſo wie unſer höheres, nicht erſt durch Beweiſe ſuchen, ſondern von beiden eigentlich nur gefunden werden.* — Alle dieſe Bemerkungen haben ihr groſses Intereſſe; ſie weiſen auf die Quelle des Miſslingens der philoſophiſchen Verſuche hin, und laſſen ihnen doch den Anſpruch auf comparative Wahrheit auf ihrem eigenthümlichen Geſichtspunkte. Indeſſen befriedigen ſie den menſchlichen Geiſt doch nicht vollkommen; ſie weiſen zwar auf etwas Poſitives, auf das Urwahre und unmittelbar Gewiſſe hin, aber ziehen auch einen Schleyer über daſſelbe, daſs es nur in einem Helldunkel erblickt wird; ſtellen die Frage, wie man zur Erkenntniſs des Urwahren gelange, ſo wie über den innern Organismus der philoſophiſchen Erkenntniſs, ganz ins Dunkle, und laſſen das Bedauern zurück, daſs es dem geiſtreichen Vf. nicht gefiel, den rechten Weg eben ſo gut zu zeichnen, als die falſchen von dem Ziele abführenden. Rec. traf mit dem Vf. in mehreren Punkten zuſammen, und freuete ſich der Uebereinſtimmung; aber des Vfs. Anſicht ſcheint doch ſehr weit von der ſeinigen abzuweichen. Er kann ſich aber irren, und wagt es daher auch nicht, mit dem Vf. zu ſtreiten,

aus

aus Furcht, ihn mifsverftanden zu haben; eben daher aber beklagt er, dafs die Frage über den Hauptpunkt der Philofophie nicht ganz klar aus dem myftifchen Dunkel hervorgearbeitet ift.

Das Compendium felbft ift wegen Aufnahme der Mythenphilofophie von gröfserem Umfange. Hr. *W.* theilt die Gefchichte in *zwey* grofse Perioden, nämlich die *vorwiffenfchaftliche* und *wiffenfchaftliche* Periode. Jene begreift die religiöfe und die mythologifche Form. Er nimmt an, dafs alle Völker von einem Urvolke abftammen, welches feinen Sitz in dem füdlichen Afien gehabt und in verfchiedenen Richtungen fich nach Weften und Often über die ganze Oberfläche verbreitet habe. Es lebte in einem patriarchalifchen Zuftande, welcher einen lebendigen Glauben an Gott, an das Göttliche in dem Menfchen und das Leben unter Familienverhältniffen und in Familiengefühlen in fich befafste. Diefer Zuftand ging aber durch die Wanderungen mehr oder weniger verloren, und es blieben nur Ahndungen davon übrig. Aus dem Streben, einen Ausdruck für das Höhere, Verlorne zu finden, entftand die Mythologie in *drey* Formen und Stufen: *Fetifchismus*, *Fabellehre*, *eigentliche Mythologie*. Ueber alles diefes, fo wie über die chaldäifche, perfifche, ägyptifche und griechifche Mythologie, findet man hier kurze, aber intereffante Bemerkungen. Wenn wir aber auch den Werth derfelben und den Vortheil nicht verkennen, dafs die Gefchichte der Philofophie dadurch bis zur Wiege der Menfchheit fortgeführt und in ihre Gefchichte felbft mit verflochten wird, dafs fie nicht wie ein Schiff ohne Steuer und Compafs auf dem unftetem Meere der Meinungen herumgeworfen wird, unwiffend, was und auf welcher Strafse es zu fuchen fey, weil ihr ein Schatz von Grundüberzeugungen aus der Wiege der Menfchheit zur Pflege anvertrauet worden: fo fragen wir doch billig, ob nicht die Gefchichte der Menfchheit und Philofophie jede ihre befondere Sphäre habe; ob nicht hier die Grenzen von beiden vermifcht, und jener Vortheil nicht durch diefe Verwirrung aufgehoben worden, und auf andere Weife ohne diefen Eingriff hätte erhalten werden können? Mufs alles, was diefe Gefchichte vorausfetzt, die ganze Reihe von Entwickelungen und Begebenheiten, woraus ein höherer Grad der Geiftescultur erfolgte, auch felbft eine Stelle als integrirender Theil in ihr einnehmen? Die Gefchichte foll fich allerdings auf die Menfchheit beziehen und auf fie ftützen, aber an die reine, unverdorbene und vollftändige, nicht allein an die unentwickelte, fondern auch in Erkenntniffen, Gefühlen und Beftrebungen entfaltete und harmonifch gebildete Menfchheit, die wir in jenem patriarchialifchen Zuftande doch nur einfeitig wieder finden. Warum foll der Anfang der Gefchichte an Hypothefen, Sagen, Traditionen und Mythen geknüpft werden, woraus doch grofsentheils die Gefchichte der Mythenwelt befteht? Genügt der Gefchichte nicht an der Kenntnifs des menfchlichen Geiftes, wie fie uns nach ficheren Beobachtungen und Reflexionen zu Gebote fteht?

(Der Befchlufs folgt.)

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Todesfälle.

Im Januar diefes Jahres ftarben zu Paris der bekannte Mathematiker *Karl Boffut* und der berühmte *Jac. H. Bern. de St. Pierre*, beide Mitglieder des Inftituts.

Am 4ten Januar ftarb zu Söder im Hildesheimifchen der Freyherr *Friedrich Moritz von Brabeck*, ehemaliger Domherr zu Hildesheim und Münfter, Befitzer einer weltbekannten Bildergallerie, auch als Schriftfteller nicht unbekannt, in einem Alter von 76 Jahren.

Am 14ten Jan. ftarb *Karl Moritz Berggold*, Porträt- und Bataillenmaler zu Dresden, in feinem 54ften Jahre. — Vergl. *Füfsli's* Künftlerlexicon Th. 2. unter *Bergold*.

An demfelben Tage ftarb auch *Karl Gerth. von Ketelhodt*, Dr. der Rechte, Erbfchenke der gefürft. Graffchaft Henneberg, Ritter des Königl. Preufs. rothen Adlerordens, Fürftl. Schwarzburg-Rudolftädtifcher Director des geheimen Rathscollegiums, Kanzler, Confiftorialpräfident und Steuerdirector zu Frankenhaufen, alt 76 Jahre. — Vergl. *Weidlich's* Nachr. von Rechtsgelehrten und deffen biograph. Nachrichten, wie auch das Neue gelehrte Europa Th. 14 und 19.

Am 17ten Jan. ftarb *Johann Eberhard Ihle*, ehemaliger Director der Maler-Akademie zu Nürnberg, in einem Alter von 87 Jahren. — Vergl. *Meufel's* Deutfches Künftlerlexicon.

Am 18ten Jan. ftarb *Karl Auguft Jülich*, M. der Phil. und Paftor zu Stolzenhayn im Königreich Sachfen, ein um die Landfchulen verdienter Schriftfteller, alt 42 Jahre.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1814.

PHILOSOPHIE.

München, b. Giel: *Grundriß der Geschichte der Philosophie*, von *Kajetan Weiller* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die wissenschaftliche Periode theilt der Vf. in die Periode der *griechischen* und der *neueuropäischen Philosophie*, welche sich verhalten wie die Jugend zu den spätern Altern. Bey dieser Haupteintheilung scheint uns ein Mittelglied zu fehlen: denn der menschliche Geist machte keinen Sprung von der griechischen zu der neueuropäischen Philosophie. Dieser Mangel würde noch mehr auffallen, wenn eine bestimmtere Charakteristik von beiden als in der Vergleichung mit den menschlichen Altern liegt, gegeben worden wäre. Die griechische Philosophie wird in die *vorsokratische* und *spätere* Philosophie eingetheilt. Die vorsokratische Philosophie hat *drey* Abschnitte, die elementarisch-physischen Versuche (Jonier, Heraklit, Empedokles, Atomisten), elementarisch-psychologische Versuche (Pythagoras, Anaxagoras) und speculative Versuche (Eleabicism und Sophisten). Die Philosophie unter und nach Sokrates wird in *sechs* Abschnitten dargestellt: Sokrates, Sokratiker, Megarische Schule, Platonism, alte und neue Akademie; Aristoteles und dessen Schule; Skepticism, Pyrrho und dessen Schule; Cyrenaism und Epikureism. Cynism und Stoicism. Ohne weitere Abtheilung wird noch der Stillstand im Innern und die Ausbreitung nach aussen ist alter und zum Theil in neuer Form (griechischer Eklekticism, Cabbalism Gnosis, Alexandrinism) erzählt. Mit einer Betrachtung des Christenthums beschliesst der Vf. die griechische Philosophie, und stellt nun die Geschichte der neueuropäischen in *drey* Hauptabschnitten, Scholastik, Vorversuche ausser der Scholastik und eigenthümlichere Versuche der neuern Zeit dar. In dem *ersten* Abschnitte kommt nur nach einer allgemeinen Charakteristik der Scholastik, Scotus Erigena, Roscelin und Albert der Grosse vor. In dem *zweyten* Abschnitte wird von der Wiedererweckung des Platonism, dem Streite der Platoniker und Aristoteliker, von den Neuperipatetikern und Antiperipatetikern, Nicol. Cäsanus, Raymundus Lullus, Bruno, Cardanus, Vanini, Mystiker der neuern Kabbalistik und Theosophie und den Erweckern des classischen Geistes gesprochen. Der *dritte* Abschnitt begreift erstlich die Vorkantischen Versuche (Cartesianism, Spinozism, Monadologie, Crusius gemeinen Emperismus, Empirismus höherer Art, Newton, Moralsysteme, wiederholten Skepticismus und Eleaticismus, Popularphilosophie und *Jacobi*, und die Philosophie unter *Kant* und nach ihm. — Jede Zusammenstellung der philosophischen Versuche hat ihre Schwierigkeiten und Mängel. Auch in diesem Abrisse wird man bald die getroffene Anordnung, dass z. B. Pyrrhus Skepticismus nach der neuen Akademie, Lullus nach Nicol. Cusanus, Cudworth nach Hume, Tschirnhausen und Thomasius nach Leibnitzens Monadologie, Berkeley vor Locke auftritt, bald die Auslassung mancher bedeutender Männer, wie mehrerer berühmten Scholastiker, des Campanella, mehrerer Moralisten, als des Grotius, Pufendorf auszustellen finden, und nicht immer mit der Charakteristik der Philosophen und ihrer Versuche zufrieden seyn, indem er einige zu hoch, andere zu niedrig stellt, und nicht immer scharf genug das Eigenthümliche, die Hauptidee nach ihrem Umfange, Beziehungen, Folgerungen, Consequenz und Klarheit bestimmt darstellt. Wir wollen hiervon nur einige Belege geben. Den Philosophemen des Pythagoras liegen nach S. 98. folgende Ideen zum Grunde: Es giebt einen ewigen Gott und eine ewige Materie; Gott ist eine höchste, unveränderliche, untrennbare, das All durchdringende mächtige, wissende und wollende Substanz; die Materie das ausser Gott von Ewigkeit vorhandene formlose Viele; aus dem ineinander Wirken, d. i. aus der Mischung von beiden entstand die Welt. Die Zahlen wurden dem Pythagoras der Ausdruck der *Harmonie*, welches die lebendigste Idee in ihm war. Diess ist unstreitig eine helle und würdige Ansicht von dem Pythagoräischen Systeme, und im Ganzen auch wohl die richtige. Allein es entsteht die Frage, ob Pythagoras alles dieses sich so deutlich im Zusammenhange gedacht, und ob die Zahlen bloss Ausdruck und Bezeichnung seiner Ideen, oder etwas mehr waren; ob er von seinen Ideen zu den Zahlen, oder von den Zahlen zu den Ideen kam: und nach dem kritischen Gebrauch der uns zu Gebote stehenden Quellen dürfte das Ganze wohl etwas anders zu fassen seyn. Wenn der Vf. darauf (S. 104.) dem Anaxagoras das Verdienst beylegt, zuerst die Geistigkeit bestimmt von der Materialität geschieden zu haben, so durfte er es nicht früher dem Pythagoras zueignen. Wenn auch endlich in den Philosophemen des Pythagoras und Anaxagoras einige psychologische Ansichten klärer hervortreten, als in den andern, so können wir uns doch nicht überzeugen, dass sie darum als elementarisch-psychologische Ver-

Versuche charakteristisch und bestimmt genug bezeichnet worden, da das Psychologische nicht die höchsten bestimmenden und leitenden Ideen sind, und Heraklit und Demokrit eben so sehr, ja noch mehr auf das Psychologische reflectirten. Die Ansicht des Vfs. von den Megarikern S. 124., sie hätten sich die Natur der Denkkraft vorzüglich von Seiten des Schlusses durch Uebung kennen zu lernen bemüht, und durch die gewagtesten Versuche, durch die absichtlich verwickeltsten, kühnsten und auffallendsten Trugschlüsse die Grenzen des Schlusses, und somit auch des Erkennens bestimmen wollen, ist in Ansehung des Zwecks und des Mittels noch großen Zweifeln unterworfen, und kann wenigstens durch keinen historischen Grund wahrscheinlich gemacht werden. Dass sie auf einige besondere Schwierigkeiten in dem Denken und Erkennen aufmerksamer wurden, und darauf die Reflexion hinrichteten, hat mehr vor sich; aber daraus folgt nicht, dass sie die *Grenzen des Denkens und Erkennens bestimmen wollten.* Die Trugschlüsse waren ja auch nicht ganz ihre Erfindung, sondern die Sophisten hatten schon dergleichen vorgebracht. Unter dem Titel: *gemeiner Empirismus* hat der Vf. die philosophischen Versuche des *Locke* und *Hume* zusammengestellt. Da aber *Locke* zwar von dem gemeinen Empirism ausgieng, aber nicht bey demselben stehen blieb, indem er philosophische Ueberzeugung von dem empirischen Ursprunge unserer Erkenntniss zu gewinnen suchte, und *Hume* das Blendwerk der Speculation nach dieser empirischen Grundlage der Erkenntniss mit großem Scharfsinn deducirte, so widerfährt den Verdiensten dieser Männer zu wenig Gerechtigkeit, wenn man ihre Lehre mit dem Namen des gemeinen Empirismus stempelt. Auch räumt dieses der Vf. selbst ein, indem er von *Hume* sagt, er habe das, was *Locke* von der Oberfläche aufgriff, tiefer zu erörtern und zu begründen gesucht, und *Locke* eine Prüfung des menschlichen Erkennens vorgenommen, welches ein kräftigeres Streben eines Verstandes beweist, der sich nicht mit dem Besitz der gemeinen Erkenntniss begnügt. Auch ist er bey beiden seiner Methode untreu worden, weil er nur das Fehlerhafte, aber nicht auch das Wahre, Treffende und Folgenreiche in ihren Versuchen herausgehoben hat. Wenn diesem gemeinem Empirism ein anderer höherer Art, entgegen gesetzt wird, welcher die philosophischen Wahrheiten auf Wahrnehmungen zwar auch, aber auf edlere, oder auf Offenbarung gründete, wie Hr. *W.* Cudworths Lehre charakterisirt, so scheint uns der Vf. theils diese Lehre, die nur eine Art des Platonismus ist, nicht ganz treffend dargestellt, theils aber nicht die rechte Benennung gegeben zu haben.

Dergleichen Ausstellungen lassen sich an diesem Grundrisse wohl noch mehr machen. Sie sind aber alle von der Art, dass sie den Werth desselben nur verringern, aber nicht aufheben. Denn die vorzügliche Eigenthümlichkeit desselben besteht in der Verbindung des Ganzen unter einer geistreichen, durchgreifenden Ansicht, welche wir aus der Einleitung mitgetheilt haben. Sie ist zwar nicht von allen Zweifeln und Bedenklichkeiten frey; aber das Ganze hat doch unstreitig an innerer Einheit und Zusammenhang gewonnen. Die philosophischen Versuche sind, mit einigen Ausnahmen, richtig dargestellt und nach ihren wesentlichen Grundlagen und Folgerungen, und noch besonders nach ihrem Verhältnisse zu dem Ganzen der philosophischen Erkenntnisse treffend gewürdiget. Die Einseitigkeit der philosophischen Forschungen, dass sie bald durch Wahrnehmung, bald durch den Begriff allein aus Schlüssen philosophische Wahrheiten ableiten, oder, wenn sich Zweifel dagegen aufdrangen, die Möglichkeit philosophischer Erkenntniss überhaupt ungewiss machten, oder bald die physische Welt, bald das höhere Leben des Menschen zernichteten, bald inconsequent dieses noch behaupteten, oder gar aus ihren einseitigen Begriffen ableiten wollten, dieses ist größtentheils mit kritischer Schärfe in das Licht gesetzt, und dadurch diesem Grundrisse ein didaktischer Werth gegeben worden, als nicht leicht ein anderes Compendium in Anspruch nehmen kann. Wenn man in dieser Hinsicht nicht immer alle Foderungen befriediget findet, so liegt dieses mehr an der, wie uns scheint, nicht allseitig und bis auf den Grund durchgeführten Idee, welche der Vf. von der Philosophie hat, als an der Anwendung derselben auf die philosophischen Versuche, welche meisterhaft und geistreich zugleich ist. Der Mangel aller Literarnotizen und die Uncorrectheit in den Eigennamen (z. B. *Euchemerus* statt Ephemerus, *Galle* statt Gale, *Ludworth* statt Cudworth, und *Schmith, Hutheson*) sind unangenehme Mängel, welche man wegwünschen muss.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Dunker und Humblot: *Ueber ein Wort Friedrichs II. Von deutscher Verskunst.* Eine Vorlesung von *Friedr. Aug. Wolf*, ordentlichem Mitgl. der Königl. Akademieen der Wissensch. zu Berlin und zu München. 1811. 64 S. 8.

Diese gehaltreiche kleine Schrift eines unsrer ersten Alterthumsforscher verdiente zumal in der gegenwärtigen Erweiterung allerdings einem größeren Publicum mitgetheilt zu werden, da sie über einen interessanten Gegenstand mit Interesse und Nachdruck, und oft nicht ohne Anflug heiterer Laune und feinen Witzes eine Reihe tief aufgefasster Bemerkungen vorträgt, die, wenn sie auch dem nächsten Zweck des Aufsatzes gemäss nicht erschöpfend seyn konnten, für die in unserer Zeit so oft nicht ohne Parteyen - Widerspruch in Anregung gebrachte Materie aller Aufmerksamkeit und Beherzigung werth sind. Hr. *W.* geht von einem Worte König Friedrichs aus, der in seiner bekannten Schrift über deut-

deutsche Sprache und Literatur, so sehr auch jene von seiner früh eingesogenen Neigung gegen diese zeugt, doch aus Veranlassung eines ihm bekannt gewordenen *Götzischen* Gedichts, worin der herrschende Vers der Hexameter war, die Meinung aussprechen konnte: „*Diese Art von Versification sey vielleicht diejenige, welche unsrem Idiom am meisten entspreche, und der gereimten weit vorzuziehen; ja es sey wahrscheinlich, daß man glückliche Fortschritte machen würde, wenn man sich die Mühe gäbe, sie zu vervollkommnen.*" Der Vf. begegnet sodann den Einwürfen, die unsrer Sprache so oft von andern, ja selbst in neuern Zeiten von Uebersetzern des Sophokles und Theokritos (Solger und Graf von Finkenstein, siehe des letztern Arethusa 2. Th. 1810. über deutschen Versbau) gemacht worden, die, wenn sie ganz gegründet wären, die erfreuliche Ahndung des Königs wohl für immer müsten unerfüllt lassen, neben dem, dass es ein Räthsel bliebe, warum so viele treffliche Männer, wie jene Ankläger selbst, so viel Kraft und Zeit an einem so undankbaren Stoffe verschwendeten; den Einwürfen nämlich: der Grundbau unsrer Sprache widerstrebe hier, unserm nur *accentuirten* Verse fehle das Maass und der Rhythmus der Alten; die ins Deutsche verpflanzten Versarten der Griechen und Römer seyen nur als ein Surrogat von fremdartigem Gehalt anzusehn, das unserm Gehör höchstens *den Schein der alten Verskunst* wiedergebe (S. 9.). Hr. *Wolf* bestreitet diess, wie uns dünkt, aus trifftigen Gründen. Es ist unrichtig, behauptet er, dass bloss der Accent bey uns oder die verschiedene Betonung in der Aussprache Kürze und Länge bestimmt. Wir haben *Naturlängen*, wie *Naturkürzen*, wenn diese schon nicht in so grosser Anzahl, wie die alten Sprachen, die griechische namentlich, sie aufweisen. Man vergisst, wenn man von so beträchtlichen Abweichungen unserer Sprache von dem Alterthum übertreibend oft spricht, die Menge von Sylben die bey uns durch gedehnte Vocale und Diphtongen die absoluteste Länge haben, gemäss der Natur und dem Beyspiele der klassischen Sprachen; es scheint, man wolle bloss an die Sylben denken, die bey geschärften doppelten, manchmal auch einfachen Schlussconsonanten verlängert werden. Sollen die Naturlängen *Stadt*, *Staat*, *Weg*, *allhier*, *Sonne*, *Söhne* u. s. w. eitel Kürzen seyn, die der Accent verlängert? oder nur verstärkt? – als ob ohne diesen eine ursprüngliche Kürze sich herstellen liesse (S. 11—12.). Auch wird eben dort auf eine andre Verwechslung von Begriffen aufmerksam gemacht, da *verstärken* und *schwächen* Eigenschaften der Stimme seyn, die überall nicht hieher gehören, indem nur *Erheben* und *fallen lassen* in Betrachtung komme, wie *verlängern* und *verkürzen*; jenes durch den Accent, diess durch die Quantität, das übrige aber der Rhetorik und Musik eigne. — Was das Grundgesetz der Alten für die Bestimmung des Sylbenwerths und der Sylbenmessung die bekannte *Position* betrifft, nach dem sie unabhängig vom Begriff, hierin verschieden von uns, scandirten, wiewohl geläugnet wird, dass Griechen und Römer (S. 10—11.) durchaus einerley Regeln der Prosodie befolgt, und mit Recht auch darauf hingedeutet wird, dass die verschiedenen Zeitalter und Gattungen der Schreibart unterschieden werden müssen, so räumt der Vf. zwar gern manche Vortheile dieses Gesetzes der Position ein, aber er warnt gegen Uebertreibungen, und hebt selbst manche Unbequemlichkeiten heraus, die dieses mit sich brachte. Denjenigen, die der Meinung sind, die musikalische Vollkommenheit der Sprache sey durch jenes Princip befördert worden, wo das unsre mehr der rhetorischen anhelfe, bringt er in Erinnerung, dass es die erste Aufgabe einer Sprache nicht sey, vorzüglich musikalisch zu seyn; aus ihrer ersten Bestimmung geredet zu werden, ergebe sich von sich selbst als erstes Erforderniss die rhetorische Vollkommenheit (S. 25.). „Für das Sylbenmaass, für ein kunstreiches nach alterthümlicher Art könne doch unmöglich eine Sprache dadurch ungeschickt werden, dass sie ihre Stammsylben emphatisch hebe, ihre einsylbigen Wurzeln gleichsam zur Schau trage. Ja Hr. *Wolf* geht noch weiter. Er beruft sich auf *Klopstock*, den Dichter von fast griechischem Ohr, *Vossens* einzigem Vorgänger, nach welcher den Alten oft aus ihrem Princip, gegen den Zweck des Dichters, den bedeutendsten Ausdruck immer da zu gewinnen, wo die Längen fallen, der Nachtheil erwuchs, oft die Längen da setzen zu müssen, wo die Nebenbegriffe standen, die Kürzen, wo die Hauptbegriffe und so durch diesen Zwang auf Vernichtung ihrer Hauptabsichten hinzuarbeiten, so dass der Wortsinn durch den ihm entgegenstrebenden Zeitausdruck geschwächt werde. (*Klopstock* erinnern wir uns, macht diess anschaulich durch mehrere Beyspiele aus beiden Sprachen, z. B. aus der Römischen, durch ein treffendes, hier nicht angeführtes aus Horaz:

coelo tonantem credidimus Jovem

wo über den allgewaltigen Donnerer und Herrn der Welt, statt dass majestätischer mit dem Begriff der Ton hier weilen sollte, doch sehr kurz hinweg gehüpft wird.) Im Griechischen im Pindaros und andern finden sich, wie auch der Vf. nachweist, noch häufiger solche Exempel. Um den Unterschied unserer und der alten Sprachen von dieser Seite ganz zu erfassen, wird auf genauere Kenntniss der poetischen Recitation der Alten aufmerksam gemacht. Treffliche Bemerkungen hierüber und ihre vier Gesetze enthalten die Seiten 27—35. Auch von den Phonasken der Alten, diesen Lehrern der bessern Recitation, wodurch die Rede zu einer Malerey der Gedanken sollte gemacht werden, wie nach Suetonius Augustus noch als *princeps* einen solchen Lehrer hatte, und von den Mimen die zum Unterricht des Phonasken noch hinzufügte, wer auf einen öffentlichen Redner studirte, spricht der Vf. eben dort S. 34. Die körnichte einer weitern Ausführung von *Wolf* selbst am meisten würdige Schrift — denn der bescheidene Mann erinnert im

im Eingange, er habe nur andern durch diese rhapsodische Bemerkungen Anregung zu weiterer Entwicklung des hier berührten geben wollen — schliesst mit beherzigungswerthen patriotischen Wünschen, das, was einige bessere Erzieher schon mit Erfolg angefangen, den ersten Unterricht nämlich nach Weise des Alterthums für die Bildsamkeit der Stimme zu Gesang und Vervollkommnung der Redegabe zu benutzen, möchte immer in weitern Kreisen noch angewendet werden. „*Es gehört durchaus*, sagt er S. 37., *zu den wichtigsten Aufgaben ächter Staatsweisheit, wie durch reine, richtige Aussprache und schönen Vortrag in der Muttersprache. die gemeinsame Cultur der weit verbreiteten Deutschredenden befördert werden könne. Und keineswegs eine nur verschönernde, an der Außenseite glättende Cultur. Von hier aus vielmehr muß wahre, alle Gemüthskräfte des Menschen mächtig ergreifende Bildung hervorgehn, wenn Energie und Anmuth der Rede in angemessenen Sprachtönen sich mittheilen lernen, und durch solchen Ausdruck ihren eigenen innern Gehalt erhöhen*" (S. 37.). — „*Fürchtet man vielleicht für ein gewisses Flächenmaaß der Poeten zu viele zu bilden und sich an der Natur zu versündigen, die ihre Lieblinge gleich durch die Geburt ausschaffe, so möge man wenigstens glücklich gebornen Dichtern würdige Leser erziehen. In den Schulen, wo Ohr und Gefühl frühzeitig an die Rhythmen der höchsten Muster gewöhnt werden, da müssen auch die Organe ihre erste Bildung empfangen, sicher gegen alles spätere Verderbniß; und, scheinen dazu die ehmaligen Vorübungen der lateinischen Versification unzureichend oder pedantisch,* (Rec. von dem Nutzen derselben vollkommen überzeugt, glaubt diese sollen immer bestehen, nur nicht einzig für den besprochenen Zweck, den sie allein nie werden erreichen,) *so werden Uebungen an deutschen Beyspielen dessen, was aus der Verskunst der Alten nur nicht unnachahmlich ist, dem nächsten Zwecke vollkommen entsprechen, sie werden die Empfindung für mannichfaltigen Rhythmus vielleicht noch kräftiger erwecken*" (S. 38—39.). — Denn wahr bleibt es, was der römische Dichter sagt: S. 41. „*Bildung gewährt dem Munde des lallenden Knaben der Dichter.*" S. 42—64. enthalten interessante erläuternde Anmerkungen zu einzelnen Stellen der vortrefflichen Schrift.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

FÜRTH, b. Korn: *Unterricht für die Handgriffe mit dem Feuergewehre*, das Laden und Feuern, dann für die Aufstellung und Abtheilung einer Compagnie, eines Bataillons und Regiments, so wie für die Eintheilung der Stabs-Individuen, Ober- und Unterofficiere, endlich für die Stellung und den Marsch in Parade eines Bataillons und Regiments. Für das Infanterie-Regiment der National-Garde dritter Klasse zu Fürth. 1812. 63 S. 8. Mit 1 Kupfer. Hierzu noch: *Anhang* zu dem Unterricht für die Handgriffe mit dem Feuergewehre u. s. w., enthaltend die durch die Aufstellung und Eintheilung der Nationalgarde dritter Klasse nothwendigen Abweichungen, sammt einem Zusatz über die Stellung der Cavallerie, Artillerie und Schützen. 1813. 8 S. (4 gr.)

Der Titel giebt den Inhalt dieser kleinen in Kapitel und Paragraphen abgefassten Schrift. Es ist ein von dem König von Bayern bestätigtes Exercier-Reglement, welches in den jetzigen Zeiten, wo in der Geschwindigkeit Reserven, Landwehr, Landsturm und National-Garden gebildet, und in den nothwendigsten Handgriffen und Bewegungen exercirt werden sollen, allen denen willkommen seyn muss, die einer solchen Anleitung, welche kurz und deutlich abgefasst ist, bedürfen. Sie dient nicht blofs zur Nachachtung für den schon geübten Officier, sondern auch und vorzüglich zur Selbstbelehrung theils für den Unterofficier und gemeinen Soldaten, theils aber auch für denjenigen Bürgerofficier, der wenig oder gar nicht mit dem nothwendigen Exercitien bekannt ist. Die Kupfertafel enthält mit Figuren dargestellt die Eintheilung der Ober- und Unterofficiere in Compagnien mit Zügen, ganzen und halben Sectionen. Im Anhange sind einige nothwendige Erläuterungen, Abweichungen und Zusätze nachgeholt. Wir können diess Büchelchen mit Recht allgemein empfehlen, ob gleich der darin enthaltende Unterricht nur speciell zu seyn scheint.

Berichtigungen.

A. L. Z. 1814. Nr. 26. S. 204. Z. 4. v. u. lese man: *begeistet* statt begeistert; S. 206. Z. 25 und 27. v. o. *Tetraeder, Octaeder* statt Tetrander, Octander. — Nr. 27. S. 215. Z. 4 und 5. v. o. *Gestalteter, Massiger* statt Gefalteter, Mäfsiger.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

März 1814.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Nekrolog.

Am 17ten November 1813 starb zu Karlsruhe am Scharlachfieber und einem hinzugekommenen Nervenschlage der Grofsherzoglich-Badische Staats- und geheime Kabinetsrath *Johann Nicolaus Friederich Brauer*, nachdem er dem Badischen Lande 38 Jahre und 3 Monate gedient hatte. Er war geboren im J. 1754 zu Büdingen im Gräflich-Isenburgischen, und wurde von seinem Vater, welcher Fürstlich-Isenburgischer geheimer Rath war, mit Sorgfalt und wahrhaft väterlicher Wachsamkeit erzogen, die besonders darauf gerichtet war, in dem Herzen eines Jünglings, welcher frühe schon vorzügliche Anlagen zu allem Guten zeigte, Liebe zur Pflicht und Tugend und einen warmen Sinn für Religion und christliche Frömmigkeit zu erwecken und ihn immer mehr darin zu befestigen. Als er zur Beziehung der Universität reif war, besuchte er nach einander die Universitäten zu Göttingen und Giefsen und widmete sich hier mit ausgezeichnetem Fleifse der Rechtswissenschaft. Nach Vollendung seiner akademischen Studien wandte er sich aus besondern Gründen nach Karlsruhe, um dort eine Anstellung zu finden, die ihm auch nicht versagt ward. Den Anfang seiner Laufbahn in seinem neuen Vaterlande machte im J. 1775 seine Anstellung bey dem damaligen Hof- und Kirchenrathe, wo er sich so sehr empfahl, dafs er schon nach zwey Jahren zum wirklichen Rathe bey diesem Collegium ernannt wurde. Diesen Posten bekleidete er bis zum J. 1790, wo er das Directorium des Hofraths-Collegium übernahm. Im J. 1792 erhielt er den Titel eines geheimen Raths, nachdem er schon anderthalb Jahre vorher den Geheimenrathsitzungen beygewohnt hatte. Nun vertauschte er das Directorium des Hofraths-Collegium gegen das Directorium des Kirchenraths und Ehegerichts, und verband bald darauf auch noch das Directorium der Sanitäts-Commission damit. Im J. 1809 wurde er zum wirklichen Staatsrathe, und im J. 1811 zum geheimen Kabinetsrathe ernannt, welchen Stellen er bis zu seinem Tode mit eben der Treue und eben der öffentlichen Achtung vorstand, womit er die früher ihm anvertrauten Stellen bekleidet hatte. — Das Grofsherzogthum Baden verlor in ihm einen seiner würdigsten und verdienstvollsten Staatsdiener. Er war es, welcher die ersten Organisations-Edicte für das Grofsherzogthum Baden verfafst hat, welche noch jetzt im Wesentlichen bey der Einrichtung und Regierung dieses Staates zum Grunde liegen, und die trefflichsten Beweise seiner politischen Einsichten enthalten. Auch war er es, der den *Code Napoléon* für das Grofsherzogthum Baden bearbeitete, und dabey so viel, als nur immer möglich war, auf die schon bestehenden Gesetze und Verordnungen Rücksicht nahm, und da ihn die Erfahrung gelehrt hatte, wie sehr dieses Gesetzbuch, seiner Kürze und Fremdartigkeit wegen, näherer Erläuterungen bedürfe, um von denen mit Nutzen gebraucht zu werden, für die es bestimmt war: so übernahm er es selbst, einen Commentar darüber auszuarbeiten, und damit theils die Lücken auszufüllen, die im Gesetzbuche selbst gelassen waren, theils den vielen Misverständnissen zuvorzukommen, wozu dasselbe Veranlassung gab. Aber nicht blofs als Politiker und Staatsmann zeichnete er sich sowohl in theoretischer als auch in praktischer Rücksicht aus; auch in mehreren andern Zweigen des menschlichen Wissens und menschlicher Geistesthätigkeit war er nichts weniger als Fremdling. Eine Lieblingsbeschäftigung desselben war, wenn er seinen übrigen Pflichten ein Genüge geleistet hatte, die Beschäftigung mit den theologischen Wissenschaften, wozu ihn besonders seine Liebe zur Religion, und der warme Antheil trieb, den er an allem nahm, was auf dieselbe Bezug hat, und derselben entweder hinderlich oder förderlich ist. Es ist bekannt, dafs er früher selbst als Schriftsteller im Fache der Theologie aufgetreten ist, und wenn gleich eine gewisse Vorliebe und Anhänglichkeit an das herrschende kirchliche System und eine gewisse Abneigung gegen biblische Deutungen, die mit demselben zu streiten schienen, sich in seinen hieher gehörigen Schriften nicht verkennen läfst, so zeugen sie doch auf der andern Seite von dem hohen Werthe, den er auf das legte, was ihm in religiöser Hinsicht wichtig und heilig war, und wovon er sich durch eigenes Forschen und Nachdenken einmal überzeugt hatte. Eben diese seine hohe Achtung für Religion und für Alles, was sich darauf bezieht, war es auch, die ihn bewog, dem Kirchenwesen im Grofsherzogthume Baden seine besondere Aufmerksamkeit zu widmen und für dasselbe die zweckmäfsigsten Einrichtungen zu treffen. Ein Beweis hievon ist die von ihm verfafste protestantische Kirchenrathsordnung für das Grofsherzogthum Baden, welche in jeder Rücksicht zu den vorzüglichsten Verordnungen des protestantischen Deutschlands in diesem Fache gezählt zu werden verdient, und da Kirche und Schule mit einander in der engsten Verbindung stehn, so war es natürlich, dafs die letztere einer nicht geringern Aufmerksamkeit von ihm gewürdigt wurde, als die er-

erstere, und dass diese seine Aufmerksamkeit sich auf die gelehrten wie auf die Volksschulen im Badischen auf gleiche Weise erstreckte. Vieles verdanken ihm, ausser dem ehemaligen Gymnasium und jetzigen Lyceum zu Karlsruhe, die übrigen Schulen des Grossherzogthums Baden, zu deren Besten zu wirken ihm die Stelle eines Kirchenraths-Directors so manche schöne Gelegenheit gab. Auch die Universität Heidelberg erhielt durch ihn, als die Pfalz diesseit des Rheins ihrem grössten Theile nach an Baden fiel, und durch den Krieg ihrer Auflösung nahe gekommen war, bey ihrer Wiederherstellung durch die Milde des verstorbenen Grossherzogs Karl Friederich ihre erste Einrichtung, die durch ein besonderes von ihm verfasstes Organisations-Edict bestimmt wurde, und mehrere Lehrer derselben, durch welche sie von Neuem wieder aufblühte und mit ihren übrigen Schwestern in Deutschland zu wetteifern begann, waren durch ihn nach Heidelberg berufen worden. Ein Hauptzug in seinem Charakter war unermüdete Thätigkeit, so dass diejenigen, die ihn genauer kannten, oft darüber erstaunten, und kaum begreifen konnten, wie es ihm möglich sey, alles das zu leisten, was er wirklich leistete. Aber er verstand es, die Zeit zu benutzen, und daher kam es, dass er, so sehr ihn auch seine Aemter beschäftigten, doch immer noch Zeit für schriftstellerische Arbeiten und für den Genuss des geselligen Lebens, in dem er sich gern von seinen Anstrengungen und Arbeiten nach vollendetem Tagewerk erholte, zu finden pflegte. In diesen der Erholung gewidmeten Stunden sammelte er dann die geistreichsten Männer Karlsruhe's, einen *Hebel* und andere, um sich her, und unterhielt sich mit ihnen über wissenschaftliche und andere solcher Männer würdige Gegenstände mit einer Lebhaftigkeit, welche auf eine bewunderungswürdige Art von der unerschöpflichen Geisteskraft zeugte. Zu dieser Thätigkeit gesellte sich eine ausgezeichnete Festigkeit und Geradheit des Charakters, die von vielen, welche sie nicht begriffen oder ihren Vortheil nicht dabey fanden, ihm als Inhumanität und Härte gedeutet wurde. Wer etwas von ihm verlangte, musste, um es zu erlangen, durchaus in seinen Augen eine gerechte Sache haben; im entgegengesetzten Falle waren keine Bitten im Stande, ihn zu bewegen, das Verlangte zu gewähren, und wer auf seinen Bitten beharrte, lief Gefahr, mit Tadel von ihm entlassen zu werden. Von seiner Religiosität und Frömmigkeit ist nicht nur das schon oben Angeführte ein Beweis, sondern auch die Regelmässigkeit, mit welcher er sich bey den öffentlichen Gottesverehrungen einfand, und an allen gottesdienstlichen Verrichtungen Antheil nahm, und die Missbilligung einer leichtsinnigen Vernachlässigung der öffentlichen Religionsübungen, die ihm zwar nicht Religion selbst waren, die er aber als ein nothwendiges Mittel zur Erzeugung und Erweckung religiöser Gesinnungen und Empfindungen betrachtete, deren Wohlthätigkeit er aus eigener Erfahrung kannte, und die er in Augenblicken religiöser Begeisterung in geistlichen Liedern, wovon sich mehrere in dem Karlsruher lutherischen Gesangbuche befinden, auszudrücken pflegte. In den Grundsätzen des Protestantismus erzogen, hielt er dieselben werth, ohne gegen Andersglaubende intolerant und bigott zu seyn, was ohnediess nicht in dem Geiste des echten Protestantismus liegt, und wenn er es eine Zeit lang sich eifrig angelegen seyn liess, eine Vereinigung der getrennten protestantischen Parteyen in dem Badischen zu bewirken: so hatte er dabey gewiss keine andere als die reinsten Absichten, das evangelische Christenthum sollte dadurch gewinnen. Mancherley Hindernisse stellten sich der Ausführung dieses seines Lieblingsplanes entgegen; die Gemüther waren noch nicht gehörig dazu vorbereitet, und, was er vielleicht weniger beachtet hatte, als er hätte thun sollen, die Interessen der Parteyen durchkreuzten sich noch einander zu sehr, als dass ohne vorhergegangene Vereinigung dieser Interessen eine Vereinigung der verschiedenen protestantischen Kirchen Statt finden konnte. Jedoch gebührt ihm das Verdienst, durch mehrere zweckmässige Einrichtungen die beiden protestantischen Kirchen in dem Grossherzogthume Baden einander näher gebracht, und den *Weg zu einer* künftigen Vereinigung derselben *einstweilen gebahnt* zu haben. Gegen die Seinigen war er freundlich, wohlwollend und theilnehmend; er liebte sie als Gatte und Vater mit wahrer, herzlicher Zärtlichkeit. Kein Wunder, dass der Verlust eines solchen Mannes sowohl von diesen, als auch von allen, die ihn näher kannten und mit ihm in Verbindung standen, aufrichtig betrauert wurde und noch lange wird empfunden werden.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Ankündigungen neuer Bücher.

Botanische Anzeige.

Im Linneischen Pflanzensysteme finden sich bey dem grossen Reichthume der darin aufgezählten Pflanzen, vorzüglich in den *Species Plantarum* vom verstorbenen *Willdenow* herausgegeben, in den Klassen und Ordnungen sehr viele Ausnahmen, welche, wenn die Anzahl der Gattungen nicht unnöthiger Weise vermehrt werden sollten, unvermeidlich waren. Es mussten verschiedene Pflanzen, welche in den Fruchttheilen und dem übrigen Baue der Blüthen übereinkommen, in einer Gattung zusammengestellt werden, ohne auf die abweichende Zahl oder Beschaffenheit der Befruchtungstheile Rücksicht zu nehmen. So unvermeidlich diese Ausnahmen in einem künstlichen Systeme auch bleiben: so sehr erschweren sie doch das Pflanzenstudium. Es wird daher ein Jeder, der das Linneische System, und insbesondere die *Species Plantar.* benutzen will, das Bedürfniss eines Hülfsmittels fühlen, welches ihn

bey

bey den vorkommenden häufigen Ausnahmen in den Stand setzt, sie gleich da zu finden, wo sie nach der Zahl und Beschaffenheit der Befruchtungswerkzeuge, nach angestellter Untersuchung derselben, mit Recht zu suchen seyn würden, wobey aber zugleich auf die Klasse und Ordnung zurückgewiesen werden muss, worin sie aufgeführt sind. Bey der Abhülfe dieses Bedürfnisses bleibt es aber schlechterdings nothwendig, dass der Gattungscharakter einer jeden dieser Ausnahmen genau und richtig hervorgehoben werde, um dem Pflanzenforscher bey der Untersuchung und Bestimmung der vorliegenden Pflanze keine Zweifel übrig zu lassen.

Seit zwey Jahren habe ich mich bemüht, diesem grossen Bedürfnisse abzuhelfen, indem ich die Ausnahmen in den *Spec. Plant.* nach ihren Klassen und Ordnungen sorgfältig aufsuchte und sammlete, und sie dahin ordnete, wohin sie nach der Beschaffenheit ihrer Befruchtungstheile gehören. Diese mühsame Arbeit ist jetzt beendigt, und ich werde sie dem botanischen Publicum unter dem Titel: *Conspectus plantarum, quae secundum numerum et conditionem genitalium iis Classibus et Ordinibus non respondent, quibus in Speciebus Plantarum Linnei, a Willdenowio editis, adnumeratae sunt*, überliefern. Da sie als ein Handbuch bey der Benützung der *Spec. Plant.* anzusehen ist, denen ich strenge gefolgt bin: so soll sie dasselbe Format und die Einrichtung derselben erhalten. Mit Hülfe der neuern Beobachter und meiner Pflanzensammlung habe ich einer jeden Art eine kurze Beschreibung beygefügt, und da, wo es nothwendig war, mit kritischen Bemerkungen begleitet, um sie desto sicherer von Aehnlichen zu unterscheiden. Ausser der Anzeige von Hülfsquellen, die ich benutzte, habe ich alle Synonymie weggelassen, um das Werk nicht unnöthiger Weise zu vergrössern. Die Zahl der darin aufgezählten Gattungen beträgt vierhundert, und die der Arten über tausend.

Vegesack bey Bremen, im Januar 1814.

A. W. Roth, Dr.

Zeitbücher der Schlesier; herausgegeben von Dr. *Johann Gustav Büsching*. Band I. Mit *drey* Kupfern. Breslau 1813. Gedruckt und zu haben bey Grass und Barth. 4. 1 Rthlr. 6 gr.

Es ist nun auch

Gesenius' hebräisches Lesebuch

in unserm Verlag erschienen, und durch alle solide Buchhandlungen zu erhalten. Es enthält, in *zwey* Cursen, Auszüge aus den historischen und den poetischen Abschnitten des A. T., mit Einleitungen, Anmerkungen, und *einem* vollständigen, aufs fleissigste ausgearbeiteten, Wortregister. Der hebr. Text ist mit scharfen, gehörig grossen Lettern gedruckt, und der Ladenpreis, verhältnissmässig möglichst wohlfeil, auf 14 gr. gestellt.

Mit diesem *zweyten* Theile ist ein treffliches hebr. Elementarbuch vollendet, dessen *erster* Theil, die *Grammatik*, mit dem entschiedensten Beyfall aufgenommen, und bereits hier und da beym Unterricht auf Schulen und Universitäten eingeführt ist. Der Preis der Grammatik ist 18 gr.

Lehrer der hebr. Sprache, welche sich wegen des Ankaufs unmittelbar mit uns in Verbindung setzen, dürfen von uns sehr erleichternde Bedingungen erwarten.

Renger'sche Buchhandlung in Halle.

Die Psalmen, übersetzt und ihrem Hauptinhalt nach erläutert von Dr. *Fr. V. Reinhard*, herausgegeben von Dr. *J. G. A. Hacker*. 8. Leipzig, bey Hartknoch. 1813. 1 Rthlr. 4 gr. Auf Schreibpap. geheftet 1 Rthlr. 12 gr.

Die Psalmen hatten für den unvergesslichen *Reinhard* etwas vorzüglich Anziehendes, er widmete daher früher schon seinen Vorlesungen darüber einen ganz besondern Fleiss. Die vorliegende Uebersetzung ist, nach dem eignen Geständniss des Verfassers, die Frucht seiner Erholungsstunden, und die Bearbeitung derselben gewährte ihm den erquickendsten Genuss. Uebrigens zeichnet sich diese Uebersetzung noch insonderheit durch einleitende, den Inhalt jeden Psalms andeutende Bemerkungen aus, die man in keiner der vorhandenen Uebersetzungen so gründlich und vollständig findet, und die nicht nur jedem Gelehrten, sondern auch jedem denkenden Leser erwünscht und willkommen seyn werden.

Bey Heinrich Dieterich in Göttingen ist so eben folgende interessante Schrift erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Sammlung einiger wichtigen Actenstücke, welche sich aus der Zeit der Existenz des Königreichs Westphalen herschreiben, und die zur anhebenden Gesetzgebung in finanzieller Rücksicht, sowohl im Allgemeinen für alle diejenigen Provinzen, welche dazu gehörten, als insonderheit in Ansehung des Kurfürstenthums Hessen-Kassel dienen möchten. Vom ehemaligen Präfect des Werra-Departements und Staatsrathe *Friedrich Ludwig von Berlepsch*. gr. 8. Brosch. 12 gr.

II. Alterthümer.

Der alten Schlesischen Herzoge Städte, Aebte u. s. w. Siegel in Abgüssen und Abdrücken. Besorgt von Dr. *Johann Gustav Büsching*, Königl. Archivar zu Breslau. *Erste* Lieferung. Mit den Abgüssen einen Thaler Cour., ohne Abgüsse vier Groschen Cour. Breslau 1813, zu erhalten bey dem Besorger.

Hierzu gehören *sechs* Abgüsse von Siegeln von den Jahren 1175, 1272, 1335, 1384, 1501, 1510.

III. Auctionen.

Von dem Königlichen Stadtgericht hiesiger Residenz ist zum öffentlichen Verkauf der zum Nachlasse des

des hieselbst verstorbenen Buchhändlers *Carl August Wilhelm Lange* gehörigen Buchhandlung nebst sämmtlichen Verlags-Artikeln und dem Sortiment im Ganzen unter folgenden Bedingungen, dass

1) nur ein Gebot in Friedrichsd'or oder Augustd'or zulässig;
2) der Meistbietende so lange für sein Gebot stehen muss, bis der Consens der Gläubiger und der Erben des verstorbenen *Lange* herbeygeschafft worden, auch, wenn der Meistbietende ein Ausländer ist, eine angemessene, jedoch den vierten Theil des Kaufpreises nicht übersteigende, Caution zu bestellen;
3) dass der Kauf in Bausch und Bogen, und
4) die Uebergabe sofort nach Abschluss des Kauf-Contracts erfolgt;

auf den Antrag der Lange'schen Erben und Gläubiger ein anderweitiger Termin auf den 26sten April 1814 Vormittags um 10 Uhr in dem im untern Stockwerke des Stadtgerichts-Hauses, Königsstrasse Nr. 19, befindlichen Expeditions-Zimmer vor dem Herrn Auctuario *Müller* angesetzt worden, wobey den Kauflustigen hierbey bekannt gemacht wird, dass das Verzeichniss der Verlags-Artikel und des Sortiments täglich in der Stadtgerichts-Registratur näher nachgesehen werden, auch die Kauflustigen sich in postfreyen Briefen entweder an den Curator des Lange'schen Nachlasses, Herrn Justiz-Commissarius *Heinsius*, oder an den bisherigen Administrator derselben, den Buchhändler Herrn *Reimer* in der hiesigen Realschulbuchhandlung, um die Beschaffenheit der obgedachten Buchhandlung, die Anzahl der Verlags-Artikel und die sonstigen Verkaufs-Bedingungen zu erfahren, wenden können.

Gegeben Berlin, den 17ten December 1813.

III. Vermischte Anzeigen.

Erst vor Kurzem ist Unterzeichnetem eine schon im Jahr 1812 in französischer Sprache ausgegebene Anzeige des Prof. *Norberg* in Lund über die Herausgabe der von ihm entzifferten zabischen Urkunden zugekommen, deren Bekanntmachung durch diese Blätter jedoch für die Liebhaber der morgenländischen Literatur noch immer nicht zu spät kommt. Ihr Hauptinhalt besteht in Folgendem. Der Vf. schrieb schon vor mehr als 30 Jahren zu Paris eine der ausführlichsten zabischen Religionsurkunden, das *Buch Adam* ([illegible]), zum Behuf seines eigenen Studiums ab. Das Idiom derselben ist bekanntlich ein verdorbenes Syro-chaldäisch, und die Entzifferung der Schrift erhält eine Schwierigkeit mehr durch den höchst willkürlichen Gebrauch der Gutturalbuchstaben, welche die Galiläer, gleich den Samaritanern, alle gleich, und zwar vocalartig, aussprechen, auch in der Schrift fast immer durch dasselbe Zeichen ausdrücken. Der Vf. legte damals der Göttingischen Societät einige leichtere, von ihm entzifferte, Stellen vor; allein auch diese blieben nicht ohne Fehler und befriedigten ihn nicht ganz. Vieles Andere blieb ihm verschlossen, und er legte die ganze Arbeit, als eine undankbare, zurück. Erst nach einer Reihe von Jahren kehrte er, vornehmlich durch den Kardinal *Borgia* aufgemuntert, zu derselben zurück, und jetzt gelang ihm zu entziffern, was ihm früher dunkel geblieben war. Der Inhalt der Schrift ist theils liturgisch, theils symbolisch, theils metaphysisch nach den Grundsätzen der morgenländischen Emanationstheorie, mithin für die Religionsgeschichte nicht minder wichtig, als für die morgenländische Sprachkunde. Der Text soll mit syrischen Lettern abgedruckt werden, und zwar so, dass zum leichtern Verständniss überall der Gutturalbuchstabe, den die Etymologie fordert, an die Stelle des dafür gebrauchten Vocalbuchstaben gesetzt werde: ob überall der richtige, möge der Leser beurtheilen. Das Ganze wird gedruckt *vier* Quartbände ausmachen, jeden zu etwa 60 Bogen, mit einer lateinischen Uebersetzung, dem Texte gegenüber. Der *fünfte* Theil wird ein Wörterbuch dieses bisher noch ziemlich unbekannten Dialects enthalten. Jedes Jahr soll wenigstens ein Band erscheinen. Der Preis wird 4 Schilling Banco für den gedruckten Bogen auf gutes Papier seyn.

Mit Vergnügen übernehme ich den Auftrag, zu diesem dem morgenländischen Literator und Kenner der Religionsgeschichte gleich interessanten Werke in unseren Gegenden Subscribenten (denn nur Subscription wird vorläufig verlangt) zu sammeln, und ersuche daher Vorsteher von Bibliotheken und andere gelehrte Kenner dieses Faches, die dieses Unternehmen befördern wollen, mir ihre Namen gefälligst recht bald einzuschicken, da sie dem *ersten Bande*, dessen Druck jetzt schon begonnen haben wird, vorgedruckt werden sollen.

Halle, den 25. Februar 1814. Dr. Gesenius.

Mehreren verehrlichen Anfragen wegen meiner *Edd.* des *Aem. Macer* und *Appulej. de herbarum virtutib.* habe ich die Ehre zu erwiedern, dass nur Orts- und Amts-Veränderung die Herausgabe der *nächstens* Erscheinenden verhindert hat.

Hildesheim, am 28. Jan. 1814.

Dr. *G. Seebode*,
Rector Gymn. Andr. hieselbst.

Von dem interessanten Werkchen:

Buonaparte und Cromwell,

sind noch einige Exemplare vorräthig und à 10 gr. durch alle Buchhandlungen zu bekommen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1814.

MATHEMATIK.

BERLIN, b. d. Vf. u. in Commiss. b. Hitzig: *Astronomisches Jahrbuch für das Jahr* 1816, nebst einer Sammlung der neuesten in die astronomischen Wissenschaften einschlagenden Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten, mit Genehmhaltung der Königl. Akad. der Wissenschaften berechnet und herausgegeben von *J. E. Bode*, Königl. Astronom. und Mitglied der Akademie. 1813. 268 S. 8. Mit 1 Kupf. (1 Rthlr. 8 gr.)

Im J. 1816 fällt Ostern am 14. April. Von zwey sichtbaren Mondsfinsternissen ist die eine total am 10. Junius, die andere partial am 4. December. Auch eine merkwürdige grosse Sonnenfinsterniss am 19. November ist beynahe in ganz Europa sichtbar; sie wird in Danzig und Warschau total seyn, in Prag, Berlin, Breslau, Königsberg, Kopenhagen, Stockholm und Constantinopel zwischen 11 und 12 Zoll betragen. — Den Ephemeriden sind folgende Aufsätze beygefügt. 1) Chronologisches Verzeichniss der berühmtesten Astronomen seit dem dreyzehnten Jahrhundert; ihre Verdienste, Schriften und Entdeckungen, von *Bode*. Diess Verzeichniss fängt mit Kaiser Friedrich II. an, einem Namen, der der Geschichte in mehr als Einer Rücksicht angehört, und endet mit *Maskelyne* in Greenwich, und *Beitler* in Mitau. Für ältere Zeiten scheint besonders *Weidler's Histor. Astron.* benutzt, doch mit den nöthigen Zusätzen; mit Recht ist z. B. auch *Thomas Harriot* (gest. 2. Julius 1621), der bey *Weidler*, und in *La Lande's* Astronomie fehlt, als Astronom aufgeführt. Unter den neuesten verstorbenen Astronomen vermisste Rec. *La Grange*, *Köhler*, *Klügel* und *Barry*. Vielleicht hätte auch der verstorbene Herzog *Ernst* von Gotha eine kleine Erwähnung verdient. 2) Beobachtungen auf der königl. Sternwarte in Kopenhagen vom Staatsrath und Ritter *Bugge*. Gegenscheine des Uranus, Saturn, Mars, der Ceres von 1811, der zwey erstern und der Venus von 1812; Beobachtungen des grossen Kometen von 1811 mit Kreismikrometer; Solstitien und Sternbedeckungen. 3) Beobachtete Verfinsterungen der Jupiterstrabanten und Sternbedeckungen in Greenwich 1809 und 1810, von Dr. *Maskelyne*, königl. Astronomen. (Er trat seine Stelle 15. Februar 1765 an, und starb 9. Februar 1811). 4) Beobachtungen des veränderlichen Sterns η im Antinous, und Tafeln zur Berechnung seines grössten Lichts, von Prof. *Wurm* in Stuttgart. Aus hundert von dem Vf. angestellten und hier mitgetheilten Beobachtungen, über die Mitte des grössten Lichts, findet sich die Periode der Lichtabwechslungen des Sterns 7,17615 Tage = 7 T., 4 St., 13′, 39″, 36, und die Epoche seines grössten Lichts für 1800 = 4. Januar 12 St. mittl. Zeit zu Paris. Veränderliche Sterne bieten, wie der Vf. bemerkt, ein Beyspiel dar, wie man ohne alle Instrumente selbst ohne Taschenuhr, nützliche, noch für den Astronomen der Zukunft brauchbare Beobachtungen anstellen kann. 5) Astronomische Beobachtungen, auf der königl. Sternwarte in Berlin 1812 angestellt von *Bode*. Von den neuen Planeten sind Ceres und Vesta beobachtet. Ein Versuch, nach *Bessel's* Vorschlag den Mauerquadranten zu absoluten Höhenmessungen einzurichten, gelang mit einem gläsernen Planspiegel nicht; bey einem Metallspiegel fanden sich auch noch Schwierigkeiten, die aber der Vf. zu überwinden hofft. 6) Beobachtete Verfinsterungen der Jupiterstrabanten, Sternbedeckungen, Gegenscheine der Ceres, Pallas, Juno, Vesta, Beobachtungen und Berechnungen des Kometen von 1812, auf der k. k. Sternwarte in Wien, von dem k. k. Astronomen und Ritter v. *Triesnecker*. 7) Meridianbeobachtungen der Ceres und Vesta, des Mars, Saturns und Jupiters in der Nähe ihrer Gegenscheine vom J. 1811, in der Nähe von Greenwich angestellt von *Groombridge*. 8) Ueber die Bestimmung der Theilungsfehler eines Spiegelsextanten, von Dr. *Benzenberg* in Düsseldorf. Der Vf. ermüdet nicht, auf ein zum richtigen Gebrauch des Sextanten nothwendiges Erforderniss aufmerksam zu machen, und giebt Mittel an, wie die Theilungsfehler ohne allzu grosse Mühe untersucht werden können. Auch wie noch in andern Rücksichten jeder Sextant vor dem Gebrauche geprüft werden müsse, dürfte für manchen Beobachter keine überflüssige Erinnerung seyn. 9) Einige ausser Europa angestellten Beobachtungen, mitgetheilt von *Lee*, Secretär der königl. Societät der Wiss. in London. Es sind Sternabstände des grossen Kometen von 1811, im May und Junius im ostindischen Meere zwischen der Strasse von Sonda und dem Vorgebirge der guten Hoffnung, Sonnenfinsterniss am 9. December 1806 im Hafen Jackson in Neu-Südwallis, und verfinsterte Jupiterstrabanten 1807 zu Calcutta in Bengalen beobachtet. 10) Prager Beobachtungen 1812, vom Astronom *David* und Adjunct *Bittner*. Darunter auch Refractionsbeobachtungen, Gegenscheine der Planeten, Beobachtung des Kometen von 1812. 11) Zenitdistanzen der Sonne, zu St. Gallen, und Sternbedeckungen ebendaselbst beobachtet von Hn. *von Scherer*, berechnet von *Triesnecker*. Die Zenitdistanzen wurden mit einem 6zölligen Lenoirschen Multiplicationskreise genommen, aber meist bey

bey einem niedrigen Stand der Sonne, im December und Februar 1810, 1811 und 1812. Die Breite von St. Gallen findet *Triesnecker* aus einigen derselben 47°, 25', 35", 8. *Kyene* aus andern 47°, 25', 41", 5. Länge von St. Gallen nach *Triesneckers* Berechnung 28', 5", 5 östlich in Zeit von Paris. 12) Sichtbare Lichtveränderungen Algol's für 1814, 1815 und 1816, von Prof. *Wurm* aus dessen Algolstafeln im Jahrbuch 1801 voraus berechnet. 13) Beobachtungen des grossen Kometen im September und October 1811 am Kreismikrometer, des Gegenscheins vom Saturn und einiger Sternbedeckungen im J. 1812, vom Canonicus *Derflinger* zu Kremsmünster. 14) Neue Refractionstafel, aus *Bradley's* Beobachtungen der Circumpolarsterne, hergeleitet von Prof. *Bessel* in Königsberg. *Bradley*, längst als einer der gröfsten Himmelsbeobachter aller Zeiten bekannt, erscheint noch einziger und bewundernswürdiger durch *Bessels* neue Bearbeitung der von *Bradley* schon vor mehr als 50 Jahren angestellten Beobachtungen, und durch die äusserst wichtigen Resultate, die jetzt erst aus denselben gezogen werden. Ein neues grosses Beyspiel, wie der Naturwissenschaft durch nichts so sehr genützt werden kann, als durch getreue vervielfältigte Beobachtungen. Keine wahre Beobachtung der Natur geht verloren; nach Jahrhunderten vielleicht findet sie erst eine geschickte Hand, die den vollen Gewinn daraus zu ziehen weiss. — Was hier *Bessel*, bis zur Erscheinung seines gröfsern Werks, nur als Theil der Früchte unermesslicher Rechnungen, welche er seit fünf Jahren den Bradleyschen Beobachtungen widmete, und als eine Probe der unschätzbaren Reichthümer, welche sich aus dieser Fundgrube noch zu Tage fördern lassen, dem Publicum mitgetheilt hat, betrifft bloss neue Untersuchungen über die Strahlenbrechung, wovon das Jahrbuch einen Auszug, eigentlich bloss das Resultat, oder eine neue Refractionstafel liefert; die vollständige Abhandlung, welche von dem Astronomen ganz gekannt zu seyn verdient, steht im vierten Stücke des Königsberger Archivs für Naturwissenschaft und Mathematik. Um indess diess neue Resultat für ein so wichtiges Element, die Refraction, aus *Bradley's* Beobachtungen auszumitteln, mussten nicht geringe Schwierigkeiten überwunden, fast alle Fundamentalgrössen der beobachtenden Astronomie mussten aus *Bradley's* Beobachtungen aufs neue festgesetzt werden, wenn man in keinem logischen Kreise sich umdrehen wollte. *Bessel* hat sich diesem mühevollen Geschäft mit beharrlicher Anstrengung unterzogen, den Collimationsfehler der beiden *Bradleyschen* Quadranten, die Polhöhe von Greenwich, die absolute Rectascension von 14 Hauptsternen, die Schiefe der Ecliptik und Präcession bestimmt. Erst nach allen diesen vorläufigen Arbeiten konnten die Constanten der Refraction mit Sicherheit erörtert werden. Der Vf. gieng bey Bestimmung dieser Constanten seinen eigenen Gang, wenn er schon im Ganzen der Laplaceschen Theorie folgt, und seine Refractionstafel weicht von allen bisherigen wesentlich ab, stimmt aber sehr genau mit allen bisher verglichenen Beobachtungen. Die Horizontalrefraction findet *Bessel* = 36', 6", 51. Vorzüglich wichtig ist es, dass durch diese Tafel die Schiefe der Ecliptik im Sommer und Winter von einerley Grösse gefunden wird, da bekanntlich die Astronomen bisher ihre Beobachtungen in beiden Jahrszeiten nicht ganz zu vereinigen wussten. Aus 39 Bradleyschen Beobachtungen in den Wintersolstitien findet nämlich der Vf. die mittlere Schiefe der Ecliptik für das J. 1755 (diese Bestimmung des Jahrs fehlt im Jahrbuche S. 181.) = 23°, 28', 15", 37 aus 50 Beobachtungen in den Sommersolstitien 15", 49, im Mittel also 23°, 28', 15", 44. Da der Vf. seine Refractionstafel blos aus Circumpolarsternen hergeleitet hat, so folgt demnach, dass *Piazzi's* Vermuthung, als ob eine andere Strahlenbrechung der Sonne, eine andere den Fixsternen gelte, keine Wahrscheinlichkeit hat. 15) Beobachtungen des grossen Kometen von 1811, nebst Bemerkungen über den Bau seiner verschiedenen Theile, von Dr. *Herschel*. (Aus den Philos. Transact. Auszug einer der Königl. Soc. am 19. December 1811. vorgelegten Abhandlung.) Bey diesem Kometen liess sich bestimmt unterscheiden: *a*) sein planetarischer Körper, von andern der Kern genannt, *b*) der Kopf des Kometen, oder sein hellster Theil, *c*) eine den Kopf in einem ganz schwach erleuchteten oder dunkeln Raum rings umgebende elastische und durchsichtige Atmosphäre, *d*) eine schimmernde Hülle hinter diesem dunkeln Raum, und endlich *e*) der von der Hülle sich ausbreitende Schweif. Für etwas Sternartiges oder für einen *planetarischen Körper* erkannte der Vf. den Theil im Kopfe des Kometen, welcher als glänzender feiner Punkt, öfters sehr deutlich und bestimmt in runder Gestalt, durch einen zehnfüssigen Reflector ins Gesicht fiel. Seine Lage war aber nicht immer mitten im Kopfe, sondern zuweilen excentrisch; sein *scheinbarer* Durchmesser von ¼ Secunden giebt, *nach Verhältniss* der damaligen Entfernung des Kometen, den wirklichen Durchmesser nicht gröfser als 428 englische Meilen. (Solche Meilen sind auch im Folgenden überall zu verstehn). Die Farbe des *Kopfs* spielte fortwährend ins grünlichte, oder bläulicht grüne; aus dem beobachteten Durchmesser des Kopfs 3', 43" folgt der wahre, ungefähr von 127000 Meilen. Der merkwürdige dunkle Raum hinter dem Kopf, oder die kometische *Atmosphäre* hielt am 6. October 15 Minuten im Durchmesser oder 507000 Meilen; im November waren in jenem Raume mehrere kleine Sterne der Milchstrasse sichtbar. Die Entfernung der Aussenseite der *schimmernden Hülle* vom Mittelpunkt des Kopfs fand sich 9', 30", und betrug 322000 Meilen. Die Farbe dieser Hülle war gelblicht, und von der grünen des Kopfs auffallend verschieden. Sie umgab den Kopf nicht ganz zur Hälfte, und zwischen ihr und dem Kopfe lag jener dunkle Raum; sie theilte sich in zwey Lichtströme oder Arme, von denen zu beiden Seiten des Kopfs einer herabhieng; eben diese hemisphärische Hülle war auch der Schluss des Schweifes. Am 1. September sah der Vf. noch keinen

nen *Schweif*: am 9. September war der Schweif 9 bis 10, am 18. September 11 bis 12, am 6. October 15, am 12. Oct. 17, und am 15. Oct. 23½ Grade lang. Aus der letztern Beobachtung berechnet der Vf. die Länge des Schweifs auf 100 Millionen Meilen (oder etwa gleich dem Abstand der Erde von der Sonne). Die Breite des Schweifs war sehr abwechselnd, am 12. October bey 6¼ Grade, oder gegen 15. Mill. Meilen. Allgemein beobachtet sind die sehr verschiedenen Krümmungen des Schweifs. Sein neblichter Theil glich dem milchichten Schimmer in Orions Nebelfleck, oder den in Sterne nicht mehr auflösbaren Stellen der Milchstrafse. Seine aufserordentlich glänzende Gestalt verdankte übrigens der Komet ohne Zweifel einem eigenthümlichen ihn umgebenden phosphorischen Lichte; bey blofs reflectirtem Sonnenlichte würde er nicht so starke Vergröfserungen, wie z. B. eine 110fache, 400fache, ertragen haben, ohne undeutlich zu erscheinen. Der Komet mit seinem ganzen Zubehör, Kopf, Atmosphäre, Hülle und Schweif, zog sich immer mehr in einen kugelförmigen Nebelfleck zusammen, nicht wegen vermehrter Entfernung der Erde, die blofs einzelne seiner Theile verkürzen mufste, sondern in Folge wirklicher in seinem physischen Bau während seiner Erscheinung vorgegangener Aenderungen. Körper, Kopf und Dunstkreis müssen die Kugelform, aber die lichte Hülle und der Schweif die Gestalt eines abgestumpften Kegels gehabt haben. Die Annäherung zum Perihelium mufste nothwendig eine starke Ausdehnung und Zersetzung der kometischen Materie bewirken. Verschiedene feine elastische Stoffe wurden um diese Zeit in ungeheurer Menge verflüchtigt; die dadurch an der der Sonne ausgesetzten Halbkugel entstandene Leere wurde entweder durch ein Nachrücken anderer Theile von der entgegengesetzten Halbkugel, oder durch eine rotatorische Bewegung des Kometen wieder ausgefüllt. Der Durchgang durch das Perihelium kann bey den Kometen als eine Art von Verdichtungsprocefs angesehen werden; je häufiger ein Komet schon durch sein Perihelium gegangen ist, desto gröfsere Consistenz mufs er erlangen. Diefs scheint mit einer wesentlichen Verschiedenheit der uns bisher sichtbaren Kometen zusammen zu hängen; einige bringen, wenn sie uns erscheinen, schon mehr, andere weniger nicht periheliisirten Stoff (*unperihelioned matter*) mit sich; die ersteren nähern sich einem reiferen Zustande von Planetismus, die anderen sind noch davon entfernter. So schien der Komet von 1807 bereits weiter in seiner Reife vorgeschritten, und schon durch häufigere Perihelien, sey es um unsere oder um eine andere Sonne, gegangen zu seyn; denn sein Schweif dehnte sich bey einer Entfernung von 61 Millionen Meilen, als er am längsten war, nur auf 9 Mill. Meilen aus. Ungleich stärker aber war die Wirkung der Sonne auf den noch glänzendern Kometen von 1811; um 36 Millionen Meilen weiter, als der erstere, entfernt hatte er doch einen um 91 Mill. Meilen längeren Schweif; er hatte also weit mehr Theile, die sich durch die Sonne leicht verflüchtigen liefsen, oder er befand sich noch in einem weniger verdichteten, weniger Sternartigen, im Ganzen noch unreiferen Zustande. Vielleicht hatte er seit seinem früheren Durchgang durch ein Perihelium während der langen Reise durch die Räume des Himmels und zwischen grofsen Lichtnebellagern hindurch, einen guten Theil unverdichteter Materie in sich aufgenommen, die ihm bey seiner Erscheinung 1811 ein so stattliches Ansehn gab. Manche Kometen, zumal solche, die einer Art Nebelfleck sehr ähnlich sind, scheinen sogar ursprünglich blofs aus solcher Nebelmaterie zu bestehen; diese wird etwa von einem nahen Himmelskörper angezogen, und irrt dann parabolisch vom einen zum andern fort, bis sie endlich in der Region unserer Sonne kometisirt wird. Wiederholte Durchgänge durchs Perihelium sind es, die alsdann den Kometen immer mehr planetisiren müssen. — 16) Beobachtungen des zweyten Kometen von 1811, nebst Bemerkungen über seinen Bau, von *Herschel*. Der zweyte, nur dem Astronomen, nicht so dem gröfsern Publicum interessante Komet war von dem ersten in seinem Naturbau gänzlich verschieden. Am 2. Januar 1812 zeigte er einen grofsen runden in schwachen Nebel gehüllten Kern; der Vf. glaubt, dafs dieser Kern der eigentliche Körper des Kometen war, und nicht für das concentrirte Licht eines Kopfs, dergleichen der erste hatte, angesehen werden kann. Am 20. Januar fand der Vf. nicht durch mikrometrische Messung, sondern durch Vergleichung mit kleinen durch dasselbe Teleskop betrachteten Kugeln, den Durchmesser des Kerns, = 5,3 Secunden, was bey seiner damaligen Entfernung 2657 englische Meilen betrug. Im wahren Durchmesser war er also sechsmal gröfser, als der erste und grofse (nur scheinbar grofse) Komet von 1811, der ihn weit überglänzt hatte. Um den Kern dieses zweyten Kometen verbreitete sich ein sehr schwaches Licht, das man sein *Haar* nennen möchte. Sein *Schweif* war nur klein, am 18. Januar im Durchmesser von 9′, 40″ oder = 659000 Meilen. Offenbar war dieser zweyte Komet in seinem physischen Bau schon weit planetenartiger, als der erste; seine Erscheinungen verriethen einen schon weit mehr vorgerückten Zustand von Reife und Verdichtung, und der Durchmesser seines Kerns war beynahe ein Drittheil des Erddurchmessers. Der Durchgang durch das Perihelium schien nicht viel stärker auf ihn gewirkt zu haben, als auf einen Planeten, und nur gering mufste der Theil von phosphorischer Nebelmaterie seyn, den er noch enthielt, und der sich während seiner Sichtbarkeit allmählich mehr verdichtete. Auch das Licht, welches ihn sichtbar machte, ist höchst wahrscheinlich von planetarischer Natur, nämlich zurückgestrahltes Sonnenlicht, und nicht eigenes phosphorisches; defswegen ertrug er auch gar keine starke Vergröfserung. Sein Haar läfst schliefsen, dafs ihn eine durchsichtige elastische Atmosphäre umgab. — 17) Sternbedeckungen, verfinsterte Jupiterstrabanten, eine Mondsfinsternifs, die Planeten Vesta, Uranus und Mars im J. 1811, 12 und 13 zu Wilna, beobachtet von Prof. *Sniadecki*. 18) Beobachtungen des grofsen Kometen von 1811 an einem fünffüfsigen Ramsdenschen Kreise von *Piazzi* in Palermo. 19) Ueber die Breite der böhmischen Schneekuppe, von Prof. und Astronom *David* in Prag. Der Vf. hatte 1799 mit einem Dol-

Dollondschen Sextanten und Glashorizont diese Breite = 50°, 44', 18". *Bode* 1806 = 50°, 43', 15" bis 18" gefunden; diesen Unterschied von 1 Min. will *David* aus dem von *Bode* gebrauchten Oelhorizonte erklären; letzterer ist eher geneigt, ihn einer Unvollkommenheit der Theilung des Sextanten und des Nonius zuzuschreiben. 20) Sichtbare Sternbedeckungen für Berlin berechnet, von Hn. *v. Wisniewski* Nachtrag zu dem im Jahrb. 1813 befindlichen Verzeichnisse. 21) Länge und Breite von 9 der vornehmsten Fixsterne, nach den neuesten Bestimmungen im *Nautical Almanac* für 1815. 22) Länge und Breite verschiedener Orte im mittlern Amerika, nach den Bestimmungen von *Humboldt's* in seinem *Recueil d'Observations*. 23) Neue Projectionsmethode einer allgemeinen Himmelskarte. Zur *fünften* Auflage seiner Anleitung zur Kenntniss des gestirnten Himmels hatte *Bode* eine grosse Himmelskarte nach der stereographischen Entwerfungsart gezeichnet, wo das Auge im Nadir der Halbkugel liegt, und die Grade der Abweichung vom Nordpol aus wie die Tangenten der halben Winkel zunehmen. Damit aber wachsen die Grade nach den Grenzen der Karte hin so unverhältnissmäsig, dass die 90 Grade vom Nordpol bis zum Aequator 1000 Theile, und 40 Grade der südlichen Abweichung 1144 Theile desselben Maasstabes betragen. Dieser Unregelmäsigkeit wird beträchtlich abgeholfen durch eine neue bey der *achten* Auflage jener Schrift vom Vf. gewählten Projection, wo die Grade nach den Tangenten der ¾ Winkel zunehmen. Indess erscheinen bey dieser Art von Entwerfung Horizont, Verticalkreise und Ecliptik nicht mehr als völlige Kreise und Kreisbögen. 24) Geocentrischer Lauf des Pallas vom 1. Aug. 1814 bis 1. Febr. 1815, und der Vesta vom 18. Oct. 1813 bis 9. Jul. 1814 voraus berechnet. 25) Greenwicher Planetenbeobachtungen von 1809 und 1810, von Dr. *Maskelyne*. Es sind nur sechs Beobachtungen in zwey Jahren. 26) Beobachtung der beiden Kometen von 1813. Der erste wurde von *Pons* in Marseille am 4. Febr. bey der Eidexe, der zweyte von Prof. *Harding* in Göttingen am 4. Apr. im polnischen Stier entdeckt. Beide klein und ohne Schweif. 27) Elliptische Elemente der Planetenbahnen, nach *Laplace's* neuesten Bestimmungen (*Exposition du Syst. du Monde*, 3. Edit. Paris 1808). *Bode* hat noch die Elemente der vier neuen Planeten nach Gaussischen Berechnungen hinzugefügt. 28) Beobachtungen der grossen Kometen von 1811 und astronomische Bemerkungen von Prof. *Bessel*. Der Vf. hat zwar schon vorläufige elliptische Elemente jenes Kometen bestimmt; aber genauere Bestimmungen hat er einem grösseren Werke über denselben aufbehalten. Hier werden *v. Zach's* Beobachtungen aus der ersten Branche der Bahn (vom April und May 1811) mitgetheilt; noch sind *v. Wisniewsky's* Beobachtungen vom Caucasus zurück, die erst nach der obern Conjunction mit der Sonne angestellt worden; mit diesen werden, was etwas ausserordentliches ist, Beobachtungen von 16. Monaten bey diesem Kometen zur Bestimmung seiner Bahn benutzt werden können. 29) Beobachtungen des Kometen von 1812, und Berechnung der Elemente seiner Bahn, von *Bouvard* in Paris. 30) Methode, die Abweichung eines Passageinstruments vom Meridian zu bestimmen (nach *Biot's Astronomie physique*. Paris 1812. Tom. III.). Man bestimmt jene Abweichung unter anderm durch Beobachtung eines und eben desselben Sterns im obern und untern nördlichen Meridian, wobey man den Vortheil hat, einen bekannten Rectascensionsunterschied von 180° anwenden zu können; allein man muss zugleich den Gang der Pendeluhr innerhalb 12 Stunden sehr genau kennen, und noch andere Vorsicht anwenden. Diese Schwierigkeit fällt weg, ohne dass der obige Vortheil verloren geht, wenn man, statt Eines, zwey Sterne wählt, mit der Bedingung, dass der Unterschied ihrer geraden Aufsteigung nahe 180° beträgt, und dass man sie demnach schnell nach einander, den einen im obern, den andern im untern nördlichen Meridian beobachten, und die gesuchte Abweichung nach einer hier mitgetheilten Formel von *Biot* berechnen kann. Das Verzeichniss hiezu tauglicher Circumpolarsterne hat *Bode* vollständiger, als *Biot*, für etwa 130 Paar Sterne, zunächst für die Berliner Polhöhe, diesem Aufsatze beygefügt. 31) Culminationen und Meridian-Zenitdistanzen der Planeten, im J. 1809 auf der K. Sternw. in Paris beobachtet von *Bouvard* (aus der *Conn. d. tems* 1812). Als Anhang zu dem schon abgedruckten *Jahrbuche* folgen noch zwey erst später eingegangene Aufsätze, nämlich 32) *von Wisniewsky's* Beobachtungen des grossen Kometen von 1811, in Neu-Tscherkask vom 31. Jul. bis 17. Aug. angestellt. Diese schon oben Nr. 28. erwähnten, für die Theorie dieser Kometenbahn sehr wichtigen Beobachtungen müssen erst reducirt, und die verglichenen Sterne nach gerader Aufsteigung und Abweichung neu bestimmt werden. 33) Polarabstand *von 44 der* vornehmsten Fixsterne, Mittel aus *1452 Beobachtungen*, von *John Pond*, königl. Astronom in Greenwich (*Maskelyne's* Nachfolger). Die Beobachtungen sind mit einem neuen trefflichen Mauerkreise im J. 1812 angestellt, und sollen einen ganz vorzüglichen Grad von Genauigkeit besitzen; den möglich grössten Fehler setzt *Pond* bey den meisten nur auf eine halbe Secunde. Der Abstand des Polarsterns für den Anfang des J. 1813 wird hier aus Sommerbeobachtungen zu 1°, 41', 22", 07, aus Winterbeobachtungen zu 1°, 41', 24", 47 angegeben. Es müsste interessant seyn, die Pondischen Originalbeobachtungen aller dieser Sterne mit *Bessel's* neuer Refractionstafel vergleichen zu können. Die mittlere Schiefe der Ecliptik für 1. Januar 1813 ist nach *Pond's* Beobachtungen des Sommersolstitz 23°, 27', 51", 50, des Wintersolstitz 23°, 27', 47", 35. — In Neapel ist (wie in den *Vermischten Nachrichten* bemerkt wird) eine neue Sternwarte unter *Zuccari's* Direction im Entstehen. Bey dem Mordbrande in Lilienthal 1812 hat der edle *Schröter* einen Theil seines Vermögens und mehrere astron. Instrumente eingebüsst!!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1814.

ERDBESCHREIBUNG.

Rudolstadt, im Verl. d. Hof-Buch- u. Kunsth.: *Erinnerungen von einer Reise in den Jahren* 1803, 1804 *u.* 1805. Herausg. von *Johanna Schopenhauer.* — *Erster* Band. Mit einer Reise-Karte (Postkarte von England und Schottland). 1813. VI u. 304 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Auf Bereicherung unsrer Kenntniss der Länder, durch welche diese Reise ging, ist es von der bescheidenen und geistreichen Reisenden bey der Herausgabe dieser Erinnerungen, laut der Vorrede, nicht unmittelbar abgesehn, und die Kritik hätte es also weniger mit dem zu thun, *was*, als *wie* sie darstellt, wenn sie sich überhaupt geltend machen darf gegen so viel Anspruchlosigkeit. „Erinnerungen sind es, sagt sie, die ich auf meinen Reisen sammelte. Sie schienen den Freunden, welchen ich sie an ruhigen Winterabenden vertraulich mittheilte, ergetzlich und bedeutend genug, um mich aufzumuntern, sie in einem grössern Kreise zu verbreiten. Man wollte auch durch sie die Bemerkung bestätigt finden, dass Frauen die Dinge um sich her anders erblicken, anders darstellen, als Männer, und auf eine Weise, die, vielleicht weniger gründlich, doch dadurch belehrend wird, dass sie die Gegenstände aus einem andern Gesichtspunkte zeigt." — Auch wir stimmen in diese Bemerkung ein, und danken der edeln Herausgeberin, die sich bey dem gefühlvollen Publicum durch die Biographie ihres Freundes, des zu früh verstorbenen *Fernow*, und den edeln Zweck derselben, schon so eingeführt hat, dass ihr seine Achtung und Zuneigung gewiss ist, für die Mittheilung dieser interessanten Erinnerungen. Das Leben ist's, was die Frauen am feinsten und lebendigsten auffassen, und so sind denn auch die Blicke, welche uns die Herausgeberin in das Leben in England und Schottland, denen dieser Band gewidmet ist, thun lässt, unsers Erachtens das Vorzüglichste in diesen Blättern. — Wir rechnen dahin besonders den *allgemeinen Blick auf England*, mit welchem dieser Band sehr sinnig und zweckmässig beginnt; dann die Schilderung des Lebens in den englischen Bädern, das sich so wesentlich, jedoch nicht zu seinem Vortheile, von dem in den Bädern Deutschlands unterscheidet; die Schilderung des Drängens und Treibens bey den Pferderennen, deren die Reisende mehrern beywohnte, und des Nationalgeistes, der sich dabey äusserte; und wie belehrend sind nicht in dieser Hinsicht auch die oft scheinbar unabsichtlich eingestreuten Züge von dem häuslichen Leben und dem Charakter der Nation in geselliger Hinsicht. — Ueberall sieht man an der Lebendigkeit der Darstellung, wie lebendig die Herausgeberin die oft so feinen und flüchtigen Erscheinungen auffasste, so wie sich in den scharfen Umrissen die geübte Hand, und in den treffenden Bemerkungen der gebildete Geist beurkundet. — Doch würde man sehr irren, wenn man hier nun gar auf keine Belehrung anderer Art rechnen wollte. Etwas einförmig sind uns allerdings die Schilderungen der englischen Villen vorgekommen, von welchen die Verfasserin nur flüchtige Skizzen ihres Aeussern und Innern entwirft, die sich bey jeder, besonders in letzterer Hinsicht, ziemlich wiederholen; allein hier lag die Schuld weniger an der Vfn., als an der Illiberalität der englischen Grossen. „Der reiche Lord, voll von den bey seiner Nation allgemein anerkannten Eigenthums-Ideen, sieht die in seiner Villa aufgehäuften Kunstschätze nur als Repräsentanten seiner Guineen an, die er und seine Vorfahren dafür hingaben. Ihm sind sie nur sein todtes, kaltes Eigenthum; er ahndet nicht den hohen Genius, der sie für alle Zeiten belebt; er weiss es nicht, dass das Schöne Jedem angehört, dem der Sinn dafür ward." — Jede Villa hat ihren eigenen Tag in der Woche, an welcher sie nur von Fremden, und zwar für nicht weniger als eine Guinee, besehen werden darf, und sie müssen dann das Ganze, dessen eigentliche Betrachtung so viele Wochen, ja bey dem innern Reichthum an vorzüglichen Kunstschätzen, besonders in der Malerey, oft mehrere Monate erfordern würde, in wenigen Stunden und in Begleitung eines unwissenden Bedienten, selten mit einem und dann höchst fehlerhaften Catalog, durchlaufen. „Den Wunsch, sich der (gemeiniglich im schlechtesten Lichte aufgestellten) Kunstwerke recht zu erfreuen, sie zu studieren, vielleicht etwas zu copiren, muss man nicht aufkommen lassen: denn seine Erfüllung ist in diesem Lande undenkbar." — Sehr genügend ist dagegen die Vfn. in Schilderungen von Naturgegenständen, wie z. B. der berühmten Peak's-Höhle (eine merkwürdige Tropfstein-Höhle) bey Castleton in Derbyshire, deren Schauer man mit ihr empfindet, und wie sie, als sie das Tageslicht wieder erblickte, mit *Schiller* ausruft:

Es freue sich
Wer da athmet in rosigen Licht!
Dort unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht!

Dann die Fälle des Clyde, die malerischen Aussichten im schottischen Hochlande; und belehrend sind in

in einem anmuthigen Detail die Besuche in den Werkstätten eines Boulton in Soho, eines Walker's in Rotherham, wo das Glück die Reisende begünstigte, eine Kanone giessen und bohren zu sehen, welches sie sehr anschaulich beschreibt, und in der Arkwrightschen Baumwollenspinnerey. — Interessant sind auch die Erinnerungen an die unglückliche *Maria Stuart*, für welche unser *Schiller* das Interesse der Deutschen in einem so hohen Grade erweckt hat, und von der jede Reliquie, jede Spur unsrer Reisenden eine wahre Herzensangelegenheit war. — Sie fand von ihr ein Original-Porträt in dem Landsitze des Marquis von Buckingham, *Stew's-Garden* (welche, wie die Vfn. sagt, mit Recht für die schönsten und prächtigsten Gärten in England gehalten werden). „Sie ist in wunderlicher Kleidung, mit einem sehr hohen Halskragen dargestellt, und weit weniger schön, als man sie zu denken gewohnt ist; doch mag auch wohl die nicht sonderliche Kunst des Malers daran Schuld seyn." — (Rec. machte die gleiche Bemerkung bey ihrem Gemälde in der Augsburger Gallerie, worauf sie in Lebensgrösse — wenn er nicht irrt, sitzend — abgebildet ist. Er bestrebte sich, einen bleibenden Eindruck davon mitzunehmen, aber vergebens.) — Um von den Ansichten unsrer Reisenden einen Beleg zu geben, mag hier stehen, was sie bey Gelegenheit von Blenheim, dem prächtigen Schlosse, welches die Königin Anna ihrem Lieblinge Marlborough zum Danke für seine Siege erbaute, über Elisabeth sagt: „Auch in historischer Hinsicht ist dieser Platz merkwürdig. Auf einer Wiese, die jetzt zum Park von Blenheim gezogen ist, stand einst ein Landhaus, in welchem die Königin Elisabeth in ihrer Jugend erzogen, ja gleichsam gefangen gehalten ward. Sie konnte damals nicht hoffen, dass ihre Ansprüche an die Krone von England einst geltend werden würden, und eben diese Ansprüche, die sie gewiss oft in jenen Zeiten bitter beweinte, waren es, die ihr Freyheit, Umgang mit Menschen und jede Jugendfreude raubten. Hier erwarb sie sich alle die Kenntnisse, die Festigkeit, (die) Klugheit, welche späterhin sie zur weisen glücklichen Regentin machten. Wie war es aber möglich, dass diese frühere Erfahrung des Unglücks, diese Einsamkeit, diese Bekanntschaft mit allem Guten und Grossen, was weise Männer vor ihrer Zeit dachten und schrieben, sie nur klug, nicht gut machten? Sie, die einst auch gefangen war, die einst auch für ihr Leben zittern musste, weil es den ehrgeizigen Plänen Anderer entgegen war, wie konnte sie ihre unglückliche Schwester Leiden fühlen lassen, welche sie selbst nur zu gut aus Erfahrung kannte, und ihr zuletzt den Tod auf dem Blutgerüste geben? Die Nachwelt ist gerecht. Jeder Engländer spricht noch jetzt von *Elisabeth*, der Regentin, mit Bewunderung; mit Abscheu von *Elisabeth*, dem Weibe, und der Name der unglücklichen *Maria* wird noch überall mit Liebe und Mitleid genannt. Die Fehler der *Stuart* sind vergessen; aber ihr Unglück und ihre Liebenswürdigkeit lebt noch in allen Herzen." — Hier lebte auch die schöne *Rosamunda*, Heinrichs II. unglückliche Geliebte, in glücklicher Verborgenheit, bis die stolze Elinor ihr so grausam Glück und Leben raubte. — Unser *Wieland* hat die schöne Unglückliche in einem Singspiele gefeyert. — So sind nicht weniger anziehend die schönen Volkssagen, welche die Vfn. von einigen Merkwürdigkeiten anführt, z. B. von Auffindung des warmen Wassers von Bath durch Bladud, Sohn Lud. Hudibras's, Enkel des Aeneas, achten Königs nach Brutus, von Stonetienge, dem erstaunlichen Riesentempel aus ungeheuern Felsmassen erbaut in der berüchtigten Ebene von Salisbury, dem andere Reisende das Imponirende absprechen, welches sie — und wir trauen ihr hier mehr — darin fand. — Als einen Beleg der lebhaften Schilderung von Naturscenen wählen wir die kürzeste: „Nahe bey Killin (in Schottland), auf dem Wege nach Tyndrum, kamen wir einem *Wasserfall* vorbey, der brausend und schäumend über abgerissene Felsenstücke dem See zueilte. Immer schroffer und höher wurden die Felsen, öde und einsamer die ganze Gegend umher. Wilde Bergwasser rieselten von allen Bergen und stürzten hinab ins Thal. Es war ein Ossianscher Tag, graue Nebel hingen an den Spitzen der Berge, wogten zuweilen herab und durcheilten, gejagt vom Winde, wie Geistergestalten die Schluchten der Felsen. Einzelne Sonnenblicke flogen über das Thal, durch welches bald silberhell, bald wild tobend ein starker Bach sich wand. Nur selten erinnerte uns in dieser Wildniss ein kleines Kornfeld, eine niedrige Hütte, dass in dieser abgeschiedenen Einsamkeit noch Menschen lebten. — Hier erscheint die Natur, wie *Ossian* sie malte, die Ströme, die Felsen, die uralten einzelnen Eichen. Der Wind heult über die Haide, die Distel wiegt ihr Haupt im Sturme am Grabe der alten Krieger. Die vier grauen bemoosten Steine erheben sich noch *einsam am Hügel* der Helden und verkünden stumm dem Wanderer die Geschichte vergangener Jahrhunderte." — Ueberall hat die Vfn. kleine Züge aus dem Leben eingestreut, welche dem Ganzen eine reizende Mannichfaltigkeit geben. — „In diesem Dorfe (Dalmally) wurden wir auf's lebhafteste an *Ossian* erinnert. Ein Greis in der Nationaltracht sass auf einem Steine nahe am Kirchhofe; sein langer schneeweisser Bart flog im Winde, sein Ansehn war wild, ein Paar dunkle Augen glühten unter einer hohen kahlen Scheitel hervor; der Plaid (ein langes breites Stück von dem gewürfelten schottischen Zeuche, wie ein sehr grosser Shawl, in das der Schotte sich bey schlechtem Wetter oder des Nachts einhüllt, das er aber bey gutem Wetter wie ein Ordensband nachlässig von einer Schulter zur Hüfte vorn und hinten wieder herübergeworfen trägt. Die Vfn. S. 141.) hing fantastisch von den Schultern herab wie ein Mantel, zwischen den Knieen hielt er eine kleine Harfe, aus der er unzusammenhangende Accorde wie mit Gewalt einzeln hervorriss. Mit starker, tiefer Stimme sang er dazu alte Volksgesänge in Ersischer Sprache, sein Gesang war eintönig, fast mehr Declamation als Lied. Um ihn her war das ganze Dorf versammelt, unter

ihnen

than auch der hundertjährige Greis (dem, wie die Vfn. früher anführt, seine Nachbarn vorwarfen, dass er 111 Jahr alt sey und sich nur für 103 ausgebe, und dem man in unsern kultivirten Ländern höchstens 60 zugetrauet hätte); Alles hörte feyerlich aufmerksam zu. Unser Nähertreten störte weder den Sänger, noch seine Zuhörer im Geringsten; nur machten sie uns mit (dem Schottländer) natürlicher Höflichkeit Raum in ihrem Kreise. Man sagte uns, der Greis sey ein Sänger, der mit seiner Harfe das Land durchziehe, ohne eigentliche Heimath, aber überall ein willkommner Gast, wie die alten Barden. Leider konnten wir mit ihm nicht sprechen, denn er verstand nicht Englisch." — Nicht minder interessant sind die Lebensumstände mehrerer merkwürdiger Personen, welche sich durch Industrie emporgearbeitet haben, wie ein *Boulton*, ein *Arkwright*, oder sich auf eine eigene, nur in England mögliche, Art in Ansehn gesetzt haben, wie der bekannte Ceremonienmeister Richard Nash in Bath, der zum Könige von Bath erwählt ward, und diesen berühmten Badeort aus seiner Unbedeutenheit noch unter Elisabeth zu seiner gegenwärtigen Grösse und Pracht emporhob. — *Brighton*, der Lieblingsaufenthalt des gegenwärtigen Prinzen-Regenten, schildert die Vfn. in Vergleichung mit Bath als höchst unbedeutend in Hinsicht der Gegend und als sehr langweilig in Hinsicht des Aufenthalts; aber die Mode zaubert mit ihrem Feenstabe dieses Bad zu einem Paradiese für die grosse Welt in England; glücklich, überschwenglich, ist die Lady, welche sagen kann: ich war diesen Sommer in Brighton. Die Lebensweise des Prinzen dort ist, nach der Vfn., eben nicht ausgezeichnet: als Regent von England erscheint er jetzt der Welt in einem andern Lichte. — Auffallend im freyen Englande war uns, was die Vfn. in Chichester erlebte: „Wir fanden, erzählt sie, den ganzen Ort in einer Art von freudigem Tumult, als sollte es ein Pferderennen geben. Alle Fenster waren mit geputzten Frauen und Mädchen besetzt, die Strasse voller Leute, Erwartung auf allen Gesichtern. Das Regiment des Prinzen von Wallis, welches hier in Garnison liegt, paradirte im festlichsten Schmucke, in zwey langen Reihen aufmarschirt, dem Gasthofe gegenüber. In letzterem hatte Niemand Zeit, Herr und Frau und Aufwärter liefen mit den Köpfen gegen einander. Nichts Kleines konnte all' diesen Aufruhr veranlassen. Mrss. *Fitzherbert*, die (damals schon über 60 Jahr alte) Freundin des Prinzen von Wallis war es; sie wurde auf ihrem Wege nach Brighton in Chichester erwartet. Nach zwey Stunden erschien sie, liess, ohne auszusteigen oder sich umzusehen, die Pferde wechseln und rollte davon. Die grosse Begebenheit war vorüber, die Soldaten marschirten ab, und Alles beruhigte sich nach und nach." — Von dem Kunstsinne der Engländer heisst es: „Der höhere Sinn für Kunst scheint der englischen Nation versagt; nur selten ist er bey ihr anzutreffen." — „Die Gemälde-Ausstellung im Pallast von Sommerset in London, die jeden Frühling dort Statt hat, und gröstentheils aus den Werken einheimischer, oder doch nationalisirter Künstler besteht, die National-Musik, die öffentlichen Gebäude und Monumente bestätigen, mit sehr wenigen Ausnahmen, diese Bemerkung nur zu sehr." — Die hier übliche Art zu leben nimmt vollends alle Zeit hinweg, die noch auf Erkenntniss und Studium des Schönen verwendet werden könnte: denn nirgends werden die bloss physischen Bedürfnisse mit mehr Feyerlichkeit und Zeitverlust befriedigt, als in diesem Lande. Was nur dem Luxus, der Bequemlichkeit, der modernen Eleganz dienen kann, wird hier über Alles geschätzt, und so geschieht es, dass der Geschichtmaler und der geschickte Tapezirer, der Bildhauer und der Ebenist in Einem Range stehen: man glaubt beiden Patente geben zu können." — Man glaube nur nicht etwa, als sey die Vfn. wider England eingenommen; o nein, sie lässt seinen Vergnügen volle Gerechtigkeit widerfahren. — Nach dem, was wir mit den eigenen Worten unserer Reisenden angeführt haben, bedarf es keiner weitern Bemerkung über die Reinheit, Rundung und Lebhaftigkeit ihres Stils; — das müssen wir aber noch rühmen, dass Druck und Papier dem Inhalte entsprechen. — Der *zweyte* Band soll der Vfn. Reise von Bremen nach Dover, und dann ihre Bemerkungen über London enthalten. — Wir sehen ihm mit Vergnügen entgegen.

NATURGESCHICHTE.

HALLE, b. Hendel: *Magazin der Entomologie*, herausgegeben von Dr. *Ernst Friedrich Germar*, Director des Mineralienkabinets und Docent der Mineralogie an der Universität zu Halle u. s. w. *Erster* Jahrgang. *Erstes* Heft. Mit einer illuminirten Kupfertafel. 1813. 150 S. 8. (18 gr.)

Von diesem Magazin soll, nach der Vorrede, der *erste* Jahrgang, welcher aus *zwey* Heften bestehen wird, gewiss erscheinen, die Fortsetzung aber von der Zahl der Abnehmer abhangen. Es soll enthalten: 1) Anatomische Untersuchungen. 2) Physiologische Beobachtungen. 3) Systematische Beschreibungen neuer oder zweifelhafter Gattungen und Arten, nebst Monographieen. 4) Oekonomische Bemerkungen. 5) Auszüge aus entomologischen Schriften in ausländischen Sprachen, übersetzt und mit Bemerkungen. 6) Recensionen neuer entomologischer Schriften. 7) Zusätze und Berichtigungen zu klassischen Schriften. 8) Biographieen, Reisen, Beförderungen, Todesfälle u. s. w. bekannter Entomologen. 9) Miscellen. 10) Auszüge aus entomologischen Abhandlungen, die in grössern, nicht der Entomologie gewidmeten, Schriften sich finden. 11) Mercantilisch-entomol. Bekanntmachungen. Dass *dieses* Heft nicht alles dieses enthalten werde und könne, brauchen wir wohl nicht zu erinnern. Sein Inhalt ist folgender: 1) *Naturgeschichte des Carabus gibbus*, eines saatverwüstenden Insects, vom *Herausg.* Im May 1812 wurde nach Antrag der Präfectur [unrichtig

tig (agt Hr. G. Oberpräfectur] in Halberstadt von der naturforschenden Gesellschaft in Halle eine Commission errichtet, welche aus den Herren *Zepernick*, *Düffer*, *Buhle*, *Ahrens* und dem *Herausg.* bestand, um über den Schaden Untersuchungen anzustellen, welche im Canton Seeburg eine Larvenart an den Getreide-Sprösslingen und Wurzeln verursachte, und darüber zu berichten. Es ergab sich, dass die Larve des *Carabus gibbus* die Verwüstungen anrichte, doch hatte auch die der *Melolontha ruficornis* Antheil daran, und der *Carabus gibbus* selbst frass die Körner in den Aehren. Dem Weizen waren sie am nachtheiligsten, gingen aber hernach auch den Roggen und noch später die Gerste an. Larve, Puppe und vollständiges Insect vom *Carabus gibbus* sind hier umständlich beschrieben und abgebildet, von ihrer Lebensart dasjenige, was der Commission bekannt wurde, mitgetheilt, und zuletzt Vorschläge zur Ausrottung dieses verderblichen Insects gegeben, die im Wegfangen, tiefen Pflügen im Spatherbst, Ausstreuen der Asche der erdigen Braunkohle und Schonung der Krähen bestehen. Wir würden gerathen haben, die Felder gleich nach der Aernte mit Schweinen zu betreiben. — 2) *Insecten in Bernstein eingeschlossen*, beschrieben aus dem akademischen Mineralienkabinet zu Halle. Vom *Herausg.* Allerdings eine nützliche Unternehmung, besonders wenn sie mit der Genauigkeit und Umsicht geschieht, die Hr. *G.* anwandte, der zu furchtsam, die Gattungen mit Gewissheit zu bestimmen, neue Gattungsnamen dadurch bildete, dass er bekannten Gattungsnamen ein *ina*, *ites* oder (was uns minder gut gefällt, weil es falsche Begriffe veranlasst) ein *lithus* anhing, wie aus den folgenden Namen der hier beschriebenen Arten erhellet: *Lebina resinata*, *Criocerina pristina*, *Mordellina inclusa*, *Hylesinites electrinus*, *Blattina succinea*, *Hemerobites antiquus*, *Phryganolitha vetusta*. — 3) *Beobachtungen über die Sackträger unter den Schmetterlingen*, ihre Fortpflanzung und Entwickelung, von Dr. *Zinke*, genannt *Sommer*, in Braunschweig. Ein sehr lesenswürdiger Aufsatz, in welchem der Vf. aus vielen Beobachtungen schliesst, und zu beweisen sucht, dass die von vielen Entomologen, und besonders von *Rossi*, vorgetragene Meinung, dass die Sackträger-Weibchen ohne vorhergegangene Befruchtung fruchtbare Eyer legen, falsch sey, und vielmehr annimmt, die Weibchen blieben nach der Ausschliesung aus der Puppe im Sacke, wendeten sich bey der Annäherung des Männchens so, dass ihre Geschlechtstheile aus dem mit Klappen versehenen Afterende des Sackes hervortreten, würden begattet, und legten Eyer im Sacke. Erst dem Tode nahe kröchen sie aus dem Sacke heraus. Zuletzt folgen noch einige allgemeine Bemerkungen über die Sackträger und über einzelne Arten derselben, die theils zur Gattung *Psyche*, theils zur Gattung *Tinea* gezählt werden. In einer *Nachschrift des Herausgebers* zu dem vorigen Aufsatze bemerkt dieser mit Recht, dass zwar die Erfahrungen des Hn. *Z.* die Möglichkeit des Irrthums früherer Beobachter bewiesen, durchaus aber ihre merkwürdigen Erfahrungen, besonders die des Hn. *Schrank*, noch nicht widerlegten. Er fügt noch nach den ihm von Hn. *Z.* mitgetheilten Exemplaren die Charakteristik der Gattung *Psyche* und einiger ihrer Arten bey. — 4) *Literatur*-Auszüge und Recension der entomologischen Abhandl. in dem Magazin der Gesellsch. naturf. Freunde in Berlin, 5ter Jahrg., und 6ter Jahrg. 1stes Quartal; und der neuen Schriften der naturf. Gesellsch. in Halle 1ster Band, und 2ter Band, 2tes Heft. Ferner kurze Anzeigen von *Ahrens Fauna Insect. Europae*; *Sturm's* Deutschl. Insect. 2tes Bändchen; *Germar's Syst. Glossat. prodr.*; *Desselben* Reise nach Dalmatien; *Treviranus* über den Bau der Arachniden, und *Ramdohr's* Abhandl. über die Verdauungswerkz. d. Insecten. — 5) *Kritisches Verzeichniß der bisher bekannt gewordenen Schlesischen Schmetterlinge*, von *C. F. W. Richter*. Dieser Aufsatz, der viele schätzbare Bemerkungen über Abarten, Aufenthalt u. s. w. der schlesischen Schmetterlinge, und zwar bis jetzt eines Theiles der Tagfalter enthält, soll fortgesetzt werden. Ohne zu weitläuftig zu seyn, können wir keinen Auszug desselben liefern. — 6) *Neue Insecten*, beschrieben vom *Herausg.* Gute lateinische Kennzeichen und deutsche Beschreibungen folgender Arten: *Copris gracilicornis Megerle*, aus Amerika. *Copris analis* aus Brasilien. *Ateuchus humeralis* und *lituratus Illig.* eben daher. *Aphodius testaceus Zenker* aus Amerika. *Aphodius Zenkeri* aus der Gegend von Halle und Leipzig. *Hister neglectus Zenker* aus der Gegend von Dresden und Leipzig. *Hister bisquinque-striatus Megerle* aus Amerika. *Anthrenus pictus Megerle* aus Oesterreich. *Blaps clypeata Illiger* aus Portugal. *Helops tenebrioides Zenker.* eben daher. *Helops melanarius Zenker.* aus der Lausitz. *Helops anthracinus Zenker.* aus Portugal. *Colaspis ulema Illig.* aus Ungarn. *Eumolpus elegans Zenk.* aus Portugal. *Cryptocephalus tessellatus* aus der Gegend von Halle. *Melolontha bruchiformis Illig.* aus Brasilien. *Elater lythrodes*, nebst einer Abänderung, aus der Gegend von Halle. *Saperda atroguttata Megerle* aus Brasilien. *Saperda euphorbiae Megerle* aus Ungarn. *Curculio mucidus* aus der Gegend von Halle. — 7) *Miscellen und Correspondenz-Nachrichten*, aus denen uns das Wichtigste das zu seyn scheint, dass Hr. *Ramdohr* seine, in dem Magaz. der Gesellsch. naturf. Freunde in Berlin geäusserte, Muthmassung über das Geruchsorgan der Biene zurücknimmt. — 8) *Mercantilische Anzeigen.* Nachrichten von Personen, welche sich mit Insectenhandlung abgeben, oder sie zum Tausch anbieten.

Wir wünschen dem Herausgeber und Verleger, dass sich eine hinlängliche Anzahl Abnehmer finden möge, dieses nützliche Magazin fortsetzen zu können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1814.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Berlin, in d. Realschulbuchh.: *Die Geschichten des Herodotos* übersetzt von *Friedrich Lange.* — *Erster* Theil. Klio. Euterpe. Thalia. Melpomene. 1811. VIII und 398 S. *Zweyter* Theil. Terpsichore. Erato. Polymnia. Urania. Kalliope. 1812. 382 S. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

Diese neue Uebersetzung kann als ein wahrer Gewinn für die Literatur der Deutschen betrachtet werden. Sie zeichnet sich auf eine erfreuliche Art vor ihren Vorläufern, der *Goldhagenschen*, *Degenschen* und *Jacobischen* aus. Ihr gröster Vorzug ist die äusserst glücklich nachgebildete Manier und der wohlgetroffene Ton der Darstellung des Originals. In dieser Hinsicht läfst Hr. *L.* seine Vorgänger weit hinter sich zurück, und kann des ungetheilten Beyfalls der Sachkundigen sich versichert halten. Derselbe hatte früherhin eine Probe seiner Uebersetzung in einer Zeitschrift — irren wir nicht, in der *neuen Berliner Monatschrift*, — mitgetheilt; und der verdiente Beyfall, mit welchem diese aufgenommen wurde, bewog ihn dann zur Bearbeitung und Herausgabe des ganzen Werkes. Bis dahin hat es uns oft Wunder genommen, dafs unsre bessern und berühmtern Uebersetzer den Altvater der Geschichte neben vielen andern minder ehrenwerthen Schriftstellern, die ins Deutsche übergetragen wurden, unberührt liegen liefsen. Geringer ist das Verdienst des Hn. *L.* hinsichtlich auf genaue und kritische Handhabung des Originaltextes. Kann man auch nicht sagen, dafs an sehr vielen Stellen Herodot falsch verstanden und unrichtig übersetzt sey, so zeigt sich doch bald, dafs die ganze Arbeit nicht auf tiefes Studium mit Benutzung aller vorhandenen Vorarbeiten und Hülfsmittel gegründet, und so als letztes Resultat langer und genauer Forschung entstanden ist, was doch, wenn ein vollendet Uebersetzerwerk zu Stande kommen soll, nothwendig erforderlich und zu wünschen ist. Unser Vf. hielt sich wohl meist nur an den freylich in den meisten Stellen richtigen, aber auch hier und da mit unzuläfsigen, zum Theil längst zurückgenommenen oder widerlegten Conjecturen vermischten Text der *Reizisch-Schäferschen* Ausgabe und an das Lexicon. Wir haben keinen Grund zu glauben, dafs ihm *Wesselings*, *Larcher's*, und andere zu benutzende neuere Arbeiten zu Gebot gestanden hätten. Daher sind die in jener Ausgabe etwa befindlichen Unrichtigkeiten auch in die Uebersetzung eingeflossen, wie z. B. Lib. VII, 16. 3, wo anstatt der von *Schäfer* in den Text genommenen Conjectur μετετέον das alte μαθητέον zurückgerufen werden mufs, und Lib. IX, 103., wo ein bloſser Druckfehler der *Schäferschen* Ausgabe, nämlich die Auslassung der Worte καὶ τὰ λοιπὰ vor συνδιεχείριζον, an deren Stelle aus der folgenden fast gleichlautenden Zeile τῶν Ἑλλήνων eingeschlichen ist, von Hn. *L.* mit übersetzt worden (*cf.* die Anmerkk. zu diesen Stellen in Dr. *Schulz's* gröfsrer Ausgabe,) und anderwärts. Aber übrigens ist die Uebersetzung mit unverkennbarem Talent, mit sichtbarem Fleifs und Sorgfalt gemacht, so dafs sie sich, auch abgesehn vom Original, recht gut liest. Selbst die Wortstellung, ja hier und da sogar der Wortschall des griechischen Textes scheint vom Vf. so viel möglich berücksichtigt. Wer möchte im Allgemeinen dieses tadeln, da es dem Uebersetzer überall darauf ankommen mufs, so wenig als möglich, auch äusserlich, von der Farbe seines Originals zu verwischen. Nur treibt man die Sache hier leicht zu weit, thut der deutschen Sprache Gewalt an, wird gesucht, seltsam und für Leser, denen das Original fremd ist, undeutlich. Man hat nicht ohne Grund einigen der in andrer Hinsicht so vortrefflichen Uebertragungen von *Voß* diesen Vorwurf gemacht. Hr. *L.* dürfte auch nicht völlig frey davon zu sprechen seyn. Im *ersten* Buch Abschn. 4. Anfang ist das *ehe* offenbar dem griechischen ἤ zu Gefallen gewählt und in den Nachsatz gestellt wie dieses, obgleich es dem Gedanken nach an den Anfang gehört, und nun, was durch das *Gleichtönende* gewonnen scheint, rücksichtlich auf die *Wortstellung* und den *Gedanken*, also rücksichtlich auf das Wichtigere, verloren wird. Die Stelle lautet griechisch: προτέρους γὰρ ἄρξαι στρατεύεσθαι ἐς τὴν Ἀσίην, ἢ σφέας ἐς τὴν Εὐρώπην· deutsch: „*Denn sie wären nach Asien in den Streit gezogen, ehe denn die Persen nach Europa.*" Noch dazu ist dieses *ehe* nicht einmal die Uebersetzung des ἤ, sondern des an der Spitze stehenden προτέρους.

Die von Hn. *L.* beliebte neue Schreibart in mehrern Eigennamen, wie *Persen*, *Delfö* u. s. gefällt uns nicht; auch sehen wir den Grund solcher neuen Benennung nicht ein. Warum übersetzt denn diesemnach der Vf. doch Ἐφέσιοι durch *Efesier*, Κόλχοι durch *Kolcher*, Πάρθοι durch *Parther*, Σύριοι durch *Syrer*, Μιλήσιοι durch *Milesier*, Μῆδοι durch *Meder*, Λυδοὶ durch *Lyder*, und so in unzähligen andern Fällen, wenn er Πέρσαι durch *Persen* geben zu müssen meynte? Dafs Ἀθηναῖοι übersetzt ist *Athenäer*, und nicht, wie gewöhnlich, *Athenienser*, billigen wir ganz. Eben so Aehnliches in ähnlichen Fäl-

Fällen. Auch darüber wollen wir mit dem Vf. nicht rechten, dafs er das griechische Φ allezeit durch das deutfche *f* ausdrückt: *Profet*, *Fylakos*, *Amfilochos*, *Amfialai*, *Memfis*, *Föniker*, *Foker*, u. f. w.

Wir wollen nun, ehe wir zur genauern Betrachtung einzelner Stellen fortfchreiten, unfern Lefern einige Proben von der Manier des Hn. *L.* den Herodot überzutragen, mittheilen, und wählen gleich den Anfang des Werkes, welcher keine ganz leichte Aufgabe für einen Ueberfetzer zu feyn fcheint, (cf. *Larcher*, der zu Umftellungen feine Zuflucht nehmen mufste,) und der Hn. *L.* recht wohl gelungen ift.

„Was Herodotos von Halikarnaffos erkundiget, das hat er hier aufgezeichnet, auf das nicht mit der Zeit verlösche, was von Menfchen gefchah, noch ruhmlos vergehn die grofsen Wunderthaten, die Hellenen nicht minder als Barbaren vollbracht, vor allem aber, warum fie wider einander Krieg geführet.

1) Wie die Gefchichtkundigen unter den Perfen erzählen, fo find die Föniker Schuld am Streit. Denn fie wären gekommen von dem Meer, fo das rothe heifset, an unfer Meer und hätten fich niedergelaffen in dem Land, da fie noch jetzo innen wohnen, und fich alsbald auf weite Seefahrten geleget. Sie verfuhren Aegyptifche und Affyrifche Waaren und kamen in alle Länder, unter andern auch nach Argos. Argos aber war grofs zu der Zeit vor allen in dem Land, das jetzo Hellas heifset. Nach diefem Argos kamen die Föniker und ftellten ihre Waaren aus. Und am fünften oder fechsten Tage ihrer Ankunft, da fie beynahe alles verkauft hatten, kam an das Meer mit vielen andern Frauen auch des Königs Tochter; deren Namen war Io, die Tochter Inachos, wie auch die Hellenen fagen. Die ftanden an des Schiffes Spiegel und kaufeten von den Waaren, danach ihr Herz gelüftete, und die Föniker vermahneten fich unter einander und fielen über fie her. Die meiften der Weiber entflohen, Io aber und noch andere wurden entführt. Und fie warfen diefelben in die Schiffe und fuhren mit ihnen von dannen nach Aegyptenland."

Man lege diefe Uebertragung neben den griechifchen Text, und vergleiche nun die *Degenfche*, welche allzu frey, voll moderner Worte, Anfichten und Redensarten ihrem Original fo ziemlich überall unähnlich ift, und alfo lautet:

„Herodot von Halikarnafs liefert hier das Refultat (!) feiner hiftorifchen Unterfuchungen. (!!) Er will dadurch die Gefchichte der Menfchheit (!) vor der Vergeffenheit fchützen, den Ruhm grofser und merkwürdiger Thaten der Griechen und anderer Nationen befördern, (?) und endlich (*fic?*) die Urfachen ihrer gegenfeitigen Kriege angeben.

1) Die Gelehrten (?) unter den Perfern geben die Phöniker als die Urheber der Uneinigkeiten an. Sie wären nämlich aus dem erythreifchen Meer an unfer mittelländifches (das letztere Wort fteht im Text nicht) gekommen, hätten fich in dem noch jetzt von ihnen bewohnten Lande niedergelaffen, fofort eine ausgebreitete Schifffahrt getrieben, u. f. w.

(παλλακὴ) überfetzt diefer Deutfche, Hr. *Degen* durch das franzöfifche *Mätreffe*, ἔλασις durch *Marfchroute*, διέξοδος, *Durchmarfch*, und βασιλεύς bisweilen durch das eben fo unrichtige als zweydeutige *Regent*, und dergleichen mehr.)

Um zu zeigen, wie auch die *Jacobifche* Arbeit, welche doch bedeutende Vorzüge vor der *Degenfchen* hat, an Genauigkeit, Angemeffenheit und Anfchliefsung an das Original der neuen des Hn. *L.* weit nachfteht, fetzen wir ein paar Stellen aus der Befchreibung des Treffens bey Thermopylä, im 7. B. 210 u. ff. nach beider Darftellung zur leichten Vergleichung und Beurtheilung unter einander.

Hr. *Lange.*

210) Er (Xerxes) liefs nun vier Tage vorbeygehn, denn er hoffte immer, fie würden davon laufen. Am fünften aber, als fie fich nicht zurückzogen, fondern er deutlich einfah, fie wären *ausverfchämt* [diefen märkifchen Provincialism, welchen die Bücherfprache nicht anerkennt, müffen wir tadeln,] und unklug genug, ftehn zu bleiben, fchickte er wider fie die Meder und die *Kiffier* voller Wuth, und befahl ihnen, fie lebendig zu fahen und vor fein Angeficht zu führen. Als nun die Meder andrangen und ihren Angriff machten auf die Hellenen, fielen eine Menge, die andern aber rückten näher und konnten fie nicht zum Weichen bringen, obwohl ihr Verluft beträchtlich war. Da ward es denn aller Welt und vornehmlich dem König offenbar, dafs es wohl viel Menfchen wären, aber wenig Männer. Das Treffen aber dauerte den ganzen Tag.

Hr. *Jacobi.*

Vier Tage liefs diefer (Xerxes) noch hingehen, indem er fich mit der Hoffnung fchmeichelte, fie würden die Flucht ergreifen. Als fie fich aber am *fünften noch nicht* entfernt hatten, und es ihm fchien, dafs Unverfchämtheit und Einfalt fie zu einem folchen Betragen vermöchte, fchickte er voll Zorn die Meder und Kiffier wider fie aus, mit dem Auftrage, den ganzen Haufen aufzuheben und vor ihn zu führen. Als aber die Meder auf die Hellenen losftürzten, fielen viele von ihnen; und auch andere, welche nachfolgten, vermochten es nicht, fie aus ihrer Stellung zu vertreiben, obgleich fie eine grofse Anzahl Leute verloren; fo dafs ein jeder, und der König vorzüglich, einfehen mufste, dafs die *perfifche Macht zwar viele Menfchen, aber nur wenige Männer zählte. Die* Schlacht ward bey Tage (?) (δι᾽ ἡμέρης) gefochten.

Hr. *Lange.*

211) Nachdem aber die Meder hart zugerichtet waren, da wichen diefe zurück, und an ihrer Stelle rückten die Perfen vor, welche der König die Unfterblichen nannte und deren Oberfter Hydarnes war, als würden die bald mit ihnen fertig werden. Und als auch *diefe* mit den Hellenen handgemein wurden, richteten fie nicht mehr aus als das medifche Heer, fondern es gieng ihnen eben fo, weil fie in dem engen Pafs ftritten und kürzere Speere hatten als die Hellenen und von ihrer Uebermacht nicht konnten Gebrauch machen. Die Lakedämonier aber fochten wacker und brav, und zeigten, dafs fie den Krieg verftanden, der Feind aber nicht; befonders dadurch: fie wandten ihnen zuweilen den Rücken und flohen alle mit einmal; die Barbaren aber, die fie fliehen fahn, jagten ihnen nach mit Lärm und Gefchrey; fie aber wandten fich, wenn jene nahe an fie gekommen, den Barbaren entgegen, und auf die Art erlegten fie eine unzählige Menge von Perfen, es fielen aber auch von den Spartiaten einige wenige. Als nun die Perfen den Pafs nicht erftürmen konnten, ob wohl fie in einzelnen Schaaren und mit der ganzen Macht angriffen, zogen fie fich zurück. Während diefes Handgemenges foll Xerxes, der zufah, dreymal von feinem Stuhl aufgefprungen feyn, aus Furcht für fein Heer. Damals nun kämpften fie alfo; am folgenden Tag aber fochten die Barbaren nicht glücklicher.

licher. Nämlich sie griffen an in der Hoffnung, weil der Hellenen nur so wenige wären, so würden sie alle verwundet und nicht mehr im Stande seyn, einen Arm zu rühren. Aber die Hellenen standen in ihren Gliedern nach den Völkerschaften und fochten ein jeglicher an seinem Theil, u. s. w.

225) — — Und die Barbaren mit dem Xerxes rückten näher; und die Hellenen mit dem Leonidas, weil sie nun in den Tod hinauszogen, giengen jetzo viel weiter vor in die Breite der Schlucht als zu Anfang, denn die Schutzwehr der Mauer deckte sie. Die vorigen Tage waren sie in die Enge hervorgekommen zum Streit; nun aber trafen sie sich jenseit der Engen, und da fielen eine Menge Barbaren. Denn hinter den Gliedern standen die Hauptleute mit Geifseln, die hieben drauf los und trieben sie immer vorwärts. Viele von ihnen nun stürzten ins Meer und ertranken, weit mehr aber wurden lebendig von den andern zertreten; es mochte sterben was starb. Denn weil die Hellenen wufsten, ihr Tod wäre ihnen gewifs durch die, welche den Berg umgangen, so setzte ein jeglicher alle seine Kraft dran wider die Barbaren, und schonete weder sein noch des Feindes. 224) Nun waren aber damals schon den meisten ihre Lanzen zerbrochen, da giengen sie den Persen mit dem Schwert zu Leibe. Und Leonidas fiel in diesem Getümmel, nachdem er heldenmäfsig gekämpft, und mit ihm viele namhafte Spartiaten.

Hr. Jacobi.

211) Nachdem die Meder so stark gelitten hatten, trat nun jene Abtheilung der Perser, welche der König selbst seine Unsterblichen nannte, von Hydarnes angeführt, an ihre Stelle, und begann mit der Hoffnung eines leichten Sieges den Kampf. Aber auch diese vermochten, als sie mit den Hellenen handgemein wurden, nicht mehr wie die Meder, weil sie auf einem schmalen Platze fochten, wo ihnen die gröfsere Zahl keinen Vortheil bot; um so mehr, da die hellenischen Lanzen die ihrigen an Länge übertrafen. Die Lacedämonier fochten vortrefflich, zeigten ihnen, der Kriegskunst unkundigen Feinden, dafs sie solche befäfsen; und wichen, so oft sie den Rücken kehren mufsten (?), immer in geschlossenen Reihen. (?) Sahen die Barbaren sie dann auf der Flucht, so setzten sie ihnen mit Geschrey und Tumult nach. Jene aber kehrten sich schnell wieder um, erneuerten das Gefecht, und stürzten ganze Schaaren der Perser vor sich nieder. Zwar fielen hier auch einige wenige Spartiaten; als aber die Perser sahen, dafs sie weder durch den Angriff mit ihrer ganzen Masse, noch einzelner Abtheilungen, des Passes Meister werden konnten, zogen sie sich zurück.

Dreymal, sagt man, sprang der König Xerxes, der dem Gefechte zusah, den Verlust seines Heeres fürchtend, von seinem Sitze auf. So ward an diesem Tage gestritten, und am folgenden zeigten die Barbaren sich nicht besser. Denn sie erneuerten den Kampf in Betracht der geringen Zahl der Feinde, und in der Hoffnung, es müfsten nun so viele verwundet seyn, dafs sie keinen Kampf mehr würden bestehen können. Die Hellenen aber empfingen die Barbaren wechselsweise nach den verschiedenen Völkerschaften und stritten alle nach einander, wie die Reihe sie traf (?) u. s. w.

223) — — Das Heer des Xerxes schritt also vor, während die Hellenen unter dem Leonidas ebenfalls viel weiter als bey den ersten Gefechten, ja bis an die breitste Stelle des Passes vordrang. An den vorigen Tagen hatte die Mauer ihren Rücken gedeckt, indem sie blofs in dem engsten Theil des Passes fochten. Bey dem Treffen, welches jetzt in der freyen Gegend geliefert ward, fielen eine Menge Barbaren. Denn hinter ihnen standen die Anführer der verschiedenen Abtheilungen mit Peitschen, hieben auf einen jeden, und drängten sie vorzurücken. Viele stürzten in das Meer und ertranken; viel mehrere noch würden lebendig durch die nachstrebenden Haufen zertreten. Niemand achtete auf die Fallenden. Und die Hellenen, die es vorher wufsten, dafs die über das Gebirge heranuahenden ihnen einen gewissen Tod brächten, kämpften mit allen Kräften gegen die Macht der Barbaren.

Schon sah der gröfste Theil seine Lanzen zerbrochen, und mordete die Perser mit dem Schwerte; als Leonidas, nachdem er Wunder der Tapferkeit gethan, in dem Handgemenge fiel. Mit ihm fielen auch andre berühmte Spartiaten, u. s. w.

Ist an einigen Stellen die *Jacobische* Uebersetzung durch eine Wendung oder kleinen Zusatz deutlicher, so schmiegt sich die *Langesche* doch viel inniger an den griechischen Text an, und trägt vielmehr den ganzen Charakter und Ton des Herodot. Mit Absicht ist sie umständlich, kunstlos einfach, ja breit an nicht wenigen Stellen nach modernem Gefühl, weil das Original es ist. Man hört den alten einfachen Erzähler seine Geschichten kunst- und schmucklos vortragen, indem man diese Uebersetzung lieset; gewifs nicht ein geringes Lob.

(*Der Beschluss folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

St. Gallen: *Ueber die vierte Einheit im Epos und Drama. Eine leere Nische.* Von *J. J. Bossard*, Professor der Philosophie in St. Gallen. 1813. 31 S. 8.

Indem der Vf. dieser kleinen Schrift von den *Lessingschen* im Laokoon erörterten Sätzen ausgeht, dafs die Zeitfolge das Gebiet des Dichters, der Raum das Gebiet des bildenden Künstlers sey, indem er des Vortheils, der daraus für diesen, des Nachtheils, der für jenen entspringe, erwähnt (etwas unbestimmt und unvollständig freylich, da die Grenze des Dichters in der Sphäre der Succession wirklich doch auch manchen reichen Gewinn, den Reiz der Erwartung z. B. durch Aufregung unsrer Einbildungskraft und Empfindung anbietet, der jenem die seine versagt), indem er so den Kunstwerken des Raums den Vortheil anschaulicher Einheit und den damit verbundenen Vorzug lebhafterer und schnellerer Eindrücke — Rec. glaubt, durch einen zu geschwinden Schlufs — einräumt, kommt er, sprungsweise beynahe, auf den Mangel der Einheit bey dramatischen und epischen Dichtungen. Diese Einheit, die Einheit einer das Ganze der Handlung leitenden Idee, die er die vierte nennt, vermifst er in den meisten neuern dramatischen und epischen Werken, und leitet den Ursprung dieser Erscheinung von einer mifsverstandnen Nachahmung der Natur ab: „*weil im gemeinen Leben Inconsequenz herrschte, so brachte man sie, um natürlich zu seyn, auf die Bühne. Man wollte Natur ins Drama bringen, und stieg dabey zum alltäglichen herab. So dichteten* Corneille, Racine, Voltaire (?) und die *Schaar ihrer deutschen, englischen und italiänischen Nachahmer* (?) *und machte je zuweilen ein Dichter einen* Un-

Unterschied zwischen dem Natürlichen und Gemeinen, der Bühne und der Welt: da schrieen die Kunstrichter ihr incredulus odi und reinigten die Bühne, von dichterischer Begeisterung, statt von Unsinn und Indiscretion. So verschwand aus lauter Bestreben natürlich zu werden die so nöthige Einheit von der Bühne, und anstatt einer folgerechten Handlung ward das Schauspiel eine Mischung gewaltsam zusammengedrängter Begebenheiten, deren Verbindung man nicht einsah, nicht einsehen konnte u. s. w. (S. 8.) — Dieses Unwesen sey auch auf das Drama übergegangen. Beweis dafür *Friedelbergs Kallidion*, ein Epos, das Rec. nicht zu kennen das Glück hat; doch wird auch in dieser Hinsicht an Miltons verlornem Paradies vieles getadelt (S. 24 — 27.), und wir können hinzusetzen, meist nicht ohne Grund, wiewohl das Gesagte schon oft gesagt war. Vor Klopstock und seiner Messiade hat der Vf. etwas mehr Respect. Zwar finde man im Messias auch keine Idee (S. 27.), wie Schreiber dieser Blätter sie meyne, wegen welcher und durch welche alles, auch das Zufälligste veranlasst wäre. Aber Klopstock mache sich doch bey den einzelnen Wesen Bilder, die ihm bey seiner Arbeit vorschwebten (welcher Dichter, wenn er dieses Namens nicht ganz unwürdig ist, wird sich diese nicht machen?) und die seine *Vernunft* billigte. Sein Gott habe nichts menschliches, sein Wesen haben philosophische Wahrheit. Die Begebenheit, die er vorstellte, die Zeit, in der sie vorfiel, seyn schon an sich so beschaffen, dass der Dichter in der Ausführung nicht so leicht und so weit von dem Hauptwege sich habe verirren können wie Milton, dessen Begebenheit aus der Zeit sey, wo nur zwey menschliche Wesen waren. Der Messias sey, wie Benkowitz bewiesen, unter allen Heldengedichten, die in irgend einer Sprache geschrieben worden, das vollkommenste [Sonderbar! da der Vf. oben (S. 22.) dem Homer den Vorzug einräumt, nach Einer Idee, an die sich alles übrige untergeordnet anschlösse, gearbeitet, und so seine Aufgabe einer guten Epopee gelöst zu haben, was er *K.* abspricht]; doch treffe man darin, fährt er fort, Mangel an. In manchen Gesängen sey zu wenig Handlung, es sey oft des Betens und Singens zu viel, der Dichter überlasse sich seinen eignen Empfindungen zu oft, verweile auch zu viel bey Nebenumständen; ob diese Fehler nicht hätten vermieden werden können, wenn *K.* nach einer Idee gearbeitet?" (S. 27 — 28.) In Beziehung auf das Drama werden vorzüglich bloss *Lessing* und *Schiller* als solche herausgehoben, die nach Ideen gearbeitet; aber indem hier manches nicht unrichtig vorgetragen wird, verwirrt sich der Vf. doch oft wieder und verliert sich ins Unbestimmte und Schiefe (vergleiche z. B. S. 17 — 21.). Das Ausgehobene wird bereits hinreichend seyn, den Geist dieser kleinen Schrift zu charakterisiren. Indessen zweifeln wir nicht, wenn der Vf., wahrscheinlich ein junger Mann von Kenntnissen und löblichem Streben, seine Begriffe mehr wird gereiniget und berichtiget haben, dass er uns etwas genügenderes *in diesem* Felde der Literatur wird geben können, als zur Zeit diese *leere Nische* ist.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Universitäten.

Halle.

Unterm 5. März hat die hiesige Juristenfacultät dem Hn. *Bernh. Christian Gotthilf Schulze*, Procurator und Advocaten bey dem Civil-Tribunal zu Nordhausen, und seinem Bruder Hn. *Karl Wilhelm Fürchtegott Schulze*, Notarius und Advocaten beym Civil-Tribunal ebendaselbst, die Doctorwürde in beiden Rechten ertheilt.

II. Todesfälle.

Am 22. Februar 1813 fiel bey dem ersten Versuche der Russen, Berlin einzunehmen, der durch seine poetischen Beyträge zu verschiedenen der gelesensten Zeitschriften bekannte *Alexander* Freyherr *von Blomberg*, aus dem Hause Iggenhausen im Fürstenthum Lippe-Detmold, Russisch Kaiserl. Hauptmann und Adjutant des Generals von Tettenborn, indem er mit zu grosser Hitze sich auf eine hinter dem Bernauer Thore aufgestellte feindliche Abtheilung warf, von vielen Kugeln durchbohrt. Seine hinterlassenen Trauerspiele, Conrad von Schwaben und Woldemar werden nächstens erscheinen.

Am 15. Januar starb zu Leipzig Dr. *Ch. G. Tilling*, seit 1807 ordentlicher Professor des Natur- und Völkerrechts, wie auch Oberhofgerichts- und Consistorial-Advocat. Er war zu Annaberg 1759 geboren.

Am 21. Januar starb zu Leipzig *Moritz v. Prasse*, ordentlicher Professor der Mathematik und Mitglied mehrerer Akademieen und gelehrten Gesellschaften. Er war 1769 zu Dresden geboren.

III. Beförderungen.

Hr. Prediger *Pusche* zu Wenigen-Jena bey Jena, bekannt durch mehrere nützliche Schriften, ist von der philosophischen Facultät zu Jena, ohne sein Ansuchen, mit dem Doctordiplom beehrt worden.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

März 1814.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Berlin, in d. Realschulbuchh.: *Die Geschichten des Herodotos*, übers. von *Friedrich Lange* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wir gehen nunmehr zur genauern Betrachtung einiger einzelnen Stellen fort, insbesondre solcher, bey denen unsre Ansichten von denen des Hn. Vfs. abweichen. Wir wählen eine Anzahl aus dem *ersten* und einige aus dem *zweyten* Bande der Uebersetzung.

Dass im 1. Buch 1. Kap. die von *Valckenaer* und *Reiz* verworfenen Worte τὴν Ἰνάχου nach Ἰοῦν wieder in den Text genommen sind, kann kaum gerechtfertigt werden. M. s. die Vorrede von *Reiz* S. XXII. — Am Ende desselben Kap. hat die Uebersetzung: *in die Schiffe*, im Griechischen steht bloss ἐς τὴν νέα. Auch ist im Vorhergehenden nur von *einem* Schiffe die Rede, selbst in der Uebersetzung: *des Schiffes Spiegel*. — Beyfall verdient die Wahl der Ausdrücke gleich hier Kap. 1. und anderwärts, bey τῶν σφιν ἦν θυμὸς μάλιστα, *darnach ihr Herz gelüstete*; πρύμνη τῆς νηός, *des Schiffes Spiegel*; ἀδικήματα, *Unbilden*; ἱκέται, *Schützlinge*, und mehrere andere. Weniger Billigung dürften finden: *handtiren* (griech. χειρονομεῖν), *thurnen* (γυμνάζειν), *an sie gehen* (ἐπιχειρέειν), wofür ja *angreifen* näher liegt; desgleichen die gemeinen Ausdrücke: *die Huren* und *huren* (1. B. 93. K. a. E.), wofür die Büchersprache *Buhlerinnen* und *buhlen* und mehrere andre Bezeichnungen hat; endlich auch ungewöhnliche Provinzialismen, wie der in dieser Uebersetzung so oft vorkommende Märkische, *ausverschämt* und andere. Der Ausdruck *Orakel* ist mit Recht vermieden, und dafür das angemessene, deutsche *Göttersprüch* gewählt. — Im 1. B. 3. Kap. sehen wir keinen Grund der vorgenommenen Umstellung ein: ἀπαιτέειν τε Ἑλένην, καὶ δίκας τῆς ἁρπαγῆς αἰτέειν heisst der Text; die Uebersetzung, welche auch ἁρπαγῆς unübertragen läſst: *Genugthuung zu fordern und die Helena wieder zu verlangen*. Warum ist auch am Ende dieses Kap. nicht die einmal gewählte Uebersetzung des δίκας, *Genugthuung*, beybehalten und dem Original unähnlich *abgewechselt* mit *gerecht werden*. — Ebendas. Kap. 4. scheint durch die Kürze der Uebersetzung, was sonst Hn. *L.* nicht leicht begegnet, zu viel vom Text des Herodot verwischt zu seyn: *Weiber entführen, meynen sie, ist ungerecht; um die entführten mit aller Mühe Rache suchen, unverständig; um die entführeten sich gar nicht kümmern, das ist weise.* Rec. würde diese Stelle: τὸ μέν νυν ἁρπάζειν γυναῖκας ἀνδρῶν ἀδίκων νομίζειν ἔργον εἶναι· τὸ δὲ ἁρπασθεισέων σπουδὴν ποιήσασθαι τιμωρέειν, ἀνοήτων· τὸ δὲ μηδεμίην ὤρην ἔχειν ἁρπασθεισέων, σωφρόνων· etwa so geben: *Nun sey Weiber entführen nach ihrer Meinung freylich ungerecht* (oder noch genauer, *freylich die Sache ungerechter Männer, wie sie meynten*); *aber um die entführten mühsam Rache suchen, sey unklug; und um die entführten sich gar nicht kümmern, weise.* — Σφέας μὲν δὴ τοὺς ἐκ τῆς Ἀσίης κ. τ. λ. ebendas. ist falsch übersetzt: *Sie wenigstens, sagen die Persen, hätten sich aus den Weibern, die aus Asien entführt worden, gar nichts gemacht* u. s. w. *Larcher* hat das Richtigere. Σφέας — τοὺς ἐκ τῆς Ἀσίης gehört zusammen, *sie, die Asiaten*, in Entgegensetzung der *Europäer*, wenn gleich eigentlich nur ein einzelnes Volk aus jedem der beiden Welttheile namhaft angeführt ist. — Gleich darauf ist Λακεδαιμονίης εἵνεκεν γυναικός in der Uebersetzung ausgelassen. Anstatt: *damit nach Asien gekommen*, ist zu setzen: *darauf* u. s. w.; im Griechischen steht: ἔπειτα. — Ebendas. Kap. 5. im Anf. konnte λέγουσι recht gut mit übergetragen werden, so: *denn sie hätten dieselbige, sagen sie, nicht mit Gewalt — entführet.* — Kap. 6. in d. M. fehlen die Worte τοὺς ἐν τῇ Ἀσίῃ in der Uebersetzung. Ebendas. a. E. konnten die Substantiven des Originals, οὐ καταστροφὴ ἐγένετο τ. π. ἀλλ' ἐξ ἐπιδρομῆς ἁρπαγή, recht gut beybehalten werden: *Der Kimmerier Zug — war — keine Eroberung oder Unterwerfung von Städten, sondern nur Raub im Anlauf.* — Kap. 7. im Anf. war für ἡγεμονίη, *Herrschaft* passender, was auch an andern Stellen gewählt ist, als *Königreich*. — Kap. 13. im Anf. anstatt *Ermordung* lieber *Unglück* gesetzt. *Ermordung* paſst nur in diesem besondern Fall, und das allgemeinere πάθος bedeutet das nicht. — Kap. 18. in d. M. ist anstatt: *die fünf Jahr — so auf die sechs kamen*, zu setzen: — — — *folgten*, ἑπόμενα. — Kap. 19. a. E. sind die Worte: *das kann ich nicht sagen*, im Original nicht vorhanden, und waren auch leicht zu vermeiden, wenn übersetzt wurde: *sey es nun, daß ihm jemand gerathen, oder dünchte es ihm selber gut zu seyn* u. s. w. — Kap. 21. steht der Plur. *Herolde*; der Text hat κήρυκα, auch ist im gleich Folgenden nur von *einem* Boten die Rede, selbst in der Uebersetzung. — Kap. 31. in d. M. ist ῥώμη nicht ganz passend durch *Gesinnung* wieder gegeben. — Kap. 37. im Anf. muss es heissen: *sonst war es unsere* (oder *bey uns*) *schönste und edelste Beschäftigung*, nicht: *meine*. — Etwas zu frey, obwohl nicht unrichtig, scheint Kap. 39. im Anf. und Kap. 51. in d. M. übersetzt zu seyn. An der letztern Stelle οὐ γάρ τὸ συντυχὸν φαίνεταί μοι ἔργον

εἶναι· *denn es ist ein gar künstliches Werk.* (!!) — Kap. 46. im Anf. ist ἐστερημένος ganz unberücksichtigt geblieben in der Uebersetzung: *Krösos aber lag zwey Jahre in tiefer Trauer über seinen Sohn.* Und gleich darauf steht: *Jammer um seinen Sohn*, wo die letztern Worte sich im Original nicht finden, auch nicht nöthig waren, wenn Hr. *L.* πένθος hier eben so als vorher durch *Trauer*, anstatt durch *Jammer* übersetzte. — Kap. 59. in d. M. sollen doch die in [ ] gefassten Worte nicht etwa verdächtig seyn? Wir vermuthen, dass die [ ] aus Versehen anstatt der Parenthesenzeichen, die Hr. *L.* sonst regelmässig gebraucht, gewählt worden sind. — Kap. 68. hätten wir den letzten Satz: καὶ ἀπὸ τούτου τοῦ χρόνου, ὅκως ἐπειρῴατο ἀλλήλων, πολλῷ κατυπέρτεροι τῷ πολέμῳ ἐγίνοντο οἱ Λακεδ. ἤδη δέ σφι καὶ ἡ πολλὴ τῆς Πελοποννήσου ἦν κατεστραμμένη· etwa so ausgedrückt: *Und seit der Zeit, so oft sie es mit einander versuchten, behielten die Lakedämonier bey weitem die Oberhand, und schon war ihnen der grösste Theil des Peloponnes unterthan.* Hr. *L.* hat: *Und seit der Zeit hatten die Lakedämonier entschieden (?) die Oberhand, so oft sie es mit einander versuchten, und auch war ihnen bereits der grösste Theil des Peloponnesos unterthänig.* — Kap. 77. am E. findet sich für die Worte der Uebersetzung des Hn. *L.*: *der doch keinesweges den Sieg davon getragen hatte,* im Griechischen nichts Gleiches; nur — ἀγωνισάμενος οὕτω παραπλησίως, *nachdem der Kampf so gleich (aequo Marte) ausgefallen war.*

Im 5. B. Kap. 1. sind, dem griechischen Text gemäss, die Worte *Pferd wider Pferd* voranzustellen, und *Hund wider Hund* dahinter. — In der auf jeden Fall verdorbenen Stelle des 6. B. 127. Kap. in d. M.: Φείδωνος δὲ τοῦ τὰ μέτρα ποιήσαντος Πελοποννησίοισι κ. τ. λ., wäre die Correctur von *Reiz* in seiner Vorrede zu der *Chrestomathia Graec. poet. et prof.* Lipf. 1779. zu benutzen gewesen, oder auch die Anmerkk. in der *Schulz'schen* Ausgabe. *Reiz* verbessert nämlich Φείδωνος τοῦ Ἀργείου παῖς Λεωκήδης· Φείδωνος δὲ τοῦ Ἀργείων τυράννου ἀπόγονος, τοῦ τὰ μέτρα ποιήσαντος, κ. τ. λ. — Im 6. B. 94. Kap. im Anf. setzen wir lieber anstatt *indem*, *da der Diener*, und statt *und die Pisistratiden*, *auch d. P.* Das Ende dieses Kap.: ἐντειλάμενος δὲ ἀπέπεμπε, ἐξανδραποδίσαντας Ἀθήνας καὶ Ἐρέτριαν, ἄγειν ἑωϋτῷ ἐς ὄψιν τὰ ἀνδράποδα· würde Rec. so übersetzen: *Mit dem Befehl entließ er sie, daß sie ihm Athen und Eretria in Knechtschaft bringen und die Knechte vor sein Angesicht führen sollten.* — Kap. 95. ebendas.: ἐνθαῦτα στρατοπεδευομένοισι κ. τ. λ. *Hier lagerten sie, und es fließen zu ihnen die sämmtlichen Seetruppen; wie sie jeglichem Volke anbefohlen waren.* Hr. *L.* dagegen: — *so lagerten sie daselbst, und es fließ zu ihnen allda die ganze Flotte (?), wie es einem jeglichen Volk auferlegt worden.* — Kap. 96. sind die Worte: *denn die wollten — Begebenheit*, in (—) zu schliessen. — Kap. 100. im Anf. muss es heissen: *welche die Ländereyen der Ritter von Chalkis durchs Loos erhalten hatten*, nicht: *die unter sich die Ländereyen der Ritter von Chalkis verlooset.* Der Text heisst: κληρουχέοντας τῶν ἱπποβοτέων Χαλκιδέων τὴν χώρην· Das Geschichtliche hierzu geben die Commentare. — Gleich darauf hat die Uebersetzung: *Die Eretrier aber meynten es nicht aufrichtig.* Im Griechischen steht: τῶν δὲ Ἐρετρ. ἦν ἄρα οὐδὲν ὑγιὲς βούλευμα, was sich verdeutschen lässt: *den Eretr. fehlte es aber an einem gesunden Plan.* Es folgt gleich: *sie schwankten zwischen zwey Meinungen.* — Προδοσίην ἐσκευάζοντο heisst: *sie dachten auf Verrath*; zu bestimmt ausgedrückt scheint: *sie waren bereit zum Verrath.* — Kap. 101. gegen E. sind nach *Kyneas Sohn*, die Worte: ἄνδρες τῶν ἀστῶν δόκιμοι, *beides sehr angesehene Bürger*, in der Uebersetzung ausgelassen. Eben so im folgenden 102. Kap. fehlen nach *Reiterey* die Worte: *und von Eretria nur wenig entfernt*: καὶ ἀγχοτάτω τῆς Ἐρετρίης. Desgleichen Kap. 107. im Anf. muss nach *Hippias* zugesetzt werden: *Peisistratos Sohn.* — Kap. 109. in d. M. sollte es so heissen: *Und wenn sie* (nicht: *wir*) *den Medern unterliegen, so ist klar, was sie* (nicht: *wir*), *dem Hippias überantwortet, leiden werden.*

Die Stelle im 7. B. 10. Kap. 1: ἐπεὰν δὲ παρατρίψωμεν ἄλλῳ χρυσῷ, hat Hr. *L.* mit den ältern Auslegern unrecht verstanden. Er übersetzt: *Gleich wie wir das lautere Gold nicht an sich selber erkennen, reiben wirs aber an anderem Golde (?), so erkennen wir das bessere.* Herodot will sagen, was auch sonst bekannt ist, wenn man *auf dem Probierstein* besseres und schlechteres Gold *neben einander reibt*, so zeigen die auf dem Probierstein zurückbleibenden Zeichen die grössere oder geringere Reinheit der Goldsorten an. Dass durch Reiben des Goldes am Golde dessen Werth erkannt werden könne, hat man wohl, auch von Goldarbeitern, nie gehört. — Bald nachher sind die Worte des Artabanos, womit er sich gleichsam selbst eine Einwendung macht, οὔκων ἀμφοτέρῃ σφι ἐχώρησε, übersetzt: *doch es soll ihnen nicht an beiden Orten glücken*; richtiger: *also es ist ihnen doch nicht an beiden Orten (zu Lande und zu Wasser) geglückt.* Dann die Erwiederung hierauf: *Aber gesetzt wenn* u. s. w. ἀλλ' ἦν τῇσι νηυσὶ κ. τ. λ. — Ebendas. Kap. 11. in d. M. ist die Stelle — *sondern es gilt um Thun oder Leiden, ob entweder alles Land hier unter die Hellenen, oder jenes unter die Persen kommen soll: denn die Feindschaft hat keinen andern Ausweg mehr* — schwerlich eine getreue Uebertragung des Griechischen: ἀλλὰ ποιέειν ἢ παθέειν προκέεται ἀγών· ἵνα ἢ τάδε πάντα ὑπὸ Ἕλλησι ἢ ἐ. π. ὑ. Π. γένηται· τὸ γὰρ μέσον οὐδὲν τῆς ἔχθρης ἐστί. Die Meinung ist: *Mögen wir uns thätig oder leidend (offensiv oder defensiv) verhalten, gekämpft muß werden, auf daß entweder — oder — — denn keinen Mittelweg giebt es für die Feindschaft.* — Kap. 20. im Anf. bedeutet πέμπτῳ δὲ ἔτεϊ ἀνομένῳ nicht: *mit Anfang des fünften Jahres*, sondern: *im Laufe des fünften Jahres.* — So Kap. 36. im Anf. ἄχαρις nicht *unehrlich*, sondern *unangenehm*, *lästig.* — Kap. 118. desselben Buches muss es heissen: *vierhundert* (τετρακόσια) *Silbertalente*, nicht: *dreyhundert.* Auch ist das Vorhergehende theils undeutlich, theils unrichtig: *die wegen (?)* (ὑπέρ, *für*, *anstatt*, oder *für*

für ihre Rechnung) ihrer Städte auf dem festen Lande Xerxes Heer bewirtheten u. f. w. — Ebendas. K. 139. in d. M. bedeutet ἐπ' ἀμφότερα nicht: *auf die eine oder die andere Art*, sondern: *in beiden Fällen* Auch stehen in der Uebersetzung die Worte nicht an rechter Stelle. — Διεχρεύσαντο im 7. B. K. 168. a. E. ist, genau genommen, nicht: *sie vertheidigten sich*, sondern: *sie wußten auszuweichen und zu täuschen*.

Im 8. B. Kap. 16. wünschten wir die Worte παραπλήσιοι ἀλλήλοισι ἐγένοντο lieber gegeben durch: *sie kämpften mit gleichem Glück, Erfolg*, als durch: *sie wären einander gleich*. — Daselbst Kap. 51. bedeutet ὑπ' ἀσθενίης βίου nicht sowohl *aus Armuth*, als bestimmter *aus Mangel an Lebensunterhalt*. — Ebendas. Kap. 111. am E. lautet die Uebersetzung: *und weil die Andrier diesen Gottheiten* *unterworfen wären*, *so* u. ff. Nach dem Griechischen καὶ τουτέων τῶν θεῶν ἐπηβόλους ἐοντας 'Ανδρίους κ. τ. λ. muss es heissen: *und weil die Andrier diese Gottheiten besäßen* u. ff. (Mehr über ἐπήβολος und ἐπίβολος in *Schäfer Meletem. Crit.* P. I. p. 48.)

Zu den Druckfehlern, deren uns nicht viele bedeutende begegnet sind, rechnen wir es, dass im 5. B. 27. Kap. steht: *Lykaretos starb als Landpfleger von Samos*, da das Original lieset: ἄρχων ἐν Λήμνῳ. S. 240. unten ist die Kapitelzahl falsch angegeben; bisweilen fehlt sie ganz, wie S. 299. oben, und S. 184. u. a. m.

Zum Schluss theilen wir eins der gelungensten Stücke dieser Uebersetzung, den Anfang der Rede des Corinthiers *Sosikles* im 5. B. Kap. 92. im Anf. mit.

„Warlich, ehe wird der Himmel unter der Erde seyn und die Erde in der Luft schweben über dem Himmel, und die Menschen werden wohnen im Meer und die Fische da, wo erst die Menschen: ehe denn ihr, o Lakedämonier, die Freyheit aufhebt und die Knechtschaft in die Städte einzuführen euch rüstet, das ungerechteste und blutbefleckteste Ding auf der Welt. Denn wenn euch das was Gutes zu seyn scheint, dass die Städte unter Tyrannen stehn, so setzet erst bey euch selber einen Tyrannen ein, und dann suchet sie bey andern einzusetzen. Jetzt aber, obwohl ihr selbst die Tyranney nicht aus Erfahrung kennt und euch gewaltig in Acht nehmt, dass so etwas in Sparta nicht aufkomme, wollt ihrs mit den Bundesgenossen ganz anders; kenntet ihr sie selber aus Erfahrung, gleich wie wir, so würdet ihr darüber eine bessere Meinung haben denn jetzo. Nämlich bey den Korinthiern wurde die Stadt also verwaltet: Es war eine Herrschaft weniger, und diese Leute, die da hiessen die Bakchiaden, regierten die Stadt, und die verheiratheten sich nur unter einander. Amfion aber, dieser Leute einer, hatte eine Tochter, die war lahm und hiess mit Namen Labda. Die freyete, denn von den Bakchiaden wollte sie keiner haben, Eetion, Echekrates Sohn, der war aus dem Viertel Petra oder Fels, ursprünglich aber ein Lapith oder Känide. Und er bekam keine Kinder, weder von dieser Frau noch von einer andern. Er reisete also nach Delfö wegen der Nachkommenschaft, und so wie er hinein trat, redete ihn Pythia an mit folgenden Worten:

Ehrenwerth, wie du bist, doch ehret dich keiner von allen.
Labda bringet zur Welt den rollenden Stein, so daherstürzt
Auf die gebietenden Männer, und züchtigen wird er Korinthos.

Dieser Spruch, den Eetion bekommen, wurde auch den Bakchiaden hinterbracht, die schon früher eine Weissagung nach Korinthos erhalten, die sie nicht verstanden, und eben darauf hinaus lief, wie der Spruch des Eetion, und also lautete:

Nisten wird auf dem Felsen ein Aar; da entsprosset ein Löwe,
Stark, raubgieriger Wuth, der vielen die Glieder noch löset.
Solches bedenkt jetzt wohl, o Korinthier, alle, so viel ihr
Rings die schöne Priene bewohnt und die hohe Korinthos.

Diesen Spruch, den die Bakchiaden schon früher erhalten, konnten sie nicht auslegen; damals aber, als sie Eetions Spruch erfuhren, verstanden sie auch alsobald den früheren, der übereinstimmte mit dem Spruch des Eetion. Und als sie auch diesen verstanden, hielten sie sich ruhig, denn sie wollten das Kind umbringen, das Eetion bekommen sollte. Und so wie das Weib geboren, schickten sie zehen Männer aus ihrer Mitte u. f. w."

So viel sey genug, um dem achtungswürdigen Vf. dieser Uebersetzung, die auch als Hülfsmittel der Erklärung, zumal für angehende Leser, sehr gute Dienste leisten kann, zu beweisen, dass wir seiner Arbeit fleissige und aufmerksame Betrachtung gewidmet haben. Die etwanigen, grösstentheils doch unbedeutenden, Mängel des Werkes werden sich bey einer neuen Auflage, die gewiss nicht zu lange ausbleiben wird, bey wiederholter sorgfältiger Durchsicht leicht verbessern lassen. Wir wünschen für diesen Fall insbesondere noch, dass der einmal für einen gewissen griechischen Ausdruck gewählte deutsche Ausdruck an jeder Stelle, wo jener wiederkehrt, auch genau wieder gebraucht, und nicht, wie in dieser Ausgabe noch oft geschehen, mit andern ähnlichen abgewechselt werde, damit das Ganze eine noch gleichmässigere Farbe und Gestalt gewinne. Diese Sache ist bey Herodot viel weniger, als bey andern Schriftstellern, gleichgültig.

SCHÖNE KÜNSTE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Heinrich Kurt Stever's Gedichte.* 1813. 218 S. 8.

Diese Erstlingsversuche eines jungen Mannes tragen die Spuren der Jugendlichkeit ihres Vfs. noch sehr an sich, und man wird bey den meisten versucht, zu wünschen, er hätte den bessern Eingebungen, die ihn, nach der langen geschwätzigeitlen Vorrede zu schliessen, zuweilen antraten, gefolgt, und wenn nicht das ganze Werkchen, doch den grössten Theil davon noch einige Jahre hinter festem Verschluss und Siegel gehalten; vielleicht dass manches sodann auch späterhin das Licht gar nicht würde erblickt haben. Das Beste der Sammlung ist die Uebersetzung der *Euripid'schen Hekuba*, womit sie sich auch eröffnet. Die ganze Arbeit, so sehr sie auch noch weiterer Feile bedarf, zeugt

zeugt von Studium und Sprachkenntniss und einem grösstentheils glücklichen Eindringen in den Geist der Urschrift. Sie ist mit Noten ausgerüstet, unter denen einige, die von sinnreichem eigenem Nachdenken Beweise geben, Beyfall verdienen; andre, wo bloss die Sucht, etwas Neues zu sagen, denn die leidige Selbstgefälligkeit sticht überall auch hier nur zu sehr hervor, den Vf. von der richtigeren Ansicht abgelenkt zu haben scheint, wird Hr. *St.* mit der Zeit wohl selbst zurücknehmen. Die Fragmente, die deutsche Verskunst betreffend, eine Epistel an einen akademischen Freund *F. Claudius* (wer hätte diese Rhapsodie hier unter dem Titel *Gedichte* erwartet?) sind, wie der Vf. selbst in seiner gesprächigen von sich selbst uns so gerne unterhaltenden Laune gesteht, ein eilfertig tumultuarisch zusammengerafftes Allerley von Reflexionen über diesen Gegenstand, worin man, was freylich der Autor nicht gesteht, Zusammenhang, Bestimmtheit und Richtigkeit vermisst. Manches Bekannte wird mit breiter Umständlichkeit hier wieder, oft auch nur verworrner, vorgetragen. Was neu seyn soll, ist schief oder unwahr; z. B. dass die deutsche Sprache in ihrer Urbildung schon, wie sie in den altdeutschen Wäldern gesprochen wurde, eine sehr musikalische Sprache gewesen sey (wo hatte Kaiser Julian, der Griechisch gebildete, fein hörende, feine Ohren, als er die Anklänge germanischer Laute mit dem Kreischen der Kraniche und dem rauhen Klang ihres Flügelschlages vergleichen konnte?) und dass sie von ihrer Sonorität wie von ihrem eingestammten Rhythmus durch die Einflüsse der Römer, der Völkerwanderungen u. s. w. erst später verloren habe. Auch sind die Begriffe des Vfs. von Prosodie und Rhythmus sehr schwankend und werden sogar öfter verwechselt. Der Vortrag selbst ist oft undeutsch, und hohe Prätension wechselt mit scheuer Bescheidenheit seltsam contrastirend ab. Die angehängten *Gedichte* selbst sind eine ziemlich steife Uebersetzung des *Rousseauischen* Pygmalions, der die Fabel von Pygmalion aus *Ovid's* Metamorphosen in oft sehr übeltönenden Hexametern übersetzt, wie man sie von einem Schriftsteller über die Verkunst kaum hätte erwarten sollen, vorangeht. Der Vf. sagt: „er habe *Voss* nicht ausschreiben wollen, darum habe er lieber, wenn auch schlechter, selbst verdeutscht." (?) Besser sind die Hexameter in dem *Kampf des Herkules mit dem Riesen Antäus;* doch finden sich auch hier manche metrische Fehler, z. B. S. 190:

Staunend sieht er und schmerzvoll | über die thürmende Woge.
— — — — —
Wärs mit den Zehn der | Füsse auch nur, wärs nur mit den Händen.

Find't für findet ist eine harte Zusammenziehung, und die *riesige Tochter* (S. 191.) wird auch wenig Anbeter finden. Die eigenen Gedichte, die sodann folgen, sind sämmtlich von keiner Bedeutung, alle mittelmässig, einige sogar schlecht, wie z. B. S. 197. *am Geburtstage des Vaters.* Von *einem Kinde.*

Heut ist dein Geburtstag, Vater!
Mutter hat es mir gesagt.
Heut ist dein Geburtstag, Vater!
Heut der Tag, *der dir getagt.*

Und vor vielen hundert Tagen
Warst du kleiner noch, als ich.
Deine Mutter dich getragen
Auf dem Arm, wie Mutter mich.

Scherzte mit dir, wie du scherzest,
Liebst mit ganzer Seele mich.
Herzte dich, wie du mich herzest,
Darum lieb' ich, Vater! dich.

Freude will ich dir nur machen,
Freude machen immerzu.
Sollst nie weinen, immer lachen,
Lieber, guter Vater du.

Wenn das nicht schaale Reimerey ist, was verdient sonst diesen Namen? Soll der kindliche Ton entschuldigen? Gerade dieser ist am wenigsten getroffen, wie z. B. die cursiv gedruckten Worte: *der dir getagt,* beweisen; was kein Kind sagen wird, zudem dass es noch unrichtig ist: denn wie kann das *erste Mal* wohl weggelassen werden? In der Elegie (S. 180.): *Abschied von der Schulpforte,* begegnet man Distichen, die einem Theoretiker der Verskunst, der so viel über diese edle Wissenschaft gedacht und uns obenein noch mit einem ausführlichen Werke darüber mit der Zeit zu beschenken verspricht, ebenfalls wenig Ehre machen, z. B. S. 180:

„Aber ich *kenn' ein'n* Garten der Kunst und pflegende Gärtner
Sorgsam. Ohn' Ablass jegliche Blume der Flur.
— — —
Sey folgsam, sey stets weislicher Käufer der Zeit!
— — —
Ungern trenn' ich von dir mich | *freundliche Schwelle des Hauses,*
Ungern geh' ich hinaus, über die Schwelle des Lands;
Das mich gebar und genährt." — *Mein Sohn, sprach gegen* (?) der Vater u. s. w.

Das Ganze selbst ist, wie in der Form rauh und widerstrebend, so auch dem Gehalt nach ohne poetische Lebendigkeit. Ueberhaupt irrt Rec. gewiss nicht, wenn er, ohne auch gegen das übrige Streben und die sonstigen Fähigkeiten und Kenntnisse des Vfs. ungerecht seyn zu wollen, freymüthig behauptet, dass Hr. *St.* in der Meinung von seinem Dichterberufe, wovon er uns in der schon gedachten seltsamen Vorrede durch eine umständliche Erzählung seiner Jugendgeschichte zu überzeugen sucht, sich täusche. Diese hat nichts Auffallendes, als das oft Vorkommende, dass Hr. *St.* lange nichts Rechtes lernen wollte, woran die guten Lehrer Schuld seyn müssen. In eignem Deutsch sagt er uns unter andern dort (S. IV.): „*Wild aufgewachsen, war überhaupt fleissigseyn* meine Sache nicht, und daher entschloss ich mich, Oekonom zu werden u. s. w. Er wird ein tüchtiger Gelehrter werden können, wenn ihn die schwindlichten Träume von Originalität und das Fieber von Geniesucht, womit er zur Zeit behaftet scheint, verlassen haben. Eigentliches Dichtertalent finden wir nicht an ihm.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1814.

BIBLISCHE LITERATUR.

1) Bern, b. Walthard: *Die Psalmen*, aus dem Grundtext metrisch übersetzt, mit kurzen Anmerkungen, von *Joh. Rud. Schärer*, Professor des Bibelstudiums zu Bern. 1812. XI u. 259 S. 8.

2) Bamberg und Würzburg, b. Göbhardt: *Die Psalmen*, übersetzt und metrisch bearbeitet von *M. Lindemann*, gräflich von Ingelheimischen Rath(e). 1812. 180 S. 8. (16 gr.)

3) Hamburg, b. d. Vf. und in Comm. b. Perthes: *Die Psalmen*. Aus dem Hebräischen neu übersetzt und erläutert, von *Matthias Heinrich Stuhlmann*, Prediger an der Katharinenkirche zu Hamburg. 1812. XVI u. 428 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

4) Leipzig, b. Hartknoch: *Die Psalmen*, übersetzt und ihrem Hauptinhalte nach erläutert von Dr. *Franz Volkmar Reinhard*. Herausgegeben von Dr. *Johann Georg August Hacker*, Königl. Sächsischen evangelischen Hofprediger. 1813. 334 S. 8.

Man darf nur einen flüchtigen Blick auf die exegetische Literatur des A. T. in den letzten Decennien werfen, um zu sehn in welchem auffallenden Missverhältnisse die Menge der erschienenen Uebersetzungen gegen die Anzahl der übrigen gelehrten Erläuterungsschriften stehe. An Umfang gewinnt dadurch die Literatur ausserordentlich, aber im Wesentlichen darf der Gewinn nur äusserst gering angeschlagen werden, da ohne feste Principien meistens ein jeder seiner Manier folgt, und mithin nicht einmal eine Annäherung an ein nach allgemein gültigen Principien entworfenes Ideal einer vollkommnen Uebersetzung des A. T. vorbereitet wird. Für die Vervollkommnung und *Sicherung* der Worterklärung in einzelnen Stellen geschieht dabey nur selten oder gelegentlich etwas: und doch zeigen die theils einzelneren, theils umfassendern, gelehrten Arbeiten mehrerer scharfsinnigen Zeitgenossen, wie viel hier noch zu ärnten übrig sey, und wie wenig die Acten als geschlossen angesehn werden dürfen. Begreiflich ist indessen die Richtung leicht, die diese Literatur in einem trotz der wenig aufmunternden Umgebungen noch immer ziemlich schreibseligen Zeitalter genommen hat: denn was ist leichter, als aus *drey* bis *vier* Uebersetzungen mit Zuratheziehung eines Commentars eine *fünfte* zu fertigen. Leichter ist es wenigstens, als auch nur einige zweifelhafte Stellen zu exegetischer Gewissheit zu erheben; und wie viele sind übrig, die dieser noch bedürfen!

Die obigen Bemerkungen sollen keinesweges ein Vorurtheil gegen die vorliegende Arbeiten zum Theil sehr geschätzter Gelehrten enthalten, allein hinlänglich veranlasst sind sie wohl durch die Erscheinung, dass seit der *de Wetteschen* Uebersetzung der Psalmen nebst dem dazu gehörigen Commentar vom J. 1811 (s. A. L. Z. 1812. Nr. 205.) in Zeit von zwey Jahren schon wieder *vier* neue Uebersetzungen derselben gedruckt worden sind. Man sieht zugleich, dass gerade dieses Buch, welches von jeher die gelehrten Ausleger verhältnissmässig am meisten beschäftigt zu haben scheint, noch immer ganz vorzüglich die Aufmerksamkeit des Gelehrten von Fach, so wie des Dilettanten, auf sich zieht.

Wir gehen sie jetzt einzeln durch, und suchen den Charakter und Werth einer jeden in der Kürze darzustellen.

Von Nr. 1., der *Schärerschen* Psalmenübersetzung, waren schon früher einige Proben im Archiv der Berner Akademie erschienen. Die anspruchslose Vorrede legt den Plan derselben näher dar. Der Vf. bekennt sich zu der Meinung, dass der Rhythmus der hebräischen Gedichte ausser dem Parallelismus der Glieder kein eigentlich Sylben- oder Versmaass aufzuweisen haben möge. Nach dem bekannten und jetzt wohl allgemein angenommenen Princip, dass jede Uebersetzung die rhythmische Art des Originals möglichst treu wiedergeben müsse, erkennt er es daher für consequent, die hebräischen Gedichte auch nur nach dem Parallelismus ohne Sylbenmessung zu übersetzen. Mehrere gebildete Bibelleser, für deren Geschmack jene Manier, die z. B. von *Mendelssohn*, *Knapp*, *de Wette* beobachtet wird, etwas Ungefälliges hatte, bestimmten ihn indessen dazu, bey strenger Beobachtung des Parallelismus dennoch eine jambische Sylbenmessung in den Versgliedern zu wählen. „Deswegen, heisst es S. VIII. in Beziehung auf die obigen Bemerkungen, verdient ein Versuch, *einer gewissen Klasse von Lesern zu Gefallen*, eine möglichst treue, durchaus metrische Psalm-Uebersetzung an den Tag zu fördern, keinen Tadel. Nur darf sie, wenn sie im übrigen dem hebräischen Grundtext gleichförmig seyn soll, weder in Reim, noch in einem abwechselnden Metrum verfasst seyn. Ich wählte daher durchaus das jambische Sylbenmass; theils, weil es in der deutschen Poesie das bekannteste und gewöhnlichste ist; theils weil es sich zu allen Arten von Gedichten schickt, theils weil es dem hebräischen Numerus, nach welchem der Ton in der Regel auf die letzte Sylbe fällt, am nächsten kommt." Die Uebersetzung selbst bewährt sich als eine mit Fleiss, geläutertem Geschmack und gesundem exege-

exegetifchen Sinne gefertigte Arbeit. Zur Probe diene Pf. 19, 2—7:

2. Die Himmel preifen Gottes Ehre,
Das Sterngewölb' verkündet feiner Hände Werk.
3. Ein Tag ftrömt feine Rede zu dem andern,
Und eine Nacht thut es der andern kund.
4. Nicht Reden find's noch Worte,
Die nicht vernehmlich wären.
5. Ihr Schall ertönet durch den ganzen Erdenkreis,
Ihr Ruf bis an das Ziel bewohnter Welt;
Bis da, wo das Gezelt der Sonne fteht,
6. Die einem Bräut'gam gleich aus ihrer Kammer tritt,
Und freudig wie ein Held die Bahn durchläuft.
7. Von jener Himmelsgrenze geht fie aus,
Und eilt im Kreife wieder zu ihr hin.
Vor ihrem Strahl ift nichts geborgen.

An mehrern Stellen glaubt Rec., dafs fich der Ausdruck hätte näher an das Original anfchliefsen, und das Bild deffelben beybehalten follen, z. B. 42, 8:

Wo deine Wafferfälle raufchend wiederhallen,

wörtlicher: wo eine Woge die andre ruft, und deine Wafferfälle raufchen. 104, 15:

Auch Brod, das feine Kräfte ftärkt.

Wenn man gleich hier das Bild, welches in סְעָד לֵב liegt, zum Theil aufgeben mufs, fo kann doch der Ausdruck: das *Herz* ftärken ohne Anftofs im Deutfchen beybehalten werden. 104, 25:

In diefem grofsen, weiten Meere wimmeln,
Gefchöpfe klein und grofs und ohne Zahl.

wörtlicher: Dort das Meer, grofs und weitgebreitet; drinnen wimmelt's fonder Zahl, Thiere klein und grofs. Die äufserft nachdrückliche, malerifche Wortftellung des Originals ift in der obigen Ueberfetzung faft ganz verwifcht. 148, 14:

Den Wohlftand feines Volks erhöhet er.

Erft in der Note fteht: wörtlich, das Horn. Rec. würde diefes in den Text gefetzt, und die Erklärung, wie fonft öfter gefchehn ift, in die Note geworfen haben. Ohnehin ift der Sinn fo nicht gut ausgedrückt. Es ift vielmehr Macht als Wohlftand. Auch ftatt des öfter vorkommenden *Erdenfohn*, *Feueropfer*, hätte Rec. den gewöhnlichen Ausdruck: *Menfchenfohn*, *Brandopfer* beybehalten gewünfcht: letzteres befonders als *dictio folemnis*. Freylich pafst es in keinen Jambus. Auch fcheint Pf. 8, 4: *deiner Finger Werk* im Deutfchen kaum edel genug. Im Ganzen felten ift fonft Rec. auf Ausdrücke geftofsen, welche von Seiten des Gefchmacks in Anfpruch genommen werden könnten, z. B. Pf. 8, 4: (Was ift) *der Erdenfohn, daß du ihn fo beehrft.* v. 7: *Haft ihn ernannt zum Herrn der Werke deiner Hände.* Beehren und ernennen möchten hier zu vermeiden gewefen feyn, weil fie an unfere conventionelle Sprache erinnern. Oefter vorkommende Härten, die durch den Apoftroph nur fcheinbar gehoben find, hätten ebenfalls vermieden werden follen, z. B. 42, 9 *um Regengüß' zu fchicken.* 45, 2: *es gleiche meine Zung' dem fchnellften Schreibergriffel.* Eben fo 104, 1 und öfter. Ein ziemlich glücklich gewählter Ausdruck fcheint Rec. 45, 7. 8: *Göttlicher!* für אֱלֹהִים, als Anrede des Königs.

Unter den vorhandenen Erklärungen fchwieriger Stellen hat der Vf. im Ganzen recht gut zu wählen gewufst. An einigen Stellen hat er jedoch auch eigenthümliche Erklärungen vorgefchlagen, und felbft einige kritifche Conjecturen in Vorfchlag gebracht. Beide finden fich in den kurzen Anmerkungen unter dem Texte, deren Mehrzahl jedoch zur möglichft kurzen Erklärung des Sinnes in fchwierigen Stellen, befonders für ungelehrte Lefer, beftimmt find. Gelehrtere Ausführungen follen einem (wiewohl unbeftimmt) verfprochenen Commentar aufbehalten bleiben. Die Conjecturen find nicht häufig und befcheiden, erfcheinen aber doch gröfstentheils als unnöthig. Pf. 36, 3 wird emendirt *fchenoh* ftatt *fenno*, לִשְׁנֹה *ftatt* לִשְׂנֹא (oder wohl leichter לִשְׁנֹא = לִשְׁנֹה, denn fonft müfste es ohnehin לִשְׁנוֹת heifsen), und wörtlich überfetzt: indem er zu feiner Miffethat gelangt und fie wiederholt, daher der ganze Vers:

Denn er gefällt fich felbft,
fo oft ihm feine Miffethat gelingt.

37, 20: „Für das fchwierige *jekar Werth, Koftbarkeit* lefe ich *jekod* Brand. *Carim* find befonders fette Weidelämmer." Daher der Sinn: fie kommen um, wie Brand von fetten Lämmern. Aber warum nicht mit Beybehaltung der gewöhnlichen Lesart, יְקַר כָּרִים Pracht der Anger? — Eben fo unnöthig ift Pf. 49, 12 wo ftatt עֲלֵי gelefen werden foll עָרֵי: der Länder Städte nennt man nach ihren Namen. Der Sinn ift nicht einmal fo bequem als der gewöhnliche: man nennt oder preifet ihre Namen auf der Erde. Noch erwähnen wir 139, 20, wo ftatt עָרֶיךָ deine Städte vorgefchlagen wird עָלֶיךָ wider dich, mithin: die treulos fich erheben wider dich, wo bey נָשֻׂא für נְשׂוּאִים *genommen* wird. Allein wir würden auch עָרֶיךָ *nicht deine Städte*, fondern deine Feinde überfetzen, wodurch der ebenfalls paffende Sinn entfteht: die fich treulos erheben, deine Feinde. Einige von den ohne weitere Anmerkung in den Text aufgenommenen Erklärungen dürften wohl in Anfpruch genommen werden, z. B. 19, 15. 29, 9. 139, 5, fehr paffend wird aber für פְּתָאִים an einigen Stellen z. B. Pf. 116, 6 die Bedeutung: Gott kindlich Ergebene vindicirt. Die hebräifchen und arabifchen Wörter find überall mit lateinifchen Lettern gedruckt, aber an einigen Stellen nicht genau bezeichnet: fo ift S. 232. für عني bekanntlich *ana*, nicht *anai*, auszufprechen.

Tief unter der vorigen Arbeit fteht Nr. 2., über deren Grundfätze und Zweck keine Vorrede weiter Auskunft giebt. Der Sinn ift zwar in den meiften Stellen getroffen (das Gegentheil würde auch in unferem Zeitalter bey dem Vorhandenfeyn fo vieler guten Vorarbeiten nur von *gänzlicher* Unkunde oder Bizarrerie zeugen), allein der Ausdruck ift nicht gewählt genug, zum Theil felbft unedel oder provinziell; und auch in Rückficht auf den Sinn find arge *Quid proquo's* nur allzu häufig, und felten ift ein Lied davon frey.

Die

Die sogenannte metrische Bearbeitung besteht lediglich darin, dass ein meistens vermischter jambischer oder dactylischer Rhythmus beobachtet ist, bey welchem mehr das Gehör, als metrische Kunst zu Rathe gezogen zu seyn scheint, was aber gerade nicht zu tadeln steht. Wir wählen dieselbe Stelle zur Probe, wie oben, nämlich Ps. 19, 2—7 (bey dem Vf., welcher der Zählung der LXX folgt, Ps. 18):

2. Die Himmel *predigen* Jehovens Ruhm,
Das Firmament verkündet seine Werke.
3. Ein Tag ruft es zum andern Tag' *hinüber*,
Und eine Nacht thut es der andern kund.
4. *In allen Sprachen* wird ihr Lob verstanden.
5. Ihr Klang ertönet durch die ganze Welt;
Ihr *Vortrag* dringet bis ans End der Erde.
6. Die Sonne ist sein Zelt; er strahlt aus ihr
So, wie ein Bräutigam aus seinem *Zimmer*.
7. Sie freut sich ihrer Laufbahn, wie ein Held.
Ihr Aufgang ist von einem Himmelsende,
Ihr Umlauf bis zum andern Ende hin,
Und nichts bleibt unberührt von ihren Strahlen.

Von Seiten des Tons dürften besonders die cursiv gedruckten Worte in Anspruch zu nehmen seyn. Einen verfehlten Sinn enthält vielleicht schon V. 4, noch mehr V. 6. Nach dem Vf. ist die Sonne *sein* (doch wohl Jehova's?) Zelt, aus welchem er hervorstrahlt, und mit welcher er, wie es scheint, denn auch den Lauf um die Erde macht!! Wo steht ein Wort von dieser Vorstellung im Texte, und wie will sie der Vf. rechtfertigen?! Andre Proben sonderbaren und verfehlten Ausdrucks sind Ps. 8, 4: *die Sterne, von dir eingesetzt.* 19, 18: *erwünschlicher, als Gold und Edelsteine.* 22, 9: *er hat sich auf den Ewigen gesteuert.* V. 17: *von einem Hundeschwarm bin ich umgeben.* 104, 8: *an das Becken, das du für es grubst.* Wörtlich: an den Ort, den du ihnen bereitet. V. 17: *damit das Federwild* (צִפֳּרִים) *auf ihnen niste.* 72, 15: *man wird aus Arabien ihm Gold verehren*, für: darbringen. Als *Quid pro quo*'s in der Erklärung bezeichnen wir nur noch folgende Ps. 72, 3: *die hohen und niedern Obrigkeiten*, für: Berge und Hügel. V. 10: *die Beherrscher Indiens* (für: die Könige von Tarsis). Auf jeden Fall war jene Erklärung nicht in den Text aufzunehmen. Ebend. Aethiopier für צִיִּים. V. 16: Früchte für: בַּר Getreide. Unter Früchten denkt man Baumfrüchte, von denen hier nicht die Rede ist. Ps. 104, 16: Jehovens Bäume stehn saftvoll da, für: werden (vom Regen) getränkt. 139, 6: *begreifen kann ich's nicht — bewundern nur.* Die letztern Worte stehn nicht da. 137, 7 möchte *Tag Salems* unverständlich stehn, für: Unglückstag, Untergang Jerusalems. — Für Jehova, dessen Häufung vermieden wird, wechselt der Vf., je nachdem es der Zusammenhang erlaubt, mit: Ewiger, Unendlicher, Allwissender ab. — Das Bisherige wird hinreichen, zu zeigen, dass das Publicum nichts verloren hätte, wenn diese Uebersetzung ungedruckt geblieben wäre.

Die *Stuhlmannische* Psalmen-Uebersetzung Nr. 3., unterscheidet sich von allen bisherigen Uebersetzungen dieser Anthologie sehr wesentlich dadurch, dass sie grösstentheils in den lyrischen Versmaassen der Griechen und Römer, denen der Vf. aber auch eigene nachgebildet hat, verfasst ist. Eine Probe derselben hatte schon im J. 1807 Hr. Dr. *Gurlitt* bekannt gemacht, indessen sind mehrere dort gewählte Psalmen, z. B. Ps. 104. 122. 128 hier ganz neu und in anderem Rhythmus übersetzt. Leicht voraussehend, dass die hier gewählte Manier bey manchem Kritiker Anstoss erregen werde, sucht der Vf. in der Vorrede möglichen Vorwürfen zu begegnen. Seine Argumentation ist der Sache nach folgende. Er geht dabey von der richtigen Bemerkung aus, dass die charakteristische Form der hebräischen Poesie im Parallelismus der Glieder enthalten sey, verliert diese aber bald wieder aus den Augen, indem er nach einem Rhythmus der Sylbenmessung fragt, zu dessen Auffindung ihm die Gaben eines Oedipus, eines Sehers Auge (S. XII.) kaum hinzureichen scheinen, da zu bezweifeln sey, ob die gegenwärtige Art, das Hebräische auszusprechen und zu betonen, mit der ursprünglichen übereinstimme. Auf jeden Fall finde sich einige rhythmische Verschiedenheit in den Psalmen, auch hatten sie ihre begleitende Musik und Melodie, die dem hebräischen Leser in der Erinnerung war. Der deutsche Uebersetzer müsse daher durch metrischen Wohllaut zu ersetzen suchen, was ihm durch Unkunde der Melodie abgehe, und prosaisch übersetzte Psalmen könnten nicht gefallen, zumal da mehrern Uebersetzern dieser Art alles Gefühl für Tact und Rhythmus gänzlich abgehe. Auch der trippelnde Jambus schicke sich nicht für den höhern Schwung des religiösen Hymnus. Der Vf. selbst habe hierdurch bewogen den ganzen Reichthum lyrischer Formen benutzt, und glaube der allerdings richtigen Bemerkung, dass auf diese Weise die ursprüngliche Form aufgeopfert werde, hinlänglich durch die eben so richtige zu begegnen, dass man diese nothgedrungen aufopfern müsse, da man sie ja so gut wie gar nicht kenne. Rec. hat gegen diese Bemerkungen mancherley Bedenklichkeiten. *Zuerst* dürfte sich die Untersuchung, ob die Hebräer neben dem Parallelismus der Glieder auch eine Sylbenmessung hatten, schwerlich durch jene Zweifel an der Richtigkeit der gegenwärtigen Vocalsetzung und Betonung von der Hand weisen lassen. Es war eine Zeit, wo es an der Tagesordnung war, beides für ein Hirngespinst der Rabbinen zu halten; wer aber näher mit dem Gegenstande vertraut ist, wird jene Meinung jetzt nicht mehr wiederholen. Lässt man nun aber die Frage, ob neben dem Parallelismus auch eine Sylbenmessung statt finde, unentschieden, wie es der Vf. am Ende thut, so bleibt doch als sicherster und unverkennbarster Charakter hebräischer Poesie jener Parallelismus übrig, und was entschuldigt den Vf., diesen nicht festgehalten zu haben? Zwar heisst es S. V. dass bey aller Verschiedenheit der Versmaasse auf diesen genaue Rücksicht genommen, und nur bey einigen Liedern davon abgewichen sey, „keinesweges aus Nothbehelf, sondern um einmal an Proben zu zeigen, wie sich alsdenn ein Psalm ausnimmt," allein die Vergleichung lehrt, dass dieser Hauptcharakter der ursprünglichen Form bey weitem in

in den meisten Fällen verloren gegangen sey, und wie liefse er sich auch mit so ganz heterogenen Metris, als z. B. das alcäische, sapphische reimen? dass man also die Eigenthümlichkeiten des hebräischen Rhythmus *alle* nothgedrungen aufopfern müsse, weil man sie nicht kenne, ist vollkommen unrichtig. Wenn der Vf. sich *ferner* auf eine gewisse Verschiedenheit des Rhythmus in den einzelnen Liedern beruft, indem die Zeilen bey einigen länger, bey andern kürzer, der Parallelismus bey einigen mehr, oder minder beobachtet sey, so ist diese Verschiedenheit nicht so gross, dass sie zu Anwendung der so höchst heterogenen Versmaasse berechtigt, wie z. B. die melischen Strophen der Griechen, das elegische Sylbenmaass, die altdeutschen Liederweisen u. s. w. Noch weniger ist es in dem Tone des Originals gegründet, dass so sehr häufig im Liede selbst mit den Rhythmus abgewechselt wird, z. B. Ps. 58. 64. 68. und öfter. Die für uns natürlich verlorne Melodie oder musicalische Composition hat, unseres Erachtens der Uebersetzer keineswegs zu berücksichtigen oder durch anderweite Künste das durch sie Verlorne ersetzen zu wollen. Dasselbe Versmaass kann mit sehr verschiedenen Melodieen bestehen, und nur an das erstere hat sich der Uebersetzer zu halten. Ob wir an den letztern viel verloren haben, lässt die Beschaffenheit der morgenländischen Musik überall bezweifeln, wenn gleich die neuere der alten nachstehn mag. Fast befremdend ist *endlich* das Urtheil, welches Hr. *St.* über die von ihm sogenannten prosaischen Uebersetzungen fällt. Durch ein solches Untereinandersetzen der Zeilen, heisst es, werde die ursprüngliche Form nur in den rohesten äusseren Umrissen dargestellt. Der Numerus, welchen Einige diesen Zeilen zu geben gewusst, sey aber durchaus nicht der des Originals, und da obendrein vielen Uebersetzern dieser Art das Gefühl für Tact und Rhythmus gänzlich fehle, so sey es kein Wunder, dass mehrere sonst fleissige Arbeiten nicht einmal die Vergleichung mit Luther aushielten. Welche Uebersetzer der Vf. unter jenen unmusicalischen meynt, können wir nicht sagen, soll jenes Urtheil von *Mendelssohn*, *Knapp*, *de Wette* gelten, die sich dieser Manier bedient haben, so können wir es nicht unterschreiben, wenn auch im Einzelnen jede derselben zu wünschen übrig lässt. Da der Vf. wohl weiss, dass man in der Kenntniss des alten Rhythmus nicht über den Parallelismus hinauskönne, widerspricht er sich, wenn er die Darstellung desselben nur den rohesten Umriss dieses Rhythmus nennt. Geht dem Original ein durch Sylbenmaass und zusammengesetzte Metra hervorgebrachter Wohlklang ab, so darf auch der Uebersetzer diesen nicht auf jene Weise hervorbringen wollen. Der Vf. will S. XIII., dass bey Uebertragungen jede noch so unschöne Form, wie z. B. die Künsteley der alphabetischen Psalmen als charakteristisch beybehalten werde, weil nur so dem Original sein Recht wiederfahre. Richtig, aber diess widerfährt ihm nur dann vollkommen, wenn ihm weder genommen, noch gegeben wird. Dass der Vf. die beste Ausführung der Lehre vom Rhythmus der Hebräer in *de Wette's* Commentar über die Psalmen S. 9 der Einleitung gar nicht berücksichtigt zu haben scheint, ist auffallend, da ihm dieser Commentar doch anderer Anführungen zufolge bekannt war. Auf jeden Fall, urtheilen wir, fällt dieser Manier zur Last, dass durch sie ein *entschiedner* Hauptcharakter des Originals grösstentheils verwischt wird, um demselben eine, zwar *an sich* schönere, aber doch vollkommen fremdartige und willkürliche Form zu leihen. *Wahr* und *getroffen* können wir also diese Copie des alten Urbildes nicht nennen, und mithin in einem gewissen Sinne auch nicht schön, da in einem solchen Falle nur dem vollkommen wahren, nicht dem durch fremdartigen Schmuck *verschönerten* jener Name gebührt.

(*Der Beschluss folgt.*)

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Todesfälle.

Am 27. Februar starb zu Landshut in Bayern *Veit Anton Winter*, der Philosophie und Theologie Doctor, königl. bayer. und erzbischöfl. Regensburgischer geistl. Rath, Domcanonicus zu Eichstädt, Stadtpfarrer zu St. Jodok in Landshut, öffentl. und ordentl. Professor der angewandten Moral, der Patrologie, der Katechetik und Liturgie an der dortigen Universität, und correspondirendes Mitglied der königl. bayer. akad. der Wissenschaften zu München, der Gesellschaft zu Florenz und der arcadischen zu Rom, im 60sten Jahre seines Alters. Durch mehrere Schriften im Fache der Liturgie erwarb er sich den Ruhm eines hell denkenden Theologen, so wie durch seine *Geschichte der evangelischen Lehre in Bayern*, durch einige, zum Theile in den historischen Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu München abgedruckte, Untersuchungen, und durch den erst im J. 1813 erschienenen *ersten* Theil seiner *ältesten Kirchengeschichte von Altbayern*, *Oestreich und Tyrol* denjenigen eines geschickten Geschichtsforschers.

II. Ehrenbezeugungen.

Hr. Professor *Anton Niemeyer* zu Cassel hat von dem Kurfürsten von Hessen für die von ihm verfasste und Sr. Durchlaucht zugeeignete „Casselsche Chronik vom 28. September 1813 bis zum 21. November desselben Jahrs" als Beweis der Zufriedenheit und Gnade eine goldene Dose erhalten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1814.

BIBLISCHE LITERATUR.

1) Bern, b. Walthard: *Die Psalmen* — — von *Joh. Rud. Schärer* u. s. w.

2) Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: *Die Psalmen* — — von *M. Lindemann* u. s. w.

3) Hamburg, b. d. Vf. und in Comm. b. Perthes: *Die Psalmen* — — von *Matthias Heinrich Stuhlmann* u. s. w.

4) Leipzig, b. Hartknoch: *Die Psalmen* — — von Dr. *Franz Volkmar Reinhard*. Herausgegeben von Dr. *Joh. Georg August Hacker* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Können wir nun gleich im Allgemeinen keineswegs mit den *Grundsätzen* des Hn. *Stuhlmann* übereinstimmen, so lassen wir ihm doch gern das Lob, dass, die Richtigkeit derselben vorausgesetzt, die *Ausführung* des Unternehmens nach denselben im Ganzen gelungen genannt werden könne. Da die kurze Einleitung bey ihrer Bestimmung für ungelehrte Leser Nichts enthält, was hier in Betracht käme, so gehen wir sogleich zu diesem Theile unserer Beurtheilung über, zumal da der Vf. (S. XV der Vorrede) das Augenmerk der Kritiker nächst seinen Grundsätzen vorzüglich hierauf gerichtet wünscht. Rühmliche Erwähnung verdient zunächst die Gewandtheit des Vfs., womit er meistens die Schwierigkeiten des künstlichen Metrums überwunden hat, ohne der Treue gerade *sehr viel* zu vergeben. Dass von keiner Treue die Rede seyn könne, wie sie z. B. in der *de Wette'*schen Uebersetzung herrscht, versteht sich von selbst. Bey der Wahl der Metra war natürlich der Willkür ein weiter Spielraum offen: indessen dürfte im Allgemeinen gegen die Wahl des alcäischen, sapphischen und ähnlicher Metra für die feurigern Oden, des elegischen für Trauergesänge (44. 137), des Jambus für die leichtere lyrische und erzählende Gattung wenig einzuwenden seyn. Der Hexameter, in welchem in der früher bekannt gemachten Probe Ps. 104 übersetzt war, ist, so viel Rec. bemerkt hat, jetzt ganz ausgeschlossen. Die metrischen Compositionen des Vfs. selbst sind grösstentheils kleine Variationen bekannter griechischer Metre, bestehn aber auch in Vermischung derselben mit kleinen jambischen, trochäischen oder dactylischen Strophen. Dass der Vf. den einzelnen Psalmen das Schema, nach welchem sie gelesen werden sollen, nicht beygesetzt hat, ist nicht wohl zu billigen. Zwar heisst es (S. XV), „es sey unterblieben, weil der Kunstverständige es ohnehin herausfinde, und es eben nicht hindere, wenn die, denen sich die Kunst verbirgt, nur eine numeröse Prosa zu lesen glauben;" allein nach des Vfs. Grundsätzen kann ihm dieses nicht gleichgültig seyn, und Verse dieser Art wie Prosa gelesen, klingen meistens nicht einmal numerös. Als Probe mögen hier einige der gelungensten stehn. Dahin rechnen wir Ps. 137 in elegischem Sylbenmaasse:

1. Dort an Babylons Strömen, da sassen wir, weinten und dachten
2. Sions; an Weiden umher hingen die Harfen wir auf.
3. Und da heischten von uns ein *Singstück* unsere Zwingherrn,
Freude die Wüthriche: „singt uns Sionitischen Sang."
4. Ach, wie sängen wir Lieder Jehovens im Lande der Fremde!
5. Salem, vergäss' ich dein, weigere die Hand mir den Dienst,
6. Starre die Zung' im Munde, gedächt' ich deiner nicht, setzt' ich
Nicht Jerusalem weit jeglicher Freude zuvor!
7. Denke, Jehova, den Söhnen von Edom Jerusalems Wehtag!
„Schleifet, riefen sie, schleift bis zu dem *untersten* (?) Grund!"
8. Babel, du Räuberin! Heil, wer dir lohnt, was an uns du verschuldet!
Heil, wer deine Brut packt und zerschmettert am Fels.

Dass der Parallelismus und die Versabtheilung hier gänzlich zerstört seyn, sieht man leicht. Mehr gehalten sind beide Ps. 104 im alcäischen Metro:

1. Lobsing' Jehoven, Seele! Jehova! Gott!
Wie bist du gross! umkleidet mit Glanz und Pracht!
2. Der Licht umhüllt wie einen Mantel,
Der wie Gezelte den Himmel breitet,
3. Der seine Hallen bauet aus Wasser, der
Sich Wolken nimmt zu Wagen, und fähret auf
4. Des Windes Flügeln, der zu Boten
Wählet die Winde, zu Dienern Blitze.
5. Der eingesenkt die Erd' in den eignen Grund,
So dass sie nun und nimmer *nicht* wanken kann!
6. Meerfluth wie ein Gewand umgab sie,
Ueber die Berge die Wasser standen.
7. Vor deinem Schelten *aber* entflohen sie,
Vor deiner Donnerstimme zerflossen sie;
da stiegen Berge, sanken Thäler,
wo du die Stätte *gegründet ihnen* u. s. w.

Matt, oder sonst tadelhaft, erscheinen nur die cursiv gedruckten Ausdrücke. Weit minder gelungen ist dagegen Ps. 45. in trochäischem Sylbenmaasse

maaſse (welches hier überhaupt nicht glücklich gewählt iſt):

2. Liebesſang bewegt die Bruſt mir,
Schöne Wünſche ſingend weih' ich
Mein Gedicht dem König, *meine*
Zunge, *dieſen Meiſtergriffel*.
3. *Biſt* der Erdenſöhne Schönſter,
Anmuth flieſst von deinen Lippen,
Ewig hat dich Gott geſegnet!

11. Hör, o Tochter! merk und *gönne*
Mir dein Ohr, *muſst* nun vergeſſen
Deines Volks und Vaterhauſes,
12. Daſs dein Reiz den König feſſle,
(Er iſt *jetzo* dein Gebieter!)
Muſst dich vor ihm niederwerfen u. ſ. w.

Wo das Original *Endreime* hat, hat ſie der Vf. nachgeahmt, was an ſich nicht miſsbilligt werden kann, wenn es nur wahrſcheinlich wäre, daſs ſie dort mehr als zufällig waren. Der Hebräer hat etwas dem Reime ſehr Analoges, die Paronomaſie; allein an deutlichen Beyſpielen abſichtlicher Reime ſcheint es doch zu fehlen. Hr. *St.* rechnet dahin:

Pſ. 2, 3. ננתקה את מוסרותימו
ונשליכה ממנו עבותימו.
zerreiſsen laſst uns ihre Ketten,
aus ihren Stricken uns erretten!

6. Mein König ward von mir geweiht,
Auf Sions Berg der Heiligkeit.
12. Leicht möchte ſich ſein Zorn entzünden;
Heil allen, die ſich ihm verbünden!

Pſ. 52, 9: Da ſeht den Mann, der Gott nicht traut,
Auf ſeines Reichthums Fülle baut,
Auf Tücke traut.

Im hebr. Texte: מעוזו, עשרו, בהותו. Mit faſt gröſserem Recht iſt ein allerdings abſichtliches rhythmiſches Kunſtſtück, die alphabetiſche Anordnung einiger Pſalmen, nachgeahmt worden. Die gröſste Schwierigkeit machte dieſes z. B. bey Pſ. 119, wo immer acht Verſe mit demſelben Buchſtaben anfangen. Hr. *St.* hat hier das hebräiſche Alphabet auch im Deutſchen zum Grunde gelegt, was freylich wegen ihrer Verſchiedenheit Anſtoſs erregen muſste. Er hat dabey א und ע durch *A*, ה und ח durch *H*, ז und ש durch *S* ausgedrückt. Zum Beyſpiel diene der Anfang von Pſ. 34:

1. א. Allezeit erheb' ich Jova,
Führe ſtets ſein Lob im Munde.

2. ב. Bin auf meinen Jova ſtolz,
Hört's, Bedrückte, freuet Euch.

3. ג. Gebt mit mir dem Herrn die Ehre,
Laſst uns ſeinen Ruhm verkünden.

4. ד. Denn er hörte, als ich flehte,
Half mir aus in meiner Angſt u. ſ. w.

In Betreff des Sylbenmaaſses gebührt dem Vf. *im* Ganzen das Lob, es mit Geſchicklichkeit gehandhabt zu haben. Nur ſelten findet man ſo hart gemeſſene Verſe, wie den ſapphiſchen 49, 3:

. . . . Söhne
der Geringen, beide, wer reich, wer arm iſt!

oder 50, 7:

Hör, o Volk, ich rede! Du Iſrael, hör's!

Oeſter dürfte man den *Ausdruck* als matt und minder gewählt in Anſpruch nehmen, allerdings auch zuweilen, weil er dem Originale einen kleinen Zug nimmt, oder einen andern giebt, der ihm fremd iſt. Einige Beyſpiele!

4, 7: mancher ſpricht, wer wird uns doch
beſſ're Zeiten bringen?

Der zu gemeine Ausdruck und der hüpfende Rhythmus des ganzen Gedichts ſind hier, eben ſo ſehr in einem unangenehmen Einklange, als Pſ. 60, 10 das „Liedchen auf den Philiſter" gegen die Würde des alcäiſchen Metrums ſtreitet. Gutes *verüben* 14, 3. Tugend *verüben* 50, 23 iſt offenbar gegen den Sprachgebrauch, eben ſo *erſehn* geradezu für ſehen, z. B. 50, 18: denn *erſiehſt* du Diebe, ſo machſt du Freundſchaft, auch wohl *Meuterer* 52, 4, du *weiſseſt* 139, 2, und wenigſtens ein unverſtändlicher Euphemismus iſt Pſ. 51, 17: als Sünder hat die Mutter mich *gehegt*, für: empfangen. Das öfter vorkommende *von Kindesbeinen* (22, 11. 58, 4. 71, 5) ſcheint uns bey weitem nicht ſo edel, als das wörtliche: vom Mutterleibe. Gegen die Vorſtellungen des höhern Alterthums überhaupt verſtöſst der Ausdruck *Erdball* 47, 3. 4. 5; denn nicht ball-, ſondern ſcheibenförmig, auf jeden Fall als eine Fläche dachte man ſich die Erde. Von derſelben Seite dürfte auch Herr der Welten, Weltenherr für יהוה צבאות getadelt werden, da ſich der Hebräer unter ſeinen Himmelsherrn, zunächſt den Sternen, auf keinen Fall *Welten* denkt. Als Nüancen, welche zum Nachtheile des Sinnes dem Original gegeben oder genommen ſind, zeichnen wir aus Pſ. 18, 31. 33: *o welch' ein Gott! ſo eben ſein Weg! ſo rein das Wort des Herrn!* 20, 3: er ſende von Sion hernieder die *nöthige* Kraft, wörtlich: von Sion aus unterſtütze er dich. 42, 5: es bricht mir *faſt* das Herz. 47, 8: lobſinget ihm in *ſchönen* Geſängen. 52, 10: *Baum* für Oelbaum. 60, 8: daſs ich Succoth *verſchenken* ſoll, wörtlich: ausmeſſen. 139, 2: du *ſelbſt*, du kenneſt mein Sitzen und mein Stehn. Daſs in dieſen Fällen der Zwang des Metri übel eingewirkt hat, ſcheint Rec. nicht zweifelhaft. Vielleicht war dieſes auch 1, 2 der Fall, wo der Uebergang durch *doch* ſtatt *ſondern* ſchwerlich zu dulden iſt.

So viel über Metrum und Ausdruck der *Stuhlmanniſchen* Arbeit. Die Frage, ob das eigentliche Verſtändniſs des Pſalmbuchs durch dieſe Bearbeitung wenigſtens in einigen Stellen gewonnen habe, läſst ſich jetzt noch nicht wohl beantworten. Der Vf. verweiſet wegen der von ihm vorgetragenen neuen Erklärungen, Anſichten u. ſ. w. auf eine kleine Reihe exegetiſcher Anmerkungen, welche Anfangs (wie zum Hiob) dem Buche als Anhang beygegeben werden ſollten, aus Gründen aber jetzt ungedruckt blieben, und einſt auf einem andern Wege in das Publicum kommen ſollen. Es ſollen ihrer jedoch weniger ſeyn, als beym

beym Hiob, weil hier die vorhandenen Vorarbeiten den Vf. mehr befriedigten, als dort. Einige von den gewöhnlichen abweichende Erklärungen, auf welche Rec. gestoſsen ist, ſind z. B. Pſ. 18, 4: מְהֻלָּל אֶקְרָא יְהוָה *verzweiflungsvoll rief ich zu Jehova auf.* 45, 9: *dort erfreuen dich mehr, als ich kann,* (10) *vielgeliebte Königstöchter* u. ſ. w. V. 14: *vielgeſchmückt iſt das Harem; goldne Stoffe kleiden es und Stickereyen.* Oefters fanden wir auch Anwendung der Ironie, die aber hier ſchwerlich an ihrem Orte ſeyn dürfte, als 50, 5: *getreue Diener;* 52, 3: *du Kriegesheld!* 58, 2: *ja, ihr Trefflichen, ſprecht ihr Wahrheit?* nach der Emendation הַאֻמְנָם אֵלִם צֶדֶק. — Die Anſichten des Vfs. von dem Inhalte eines Pſalmes ſind theils in den neugewählten kurzen Ueberſchriften, theils in Schluſsbemerkungen enthalten. In die erſten hat der Vf. wohl mehr Mannichfaltigkeit gebracht, als der ſich mit kleinen Nüancen oft wiederholende Inhalt geſtatten dürfte. Beyſpiele ſind Pſ. 6: Trauer und Hoffnung. 23: Der gute Hirte. 44: Die verlorne Schlacht. 11: An die verzagten Krieger (ſchwerlich paſſend). In den letztern ſind auch zuweilen die Gründe kurz angegeben, aus welchen der Vf. einzelne Lieder verbunden oder getrennt hat. Zu den in zwey Lieder zerlegten Pſalmen gehört nicht bloſs Pſ. 19, ſondern auch 22. 27. 28. 36. 66. So iſt Pſ. 22, 1 — 23 überſchrieben: Noth von allen Seiten. V. 24 — 31: Lobgeſang beym Opfermahl. Pſ. 28, 1 — 5: In groſser Gefahr. V. 6 — 9: Nach überſtandner Gefahr. Die hier angegebenen Trennungsgründe kann übrigens kein Unbefangener gelten laſſen, der den Gang dieſer Poeſieen näher beachtet hat, die ſo häufig mit Klagen, Flehen um Hülfe beginnen, und in dem ſicheren Vorgefühl der Gewährung mit Dankgebeten ſchlieſsen. Etwas vollkommen Analoges lieſern die häufigen Orakel der Propheten, die mit Beſchreibungen gegenwärtigen Elendes beginnen, und zuletzt ſich in Schilderungen goldner Zukunft verlieren. Obendrein findet beſonders Pſ. 18 völlige Einheit des Tons Statt. Mit demſelben Rechte hätte das Ende von Pſ. 139 wegfallen müſſen, allein dieſer kommt S. 406 mit dem Tadel ab, daſs er, zwar mit Recht wegen ſeiner dichteriſchen Schönheiten geprieſen, als Ganzes betrachtet, keine ſehr groſse Wirkung thue, da der Dichter in der zweyten Hälfte die Haltung verliere und zu Nebengedanken abſchweife. Hier ſcheint der Vf. ziemlich inconſequent.

Andere Betrachtungen dieſer Art müſſen wir bis zur Erſcheinung der Anmerkungen verſparen, und wenden uns noch zu Nr. 4, dem Nachlaſs des verſt. *Reinhard.* Ueber den Zweck der Herausgabe, oder ob das Mſcpt. von dem Vf. ſelbſt für den Druck beſtimmt war, belehret keine Vorrede. Es gehört aber einmal, wie es ſcheint, zum Tone, von bekannten oder berühmten Männern das meiſte Vorgefundene, auch das Mittelmäſsigere, nach ihrem Tode zum Drucke zu befördern, und ſo darf auch dieſe Erſcheinung minder befremden, wenn gleich die Arbeit jetzt einige Decennien zu ſpät kommen dürfte, wie ſie auch höchſt wahrſcheinlich ſchon vor längerer Zeit, vielleicht noch zum Behuf der akademiſchen Vorleſungen des Vfs., ausgearbeitet worden iſt.

Die Manier der Ueberſetzung ſteht zwiſchen der von Nr. 1 und 2, und ihr Werth kann nicht hoch angeſchlagen werden. Zur Probe diene:

Pſ. 8. Herr, unſer Herrſcher, wie *durchſtralt*
Dein Ruhm die ganze Erde!
Und deine *groſse* Majeſtät,
Wie *ſchallt* ſie an dem Himmel!
Durch Kinder und durch Säuglinge
Beveſtigſt du dein Reich,
Und trotzeſt deinen Feinden;
Machſt ſtumm den Feind, der Rache ſchnaubt.
Seh' ich den Himmel an,
Das Werk, das du gebildet;
Den Mond, die Sterne, die du ſchufſt —
Was iſt der Menſch, daſs du *noch* ſein gedenkeſt?
Der Erdenſohn, daſs du *noch* für ihn ſorgeſt?
Nur wenig haſt du ihn
Den Engeln nachgeſetzt,
Mit Glanz und Ehren ihn gekrönt.
Machſt ihn zum Herrſcher deiner Werke,
Legſt alles ihm zu Füſsen:
Die Schafe ſammt dem Stier,
Und ſelbſt das freye Wild,
Den Vogel in der Luft,
Die Fiſche in der See;
Er findet Wege durch die Meere.

Man ſieht hieraus zugleich, daſs bey einem freyen jambiſchen Rhythmus auf die Abtheilung der Versglieder des Originals keine Rückſicht genommen ſey. Statt aller Anmerkungen werden etwas ausführliche Inhaltsanzeigen gegeben, welche des Vfs. Anſicht von den einzelnen Gedichten angeben, und öfter auch andere darneben berühren. Wir glauben, in dem Tone derſelben die Beſtimmung zu akademiſchen Vorträgen nicht zu verkennen. Ihr Inhalt iſt nicht mehr für unſer Decennium, in welchem durch echthiſtoriſche Auslegung die hier zum Grunde liegenden dogmatiſchen Vorurtheile antiquirt ſeyn dürften. Wir reden hier beſonders von der Annahme unmittelbar von Chriſto handelnder Pſalmen, die hier, vornehmlich auf die ſehr hoch angeſchlagene Auctorität des N. T., in nicht geringer Zahl erſcheinen. Folgendes mag als Probe und Beleg des Geſagten dienen. Der anonyme Pſ. 2. wird David zugeſchrieben, wie in einigen Handſchriften der Alex. Verſion, welche Meinung *ſehr viel* Gewicht durch das *Zeugniſs* des N. T. (Apoſtelgeſch. 4, 25) erhalten ſoll. Nun könne er zwar von David ſelbſt erklärt werden, bedenke man aber, daſs, wenn ihn David ſelbſt geſchrieben, V. 8 und 10 unbeſcheiden klingen würden; daſs das N. T. ihn öfter auf Chriſtum deute; daſs das Anſehn keines Königs (nach V. 12) ſo ſehr durch Strafen Gottes beſtätigt und verbreitet ſey, als das Anſehn Chriſti; daſs die Geſchichte Chriſti den ſtarken Ausdrücken dieſes Liedes überhaupt am beſten Genüge thue; daſs endlich die Juden ſelbſt dieſes Lied ſo verſtanden hätten: ſo *könne* man allerdings annehmen, daſs dieſer Pſalm als eine Weiſſagung von Chriſto betrachtet werden *müſſe.* Bey Pſ. 40 wird die Meinung vorgezogen, welche ihn buchſtäblich von Chriſto erklärt.

klärt. Er sey ein Gebet des Messias, der sich als das von Gott geforderte Opfer für die Menschen betrachtet. Eben so sey Ps. 45 unmittelbar von Christo zu verstehn. „Es wird hier ein König beschrieben, der für die wahre Religion streitet V. 5. 6, der ein ewig dauerndes Reich besitzt V. 7, unter allen Königen der höchste ist V. 8, die *Tyrier beherrscht* V. 13, welches weder Salomon noch sonst ein Israelitischer König gethan hat, und der endlich von allen Nationen der Erde gepriesen wird V. 18. Ohne die *schändlichste Schmeicheley* konnten alle diese Dinge von Salomo nicht gesagt werden; sie sind dagegen im *strengsten Sinne* (?!) wahr, wenn man dabey an Christum denkt. Hierzu kommt die Erklärung Pauli, und der Ausspruch der *besten* (?) alten und neuen Ausleger." Bey Ps. 110: „Bey den Erklärungen von David, Hiskia u. s. w. entstehen so gezwungene Erklärungen, dass man gar nicht nöthig hat, sie besonders zu bestreiten. Es ist nämlich sehr einleuchtend, dass hier von der wichtigen Person die Rede seyn müsse, von der schon David (!) die erhabensten Begriffe hatte, und die man unter dem Namen des Messias erwartete. Die Erklärungen, welche im N. T. von diesem Liede gemacht werden, setzen diess vollends ausser allem Zweifel." Wir haben nicht nöthig, die Schwäche dieser Argumentationen, die ihres sonst scharfsinnigen Vfs. nicht ganz würdig sind, unsern Lesern näher zu bezeichnen. Wir finden sie aber auch in andern Fällen, wo nicht gerade dogmatische Rücksichten das Urtheil befangen machten, z. B. Ps. 1, wo die Wahl und Anordnung der Gründe dafür, dass dieser Psalm eine allgemeine Vorrede zur ganzen Sammlung sey, nichts weniger als logisch ist. Richtiger wird von Ps. 68 geurtheilt, dass er messianisch genannt werden könne, in so fern er V. 19. 30—33 eine weite Verbreitung der wahren Religion weissage, die durch das Christenthum in Erfüllung gegangen sey. Auch wird Ps. 8, trotz der Auctorität des N. T. (Hebr. 2, 6. 1 Kor. 15, 25. 27), nicht für messianisch genommen. Aber ist das hinlänglich consequent? Ueber Ps. 18 bemerken wir noch, dass ihn der Vf. für einen allgemeinen Siegesgesang, und die zwey verschiedenen Recensionen desselben (2 Sam. 22) für Ueberarbeitungen Davids halte. *Schreibfehler* könnten die Abweichungen derselben nämlich nicht seyn, weil sie fast alle einen guten Sinn gäben. Allein sie dürfen nicht gerade sinnlose Schreibfehler seyn, wie sie ein des Hebräischen Unkundigen begehen würde, sie können Abweichungen seyn, wie sie sich im Munde des ein solches Lied auswendig wissenden Volkes so häufig und unvermeidlich bilden, und gerade hierauf führt die genauer erwogene Beschaffenheit dieser Varianten. — Im Allgemeinen müssen wir daher von dieser Bearbeitung dasselbe Urtheil fällen, wie von Nr. 2, dass sie ohne Nachtheil der Wissenschaft hätte ungedruckt bleiben können, und dass wenigstens die schriftstellerischen Verdienste des berühmten Vfs. dadurch keinen Zuwachs erhalten haben.

NATURKUNDE.

PARIS, b. Schöll u. Nicolle: *Histoire naturelle appliquée à la Chimie, aux arts etc.*, par *Simon Morelot.* — *Tom. I.* 1809. 343 S. *Tom. II.* 455 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Eine populäre Einleitung in die Naturkunde, vorzüglich in Bezug auf die Chemie. Auch zeigt der Vf. in dieser Wissenschaft die meisten Kenntnisse, obgleich auch hier viel Unbestimmtes und Fehlerhaftes angetroffen wird. In den übrigen Theilen der Naturkunde ist dieses aber so sehr der Fall, dass wir das Werk nicht empfehlen können. Zuerst von den *Agents primitifs de la Nature*, Licht, Wärme, Hydrogen, Sauerstoff u. s. w. Zum Beyspiel folgende Beschreibung vom Hydrogengas. Es sey eine permanente gasartige Flüssigkeit, bestehend aus einem Radical mit Wärmestoff verbunden, 15 Mal leichter als atmosphärische Luft, sehr verbrennbar, es brenne mit Flamme, verbreite einen schwarzen Dampf (!) und bilde Wasser, es mache mit Oxygen in gewissen Verhältnissen Salzsäure (nach *Pacchiani*) und andre Wasser, löse Phosphor, Schwefel, Kohle auf, mache mit Stickstoff Ammoniak, und sey ein Bestandtheil der Vegetabilien. Das Wasser, sagt er, habe eine geringe Capacität für den Wärmestoff, die gröste Hitze, welche es annehmen könne, sey von 80° R. So findet man überall ganz falsche und missverstandne Behauptungen zwischen richtigen. In der Botanik ist alles noch oberflächlicher. Von den Wurzeln heisst es, sie bestehn aus einer Hülle oder Epidermis, aus einer *fleischigen Materie*, und aus einem Mark, welches mit der Zeit holzig werde. Dann ist von den Wurzeln die Rede, welche fähig sind, die Art fortzupflanzen, von Wurzeln, welche zur Nahrung dienen, welche *feculas* geben zur Arzney, Färberey, Parfumerie, zum Drechseln und zur Tischlerarbeit gebraucht werden. Unter jeder Abtheilung ein Namensverzeichniss einiger dahin gehörigen Pflanzen. So über alle Theile der Pflanzen; zuletzt über die Bestandtheile der Pflanzen, kurz und nicht weniger ungleich. Von den Thieren. Wasserthiere und Landthiere; jene wiederum Würmer, Fische, Cetaceen; diese Insecten, Schlangen, vierfüssige eyerlegende Thiere, Vögel und vierfüssige Thiere. Ueber die Theile der Thiere, und ziemlich ausführlich über die Bereitung der Häute. Fehler oder Versehen aus Flüchtigkeit findet man nicht selten, z. B. die Vögel haben nur eine Herzkammer. Die Mineralogie ist ganz chemisch abgehandelt, und im Ganzen besser, als die übrigen Theile der Naturgeschichte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1814.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

PAVIA, b. Comini: *Guida allo studio della anatomia umana per servir d'indice alle lezioni di S. Fattori, professore nella r. università di Pavia.* Tomo *primo.* 1807. 354 S. Tomo *secondo.* 1808. 238 S. 8.

Die Lehrstelle *Scarpa's*, der seines Alters und seiner Augenschwäche halber beynahe gar keinen Antheil mehr am öffentlichen Unterrichte nimmt, ist jetzt vorzüglich zwischen dem Vf., der vor mehrern Jahren auch Deutschland durchreiste, und Hn. *Jacopi* so getheilt, dass dieser die chirurgischen, jener die anatomischen Vorlesungen giebt. Unser Vf. fand sich zu Abfassung des vorliegenden Werkes theils durch die übergrosse Kürze oder Weitläuftigkeit, theils durch den ihm nicht genügenden Plan, theils durch das nicht hinlänglich Praktische der meisten übrigen anatomischen Handbücher veranlasst. In der Einleitung giebt er sowohl den Plan für die Abfassung des Ganzen, als für die Beschreibung der einzelnen Theile dahin an, dass er, in ersterer Beziehung, zuerst die Knochen und Bänder, als Basis des Ganzen, dann die über sie ausgebreiteten, oder an sie gehefteten, und die in ihren Höhlen enthaltenen, zuletzt endlich die durch den ganzen Körper verbreiteten, zusammenhängende Systeme bildenden Theile abhandelt, wodurch zwar die gewöhnliche, schulgerechte Methode, abgesondert die verschiednen Lehren der Anatomie vorzutragen, gestört, dagegen der Vortheil erhalten werde, dass sowohl die Ortsverhältnisse der verschiednen Organe sich besser dem Gedächtnisse einprägten, als dass nicht einzelne, aus verschiedenartigen Theilen zusammengesetzte Organe auf eine unnatürliche Art in dieselben zerrissen würden. Rec. stimmt zwar dem Vf. vollkommen bey, wenn er darauf dringt, auch verschiedenartige Theile, die zusammen ein Ganzes bilden, im Zusammenhange abzuhandeln, allein er weiss doch nicht, ob er darum den Plan des Vfs., der, beyläufig gesagt, wie er von guter Hand weiss, derselbe ist, nach welchem *Scarpa* die Anatomie vortrug, ganz billigen soll. Rec. legt ihn dem Leser vor, und fügt zugleich beyläufig seine einzelnen Bemerkungen bey. In der ersten Vorlesung, die der Vf. *nozioni preliminari* betitelt, wird eine Art von allgemeiner Anatomie, jedoch sehr kurz und unvollständig geliefert, indem nur vom Zellgewebe, Muskeln, Nerven und Membranen, zu welchen er auch die Gefässe rechnet, und hier auch die Drüsen betrachtet, gesprochen wird. Bey dieser Gelegenheit erklärt er sich gegen *Bichat's* fibröse Membranen, indem bey ihm mit der Vorstellung einer Faser sich immer die des Muskels verknüpfe! Die zweyte Vorlesung handelt von den Knochen im Allgemeinen; die dritte vom Skelett, den Eintheilungen desselben, den Knochen, die dasselbe zusammensetzen, im Allgemeinen, den Verbindungen der Knochen, wo auch von den verschiednen Arten von Bändern und der Gelenkschmiere die Rede ist, und den Verschiedenheiten des Skelettes nach dem Alter, Geschlecht, Nation, den Individuen, der Nahrung und Kleidung, und den Krankheiten. Die vierte Vorlesung betrachtet die sechs ersten Knochen des Schädels, nämlich das Stirn-, Schlaf-, Scheitel- und Hinterhauptbein, die fünfte die beiden letzten Schädelknochen und einige Gesichtsknochen, worauf in der sechsten die übrigen Gesichtsknochen und die Schädel-, Augen- und Nasenhöhle, in der siebenten die Zähne, in der achten die Wirbel nebst ihren und den Kopfbändern folgen. Hier scheint es dem Rec., als könnte der Zustand der Wissenschaft eine andre Ordnung fordern. Nach *Okens* und *Duméril's* schönen Bemerkungen über die Entwicklung des Schädels aus der Wirbelsäule, und die Identität des ganzen Schädels und mehrerer einzelnen Knochen derselben mit Wirbeln oder einzelnen Theilen derselben, trägt wenigstens er zuerst die ganze Wirbelsäule oder die Knochen des Stammes (d. h. mit Inbegriff des Heilig- und Kreuzbeins, des Brustbeins und der Rippen) vor, und lässt auf sie erst den Schädel folgen. Auf diese Weise erhält dann auch jeder Schädelknochen eine bestimmte Bedeutung, und Rec. demonstrirt daher nicht, wie es gewöhnlich, und auch hier, geschieht, zuerst das Stirnbein, die Scheitelbeine u. s. w., sondern zuerst das *Grundbein*, welches er in der That mit *Sömmerring*, auf eine Menge vor ihm liegender Exemplare gestützt, beym Menschen als einen Knochen ansieht, darauf die *Schlafbeine*, dann ihre und des Keilbeinstückes Complemente, die *Scheitelbeine*, zuletzt das *Stirnbein*. Das *Riechbein* muss man wohl, da es mit so vielen Gesichtsknochen gleiche Bedeutung und Function hat, mehrere derselben fast regelmässig mit ihm verwachsen, entweder als Gesichtsknochen betrachten, oder wenigstens zuletzt unter den Schädelknochen abhandeln. Auffallend ist es dem Rec., dass der Vf. nicht nur das Hinterhauptbein und Keilbein als zwey besondre Knochen betrachtet, sondern sie auch sogar durch die Schlafbeine von einander trennt. Diese betrachtet er nur ihrem Aeussern nach, da man doch wohl gerade nach seinem Plane durchaus zugleich das Gehörorgan abgehandelt zu sehen erwartet hätte. Daher fehlt auch

auch vielleicht die Angabe des Trommelfellringes als eines eignen Knochens beym Fötus. Auf frühere Bildungsgeschichte der Knochen in Hinsicht auf die Zahl der sie allmählig zusammensetzenden Knochenstücken ist, wie gewöhnlich, keine Rücksicht genommen, ungeachtet der Gegenstand interessant genug ist, und, auch bloss historisch betrachtet, angegeben werden *muss*; doch bemerkt der Vf., dass beym Fötus das Keilbein aus neun Stücken besteht. Diese Zahl kommt in der That einer gewissen Periode zu; allein der Vf. hätte angeben sollen, welcher sie zukommt, indem es, wie Rec. aus genauen Untersuchungen weiss, Perioden giebt, wo dieser Knochen aus einer grössern, andre dagegen, wie allgemein bekannt ist, wo er aus einer weit geringern Anzahl von Knochenkernen besteht. Unrichtig ist die bey dem Oberkiefer gemachte Bemerkung, dass alle Gesichtsknochen nur einen Verknöcherungspunkt haben. Den Unterkiefer, von dem der Vf. nachher wohl nicht ganz richtig sagt: *ha una cartilagine nel mezzo, che dopo poche settimane dal parto è ossificata*) zu geschweigen, belehrten *Portal's* treffliche Untersuchungen schon längst über das Gegentheil. Ueber die Zähne hätte der Vf. in dem trefflichen Werke von *Blake* manches gefunden, was wir hier, so gut dieser Gegenstand auch abgehandelt ist, ungern vermissen. Ob die mechanische Wirkung der bleibenden Zähne so ganz ohne Antheil am Ausfallen der Milchzähne ist, möchte Rec. doch bezweifeln, da, wenn ein Milchzahn über die gewöhnliche Zeit bleibt, er zwar endlich gewöhnlich auch ausfällt, allein durch keinen neuen ersetzt zu werden pflegt. In der achten Vorlesung fehlen über die Bildungsgeschichte der meisten Halswirbel wichtige Data. Der Atlas hat zwar beym reifen Fötus noch keinen Körper, allein dieser entsteht später als ein eigner Knochenkern, der sich aber viel später als an den übrigen Wirbeln mit den Seitentheilen verbinde. Ausserdem bildet sich, nach des Rec. Untersuchungen, immer das hintere Tuberkel als ein eigner. Der siebente Halbwirbel bildet sich immer aus fünf, nicht bloss aus drey Knochenstücken, die immer schon beym reifen Fötus vorhanden sind, und von denen die zwey gewöhnlich übersehenen, wegen ihrer Lage und Gestalt gerade bey diesem Knochen höchst merkwürdig sind. Aehnliche, allein nicht so vollkommne finden sich auch gewöhnlich, aber viel später an mehrern der übrigen Halswirbel. Die Dornfortsätze der Wirbel überhaupt entstehen bisweilen als eigne Knochenkerne. In der neunten Vorlesung, von den einzelnen Beckenknochen und dem ganzen Becken, giebt der Vf. genaue eigne Messungen eines männlichen und eines weiblichen Beckens, führt als wahrscheinlichen Grund der Häufigkeit des Aftervorfalles bey zarten Kindern, die Unvollkommenheit des Steissbeins und seiner Verbindungen an, und erklärt sich mit Recht für die Auflockerung und Erweiterung der Bekenverbindungen während der Schwangerschaft, aber gegen den Schambeinschnitt. In der zehnten Vorlesung, von den Rippen, dem Brustbein und dem Brustkasten überhaupt, ist die Angabe, dass beym reifen Fötus das Brustbein aus sechs Knochenstücken bestehe, viel zu allgemein. Die 11te — 14te Vorlesung handeln die Knochen und Bänder der Extremitäten ab, und enthalten zum Theil gute Bemerkungen über die Bildungsgeschichte der Knochen dieser Gegenden und ihre Luxationen.

Unerwartet ist es gewiss dem Leser, dass die funfzehnte Vorlesung plötzlich zu den allgemeinen Bedeckungen überspringt, worauf in der sechszehnten die Bauchmuskeln, in der siebenzehnten bis fünf und zwanzigsten die Unterleibseingeweide folgen. Offenbar wäre es wohl, da die Osteologie und Syndesmologie zweckmässig zugleich abgehandelt worden waren, am passendsten gewesen, wenn der Vf. auf ähnliche Weise auch die Muskeln der einzelnen Gegenden sogleich hinter den respectiven Knochen und Bändern abgehandelt hätte; oder, wenn diess in einem Lehrbuche, wie Rec. gern gesteht, nicht aber beym Lehrvortrage, wo es in der Anatomie am wenigsten schadet, wenn hin und wieder derselbe Gegenstand zweymal vorkommt, Schwierigkeiten hätte, so wäre wenigstens zu erwarten gewesen, dass nun, da die Knochen und ihre Verbindungen im frischen Andenken waren, die Myologie vorgetragen worden wäre. In der sechszehnten Vorlesung findet sich eine sehr gute und genaue tabellarische Uebersicht der Ortsbeziehungen zwischen den äussern Unterleibsgegenden und den Unterleibsorganen und der einzelnen Theile derselben. In der neunzehnten Vorlesung, von den Därmen und Gekrösen bemerkt der Vf. ausdrücklich, dass nicht selten am *Krummdarm* Darmanhänge vorkämen, deren man sich bey Brüchen erinnern müsse, und citirt mehrere beweisende Fälle der Art, welche sich im Museum zu *Pavia* befinden. Rec. sahe nicht allein *diese Fälle*, sondern, nach dem Erscheinen von *Meckels* pathologischer Anatomie, wo eine sehr ansehnliche Menge von Beyspielen, welche dasselbe beweisen, angeführt ist, das Divertikel sechsmal und immer am Krummdarm.

In der ein und zwanzigsten Vorlesung, von der Leber und der Pfortader, erklärt sich der Vf. vielleicht etwas zu unbedingt, wenn er gleich den von der Natur des Pfortaderblutes entlehnten Grund verwirft, für die Meinung, dass die Galle bloss aus diesem bereitet werde; wenigstens führt er nicht alle Gründe für diese Meinung an, beseitigt nicht alle die, welche dagegen angeführt werden, und führt einige an, die nichts beweisen. Wenigstens möchte Rec. nicht mit ihm annehmen, dass das Pfortaderblut viel von der Natur des Arterienblutes behalte, da aus den correspondirenden Arterien der saure Magen- und Darmsaft abgesondert wird, und es in mehrerer Hinsicht selbst venöser als das Blut der übrigen Venen erscheint. Das Unterbinden der Pfortader beweist nichts, da das Unterbinden der Leberarterie dieselbe Folge hat, ungeachtet er das Gegentheil anführt. In der vier und zwanzigsten Vorlesung, von den männlichen Genitalien, hält der Vf. wohl nicht ganz richtig die Cowperschen Drüsen für unbeständig; wenigstens

ftens fahe fie Rec., wie Hr. *Rosenmüller*, bey forgfältiger Unterfuchung faft nie fehlen.

Diefs ift der Inhalt des *erften* Bandes. Die fechs und zwanzigfte Vorlefung, mit welcher der *zweyte* Band feinen Anfang nimmt, enthält einige fehr disparate Muskeln, namentlich die Muskeln des Afters (die Mittelfleifchmuskeln waren fchon bey den Gefchlechtstheilen abgehandelt), den viereckigen Lendenmuskel, und die tiefften Rücken-, Hals- und Nackenmuskeln, wo aber auf eine höchft fonderbare Weife mit ängftlicher Genauigkeit alle die, mehrern derfelben genau entfprechenden Muskeln, welche fich von der Wirbelfäule zum Schädel begeben, fehlen, fo dafs z. B. die *Interfpinales*, *Intertransverfarii*, der *Transverfalis cervicis*, der *Splenius colli*, der *Longus colli*, allein keiner der kleinen Kopfmuskeln, eben fo wenig der *Trachelomaftoideus* und der *Splenius capitis* befchrieben find, fondern, mit den übrigen hieher gehörigen Muskeln, erft in der acht und dreyfsigften Vorlefung vorkommen. In der fieben und zwanzigften bis fieben und dreyfsigften Vorlefung wird wieder von den Eingeweiden und Muskeln der Bruft, der Mundhöhle und des Halfes gehandelt. In der fieben und zwanzigften Vorlefung, welche die Bruft, und die äufsern vordern Muskeln des Bruftkaftens liefert, bemerkt der Vf. dafs es ihm, wie mehrern Anatomen gegen *Meckels I.* Angabe, zweymal nicht gelungen fey, bey Wöchnerinnen Queckfilber aus einem Hauptlappen der Milchdrüfe in den andern zu treiben, und dafs er eben fo wenig die in die Milchgänge injicirte Subftanz unmittelbar in die Venen gelangen gefehen habe. Wahrfcheinlich fey durch das Drücken der Drüfe das Queckfilber in ihre Lymphgefäfse, aus diefen in die Lymphgefäfse der Schlüffelvenen und durch eine rückgängige Bewegung aus jener in diefe gelangt. Erft hier fpricht der Vf., und zwar in einer Note, von den Schleimfäcken der Muskeln! Die acht und zwanzigfte Vorlefung enthält die an der hintern Fläche des Bruftkaftens liegenden oberflächlichen Rückenmuskeln, die folgenden die den Rippen eigenthümlichen. Die dreyfsigfte befchäftigt fich mit dem Zwerchfell, den Bruftfellen und mit den in der Brufthöhle befindlichen Organen überhaupt. Die Befchreibung des Zwerchfelles ift kurz, aber vollftändig und contraftirt fehr vortheilhaft mit den ermüdend langen Befchreibungen der meiften Compendien, die defto unnützer find, da zahllofe Varietäten vorkommen. In der ein und dreyfsigften Vorlefung, von den Lungen, fehlt die Angabe der Fötusdifferenz diefer Organe, die richtigere Beftimmung der Endigung der Bronchialvenen; in der folgenden, vom Herzen und der Thymus, bey der Lehre vom eyrunden Loche und der Euftachifchen Klappe die Benutzung der wichtigften Schriftfteller, *Sabatier* und *Wolff*. Die Kaumuskeln, welche in der fechs und dreyfsigften Vorlefung betrachtet wurden, führen in der folgenden zu den Schädel- und Gefichtsmuskeln. Die acht und dreyfsigfte enthält die von der Wirbelfäule zum Kopfe gehenden und den breiten Halsmuskel, die übrigen diefes Bandes, die neun und dreyfsigfte bis zur fieben und vierzigften, diefe mit begriffen, die Muskeln der Extremitäten.

Es fehlt nun noch das Gefäfs- und Nervenfyftem, die Gefchichte der Schwangerfchafts-Veränderungen und des Fötus, auf welche der Vf. an mehrern Orten hindeutet. Diefe werden den *dritten* und letzten Band ausfüllen, deffen Druck noch nicht vollendet war, als Rec. Gelegenheit hatte, die beiden erften Bände zu erhalten, den er aber, fobald er in feinen Händen ift, unverzüglich anzeigen wird.

Aufser diefem allgemeinen Plane aber verdient auch noch der für die Befchreibung der einzelnen Theile vom Vf. befolgte kurz angegeben zu werden.

Aufser der Angabe der normalen Bedingungen eines jeden Theils im vollkommnen Zuftande giebt er auch, wie er in der Einleitung bemerkt, die vorzüglichften Verfchiedenheiten und Abweichungen an, welche in verfchiednen Individuen ohne Störung der Functionen vorkommen, fie mögen nun individuell feyn, oder vom Gefchlecht, Gewohnheiten, Alter oder Clima abhängen. Vorzügliche Verfchiedenheiten nennt er aber, feiner Erklärung nach, folche, welche der Arzt und Chirurg wiffen mufs, weil er deshalb fein gewohntes Heilverfahren abzuändern genöthigt ift. Diefe blofs praktifche Rückficht, die er aber in der That immer nimmt, hindert natürlich die Angabe mancher intereffanten Verfchiedenheiten. Die vom Alter abhängigen find gleichfalls grofsentheils unvollkommen angegeben, und zwar nicht blofs, fofern die frühern Metamorphofen ganz übergangen find, was kaum zum Vorwurf gemacht werden kann, da es von allen Schriftftellern gefchieht. Aufserdem liefert er zugleich die vorzüglichften krankhaften Zuftände der Organe, jedoch meiftens zu kurz und häufig nur mit Hinweifung auf *Baillie*, und macht auf die Gefahren und die Vortheile aufmerkfam, welche die Structur der Theile dem Chirurg bey den Operationen darbietet.

Die Befchreibungen find, wie man wohl von einem Schüler *Scarpa's* und einem Lehrer zu Pavia vorausfetzen kann, richtig, deutlich, und im Allgemeinen ausführlich genug, fo dafs von diefer Seite, und fofern auch conftant auf die pathologifche Anatomie Rückficht genommen wird, das Werk alle Empfehlung verdient; nur glaubt Rec., dafs es beffer fey, in einem Lehrbuche jede Lehre einzeln vorzutragen (mit Ausnahme der Ofteologie und Syndesmologie); beym mündlichen Vortrage dagegen, nachdem man eine allgemeine Anatomie geliefert hat, die Topographie fo zu liefern, dafs die Ofteologie, Syndesmologie und Myologie der Hauptgegenden des Körpers im Zufammenhange, dann die Splanchnologie, darauf die Angiologie und zuletzt die Neurologie gegeben werde.

SCHÖNE KÜNSTE.

Basel, b. Flick: *Alpenblumen*, von *Agnes Emerita Geyer*. 1813. XXXII u. 132 S. 8. Mit einem Titelkupfer.

Die, der Vorrede zufolge, zu *Olten*, im Canton *Solothurn*, wohnende Verfasserin, entschuldigt in der Vorrede die Herausgabe dieser Gedichte; sie macht keinen Anspruch auf Rang unter den grossen Dichtern der deutschen Nation; was sie giebt, das sind, sagt sie, „nur Laute der Natur, nur augenblickliche Aufwallungen des durch irgend einen Anlass aufgeregten Gemüths," und sie fühlt selbst, „dass ihren Arbeiten jene Gediegenheit der Gedanken und der Sprache mangelt, welche allein den Werken der Dichtkunst einen bleibenden Werth geben kann." Sie ist „ein junges Mädchen, das weder eine gelehrte Erziehung, noch Bildung zur Kunst genoss, und in einer beschränkten Lage, von der ersten Jugend an, durch harte Schicksale gedrückt war, welche eher geeignet waren, jeden Flug des Geistes zu hemmen." Ihre *Freunde* forderten sie zur Herausgabe dieser Versuche auf. Wer könnte diese bescheidenen Aeusserungen mit einer strengen Kritik erwiedern? Der grösste Theil der Sammlung enthält Lieder, die der Natur und der Liebe geweiht sind, in leichten, gefälligen Sylbenmaassen; die gereimten sind besser gelungen als die in reimfreyen Versen; den Pentametern fehlt es an Wohlklang, den Distichen an der geistigen Spitze. Anlagen und Talente zum frohen leichten Liede blicken aus diesen poetischen Alpenblumen hervor: wird die Dichterin sich durch Umgang, Erfahrung und Lectüre mehr bilden, wird sie sich mehr Welt- und Menschenkenntniss erwerben, und dabey mehr Uebung in den schwerern Versmaassen erlangen, so werden die Früchte ihrer Muse allmählig auch den Duft und die Würze bekommen; welche die *Alpenblumen* vor den andern Gewächsen der Flora auszeichnen. Wie viel sie vor der Hand leistet, erhellt aus folgenden Beyspielen:

S. 20. *Der erste Kuß* (1808).

Kannst du mich täuschen? Nein! Ich freue
Mich deiner biedern Schweizer-Treue,
Und liebe innig dich.
Die Freundschaft hat die Lieb' entbunden;
Gehofft hab ich; du überwunden (Ich hoffte; du hast überwunden);
Sey treu und liebe mich!

S. 88. *Gesellschaftslied, gesungen im Waldhaus bey Chur* (1812).

Willkommen im Kreise
Der heiteren Lust!
Nach ländlicher Weise
Erhebt sich die Brust.

Die Jugend entrinnet
Im leichten Gewand;
Die Freundschaft, sie spinnet
Ein ewiges Band.

Sie hält uns das Dasein
Im fröhlichen Seyn;
Das Schönste zu geben
Vermag sie allein.

Gesellige Freuden
Vereinen uns nur;
So zärtlich, bescheiden
Wie Mädchen der Flur.

Das Steife verschwindet,
Wer liebend sich naht;
Und Freude verkündet,
Wer immer sie hat.

Wir lieben und herzen
Uns inniglich gern;
Die Munteren scherzen,
Und bleiben nicht fern.

Wir kränzen die Stunden,
Wann lächelnd sie fliehn;
Und was wir empfunden,
Wird inniger glühn.

Die Liebe, sie weihe
Am heiligen *Heut*,
Was Freundschaft und Treue
Und Sitte gebeut.

S. 38. *Der Rigi* (1810). (Nachahmung eines bekannten schönen Liedes von *Göthe*.)

Kennst du den Berg, und seine Felsenhöhn,
Wo frommen Sinns der Pilger Schaaren gehn,
In heilger Andacht sich *Marien* weihn,
Zerknirschten Herzens flehen um Verzeihn?
Kennst du ihn wohl? Dahin dahin
Möcht' ich mit dir nach Aelpler-Sitte ziehn.

Kennst du die Ros', die freundlich lächelnd winkt,
Im Perlenthau auf allen Hügeln blinkt?
Und das Geläut', das muntrer Heerd' enttönt,
Und dich so bald mit aller Welt versöhnt?
Kennst du es wohl? Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir in eine Hütte ziehn.

Kennst du den Duft, der würzend um dich fliesst,
Mit Lebenskraft aus allen Pflanzen spriesst?
Die Lüfte wehn vom nahen Himmel dir;
Gesundheit quillt aus kalten Quellen hier.
Kennst du sie wohl? Dahin dahin,
Da trinkt sich Lebensluft und froher Sinn.

Kennst du den Ruf, der von der Höhe schallt,
Das laute Horn, das lieblich wiederhallt?
Der Geiss ertönts, die über Klippen springt,
Und meckernd froh die frische Milch dir bringt.
Kennst du den Berg? Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir als freye Aelplerin.

Die hinten angehängten *Aphorismen* sind unbedeutend und konnten ungedruckt bleiben. — Das Titelkupfer stellt die Ansicht des *Rigiberges* dar, von dem linken Ufer des *Zugersees* her; das Blatt ist von *Hegi* in Duschmanier geätzt, und die Darstellung ist gefällig und getreu. Eine berichtigende Notiz von S. 8 stehe noch hier: Der Stifter der Blindenanstalt zu Zürich, *Joh. Kasp. Hirzel*, Dr. der Arzneykunde, ist nicht Chorherr; *Heinrich Hirzel*, Prof. der Philosophie ist es, der Vf. von *Eugenia's Briefen*; jener ist im J. 1750 geboren, dieser im J. 1766.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1814.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodische Schriften.

In unserm Verlage ist so eben erschienen:

Nemesis. Zeitschrift für Politik und Geschichte, herausgegeben von *Heinrich Luden*, Hofrath und Professor der Geschichte zu Jena. *Erstes* Stück. (Mit Kupfern.) Preis 18 gr. Sächs.

Der folgende gehaltreiche Inhalt des *ersten* Stücks dieser, für unsre Zeit so wichtigen, Zeitschrift wird hoffentlich schon vorläufig die Erwartung, die man nach der Ankündigung von ihr hatte, bestätigen.

Inhalt. I. Ankündigung und Plan. II. *Nemesis*, ihr Sinn und ihre Deutung. III. Das Vaterland, oder Staat und Volk. IV. Das eiserne Kreuz. (Mit Abbildung Taf. I.) V. Das Jahr 1813. VI. Ueber Neutralität. Veranlasst durch die Neutralitäts-Erklärung der Schweiz. VII. Etwas über Erfurt während der Franz. Herrschaft. VIII. Deutsche Heere gegen Frankreich, ihre Stärke und Vertheilung. IX. Literarische Bemerkungen. *Beylagen.* A. Urkunde über die Stiftung des eisernen Kreuzes.

Das Titel-Kupfer liefert *Moreau's*, des grossen Mannes, sehr ähnliches Porträt, und die Titel-Vignette das Symbol der göttlichen Nemesis. Der *zweyte* Heft ist bereits unter der Presse, und folgt unverzüglich nach. Man kann sich auf dieses Journal bey allen Buch- und Kunsthandlungen und Postämtern in und ausser Deutschland abonniren. Mit Versendung einzelner Exemplare an Liebhaber können wir uns nicht befassen.

Weimar, den 8. Febr. 1814.

H. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

Das erste Stück der Zeitschrift,

Das neue Deutschland, enthaltend grösstentheils freymüthige Berichte zur Geschichte der Bedrückung und der Wiederbefreyung Deutschlands,

hat neu aufgelegt werden müssen, ist aber unverändert wieder abgedruckt. Es sind also nun wieder alle 5 Stücke, jedes zu 12 gr. Courant, sowohl bey uns als auswärts auf den Postämtern und in mehreren guten Buchhandlungen zu haben.

Buchhändler Gebrüder Gädicke in Berlin.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

Die unterzeichnete Buchhandlung macht das Publicum, vorzüglich die Bewohner des ehemaligen Königreichs Westphalen, auf die „Casselsche Chronik vom 28sten September 1813 bis zum 21sten November desselben Jahres von *Anton Niemeyer*," als auf ein Werk aufmerksam, welches ein wichtiger Beytrag zur Geschichte unsrer Tage ist und in einer schönen Sprache ein lebendig treues Abbild jenes den Titel bezeichneten merkwürdigen Zeitraumes liefert, und daher gewiss eine sehr willkommene Erscheinung ist.

Der Preis davon ist 8 gr., und dasselbe in allen soliden Buchhandlungen für denselben zu haben.

Krieger'sche Buchhandlung in Cassel.

Zu Stendal, bey den Buchhändlern Franzen und Grosse, sind zum Besten der verwundeten Krieger gedruckt und zu haben:

Brohm's, C. K., Predigt am Dankfeste wegen glücklicher Befreyung der vormals preuss. Länder am linken Ufer der Elbe und ihrer erfreulichen Besitznahme für Seine Majestät den König von Preussen Friedrich Wilhelm den 3ten, am 18. Nov. 1813 gehalten in der Kirche zu Seehausen in der Altmark. gr. 8. 3 gr.

Siegespredigt, anbefohlen durch die Generalstatthalterschaft in Halle, gehalten in der Stadt Arneburg am 28. Nov. 1813 von *K. G. Heise*. 2 gr.

Drey Predigten, gehalten und herausgegeben von *J. C. Kopf*, Conrector und zweytem Frühprediger in Neuhaldensleben. 8. 4 gr.

Eine Sammlung vorzüglicher deutscher Gedichte für Schulen, zum Auswendiglernen und Declamiren bestimmt, mit vorangeschickten Bemerkungen über die Dichtarten und das Metrum derselben, und angehängten Anmerkungen über schwere Wörter und Stellen in den Gedichten, wird Unterschriebener herausgeben. Das Ganze, pädagogisch berechnet, soll durch die Anordnung der Gedichte dem Inhalte nach ein Ganzes ausmachen, und schildern: *Das Leben in seinen mannichfaltigen Erscheinungen.*

Für ein schönes Aeussere wird die Verlagshandlung sorgen. Der Subscriptionspreis ist bey allen Buchhand-

handlungen bis Pfingsten 12 gr., der Ladenpreis ist 18 gr. Das Ganze beträgt 18 Bogen. Zu Dank wird das 10te Exemplar frey beygegeben.

Göttingen, am 6. Febr. 1814.

Dr. *E. A. Ph. Mahn*,
Lehrer am Götting. Lyceum und Privatdocent der Akademie.

J. C. D. Schneider, Buchhändler.

Bey Orell, Füssli und Comp. in Zürich sind im J. 1813 gedruckt worden, und in allen guten Buchhandlungen Deutschlands und in der Schweiz zu haben:

Appenzeller, J. C., Gertrud von Wart, oder Treue bis in den Tod. Mit einem Titelkupfer nach M. Usteri, von F. Hegi, und einer Vignette von H. Meyer. gr. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Jacobi, J. G., sämmtliche Werke. *Zweyte*, verbesserte, einzig rechtmässige Ausgabe. 7ter und letzter Band. gr. 8. Velinpap. 2 Rthlr. 4 gr. Druckp. 1 Rthlr. 16 gr.

Keller, H. (Bildhauer in Rom), Vaterländische Schauspiele. 1ster Band. Karl, Herzog von Burgund, in *zwey* Abtheilungen. Mit Kupfern nach Cornelius, Overbeck und Vogel, gestochen von Lips und Rahl. 8. 2 Rthlr. Der 2te Band ist unter der Presse.

Näf, C., poetische Versuche. 8. 12 gr.

Robinson (der Schweizerische), oder der schiffbrüchige Schweizerprediger und seine Familie; ein lehrreiches Lesebuch für das Alter und die Jugend zu Stadt und Land; herausgegeben von *J. R. Wyß*. 2ter Bd. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Stoll's, J., staatswirthschaftliche Untersuchungen und Erfahrungen über das Medicinalwesen, nach seiner Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung. 3ten Theils 1ster Abschnitt. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Wirz, L., helvetische Kirchengeschichte. 4ten Bandes 1ste Abtheil. 8. 2 Rthlr. 16 gr.

— — Ebendieselbe, als der neuern helvetischen Kirchengeschichte 1sten Bandes 1ste Abtheil. 8. Die 2te Abth. ist unter der Presse.

Wahlenberg, G. de, de Vegetatione et climate in Helvetia septentrionali inter flumina Rhenum et Arolam observatis et cum summi septentrionis comparatis, cum tabula montium altitudinem, terminosque vegetationis ostendente, et tabula temperaturae, nec non tabula botanica una. gr. 8. 3 Rthlr. 8 gr.

Considerations sur l'état actuel de l'instruction publique du Clergé catholique en France et en Allemagne, par un ancien Grand-Vicaire. gr. 8. 4 gr.

Bey Ebendenselben erscheint auf Jubilate 1814:

Almanach (Helvetischer) auf das Jahr 1814. Mit Kpfrn. und Karten. 12.

Bacchus, *Mars* und Amor. Eine Sammlung Gesellschaftslieder. 3te vermehrte Auflage. 12.

Candolle, A. P. de, theoretische Anfangsgründe der Botanik, oder Erklärung der Grundsätze der natürl. Klasseneintheilung und der Kunst, die Gewächse zu beschreiben und zu studieren. Aus dem Franz. übersetzt, mit vielen Anmerkungen, Zusätzen und dem Versuche eines terminologischen Wörterbuchs der Botanik vermehrt von Dr. *J. J. Römer*. Mit Kpfrn. 1ste Abtheilung. gr. 8. Die 2te Abtheil. ist unter der Presse.

Erzählungen (biblische) für die Jugend. Altes und Neues Testament. Neue Auflage. gr. 8.

Füßli, J. R., Allgemeines Künstler-Lexicon. 2ten Bandes 8ter Abschnitt. Fol.

Geßner, J. G., Nikodemus, oder die Lehre Jesu vom geistigen Gottesreiche. 24 Predigten. 8.

Heß, J. J., Einheit im Mannichfaltigen, oder Predigten während der Tagsatzung zu Zürich im Sommer 1813 gehalten. 8.

— — Lieder zur Ehre unsers Herrn, nebst einem Schweizerpsalm. Verbesserte Auflage. 8.

Hirzel, H., Ein Blick auf einige Hauptverderbnisse unsers Zeitalters, vornehmlich in Bezug auf das Studieren und Studierende. 8.

— — *S.*, Jahrbücher der Stadt Zürich. 1ster Band. gr. 8. Der 2te Band ist unter der Presse.

Kirchhofer, M., Leben Oswald Myconius, Reformator und Antistes der Baslerschen Kirche; ein wichtiger Beytrag zur Kirchengeschichte überhaupt, und der Schweizerschen insbesondere. gr. 8.

Matthisson, Fr. von, Erinnerungen. 4ter Band. Mit Vignetten. gr. 8. Auf Velin- und weiss Druckpap.

— — Ebendieselben. 2ter Band, mit deutschen Lettern, welcher den 3ten und vierten Band der grössern Ausgabe in sich fasst. 8.

— — Das Dianenfest zu Bebenhausen. *Mit Musik* und einem Titelkupfer und *Vignetten*, gezeichnet von Seele, und gestochen von H. Lips. 4.

Molkenkur, die, von *U. Hegner*. 2te verbesserte Auflage. 12.

Schinz, Dr. *H.*, Etwas über ansteckende Krankheiten überhaupt, und über das Nervenfieber insbesondere, so wie über die Mittel, Ansteckung und Verbreitung möglichst zu hindern. 8.

Schuler, M., Beschreibung der Linth-Thäler. gr. 8.

Stoll, J., Staatswirthschaftliche Untersuchungen und Erfahrungen über das Medicinalwesen, nach seiner Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung. 3ten und letzten Bandes 2te Abtheilung. gr. 8.

Usteri, D. Paul, Erinnerungen für Studierende; eine Anrede an die Zöglinge des medicinisch-chirurgischen Cantonal-Instituts zu Zürich. 8.

Wessenberg, O. H. von, die Elementarbildung des Volkes im achtzehnten Jahrhundert. 8.

Hegetschweiler, Dr. *J.*, Commentatio botanica sistens descriptionem scitaminum L. nonnullorum nec non glycines heterocarpae. Cum tab. aen. VII. 4 maj.

Ἰσοκράτους λόγος περὶ τῆς ἀντιδόσεως vervollständigt herausgegeben von *Andreas Mustoxides*, verbessert und mit Anmerkungen und philologischen Briefen begleitet

gleitet von Joh. Caspar von Orelli, nebst zwey Anhängen. gr. 8. Wird auf Johann Bapt. fertig. Dann auch ohne die deutschen Zugaben, unter dem Titel: Ἰσοκράτους λόγος περὶ τῆς ἀντιδόσεως post Andream Mustoxydem emendatius edidit et varietatem lectionis adjecit Jo. Casparus Orellius, accedit Isae Oratio de Meneclis haereditate cum notis et emendationibus nonnullis Jo. Conr. Orellii. 8 maj.

In der C. F. Macklot'schen Hofbuchhandlung in Karlsruhe ist verlegt und bey Heinr. Gräff in Leipzig und durch ihn in allen Buchhandlungen zu haben:

An die Souveräne der rheinischen Conföderation über das Recht, ihren Staaten eigene Landesbischöffe und eine bischöffliche Diöcesan-Einrichtung nach Gutfinden zu geben u. s. w. gr. 8. 6 gr.

Böckmann's, Dr. C. W., Versuche über die Wärmeleitung verschiedener Körper. Eine von der holländ. Gesellsch. der Experimentalphilosophie zu Rotterdam gekrönte Preisschrift. Mit 2 Kupfern. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Hebel, J. P., allemannische Gedichte für Freunde ländlicher Natur und Sitten. Mit 3 Musik-Blättern. 4te umgearbeitete Auflage. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Hortus Magni Ducis Badensis Carlsruhanus. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Maler's, F. W., Algebra, zum Gebrauch hoher und niederer Schulen. 5te verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage von G. F. Wucherer. gr. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Dessen Geometrie und Markscheidekunst. 5te verbesserte, vermehrte und in den Kapiteln von den Maassen gänzlich umgearbeitete Auflage von G. F. Wucherer. Mit 9 Kupfertafeln. gr. 8. 1 Rthlr. 14 gr.

Mayer's, Julie, nützliche Unterhaltungen für junge Mädchen in Briefen zur Nachahmung. 8. 20 gr.

Stausebach, S. L., die Waldburg, oder der Forstmeister Lobeshüte und seine Familie.

Wetterprophet, der untrügliche, oder gründliche Anleitung zu Witterungs-Beobachtung und Vorhersagung. Ein gemeinnützliches Volksbuch zu Belehrung und Unterhaltung für den Bürger und Landmann. 8. 12 gr.

In unserm Verlage ist erschienen, und an alle solide Buchhandlungen versandt:

Erinnerungen von meiner Reise in den Jahren 1803, 1804 u. 1805, herausgegeben von *Johanna Schopenhauer*. Zweyter Band. Mit einer Karte. 2 Rthlr. Sächs. oder 3 Fl. 36 Kr. Rhein.

Der Beyfall, und die gute Aufnahme, welche der *erste* Theil dieser interessanten Reise bereits im Publico gefunden hat, wird hoffentlich auch dem *zweyten* nicht entgehn, da dieser eine fast noch anziehendere Lectüre gewährt, als der *erste*. Er enthält nämlich die Reise der Verfasserin durch *Holland* über *Amsterdam*, Brück, *Harlem*, Haag, *Rotterdam*, dann über *Calais* und *Dover* nach London. Nun folgt ein höchst unterhaltendes Tableau von *London* mit den Augen der geistigen Verfasserin nach dem Leben aufgefasst, und so meisterhaft gezeichnet, dass es gewiss jedem neuern Gemälde von London den Rang streitig machen kann. Endlich beschliesst eine Excursion in die interessantesten *Umgebungen* von *London*, zu deren Erläuterung das beygefügte Kärtchen (die Environs von London 12 Meilen in der Runde) dient. Diess wird hoffentlich hinreichend seyn, das Publicum auf die Vollendung dieser so angenehmen als gehaltreichen Reise-Erinnerungen aufmerksam zu machen.

Rudolstadt, im März 1814.

F. S. priv. Hof-Buch- u. Kunsthandlung.

Anzeige für Privat- und Militärärzte und Physici.

So eben ist bey uns erschienen:

Das Nervenfieber
im Jahre 1813
und eine zweckmässige Behandlung desselben für Privat- und Militärärzte
vom Professor Dr. *J. C. G. Jörg.*
Preis 14 Groschen, geheftet.

Da noch kein Leipziger Arzt über das Nervenfieber, welches im Jahr 1813 mit besonderer Wuth herrschte, seine Beobachtungen durch den Druck bekannt gemacht hat: so wird obiges Werkchen für das ganze ärztliche Publicum von grossem Interesse seyn. Der Verfasser hat die Schlachtfelder um Leipzig und die Spitäler öfters besucht und daselbst als Arzt gehandelt. Seine Schilderung dieser bösartigen Krankheit ist daher aus den mannichfaltigsten Beobachtungen, sowohl in der Spital- als Privatpraxis, genommen, und verdient bey seinen Collegen gewiss um so mehr Berücksichtigung, als er den genauen Beobachter gemacht hat. Die gegen das Nervenfieber eingeschlagene Heilmethode wird ohne Zweifel bald den Beyfall und die Nachahmung der Kenner erhalten, da sie sich in der Natur schon als sehr zweckmässig ausgesprochen hat. Vielleicht, dass auch mancher Politiker diese kleine Schrift seiner Beachtung würdigt, da mehrere politische Ereignisse in die Schilderung der in Rede stehenden Krankheit verwebt werden mussten.

Berlin, im März 1814.

Kunst- und Industrie-Comptoir.

III. Vermischte Anzeigen.

Den Freunden der mathematischen Wissenschaften dient zur Nachricht, dass sich von den Schriften des unlängst verstorbenen Prof. *Moritz von Prasse*, nament-

mentlich von seinen *Institutionibus analyticis* und von seinen *Logarithmischen Tafeln für die Zahlen, Sinus und Tangenten*, von welchen er den Verlag selbst übernommen hatte, noch eine Anzahl Exemplare sich in den Händen der Wittwe befindet.

Auch haben sich noch mehrere Exemplare von dessen Programmen, sowohl einzeln, als auch eine ganze Sammlung, unter dem Titel: *M. d. Pr. commentationes mathematicae* gefunden, namentlich:

I. *Additamenta ad theoriam serierum arithmeticarum ordinum superiorum.*

II. *Methodus nova series arithmeticas interpolandi.*

III. *Functiones logarithmicae et trigonom. in series infinitas solutae.*

IV. *Theorematis binomialis demonstratio elementaris.*

V et VI. *De aequationibus numericis altiorum ordinum.*

VII. *Demonstratio eliminationis Cramerianae.*

VIII. *De factoribus trinomialibus aequationum.*

IX. *De aere alieno annuis reditibus resolvendo.*

Leipzig, den 1. März 1814.

Prof. *Gottfried Herrmann.*

An resp. Buch- und Kunsthandlungen.

Zu Beantwortung mehrerer Anfragen, und Ersparung des Porto den Herren Committenten, mit welchen ich noch nicht in Verbindung stehe, zeige hierdurch ergebenst an:

Dass ich hiesigen Orts und Gegend *alle Aufträge*, sowohl von frühern, als besonders der *neuesten Kunstproductionen, zur Geschichte des Tages gehörig*, auch in Landkarten, Musikalien u. s. w. gern übernehmen, pünktlich und schnell besorgen, und alle mögliche Vortheile zu verschaffen suchen werde.

Jedoch erwarte ich auch Sicherstellung für meine Auslagen, und genaue Anzeige, wie die Absendungen geschehen sollen. Briefe und Gelder erbitte postfrey

der Kunsthändler Jacoby in Berlin.

Erklärung.

(Auch ein Wort zum Behufe des Bessern im deutschen Vaterlande.)

Veranlasst durch einen besondern Fall, erkläre ich hier über die Recension meiner „*Erläuterung einiger Hauptpunkte der Philosophie*" u. s. w. in der Jenaisch. A. L. Z. 1813. Nr. 194 u. 195:

I. Ueber die Rec. als *Kritik* — kein Wort! Jeder Würdige, dem an einem Urtheile über diesen Versuch gelegen ist, wird vergleichen, zumal bey solchem Contraste mit den öffentlichen Urtheilen Anderer über dieselbe Schrift. Aber

II. über dieselbe Rec. als *Anzeige* muss der Vf. bemerken: es ist da eine *durchgeführte und grobe Verfälschung*, d. h. hier, Entstellung des Inhalts. Als eine „literarische Merkwürdigkeit" soll darum diese Erscheinung anderswo eine besondere Auszeichnung erhalten, damit auch so Etwas, wenigstens mittelbar und indirecter Weise, der Philosophie auf deutschem Boden fromme!

Uebrigens hat dieser Rec. (ein Anhänger der Schellingischen „Naturphilosophie") ganz Recht, wenn er aussagt: der Mann, dem ich den bekannten Aufsatz für *Schelling* gegen *Jacobi* im „Morgenblatt" u. s. w. zuschrieb, sey nicht der Verf. desselben. Allein — 1) diese Irrung ändert Nichts in der *Sache*, worauf es dort ankommt; und 2) jene Ueberzeugung wurde dem Vf. durch *besondere Umstände* aufgedrungen. — Auch erhielt ich mehr als Eine sehr freundliche Zuschrift von demselben Manne, *nachdem* er meine „Erläuterung" u. s. w. gelesen hatte. — Eben dieses Streben, die besagte „Naturphilosophie" auch an das grössere, gebildete Publicum zu bringen, veranlasste den Vf. zu dem Auss., der jüngsthin über selbige in der „*Zeit. f. d. eleg. Welt*" erschienen ist (Nr. 22 u. 23.). Es *prüfe*, wem die Wahrheit theurer ist, als irgend eine Parteysache!

Noch zeige ich bey dieser Gelegenheit an: die *zweyte* Aufl. meiner Darst. d. *Moralphilosophie* ist erschienen — in 2 Bden. — So viel grösser ward selbige, obwohl der Vf. bestrebt war, nur das Wichtigere aufzunehmen, indem er zugleich fortstrebte zum Bessern nach seiner Ansicht, folgend zunächst dem Grundsatze: *daß, wer philosophirte, seine Ansicht der Philosophie weder gänzlich aufgeben, noch für schlechthin vollendet halten könne, so gewiß er „philosophirt"* u. s. w. Aber so erscheint ihm die *Philosophie* in dem *innern Verbande* mit der höheren Cultur der Menschheit, zuförderst von der *Sophistik*, aber dann auch von der *Mystik* scharf unterschieden. Erscheint sie da nicht als die Sache jedes wahrhaft Gebildeten? Ja ist es nicht *dieser Standpunkt der Cultur*, welcher das gesunkene Ansehen der Philosophie wieder zu heben vermag? Möge auch der „deutschen Philosophie" ein schönerer Tag aufgehen!

Landshut, im März 1814.

Dr. *J. Salat*, k. b. Rath u. Prof.

Auf Englische Zeitungen und Zeitschriften aller Art nimmt das Stadt-Postamt in Bremen Bestellungen an, und besorgt solche regelmäsig, wenn nämlich die Bezahlung daselbst verbürgt wird.

Bremen, im März 1814.

Der Directeur des Postamts der Hanse-Stadt Bremen

Wichelhausen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1814.

PHILOSOPHIE.

Nürnberg, b. Schrag: *Kritik der Schrift: Darstellung des Wesens der Philosophie* des Herrn *Friedrich Köppen*, von *Friedrich Schafberger*, nebst *Darlegung der eignen Ansichten des Verfassers.* 1813. XXIV u. 232 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Schrift des Hn. *Köppen: Darstellung des Wesens der Philosophie*, hat weniger Sensation gemacht, als die Philosophie des Hn. *Jacobi*, welcher jener als der Vernunft am angemessensten und vor den Verirrungen der Speculation am besten sich verwahrenden im Wesentlichen folgt. Eine ausführliche Prüfung derselben, in so fern sie sich an das Eigenthümliche der *Köppenschen* Darstellung hält, und nicht im Allgemeinen die Denkweise und philosophischen Ansichten, welche beiden Männern gemein sind, zum Gegenstande hat, scheint daher um so mehr entbehrlich zu seyn, als sie in kritischen Blättern schon von mehr als einer Seite gewürdiget worden war. Hr. *Schafberger* hielt sich indess für berufen, sich dieser Arbeit zu unterziehen, aus Interesse für Wahrheit, und weil er sich überzeugt hielt, dass der Geist jener Schrift nicht nur allen wissenschaftlichen Geist zerstöhre, sondern auch selbst das freye Streben nach sittlicher Cultur tödte. Dieses hohe Interesse für die höchste Würde der Menschheit ist sehr löblich und an einem jungen Gelehrten, der zum erstenmal vor dem Publicum auftritt, erfreulich. Es muss jedem frey stehn, seine Stimme gegen jedes Product auf dem Gebiete der Wissenschaft, welches den Foderungen nicht entspricht, oder gar gegen das Interesse der Vernunft ist, offen und laut zu erheben. Es beweiset ein solcher Kampf Achtung gegen Gründlichkeit, und kann in mehreren Hinsichten zur Beförderung derselben heilsam werden, wenn nur der Streit auf eine wissenschaftliche Weise eingeleitet und fortgeführt wird, und alles Persönliche dabey aus dem Spiele bleibt. Hr. *Schafberger* verfährt mit den philosophischen Ansichten des Hn. *Köppen* mit aller Strenge, rügt das Unhaltbare und Inconsequente darin ohne alle Schonung; allein er hält sich fast immer in den Grenzen des Anstandes, und zieht nicht gegen die Person, sondern nur gegen die Behauptungen des Gegners zu Felde, und bestreitet als heller Kopf die Mystik. Zuweilen wird indessen der Vf. doch auch etwas zu warm, und man könnte leicht auf den Argwohn gerathen, dass noch etwas anderes als blosse Wahrheitsliebe ihn dazu gebracht habe, wenn nicht der Umstand, dass er ein eignes System aufgestellt hat, noch eine andere annehmlichere Erklärung darböte. Bey allem Interesse für Wahrheit, welches ihn mit Bewusstseyn leitete, war doch die Zuneigung zu dem eignen Systeme nicht ohne Einfluss in die Ansicht und Beurtheilung der fremden, jenem entgegen stehenden Philosopheme. Hr. *Köppen* erklärt sich für einen Dualismus, der aber auf einem Glauben beruht. Hr. *S.* ist der Identitätsphilosophie zugethan, und findet in ihr allein alles Heil für die Erkenntniss, für das Handeln und die Kunstdarstellung, welche Vorliebe die Unbefangenheit des Urtheils leicht stöhren und den Blick verblenden konnte, die Mängel und Widersprüche in der fremden Gedankenreihe schärfer wahrzunehmen als in der eignen, oder sie wohl gar zu übertreiben. Dieses ist auch, wofern wir uns nicht irren, wirklich in Ansehung der praktischen Seite der *Köppenschen* Philosophie geschehn. Eine andere Folge jener Befangenheit zeigt sich in einer Inconsequenz, dass richtige Bemerkungen, welche das gsunde kritische Urtheil beurkunden, ohne Anwendung auf sein eignes System blieben. Wir hoffen die Richtigkeit dieser Bemerkungen einleuchtend zu machen, wenn wir das Verfahren des Vfs. sowohl in seiner Polemik als in der Construction seines eignen Systems so kurz als möglich darstellen.

In der Vorrede hatte sich der Vf. im Allgemeinen über die Folgen einer Philosophie erklärt, welche auf ein Nichtwissen aller philosophischen Gegenstände ausgeht; seine Bemerkungen besonders in Beziehung auf das wissenschaftliche Studium sind nicht ohne Werth und Interesse, bedürfen aber in Rücksicht auf die Philosophie des Hn. *K.* noch mancher Berichtigung. Man kann z. B. nicht so geradezu annehmee, dass *K.* unbedingt das Nichtwissen zum Inhalte seiner Philosophie mache, da er vielmehr nur eine Beschränkung der philosophischen Speculation will. Und mit welcher Consequenz behauptet Hr. *S.* in der Vorrede, das *Köppensche* System sey das consequenteste, und erklärt es doch in der Kritik für voller Widersprüche. In dem *ersten* Abschnitte, welcher der Kritik des *Köppenschen* Werkes gewidmet ist, legt der Vf. erst in einzelnen kurzen Sätzen nach den Hauptabschnitten dieses Werkes, den wesentlichen Inhalt oder das Wesen der Philosophie, mit den eignen Worten seines Gegners dar, und lässt darauf die Kritik des Systems nach seiner theoretischen und praktischen Seite folgen. Der Auszug der Hauptgedanken ist die Grundlage, worauf sich die Kritik stützt, und es kommt dabey vor allen Dingen auf die Treue an. Wenn nun gleich in Ansehung der einzelnen Gedanken nichts zu erinnern ist, weil sie mit den eignen Worten des Vfs. angeführt

führt werden; so ist doch in Ansehung des Ganzen dieses noch nicht genug. Hn. *Köppens* Philosophie ist kein fest zusammenhängendes geschlossenes System; gewisse Hauptideen liegen dem Ganzen zum Grunde, ohne dass sie deutlich entwickelt worden. Die angeführten Gedanken machen nur ein Aggregat aus, zu welchem das lebendige Princip fehlt. Der Kritiker ist zwar nicht verpflichtet, diese fehlenden Principe zu entwickeln und dem Systeme nachzuhelfen; aber er handelt doch liberal, wenn er es thut, und giebt seiner Beurtheilung einen desto grössern Werth, je weniger er sich die Sache leicht macht. Der Auszug ist auch nicht vollständig, da Aesthetik, Physik und der Schluss, in welchem *K.* die Tendenz seiner Philosophie am deutlichsten entwickelt hat, sind nur zum Theil berührt. Enthalten jene Abschnitte gleich nur Folgerungen, so durften sie doch nicht in einer Kritik des Systems fehlen, da die Aufgabe derselben darin besteht, die Richtigkeit der Grundsätze, die Consequenz der Folgesätze und die logische Ordnung des Ganzen zu beurtheilen, wobey die vollständige Kenntniss des Gegebenen vorausgesetzt wird. Die Kritik des Vfs. entspricht dieser Aufgabe nur zum Theil. Er verspricht zwar eine logische und zwar apogogische Widerlegung, indem er zu zeigen sucht, dass die Folgesätze sich nicht aus den Prämissen ergeben, sondern die entgegengesetzten. Er hat nicht auf alle Folgesätze Rücksicht genommen, und argumentirt nicht wie er vorgiebt, aus den Sätzen des Gegners, sondern aus seinen eignen, welche derselbe nicht zugestehen wird. Er will zeigen, dass am Schlusse jeder Abtheilung nicht wieder die Definitionen, mit welchen *Köppen* anfängt, sondern ihr Gegentheil zum Vorschein kommt, und fängt diese Kritik mit dem Princip jener Philosophie, der Freyheit an. *Köppen* behauptet die Freyheit, als das Unbedingte, sey eben sowohl Grund der theoretischen als der praktischen Erkenntniss, und überhaupt das *Principium essendi et cognoscendi*. *K.* behauptet nun ferner die Freyheit, als erste Ursache, als das sich selbst bestimmende unbedingte Wirksame, schlechthin *unbegreiflich* und auch nicht zu beweisen sey, weil alles Begreifen seinen Anfang in Verhältnissen nehme. Diese Bestimmung, sagt der Vf., hebt die Freyheit wieder als *principium cognoscendi* auf. „Denn wenn die Freyheit als das sich selbst bestimmende, unbegreiflich ist: so hat sie sich selbst, anstatt zur Einsicht ihrer Wirksamkeit, vielmehr zum Nichtverstehen derselben bestimmt. Sie kann also nicht *principium cognoscendi* seyn. Die Ausflucht, die Freyheit sey wohl für sich selbst erkennbar, aber nur für uns unerfasslich, kann hier nichts helfen. Sollen wir nämlich der Freyheit als Grundes alles Daseyns, als des Unbedingten bewusst werden: so kann diess nur geschehen, indem sie sich *ihrer selbst in uns bewußt* wird." Wer sieht hier nicht sogleich ein, dass *Sch.* und *K.* von ganz entgegengesetzten Voraussetzungen ausgehen: Der erstere setzt das Wesen der Philosophie in einer durchgängigen Begreiflichkeit, fodert daher, dass auch das Princip begreiflich sey, nimmt die Identität als Princip an, und bestreitet den Dualismus, weil sich nicht begreifen lässt, wie das Seyn des Einen durch das Seyn des andern bestimmt werde. Der zweyte bestreitet das Vorurtheil der durchgängigen Begreiflichkeit, gründet die Philosophie auf die Einsicht des Gebiets und Verhältnisses des Begreiflichen und Unbegreiflichen, und nimmt das Absolute als das Unbegreifliche als Princip derselben an. Hr. *Sch.* argumentirt also aus seiner Voraussetzung, dass die Philosophie eine Wissenschaft sey, welche alles erkläre, und nichts Unbegreifliches anerkenne, welche Hr. *K.* nicht zugiebt und nicht zugeben kann. Von der Art ist die Kritik grösstentheils beschaffen. Doch kommen auch treffende Bemerkungen vor, welche das unphilosophische Verfahren mit dem Glauben des Unbegreiflichen anzufangen, das Unhaltbare und Inconsequente in den Behauptungen des Hn. *K.* in das Licht setzen, und wir wünschten, der Vf. möchte sich allein an diese gehalten haben. Treffend sind die Bemerkungen (S. 55.), dass *K.* hätte beweisen müssen, dass der Mensch eine Sphäre des Glaubens als vorausgehend der des Wissens anerkennen müsse, und dass zu dem Ende eine Bestimmung der Grenzen der menschlichen Erkenntniss durch Aufzeigung der Gesetze des Bewusstseyns, und eine Erörterung nothwendig gewesen wäre, wie über diese Grenzen hinaus noch theoretische und praktische unabweisbare Foderungen des Bewusstseyns sich ergeben, welche nur durch Berufung auf Gefühl ihre Befriedigung finden. „Von all diesem keine Spur in Hn. *Köppens* Werke. Ohne Vorbereitung beginnt er vielmehr von der Freyheit; spricht, sie sey Grund alles Daseyns und Erkennens; gesteht zwar diess lasse sich nicht beweisen, sondern müsse aus dem Verlaufe selbst klar werden. (Dieses letzte ist nicht ganz richtig, sondern *K.* nimmt an, dass Freyheit auf *unmittelbarer Wahrnehmung* der Vernunft beruhe.) *Im Verlaufe* aber finden sich nichts als Folgerungen, welche nur unter Voraussetzung der ersten Hypothese gültig sind." Die Kritik des Systems nach seiner praktischen Seite ist in demselben Charakter. Manche Ausstellungen sind gegründet, sie kommen aber grösstentheils auf Unbestimmtheit hinaus. Der Vf. thut aber seinem Gegner darin Unrecht, dass er manche Behauptungen als Resultate hervorzieht, welche nicht positive, sondern negative durch die Unbestimmtheit des Princips gegründet sind, dem Geiste seiner Philosophie und der ganzen Tendenz widersprechen. So ist es mit der Autonomie des Eigenwillens (S. 61.), indem jedes Individuum lediglich für sich Zwecke entwirft, und dadurch eine subjective Harmonie und Gesetzmässigkeit des Handelns gründet. Allein ein solcher Egoismus liegt weit aus dem Ideenkreise der *Köppenschen* Philosophie, welche allerdings ein allgemeines Gesetz in der Idee des Guten anerkennt, welches Richtschnur für jeden einzelnen Willen ist. (Man vergleiche nur *Wesen der Philosophie* S. 216. 217.). Von dieser Seite ist sie ohne Tadel und edel, und sie ist nur darin mangelhaft, dass sie die Erkennbarkeit dieses Princips leugnet, weil der Begriff die Idee nicht erreichen und

nicht

nicht bestimmen kann was gut und böse sey, worüber nur das Gefühl entscheiden soll, und alles dem blinden Gefühle überlassen wird, welches ein unsicherer Führer ist, wenn es nicht durch Begriffe geleitet und aufgekläret wird. Dadurch wird die Möglichkeit einer praktischen Erkenntnifs und Wissenschaft wieder aufgehoben, ungeachtet er von einer Ethik spricht. Diese Seite jener Philosophie hat der Vf. auch berührt; aber wir müssen auch hier wünschen, er möchte diese kritischen Bemerkungen nicht mit andern vermengt haben, welche auf ganz fremden Ansichten beruhen. Was er über die Seele der Materie, über die Furcht, Freyheit mit Gesetzmäfsigkeit zu verbinden sagt, verdient Beyfall; wenn es auch nicht alle Bedenklichkeiten des Gegners beseitiget: so erschüttert es doch den Dualismus, dafs die Freyheit eine Nothwendigkeit eingesetzt habe, welche mit der Freyheit in ewigem Kampfe stehe, so dafs dieser Kampf wieder durch die Vorsehung ausgeglichen werden müsse, und nimmt aus diesem auch nicht unbedeutende Einwürfe gegen die vier theologischen Glaubensartikel womit *K.* den Abschnitt von der Theologie beschliefst. „Die Allmacht, sagt der Vf. S. 71., besteht nach dieser Philosophie entweder in einem fortwährendem Kampfe von zwey Principien, welche, so lange die Schöpfung besteht, einander nie besiegen können, und also beide in ihrem Wirken gleich unmächtig sind, oder wenn wir der Foderung des Bewufstseyns folgen und die Einheit als dem Dualismus zum Grunde liegend betrachten, so ergiebt sich uns, dafs diese Allmacht eine *Allmacht der Zwietracht* ist. Existirt nur eine unbedingte Macht der Zwietracht, so ist offenbar, dafs diese nirgend als Heil bringend, sondern durchaus nur Unheil erschaffend sich bewähren, dafs sie folglich nicht der Heiligkeit, sondern nur der absoluten Unheiligkeit sich bewufst werden kann. Sie schafft lediglich, um kund zu thun, absolute Disharmonie sey der Zweck. Damit tritt uns statt der Allmacht *Gottes* die Allmacht des *Teufels* entgegen. Freylich spricht *K.* nur von einem Glauben an Gottes Seyn und Eigenschaften, der nicht durch Reflexion entstanden ist, und in so fern auch nicht durch die Reflexion über den Kampf des Guten und Bösen in der Welt entkräftet werden kann. Gleichwohl hat er durch seine vor aller Begründung hingestellten dogmatischen Behauptungen von Freyheit, die theoretisch und praktisch das Absolute seyn soll, gemacht, dafs er diese Folgerungen, so sehr sie dem Geiste seiner Philosophie zuwider sind, nicht ganz abwehren kann. Aber mit welchem Recht glaubt unser Vf., dafs deswegen die Beschuldigung des Atheismus welche *Jacobi* in seiner Schrift von den göttlichen Dingen ausgesprochen hat, auf den Ankläger selbst zurück falle? Die Fehlgriffe, welche *Jacobi* an der Identitätsphilosophie gerügt hat, sind durch die versuchte Apologie des Stifters dieser Philosophie nicht hinweggeräumt, sondern noch auffallender bestätigt worden. Hätte auch *Jacobi* hier und da geirrt, da kein menschlicher Geist von Irrthume frey ist, so würden dadurch die Ausstellungen an seines Gegners Philosophie, wenn sie sonst gegründet waren, nicht aufgehoben. Und wie sollte ein Missgriff des Hn. *Köppen* diese Wirkung auf jene Beschuldigungen *Jacobis* haben? Der Triumph, den der Vf. hier feyert, ist nicht philosophisch. Denn es folgt nicht, dafs wenn von zwey philosophischen Versuchen, die einander gegenüber stehn, der eine unvollkommen ist, darum der andere der einzig vollkommne und einzig mögliche sey. Doch wir müssen hier abbrechen, um noch etwas über des Vfs. eignes System zu sagen.

Der Vf. stellt ein System der absoluten Identität auf, in welchem aus einem absoluten Princip alles *Seyn*, sowohl das *subjective* als *objective* abgeleitet und construirt wird. Es unterscheidet sich von andern Systemen der Art darin, dafs es sich mehr an das Selbstbewufstseyn hält, und durch eine Reihe von Sätzen die den logischen Schein der Wissenschaftlichkeit an sich trägt, vermittelst einer Erörterung des Selbstbewufstseyns die Intelligenz als das Absolute constituirt, welches allen *Gehalt* und *Form der Erkenntniß objectives und subjectives Seyn aus sich unmittelbar hervorbringt und schafft.* Die Speculation scheint hier wieder von ihren Irrgängen zurück zu kehren, und sich auf das, was innerhalb des Bewufstseyns liegt, zu beschränken. Wenn man indessen schärfer nachsieht, so findet es sich, dafs sich dasselbe Spiel der Identitätsphilosophie das Gleichsetzen der Vorstellung und des realen Objects, der Subjectivirung und Objectivirung nur auf andere Art erneuert. Vor allen Dingen wäre nöthig gewesen, dafs der Vf. was er bey *Köppen* erinnert, selbst beobachtet hätte, nämlich zuerst durch Erörterung des Erkenntnifsvermögens die Grenzen der Erkennbarkeit und Nichterkennbarkeit festzusetzen. Die Vernachlässigung dieses Punktes — des Wichtigsten für jede Theorie — führte ihn dahin, das Selbstbewufstseyn als einen absoluten Act zu construiren, und aus diesem einem Princip wieder allen realen Gehalt der Erkenntnifs, ja die realen Objecte selbst abzuleiten, welches nur ein leeres Spiel durch Gleichsetzung der Vorstellung und der Sache geben kann, dergleichen die Identitätsphilosophie schon so vielfältig aufgeführt hat. Denn wenn sich auch die Reflexion über das Gegebene zu den Bedingungen desselben erheben kann, so ist es doch nur durch Unterscheidung des Grundes und des Begründeten, ohne dafs dadurch ein reales Object construirt werden kann. Ausser diesem Fehler begeht der Vf. den zweyten, dafs er aus dem Acte des Selbstbewufstseyns nicht allein die Formen des reinen, sondern auch die Bestimmungen des empirischen Bewufstseyns abzuleiten versucht, und voraussetzt, dafs das Selbstbewufstseyn, das Ich sein eigner Inhalt, und die Bestimmungen desselben die Form seyn, unter welchen sich sein Inhalt offenbaret, ehe er noch die andere Hypothese, dafs das Selbstbewufsseyn nur die Form und nothwendige Bedingung aller Bestimmungen desselben sey, ohne dafs durch die Form die Bestimmungen als sein Inhalt unmittelbar gegeben werden, widerlegt hat, und dieses blofs darum annimmt, weil das *Ich bin* unmittelbar gewifs, d. i. Anfang und Bedingung aller Erfahrung sey. Wenn auch dieses

ses in gewisser Hinsicht unbezweifelt gewiss ist, so folgt doch nicht, dass das Ich allen Inhalt seiner Erkenntniss aus sich selbst nehme, und der Vf. hat daher eine blosse Hypothese der Speculation und der systematischen Ableitung zu Liebe einer andern an sich eben so denkbaren vorgezogen. So wie nun dadurch das ganze Gebäude ein sehr unsicheres Fundament erhalten hat, so geht auch eine Täuschung durch das Ganze hindurch, dass nämlich durch die blosse Entwicklung des *Ich bin* scheinbar aller Inhalt gewonnen worden, da doch dieses eine inhaltsleere Form ist, und alles was die Reflexion an dem empirischen Bewusstseyn unterschieden hat, in jenen Ramen eingetragen worden ist, um es scheinbar heraus zu wickeln.

Wir können, ohne zu grosse Weitläufigkeit, keine ausführliche Darstellung von diesem Systeme geben, sondern müssen uns begnügen, den Leser nur mit der Hauptidee und Methode des Vfs. im Allgemeinen bekannt zu machen. Der Vf. geht von dem Satze aus, dass in dem was wir wollen, erkennen und bilden oder produciren wir uns selbst erscheinen, dass ohne Selbstbewusstseyn gar kein Wollen, Erkennen und Bilden möglich sey. In ihm ruhet die ursprüngliche, unmittelbare Gewissheit aller Erfahrung, welche in dem Satze: *Ich bin* ausgesprochen wird. Allein aus dieser Gewissheit des Selbstbewusstseyns erhellet noch nicht dasjenige, dessen wir uns bewusst sind. Es entsteht also eine zweyte mittelbare Gewissheit aller Erfahrung nämlich: *Es sind Bestimmungen unseres Selbstbewußtseyns außer uns, oder es existirt ein Nicht-ich.* Das Ich bin ist ein Urtheil und das Urtheilen die nothwendige Form des Erkennens. In jedem Urtheile ist ein Subject, ein für sich unbestimmter, doch zum Behufe der Erkenntniss zu bestimmender Begriff; ein Prädicat, ein für sich ebenfalls unbestimmter, aber das Subject zum Behuf der Erkenntniss bestimmender Begriff; eine Copula oder ein Begriff der die Bedingnisse enthält, unter welcher das Subject durch das Prädicat für die Erkenntniss bestimmt wird. Wie diess möglich sey, darüber ertheilt das logische Grundgesetz $A = A$ Aufschluss. Das Prädicat bestimmt das Subject nur dadurch, *daß*, und nur in so fern, *als es mit ihm identisch ist.* Da aber das Urtheilen eine Unterscheidung des Subjects und Prädicats fodert, und durch die Unterscheidbarkeit die Identität, durch diese jene verschwindet, so erscheint das Erkennen gleich ursprünglich in einem Widerspruche befangen, welcher sich nur dadurch lösen lässt, dass in dem Urtheile: *Ich bin*, als dem unmittelbar in der Erfahrung gegebenem, *Subject und Prädicat zugleich identisch und unterschieden sind.* (Vortrefflich! Durch Widerspruch wird Widerspruch gelöset.) In dem Urtheile: Ich bin, ist das Ich als das Seyn zu denken, und es wird durch das Prädicat Seyn, das mit ihm identisch ist, für die Erkenntniss bestimmt. Das Prädicat Seyn kann aber von dem Satze ich bin, allerdings verneint werden; *ich bin nicht.* Allein in diesem Satze wird das Seyn, Ich nicht schlechthin negirt, welches ein Widerspruch wäre, sondern nur das Ich als ein durch einen von ihm verschiedenen Begriff bestimmbar negirt. Das Ich bewährt sich demnach als nothwendig anzuerkennendes Etwas der Erkenntniss und folglich als Princip, als unbedingter Grund worauf das Erkennen zurück gehen muss. Als solches nennen wir es *das Absolute* (S. 93.). Da nun aber diess Absolute (das Ich) in der Form des Urtheilens nur als Subject übrig blieb, d. i. als dasjenige unbestimmte Etwas der Erkenntniss, welches schlechterdings durch kein von sich verschiednes Prädicat bestimmbar ist: so können alle Bestimmungen nur *aus ihm* selbst *hervor* — und nur in *es selbst zurück — gehen* (?), d. h. das Ich muss sich als *Selbstbestimmung* anerkennen. Vermöge der nothwendigen Form des Urtheilens nun, wodurch das Subject einerseits als unterscheidbar vom Prädicat, und darum als *außerhalb* (?) demselben, andernseits aber als identisch mit ihm und darum als *innerhalb* (?) demselben begriffen werden muss, kann die Erkenntniss das Ich *als* Selbstbestimmung nur anerkennen, in so ferne sie es einerseits als sich ent-*äußernd* oder *objectivirend*, andernseits als sich *er-innernd* oder *subjectivirend*, mithin einerseits sich als Gegenstand erschaffend, andernseits sich als Gegenstand bestimmend betrachtet. Weil nämlich das Ich als sich entäussernd erscheint, erscheint zugleich nothwendiger Weise diese Selbstaufschliessung oder Objectivirung als Eingang der Zurückbewegung in sich selbst, als Subjectivirung: denn das Sich-ent-äussern drückt eine Entfaltung aus, welche, weil sie nur sich und nichts anders enthüllt, nothwendig ihre eigne Innewerdung oder ein Sich-er-innern ist. Aus diesem Grunde weil das Ich, das Absolute der Erkenntniss, als Selbstbestimmung nothwendig anerkannt werden muss, weil es nothwendig unter den beiden Attributen der Entäusserung und Erinnerung erkannt, und unter beiden als dasselbe, und also ursprünglich weder als Aeusseres noch als Inneres, weder als Objectives noch als Subjectives anerkannt wird, so nennen wir das Ich *absolute Identität der Entäußerung und Erinnerung.* In der Folge zeigt nun der Vf. wie diese Identität, welche als nothwendige Möglichkeit der Selbstverwirklichung *absolute Intelligenz* genannt wird, aus der Möglichkeit des Selbstbewusstseyns durch das Entäussern, welches zugleich ein Erinnern ist, oder durch das *Handeln* (Thesis) durch das Entgegensetzen beider, = *Denken* (Antithesis) und durch das *Seyn* (= Synthesis) zur Wirklichkeit übergehe. Wir müssen aber den Fortgang dieser Speculation nachzusehen denen überlassen, welche an dergleichen Lust finden. Für die kalten und ruhigen Forscher wird es an dem mitgetheilten Anfange genug seyn, um aus der Beschaffenheit der Grundlegung, aus dem Vorausgesetzten, Unbewiesenen und Unbeweisbaren, aus dem Mangel an Consequenz und den Fehlschlüssen die Beschaffenheit des aufgeführten Gebäudes zu ahnden. Den Vf. aber, der einen hellen Verstand und dialektische Gewandheit zur Genüge offenbaret hat, wollen wir im Namen des Publicums ersuchen, den Gang seines Denkens noch einmal mit ruhiger Unbefangenheit und Strenge zu prüfen, ehe er sein System weiter ausspinnt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1814.

GESCHICHTE.

Zürich, b. Orell, Füssli u. Comp.: *Züricherische Jahrbücher* von *Salomon Hirzel*, Alt-Seckelmeister von Zürich (Alt-Rathsherr und gewesener Verwalter des Staats-Guts) u. Mitgl. d. geschichtforsch. Gesellschaft. *Erster* Band. 1814. XXIV u. 366 S. 8.

Der Vf. dieses Werks verdient schon durch sein hohes ehrwürdiges Alter die Aufmerksamkeit des Publicums. In seinem *sieben und achtzigsten* Lebensjahre, in welchem ihm „durch des Höchsten wunderbare Güte beynahe alle Kräfte noch unversehrt geblieben sind," giebt er hier die Früchte seines vieljährigen tiefen Studiums der vaterländischen Geschichte heraus, und da er durch diese seltene Gunst der Vorsehung „am Rande des letzten Jahrzehends eines vollen Jahrhunderts *mit noch ungeschwächten Kräften dasteht*," so kann er nicht nur die nahe Erscheinung eines schon unter der Presse befindlichen *zweyten* Bandes versprechen, sondern er fühlt sich auch noch munter genug, um erklären zu können: „so lange der Ewige ihm seine Tage und Kräfte friste, werde der beste Gewinn seines Lebens, Fleiss und Arbeit, ihm nicht entstehen." Das deutsche Publicum kennt zwar diesen hochachtungswürdigen Greis weniger durch Schriftsteller-Arbeiten, obgleich in unserer A. L. Z. 1805. Nr. 105. ein *Denkmal der Liebe*, das er einem Bruder und zwey Freunden stiftete, und in den Erg. Bl. zu der A. L. Z. von 1811. Nr. 134. eine *disquisitio de magistratus in urbe Tigurina in reformationis opere praestito officio* von diesem Vf. angezeigt wurden; aber dem gebildetern Theile seiner Mitbürger war er schon vor beynahe siebenzig Jahren als ein Kenner des klassischen Alterthums und als ein Mann von alterthümlicher Denkart und Gesinnung bekannt; vor vier und sechszig Jahren nahm er an der Wasserfahrt auf dem Zürchersee Antheil, welche *Klopstock* durch eine seiner schönsten Oden verewigt hat, und nachdem seit drey Jahren die Gattin des Antistes *Hess*, *Anna Maria Schinz*, die ebenfalls in dieser Gesellschaft war, nicht mehr lebt, ist er der einzige der Theilnehmer an dieser berühmten Fahrt, der noch unter den Sterblichen wandelt. Die *helvetische Gesellschaft* hörte ihn zu *Schinznach* in dem Jahr 1769 eine gehaltreiche Rede über die *Standhaftigkeit* vorlesen, die in den *Verhandlungen* dieser Gesellschaft abgedruckt ist, und in welcher es heisst: „Sie ist jene gesetzte Tugend, die allen Widerstand, den sie zu erfahren hat, abgewogen und sich entschlossen hat, auszuharren in dem Bekenntnisse und der Ausübung des Guten; männlich besteht sie den immer fortdauernden Kampf gegen alle Hindernisse, die demselben im Wege stehen; ohne Neid und ohne allzustarke Empfindung des sie begleitenden Beyfalls schreitet sie ruhig von einer Vollkommenheit zur andern fort; sie ist zufrieden mit dem Bewusstseyn des vollbrachten Guten, stark im Dulden, feurig in der thätigen Liebe, geneigt zur Versöhnung, unerschrokken in Gefahren, der Tugend treu ergeben, strenge gegen sich selbst, milde gegen andre, anhaltend in ihren Bestrebungen und voll Vertrauens auf den Beystand des Höchsten, von dessen Huld sie versichert ist." Ausserdem schrieb er nun schon seit einem halben Jahrhundert die jährlichen *Neujahrblätter* der Curatoren der *Stadtbibliothek* zu *Zürich*, deren Gegenstand bis dahin jedesmal ein Ereigniss aus der ältern Geschichte seines Vaterlandes war. Den Stoff zu vorliegenden *Jahrbüchern* sammelte er in frühern Jahren, vorzüglich seitdem er als vormaliger *Staatsschreiber* die in dem geheimen Archive verborgen liegenden Urkunden kennen lernte, und die Verarbeitung desselben ward ihm, seitdem er (durch die helvetische Revolution) zur Ruhe von Staatsgeschäften gelangte, durch eine unauslöschliche Dankbarkeit gegen seine Vaterstadt nahe gelegt, die ihm, dem von Vater und Mutter frühe Verwaisten, schon in seinen Jünglingsjahren einen wichtigen Beruf vertraute, und in der Folge immer bedeutendere Aemter übergab. Da die Jugend des Vfs. in eine Zeit fiel, in welcher die deutsche Sprache, zumal in der Schweiz, sich noch nicht gebildet hatte, und er in den Aemtern, welche er während einer langen Reihe von Jahren bekleidete, immer an den Curialstil gewöhnt wurde, so übersieht der billige Leser leicht das Rauhe und weniger Gefällige der Schreibart, so wie die häufigen Provinzialismen, die in diesem Werke vorkommen, und dem Hochdeutschen freylich das Verständniss desselben erschweren, zumal da es sich übrigens durch *Einfachheit*, *Treue* und *Wahrheit* ungemein empfiehlt. Es wird dem einheimischen Leser durch den Vf. ganz anschaulich gemacht, wie Zürich nach und nach entstand, wie seine politische Verfassung allmählig sich bildete, wie die Sitten seiner Einwohner in den durch die Geschichte noch aufklärbaren frühern Perioden beschaffen waren, und obgleich diese Schrift nur den bescheidenen Namen von *Jahrbüchern* trägt, auch auf kein anderes Verdienst, als auf das der Treue des Berichts in Ansehung desjenigen, was sich in jedem der beschriebenen Jahre zu *Zürich* zutrug, Anspruch macht: so ist doch schon diese zuverlässige Treue da, wo

wo die Geschichte so hoch hinauf, bis in das *dreyzehnte* Jahrhundert unserer Zeitrechnung, geht, da, wo die Quellen der Geschichte, die alten Urkunden, wenigen zugänglich, wenigen lesbar und ganz verständlich sind, für den Geschichtsforscher von hohem Werthe; auch hat der Vf. niemanden nachgeschrieben, sondern überall mit *eignen* Augen gesehen, alles *selbst* untersucht, und er referirt stets nach eigner Kenntniss, und urtheilt nach eigner Prüfung. Vieles hat zwar nur ein örtliches Interesse; aber ein nicht unbeträchtlicher Theil des Buchs ist doch auch für Ausländer, welche Freunde der Geschichte sind, anziehend; für solche Leser ziehen wir, da diese *Jahrbücher* nicht sowohl auf *Deutschland* als auf die *Schweiz* berechnet sind, und wenige Exemplare davon sich in dem Auslande verbreiten dürften, einiges aus. Das Alter von *Zürich* reicht, nach Hn. *H.*, vermuthlich über *Roms* bessere Zeiten hinaus, weil schon *Marius* mit den *Cimbrern* stritt, da die *Tiguriner* mit im Kampfe waren. Die anmuthige Lage an einem weit verbreiteten See, da, wo derselbe in einen lieblichen Fluss sich ergiesst, war vermuthlich mit ein Grund, warum man sich in dieser Gegend anbaute; ausserdem fanden die sich Niederlassenden Nahrung in dem Flusse und in den umliegenden Wäldern, und Bequemlichkeit zu Vielem in der, wenn auch noch schwachen, Schifffahrt; auch war in diesem Thale ein Weg nach *Italien*. Die ersten Häuser wurden gebaut, da, wo der Fluss sich bildet, und weiter unten da, wo er schon zwischen Ufern dahin fliesst; ihrer waren noch wenige; darum heisst dieser älteste Theil der Stadt *das obere* und *das untere Dorf*. Mit der Zeit, als an jedem Ufer ein angesehenes *Stift* entstand, liessen sich Mehrere daselbst nieder, und auch diese Stifter fanden schon bey ihrem Ursprunge mehrere Wohnungen umher, welche bereits eine Stadt bildeten. — Was die Helvetier unter *Cäsar* thaten, ist bekannt; auch Zürich ward zu seiner Zeit allmählig aus seinen Trümmern hergestellt; der zerstörte vormalige Wohnsitz konnte leicht wieder gefunden werden; die sich daselbst Anbauenden wurden den Römern, so wie die andern Helvetier, wenn auch vielleicht unter dem die Knechtschaft verhüllenden Namen von *Bundesgenossen*, unterthan. Auf dem *Lindenhofe* zu Zürich war ein Schloss für den Präfect. Wohl möglich, dass einer derselben einmal *Decius* hiess, dass unter seiner Regierung zwey *Heilige*, d. i. Bekenner und Lehrer des Christenthums, in die Stadt kamen und ihre dem Heidenthum ungünstige Lehre verkündigten, dass der Römer es ihnen verbot, und, als sie nicht gehorchten, sie enthaupten liess, dass ihre Anhänger ihre Häupter und Leichname auf dem nahen Hügel, da, wo jetzt der *Münster* steht, in der Stille begruben; die Dunkelheit der Zeit umhüllte diess nur mit unglaublichen Wundern. In der Folge kam Zürich mit dem übrigen Helvetien unter die Allemannier, und diese mussten hernach der Uebermacht der *Franken* weichen; unter den letztern entstand das *Lehnrecht*. Als die Könige der Franken noch selbst herrschten, stifteten zwey Brüder, die Grafen *Ruprecht* und *Wichard*, jener zu *Zürich*, dieser zu *Lucern*, eine Kirche und ein Priesterthum; um seine Stiftung noch herrlicher zu machen, unternahm er sie nicht selbst, sondern gab sein Vermögen dem Könige *Ludwig*, damit durch ihn an dem Ufer *Limmat* ausgeführt würde, was er gelobet hatte. Nicht unglaublich ist es, dass *damals* das schöne gothische Gebäude, der *Münster*, aufgeführt wurde. *Karl der Große* liess die sämmtlichen Einkünfte der Stiftung *Ruprechts*, des Chorherrnstifts, in eine weitläuftige Beschreibung bringen, als er einmal in dieser Stadt war, und die Chorbrüder erhielten dadurch eine den Besitz sichernde Urkunde darüber. Sein Enkel liess an dem jenseitigen Ufer der *Limmat*, auf einem von ihm abhängigen Meyerhofe, für seine zur Andacht sich neigende Tochter ein adliges Fräuleinstift anlegen, dessen Vorsteherin die Königstochter ward. Diese beiden Stifter erhöhten den Glanz der Stadt, und führten von Zeit zu Zeit Könige und den höhern Adel in ihren Umkreis; diess vermehrte den Antrieb zu mildern Sitten, zur Annäherung an die höhern Stände, zur Erlangung mehrerer Freyheit, zur Entledigung von lästiger Aufsicht. „So verlieh eine unvollkommnere Art der Verehrung der Gottheit dieser Stadt zu ihrem Emporkommen viele Kräfte; ein reineres Erkenntniss gab ihr in spätern Zeiten den erloschenen Glanz wieder." — Aus dem sogenannten *Richtbriefe* wird die ältere *Verfassung* von Zürich, welche im J. 1335. durch die von *Rudolf Brun* verdrängt wurde, beleuchtet. Sechs und dreyssig Männer, theils Ritter, theils Bürger, führten in drey Abtheilungen die Regierung, zwölf vom 1. Jan. bis zum 30. April, zwölf vom 1. May bis zum 31. August, zwölf vom 1. Sept. bis zum 31. December; nach diesen drey Abtheilungen hiessen sie *Winter-*, *Sommer-*, *Herbst-Räthe*. Jede Abtheilung war von der andern unabhängig; *keine konnte die* Beschlüsse der andern umstossen. Jede Abtheilung ergänzte sich selbst bey Vacanzen; aber über jede konnte die Bürgerschaft alle vier Monate eine Wahl ergehen lassen, und jeden Einzelnen in derselben nach Belieben verwerfen oder bestätigen. Diess war ein starker demokratischer Zusatz zu der Verfassung. Es konnten inzwischen auch mehrere aus *Einem* Geschlechte in dieselbe Abtheil. gewählt werden; nahe Verwandtschaft schloss nicht aus; eben so wenig bestimmte ein Gesetz das Alter, das der zu Wählende haben musste. In gewissen Fällen konnte eine Sache vor die *Bürger* gezogen werden. Uebrigens stand die Stadt unter Kaiser und Reich. — Traurig ist die Schilderung der Räubereyen, welche sich in jenen Zeiten die Edelleute, von ihren Schlössern aus, gegen Wanderer und Schiffer erlaubten; und als man dagegen bey dem Edeln von *Regensberg* Schutz suchte, erklärte sich dieser, wie ein kleiner *Napoleon*, dahin, dass kein anderes Mittel gegen den Ueberdrang Statt fände, als *Unterwerfung unter ihn*. „Wollt ihr euch, sagte er, an *mich* ergeben, so hoffe ich stark genug zu seyn, um Eure Feinde zu besiegen; thut Ihr aber das nicht, so habt ihr mich und sie zu fürchten,

und Ihr seyd von allen Seiten wie von einem Garn umstrickt." Diess Rettungsmittel wäre aber wenigstens so schlimm gewesen, als das Uebel, dem es abhelfen sollte; die Bürger erklärten demnach, ihre Stadt wäre frey und im Verbande mit dem Reiche; einen *Herrn* suchten sie nicht, sie hofften noch einen *Beschützer* zu finden, der sie *nicht* unterjochte. Zugleich wandten sie sich nun an den Grafen *Rudolf* von *Habsburg*, der mit dem Edlen *von Regensberg* über den Fuss gespannt war, und durch diesen erhielten sie Hülfe, und wurden auch von ihm, als er hernach Kaiser wurde, begünstigt. — Mit Weisheit und Mässigung ist das Urtheil des Vfs. über die Regierung der 36 Männer abgefasst; es kömmt da vor, wo der durch *Rudolf Brun* bewirkten Staatsveränderung gedacht werden musste; und die Gerechtigkeit und Billigkeit, mit welcher jene im J. 1335 verdrängte Regierung gewürdigt wird, hat den Rec. mit wahrer Achtung für den Vf., der im J. 1798 auch eine Regierung, von welcher er selbst ein Theil war, abtreten sah, erfüllt; solche Reife des Urtheils findet sich nur bey einem Manne von vieljähriger Erfahrung; solche Unparteylichkeit und Milde des Urtheils nur bey einem Manne, der auch in moralischer Hinsicht an sich selbst redlich gearbeitet hat. In der neuen Verfassung, welche im J. 1336 eingeführt ward, vergass *Brun* sich selbst nicht; ihm, dem Zeitlebens einzigen Bürgermeister, musste ein besonderer Eid geleistet werden, *der allen andern Eiden vorging*; doch ward die darüber aufgesetzte Urkunde, der *geschworne Brief* genannt, der Aebtissin zum Frauenmünster und dem Propste und Capitel zum grossen Münster zur *Genehmigung* vorgelegt. Die Gestürzten und Verbannten konnten indessen den Verlust ihrer Gewalt nicht verschmerzen; im J. 1350 sollte auf einen bestimmten Tag um Mitternacht die neue Regierung gestürzt werden, und nur wenige Stunden vor dem Ausbruche des Mordanschlags ward die Verschwörung entdeckt und vereitelt. Der Vf. vermuthet, der Entdecker sey nicht, wie man fast allgemein annimmt, ein Bäckersjunge, sondern ein von seinem Gewissen dazu angetriebener Mitverschworner gewesen: denn bey einer ähnlichen Verschwörung, die zu *Lucern* ausbrechen sollte, werde die Entdeckung ebenfalls einem Knaben zugeschrieben. Da indessen die Geschichte sogar den Namen jenes Bäckersburschen, der zu Zürich die Entdeckung machte, nennt, so scheint es nicht nothwendig zu seyn, jene Hypothese aufzustellen. In der Ordnung ist es, wenn der Geschichtschreiber erzählt, dass man damals in verschiedenen ungewöhnlichen Naturereignissen *Vorzeichen* der sogenannten *Mordnacht* zu erkennen geglaubt habe; der Vf. scheint aber das Vorbedeutsame jener Ereignisse *selbst* anzunehmen, indem er (S. 180.) sagt: „Es ist der Vorsehung Werk, durch grosse Naturereignisse die Sterblichen zu warnen, und ihnen die schweren Ereignisse, die auf sie warten, wie vorher zu verkündigen." Unsterblicher Ehre ist der Edelmuth eines Bedienten des Bürgermeisters, vermuthlich eines Stadtbedienten, werth: Als *Brun* in jener Schreckensnacht, gewarnt von dem Entdecker des Geheimnisses, sich auf das Rathhaus begeben wollte, weil die Verschwornen ihn in seiner Wohnung ermorden wollten, sagte dieser Diener zu ihm: „Herr, gebt mir Euern Panzer; nehmt Ihr mein Kleid; Euch sucht man, nicht mich; ich sterbe gern, wenn *Ihr* nur lebt." Wirklich wechselten sie die Kleider um; *Brun* ging als Bedienter hinter dem Bedienten, der, als der Herr, unterwegs von den herumirrenden Verschwornen angefallen und ermordet ward, während *Brun*, unerkannt, mittelst der ihm entdeckten Losung der in die Stadt heimlich eingedrungenen Feinde, auf das Rathhaus kam, und von diesem öffentlichen Hause aus den Aufruhr, wenn gleich nicht ohne vieles Blutvergiessen, dämpfte. Gegen befürchtete neue Verbindungen des ihn und sein Werk unversöhnlich hassenden benachbarten Adels schützte er sich und die Stadt durch das ewige Bündniss mit den *drey Waldstätten* und *Lucern*, worüber der Vf. die Bemerkung macht: „Nie hatte man sich vorher mit so viel Stärke und Nachdruck erklärt, nie die immerwährende Dauer des Bündnisses mit so theuern Versicherungen erklärt; die vorigen Bündnisse trugen noch das Gepräge der Schüchternheit und sorgfältiger Rücksichten, bey festem Vorsatz; dieses aber zeigte einen standhaften Sinn, der sich nicht scheut *herauszusagen*, was die *ganze* Absicht sey." Das grosse Ansehn, in welchem *Brun* damals stand, erhellt vorzüglich daraus, dass in der Urkunde jenes ewigen Bundes seiner namentlich mit den Worten gedacht wird: „Wenn jemand *Herrn Rudolf Brun*, Bürgermeister . . . . bekümmerte, und die Eidsgenossen ermahnet würden von einem Bürgermeister allein, oder von ihm und dem Rath, so sollte man ihnen ohne Verzug berathen und beholfen seyn, dass sie . . . . bey ihrer Gewalt bleiben, wie sie solche in den Bund gebracht." Als er freylich hernach in einer schwierigen Lage Feigheit bewies, die ohne des Ritters, *Rutger Manness*, preiswürdigen Edelmuth von den verderblichsten Folgen gewesen wäre, brachen laute Stimmen des Unwillens gegen ihn los; dennoch siegten damals noch diejenigen ob, die seiner frühern Verdienste eingedenk blieben, und er ward mit dem Panner der Stadt ehrenvoll abgeholt. Allein sein Ansehn nahm doch von dieser Zeit an in der Stadt und unter den Verbündeten aus andern Gründen immer mehr ab; und als er vollends im J. 1358 herzogl. österreichischer *Hofrath* mit hundert Gulden Jahrgehalt wurde, war er die längste Zeit Bürgermeister gewesen. Ob er im J. 1361 zur Resignation gezwungen ward, oder ob er freywillig seine hohe, für eine republikanische Verfassung nur *zu* hohe Würde niederlegte, ist ungewiss; urkundlich beweisbar ist es, dass er, der so mächtig gewesene Mann, in diesem Jahre *aufhörte* Bürgermeister zu seyn, ob er gleich erst im J. 1371 starb. Herzog *Albrecht* von *Oesterreich*, der im J. 1358 starb, wird von dem Vf. (S. 277.) geschildert, und diese Stelle mag zugleich zum Belege des gerechten Lobes dienen, das Rec. dem Materiellen dieser Schrift ertheilte: „Dieser Fürst ward oft von körperlichen Schmerzen so

so mitgenommen, dafs er zuweilen lange weder stehen noch gehen konnte. Im Gefühle dieser Schmerzen war er weder aufgelegt, noch stark genug, aufsteigende Leidenschaften zu überwinden. Obgleich sein heller Verstand und seine höhere Geisteskraft in ruhigen Tagen ihn weiser Ueberlegung fähig machte, so unterlag er doch, von krankem Leibe gehemmt, nicht selten dem Unmuth allzusehr. Denn Andere liessen seiner Weisheit die Zeit nicht, die Sachen gelassener anzusehen; immer aufgebracht, immer bestürmt, und gereizt von Neidern und Feinden der Stadt und ihrer Verbündeten, denen er schon frühe die sonst jedermann erwiesene Gunst entzog, folgte er unaufgehalten einer unguten Stimmung gegen sie, kriegte gegen sie ohne Erfolg, oder machte Frieden, ohne geraden Sinn, mit Feinheit, die nicht besteht. Unaufgebracht hätte er milder gegen sie gedacht und gehandelt." Des Vfs. Urtheil über die berüchtigte Königin *Agnes* von *Ungarn*, des Herzogs *Albrecht* Schwester, die im J. 1364 starb, lautet so: „Sie hat verschiedene Urtheile bey der Nachwelt erhalten und verdient. Bey entstandenen Streitigkeiten hatte sie einen nicht unedeln Trieb, dazwischen zu treten und Frieden zu stiften, wo sonst niemand es thun wollte; ihr Stand und ihre Abkunft gaben ihr leichtern Zutritt. Aber was ihr Haus betraf, da war ihr nicht zu trauen, und sie blieb unersättlich in ihrer Rachgier wie ihre Brüder, die vielleicht noch härter und unerbittlicher waren, und denen sie blindlings folgte. Uns Zürchern hat sie den *Sihl-Wald* und das *Sihl-Feld* vielleicht nicht in der reinsten Absicht geschenkt, dagegen aber eine Fehde mit *Straßburg* und *Basel*, in unsrer schwersten Zeit, durch eine Vermittlung, die viel Scharfsinn zeigt, geschlichtet, und eben so, nach den Waffenthaten bey und nach der *Mordnacht*, wiederholten Stillstand ausgewirkt, als niemand sich mit der Sache befassen wollte. Was sie nach der ersten Belagerung von Zürich gethan, ist erwähnt; man wiederholt das Ungute nicht." Die *Jahrbücher* gehen in diesem *ersten* Bande bis zum J. 1389; wie weit sie in dem *zweyten* Bande fortgesetzt werden, sagt die Vorrede nicht. Ein Schreibfehler scheint sich S. 142. eingeschlichen zu haben; es heifst nämlich daselbst: „Urkundlich kömmt ein grofser Rath (von zweyhunderten) erst *acht und vierzig* Jahre nach dem ersten geschwornen Briefe (von 1335) zum Vorschein;" es wird aber zuerst im J. 1370 in der Geschichte des Stifts-Propstes, *Bruno Brun*, der *Zweyhunderte* gedacht, und nachher erwähnt der zweyte geschworne Brief von 1373 dieser Zweyhunderte urkundlich; in beiden Fällen trifft die Zahl *acht und vierzig* nicht zu; es sollte vermuthlich *acht und dreyßig* heissen. Zweifeln möchte man auch, ob der Herzog von Oesterreich im J. 1353 zu dem Kaiser Karl IV. auf den Reichstag nach Worms (S. 247.) *gefahren* sey, ob die Eidsgenossen in der Audienz, die sie in demselben Jahre zu Zürich bey dem Kaiser hatten, indem sie über den Herzog von Oesterreich sich beklagten, von ihm als von *Sr. Durchlaucht* (S. 249.) gesprochen, und ob sie (S. 254.) dem Kaiser den Titel: *Ew. Kaiserl. Hoheit*, gegeben, und dann doch wieder mit *Ew. Majestät* abgewechselt haben. Am Schlusse des Werks wolle die Verlagshandlung dasselbe mit einem *Register* versehen, wodurch das Nachschlagen dem spätern Leser wird erleichtert werden; diefs ist um so nöthiger, da an dem Rande der Seiten die *Jahrzahlen* nicht bemerkt sind, womit dem Käufer würde gedient gewesen seyn. Die grofse Anzahl von Unterzeichnern auf diefs Werk wird den Vf. von der Achtung und Liebe, deren er bey Mitbürgern und Miteidsgenossen geniefst, von neuem überzeugt, und ihm in dieser Hinsicht Freude gemacht haben.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Todesfälle.

Am 16. Febr. starb zu Wien *Karl* Edler *von Werner*, k. k. wirklicher nieder-österreichischer Regierungsrath, Referent des Medicinalwesens, und Landes-Protomedicus, im 51sten Jahre seines Alters. Er besafs viele literarische Kenntnisse; gab, ehe er noch promovirte, ein Bändchen Gedichte heraus; schrieb vor mehreren Jahren eine Apologie des Brown'schen Systems in *zwey* Bänden, und arbeitete, in den von seinen Amtsgeschäften freyen Stunden, an einer deutschen Uebersetzung der Satiren des Juvenal, die er, bis auf eine, vollendete. Eine Probe davon wurde vor einigen Jahren im deutschen Merkur abgedruckt. Es wäre nun zu wünschen, dafs ein sachkundiger Mann das Mscpt. durchsehen, und dem Drucke übergeben möchte.

Am 9. März starb zu Cassel nach langwierigen Leiden der ehemalige Königl. Preufs. Regierungs-Präsident, nachherige Westphäl. Staatsrath, Freyherr *von Coninx*, in einem Alter von 67 Jahren. Vierzig Jahre hindurch widmete er seine ausgezeichneten Talente und Kenntnisse dem Preufs. Staate, dem er zuerst als Mitglied des Justiz-Collegiums zu Geldern, dann als Kanzler desselben, und endlich bis zum Frieden von Tilsit als Präsident der Paderbornschen Landesregierung mit seltenem Eifer und rastloser Thätigkeit vorstand. Er war als Mensch und als Geschäftsmann gleich schätzenswerth, und behauptete unter den gelehrten Juristen einen ehrenvollen Platz. Sein Andenken wird gewifs denen, die ihn näher gekannt, unvergefslich bleiben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1814.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Hitzig: *Kleine Romane*, von *Friedrich* Baron *de la Motte Fouqué*. — *Erster* Theil. *Der Todesbund*. 286 S. *Zweyter* Theil. *Erzählungen*. 338 S. 1812. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Beide Theile auch gesondert, unter dem Titel:

Der Todesbund; Erzählungen. (Auch erschien der erstere schon früher bey Schimmelpfennig in Halle unter der Jahrszahl 1811.)

Diese Erzeugnisse sind schätzbare Gaben eines Dichters, dem gediegene Kraft und origineller Geist seit einiger Zeit einen ehrenvollen Ruf erworben und eine neue Bahn geebnet haben. Da sie jedoch von der eigenthümlichsten Richtung seines Geistes, der Gestaltung deutscher Vorzeit und des Mittelalters zu reden weniger Veranlassung, als andere seiner Werke darbieten, so wollen wir für diessmal bey den Bemerkungen stehen bleiben, wozu sie unmittelbar veranlassen.

Der *Todesbund* ist ein Roman von düsterm Colorit und tragischer Tendenz, besonders ausgezeichnet durch die räthselhaft schauerliche Haltung, wonach wir fortwährend in unmittelbarer Ahndung der dunkeln Geisterwelt erhalten, und gleichsam von ihren Schrecken umschwebt werden. Diese gelungene Haltung und die stete Regsamkeit der Phantasie, womit alle Gegenstände poetisch aufgefasst werden und selbst die kleinsten oft eine tiefe Bedeutung erhalten, bewähren allein schon ein ausgezeichnetes Dichtertalent. Aber auch die Charaktere sind von eigenthümlichem Gehalt; in reicher Mannichfaltigkeit umschlingt die Dichtung einen Kreis von Dingen, auch erheiternde Lichter fallen hinein, doch vermögen sie die düstern Schatten des Ganzen nicht wegzuscheuchen. Der Charakter der Sprache ist ernste sinnvolle Gediegenheit, gleich weit entfernt von seichter Natürlichkeit und gesuchtem Putz, zu alterthümlicher Einfalt und Treuherzigkeit leise sich hinneigend.

Den Gang der Geschichte selbst hier darzulegen, hält Rec. nicht für rathsam. Auch die Auffindung der Einzelnheiten, die der Vf. mit besonderm Glück bedeutungsvoll in das Ganze zu verschlingen wusste, kann dem empfänglichen Leser unmöglich schwer werden. Nur auf einige wenige will Rec. deshalb hindeuten. Aeusserst geschickt und wirksam für den Zweck des Vfs. ist gleich im Anfang die Verbindung, worin die Sage von dem Burggespenst mit Lorentins Erscheinen gebracht wird. Von zwey entgegengesetzten Seiten stürmt hier das Schauerliche auf das Gemüth des Lesers ein; vor Lorentin zittert Reidmar, vor dem Geiste die Familie, und der Leser theilt die Empfindung beider. Fast von gleicher Wirkung ist weiterhin die Sage von dem wahnwitzigen Edwi; wir fühlen es lebendig, wie ihre bedeutenden Schauer auf das Gemüth Reidmars wirken mussten, das schon in die tiefsten Schatten gehüllt war. Ungemein ansprechend und anschaulich wie wenige, ist die Stelle S. 208., wo in Reidmars Einbildungen in dem verlassenen Hause das Spinnrad zu gehn, der Weberstuhl sich zu bewegen anfängt. Erfreuliche Bilder des wiedererwachenden Lebens bietet der Wiederaufbau der alten Burg dar, sanft rührende und milde das glückliche Leben Reidmars auf derselben im Kreise Godwinens, worauf der Vf. in einer Anrede den Leser, als auf die mildeste und tröstendste Partie des düstern Gemäldes selbst hinweist.

Ueberhaupt erscheint ungeachtet aller uns umschwebenden Geisterschauer die wirkliche Natur darum nicht minder in aller ihrer Bestimmtheit, wie es auch nothwendig ist, wenn wir irgend wo festen Fuss behaupten und mit der Phantasie nicht durchaus in leerer Luft schweben sollen. Hiedurch zum Theil scheint uns der Vf. von Hn. *Franz Horn* sich zu unterscheiden, an dessen Dichtungen wir uns einigemal, und besonders durch die Erscheinung Lorentins erinnert fühlten: denn solche unhold räthselhafte Wesen, als dieser, pflegen in den Romanen jenes Dichters aufzutreten. Aber sie tappen aus ihrer Dunkelheit nur zu ungeschickt ans Tageslicht, und neben ihnen erscheint die Natur zu nebelhaft und entfremdet den Blicken.

Ergreifend, wie in mehrern andern Arten, und sichtbar aus lebendigem innerstem Gemüth spricht sich durch den Vf. auch hier das Begeisternde, Berauschende, des Kampfs, des Sieges und der Sterbenslust aus; dieser ritterliche Sinn, wir wollen ihn so nennen, wird in diesem Grade wohl bey keinem von allen Schriftstellern angetroffen, die nicht etwa seither durch den Vf. selbst angeregt worden sind.

Nachdem wir den Werth des Ganzen anerkannt haben, erlauben wir uns noch über einige Punkte unsere Zweifel zu äussern.

Die Einheit des Zeitkostums ist in diesem Roman nicht beobachtet; die Erwähnung der Türkenkriege und des Prinzen Eugens im Anfange setzt ihn ungefähr in die letzten Jahrzehende des siebenzehnten oder die ersten des achtzehnten Jahrhunderts; die Art, wie die schottischen Häupter ungestört und ohne Da-

Dazwischenkunft höherer Gewalt das Faustrecht unter sich üben, scheint ihn weiter rückwärts gegen die ritterlichen Zeiten des Mittelalters zu verlegen, womit wiederum der Gebrauch aller neuern Waffen u. d. gl. nicht recht stimmen will. Viel kommt in einem vorschwebenden Phantasiegebilde hierauf wohl nicht an, aber es wäre unsers Erachtens leicht gewesen, diese Störung zu vermeiden.

Warum bleibt die Geschichte der frühern Verbindung Reidmars mit Dianen, und insbesondere die eigentliche Veranlassung ihres Bundes so im dunkeln? das Verschweigen dieser Umstände scheint uns für den räthselhaften Charakter des Ganzen nicht so nöthig zu seyn, als es eine ungefällige Lücke verursacht, deren Ausfüllung der Phantasie beschwerlich fällt. Original, aber auch sehr kühn ist die Art, wie wir mit Reidmars frühern Schicksalen bekannt gemacht werden. Godwine muss nämlich dem Reidmar selbst, bloss aus den Aeusserungen und Phantasieen, die ihm im Wahnsinn der Krankheit entschlüpft sind, eine Geschichte seines Lebens zusammensetzen. In dieser Sache schien sie uns ein zu auffallend combinatorisches Talent zu beweisen, und mit unter zu wenig Scheu für ihre unschuldige Jugend.

Endlich glauben wir an dem Ausdruck des Vfs. doch einigemal ein zu absichtliches Verdunkeln, ein zu willkürliches fremdartiges Gestalten der Sprache zu bemerken. Doch trifft diess seine Prose fast gar nicht; neun Zehntheile unsers Vorwurfs wenigstens gehn auf seine Verse. Wir führen in dieser Absicht erstlich die Worte an, worin der Todesbund ausgesprochen wird. Sie lauten so (S. 36. verglichen mit S. 91.):

Der Wahnsinn, welcher funkensprüh'nde Kränze
Jetzt flicht für unser Haupt zum Flammenhuth,
Das Schrecken, ringsum gaukelnd Leichentänze,
Tod voller Schmerz und Leben voller Wuth,
Das fasst mich fest an unsrer Freuden Grenze,
Wo fern mein Sinn *je feig entschlummernd ruht;*
Wo fern ich nicht die Lieb' im Leben bilde (?)
Sonst Tod entfange dem geliebten Bilde.

Rec. gesteht, diese Worte enthalten für ihn mehr dunkles, als recht ist. Nicht Dunkelheit gerade, aber eine gewisse fremdartige Ueppigkeit herrscht z. B. in dem Wettgesange S. 221.

Fremdes Kind im hohen Norden
Süsses Espinalerklingen,
Sag in welchen Sehnsuchtschlingen
Bist du hier zur Braut geworden?
Willig tönt es zu Accorden
Ritterlich geführter Waffen,
Liebt ein kühn Zusammenraffen
Unterm Leuchten günst'ger Sterne,
Mag Heroenlieder gerne
Von Heroenthat erschaffen.

Sprüht und leuchtet, rauscht in Stürmen,
Ihr belebte Siegsgedanken.
Liebe liebt *sich aufzuranken*
An der Siegsdenkmale Thürmen. — — —

Merklich verschieden von diesen allzu prunkenden Versen sind einige andere, aus denen wir hier nur noch eine einzige Strophe (S. 247.) anführen, zum Beweise, wie bey dem Vf. die Gediegenheit der Prose auch in die Verse übergegangen ist:

Für Alles Nichts, für Leben, Sterben,
Für frommes Zutraun morschen Stab,
Für Gluthen Eis, für Held Verderben,
Das ist, was mir die Liebe gab.

Wir gehn zu dem *zweyten* Bande über. Dieser enthält *acht* Erzählungen, einen reichen mannichfaltigen Kranz, alle, wenn auch nach Geist und Anlage nicht gleich vortrefflich, doch mit derselben herrlich gediegenen Darstellung ausgestattet, nicht eine mittelmässig oder des Dichters unwürdig. Zu dem unterscheidenden Charakter seiner Erzählung scheint uns besonders ein reineres Auffassen der Dinge nach ihrer Eigenthümlichkeit zu gehören, wonach sie der Vf. ohne Zusatz von Reflexion, oder Sentimentalität oder dergl. so giebt, wie sie sich im allgemeinsten Leben, und nicht etwa vor den Blicken des Empfindsamen, oder Jovialen oder sonst in einer besondern Stimmung befangenen, darstellen. Der Eindruck des Ganzen neigt sich auch hier bey weitem mehr auf die Seite des düstern und tragischen, als des Heitern und Erfreulichen; ganz ohne trübe Schatten ist keine dieser Erzählungen, wenn gleich etliche mild und versöhnend enden; bey andern ist auch der *Schluss* düster oder furchtbar. Wir gestehn, dass uns dieses wegen der Aehnlichkeit mit dem Effect des *erstern* Bandes, der auch schon so düstre Schatten wirft, minder erwünscht geschienen hat. — Unter den einzelnen möchten wir vor allen Nr. 2. *Die vierzehn glücklichen Tage* und Nr. 4. *das Schwert des Fürsten* auszeichnen. Die erstere, die ein Blendwerk des Teufels zum Stoff hat, ist mit grosser Kunst angelegt, *und mit ergreifender* Kraft und trefflich fortschreitender *Entwicklung* durchgeführt. Die Art, wie das Netz um den Dichter Leonardo geschlungen wird, ist durchaus in dem angemessenen Geist, der unauslöschlichen Arglist des Bösen werth; die Entwicklung grausend; Crystaline gerade so von zärtlicher Weichheit entfernt und in den Wechsel sich findend, als es zu dieser Entwicklung passte. Der Dichter hat auch für dieses Fach, die poetische Behandlung von Teufelsränken, das unverkennbarste Talent; nur *Kind* und besonders *Apel* in einigen ihrer Dichtungen können ihm zur Seite gestellt werden. Die Erzählung: *das Schwert des Fürsten*, die das Gemüth bey weitem wohlthätiger anspricht, scheint uns auch an Kunstwerth, vornehmlich durch die herrliche Mischung des lieblichen, rührenden und heroisch furchtbaren, der erstgenannten wenigstens gleich zu stehen. Sie ist unter allen Erzählungen, wenigstens unter den im deutschen Costüm, die einzige, welche bestimmt ins Mittelalter fällt, welches der Vf. bekanntlich nach seiner innersten Idee auf das herrlichste und gediegenste zugleich zu gestalten weiss. So geschieht es denn auch hier, und zwar, was Rec. besonders freute, ist Nürnberg der Schauplatz; die ehrbare Würde seiner Rathsherrn, der züchtige fromme Reiz seiner Jungfrauen, der

ler ritterlich-freudige Muth seiner jungen Bürger und länger, die rechtliche biedere deutsche Sitte aller und überall, im Rath, beym Gelag, in den Häusern und im Felde, alles dieses spricht aus dem beseelten Gemälde unwiderstehlich, wie erfreuend und strafend zugleich an die Nachkommen. Was Rec. vor längerer Zeit bey Anzeige eines misslungenen Products (A. L. Z. 1810. Nr. 205.) wünschte, altdeutsche Männer von Nürnberg wohl geschildert zu sehn, ist ihm hier unverhofft aufs befriedigendste gewährt worden. Und dieses edle Gemälde, welchem ein Ereigniss der wirklichen Geschichte zum Grunde liegt, wird noch gehoben durch eine hohe ritterlich fürstliche Gestalt, den Markgrafen (späterhin Kurfürsten) Albrecht Achilles, der im Mittelalter gegen Nürnberg denkwürdige Heldenthaten übte, die der Dichter hier, berufen und würdig, wie keiner, poetisch darstellt, und wie aus dem Grabe, zu neuem fortlebendem Ruhme weckt. Gelang es ihm schon (im Sommerheft der Zeitschrift: die Jahreszeiten) den spanischen Herzog von Alba, so würdig als ein Bild der Heldengrösse zu schildern, so ist es ihm hier mit einem deutschen, und *brandenburgischen* Fürsten um so mehr gelungen, als er uns zu Zeugen seiner kühnsten Kriegsthat macht. Da wir von der prosaischen Darstellung des Vfs. eine Probe zu geben wünschen, so wählen wir diese bedeutende Stelle, und bemerken zu ihrem Verständniss das folgende: bey einem unerwarteten Angriff des Markgrafen auf die Stadt selbst ist Leutwalt, der Träger des Stadtbanners, mit demselben zu rasch ins Freye gesprengt. Nur sechszehn junge Nürnberger Krieger haben ihm folgen können, unter ihnen Adelhard, den unglückliche Liebe für Leutwalts Braut zu jedem kriegerischen Wagniss spornt, und der längst sein Streben auf das Schwert des Helden Achilles selbst gerichtet hat. Das ganze feindliche Heer steht den sechszehn gegenüber. Der Dichter erzählt (S. 166.): „Leutwalt sagte zu den Gefährten, die mit unsichern Blicken den Raum vor sich und hinter sich maassen: bis unsre Freunde herankommen, halten wir hier wohl aus. Sind wir zu rasch geritten, so können auch welche von uns dafür bluten; wendet sich aber der Stadt Banner zur Flucht, so stiehlt es allen, die uns nachkommen, den Muth, und schlägt ihnen die Kampfeslust mit einem einzigen Schlage zu todt. — Das sahen auch alle ein, und blieben gefasst halten, während Adelhard eine Höhe rechts hinaufsprengte, um zu sehn, ob man sie nicht von dort aus abschneide. — Er hielt oben, und ward nichts von bedrohenden Schaaren gewahr, wohl aber einen einzelnen Reiter, der langsam auf dieser Seite auf einem hohen prächtigen Pferde vorritt, er selbst hoch und prächtig in der vollständigen, goldleuchtenden Ritterrüstung, die gewaltig wehenden Helmbüsche auf seinem Haupt. Und wie er nach Adlerweise den schlanken Nacken mit stolzen Geberden bald da, bald dorthin wandte, um die Lage des Schlachtfeldes in sein Adlerauge zu fassen, und langsam wieder vorritt, ganz allein, ganz unbesorgt um sich, nur bedacht auf die Stellung der Schaaren, da gab er so vieles von einem Hohenzollerschen Fürsten kund, dass Adelhard nicht länger zweifeln konnte, er habe den deutschen Achilles vor sich, seinen grossen furchtbaren Meister. — „„Nun du Morgen schön willkommen, zum rühmlichsten Tode, oder zum unerhörtesten Siege!"" sprach der glühende Jüngling in sich hinein, band sein Barett fester, griff die Klinge mit krampfhafter Stärke, und obgleich die Jugend in ihm klagte um den nahen Fall, und scheute vor dem vollgeharnischten heldengrossen Ritter, jubelte doch Ehre und Liebeszorn mächtig empor. Er drückte den linken Schenkel an sein Ross, und sprengte besonnen in guter Reiterstellung auf den Hohenzollern los. Aber der spornte plötzlich, wie in gewaltiger Begeisterung, seinen schneeweissen Hengst mit beiden gepanzerten Schenkeln an, und blitzschnell schoss er vorwärts, nicht auf den wagenden Jüngling zu, wie dieser erst im freudigen Schrecken meynte, sondern ohne ihn zu beachten, grade auf das wehende Banner los, in die funfzehn, die noch drunten hielten, hinein. Adelhard starrte einen Augenblick, wie man stutzt, wenn man einen mit unerhörter Kühnheit, einen plötzlichen Sprung über Gräben hin oder von Klippen hinab thun sieht. Da sass der Hohenzoller schon mitten im Haufen, viele Klingen schwirrten und rasselten ihm über Harnisch und Helm, aber sein hohes Ritterschwert flog wie ein Blitz durchhin. Dort fiel ein Reisiger, dort hieng ein anderer betäubt auf dem Sattel, dort taumelte ein umgerittenes Ross zur Seiten, dort sprengte ein blutendes scheu und durchgehend mit seinem Reuter nach der Stadt zurück. Die Markgräflichen schrieen von weitem nach ihrem Herrn und begannen, dem einsamen Helden nachzueilen, Adelhard flog dem Banner zu. Eben kam er zur Schaar, da ritt der Achilles mit seinem gewaltigen Hengste Leutwalts Gaul zu Boden; wer nicht blutete oder lag von den funfzehn, starrte, wie verzaubert. Aber Leutwalt hielt die Stange des Paniers mit gewaltiger Verzweiflung fest, Adelhard sprengte von der linken Seite hinzu, hieb auf des Markgrafen linken Arm, der die Stange gefasst hatte, und schrie in wilder Begeisterung: „„nur Tod, oder dein Schwert, du Achilles!"" Indem schmetterte des Fürsten Klinge schon über Adelhards Kopf, aber die reichen Federn des Barets hemmten den Schlag, nur zurück flog es am Bande; und Adelhard blieb unverletzt. Da schrie eben der niedergerittne Leutwalt: „„Herr Jesus, er reisst mir das Banner weg! Helfe, wer helfen kann!"" - „„Elisabeths Banner!"" schrie Adelhard, und fasste, achtlos jeder andern Gefahr, die Stange fest. — „„Donner, Ihr Jungens, donnerte des Markgrafen Schlachtruf, lasst los! Da habt Ihr Eu'r Trankgeld!"" — Und zweymal blitzte die zornige Klinge nach, und beide Jünglinge röchelten blutig am Boden, und die Siegerfaust schwang den zweyköpfigen Adler hoch wehend über den Helm."

Unter den übrigen Erzählungen, über welche wir uns kürzer fassen müssen, zeichnen wir noch aus: VII. *Die Rächerin*, und VIII. *Eugenia*. Jene von

von einfacher, trefflich gedachter Anlage, durchaus klar, gediegen und ergreifend, und nach einem drohenden Anfange höchst mild und versöhnend beschlossen; jene, die heiterste von allen, vornehmlich durch Darstellung des kecken und selbst in seinen sanftesten Stimmungen noch rauhen Soldatengeistes aus den Zeiten des dreyſsigjährigen Krieges interessant. Im höchsten Grade düster und grausenhaft ist III. *der böse Geist im Walde*, der dem Todesbunde am nächsten kommt, aber in etwas unbestimmtern Umrissen gehalten ist; sicherer jedoch als VI. *das Opfer*, in welchem uns der Charakter der grauen alterthümlichen Zeit, zwar nicht verletzt, aber doch nicht ganz mit dem gewöhnlichen Erfolge vom Vf. gestaltet zu seyn schien. In Nr. 1. *die Güter in Valencia* schien uns die Anlage, in V. *Violante* die Ausführung schwächer, als in den übrigen Erzählungen, in der letztern kündigt sich das Selbstbewuſstseyn des Werthes in der Deutschheit, doch mit einem etwas zu merklich gesuchten und daher nicht wohlthuenden Stolze an, bey welcher verhaltener Zorn in der Seele des Dichters durchblickt.

NEUSTADT an der Orla, b. Wagner: *Gedichte*, von *Ferd. Frenkel*, Pfarrer in Weyra bey Neustadt. 1811. XVIII u. 174 S. 8. (18 gr.)

Kein gewöhnlicher Geist spricht uns aus diesen Gedichten an. Sie kommen aus einem vom Schönen innig ergriffenen Gemüthe; sie verbreiten sich, lyrisch und elegisch, über Gegenstände, die wahrhaft poetisch, fein gewählt und tief empfunden sind; sie sind endlich im Stil der besten neueren Dichter gröſstentheils glücklich dargestellt. Fehlt ihnen also auch das, was man im strengen Sinne Originalität nennt, so zeugen sie doch von dem bedeutenden Kunst-Talent und dem classischen Geschmack des Vfs. Am meisten zeichnen sich seine Balladen und Romanzen aus; unter diesen ist *Pyramus und Thisbe* (nach Ovids Met.), einzelne kleine Mängel abgerechnet, vorzüglich schön. Einige Stellen daraus mögen zur Probe dienen:

1.

Schnell am Himmel fortgetragen
Tauchte Helios den Wagen
  Nieder in das kühle Meer;
Ueber Babylons Gefilde,
Die des Abends Schleyer hüllte,
  Schwebte Luna, mild und hehr. —
Süſses Sehnen, stilles Bangen
  Glüht' in Thisbe's Angesicht:
Und sie hob die frommen Augen
  Betend zu dem Himmelslicht.

2.

Hör', o Göttin, du mein Flehen,
Laſs mich den Geliebten sehen,
  Leite du den irren Fuſs.
Ach, im nächtlich dunklen Grauen
Laſs dein Angesicht mich schauen,
  Führe mich zu Pyramus.
Oder zürnt dein Herz dem Kinde,
  Das entflieht dem Vaterhaus?
Zürne nicht! mich treibt die Liebe
  Und des Vaters Strenge aus u. s. w.

6.

Und sie wallt mit stillem Grauen
Durch die monderhellten Auen,
  Nach des Ninus Grabmal hin.
Dort, am stromumrauschten Garten,
Soll der Jüngling ihrer warten,
  Eilend dann mit ihr zu flieh'n.
Zitternd wallt sie; bang und bänger
  Klopft ihr Herz, von Furcht beengt,
Durch die Nacht, die dunkel schattend
  Schweigend auf sie niederhängt.

9.

Und des Wildes Nachtgebrülle
Tönte durch die dumpfe Stille
  Fernher, furchtbar, riesenhaft.
Ha, wohin, wohin entrinnen?
Angst umnebelt alle Sinnen
  Alle Sehnen sind erschlafft.
Näher, näher hört sie's brüllen,
  Und ein Löwe, wuthentbrannt,
Kommt mit blutbeflecktem Rachen
  Grimmig her des Wegs gerannt u. s. w.

Eben so trefflich ist die Romanze: „*Hagar in der Wüste*," ebenfalls nach einem bekannten *Schiller'schen* Sylbenmaaſs. Weniger gelungen scheinen dem Rec. *die Lieder der Liebe*, welche den *zweyten* Abschnitt dieser interessanten Sammlung ausmachen. Das Thema wiederholt sich zu oft in unendlichen Variationen. — Auch in die *vermischten Gedichte* ist manches Mittelmäſsige aufgenommen. Hingegen die *Elegieen* (*vierter* Abschnitt) zeichnen sich wieder vortheilhaft aus. Unbedeutend sind die der Sammlung angefügten *Charaden*; eine Gattung, die Rec. überhaupt lieber mit Witz und Laune, als, wie hier, in ernster lyrischer Weise dargestellt sieht.

Möge der würdige und, wie es scheint, in glücklichen Familien-Verhältnissen lebende Vf. nicht aufhören, seine heitere Muſse der Kunst des Gesanges zu widmen, und uns bald wieder mit einer noch gewählteren Sammlung seiner Arbeiten beschenken.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1814.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Gelehrte Anstalten.

1) *Ungrisches Nationalmuseum zu Pesth.* Der Palatin hat nunmehr für dasselbe ein eignes Gebäude, das ehemals Gräfl. Batthyánische in der Gasse vor dem Hatsaner Thore, gekauft (Jan. 1814). Die Säle des Museums werden bereits, so wie die Wohnungen, fürs Amtspersonale zugerichtet, um sodann das Museum aus seinem jetzt geborgten Locale (aus dem rechten Flügel des Seminarialgebäudes) dahin zu versetzen. Dem Uebel, dass das Finanzpatent vom J. 1811 den Stiftungsfond des Museums verringert hat, wird dadurch einigermaassen abgeholfen, dass die meisten Offerenten, was sie in Bancozetteln versprochen, nunmehr in Einlösscheinen leisten zu wollen erklärt haben, welches auch bey mehrern Offerenten zum Fonde der Ludovicaea der Fall ist. Uebrigens wird das Museum fortdauernd sowohl durch Schenkungen als durch Ankauf in allen seinen Theilen vermehrt, und es ist schwer, aus der langen Liste der Schenkungen vom J. 1812 u. 1813 das Bedeutendere auszuzeichnen; doch soll diess ein ander Mal geschehen. Möchten nur bey allen solchen Museen die erleichterte Benutzung des Gesammleten ein Hauptaugenmerk ihrer Vorsteher seyn. Wie leicht liesse sich das Wichtigere, was die ungrische Geschichte wahrhaft bereichert, in *Actis Musaei Nationalis* oder als Fortsetzung von *Monumentis Ungricis* jährlich bekannt machen! Wie sehr der Fleiss der Gelehrten durch Preisaufgaben ermuntern! Das *Johanneum* ist hierin beynahe bestrebsamer.

2) *Das Johanneum oder Steyrische Nationalmuseum* wetteifert rühmlich fort mit dem ungrischen Nationalmuseum. Laut eines ämtlichen Berichts der ständischen Curatoren waren zu Anfang 1813 bereits folgende Vorlesungen bey demselben im Gange: Hr. Prof. *Friedr. Mohs* lehrt die Mineralogie; Hr. Dr. *Lorenz v. Vest* die Chemie und Botanik; Hr. *Joh. Philipp Neumann* die Astronomie; Hr. *Franz Jeschowski* die Technologie. Das Institut hielt schon zu Anfang 1813 gegen 40 wissenschaftliche Journale, und darunter die besten Literatur-Zeitungen. Zum Bau einer Sternwarte werden alle nöthige Vorkehrungen getroffen. Von den 1812 geschenkten Handschriften ist vorzüglich eine Sammlung päpstlicher Briefe an Steyrische Herzoge und der hellglänzende Ehrenspiegel von Steyermark zu bemerken, dessen Verf. ein Freyherr *v. Stadl* auf Komberg, der Grossvater des Schenkenden, war. Auch die Steyrischen Fabriks- und Landesproducte werden gesammelt.

3) *Das Siebenbürgische Brukenthalische Museum* zu Herrmanstadt ist bis jetzt — über 10 Jahre sinds nach dem Tode des Stifters († 1803) noch nicht eröffnet. Die Curatoren desselben, der evangel. Stadtpfarrer zu Herrmanstadt, Pr. *Filtsch*, und ein weltliches Mitglied des evangel. Ober-Consistorii scheinen daran nicht so sehr Schuld zu seyn, als der Sup. *Neugeboren*, der noch mehrere Appertinenzen, und namentlich Münzen dieses Museums, die er vom Stifter zum Behufe eines Catalogs darüber erhielt, nicht zurückstellte, noch den Catalog davon lieferte. Es sind darüber mehrere Acten beym evangel. Ober-Consistorio zu Herrmanstadt verhandelt worden.

II. Beförderungen u. Ehrenbezeugungen.

Der Leibarzt des Kaisers von Oesterreich, Hr. *Andreas Jos. Stift*, hat am 3. Jan. 1813 als wirklicher Staats- und Conferenzrath, in welcher Eigenschaft er über das Sanitäts- und Studienwesen im Staatsrathe Gutachten abzugeben hat, den Eid abgelegt. Er ist auch in der Zahl derjenigen, welche Se. Maj. in den Feldzug begleiteten.

Die Stelle eines Bibliothekars am Lemberger Lyceum, die durch *Curalt's* Abgang eröffnet war, ist dem Hn. *Thomas Vuchich*, ehemals Prof. der Diplomatik, Numismatik und Heraldik zu Warschau, verliehen. (Hofdecr. vom 21. Dec. 1812.)

Zum Scriptor des Grätzer Museums (Johanneums) ist Hr. *Ignatz Kollmann* ernannt. Er soll zugleich die Artikel, welche der *Aufmerksame*, ein Wochenblatt in Grätz, über die Fortschritte des Johanneums oder aus Anlass derselben mittheilen wird, und zu deren Einsendung alle Steyrische Gelehrte eingeladen sind, redigiren.

Bey dem k. k. Thierarzney-Institute zu Wien, das der Leitung des Hofkriegsraths entnommen und jetzt der Studien-Commission untergeben ist, ist Hr. *Ferdinand Bernhard Vietz*, Prof. der medicin. Polizey, zum Director, und der zeitherige Correpetitor, Hr. *Joh. Brosche*, zum Prof. der Zootomie ernannt. Hr. *Emanuel Veith* ward Correpetitor mit 400 Fl. Die Professur der medicin. Polizey an der Universität erhielt Hr. *Joseph Berns*, zeither Prof. in Prag.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodische Schriften.

So eben ist erschienen: *C. W. Hufeland* und *Himly Journal der praktischen Heilkunde*, XXXVIII. Bd. 1. Stück. *Januar*, welches enthält: 1) Das Element des Wassers als Heilmittel, besonders sein innerer Gebrauch beym Wahnsinn, von *Hufeland*. 2) Auswahl einiger merkwürdigen Fälle, welche im Königl. klinischen Institute der Universität zu Königsberg beobachtet sind; von *Wilh. Remer*, Prof. zu Königsberg. 3) Ueber die beste Art, die China im Wechselfieber zu geben. Von Dr. *Nasse*. 4) Historische Uebersicht über die Fortschritte der Medicin in England, vom Julius bis December 1812, von *Royston*, übers. von Dr. *Osann* zu Berlin. 5) Kurze Nachrichten: 1. Arbeiten der medicinisch - chirurgischen Gesellschaft zu Berlin im Jahr 1813. 2. Neue Methode, chronische Rheumatismen zu heilen. Anzeige an die Herren Mitarbeiter des Journals und der Bibliothek.

Das *erste* Stück von *Hufeland's* Bibliothek enthält die Anzeige von *Richter's* specieller Therapie.

Berlin, den 31. Jan. 1814.

Realschulbuchhandlung.

Von dem *neuen Deutschland*, die Zeitschrift, enthaltend *freymüthige Berichte zur Geschichte der Bedrückung und der Wiederbefreyung Deutschlands*, welche mit Königl. Preuss. Censur gedruckt wird, ist bey den Gebrüdern Gädicke in Berlin, so wie auswärts auf den Postämtern und in mehreren guten Buchhandlungen, das so eben erschienene *vierte* und *fünfte* Stück für à St. 12 Groschen zu haben. Der Inhalt des *vierten* Stücks ist folgender: 1) Oestreichs und andere Streitkräfte gegen Napoleon. 2) Oestreichs Manifest und Frankreichs Erklärung darüber. 3) Aufhebung des Königreichs Westphalen. 4) Sachsens unglückliche Lage und Rüstung gegen Napoleon. 5) Dresdens Capitulations - Geschichte. 6 — 10) Baierns, Würtembergs, Hessen - Darmstadts und Badens Abgang vom Rheinbunde. 11) Fortsetzung der chronologischen Geschichte oder Tagebuch der merkwürdigsten Begebenheiten, November u. December 1813. Das *fünfte* Stück hat folgenden für jeden Deutschen sehr interessanten Inhalt, welchem alle hierher gehörige Actenstücke beygefügt sind. 1) Wiederanschliessung der alten Preussisch - Deutschen Provinzen an das Mutterland. 2) Beytritt des Herzogs von Mecklenburg - Schwerin zu dem europ. Bunde. 3) Der Grossherzog von Frankfurt. 4) Russisch - Preussisch - Oestreichische Allianz. 5) Oestreichs Allianz mit England. 6) Merkwürdige Erklärung am Rhein. 7) Der Rhein - Uebergang. 8) Spione und Hochverräther. 9) Die Franz. Refugies und Emigranten in Deutschland. 10) Der Preuss. Major von Colomb. 11) Alte Fürsten, welche wieder als Regenten aufgetreten. 12) Hannover und Hildesheim. 13) Einnahme von Stettin. 14) Religiöse Festlichkeit beym Ausmarsch der Preuss. Truppen. 15) Franz. Menschlichkeit. 16) Fortsetzung der chronologischen Geschichte oder Tagebuch der merkwürdigsten Begebenheiten 1814 Januar. Der Preis von 6 Stücken oder von einem Bande ist 3 Rthlr. Preuss. Cour. Einzeln kostet das Stück 12 gr. Die Fortsetzung erscheint ununterbrochen. Das Ganze giebt eine klare Uebersicht von der grossen Staatsumwälzung. Bey Bestellungen darauf wendet man sich auswärts vorzüglich an die Postämter, an mehrere gute Buchhandlungen, oder auch an uns selbst.

Buchhändler Gebrüder Gädicke, in Berlin.

Folgende Journal - Fortsetzungen sind so eben erschienen und versandt worden:

1) Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode. 1814. 2tes Stück.
2) *Luden's* Nemesis. 1sten Bdes 2tes Stück.
3) Neueste Länder - und Völkerkunde. 15ten Bdes 5tes Stück.

Weimar, den 9. März 1814.

H. S. priv. Landes - Industrie - Comptoir.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

In der C. F. Macklot'schen Hofbuchhandlung in Karlsruhe ist verlegt und bey Heinr. Gräff in Leipzig und durch ihn in allen Buchhandlungen zu haben:

Böckmann's, Dr. *C. W.*, Leitfaden zum Gebrauch bey Vorlesungen über die Naturlehre. *Zweyte* Auflage. gr. 8. 18 gr.

Kolb's, *J. B. von*, histor. statistisch - topographisches Lexicon von dem Grossherzogthum Baden. Enthaltend in alphabetischer Ordnung eine vollständige Beschreibung aller Städte, Flecken, Dörfer, Schlösser, Klöster u. s. w. 1ster Band. gr. 4. 3 Rthlr. 4 gr.

Kunstbuch, gemeinnütziges. Enthaltend eine Anweisung zu Verfertigung von allerley Tinten, Farben, von Spielkarten, Klosterbildern, Siegellack u. s. w., auch wie man Tinten-, Fett-, Oel- und andre Flecken aus leinenen, seidenen und wollenen Zeuchen und Papier bringen, endlich wie man allerley Metallwaaren putzen kann. Ferner eine Anweisung zu chemischen, mechanischen, optischen, mathematischen, vermischten, so wie auch zu Karten-, Schreib- und Rechenkünsten von der leichtesten und fasslichsten Art. 3 Bdchen. *Dritte* Auflage. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Teuffel's, Dr. *S. J.*, Magazin für theoretische und praktische Thierheilkunde und thierärztliche Polizey. 3tes Heft. gr. 8. 16 gr. (Alle 3 bis jetzt erschienenen Hefte 1 Rthlr. 18 gr.)

Uber-

Tscheulin's, *G. Fr.*, Kunst, die Rindviehseuchen zu erkennen, ihnen vorzubeugen und sie sicher zu heilen. Nebst einer königl. dänischen Verordnung zu Verhütung der Rindviehpest. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Derselbe über den Rotz der Pferde und die mit gutem Erfolge dagegen angewandten Mittel, nebst mehreren Beobachtungen über dessen Heilung. 8. 6 gr.

Wucherer, *G. Fr.*, die Grössenlehre, für Realschulen populär bearbeitet. Des 2ten Theils 1ster und 2ter Cursus. gr. 8. 2 Rthlr. 14 gr.

Bey Heinrich Dieterich in Göttingen ist so eben folgende interessante Schrift erschienen:

Ueber die Grenzen der Anwendbarkeit des Code Napoleon auf die während seiner Gültigkeit in deutschen Ländern entstandenen Rechtsverhältnisse. Von Dr. *Anton Bauer*. gr. 8. Ladenpreis 12 gr.

Zu haben durch alle Buchhandlungen.

So eben ist in unterzeichneter Buchhandlung erschienen:

Josua Zipplein's ovidianischer Guckkasten. Mit einer Caricatur. 8.

In diesem Buche erfährt ein christlicher Leser, was die alten heidnischen Götter für Tücke ausgeübt, und was die Könige und Prinzen der alten Welt für sonderbare Schicksale gehabt haben, alles getreulich aus *Ovidii* Schriften berichtet. Der Herausgeber hat diese Geschichten in Guckkasten-Bilder verwandelt, und über jedes solches Bild einen Sermon gemacht, bald länger, bald kürzer, je nachdem es ihm vonnöthen schien. In diesen Sermonen ist es immer sein ernstliches Bestreben gewesen, der neuen Welt Genie- und Narrenstreiche anmuthiglich in das Alterthum hineinschimmern zu lassen, Wunder aller Zeiten neben einander aufzustellen, mitunter ein wenig Salz und Pfeffer darauf zu streuen, und so dem hochverehrten Leser einen ergetzlichen Zeitvertreib zu schaffen. — Auf dem Kupferstiche trifft man das ganze Auditorium von einer Rede an, die ein Zimmergesell nach Vollendung des Weltbaues in wohlgesetzten Reimen hält: man wird ausser dem Ritter von der traurigen Gestalt manchen Bekannten aus der Vor- und Mitwelt bemerken, ganz wunderschön von dem Künstler (Hn. *Geissler* in Leipzig) gezeichnet.

Sinner'sche Buchhandlung in Coburg und Leipzig.

Folgende Schrift ist in allen Buchhandlungen um 12 gr. zu haben: *Der Kriegsschäden-Ersatz nach Grundsätzen des Civilrechts*, eine Critik zum 89sten Paragraphen des Glück'schen Pandecten-Commentars, von Dr. *Karl Eichmann*, worin versucht worden ist, zu deduciren *erstens*, welche Kriegsschäden die Regierung unter den Bürgern auszugleichen hat, *zweytens*, was für Verbindlichkeiten zum Kriegsschäden-Ersatze unter den Privaten durch das R. R. sanctionirt sind, *drittens*, in welchem Verhältnisse jene Staatsausgleichung zu diesem privatrechtlichen Ersatze steht.

Schnuphase'sche Buchhandlung in Altenburg.

Historisches Taschenbuch für das Jahr 1814. Herausgegeben von *Fr. Buchholz*.

Auch unter dem Titel:

Geschichte der Europäischen Staaten seit dem Frieden von Wien, von *Fr. Buchholz*. *Erster* Band. Enthaltend die *Geschichte der Jahre* 1810 und 1811. Berlin 1814. Bey L. W. Wittich. Preis 1 Rthlr. 12 gr.

Was alle Leser dieses Buchs erlebt haben, was aber nicht Jeder von ihnen zusammenzufassen Zeit oder Fähigkeit hatte, das erscheint hier in einem gedrängten lichtvollen Gemälde, welchem der blosse Gang der Begebenheiten Einheit und Harmonie gewährt. In dem Zeitraum von wenigen Jahren hat sich eine Revolution ereignet, die, als Product einer Ueberspannung der Kräfte, freylich nicht ausbleiben konnte, aber, so schnell begonnen und vollendet, nicht wenig überraschen musste; eine Regeneration, die nur dadurch zum Vorschein kommen konnte, dass alle Nationen Europa's, nachdem, eine Zeit lang, der Wille eines Einzigen ihr Für- oder Gegeneinanderwirken bestimmt hatte, über sich selbst zur Besinnung kamen, und gleichsam durch *Eingebung* erkannten: die Cultur Europa's erfordere, dass jede ihre Eigenthümlichkeit bewahre.

Die Darstellungsgabe des geschätzten Verfassers ist bekannt. Sein Geist der ruhigen Prüfung, der allseitigen Beleuchtung, der vollständigen Erörterung, schwebt auch über diesem Werke, wovon er mit besonderer Liebe für das Werk selbst, und für Deutschland, gearbeitet zu haben scheint. Er legt in dem Vorbericht sein historisches Glaubensbekenntniss mit folgenden Worten ab: „Die Zeit, in welcher wir leben, führt eine Oeffentlichkeit mit sich, vermöge welcher den Begebenheiten von ihrer Kundbarkeit nichts Wesentliches entzogen werden kann, indem die Erscheinungen eben so sehr aus dem Interesse der Völker, als aus dem der Fürsten hervorgehen." „Ich darf sagen, dass die Grösse meines Gegenstandes alle Parteylichkeit so sehr von mir entfernte, dass, wäre es möglich, *Geschichte* zu schreiben, ohne von Personen zu reden, diess meinen Gefühlen und Neigungen am meisten entsprochen haben würde." Wer hörte einen Geschichtschreiber, mit solchen Grundsätzen und Ansichten, nicht gern und vertrauensvoll zu?

Der Verleger hat für die gefällige Aussenseite des Buches gesorgt. Sie erscheint in dem Format der bekann-

kannten *Historischen Taschenbücher* von *Posselt* und *Buchholz*, mit dem wohlgetroffenen Bildniss *Wellington's* (dessen Biographie, mit denen des *Kronprinzen von Schweden* und des Generals *Miranda*, angehängt ist), und mit einem überaus deutlichen und fein gestochenen Plan von Cadiz.

Der *zweyte* Band wird zu Ostern, und der *dritte* zu Michaelis dieses Jahres erscheinen.

Erzählungen, Dichtungen, Fastnachtsspiele u. Schwänke des Mittelalters, herausgegeben von Dr. *Johann Gustav Büsching*. Bd. 1. Heft 1. Breslau, im Auftrage bey J. F. Korn dem Aeltern. 1814. 1 Rthlr.

Anzeige einer kleinen interessanten Schrift.

Der Reinstrom, Deutschlands *Weinstrom*, *nicht* Deutschlands *Rainstrom*. 8. Gedruckt am Rein im zweyten Jahr der deutschen Freyheit. Geheftet 4 gr.

Die Ueberschriften der §§. sind: 1) Sprachtum, Volktum, Menschtum; 2) Sprachscheide, Völkerscheide; 3) Völkerscheide, Wasserscheide; 4) das deutsche Meer; 5) die deutschen Ströme; 6) die deutschen Berge; 7) Deutschland, das Herz Europa's; 8) der Reinstrom, der Nibelungenstrom; 9) der Reinstrom, Deutschlands Weinstrom; 10) der Reinstrom, Deutschlands Handelsstrom; 11) der Reinstrom, Deutschlands Kunststrom; 12) der Reinstrom, Deutschlands heiliger Strom; 13) Criemhildens Traum; 14) Deutschlands Westmarken. Gedicht eines Blinden an *Arndt*.

Heinr. Gräff in Leipzig.

Von den mit so viel Beyfall aufgenommenen

Sechs deutschen Kriegsliedern, in Musik gesetzt von *A. Methfessel*,

ist so eben die 2te Auflage erschienen und an alle solide Buchhandlungen gesandt. Der Preis ist 12 gr.

Rudolstadt, im März 1814.

Fürstl. S. priv. Hof-Buchhandlung.

III. Neue Kupferstiche.

Kunst-Anzeige.

Den Freunden und Verehrern des verstorbenen Professors *Fichte* zeige ich hierdurch an, dass binnen einigen Wochen dessen Porträt, von einem geschickten Künstler gestochen, bey mir erscheinen wird. Es ist von Hn. *Dähling* gemalt, dem es, da er um diese Zeit mit dem grossen Mann in näherer Berührung stand, vollkommen gelang, den tiefen Denker und den unerschütterlichen Charakter in dem Bilde, dem man allgemein sprechende Aehnlichkeit zugesteht, darzustellen. Der Kupferstich erscheint in der Grösse des Gemäldes, 12 Zoll hoch und 10 Zoll breit, in einer der Ausführung desselben entsprechenden Manier. Der Preis ist 1 Rthlr. 12 gr. Preuss. Cour. Bestellungen darauf werden alle Buch- und Kunsthandlungen annehmen.

Berlin, den 18. März 1814.

L. W. Wittich.

IV. Auctionen.

Von dem Königlichen Stadtgericht hiesiger Residenz ist zum öffentlichen Verkauf der zum Nachlasse des hieselbst verstorbenen Buchhändlers *Karl August Wilhelm Lange* gehörigen Buchhandlung nebst sämmtlichen Verlags-Artikeln und dem Sortiment im Ganzen unter folgenden Bedingungen, dass

1) nur ein Gebot in Friedrichsd'or oder Augustd'or zulässig;
2) der Meistbietende so lange für sein Gebot stehen muss, bis der Consens der Gläubiger und der Erben des verstorbenen *Lange* herbeygeschafft worden, auch, wenn der Meistbietende ein Ausländer ist, eine angemessene, jedoch den vierten Theil des Kaufpreises nicht übersteigende, Caution zu bestellen;
3) dass der Kauf in Pausch und Bogen, und
4) die Uebergabe sofort nach Abschluss des Kauf-Contracts erfolgt;

auf den Antrag der Lange'schen Erben und Gläubiger ein anderweitiger Termin auf den 26sten April 1814 Vormittags um 10 Uhr in dem im untern Stockwerke des Stadtgerichts-Hauses, Königsstrasse *Nr. 19*, befindlichen Expeditions-Zimmer vor *dem Herrn Auctuario Müller* angesetzt worden, wobey den Kauflustigen hierbey bekannt gemacht wird, dass das Verzeichniss der Verlags-Artikel und des Sortiments täglich in der Stadtgerichts-Registratur näher nachgesehen werden, auch die Kauflustigen sich in postfreyen Briefen entweder an den Curator des Lange'schen Nachlasses, Herrn Justiz-Commissarius *Heinsius*, oder an den bisherigen Administrator derselben, den Buchhändler Herrn *Reimer* in der hiesigen Realschulbuchhandlung, um die Beschaffenheit der obgedachten Buchhandlung, die Anzahl der Verlags-Artikel und die sonstigen Verkaufs-Bedingungen zu erfahren, wenden können.

Gegeben Berlin, den 17ten December 1813.

V. Vermischte Anzeigen.

Wer die *drey ersten Hefte des Augusteums von Becker* (gut erhalten) um einen billigen Preis abzulassen gesonnen ist, beliebe diess, portofrey, der Expedition der Allgemeinen Literatur-Zeitung in Halle zu melden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1814.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp u. Sohn: *Physiologisch-medicinische Untersuchungen* über einige Gegenstände der Lehre vom *Zeugungsgeschäft*, insbesondere *des Mannes*. Von Dr. *Sam. Christian Lucä*, der Physiol. ord. öff. Lehrer an der medicinisch-chirurgischen Specialschule zu Frankfurt a. M. 1813. XIV u. 53 S. 8. (6 gr.)

Der wesentliche physiologische Unterschied beider Geschlechter scheint sich nach dem Vf. auf ein gewisses entgegengesetztes Verhältniss der irritabeln und sensibeln Lebensseite reduciren zu lassen, so dass beym Manne die Irritabilität, beym Weibe die Sensibilität die Oberhand hat. Erst mit Eintritt der Pubertät aber wird diese Differenz vollkommen deutlich, und nun entwickeln sich beym Weibe der farblose Theil des Blutes als Serum und Faserstoff, jener als Substrat der Sensibilität (Schade, dass so viele Absonderungen serös sind!), dieser als Substrat der Reproduction (warum, erfährt man nicht, und doch wäre es wohl der Mühe werth gewesen, da so viele Organe nicht aus Faserstoff bestehen); beym Manne der gefärbte Theil des Blutes als oxydirter Cruor, als Substrat der Irritabilität. Da es so viele farblose und doch höchst irritable Muskeln giebt, so möchte auch diese Annahme dem Vf. schwerlich unbedingt zugestanden werden. Erst jetzt zeigen sich beym Manne Spuren von Saamenabsonderung, und zugleich die übrigen mit dem Eintritte der Pubertät verknüpften Erscheinungen. Der Saame erscheint in einer nähern Verwandtschaft zum Gangliensysteme, mithin im Besitz eines gewissen höhern Grades von Vitalität, als andere abgesonderte Flüssigkeiten des Körpers, sofern die Ganglionnerven der Hoden zahlreicher sind und sich mehr in ihrem Parenchyma verbreiten als bey andern Absonderungsorganen. Im Saamen kommen die Hauptbestandtheile des Blutes vor, selbst seine schnelle vorübergehende Scheidung in einen flüssigern und einen consistenteren Bestandtheil deutet daher auf Aehnlichkeit mit dem Blute, und man kann ihn daher nach *Kielmeyer* als ein durch einen eignen Process höchst rectificirtes, zu etwas höherm als zur Selbstreproduction, zur Production eines neuen Wesens bestimmt ansehen. Vorzüglich aber scheint dem Vf. die Mischung des Saamens wichtig, sofern er Phosphorsäure enthält, weil diese in so vielen Organen und Flüssigkeiten vorkommt, auch dem Kinde in der Milch zugeführt wird u. s. w. Vorzüglich um ihretwillen glaubt er die Nothwendigkeit der Saamenausleerung in Bezug auf das absondernde Individuum annehmen zu müssen, und nimmt ihre Wichtigkeit für das neu entstehende so unbezweifelt an, dass er sogar bey den fruchtbaren Begattungen ohne Immission eine stellvertretende Wirkung phosphorsaurer Bestandtheile der noch so gänzlich unbekannten weiblichen Zeugungsfeuchtigkeiten statuiren zu müssen glaubt. Der in den Saamenbläschen deponirte Saame wird bald bedeutend in seiner Mischung abgeändert, und verliert wahrscheinlich bald seine zweckmässige. (Eine Vermuthung, welche durch die noch lange Zeit nach der Castration fortdaurende Fähigkeit zur fruchtbaren Begattung sehr unwahrscheinlich gemacht wird.) Höchst wahrscheinlich aber wird der Saame nur seinem flüssigen Bestandtheile nach eingesogen, und durchaus kann man von einer totalen Einsaugung desselben nicht, wie häufig geschieht, die Pubertätserscheinungen ableiten, sondern die Saamensecretion ist nur ein Theil des Inbegriffes dieser letztern. Als Gründe gegen die Meinung, dass die Pubertätserscheinungen in Folge der Saamenresorbtion entstehen, führt der Vf. 1) den Umstand an, dass sie sich mehr oder weniger auch bey Thieren einstellen, welche mit keinem Saamenbehälter versehen sind. Ein Grund, der wohl von keinem grossen Gewicht ist, da ja der Saame nicht erst in die Saamenblasen zu gelangen braucht, um aufgesogen zu werden, und mit der vorher über die schnelle Zersetzung des Saamens in den Saamenblasen vorgetragnen Meinung im Widerspruche zu stehen scheint. 2) Dass es nicht einzusehen sey, warum die Natur nicht lieber die Bestandtheile des Saamens gar nicht hätte secerniren lassen, da sie derselben bedurfte. Auch dieser Grund spricht nicht gegen jene Meinung. Sprechen andere affirmirende dafür: so thut es nichts zur Sache, ob uns ein Zweck auf einem zu zusammengesetzten Wege erreicht worden zu seyn scheint, zumal da die Secretion des Saamens zu Erreichung eines andern Zweckes, der Fortpflanzung, nöthig war. Noch weniger wird man wohl durch die Art, wie der Grund, welchen man für den gewöhnlich angenommenen Zusammenhang zwischen der Resorbtion des Saamens und den Pubertätserscheinungen angeführt findet, widerlegt wird, von der gänzlichen Unrichtigkeit derselben überzeugt. Der Umstand nämlich, dass am Körper von Verschnittnen sich keine Pubertätserscheinungen entwickeln, soll nichts beweisen, indem das Zurückbleiben von zur Ausscheidung bestimmten Stoffen eben so gut eine krankhafte Umänderung des Körperhabitus hervorbringen könne, als andere im Blute zurückbleibende Stoffe, wie z. B. allzugrosse Arteriosität nicht die Stärke des

des Körpers erhöhe, sondern ihn zur Auflösung hinneige. Hr. *L.* sucht also hierdurch wahrscheinlich zu machen, dass das Stehenbleiben des körperlichen Habitus auf der Stufe der Kindheit und Geschlechtslosigkeit vom Uebermaasse des zurückgehaltenen Saamens herrühre, welcher denselben Zustand herbeyführe, der früher mit noch gar nicht vorhandner Saamensecretion Statt fand. Eine paradoxe Meinung, welche wohl durch das im Allgemeinen Statt findende Verschwinden des Geschlechtstriebes nach Castration, und durch den Umstand, dass bey Thieren, wo dieser und andre Erscheinungen, z. B. der Wechsel der Geweihe, an gewisse Perioden geknüpft ist, nach Castration gleichfalls mit ihm jene begleitenden Erscheinungen verschwinden, hinlänglich widerlegt wird. Rec. glaubt übrigens, dass man gar nicht geradezu eine Resorbtion des Saamens anzunehmen habe, um in der Thätigkeit der Hoden den Grund jener Veränderungen wenigstens zum Theil suchen zu können. Das stärkere Leben eines Organs kann ja wohl, auch ohne dass das Product seiner Thätigkeit dazu aufgesogen werden müsse, das stärkere Leben auch andrer Organe hervorrufen, namentlich solcher, welche unter den einfachsten Bedingungen und selbst nach dem allgemeinen Tode gedeihen, wie die Haare, zumal wenn das in Anfrage stehende Organ ein vorzüglich reproductives ist. Rec. erinnert in dieser Hinsicht an die Umstände, unter welchen vorzüglich im weiblichen Körper Haare und Zahnbildungen vor sich gehen, eintretende Pubertät, Manustupration und Schwangerschaft, bey welcher letztern nicht blofs sich bisweilen Haare im Uterus oder den Ovarien, sondern auch an der äufsern Fläche des Körpers regelwidrig entwickeln. Uebrigens ist damit durchaus nicht geläugnet, dass der Saame wirklich ganz aufgesogen werde. Warum soll man nicht als höchst wahrscheinlich annehmen, dass er, so wie er Bedingung zur Zeugung eines neuen Organismus ist, nicht auch auf dieselbe Weise die Reproduction dessen, in welchem er sich entwickelt, vervollkommne und veredele; höchst wahrscheinlich auf ähnliche Art, wie das Product der drüsigen Körper ohne Ausführungsgang, vorzüglich der Thymus, deren Function durch die Geschlechtstheile gewissermafsen übernommen zu werden scheint, in der frühern Lebensperiode für die Entwicklung wichtig ist.

Bey der, zum Behuf der Immission des Saamens in die weiblichen Geschlechtstheile Statt findenden, Erection der Ruthe strömt nach dem Vf. höchst wahrscheinlich nicht blofs Blut in gröfserer Menge in dieselbe, sondern zugleich ein feineres, von den Nerven geleitetes Fluidum, die Irritabilität und Sensibilität derselben werden zugleich aufs höchste gesteigert, ja die Sensibilität noch höher, indem erst durch Einwirkung der auf irgend eine Weise in höhere Thätigkeit gesetzten Nerven der Ruthe die Irritabilität gesteigert und dadurch die Erection unmittelbar hervorgebracht wird. Der Zeitpunkt der höchsten Steigerung der Sensibilität der Ruthe ist zugleich der Zeitpunkt des gröfsten Sinkens der Hirnthätigkeit, und die ganze animalische Sensibilität erscheint jetzt auf die Ruthe concentrirt. Indem nun der Saame durch die im höchsten Grade belebte, mit dem Sensibilitätsprincip überladene Harnröhre tritt, reifst er wahrscheinlich einen Theil dieses locker gebundenen Princips mit sich fort und in die weiblichen Geschlechtstheile, was aus dem plötzlichen Schwinden des Wollustgefühls und dem Sinken der Ruthe nach dem Durchgange des Saamens *erweislich* wird. Der Saame erhält also erst im Augenblick der Ergiefsung, wo er, nachdem er unter dem Einflusse des Gangliensystems bereitet worden war, plötzlich unter den Einflufs des animalischen Nervensystems geräth, den höchsten Grad von belebender Kraft. Auf diese Art würden nach des Vfs. Meinung die fruchtbaren Begattungen ohne Immission erklärlich, indem die weiblichen Feuchtigkeiten wahrscheinlich eben so gute Leiter des imponderabeln Princips sind, als der ponderable Theil des Saamens. Den ponderabeln Theil desselben ersetzen, seiner Meinung nach, wie schon bemerkt worden, wahrscheinlich weibliche phosphorsaure Flüssigkeiten. In der Regel aber findet Vermischung männlicher und weiblicher Statt, und je nachdem die eine oder die andere überwiegt, entsteht männliches oder weibliches Geschlecht, Aehnlichkeit mit Vater oder Mutter. Aus der Erschöpfung des Gangliensystems durch die zu häufige Absonderung des Saamens und der des Cerebralsystems durch zu häufige Emission desselben erklärt er die nachtheiligen Folgen für das organische und animalische Leben, welche zu häufigen Beyschlaf begleiten, und glaubt die *Stahl'sche* Lehre, dass sich die Seele ihren Körper baue, mit dem *Blumenbach'schen* Bildungstriebe durch seine Hypothese vereinigt zu haben, indem die im Nervensystem thätigen und bey der Begattung den *Geschlechtstheilen* so reichlich zuströmenden *Imponderabilien als* das zwischen Leib und Seele vermittelnde Agens anzusehen seyn.

Rec. ist zwar nicht in Abrede, dass er die angezeigte Schrift mit Vergnügen gelesen hat, gesteht aber, dass ihm auch durch sie der ganze Zeugungsact nicht im geringsten deutlicher geworden ist, als durch *Harvey's* treffliches Kapitel *de conceptione*, der diese mit dem Wirken des magnetischen Fluidums verglich, und dass ihm Hr. *Lucä* besonders der Ruthe einen gar zu bedeutenden Antheil zuzuschreiben scheint, indem offenbar aus dem, was er vorträgt, folgt, dass unter übrigens gleichen Umständen die Länge derselben in einem directen Verhältnifs mit der Zeugungsfähigkeit im Allgemeinen und mit dem Grade der intellectuellen Fähigkeiten des neuen Wesens insbesondere stehe, wovon man nicht zu bemerken braucht, dass es mit aller Erfahrung im geraden Widerspruche steht. Im Gegentheil beweist die vergleichende und pathologische Anatomie hinlänglich, dass der Saame nicht erst in der Harnröhre, und zwar, sofern er in dieser aus dem Einflusse des Gangliensystems unter den des animalischen Nervensystems gelangt, seine völlige Kraft erhält, dass auch des Vfs. Meinung keine Vereinigung der *Stahl'schen* und *Blumen-*

...enbach'schen Meinung ist, indem gerade die Thiere, wo er immer nur unter dem Einflusse des Gangliensystems bereitet wird, oder wenigstens durch keine lange Harnröhre tritt, die in der Regel ruthenlosen Vögel, Reptilien und Fische, die fruchtbarsten sind, und der Typus der Art sich bey ihnen eben so gut erhält, als bey den mit der längsten Ruthe versehenen Thieren. Richtiger scheint man daher wohl annehmen zu können, dass bey der Begattung eine Anhäufung des Nervenfluidums in den Hoden Statt finde, und Rec. kann nicht umhin, hier zu bemerken, dass ihm das, was *Borelli* (*de motu animali* cap. XII.) über diesen Gegenstand sagt, weit wahrscheinlicher und genügender vorkommt, als die vom *Vf.* vorgetragnen Meinungen. Besonders ist *Borelli's* Vergleichung der Hoden mit dem Gehirn äusserst ingeniös, und unendlich scharfsinniger, als die unpassende Vergleichung dieses Organs mit der Leber, womit man kürzlich die Physiologie zu bereichern für gut gefunden hat.

Nürnberg, b. Schrag: *Beschreibung einiger menschlichen Köpfe von verschiednen Rassen*, von Dr. *Heinrich Friedrich Issenflamm*. Mit 2 Abbildungen. 1813. 14 S. 4. (9 gr.)

Dieser kleine, aus den Denkschriften der physikalisch-medicinischen Societät zu Erlangen besonders abgedruckte, Aufsatz enthält die Beschreibung der Schädel eines *Tschuwaschen*, eines *Marquesaners* und eines *Amerikaners*. Der Camper'sche Gesichtswinkel des Tschuwaschen beträgt 70 Grad, die Verticallinie 3 Zoll 8 Linien, das Gewicht 26½ Unze. Die Kopfknochen sind nicht sehr dick, die Augenhöhlen weit, nicht sehr viereckig. Der Marquesanerschädel, also ein Schädel von malayischer Rasse, hat, weil er an der Seite zusammengedrückt ist, die Kinnladen vorwärts gedrängt sind, und die Augenhöhlen dicht neben einander stehn, ein noch affenartigeres Ansehen als der Negerschädel. Der Camper'sche Winkel beträgt 76 (durch einen Druckfehler heisst es $\frac{1}{76}$) Grade, die Verticallinie 3 Zoll, das Gewicht 21 Unzen. Die Kopfknochen sind fast so dick, als bey einem Negerschädel, die Augenhöhlen rund und gross, Stirn- und Scheitelbeine flach, die Jochbeine nicht seitwärts vorragend. Von dem amerikanischen Schädel sagt der Vf., man werde ihn sogleich beym ersten Anblick nicht für caucasischer, malayischer oder äthiopischer Rasse erkennen, und er achte deshalb nicht für nöthig, eine Abbildung beyzufügen. Er stammt von der Insel Kodjak. Der Gesichtswinkel beträgt 78 Grad, die Verticallinie 4 Zoll 4 Linien, das Gewicht 24½ Unze, die Knochen dick, die Augenhöhlen nicht eng, aber die Ränder viereckig.

Allgemeine Bemerkungen sind, dass mehrere Bedingungen oft nicht national, sondern individuell sind. So steht bey dem caucasischen Tschuwaschen der Oberkiefer so stark vor, dass man ihn für einen äthiopischen oder malayischen Schädel halten könnte, eine Bildung, die indessen auch in der caucasischen Rasse häufig vorkommt. Dem Rec. scheint sie besonders bey den Wenden häufig vorzukommen, und er besitzt mehrere deutsche Schädel, wo diese Hervorragung sogar auffallender als bey den Negerschädeln ist. Bey allen diesen Schädeln fand der Vf. das rechte Drosselloch weiter als das linke, und hält diess für allgemeine Regel, womit auch des Rec. Beobachtungen, der hierin durchaus keinen Geschlechtsunterschied bemerken konnte, völlig übereinstimmen. Die runde Form und Weite der Augenhöhle kommt nach dem Vf. der caucasischen, malayischen und äthiopischen, die viereckige Form und die Enge derselben der malayischen und mongolischen Rasse zu, und deutlicher, als bey männlichen, bemerkt man diesen Unterschied an weiblichen Schädeln. Indessen finden doch, nach des Rec. Untersuchungen, auch hier viele individuelle Verschiedenheiten Statt. Mit seiner und *Blumenbach's* Bemerkung, dass mehrere caucasisch-russische Schädel Mongolenbildung zeigen, stimmen auch des Rec. Erfahrungen überein. Unter den finnischen Nationen sieht der Vf. die Ehsten als den Uebergang von der caucasischen zur mongolischen Rasse, vielleicht schon als das *Minimum* derselben, die Letten dagegen als das *Minimum* der caucasischen an. Beide Nationen unterscheiden sich schon durch ihr Aeusseres, indem der Lette eine spitze, der Ehste eine stumpfe, bisweilen eingedrückte Nase, ein kleines, tiefliegendes Auge, enggeschlitzte Augenlieder, seitwärts eminirenden Backenknochen, einen kleinern, hässlichern Körper, als der Lette hat. Ausser den hier beschriebnen Schädeln giebt der Vf. noch ein namentliches Verzeichniss von Köpfen verschiedner Rassen und Nationen an, die er besitzt, und das sich auf 22 beläuft. Die sauber gestochnen Abbildungen stellen den Tschuwaschen- und Marquesanerschädel im Halbprofil dar.

PHILOSOPHIE.

Krakau, in d. Druck. d. Univers.: *O Filozofii* przez *Felixa Jarohskiego*. — *Czesz I.* zawieracąca wzadomosc o Filozofii w powszechnosci. *Częsz II.* zawieracąca Logikę. *Czesz III.* przypisy i objąsnienia do Logiki. d. i. Von der Philosophie von *Felix Jaroński*. — *Erster* Theil, enthält eine Nachricht über die Philosophie im Allgemeinen. *Zweyter* Theil, die Logik. *Dritter* Theil, Anmerkungen und Erläuterungen über die Logik. 1812. XXX und CXXVII, 401 und 240 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. wählte sich zum Motto *Cic. Tuscul.* V. 2. *Philosophia tu urbes peperisti* etc., und giebt zuförderst einen Begriff von der Philosophie im *ersten* Theile, welchen Rec. mit Vergnügen gelesen hat, ob er gleich gestehen muss, dass die vom Cicero dort verstandene und die Kathederphilosophie wohl nach des Rec. Ansicht zwey ganz verschiedene Dinge sind. Hr. *J.* dringt auch auf praktische, und nicht bloss theoretische

tische Philosophie, scheint aber doch vielleicht mehr als zu sehr der scholastischen Speculation ergeben zu seyn und einem eklektischen Dogmatism zu huldigen, der der freyen Kritik Eintrag thun dürfte, daher sind die griechischen und römischen Sophisten, die Araber, einige Scholastiker, die Erneurer der Kabala der Pythagoriker, Platoniker, und endlich auch am Ende des 18ten Jahrhunderts die Voltairisten brüderlich als Philosophie-Verderber (Th. I. S. VI.) angeführt, weil sie nicht zu einer Terminologie sich bekannt haben. Hr. *J.* erscheint als eklektischer Kantianer, indem er sich an *Roselli*, *Wenzel* und andere Italiener und süddeutsche Philosophen hält, welches Rec. dahin gestellt seyn lassen will. Ein jeder lebt ja seines subjectiven Glaubens, und sonach glaubt ein jeder seiner subjectiven Philosophie, sie sey, welche sie wolle. Der *zweyte* Theil enthält demnach eine meist aus *Wenzel's* lateinischen und deutschen Compendien (Linz u. Leipzig 1801. 1803. 1807.) gezogene, recht gut übersetzte Logik. Aber da der Vf. nicht blindlings seinem Führer folgen wollte, so hat er auch manches geändert, vieles hinzugesetzt und nicht wenig ausgelassen, und zwar, wie Rec. glaubt, mit Fug und Recht. Lieb war Rec. (Th. III. S. 34.) der Plan der Logik des Hn. *J.*, nachdem er vorher *Kiesewetter's*, *Friese's*, der Scholastiker und *Degerando's* Plane recht gut dargestellt (S. 1 bis 32.). Eben so angenehm war auch Rec. die historische Nachricht von der Logik in Polen (S. 36—82.), nur ist es ein Irrthum, dass der bizarre *Murner* 1508 sein *Chartiludium Logices* erfunden. Die *erste* Ausgabe ist nicht die Strassburger, sondern die Krakauer von 1507. bey *Joh. Haller*, dem ersten Buchdrucker Krakau's. Auch enthält des Hn. *J's* Werk eine Menge anderer sehr guten Notizen, aber auch so fremdartige Dinge, dass Rec. an dem Ganzen ganz irre wird. So steht Th. I. S. LXXXVIII—CXXIII. also eine 35 Seiten lange klein gedruckte sehr mystische Predigt über die sieben Gaben des h. Geistes von einem polnischen Theologen, d. 6. Julius 1802, worin bewiesen werden soll, dass die sieben Gaben des Geistes besser sind, als alle Philosophie, die folglich wohl nirgends übler angebracht seyn konnte, als in einer Uebersicht der ganzen Philosophie. So dürfte auch wohl S. 36 ff. von eben jenem Theologen her seyn, welcher überhaupt manchmal Hn. *J.'s* Feder geleitet hat. Rec. wünschte, dass Hr. *J.* bey einer *zweyten* Auflage seines guten Buches diesen Theologen ganz aus dem Spiele liesse, und dass er seiner Philosophie treu sey und dem einmal gewählten modificirten Kantianismus oder seinem eigenen zum Scholasticismus sich neigenden Systeme folge. Seinen schönen echt polnischen Stil verunstalten eine Menge widerlicher Terminologieen, die er nur seinen lieben Wenzel'schen Compendien zu Liebe erfunden haben mag, z. B. *wiedzie*, *intuitiones*, *bodziec natury*, Naturtrieb, u. a. dgl. m. Oft hat der Vf. diess gefühlt, daher auch noch andere Vorschläge gemacht, und immer das deutsche und lateinische Wort aus *Wenzel'n* beygesetzt. Auch gereicht es ihm zum Ruhme, dass er diese Terminologie nur provisorisch vorschlägt, und in seiner *zweyten* Ausgabe *alles* zu ändern verspricht, was das Publicum nicht billigen werde. Hr. *J.* ist also ganz anders gesinnt, als diejenigen despotischen Wortbildner in Polen, welche zu jedem französischen und polnischen philosophischen und unphilosophischen Worte in Reimen und in Prosa ein neues Wort in Bereitschaft haben, welches das Publicum annehmen soll oder muss, wenn es nicht die Gnade des Hn. Sprachgebieters verlieren will.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Universitäten.

Wien.

Se. Maj. der Kaiser von Oesterreich hat die Creirung der *Doctoren der Chemie* bewilligt; die zur Erlangung dieser akademischen Würde erforderlichen Bedingungen sind folgende: Der Doctorand muss Zeugnisse aus den sogenannten Humanioren beybringen; muss wenigstens die Logik, Naturgeschichte, Physik und Technologie gehört, und die erste Klasse bey den Prüfungen aus diesen Wissenschaften erhalten haben. — Auch muss er durch zwey Jahre Naturkunde, und zwar im ersten Jahre specielle Naturgeschichte und Botanik, im zweyten Chemie und Pharmacie studiert haben, und darüber bey halbjährigen Prüfungen wenigstens das Zeugniss der ersten Fortgangsklasse verweisen können. — Vor der Erlangung der Doctorwürde muss der Candidat eine theoretische strenge Prüfung aus der allgemeinen und speciellen Naturgeschichte, der theoretischen Chemie nach ihrem ganzen Umfange mit Pharmacie sowohl für sich allein, als auch angewendet auf gerichtliche Fälle machen. Die praktische Prüfung besteht in zwey durch das Loos zu bestimmenden chemischen Operationen, die der Candidat bey offenen Thüren im chemischen Laboratorium der Universität, im Beyseyn des Prüfungspersonals, und des sämmtlichen übrigen Zuhörer zu machen, auch darüber einen mündlichen Vortrag zu halten hat. — Während dieser praktischen Prüfung ist dann eine von dem Candidaten über irgend einen chemischen oder verwandten Gegenstand verfasste Streitschrift zu vertheilen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1814.

PHYSIK.

Berlin, b. Dunker u. Humblot: *Darstellung und Kritik der Verdunstungslehre* nach den neuesten, besonders den *Dalton*'schen Versuchen; von *E. G. Fischer*. 1810. 86 S. 8. (12 gr.)

Hr. F. hat schon in so vielen Schriften Ordnung im Vortrage, Deutlichkeit und Gründlichkeit gezeigt, dass gewiss jeder Physiker dieses Buch mit Vergnügen und Erwartungen in die Hände nehmen wird, um sich über einen so schwierigen Gegenstand, als die Verdunstung ist, zu belehren. Auch wird man sich nicht getäuscht finden; hier ist alles genau und kurz zusammengestellt, was man sonst in vielen Abhandlungen zerstreut suchen muss. Der Vf. unterscheidet *Dampf* vom *Dunst*; jener ist sichtbar und besteht aus Bläschen, dieser ist unsichtbar. Es ist zu wünschen, dass der Vf. mit dieser Herstellung des gemeinen Sprachgebrauchs gegen den Sprachgebrauch der Physiker durchdringen möge. Eben so äussert er sich mit grossem Rechte gegen den völlig unnützen und überflüssigen Gebrauch des Wortes *Gas*, wofür wir den bessern deutschen Ausdruck *Luft* haben. Vielleicht könnte man in der Folge, meint er, das Wort Gas auf den Dunst anwenden; aber wozu das fremde, höchst unbequeme Wort, welches noch überdiess widerwärtige Beugungen hat? *Dalton's* Versuche über die Expansivkraft der Dämpfe bey gewissen Temperaturen werden dargestellt, ferner der Unterschied der Dünste von der Luft angegeben, indem jene sich nur bis zu einer gewissen Dichtigkeit bey einer bestimmten Temperatur bringen lassen, aber mehr verdichtet tropfbar werden. Die Exponenten der Expansivkräfte des Dunstes nehmen, nach *Dalton's* Tabelle, gegen den Siedpunkt ziemlich genau in einer arithmetischen Reihe ab. Der Vf. macht hiezu die Bemerkung, dass man dieses nicht für das wahre Gesetz halten müsse, denn die Differenzen der äussersten Glieder seyen zu klein, und dann lasse sich jede Reihe ziemlich genau auf eine arithmetische bringen. Ueberdiess führe dieses Gesetz auf die Ungereimtheit, dass die Expansivkraft über den Siedpunkt endlich wieder Null werde, und also der Dunst sich wieder verdichte. Wahrscheinlich steige die Expansivkraft in geometrischer Progression, und die Abweichung von diesem Gesetze rühre wohl von dem Quecksilber-Thermometer her, dessen Steigen nicht ganz gleichförmig mit der Vermehrung der Wärme sey. Rec. hält die Sache noch für zweifelhaft; vielleicht gehören *Leidenfrost's* Versuche über die Verdampfung hieher, welche in sehr hohen Temperaturen nicht Statt findet, an deren Stelle nur eine Wasserzersetzung eintritt. Die Wärme könnte wohl in der grössten Stärke eine Veränderung erleiden, wie wir sie wirklich dann in Licht verwandelt sehen. Der Vf. kommt nun auf den Begriff von chemischer Verbindung. Er setzt ihn erst dem Begriffe von einer mechanischen Verbindung entgegen, und findet den Unterschied zwischen beiden Verbindungen darin, dass in der mechanischen die Theile neben einander befindlich sind, in der chemischen hingegen nicht neben einander, sondern sich einander völlig durchdringen. Die Erfahrung lehre, dass man eine solche Verbindung annehmen müsse; der Quecksilbersublimat, beträchtlich specifisch schwerer, als Wasser, könne ohne Durchdringung sich nicht bey der Auflösung in Wasser gleichförmig vertheilen, ohne zu sinken, wenigstens wenn die Auflösung eine Zeit lang ruhe. Wie die Durchdringung geschehe, lasse sich freylich nicht vorstellen, aber dieses wolle nur die Metaphysik, die Physik begnüge sich mit der Erscheinung. Sieht aber der Vf. nicht, dass er hier sophistisch gegen die Metaphysik verfährt? Weil man sich nicht vorstellen könne, wie der aufgelöste Sublimat in Wasser schwimmt, nimmt man an, dass sich Wasser und Sublimat durchdringen, u. erwiedert man, das lasse sich nicht vorstellen: so antwortet der Vf., darnach frage die Physik nicht. Ueberhaupt, weil man gerade jetzt sich auf kein Mittel besinnt, wie die aufgelösten Körper ohne Durchdringung in Wasser schwimmen, soll eine solche kühne Behauptung, als die Durchdringung ist, gestattet werden! Käme es auf Hypothesen an, das Schwimmen der aufgelösten Körper in Wasser zu erklären, so würde Rec. nicht in Verlegenheit seyn, einige zu erdenken. Aber die ganze Sache ist, genau genommen, nicht einmal wahr; es senkt sich das mehr gesättigte Wasser zu Boden, und ein Krystall vergrössert sich am Boden weit schneller und mehr, als in der Mitte oder an der Oberfläche der Auflösung. Es entstehen oft Krystalle in einem völlig angefüllten und durchaus verstopften Glase, wo keine Verdunstung geschehen kann, bloss, weil die Theilchen des aufgelösten Körpers sich nach und nach senken, die völlige Durchsichtigkeit beweist, wie man leicht einsieht, nichts für eine Durchdringung. Ist es denn nöthig, dass die chemische Verbindung von der mechanischen gänzlich verschieden sey, und beweist nicht gerade das Mehr oder Weniger einen Uebergang von einer zur andern ohne sichere Grenze? *Dalton* machte bekanntlich die wichtige, auch von an-

dern Beobachtern bestätigte Entdeckung, dass sich ie Expansivkraft der Dünste im leeren Raum eben verhalte, als in einem mit Luft gefüllten Raum. Hier erinnert der Vf. zuerst, *D.* habe die Versuche ur mit solchen Luftarten angestellt, welche keine grosse Affinität zum Wasser haben, aber doch schon bey er Kohlensäure Unterschiede gefunden; dieses könne och mehr der Fall seyn, wenn man mit Luftarten, wie alzsaure; schwefelsaureu. a. Versuche anstellte. Auch y der Schluss, dass die Luft für den Dunst völlig Nichts y, und sich gegen ihn wie leerer Raum verhalte, nicht ichtig. Ein Anderes sey Entstehung der Dämpfe, ein Anderes Verbindung mit Luft. Jene könne durchaus hne Luft durch blosse Wärme geschehen, diese sey ber dennoch wohl möglich, und Alles bestimme uns, nzunehmen, dass zwischen der Luft und den Dünsten, obald sie zusammenkommen, eine Auflösung und Durchdringung geschehe. Im Ganzen ist diese Erinnerung sehr treffend. *Dalton's* Lehre führt zu offenbaren Ungereimtheiten, und sinnt uns Behauptungen n, die wir der abentheuerlichsten Phantasie nicht erzeihen würden. Was auch *De Luc* und Andere agen mögen, gerade die Erscheinungen, welche sie gegen die Auflösung der Dünste in Luft anführen, prechen am deutlichsten für eine solche. Aber ist s nöthig, zu einer Durchdringung die Zuflucht zu ehmen, zu diesem Mittel, wodurch gewaltsam alle weitere Forschung abgeschnitten wird? Wie nun, wenn die Luft sowohl, als der Dunst, aus Bläschen bestände, wie der sichtbare Dampf, das Dunstbläschen aber in das Luftbläschen aufgenommen würde, und dessen Elasticität gerade um so viel vermehrte, als seine eigene beträgt? Ein stärkerer Druck bey derselben Temperatur würde auf das Dunstbläschen wirken, welches das Luftbläschen umgiebt oder davon umgeben wird, es zusammendrücken, und als einen tropfbaren Körper zum Niederfallen bringen. So haben wir wenigstens ein Mittel, uns die Vorgänge vorzustellen, ohne zu hyperphysischen Voraussetzungen unsre Zuflucht zu nehmen. Uebrigens mag man dieses sich denken, wie man will; es ist kein Zweifel, dass der entstandene Dunst sogleich eine Verbindung mit der Luft eingehe, worin er seine vorigen Eigenschaften behält. Der Vf. kommt hierauf zur Betrachtung des Siedens überhaupt. Er übersieht hiebey den wesentlichen Umstand, dass die entwickelten Luftblasen das Sieden veranlassen, und dass ein völlig von Luft gereinigtes Wasser später siedet, als ein luftvolles. Auch die Erklärung des *Leidenfrost*'schen Versuches hat Rec. nicht befriedigt. In geringer Hitze komme nur der untere Theil des Tropfens, wo er die Platte berührt, zum Sieden, in grösserer verdunste die ganze Oberfläche, und die ausfahrende Dunst verhindere das Zerfliessen des Tropfens. Dagegen ist der Augenschein. Auf einer glühenden Platte steht der Tropfen ruhig und unvermindert mehrere Minuten, wie Quecksilber, dann verschwindet er auf einmal mit einem Platzen, wobey die Metallplatte einen Flecken bekommt und oxydirt wird. So leicht, als der Vf. meint, erklärt man diese Erscheinung nicht, und sie erfordert gewiss noch genauere Versuche, als man bisher darüber hat.

LITERARISCHE UND KUNST-NACHRICHTEN.

Dresden und *Breslau.*

Herr Prof. *Schütz* und seine Gattin, die berühmte mimische Künstlerin, hatten nach Vollendung ihrer Kunstreise durch Russland, Schweden und Dänemark, im vorigen Sommer die Gegenden des Rheins besucht, und befanden sich zu Cölln, als im *Journal de la Roer* und nachher im *Moniteur* folgender Aufsatz erschien:

Cologne, le 29. Sept.

Depuis quelques jours nous possédons la celebre artiste Mme. *Henriette Hendel* actuellement Mme. *Schütz*. C'est à elle, qu'on doit le rétablissement d'un Art très perfectionné chez les Romains, et qui depuis s'était presqu' entiérement perdu, nous voulons dire la mimique plastique. D'après tout ce que les premières artistes et critiques d'Allemagne ont publié dans les journaux sur les grands talens de Mme. *Schütz*, d'après l'enthousiasme que ses réprésentations mimiques ont universellement excité, nous ne doutons pas qu'elle ne reçoive le même accueil flatteur par tout on il existe des amateurs des Arts.

La pantomime a été portée chez les Romains a un tel point de perfection, qu'on l'appelait une musique muette plus expressive encore que le langage parlé et écrit; cependant cet art se bornait alors aux seules gestes, sans aucune expression physionomique, puisque les pantomimes Romains ainsi que les Acteurs portoient toujours des masques. Mme. *Hendel-Schütz* par une étude approfondie des antiques et de tous les Arts, qui ont du rapport avec la mimique et en frequentant les premieres savans et artistes d'Allemagne, a tellement developpé et perfectionné ses heureuses dispositions, qu'elle exerce maintenant la pantomime à un degré dont auparavant on n'avoit aucune idée ni chez les Anciens, ni chez les Modernes. Lady Hamilton fut la seule, qui de nos jours se rendit celebre par la pantomimique, mais ses réprésentations avaient seulement pour objet les antiques, dont il existe des modèles.

Mme. *Hendel-Schütz* réproduit aux yeux du spectateur l'expression caractéristique de la plastique ancienne et moderne, c'est à dire qu'elle lui réprésente le stile égyptien, grec, italien, et celui de l'ancien allemand. Cependant ses attitudes ne sont pas de simples imitations, elle en invente, et ne peint pas seulement des attitudes fragmentaires, mais elle développe des actions progressives dont l'ordonnance est de sa composition. Elle exprime en stile grec la fable de Galathée rendue à la vie par Pygmalion, celle de la Psyché réconnoissant l'Amour etc. On attribue la dégéneration actuelle des arts au défaut des modèles vivans; dans les réprésentations de Mme *Hendel-Schütz* nos contemporains retrouvent des modèles vivans, qu'on ne sauroit assez recommander, comme une excellente école aux acteurs, peintres et statuaires. Aussi existe-t-il déja un ouvrage sur son art publié à Franc-

Francfort en 1809 par M. Péroux *), dans lequel on trouve de très belles gravures de ses attitudes pantomimiques, accompagnés d'explications historiques, par Mr. Vogt, celèbre historien et antiquaire.

Dieser Aufsatz war kaum in Frankreich gelesen worden, als bereits sehr schmeichelhafte Einladungen aus Paris und Rouen an die Künstlerin ergingen. Die Reisenden würden ihnen auch Folge geleistet haben, wenn nicht die glückliche und höchst erfreuliche Wendung der Kriegsbegebenheiten seit der glorreichen Schlacht bey Leipzig sie bestimmt hätten, fürs erste die Reise nach Frankreich aufzuschieben. Sie gingen also über den Rhein zurück, und besuchten Giessen, Marburg, Göttingen und andere Städte, wo die mimischen Darstellungen überall grossen Beyfall fanden, und kamen am 21. Febr. in Dresden an. In diesem herrlichen Sammelplatze so vieler trefflicher Gelehrten, Künstler und Kunstwerke fanden sie, ungeachtet der grossen Verluste und Beschädigungen, welche die Residenz durch den Krieg erlitten hatte, eine sehr gütige und ehrenvolle Aufnahme, die alle ihre Erwartung übertraf. Der edle General-Polizeydirector Hr. Baron *v. Rosen* lud sie zu einer glänzenden Abendversammlung ein, wo sich der erlauchte General-Gouverneur Fürst *Repnin* und seine Frau Gemahlin, und eine grosse Anzahl Personen aus den höhern und gebildeten Ständen einfanden. Hier stellte Mad. *Schütz* die Isis, einen Sphinx, eine Caryatide, die Galathée des Pygmalion, auf seine Bitte belebt, die Cassandra, in ihren Weissagungen durch Ajax Erscheinung unterbrochen, die Lady Macbeth nach Shakespeare, Sabina, oder eine Römerin an ihrem Putztische, und mehrere Madonnen vor, welche Darstellungen mit dem ehrenvollsten Beyfall aufgenommen wurden. Eine öffentliche mimische Vorstellung gab die Künstlerin im königl. Theater am 4. März vor einer grossen Anzahl von Zuschauern. Hier machte besonders die Gruppe der Niobe, wozu sie zwölf liebliche Mädchen eingelehrt hatte, und die *Verklärung* nach einem Altarblatt von *Albert Dürer*, einen bewundernswürdigen und allgemein bewunderten Effect. Ausserdem wurden noch im königl. Theater verschiedne Gastrollen von Hrn. u. Mad. *Schütz* bey vollem Hause gegeben: als in der Octavia, Maria Stuart, und den Hagestolzen. Bey diesem Aufenthalte in Dresden wird ihnen, wie sie dankbar rühmen, die Huld der hohen Russischen Herrschaften, die gewogenheitsvolle Aufnahme des Hrn. Baron *v. Rosen*, die Güte und Gefälligkeit so vieler verehrungswürdigen Gelehrten u. Künstler, eines *v. Racknitz*, *Körner*, *Ammon*, *Böttiger*, *v. Winkler*, *Kind*, der Fräulein *v. Winkler*, einer herrlichen Künstlerin, des trefflichen Theaterpersonals und mehrerer Andern, unvergesslich bleiben. Sie hätten gern, den an sie ergangnen Aufforderungen zufolge, ihren Aufenthalt in Dresden noch etwas verlängert, wenn sie nicht ihre auf ein Jahr eingegangene Verbindung mit dem unter der geschmackvollen Leitung des Hrn. Prof. *Rhode* blühenden Theater zu Breslau genöthigt hätte, ihre Reise dahin anzutreten, wo sie am 11ten März anlangten, und von allen Seiten ebenfalls sehr gütig aufgenommen, die erste theatralische Vorstellung in der Merope am 16ten März gegeben haben.

Wir beschliessen diese Nachricht mit einigen geistvollen Gedichten, welche durch die Darstellungen von Mad. *Schütz* in Dresden veranlasst worden.

1.

An Madame Schütz

nach der Vorstellung der Octavia

von

Hrn. Hofr. *Böttiger*.

Dank dir, du vielgestaltende, vielgestaltete Mima,
Dass du mit seltener Kunst seltne Gemüthlichkeit ein'st.
Sage, wo fand'st du ihn wohl, den Stab, den Tausende suchen,
Jenen Merkuriusstab, welcher die Schatten erweckt?
Nur in der eigenen Brust, und im Machtgebote der Kunst nur
Fandst du den zaubernden Stab, welchen kein Momus entreisst.
Schöpferisch hast du Octavien uns, die Treue, gegeben,
Schmuck und Gang und Gewand, alles war römisch an dir.
Wär' ich ein Künstler, ich hätte den Reichthum plastischer Formen
Als unschätzbaren Schatz mir im Gemüthe bewahrt.
Doch auch so wird stets mir dein Spiel der Erinnerung Fest seyn,
Nimmer verläfst mich das Bild und der Geberdungen Reiz.
Du triumphirst als Mutter, der Bosheit die Kinder entrissen,
Und mit der Niobe Schmerz ein'st du der Römerin Stolz.

Grüsse mir auch den Imperator, den stattlichen Feldherrn,
Wahrlich ihn schmücket mit Recht fürstlich das Purpurgewand.

2.

Zwiefache Verklärung.

Sonnet an Madame Hendel-Schütz

nach der Darstellung am 4. März

von

Hrn. *Fr. Kind*.

Noch ringt die Brust mit stürmischen Gefühlen,
Noch schwelgt der Blick in wechselnden Gestalten,
Die zaubrisch schön im Flug vorüber wallten,
Und reg wie Geisterchöre mich umspielen.

Lass Phantasie, die Flammen mich erkühlen,
Nur *Ein* Gebild, nur Eines lass dich halten,
Ach willst auch du den Fittig schon entfalten,
Du Aetherbild — wohin — nach welchen Zielen?

Zum Himmel auf schon körperfreye Seele,
Zum Vaterlande schwebt die Meisterin,
Zum Himmel auf schwebt *Hendel-Raphaëls*.

Doch

*) Man sehe die Recension dieses Werks A. L. Z. 1810. N. 296 u. f.

Doch nun o ſieh, aus goldnen Sternenſphären
Zur Erde kehrt die Himmelskönigin,
Die *ſie* verklärte, wieder zu verklären.

3.

Nach der pantomimiſchen Darſtellung der Sabina

von

Hrn. Hofr. *Böttiger.*

Einſt erſchien mir Sabina, ſo nannte das trügriſche Bild ſich,
Und ich bemerkte mit Fleiſs, wie ſich das Schattenbild ſchmückt.
Bald entſchwand mir der Schatten. Es kamen ernſt're Geſtalten,
Und ich gedachte nicht mehr, was mir im Bild nur erſchien.
Siehe, da trittſt du vor mich. Die erſte war Pſeudo-Sabina.
Du allein biſt echt! Hätt' ich dich früher geſehn!

Berlin.

Hier wurde am 11ten März d. J. die groſse Oper: die *Bajaderen*, von Hrn. *Jouy*, Verfaſſer der Veſtalin, mit Muſik von Hrn. *Catel*, Prof. der Muſik beym Conſervatoire in Paris, zum erſten Male mit gröſster Pracht aufgeführt. Dichtkunſt, Muſik, Malerey, Schauſpielkunſt und Tanz zeigten ſich hier in einem wunderbar ſchönen Verein. Hr. Prof. *Burnat* hatte die Decorationen im oſtindiſchen Coſtume äuſserſt ſchön und fleiſsig gearbeitet. Die Tänze waren ebenfalls ſehr ſchicklich nach der Landesſitte durch Hrn. Ballemeiſter *Telle* angeordnet, und wurden eben ſo, wie die Geſänge und Chöre, vortrefflich ausgeführt.

Noch immer beeifern ſich hieſige Künſtler, mit der Ausübung ſchöner Künſte auch edle patriotiſche Zwecke zu verbinden. So iſt eben wieder für den 29. März das groſse Oratorium von *Händel: Judas Maccabaeus*, angekündigt worden, welches unter Leitung des Hrn. Concertmeiſter *Schick* im Concertſaale des königl. Opernhauſes zum Beſten der *vaterländiſchen Verwundeten* aufgeführt werden ſoll.

Vermiſchte Nachrichten

aus England im Jan. 1814.

Nachdem das ſchwere Joch für Norddeutſchland, die Blokade der Weſer und Elbe, zerbrochen iſt, knüpfen ſich die ſchriftlichen Unterhaltungen der deutſchen Gelehrten mit den Gelehrten des glücklichen Englands wieder an, und wir erfahren in literariſcher Hinſicht jetzt Manches wieder, welches uns vorher vorenthalten bleiben muſste.

Monſ. *Sonnerat* iſt neulich mit ſeinen Sammlungen aus Indien in England angekommen, und nach Paris gereiſet. Sie beſtehen gröſstentheils aus Zeichnungen. Mr. *Roxburgh*, der auf der Küſte Coromandel Botanicus der engl. Oſtind. Compagnie war, iſt in St. Helena aus Bengalen angekommen, und wird mit der nächſten Flotte in England erwartet. Er hat eine Flora Indica, die Er geſchrieben, vorausgeſchickt, und ſie dem Sir *Joſeph Banks* in Verwahrung gegeben. Sie enthält nur 3200 Species, welche allem Vermuthen nach nur ein Drittheil der Indiſchen Flora ausmachen. Sein Nachfolger als Botanicus der engl. Oſtind. Compagnie auf der Küſte Coromandel, Dr. *Benjamin Heyne*, iſt bereits ſchon vor anderthalb Jahren, nach einer zwanzigjährigen Abweſenheit nach England zurückgekommen, und wird im Monat März auf 4 bis 5 Jahre ſeine Reiſe nach Caſhmir und Tibet antreten, wo er einer reichen Pflanzenärnte entgegenſieht, weil vor ihm noch kein Naturforſcher dieſe Gegenden beſuchte. Vor ſeiner Abreiſe hat er einen groſsen Theil ſeiner bedeutenden Pflanzenſammlung, die er auf der Küſte Coromandel, in Hindoſtan und *Sumatra* zuſammenbrachte, dem Dr. *Roth* in Vegeſack geſchenkt, um zugleich ſeinem lieben deutſchen Vaterlande groſsmüthig ein Opfer zu bringen. Unter andern ſind von den Gattungen *Juſticia*, *Gratiola*, *Hedyſarum*, *Mimoſa* und einiger Gräſer funfzig und mehrere Species vorhanden. Dieſe Sammlung, welche jetzt auf deutſchen Boden verpflanzt wird, enthält über 1500 Arten, die Hr. Dr. *Heyne* zuvor in Geſellſchaft ſeines Freundes *Brown*, erſten Bibliothekar des Sir *Joſeph Banks*, mit dem groſsen Herbario des Letztern verglichen hat. Mr. *Brown* wird bald eine Flora von Neuholland herausgeben, die viel Aufſehen machen wird. Sie enthält 3500 Arten. Sein Prodromus iſt ſchon längſt erſchienen. Sein Freund und Reiſegefährte *Bauer* giebt jetzt vortreffliche Zeichnungen von ſeinen neuen Generibus heraus, zugleich mit der Abbildung einer Species jeder Gattung. Mineralogie und Geognoſie werden jetzt in England mit vielem Eifer bearbeitet.

Der Hr. Geh. Staatsrath v. *Dobeneck* zu Köthen hat auf ſein *wiederholtes* Anſuchen von der vormundſchaftlichen Regierung den Abſchied mit der Erlaubniſs erhalten, ſich in andere Dienſte begeben zu können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1814.

GESCHICHTE.

MAYNZ, b. Kupferberg: *Die Schweden zu Maynz.* Ein Beytrag zur Geschichte dieser Stadt aus gedruckten und ungedruckten Quellen. Von *Franz Joseph Bodmann*, Präsident(en) des Tribunals der kaiserlichen Duanen, und Conservator der öffentlichen Stadtbibliothek zu Maynz. (1813.) IV u. 136 S. gr. 8. Mit Kupfern. (12 gr.)

Historische Gemälde von den Schicksalen einzelner Gegenden oder Städte während des dreyssigjährigen Krieges, und von den besondern Vorfällen, welche darin oder in ihrer Nachbarschaft zu dieser Zeit statt gehabt hatten, mit Wahrheit entworfen, und mit kräftigem Pinsel ausgemalt, sind sowohl dem Liebhaber historischer Kunst angenehm, als dem Geschichtkenner interessant. Verschiedene Anekdoten und Charakterzüge, und die Schilderung des gegenseitigen Benehmens der handelnden Personen, die er darin findet, machen sie ihm zugleich lehrreich. Diese gute Wirkung kann sich auch gegenwärtige Schrift des bereits durch mehrere historische Werke rühmlich bekannten Vfs. ihres Inhalts, zum Theile auch der Darstellung wegen gewiss versprechen.

Die Scene eröffnet sich mit der Einnahme der Festung Königshofen im Bisthum Würzburg durch die Schweden zu einer Zeit, da nach dem Haupttreffen bey Leipzig im J. 1631 der ganze niedersächsische Kreis von der kaiserlichen Partey abtrat, und mehrere Kreisstände und protestantische Höfe sich ohne Scheu an den Feind anschlossen. Mit dem Falle dieser Festung bemächtigte sich Höllenangst der Stadt Maynz, und vorzüglich ihrer Geistlichkeit. Die Stadt ward zwar durch die Bereitwilligkeit des Landmanns und der weltlichen Einwohner von Maynz mit Lebensmitteln gut versehen; aber es fehlte so sehr an guten Festungswerken, an sachkundigen Obersten, an einem reichen Zeughause, an Uebung und Taktik im Felde und in der Schanze, dass schon vor Annäherung des Feindes unter dem Generalstabe berathschlagt ward, ob es nicht räthlicher wäre, lieber die Stadt nach vorher versenktem oder vernageltem Geschütze und fortgeschaffter Munition beym ersten Angriffe dem Feinde zu übergeben. 2000 Spanier, die zur Vertheidigung ankamen, betrugen sich beynahe schlimmer, als man vom Feinde erwarten konnte. Als endlich die Schweden ernstliche Anstalten trafen, die Stadt Maynz mit Sturm zu nehmen, sank der Besatzung der Muth, und man übergab sie auf Capitulation, wozu ausser dem Generalstabe auch noch manche Angesehene, um sich des spanischen Joches zu entledigen, unter der Hand das Ihrige beygetragen hatten. Das eroberte maynzische Gebiet wurde nun als schwedisches Land behandelt. Das in der Stadt niedergesetzte Regierungscollegium, oder königliche Regiment, von dessen Siegel S. 26. ein Abdruck sich befindet, bestand aus Präsidenten und acht Regimentsräthen; das Landhofgericht administrirte zu Maynz in letzter Instanz gute, aber langsame und theure Justiz nach den bestehenden Landesgesetzen; für Justizsachen in erster Instanz erhielt das Stadtgericht eine *allgemeine* Gerichtsbarkeit; der Stadtrath ward reformirt, und zur Handhabung der Stadtpolizey ein neues Collegium niedergesetzt, welches der beharrlichen Unannehmlichkeiten wegen öfters, aber vergeblich, um seine Entlassung bat. Für das Finanzwesen war ein Generalrentmeister aufgestellt, Andreas Tropig: eine wahre Geissel des Landes. Das barbarische Verfahren des schwedischen Regiments glaubt der Vf. nur daraus erklären zu können, dass vielleicht der König von Schweden ein Beyspiel von Strenge gegen die Bürger der Residenzstadt des ersten geistlichen Erzfürsten, dessen Hauptthätigkeit bey Bildung der katholischen Lige ihm nur allzu wohl bekannt war, und gegen die demselben anhängige Geistlichkeit daselbst geben wollte. Ausserdem, dass die Stadt ein unverhältnissmässiges Quartier tragen musste, wurde auf ausdrückliche königl. Ordre aus den Häusern der emigrirten Bürger und Geistlichen aller Vorrath an Lebensmitteln und Geräthschaften rein weggeschleppt. Als Brandschatzung und für Abwendung der Plünderung wurde eine ungeheure Summe gefordert, die jedoch der König auf der Bürger fussfällige Bitte für sie auf 80,000 und für die Stadtgeistlichkeit auf 81,000 Reichsthaler herabsetzte, mit dem Beysatze: „er wolle ein Schelm seyn, wenn er ihnen ferner etwas nachlasse." In der Verlegenheit bat die Geistlichkeit den abwesenden Kurfürsten und das Domkapitel schriftlich um ihre Verwendung, dass die erforderliche Summe irgendwo gegen ein hinreichendes Pfand aufgebracht werden möchte. Wer sollte es nun wohl glauben, dass, als der Kurfürst den hohen und niedern Clerus darüber zur Berathschlagung zog, das Domcapitel die Erklärung that: „es sey ganz Schatzungs- und Steuerfrey, und zahle zur Brandschatzung nichts." Am Ende lief auch die Erklärung des niedern Clerus darauf hinaus, dass die Brandschatzung nicht bezahlt werden sollte. Was die Bürgerschaft zu entrichten hatte, wurde nach den Häusern vertheilt. Da aber sehr viele Eigenthümer aus Unvermögenheit ihren Antheil nicht hatten bezahlen können, wurden ihre Häu-

Häuser und übrigen Gebäude ohne Schonung niedergerissen, und ihre Gärten verwüstet. Vorzüglich traf dieses Loos den ärmsten Theil der Stadt, wovon noch nach der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts über zwey Drittheile in Schutt lagen. Die Rentbeamten bemächtigten sich der geistlichen Einkünfte und aller Frucht- und Weinlieferungen, und den Geistlichen wurde kaum ihr nothdürftiger Unterhalt gereicht. Die abwesenden Geistlichen verloren ihre Pfründen, die Häuser der emigrirten Geistlichen und Bürger wurden geplündert und zerstört, und alles an denselben befindliche Holz, Eisen und Bley verkauft. Unter allen geistlichen Ordensständen aber ward keiner härter behandelt, als der Jesuiterorden, der durch seine Schul- und Hofdogmatik, in Cabinetten, im Beichtstuhle, auf Kanzeln und in Controversschriften u. s. w. dem protestantischen Theile sich gerade gegenüber gelagert hatte. Gustav Adolph wusste es genau, welche bedenkliche Plane die Jesuitencollegien zu Dillingen, Würzburg und Maynz durch den kurfürstlichen Beichtvater, P. Nithard Biber, und den Rector des Collegiums zu Maynz geschmiedet hatten. (Man hat hierüber nach der Versicherung des Vfs. aus den Correspondenzen der Jesuiten in dem oberrheinischen Societäts - Provinzialarchive und in der Kiste der theologischen Facultät der ehemaligen Universität zu Maynz erst vor kurzem ganz ausserordentliche Aufschlüsse erhalten.) Kaum war der König zu Maynz angekommen, als er das Collegium mit Mannschaft stark besetzen, alle Zugänge stark bewachen, alle Güter und Renten desselben administriren liess. Auf des Canzlers Axel Oxenstiern ausdrücklichen Befehl wurde den Jesuiten von der dem Clerus aufgelegten Brandschatzungssumme geradezu die Hälfte mit 40,000 Thalern zugetheilt. Als die Zahlung wegen vorgeschützter Unmöglichkeit unterblieb, jagte die schwedische Regierung die Jesuiten aus der Stadt, nahm alle ihre Häuser, Güter und Renten in Beschlag, und bemächtigte sich aller ihrer Mobilien u. s. w. Doch haben diese Herrn an der ganzen Summe nicht über 4000 Reichsthaler abbezahlt, und in der Folge eine weitere Zahlung von sich abzulehnen gewusst. Die Bürgerschaft achtete Gustav Adolph, und er liess niemand von sich abweisen; hingegen behandelte er alle, die ihn flohen, als seine Feinde. Ihm hat die Stadt die erste Ausdehnung und die Verbesserung ihrer Befestigungs - Aussenwerke zuzuschreiben. Dadurch fielen zwar viele Kirchen, Häuser und Güter ohne Entschädigung der Eigenthümer in die Verschanzung, und wurden zerstört oder verwüstet; doch schützte sich auch eine Menge Arbeiter, die man hierzu aufgeboten, dadurch vor dem Hungertode. Handel, Kunst- und Wissenschaftscultur, Industrie u. s. w. lagen in diesem vandalischen Zeitraume zu Maynz tief darnieder, und so weit die schwedischen Horden gezogen waren, war auch die Sicherheit der öffentlichen Strassen verscheucht, an deren Stelle allenthalben grosse Räubereyen, Mordthaten, Plünderungen nebst den abscheulichsten Verbrechen getreten waren. Die geringste Schuld fiel freylich auf den Zucht und Recht liebenden König; die grösste auf die Anführer dieser unseligen Rasse von Menschenkindern. Das Andenken an die Schweden hat sich bis jetzt durch die zu Maynz von ihnen geprägten, freylich sehr seltenen, silbernen und goldenen Münzen erhalten. In Ausdrücken und Geberden benahm sich Gustav Adolph nicht immer seiner Würde gemäss. Die Königin Eleonora, die einige mal nach Maynz kam, war eine überaus schöne Fürstin, auch lieblich, herablassend und freundlich gegen jedermann; darum konnten sich die Maynzer nicht satt genug an ihr sehn. Des Elendes suchte sie überall so viel zu mindern, als in ihren Kräften stand; daher ward sie ungern vermisst. Noch ein anderer Gast, der den Rest seiner unglücklichen Tage in Maynz verlebte, war der ehemalige Kurfürst Friedrich von der Pfalz.

Nach Gustav Adolphs Tode war die erste Regentenhandlung seiner Nachfolgerin Christine die von allen Einwohnern in Maynz eingenommene Huldigung, welche ihr Vater nie gefordert hatte. Jedermann gehorchte; nur die fünf noch übrig gebliebenen Jesuiten, die Kapuziner und drey Recollectenmönche waren aus vorgegebenen Gewissensgründen zur Huldigung nicht zu bewegen, und wurden aus dem schwedisch - deutschen Boden verwiesen. Inzwischen waren religiose Schwärmerey, tartüffisch geübte Intoleranz, feste Anhänglichkeit an absichtlich ersonnene Wundergeschichten vielleicht nie zu Maynz herrschender, als zu dieser Zeit. Nach der Unterzeichnung des bekannten Friedens zu Prag suchten die Kaiserlichen Maynz in ihre Gewalt zu bekommen. Gallas liess, da bereits Mangel und Theurung einen hohen Grad erreicht hatten, auch noch die vier Rheinmühlen zusammenschiessen, und schnitt der Stadt alle Zufuhre ab. Doch der Herzog Bernhard von Weimar entsetzte sie. Eben dieser Feldherr *vereinigte sich mit* der neu angekommenen *französischen Armee des Herzogs* de la Valette, und hausete im untern Erzstift disseits des Rheins so fürchterlich, dass fast nirgend ein Stein auf dem andern blieb. Zuletzt riss aber auch in dem Lager dieser beiden Heerführer eine schreckliche Hungersnoth und eine epidemische Ruhr ein. Sie brachen daher nach Metz auf, und Gallas erschien sogleich wieder vor Maynz. Nachdem die Stadt länger als drey Monate aufs härteste belagert worden, nachdem darin Esel- und Pferde-, auch Hunde- und Katzenfleisch selbst um das höchste Gebot nicht mehr aufzutreiben waren, nachdem man seine Zuflucht zu verfaultem Schuhleder und zum Aase von Thieren, als Nahrungsmitteln, genommen hatte, die Munition zu fehlen anfieng, das Geschütz unbrauchbar wurde, und kein Entsatz zu hoffen war, wurde sie endlich am $\frac{7}{17}$ December 1635 durch Capitulation an den Kaiser und Kurfürsten von Maynz abgetreten. Den Abzug besiegelten die Schweden durch verdoppelte Barbarey und durch unmenschliche Gewaltthätigkeiten.

So niederschlagend solche Beyspiele von Rohheit und Grausamkeit sind, womit die Geschichte des drey-

dreyssigjährigen Krieges bezeichnet ist, und so sehr man bey der Betrachtung derselben an der Menschheit verzweifeln möchte: so sehr richtet sich unser Gemüth wieder auf, wenn man mit dem, was einst war, das, was jetzt ist, vergleicht, und die erfreulichen Zeichen der wohlthätigen Veränderung wahrnimmt, welche seit dem Zeit und andere Umstände in der Denkungsart, den Sitten und der Handlungsweise ehedem roher Völker hervor gebracht haben. Der Vf. hat etwas weniges aus gedruckten Werken, z. B. aus *Pufendorf*, aus dem *Theat. Europ.*, das meiste aber aus noch ungedruckten, sehr schätzbaren Quellen entnommen, und erweckte in uns nebst dem Gefühle aufrichtigen Dankes für diese, die Sehnsucht nach weitern Mittheilungen aus Archiven, wozu er Hoffnung machte. Schade, dass Provinzialismen und andere Sprachfehler diese Schrift hier und da entstellen!

Ohne Druckort: *Ueber das Schicksal Straubings und des bayerischen Waldes während des dreyssigjährigen Krieges* vom October 1633 bis April 1634. Von *Joseph von Mussinan*, königl. bayer. Appellationsrathe und correspond. Mitgliede der histor. Klasse der königl. bayer. Akademie der Wissensch. in München, Mitgliede des landwirthschaftl. Vereins in Bayern, und der kameral. ökonom. Gesellschaft in Erlangen. 1813. XXXII und 128 S. 8.

Vorliegendes Stück ist in der Gestalt, in welcher es hier erscheint, kein Original, sondern ein von dem Hn. *v. M.* in deutscher Sprache verfertigter Auszug aus dem lateinischen Manuscripte des gleichzeitigen Abtes zu Oberaltach, *Veit Höser*. Des Herausgebers unüberwindliche Vorliebe zur Geschichte bewog ihn, wie er in der Vorrede versichert, sich diese Handschrift aus München zu verschaffen, und das Wesentliche derselben zu übersetzen. Er glaubte, dass die in dieser Schrift gesammelten Thatsachen manchen Einwohner der Städte Straubing, Landshut, Deggendorf, Cham, und der bayrischen Waldgegend überhaupt interessiren würden, besonders da seine Absicht einzig dahin gieng, die ehemaligen Kriegsvorfälle so anschaulich darzustellen, dass auch der gemeinste Mann nicht viel Mühe haben soll, darin Maasregeln zu finden, die ihm in solchen traurigen und drückenden Zeiten zur Erleichterung des Schicksals dienen, und sein Benehmen leiten könnten." Mit diesem Zwecke vereinigte Hr. *v. M.* noch einen andern: er wünschte nämlich, dass diese Schrift zum Besten der verwundeten Krieger seines Vaterlandes gedruckt werden möchte, und übergab sie in dieser Absicht der Municipalität in Straubing.

Aus der vorangehenden kurzen Lebensgeschichte des Abts lernt man denselben als einen Mann von wissenschaftlichen Kenntnissen, von toleranter Gesinnung gegen seine Ordensbrüder, von gerader Lebensweise und frohem Sinne kennen. Er ward geboren am 2. November 1577 zu Kirchenlaibach nicht weit von Bayreuth. Noch war er nicht volle 6 Jahre Priester, als er schon Prior in seinem Kloster wurde. Von den jüngern Brüdern ward er geliebt, aber von den ältern und von seinem Abte, Christoph, gehasst und verfolgt. Es war ein grosses Verbrechen, dass er mehr wusste, als seine Verfolger, und sich noch mit andern Dingen beschäftigen wollte, als mit Betrachten und Beten. Die Verfolgung gieng so weit, dass er endlich in seinem Kloster eingekerkert wurde. Indessen kennt man die speciellen Ursachen dieses Verfahrens nicht. Nach seiner Befreyung musste er noch bis zum Jahre 1612 in den Klöstern zu Tegernsee und Andechs im Exilium leben. Ein ehrenvoller Ersatz für ihn war es, dass er nach des Abts Christoph Tode im J. 1614 von seinen Mitbrüdern einmüthig zum Abte in Oberaltach erwählt wurde. Als Abt erwarb er sich grosse Verdienste um sein Kloster. Besonders bestrebte er sich, in demselben die wissenschaftliche Cultur in Aufnahme zu bringen. Zu einer Zeit, wo die grösste Hungersnoth herrschte, führte er 8 Jahre hindurch ununterbrochen verschiedne Gebäude auf, um den armen Arbeitern Brod zu verschaffen; und doch hatte er in Führung der Hauswirthschaft alle seine Vorgänger und Nachfolger übertroffen. Merkwürdig ist es, dass er durch Beobachtungen schon auf den Gedanken von der Möglichkeit, durch einen Gewitter-Ableiter die gefährlichen Folgen des Blitzes abzuwenden, gerieth. Er starb im J. 1634 an der Pest, und hinterliess zwey Foliobände Manuscript, wovon der eine die vorliegenden Beyträge zur Geschichte des dreyssigjährigen Krieges, und der zweyte verschiedne andre Merkwürdigkeiten enthält.

Da die Beyträge einen ganzen Foliobánd füllen, so musste Hr. *v. M.* vieles wegschneiden, um das Ganze zu einem mässigen Octavbändchen herabzubringen. Dessen ungeachtet fanden wir darin noch manches Entbehrliche. Ueberhaupt ist die Ausbeute aus dieser Schrift zur Erweiterung der Kenntniss von diesem Kriege nicht sehr gross. Oft sind es nur allgemeine Dinge, welche der Abt erzählte, Thatsachen, die man als bekannt voraussetzen kann. Von besondern Anekdoten, welche diesem historischen Fragmente das Gepräge der Neuheit hätten verschaffen können, kömmt wenig vor, und wir möchten es lieber einen Bericht des Abts von seiner und seiner Conventualen Flucht aus dem Kloster von einem Orte zum andern, als eine das Schicksal der Stadt Straubing und der umliegenden Gegend erläuternde Erzählung nennen. Auch ist im Vortrage nicht die beste Ordnung beobachtet. Manchmal ist der Abt bereits auf der Reise begriffen, und im Verlaufe der Erzählung befindet er sich noch in seinem Kloster. S. 47. erfährt der Abt in Viechtach von einem Fähnrich, dass 6000 Croaten aus dem kaiserlichen Lager gegen den Feind im Anzuge seyen; diese Nachricht bringt in ihm den Entschluss hervor, getrost wieder in sein Kloster zurückzugehen; und S. 51. kehrt er auf die Nachricht, dass Croaten heranrücken, mitten auf dem Wege wieder um. Wie soll man sich fol-

solche Widersprüche erklären? — In wie weit die Uebersetzung dem Originale getreu sey, können wir nicht bestimmen. Die Sprache des Uebersetzers ist nicht correct.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Preise.

Eines der freudigsten Ereignisse in dem Leben der Bewohner Oesterreichs wird die bevorstehende, sieggekrönte Zurückkunft des Kaisers in seine Staaten und Hauptstadt, nach ruhmvoll erkämpftem Frieden und wieder hergestellter Unabhängigkeit der Europäischen Reiche seyn.

Die Herzen der Oesterreichischen Unterthanen schlagen diesem glücklichen Zeitpunkte in ungeduldiger Sehnsucht entgegen, und ihre Liebe zu dem väterlichen Beherrscher bereitet sich vielfach und fröhlich vor, dieses erhebende Völkerfest würdig zu begehen.

Um die Feyer desselben auch durch die Reize der Kunst zu erhöhen und zu verschönern, hat der Eigenthümer des k. k. privil. Theaters an der Wien einen

Ehrenpreis von hundert Ducaten in Gold für das vorzüglichste hierzu verfaßte Operngedicht

zu bestimmen beschlossen.

Dieses Gedicht darf durchaus kein sogenanntes Gelegenheitstück seyn, das durch zeitige und beschränkte Beziehungen auf die Begebenheit des Tags und den Ort bloss augenblicklich reizt, sondern ein Kunstwerk, das hier um so mehr durch eigenen Werth bestehen muss, als es, durch das wichtigste und glücklichste Ereigniss veranlasst, den Nachkommen ein schönes Denkmal freudig dankbarer Erinnerung an dasselbe werden soll, so wie dessen Zeitgenosse zu seyn, der Stolz des gegenwärtigen Geschlechts ist.

Gleichwie aber die Begebenheit, deren Verherrlichung es bezweckt, nicht für Oesterreich allein, sondern für Deutschland und alle Europäischen Staaten gleich erfreulich und segenreich ist, so wird auch das Interesse desselben nicht bloss auf jenes sich beschränken dürfen, sondern allgemein seyn, und mehr aus dem Ganzen der grossen Sache, als aus örtlichen und engen persönlichen Beziehungen hervorgehen müssen.

Zu leichterer Vermeidung des Einen und besserer Erreichung des Andern, wird für das Gedicht selbst

ein entsprechender Gegenstand aus der alten Welt

gefordert, der das gegenwärtige, glückliche Ereigniss, dessen Bild und Spiegel er seyn soll, in seinen grossen und wichtigen Beziehungen hell und lebendig wiederstrahlt.

Die weiteren Forderungen und Bedingungen für dasselbe als grosses Operngedicht in Bezug auf Anordnung und Ausführung ergeben sich von selbst.

Auf Verzierung, Schönheit der Trachten, Tanz und glänzende Darstellung überhaupt, wie schon die Würde des Gegenstandes und der hohen Feyer es erheischt, wird aber, als auf das die Schaubühne an der Wien eigenthümlich Charakterisirende, noch besonders Rücksicht zu nehmen seyn. Jedoch soll diess nicht als bloss äussere Zuthat, sondern vielmehr dem Gedichte wesentlich und mit ihm nothwendig verbunden erscheinen.

Das Ganze kann in zwey oder drey Aufzüge abgetheilt seyn, und dessen Dauer die gewöhnliche Zeit eines Theaterabends nicht überschreiten.

Die Einsendung ist um so mehr zu beschleunigen, als der Zeitpunkt der ersehnten Rückkehr des erhabenen Monarchen nicht sehr ferne seyn dürfte, und der Tonsatz überdiess noch berücksichtigt werden muss. Sie geschieht auf die bekannte Weise mit versiegelten Briefen und Aufschriften an die Direction des k. k. priv. Theaters an der Wien. Früher eingereichte Operngedichte sind von der Preisbewerbung ausgeschlossen.

Die Namen jener Männer, die über den Werth der eingesendeten Werke entscheiden werden, sollen zugleich mit dem Erfolg der Entscheidung durch die öffentlichen Blätter zur Kenntniss kommen. Wien den 10. Februar 1814.

Die Direction des k. k. priv. Theaters an der Wien.

II. Beförderungen u. Ehrenbezeugungen.

Hr. *Jos. Bernt*, Dr. der Medicin und bisher Prof. an der Prager Universität, hat die erledigte Professur der medicin. Polizey und gerichtlichen Arzneykunde an der Wiener Universität mit einem Gehalt von 2000 Fl. erhalten.

Der bisherige westphäl. Staatsrath, Hr. *Schmidt-Phiseldeck*, ist von dem Herzog zu Braunschweig zum wirkl. Geh. Regierungs-Rathe zu Braunschweig ernannt worden.

Se. Königl. Hoheit der Kronprinz von Würtemberg hat seinen bisherigen Bibliothekar, Hn. Dr. *Rehfues* in Stuttgart, zu seinem Hofrath ernannt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1814.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Universitäten.

Berlin.

Verzeichniss der von der hiesigen Universität im Sommerhalbenjahre 1814 vom 13ten April an zu haltenden Vorlesungen.

Gottesgelahrtheit.

Herr Prof. Dr. *de Wette* wird den *ersten* Theil der *biblischen Einleitung* nach eignem Plan viermal von 3—4 Uhr vortragen.

Hebräisch-jüdische Geschichte und Archäologie lehrt *Derselbe* nach seinem Handbuch (Leipzig 1814.) viermal wöchentlich von 9—10 Uhr.

Biblische Geographie Hr. Dr. *Bellermann* nach seinem Handbuch, Mittwochs und Sonnabends von 10—11 Uhr.

Hebräische Grammatik nach Gesenius, und *hebr. Metrik* nach seinem Handbuch *Derselbe* Mittwochs und Sonnabends von 11—12 Uhr.

Die *Weissagungen Ezechiels* erklärt Hr. Prof. Dr. *de Wette* Montags und Donnerstags von 3—4 Uhr.

Die *Hermeneutik des N. Testaments* wird nach Beendigung der allgemeinen Hermeneutik Hr. Prof. Dr. *Schleiermacher* vortragen zweymal wöchentlich von 5—6 Uhr.

Die *Apostelgeschichte* und die *Briefe an die Thessalonicher* erklärt *Derselbe* wöchentlich viermal von 8—9 Uhr.

Eine *Einleitung in das Studium der Kirchengeschichte*, verbunden mit einer allgemeinen Uebersicht derselben, trägt Hr. Prof. *Neander* öffentlich vor.

Den *ersten* Theil der *Kirchengeschichte* wird *Derselbe* in 5 wöchentlichen Stunden von 11—12 Uhr vortragen.

Den *zweyten* Theil der *Kirchengeschichte* Hr. Prof. Dr. *Marheinecke*, sechsmal wöchentlich von 11—12 Uhr.

Die *Dogmengeschichte* lehrt Hr. Prof. *Neander* viermal wöchentlich von 10—11 Uhr.

Symbolik, oder Darstellung der verschiedenen dogmatischen Systeme, Hr. Prof. Dr. *Marheinecke*, nach seinem Lehrbuch (*Instit. symb.* Berol. 1812.) fünfmal von 12—1 Uhr.

Rechtswissenschaft.

Juristische Encyklopädie trägt nach seinem eigenen Lehrbuche Hr. Prof. *Schmalz* vor um 9 Uhr.

Die *Geschichte der Justinianeischen Gesetzgebung* bis zum Landfrieden von 1495 erzählt Hr. Prof. *Biener* in zwey wöchentlichen Stunden öffentlich.

Institutionen, *Geschichte* und *Alterthümer des römischen Rechts* lehrt Hr. Prof. *von Savigny* von 11—1 Uhr.

Institutionen des römischen Rechts Hr. Dr. *Reinicke* um 10 Uhr.

Pandekten liest nach Westenberg Hr. Prof. *Göschen* von 11—1 Uhr.

Kanonisches Recht lehren Hr. Prof. *Schmalz* nach Böhmer um 10 Uhr, und Hr. Dr. *Reinicke* viermal wöchentlich um 11 Uhr.

Deutsches Privatrecht, nach seinem eignen Handbuche, liest Hr. Prof. *Schmalz*.

Lehnrecht nach Pätz, Hr. Prof. *Biener*, fünfmal die Woche um 9 Uhr.

Die *Grundsätze des Civilprocesses* trägt nach Martin fünfmal wöchentlich Hr. Prof. *Schmedding* vor um 9 Uhr.

Criminalrecht trägt nach Feuerbach Hr. Prof. *Biener* in fünf wöchentlichen Stunden um 8 Uhr vor.

Praktisches Europäisches Völkerrecht liest Hr. Prof. *Schmalz* um 11 Uhr.

Heilkunde.

Medicinische Encyklopädie und *Methodologie* Hr. Prof. *Rudolphi* Mittwochs und Sonnabends von 9—10 Uhr öffentlich.

Osteologie, Montags, Dienstags, Donnerstags und Freytags von 12—1 Uhr Hr. Prof. *Knape*.

Gefässlehre, oder auch *Nervenlehre*, Hr. Dr. *Rosenthal*.

Vergleichende Anatomie Hr. Prof. *Rudolphi*, Montags, Dienstags, Donnerstags und Freytags von 9—10 Uhr.

Vergleichende Anatomie des Auges Hr. Dr. *Rosenthal*.

Knochenlehre der Hausthiere, Hr. Prof. *Reckleben*, zweymal in der Woche öffentlich.

Physiologie täglich von 8—9 Uhr Hr. Prof. *Rudolphi*.

Einleitung in die allgemeine Physiologie Dienstags und Sonnabends von 12—1 Uhr Hr. Prof. *Horkel* öffentlich.

Pathologie nach Brandis Hr. Prof. *Reich* viermal in der Woche von 3—4 Uhr.

Die *Institutionen der praktischen Medicin*, welche die Anfangsgründe der Erkenntniss- und Heilung der Krankheiten enthalten, trägt Hr. Prof. *Hufeland* vor von 1 — 2 Uhr.

Die *specielle Therapie*, und zwar den *ersten* Theil, welcher die acuten Krankheiten enthält, *Derselbe* von 4 — 5 Uhr.

Semiotik viermal wöchentlich von 4 — 5 Uhr Hr. Dr. *Wolfart*.

Semiotik nach Gruner Hr. Prof. *Reich*.

Allgemeine Fieberlehre nach eignen Heften *Derselbe* Mittwochs und Sonnabends von 4 — 5 Uhr öffentlich.

Die *Heilart der dynamischen Knochenkrankheiten* Hr. Prof. *Gräfe* öffentlich.

Formulare Montags, Dienstags und Donnerstags von 11 — 12 Uhr Hr. Prof. *Knape*.

Generelle Chirurgie Montags, Dienstags, Donnerstags und Freytags von 3 — 4 Uhr Hr. Prof. *Gräfe*.

Medicinische Chirurgie Hr. Dr. *Bernstein* von 4 — 5 Uhr.

Die *Kunst des Verbandes und der Anlegung der Maschinen* zeigt *Derselbe* von 3 — 4 Uhr.

Geburtshülfe Hr. Prof. *Gräfe* Donnerstags und Freytags von 7 — 8 Uhr.

Theoretischer und *praktischer Theil der Geburtshülfe* Hr. Dr. *Friedländer* Montags, Mittwochs und Sonnabends von 2 — 3 Uhr.

Medicinische Polizey viermal wöchentlich in noch zu bestimmenden Stunden Hr. Prof. *Knape*.

Geschichte der Medicin Hr. Prof. *Reich*.

Klinische Uebungen in Verbindung mit Hn. Dr. *Bernstein*, der die chirurgische Praxis besorgt, im Königl. poliklinischen Institut Hr. Prof. *Hufeland* täglich von 11 — 12 Uhr.

Klinik der Chirurgie und *Augenheilkunde* im Königl. chirurgisch - klinischen Institute Hr. Prof. *Gräfe* von 2 bis 3 Uhr.

Praktische Anleitung zur geburtshülflichen Klinik Hr. Dr. *Friedländer* Montags, Mittwochs und Sonnabends von 3 — 4 Uhr.

Theoretische und *praktische Thierheilkunde*, sowohl für Thierärzte als künftige Physiker, wie auch für Oekonomen, Hr. Dr. *Reckleben*.

Philosophische Wissenschaften.

Logik und *Dialektik* lehrt Hr. Prof. *Solger*.

Eine *Anleitung zum philosophischen Denken*, worin zugleich eine *Einleitung in die Philosophie* gegeben und die *Logik als formales Organon* der Philosophie dargestellt wird, bietet Hr. Dr. *Krause* an, von 5 — 6 Uhr, öffentlich.

Die *Grundlehren der Philosophie* trägt Hr. Prof. *Solger* vor.

Ueber das *System der Philosophie*, welches die allgemeine Philosophie, und die Philosophie der Vernunft, der Natur und der Menschheit umfasst, liest Hr. Dr. *Krause* von 3 — 4 Uhr.

Die *Lehre von Gott*, *der Welt und der Seele* wird Hr. *Bürja*, Mitglied der Königl. Akad. der Wissenschaften, öffentlich vortragen.

Philosophische Naturlehre Hr. Prof. *Weiß* Montags, Mittwochs und Freytags von 9 — 10 Uhr.

Die *allgemeinen Grundsätze der Auslegungskunst* trägt vor Hr. *Schleiermacher*, Mitglied der Königl. Akad. der Wissensch., viermal wöchentlich von 5 — 6 Uhr.

Die *Pasilalie*, oder *eine neue allgemeine* und *philosophische Sprache*, lehrt Hr. *Bürja*.

Ueber *Pädagogik* erbietet sich Hr. Dr. *Himly* eine öffentliche Vorlesung einmal wöchentlich zu halten.

Mathematische Wissenschaften.

Eine *Uebersicht der reinen Mathematik* trägt Hr. *Bürja*, Mitgl. d. Königl. Akad. d. Wissensch., Mittwochs und Sonnabends von 12 — 1 Uhr öffentlich vor.

Reine Mathematik lehrt Hr. Dr. *Lehmus* in fünf Stunden wöchentlich von 12 — 1 Uhr.

Ueber das *System der reinen Mathematik*, enthaltend die allgemeine Mathematik, die Arithmetik und die Geometrie, liest Hr. Dr. *Krause* von 12 — 1 Uhr.

Ebene Geometrie, wie auch *Stereometrie*, *ebene* und *analytische Trigonometrie* lehrt Hr. *Grüson*, Mitgl. d. Königl. Akad. d. Wissensch.

Die *Lehre der ebenen* und *sphärischen Trigonometrie* behandelt analytisch nach ihrem ganzen Umfange Hr. Prof. *Tralles* privatim.

Buchstabenrechnung und *Algebra*, nebst der *Analysis endlicher Größen*, und der *Differential* - und *Integral-Rechnung*, trägt Hr. *Grüson* vor.

Der *Integral - Rechnung ersten Theil* liest öffentlich Hr. Prof. *Tralles*.

Ueber *Kegelschnitte* und *andere Curven* liest Hr. *Grüson*.

Statik fester Körper, *Derselbe*.

Descriptive Geometrie, *Derselbe*.

Naturwissenschaften.

Allgemeine Naturlehre wird Hr. Prof. *Erman* öffentlich lehren.

Vom *Weltorganismus* handelt Montags und Donnerstags von 4 — 5 Uhr Hr. Dr. *Wolfart* öffentlich.

Die *Anfangsgründe der Optik* lehrt Hr. Prof. *Fischer* zweymal wöchentlich von 11 — 12 Uhr.

Anleitung zur chemischen Analyse ertheilt Hr. Prof. *Klaproth* Montags und Freytags von 3 — 5 Uhr.

Von den *chemischen Bestandtheilen der organischen Körper* handelt öffentlich Dienstags und Freytags von 6 — 7 Uhr Morgens Hr. Prof. *Hermbstädt*.

Allgemeine Zoologie liest fünfmal wöchentlich Hr. Prof. *Lichtenstein*.

Ornithologie oder *ausführliche Naturgeschichte der Vögel* lehrt *Derselbe* auf dem Königl. zoologischen Museum an drey Tagen wöchentlich.

Naturgeschichte der Crustaceen, *Derselbe* wöchentlich zweymal öffentlich.

Allgemeine Botanik oder *Physik der Pflanzen* täglich von 1 — 2 Uhr Hr. Prof. *Horkel.*

Allgemeine Botanik lehrt nach Willdenow's Grundriss der Kräuterkunde, in Verbindung mit Demonstrationen lebender Gewächse, Hr. Dr. *Hayne* viermal wöchentlich von 7 — 8 Uhr Morgens.

Dendrologie oder *Forstbotanik* trägt *Derselbe* Dienstags und Freytags von 10 — 11 Uhr vor.

Zur *Zergliederung der Blumen und Früchte der Gewächse und deren Beschreibung* wird *Derselbe* privatissime Anleitung geben, wie auch

Herbationen den ganzen Sommer hindurch wöchentlich einmal mit seinen Zuhörern anstellen.

Geognosie wird Hr. Prof. *Weiß* Montags, Mittwochs und Freytags von 12 — 1 Uhr vortragen;

Krystallographie Derselbe dreymal wöchentlich in noch zu bestimmenden Stunden.

Ein *Uebungscollegium in der Erkennung und Unterscheidung der Mineralien* wird *Derselbe* auf dem Königl. Museum zweymal wöchentlich halten.

Experimental - Pharmacie liest Hr. Prof. *Hermbstädt* nach der Preussischen Pharmacopöie, Montags, Donnerstags und Freytags Abends von 5 — 7 Uhr.

Ueber die *Preußische Pharmacopöie* lieset auch Hr. Prof. *Klaproth* Mittwochs und Sonnabends von 4 — 6 Uhr.

Kameralistische Wissenschaften.

Die *allgemeine Technologie* lehrt Hr. Prof. *Hermbstädt* nach seinem Grundriss derselben, täglich von 8 — 9 Uhr.

Hr. Prof. *Hoffmann* wird nach seiner Rückkehr von einer Reise seine Vorlesungen am schwarzen Bret anzeigen.

Schöne Künste und Archäologie.

Die *Baukunst* nach den Grundsätzen der Alten, und die *Theorie, Technik und Geschichte der Kunst bey den Alten* lehrt Hr. Prof. *Hirt*, beide privatim.

Geschichte.

Die *Einleitung in das historische Studium und die historischen Hülfswissenschaften* trägt Hr. Prof. *Rühs* nach seinem Lehrbuche: „Entwurf einer historischen Propädeutik," fünfmal wöchentlich von 7 — 8 Uhr vor.

Die *Geschichte der alten Welt*, *Derselbe* von 8 — 9 Uhr, fünfmal wöchentlich.

Die *Geschichte der neuern Zeiten*, *Derselbe* von 3 — 4 Uhr, fünfmal wöchentlich.

Die *Geschichte Deutschlands* erzählt Hr. Dr. *Stein* viermal wöchentlich von 12 — 1 Uhr.

Die *Statistik der deutschen, preußischen und östreichischen Staaten* lehrt *Derselbe* viermal wöchentlich von 1 bis 2 Uhr.

Philologische Wissenschaften.

Eine *Anleitung zur grammatischen und kritischen Erklärung der griechischen Schriftsteller* giebt Hr. *Wolf*, Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften, fünfmal wöchentlich von 4 — 5 Uhr privatim, wenn eine hinlängliche Anzahl von Zuhörern bis zum 10ten April sich gemeldet haben wird.

Die *Theorie der Accentuation, Quantität und Metrik* der alten Sprachen, mit Hinsicht auf die unsrige, wird *Derselbe* historisch und technisch, privatissime, fünfmal wöchentlich von 12 — 1 Uhr lehren.

Metrik lehrt auch Hr. Dr. *Bothe* viermal wöchentlich.

Die *griechischen Alterthümer* trägt Hr. Prof. *Böckh* fünfmal wöchentlich von 10 — 11 Uhr vor.

Demosthenes Rede über die Krone erklärt nach der Bekker'schen Ausgabe *Derselbe* viermal wöchentlich von 3 — 4 Uhr.

Aeschines Rede gegen den Ktesiphon erklärt Hr. Prof. *Bekker* dreymal wöchentlich.

Aristoteles Poetik erklärt Hr. Dr. *Bothe* in zwey Stunden wöchentlich.

Aeschylus Eumeniden Hr. *Wolf* nach der Schützischen kleinern Ausgabe von 11 — 12 Uhr öffentlich.

Ueber *Tacitus Annalen* liest Hr. Prof. *Bekker* 4 Stunden wöchentlich.

Ueber den *Plautus* Hr. Dr. *Bothe* dreymal wöchentlich.

Ueber des *Horaz Epistel an die Pisonen* Hr. Prof. *Solger* öffentlich zweymal die Woche.

Seine Vorlesungen über die *Hölle des Dante* setzt Hr. *Uhden*, Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften, in diesem Sommer fort.

Die *Anfangsgründe der arabischen Sprache* lehrt Hr. *Ideler*, Mitgl. der Königl. Akad. der Wissenschaften, viermal wöchentlich von 7 — 8 Uhr.

Zum Privat-Unterricht in der *englischen Sprache* erbietet sich Hr. Dr. *Seymour.*

Unterricht im *Fechten* und *Voltigiren* giebt Hr. Fechtmeister *Felmy.*

Unterricht im *Reiten* wird auf der Königl. Reitbahn ertheilt.

Oeffentliche gelehrte Anstalten.

Die *Königliche Bibliothek* ist zum Gebrauch der Studierenden täglich offen.

Die *Sternwarte*, der *botanische Garten*, das *anatomische, zootomische* und *zoologische Museum*, das *Mineralien-Kabinet*, die *Sammlung chirurgischer Instrumente* und *Bandagen,*

dagen, die Sammlung von Gypsabgüssen und verschiedenen kunstreichen Merkwürdigkeiten werden zum Theil bey den Vorlesungen benutzt, und können von Studierenden, die sich gehörigen Orts melden, besucht werden.

Die *exegetischen Uebungen des theologischen Seminars* leiten Hr. Prof. Dr. *Schleiermacher* und Hr. Prof. Dr. *de Wette*; jener wird Stücke des *neuen*, dieser des *alten Testaments* den Mitgliedern zur Uebung vorlegen; die kirchen- und dogmenhistorischen Uebungen leiten Hr. Prof. Dr. *Marheinecke* und Hr. Prof. *Neander*.

Im *philologischen Seminar* wird Hr. Prof. *Böckh* einige Stücke des *Platon* erklären lassen, Dienstags und Freytags von 10—11 Uhr, so wie Hr. Dr. *Buttmann*, Mitglied der Akad. der Wissensch., die *Ovidischen Fasten*, Montags und Donnerstags von 8—9 Uhr; die übrigen Uebungen leitet Hr. Prof. *Böckh*, Donnerstags Abends von 6 Uhr an.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Ankündigungen neuer Bücher.

Bey Heinrich Rommerskirchen in Kölln ist verlegt und bey Heinr. Gräff in Leipzig und durch ihn in allen Buchhandlungen zu haben:

Trutz-Nachtigall von *Friedr. v. Spée*. Blüthen religiösen Geistes und Sinnes aus der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts. Herausgeg. von *P. L. Willmes*. 12. 1 Rthlr.

Geistes-Blüthen von *Schiller*, *Göthe*, *Herder*, *Tiedge*, *A. W. Schlegel*, *Langbein* und andern vorzüglichen Dichtern. 3te Lese aus ihren Schriften. 12. 1 Rthlr.

Neues Titel- und Formularbuch in deutscher und französischer Sprache. 4. 7 gr.

Handbuch für Friedensrichter und die übrigen Beamten beym Friedensgerichte. 8. 1 Rthlr. 3 gr.

Gilgen, *J. J.*, französische und deutsche Gespräche zur Uebung in beiden Sprachen. 8. 10 gr.

Büschenthal, *L. M.*, Gedichte. 2te vermehrte Auflage. 8. 18 gr.

Ueber die *zweyte neu bearbeitete* und *sehr vermehrte Auflage* von

F. W. Riemer's kleines griechisch-deutsches Hand-Wörterbuch. Ein Auszug aus *J. G. Schneider's kritischem griechisch-deutschem Wörterbuche. Zum Besten der Anfänger.*

ist eine umständliche Anzeige ausgegeben und bey mir wie in allen Buchhandlungen zu haben, auf die ich alle diejenigen, denen ein gründlicher griechischer Sprachunterricht auf Schulen wichtig ist, aufmerksam mache. In Bezug auf diese Anzeige zeige ich hier den Haupt-Inhalt derselben nur kurz an.

1) Giebt der Hr. Verfasser bestimmt an, wodurch diese Ausgabe, in ganz erneuter Gestalt, sich von der *Ersten* in Verbesserungen und Vermehrungen auszeichnen wird, warum eben deshalb sie nicht früher erscheinen konnte, und wie daher der künftige Ladenpreis 5 Rthlr. 12 à 16 gr. seyn muss.

2) Wird der *erste* Theil in der nächsten Leipziger Jubilate-Messe, der *zweyte* Ende dieses Jahres ausgegeben.

3) Kann man bey mir selbst, jedoch nicht unter vier Exemplare, oder in allen Buchhandlungen in jener Messe und bis zur Erscheinung des *zweyten* Theils, zur Erleichterung für Schulen, auf das Exempl. 3 Rthlr. 16 gr. Sächsisch oder 6 Fl. 36 Kr. im 24 Fl. Fuss pränumeriren.

4) Wird ohne diese *baare Bezahlung* weder von mir noch von andern Buchhändlern auch nicht ein Exemplar weggegeben, wogegen aber auch dieser Pränumerations-Preis mit der Erscheinung des *zweyten* Theils *für immer* aufhört und der nachherige Ladenpreis an dessen Stelle tritt.

Jena, im März 1814.

Friedrich Frommann.

II. Vermischte Anzeigen.

Ueber die grossen Begebenheiten in und bey Leipzig im October 1813 findet man *nirgends so viel interessante*, bis jetzt noch wenig oder *gar nicht bekannt* gewordene, Nachrichten und auffallende Thatsachen, als im *europäischen Aufseher* u. s. w. und in *der Posaune der Zeit* u. s. w. Zwey Zeitschriften, welche über die neuesten Weltereignisse viel Aufklärung verbreiten und wegen ihrer Mannichfaltigkeit allgemein empfohlen zu werden verdienen. *H***r.*

Nachricht an das Publicum.

Von *Ernst Moritz Arndt's* frühern Blüthen seines Geistes:

seiner *Reisen durch einen Theil Deutschlands*, *Ungarn*, *Italiens und Frankreichs*,

sind noch Exemplare *mit* und *ohne* Kupfer zu haben.

Eben so von seiner Schrift:

Der Storch und seine Familie.

Die Reisen durch Italien sind à part zu haben, so wie die Reisen durch Frankreich.

Ein jedes hat ein ganz besonderes Interesse.

Heinr. Gräff'sche Buchhandlung in Leipzig.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1814.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Hartknoch: *Erzählungen* von *W. G. Becker.* 1813. *Zwey* Bändchen. 300 u. 304 S. 8. (2 Rthlr.)

Der unserer Archäologie zu früh entrissene Vf. war, wie bekannt, auch seit einer langen Reihe von Jahren bestrebt, für die Unterhaltung unsrer Lesezirkel zu sorgen. Wenn seine Darstellungen auch nicht auf den Namen genialischer Kunstwerke Anspruch machen dürfen, so waren sie doch wohl geeignet, durch die darin herrschende Reinheit der Sitten und der Gesinnungen, durch manchen artigen, aus dem Leben gegriffenen Zug, durch manchen hellen Blick ins Menschenherz, durch den Anklang des Herzens und durch eine reine und vielleicht nur zu fliessende Schreibart, reine unverdorbene Gemüther anzusprechen und angenehm und lehrreich zu unterhalten. Dazu ist denn auch, wenigstens zum grösern Theile, der Inhalt dieser beiden vor uns liegenden Bändchen, ganz geeignet, deren *erstes* fünf, und *zweytes* sechs kleine Erzählungen enthalten. Ob sie hier zum Erstenmale erscheinen, oder vielleicht in den mancherley Taschenbüchern, welche der Vf. herauszugeben pflegte, zerstreut standen, beantwortet keine Vorrede; wir behandeln sie hier als neu, ungeachtet wir uns manche bereits gelesen zu haben erinnerten. Was wir im Allgemeinen an diesen Erzählungen tadeln müssen, ist das öftere langweilige Geschwätz voll der unleidlichsten Tautologien, das der Vf. besonders im Eingange anzubringen pflegt, statt uns gleich in die Begebenheiten hineinzuführen und uns dann durch die Darstellung selbst auf den Standpunkt zu stellen, auf den er uns wünscht; und dann noch, dass der Vf. zu breit erzählt und überhaupt der Erzähler zu sichtbar hervortritt, wodurch der Handlung selbst oft alles Leben genommen wird. — Ja, es dünkte uns oft, als ob wir eine schlechte Parodie auf eine *Vossische* Idylle läsen, wenn uns da alle Wirthschafts-Particularitäten mit den individuellsten Zügen vorgeführt werden. Nur wenige dieser Erzählungen sind von diesen Hauptgebrechen bey Aufsätzen dieser Art freyzusprechen. — Das *erste* Bändchen enthält: I. *Die Erbin von Bellenz.* — Auf Anrathen ihres Gewissensraths und Vormundes, des Pater Augustin, verbirgt Bertha, welcher der zum Kreuzzuge scheidende und dort dem Gerüchte nach verstorbene Vater, auf die Bitte seiner sterbenden Gattin, die freyeste Wahl zu einer, jedoch ebenbürtigen, Vermählung gesichert hat, ihre Schönheit unter einer künstlichen häslichen Larve. Ihr Jugendgespiele, dem sie in der Kindheit als einstige Gattin bestimmt war, von dem aber die eigensinnige Beharrlichkeit ihres Vaters bey einem auch in der Hitze übereilt gesprochenen Worte getrennt hat, erblickt ihr Bild bey dem guten Pater Augustin, der den Jüngling auf seinen botanischen Wanderungen liebgewonnen hat, und ihn aufmuntert, sich um die reiche Erbin von Bellenz zu bewerben. Die uneigennützige Seele Roberts, nun noch von einem solchen Bilde erfüllt, verwirft jeden Gedanken an die Erbin von Bellenz, und dringt endlich dem Pater das Geständniss ab, dass das Urbild jenes Gemäldes in seiner Nähe lebe, aber einzig von Bertha abhänge: ja er führt den Jüngling in ein Gemach, wo er in einem Nebengemache die Huldin seines Herzens in aller ihrer Schönheit auf der Harfe spielend erblickt. — Sie von Bertha zu erhalten, lässt Robert sich von dem Pater überreden, an dem Tourniere Theil zu nehmen, das zu Bellenz angestellt wird, um Bertha Gelegenheit zu verschaffen, unter den Bewerbern um sie, welche an ihrer Häslichkeit, der schönen Grafschaft wegen, keinen Anstoss nehmen, eine Wahl zu treffen. — Als Bertha ihm, dem Sieger, den Dank überreichen will, wirft er sich ihr zu Füssen und erfleht sich zum Preise die Hand der Schönen, deren Schicksal ganz von ihr abhange. — Wollt Ihr sie glücklich machen? fragt Bertha gerührt, und als er diess bejahet, schlägt sie den Schleyer zurück, nimmt die Maske ab und — er erblickt in der reichen Erbin, in der Jugendgespielin, seine Geliebte. Mit dieser Auflösung ist der zweyte Vormund, welcher die reiche Erbschaft gern einem Verwandten zuwenden wollte, gar sehr unzufrieden; er will Einspruch thun, allein, ein bis jetzt unbemerkt gebliebener Pilger giebt sich ihm als den todtgeglaubten Grafen zu erkennen, der vom heiligen Grabe zurückgekehrt ist, bestätigt Bertha's Wahl und — stirbt. — Der Inhalt ist ziemlich abgenutzt, wie man sieht, und der Darstellung fehlt es sehr an Leben. Man erwartet von Seiten des zweyten Vormunds und seines Schützlings mehr Thätigkeit, Berthas Wahl ganz auf den letztern zu ziehen und alle Nebenbuhler zu entfernen; aber von dem Allen ist nichts zu finden. II. *Der Ruf nach der Stadt.* Ein würdiger Landgeistlicher, dessen Verdienste auch um die irdische Wohlfahrt seiner Gemeine uns zu breit aus einander gesetzt werden, pflegt oft im seligen Gefühl seines Wirkens zu sagen: Und wenn ich Superintendent wer-

werden könnte, ich verlasse meine Gemeine nicht. — Nach zwanzig Jahren erhält er wirklich den Ruf als Superintendent und — wankt; wird aber zuletzt doch durch die Liebe seiner Gemeine, und vorzüglich durch den neuen Besitzer von Grünborn zurückgehalten, der seine einzige Tochter zufällig gesehn hat und sie zur Gattin wählt. Der innere Kampf des guten Pfarrers, dem sich die Eitelkeit unter dem Schleyer des kräftigern und umfassendern Wirkens verbirgt, das kluge Benehmen der würdigen Gattin, die zarte Anhänglichkeit der lieblichen Tochter an dem Schauplatz ihrer Jugend, das Missverständniss, da sie für den Bräutigam ihrer trautesten Freundin zu empfinden glaubt — alles diess ist recht artig herbey- und ausgeführt, und giebt uns ein reizendes und rührendes Bild wahren häuslichen Glücks. Das Ganze würde bey seinem einfachen Gange noch mehr genügen, wenn es etwas gedrängter dargestellt wäre. III. *Die Gewissensfrage.* Diese Erzählung lässt sich füglich als ein Warnungsbild für alle Erzähler aufstellen, und wir wollen sie daher etwas genauer ins Auge fassen. — Ein junger deutscher Maler lernt in Rom einen Engel von Schönheit und Tugend kennen, der unter der Gewalt eines niederträchtigen Vormundes und seiner buhlerischen Tochter seufzt. Beide hatten sie zu den schändlichsten Erwerbe bestimmt, und da sie sich dem nicht fügen will, wird sie zu den niedrigsten Mägdediensten herabgewürdigt. Ihre Reize, ihre Tugend und ihr Unglück machen den tiefsten Eindruck auf den Jüngling, und er beschliesst sie zu retten. Um sich ihr nähern zu können bleibt ihm kein andres Mittel übrig, als sich in dem Hause des Vormundes einzumiethen und sich in die Tochter desselben, die gern für ihre Ausschweifungen einen Deckmantel haben wollte, verliebt zu stellen. Dadurch, dass er Vater und Tochter die Verbindung der letztern mit ihm für gewiss ansehen lässt, gelingt es ihm den Argwohn einzuschläfern und der Geliebten sich zu verständigen. Dankbarkeit öffnet ihm das Herz des Engels — er aber schliesst seine Seligkeit ins Innerste seines Herzens ein, und lässt jedermann, auch seine vertrautesten Freunde, in dem Wahne, dass er in den Banden der listigen Buhlerin gänzlich verstrickt sey. Doch muss der Argwohn vielleicht aus einem einzigen unbeachteten Blicke Verdacht geschöpft haben: denn als er nun den günstigen Augenblick der Abwesenheit des Vaters und der Tochter benutzt, der Geliebten Rettung anzukündigen und sie einander ewige Liebe schwören, erschallt in der Nähe ein schallendes höhnisches Lachen, und — den zweyten Morgen verkündigt ihm die Buhlerin, dass das unglückliche Mädchen im Bette sey todt gefunden worden. — Welch ein glücklicher Stoff zur lebendigsten Darstellung sich durchkreuzender Leidenschaften und Gefühle! — Man sollte kaum glauben, dass die Darstellung misrathen könne; aber unser Vf. hat klar bewiesen, dass es doch möglich sey, ihm alles Interesse zu benehmen. — Und wie hat er das angefangen? — Er beginnt die Erzählung, welche im Ganzen 43 Seiten einnimmt, mit einer *vier* Seiten langen herzlich matten Betrachtung über den Gemeinplatz: Dass man nicht immer bey seinen Handlungen dem Herzen folgen dürfe. Dann erinnert er sich einer jugendlichen Freundin Agnes, an deren Geschichte er sehr nahen, und warmen Antheil nahm, und die er darum nicht erzählen darf; die ihm aber eine ähnliche — *doch aber immer auch sehr verschiedene* Begebenheit in Rom zurückruft. Er hat daselbst das Mädchen und den jungen Maler kennen gelernt, und auch den Entschluss gefasst, die Unglückliche zu retten. Nachdem er nun den Leser mit der kältesten Vernunft, die es nur immer geben kann, hinlänglich vereiset hat, so giebt er ihm auf *funfzehn* Seiten, mit allem Für und Wider, die Ueberlegungen zum Besten, welche er auf einer Reise nach und von Neapel darüber anstellt, ob er das Mädchen retten soll oder nicht, und als er dann nach Rom kommt und endlich doch wenigstens einen Schritt in der Sache thun will — hört er das schreckliche Ende des Mädchens, und die Veranlassung dazu von dem verzweiflungsvollen jungen Maler. — Hätte der Vf. consequenter zu Werke gehen können, wenn der Versuch, dem interessantesten Stoffe alles Interesse zu benehmen, wirklich seine Absicht gewesen wäre? — IV. *Die Angebinde.* Ein treuer Staatsdiener erhält an seinem funfzigsten Geburtstage die edelsten und grossmüthigsten Beweise der Achtung seines Fürsten, der Liebe seiner würdigen Gattin und seiner Kinder, und einen trefflichen heimlich erwünschten Schwiegersohn, mit welchem ihn die Tochter überrascht, da er fürchtet, dass ihr Herz eine ihm nicht angenehme Wahl getroffen habe. Einfach, schön und rührend erzählt. V. *Das Madonnenbild.* Ein redlicher Landmann in Italien wird auf die edelste Weise von einem Einsiedler, der seiner Kenntniss in der Heilkunde und seiner Wohlthätigkeit wegen weit und breit in der Gegend gesegnet wird, gerettet. Er glaubt diess der Wirkung eines Madonnenbildes mit zu verdanken, in welchem er seine ehemals schönblühende Gattin zu erkennen glaubt, und das ihm zu lächeln scheint. Als er nach seiner Rettung zum Danke zurückkehrt, ist die Aehnlichkeit im Madonnenbilde verschwunden und er erblickt nur ein ganz gewöhnliches Gesicht, wie auf tausend andern Madonnenbildern. Erst nach dem Tode des Einsiedlers erfährt er, dass ihm das Madonnenbild wirklich geholfen habe, aber auf eine andere Weise, als er wähnte. Es war ein Meisterstück Raphaels, nach dessen Besitz der hartherzige Gutsherr, welcher ihn drückte, lüstern war, und welches der Einsiedler ihm, so werth es ihm gewesen, doch überliess, weil er nur unter dieser Bedingung ihm das Grundstück, auf welchem der Hof des Landmanns lag, verkaufen wollte. Das Madonnenbild wurde aber gegen ein anders von gleicher Grösse von Carlo Maratti vertauscht. — Auch diese Erzählung leidet an der Breit. — Der *zweyte* Band enthält: I. *San Pietro de Basilica*, eine Novelle, welche mit der von Cynthio, aus welcher *Shakespeare* den Stoff zu seinem Othello nahm, auffallende Aehnlichkeit hat. Schade, dass

lafs ihr hier durch die weitschweifige Darstellung und vorzüglich durch die schiefe Ansicht, welche der Vf. von San Pietro darlegt, so viel Eintrag geschieht. Wahrlich, San Pietro's Ermordung seiner schuldlosen Gattin beruht auf weit trifftigern Gründen, als des Othello Ermordung der Desdemona, und der Hafs des Corsikaners gegen das Genuesische Joch sollte ihm doch auch wohl nicht verübelt werden, denn mufste gerade blofser Ehrgeiz die Wurzel seyn? — Auffallend war uns, dafs in dieser Erzählung, gewifs dem Vf. unbewufst, der Jambus so vorherrscht, dafs sich ganze Seiten scandiren lassen: besonders ist diefs der Fall bey den Gesprächen. II. *Die Kirmſse zu Wallendorf.* Ein Pachter überrascht seine liebliche Tochter auf der Kirmfse durch den Bräutigam, den ihr Herz wünscht und der sie liebt, aber der den anderweitigen Absichten der Aeltern, seiner Wohlthäter, edelmüthig weichen will. Der Gemeinplätze, kleinlicher Schilderungen und des breiten Geschwätzes ist in dieser Erzählung besonders viel. — III. *Die hohe Liebe*, eine nicht uninteressante schauderhafte Sage aus dem dreyfsigjährigen Kriege, welche in dem sächsischen Elbgebirge, der sogenannten sächsischen Schweiz, spielt, wo zwey Liebende sich allen Schreckrissen der Natur, des Krieges und des Hungers preis geben, und zuletzt durch die Kugel eines jungen rothen Schweden, Torstensohns Neffen, Arm in Arm fallen. Ob diese Sage vielleicht nicht blofs Erfindung ist, vermögen wir nicht zu bestimmen; aber wäre diefs, so sind mehrere Localitäten recht artig benutzt. IV. *Rettung für Rettung.* Ein englischer Lord, der sich durch Verschwendung und Ausschweifung selbst das Leben entleidet hat, fafst den Entschlufs sich an der Themse zu erschiessen, *und dann sich hineinzuwerfen.* Auf dem Wege dahin rettet er ein Mädchen aus den Händen ihrer Entführer, diefs Mädchen flöfst ihm Liebe ein, und er wirft sich, nachdem er sich von ihrer hohen Unschuld überzeugt hat, lieber in ihre lebenswarmen Arme, als in die kalten Arme des Todes. — Er hat ein solches Loos kaum verdient. — Diese unbedeutende Kleinigkeit ist leicht hin und gut erzählt. V. *Die ästhetische Wirkung.* Ein Paar artig dialogisirte Scenen, welche selbst auf der Bühne ihre Wirkung nicht verfehlen würden. Sie sind bestimmt zu zeigen, dafs schön dargestellte Dichtungen, deren Züge dem Leben entlehnt sind, auch für die Moralität kräftig wirken können. Ein Jüngling wird durch Lesung der Erzählung: *Antonie*, in den Bagatellen von Anton Wall, von dem Gedanken abgebracht, die Einwilligung des Vaters der Geliebten durch einen unerlaubten Schritt nothwendig zu machen, und der Vater, der den Romanen allen Nutzen abspricht und dem ein Freund jene Wirkung bey dem Liebhaber seiner Tochter vertraut, wird dadurch auf die Erzählung aufmerksam, liest sie, und — überrascht den Freund und die Liebenden durch seine Einwilligung in die Vereinigung der letztern. — Dafs diese Erzählungen den Gattinnen und Töchtern ohne Bedenken in die Hände gegeben werden können, ist eine Empfehlung, deren es bey diesem Schriftsteller wohl kaum bedarf. — Druck und Papier sind besser, als gewöhnlich bey Werken ähnlicher Art.

1) Dresden, in d. Arnold. Buchh.: *Der Mantel.* Drey Erzählungen von *Friedrich Laun*, *Karl Streckfuß* und *Gustav Schilling.* 1813. 238 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

2) Leipzig, b. Hinrichs: *Freyerey und Drangsale des Doctor Schwefelleber*, nebst einem Anhange von *den Brautbetten* und von der *Pastete*, von *Fr. Laun.* 1813. 182 S. 8. (21 gr.)

In jeder der drey Erzählungen, welche bereits rühmlich bekannte Schriftsteller der Unterhaltung in Nr. 1. darbieten, spielt ein Mantel die Hauptrolle, und es kam darauf an, wer den seinen die interessanteste Rolle spielen lassen könne. Der erste Erzähler hat ihm eine schauerliche zugetheilt; er läfst ihn dazu dienen, das Gemüth eines sehr edeln Jünglings, und sein ganzes moralisches und physisches Wesen auf das furchtbarste zu zerrütten; den zweyten veranlafst er, dafs eine heirathslustige dreyfsigjährige Schöne, von einem verführerischen Traum verleitet, etwas unzart den Diener mit dem Herrn verwechselt, und dafür noch unzarter, ja selbst grausam, bestraft wird; bey dem dritten bringt er die väterlichen Erbschafts-Documente in die Hände des rechtmäfsigen Erben, auf eine etwas romanhafte Weise, die nicht von Unwahrscheinlichkeit frey ist. — So gut nun auch die erste Erzählung motivirt und gehalten ist, so verdient doch unsers Bedünkens die letzte den Preis genialer Erfindung und vorzüglich lebendiger Darstellung; die mittlere, welche blofs abenteuerlich ist, steht den andern beiden in jeder Hinsicht weit nach, ob wir gleich dem Vf. das Talent der Darstellung und Charakterzeichnung nicht ganz absprechen wollen. Bey so leichter Waare, welche mit den *Bouts-rimés* ziemlich in gleichem Werthe steht, den strengen Maafsstab der Kritik anlegen wollen, wäre ungerecht und auch von dem Inhalte wollen wir weiter nichts verrathen.

Nr. 2. enthält ebenfalls drey Erzählungen, aber sämmtlich von *Fr. Laun* in seiner ältern Manier: die Darstellung nach Witz haschend und lebhaft, die Charakterzeichnung nicht übel, die Composition zierlich flach. — Da wir uns, wenigstens von den zwey letzten bestimmt, erinnern, sie schon in einem der Tageblätter (wir glauben im Morgenblatte) gelesen zu haben: so können wir uns nur wundern, wie so etwas, selbst von dem Vf., für werth geachtet wurde, nochmals besonders abgedruckt zu werden. In einem Tageblatte geht so etwas leicht vorüber; aber wenn es dann dem Publicum, welches doch gewöhnlich ganz das nämliche ist, das auch das Tageblatt liest, noch einmal abgesondert, und wie hier mit einem schönen vertheuernden Titelkupfer und gestochenem Titel, dargeboten wird: so scheint es dadurch Ansprüche zu machen, welche diese Ephemeren nicht behaupten können. Uebrigens setzt der Vf.

Vf., laut der Vorrede, selbst keinen grössern Werth darauf, als auf *Bouts-rimés*, wie denn die erste Erzählung: Drangsale u. s. w. des Doctor Schwefellebers, die einzelne ganz artige Züge enthält — nur dass uns die Rollen der jungen Damen doch edler Weiblichkeit unwürdig erscheinen — auch wirklich aus aufgegebenen Wörtern entstanden ist. Aber die Vorrede selbst ist ein Muster von schlechter Schreibart. — Der Vf. hat sein Publicum zu höhern Ansprüchen an ihn berechtigt; warum begnügt er sich denn für sich selbst, kaum die gewöhnlichsten zu befriedigen?

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Universitäten und Schulen.

An der Universität zu *Pesth* studieren im J. 1814 Theologie 70, Chirurgie und Medicin 182, Jura 192, Philosophie 361, zusammen 805. Am Gymnasio zu *Pesth* 576. Am *Debrecziner* Collegio 550. An dem *Clausenburger* kathol. Lyceum, Philosophie 136, Chirurgie 16, das Recht 80, zusammen 232. Am reform. *Clausenburger* Collegio 636. Am Unitar. Collegio 106. Das *Presburger* Gymnasium A. C. hat nicht nur die Conventual-Bibliothek, sondern seit dem August 1811 durch Schenkung des Hn. Franz Frentsensky auch noch eine abgesonderte in den Zimmern des Jessenakischen Convictes aufgestellte Bibliothek von etwa 1000 Bänden, mit auserwählten theologischen und ästhetischen Werken der beiden letzten Decennien in den Originalausgaben, z. B. *Wieland* in der mittlern Prachtausgabe. Bessere, einer höhern Bildung entgegen reifende Schüler werden zum Gebrauche dieser Bibliothek zugelassen. Zu den vier Professoren *Fabri*, *Stanislaides*, *Bilnitza* und *Groß*, die für theologische, philosophische und selbst historische Bildung sorgen, sollte nur noch ein fünfter Professor der Rechtsgelehrsamkeit und vaterländischen Geschichte kommen, und dafür sollte der allgemeine protestantische Schulfond, an dem gesammlet wird, sorgen, da doch das Presburger als das Central-Gymnasium der A. C. Verwandten angesehen werden kann.

Seit dem September 1812 ist Hr. *Ludwig Bologhi v. Balogh* Ober-Inspector sämmtl. evangel. Schulen in Ungern durch die Wahl des Pesther General-Conventa.

Bey dem Evangel. Gymnasium zu *Herrmanstadt* ist seit 1812 Hr. *Albrich* als Prof. der Rechtsgelehrsamkeit und besonders des sächsischen Municipalrechts angestellt.

Hr. Joseph v. Vjházi v. Budamer bey Caschau und seine Gemalin, eine geborne Mariassy, haben aus Anlass, dass ihr Sohn der k. k. Oberstwachtmeister Andreas zu Lemberg starb, und dort ein anständiges Leichenbegängniss erhielt, der Evangel. Schule zu *Lemberg*, (welche erst nicht lange gegründet, doch 1813 von 45 Schülern besucht ward) zum Schulfond 500 Fl. geschenkt.

II. Beförderungen u. Ehrenbezeugungen.

Bey dem k. k. Taubstummen-Institute zu Wien ist Hr. *Jakob Fischbach* als Gehülfe auf zwey Jahre angestellt worden, mit der Aussicht auf die Stelle des zweyten Lehrers.

In den Ruhestand wurde versetzt *Jos. Mayer*, Dr. der Philosophie, ordentl. Prof. der speciellen Naturgeschichte zu Prag, Director des Naturalien-Cabinets, ordentl. Mitglied und durch längere Zeit auch Director der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften, nach einer 35jährigen rühmlichen Dienstleistung mit ⅔ seines Gehaltes, und den k. k. Raths-Titel.

Das Lyceum zu Olmütz erhielt im J. 1813. *folgende* neue Professoren: den zeitherigen Secundar-*Arzt des* Wiener allgemeinen Krankenhauses Hn. *Joh. Reislin*, als Lehrer der theoret. Medicin; den Dr. der Rechte Hn. *Vincenz Wagner*, als Prof. des Lehen-, Handels- und Wechselrechts, des gerichtlichen Verfahrens und des Geschäftsstils; Hn. *Anton Heyne*, Correpetitor am Thierarzney-Institute zu Wien als Prof. der Thierarzneykunde; Hn. *Wenzel Mich. Voigt*, ehemals Prof. und Bibliothekar zu Krakau, als *Bibliothekar der Lyceal*-Bibliothek.

In den Ruhestand ward versetzt *Ludw. Eduard Zehnmark*, Prof. der Universalgeschichte am Lyceum zu Lemberg.

Hr. *Balthasar Kieninger* ward zum Prosector an der königl. Ungr. Universität zu Pesth ernannt. Der dasige Adjunct des Prof. der Naturgeschichte Hr. *Ignatz Polyankai* erhielt eine persönliche Gehaltszulage von 400 Fl.

Hr. *Anton Zürchauer*, Prof. der Oekonomie zu Prag, hat aus dem böhm. ständischen Domesticalfond eine Zulage von 400 Fl. zu seinem vorigen Gehalte pr. 800 Fl. erhalten, und soll jährlich 300 Fl. zu ökonomischen Versuchen beziehen.

Hr. *Leopold Herrman* erhielt Erlaubniss, an der Wiener Universität ausserordentliche Vorlesungen über Diätetik und Volksmedicin gegen Honorar zu halten, und Hr. *Jakob Ruttenstok*, Chorherr von Klosterneuburg ward Prof. der Kirchengeschichte an gedachter Universität.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1814.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Vogel: *Epicuri Physica et Meteorologica duabus epistolis ejusdem comprehensa*; graeca ad fidem librorum scriptorum et editorum emendavit atque interpretatus est *Johann Gottlieb Schneider*, Saxo. 1813. XX u. 128 S. 8. (20 gr.)

Wenn der *zweyte* Band der *Voluminum Herculanensium*, welcher, wie Hr. *Morgenstern* in Neapel 1808 von dem gelehrten *Andres* erfuhr, (Auszüge aus den Papieren und Tagebüchern eines Reisenden *erstes* Heft S. 155.) schon abgedruckt war und des Epikurs Physik enthielt, auch nach Deutschland gekommen seyn wird, dann wird eine neue Epoche für die Kenntniss und Bearbeitung der Epikuräischen Philosophie beginnen. Bis dahin muss jeder Versuch zur Kritik und Erklärung der wenigen von Epikur selbst herrührenden Denkmäler ein angenehmes Geschenk seyn. Hr. *Schneider* vermehrt durch diese kleine Schrift die vielfältigen Verdienste um die griechische Literatur, da er zwey Briefe Epikur's, welche einen in den neuern Zeiten fast ganz vernachlässigten Theil seiner Philosophie betreffen, und in einem sehr unvollkommnen Zustande von Diogenes uns überliefert worden sind, so viel als Kritik vermag, wieder herzustellen suchte. Zwar ist die Arbeit nicht vollendet, wie er in der Zueignung an den gelehrten Griechen *Anthimos Gaza*, und den Custos der kaiserlichen Bibliothek zu Wien Hn. *Kopitar* selbst sagt. Denn er fieng vor mehr als zwey Jahren auf Veranlassung seiner Theophrastischen Arbeiten die kritische Bearbeitung dieser Briefe an, ohne sie zu vollenden, und da andere Geschäfte dazwischen kamen und er keine Hoffnung hatte in langer Zeit wieder daran zu kommen, so war er lange unentschlossen ob er diese Blätter in seinem Pulte verschliessen, oder sie in der Gestalt dem Publicum mittheilen sollte. Endlich entschloss er sich doch zu dem letzten, weil, wie er sagt, es über seine Kräfte gehe, die Dornenstücke der Epikuräischen Philosophie durchzuarbeiten, und dieses einem geschicktern Meister überlassen müsse. Wenn nun gleich dem Publicum eine vollendete Arbeit dieses Gelehrten lieber seyn würde als eine unvollendete, so muss es doch dem Vf. auch für diese dankbar seyn, weil durch seine Gelehrsamkeit und seinen kritischen Scharfsinn der Grund zu einer vollständigern Berichtigung des Textes gelegt worden, welche erst durch den Gebrauch anderer Originalschriften dieses Denkers zur Vollendung gebracht werden kann.

Die zwey Briefe Epikur's, deren Echtheit nur in neueren Zeiten von *Buhle* (Grundriss der Gesch. der Philos. 1. B. S. 425.) doch ohne Gründe in Zweifel gezogen wurde, sind durch die unverständige Manier des Diogenes, durch seine Abkürzungen, Einschiebsel und Versetzungen nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt auf uns gekommen, und viele Stellen sind dunkel, verworren, unverständlich und zum Theil ganz unheilbar verdorben. *Nürnberger* suchte in seiner Ausgabe des *zehnten* Buchs die Ordnung wieder herzustellen, verdarb aber durch Willkür nur noch mehr, und machte sich durch Auslassung der ganz verdorbenen Stellen die Arbeit viel zu leicht. Hr. *Schn.* gieng mit reifer Ueberlegung und Umsicht zu Werke, suchte nur nach Maassgabe der ihm zu Gebote stehenden Hülfsmittel, nach den geprüften Lesarten einiger Handschriften und guter Ausgaben, den Text zu verbessern, ohne eine noch so annehmliche Conjectur in den Text aufzunehmen. Er verglich die erste griechische Ausgabe des Diogenes von *Froben*, die dritte *Stephanische* mit der aus einer Handschrift gefertigten lateinischen Uebersetzung des Ambrosius. Ferner die ihrer Seltenheit wegen wenig gebrauchte lateinische Uebersetzung des *Sambucus* mit kritischen Anmerkungen, Antwerpen 1566; das Violetum der *Eudocia*, welche beide Briefe mit einigen richtigern Lesarten vollständig aufgenommen hat, und die *Commentationes Laertianae* des *Ign. Rossi*. Handschriften hat er eigentlich nicht selbst eingesehen noch verglichen, sondern nur einige handschriftliche Lesarten aus den angeführten Quellen und aus *Nürnbergers* Ausgabe benutzt. Aus diesem Apparate zog er die bedeutenden Varianten, verbesserte nach denselben, wo ihr Vorzug augenscheinlich war, den offenbar verdorbenen Text, die unheilbaren Fehler liess er unverändert stehen, oder theilte nur in den Anmerkungen die fremden und eignen Conjecturen mit, die eignen Worte des Diogenes oder seine Zusätze, wenn sie auch aus andern Schriften Epikur's waren, machte er durch Einklammerung bemerklich. Die Nürnberger'sche Ausgabe, mit Ausnahme einiger Lesarten aus Venetianischen Handschriften, und die beiden Dissertationen des *Joh. Conr. Schwarz*: *Judicium de recondita Theologia Epicuri vulgo Atheis annumerati*, boten weniger Ausbeute zur Emendation als Stoff zu Tadel und Widerlegung dar. Ein Hauptzweck des Herausg. war die unkritische Beschaffenheit der *Wetsteinischen* Ausgabe und das willkürliche Verfahren, welches sich *Meibom* bey derselben erlaubte, welches auch schon früher von einigen Gelehrten getadelt worden, in das Licht zu

zu setzen, und dieses ist ihm auch vollkommen gelungen. Die Anmerkungen enthalten diese Varianten, die Prämissen und Resultate seines kritischen Urtheils, die verschiedenen Uebersetzungen dunkler Stellen mit beygefügtem kurzen Urtheil. Obgleich die Erklärung der Philosopheme Epikur's nicht in dem Plane des Herausgebers lag, so bezieht sich doch ein Theil der Anmerkungen auch auf diese als Nebenzweck, indem sie bald die Terminologie aufhellen, bald das Undeutliche näher bestimmen, bald Parallelstellen aus Lucretius, Plutarchus, Sextus, Diogenes beybringen, bald unrichtige Erklärungen prüfen und widerlegen, bald Notizen zur Geschichte der Dogmen mittheilen.

Nach dieser allgemeinen Charakterisirung der Schrift wollen wir, anstatt die gelungenen Verbesserungen der Reihe nach anzuführen, lieber eine zusammenhängende Stelle nach der *Meibomischen* und *Schneiderschen* Ausgabe neben einander stellen, woraus man eine richtigere und schnellere Ansicht von dem relativen Werthe beider und von dem Vorzug der letztern erhalten wird.

M. §. 40.	*Schn.* §. 9.
Πρός τε τούτοις τὰ ἄτομα τῶν σωμάτων καὶ μεστὰ, ἐξ ὧν αἱ συγκρίσεις γίνονται, καὶ εἰς ἃ διαλύονται, ἀπερίληπτά ἐστι ταῖς διαφοραῖς τῶν σχημάτων· οὐ γὰρ δυνατὸν γενέσθαι τὰς τοσαύτας διαφορὰς τῶν σχημάτων ἐκ τῶν ἀτόμων περιειλημμένων. Καὶ καθ' ἑκάστην δὲ σχημάτισιν ἁπλῶς ἄπειροί εἰσιν ἄτομοι, ταῖς δὲ διαφοραῖς οὐχ ἁπλῶς ἄπειροι, ἀλλὰ μόνον ἀπερίληπτοι. οὐδὲ γὰρ, φησὶν ἐνδοτέρω, εἰς ἄπειρον τὴν τομὴν τυγχάνειν· λέγει δὲ ἐπειδὴ αἱ ποιότητες μεταβάλλονται, εἰ μέλλει τις μὴ καὶ τοῖς μεγέθεσιν ἁπλῶς εἰς ἄπειρον αὐτὰς ἐκβάλλειν.	Πρός τε τούτοις τὰ ἄτομα τῶν σωμάτων καὶ μεστὰ, ἐξ ὧν καὶ αἱ συγκρίσεις γίνονται καὶ εἰς ἃ διαλύονται, ἀπερίληπτά ἐστι ταῖς διαφοραῖς τῶν σχημάτων· οὐ γὰρ δυνατον γενέσθαι τὰς τοσαύτας διαφορὰς ἐκ τῶν αὐτῶν σχημάτων περιειλημμένων. Καὶ καθ' ἑκάστην δὲ σχημάτισιν ἁπλῶς ἄπειροί εἰσιν ἄτομοι, ταῖς δὲ διαφοραῖς οὐχ ἁπλῶς ἄπειροι, ἀλλὰ μόνον ἀπερίληπτοι. [Οὐδὲ γὰρ, φησὶν, ἐνδοτέρω εἰς ἄπειρον ἡ τομὴ τυγχάνει, (λέγει δὲ; ἐπειδὴ αἱ ποιότητες μεταβάλλονται· εἰ μὴ μέλλει τις καὶ τοῖς μεγέθεσιν ἁπλῶς εἰς ἄπειρον αὐτὰς ἐκβάλλειν].

Der letzte Satz gehört zu den unheilbaren Wunden, welche der compilirende Abschreiber in den Text gebracht hat, für welche sich keine Hülfe finden wird, wenn nicht etwa Epikur's wieder aufgefundene physikalische Schriften auf die Spur bringen. Dagegen empfiehlt sich die Aenderung in dem ersten Satze, welche Hr. *Schn.* aus der *Frobenischen* und *Stephanischen* Ausgabe, aus der *Ambrosischen* Uebersetzung und aus den Venetianischen Handschriften hervorzog, noch ausserdem durch den logischen Zusammenhang. Dergleichen evidente Verbesserungen trifft man fast auf jeder Seite an, z. B. gleich zu Anfange des Briefes: βαδιστέον μὲν οὖν καὶ ἐπ' ἐκεῖνα συνεχῶς (anstatt: ἐκεῖνα, καὶ συνεχῶς); καὶ ἐν τῇ μνήμῃ τοσοῦτοι ποιητέον, ἀφ' οὗ (hier ist wahrscheinlich noch ein Fehler verborgen) ἥτε κυριωτάτη ἐπιβολὴ ἐπὶ τὰ πράγματα ἔσται, καὶ δὴ καὶ τὸ κατὰ μέρος ἀκρίβωμα πᾶν ἐξευρεθήσεται, τῶν ὁλοσχερεστάτων τύπων ἐμπεριειλημμένων καὶ μνημονευομένων· ἐπεὶ καὶ τοῦ τετελεσιουργημένου καὶ πάντως ἠκριβωμένου τοῦτο κυριώτατον γίνεται (anstatt: ἐπεὶ καὶ τοῦ τετελεσιουργημένου τοῦτο κυριώτατον τοῦ παντὸς ἀκριβωμένου γίνεται), τὸ ταῖς ἐπιβολαῖς ὀξέως δύνασθαι χρῆσθαι καὶ πρὸς ἁπλᾶ στοιχειώματα καὶ φωνὰς συναγομένων. Schade, dass hier der Schluss ungeändert bleiben musste.

Um nur etwas noch von den interessanteren Anmerkungen anzuführen, so hat Hr. *Schn.* S. 51. durch Vergleichung des 26. und 27. Kanons *Diog.* X. §. 147., welche Stellen zugleich von mehreren Fehlern gereiniget werden, ganz deutlich gemacht, dass unter dem προσμένον keinesweges das Beharrliche (*perseverans* nach *Meibom*) sondern das die Bestätigung der Wahrnehmung Erwartende und Bedürfende (προσμένον ἐπιμαρτυρησιν) zu verstehen ist, weswegen es auch mit ἄδηλον zusammen gestellt wird, mit welchem es einerley, oder verwandt ist. Der Sache war schon *Gassendi* (*Animadversion.* S. 89. u. 92.) auf der Spur; aber seine eingeschränktere Sprachkenntniss verleitete ihn, die falsche Lesart προσμενόμενον der richtigen vorzuziehen. S. 70 ff. findet man eine gründliche und scharfsinnige Widerlegung Schwarz'ens, welcher zeigen wollte, Epikur habe unter dem ἄπειρον nichts anders als die Gottheit oder das unendliche schaffende Princip verstehen können, hauptsächlich aus exegetischen Gründen. Eine Menge von falschen Auslegungen, welche diesem Gedanken dienen sollten, werden dabey zurückgewiesen. S. 84. 85. werden die Stellen des Plutarchus, Stobäus und Lucretius mitgetheilt, welche Epikur's Lehrsätze von dem *Wesen und Bestandtheilen der Seele* enthalten. *Diese Schriftsteller* nennen vier Bestandtheile, πυρῶδες, ἀερῶδες, πνευματικον, ἀκατονόμαστον τι, aus welchen die Seele nach Epikur besteht. *Rossi* behauptete, Epikur nehme dagegen in diesem Briefe (*Diog.* X. §. 63.) nur drey Bestandtheile an πνεῦμα, θερμὸν und einen viel feinern Theil, μέρος πολλὴν παραλλαγὴν εἰληφὸς τῇ λεπτομερείᾳ, und löset diesen Widerstreit dadurch, dass unter dem θερμὸν auch das ἀερῶδες *Plut. Plac.* 20, 4. begriffen sey. — Der Herausgeber weiset aber den Italiäner zurechte, welcher aus den Worten ἔστι τὸ μέρος etc. gerade als hätte er ἔστι δὲ καὶ τι μέρος gelesen, einen dritten Theil der Seele machte, da sie sich doch offenbar auf die Seele selbst beziehen, welche ein feinerer Körper ist, der von dem gröberen Aggregate als seinem Vehikel umschlossen und getragen wird, und beides sowohl das πνεῦμα als das θερμὸν an Feinheit übertrifft. So gegründet diese Bemerkung ist, so möchten wir doch nicht mit Hn. *Schn.* annehmen, dass Epikur sich hier und an andern Orten auf eine widersprechende Weise über das Seelenwesen erklärt habe. Denn hier handelt er davon seiner Absicht gemäss nur im Allgemeinen; die speciellere Theorie von den Bestandtheilen der Seele und die Unterscheidung eines grö-

gröbern und feinern Seelenwesens ἄλογον und λογικόν trug er mit mehreren Bestimmungen in andern Schriften vor, ohne dem, was er hier vorgetragen, dass die Seele ein feineres in dem gröbern Körper enthaltener Körper sey, zu widersprechen, so weit nämlich eine solche dogmatische Erklärung überhaupt von Widersprüchen frey seyn kann. Auch die Noten zu dem zweyten Briefe enthalten mehrere interessante Bemerkungen, z. B. über das Erdbeben, über die Ursachen der Sonnen- und Mondfinsternisse, über die Meinung Epikurs, dass die Sonne des Abends verlösche, und des Morgens wieder angezündet werde (doch zweifeln wir, dass die bekannte Dichtung Homers die Quelle war woraus Epikur schöpfte. Auch Heraklit hatte eine ähnliche Ansicht. Aber Epikur stellt sie nebst einer andern nur als Hypothese hin, ohne über die Wahrheit der einen oder der andern zu entscheiden), über die scheinbare Grösse der Sonne und des Mondes, wobey Epikurs Verstand gegen den Spott des Cicero, Cleomedes u. a., wie schon von *Gassendi* geschehen war, in Schutz genommen wird.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Coburg, b. Ahl: *Gedichte*, von *Heinrich Engelhardt*, Webergesellen. Mit 4 Compositionen. 1810. X u. 176 S. 8.

2) Breslau, b. Korn d. j.: *Gedichte* der Webers-Frau, *Johanne Juliane Schubert*, geb. *May*. — *Zweyte* Auflage. Nebst einer Biographie der Dichterin. 1812. XX u. 372 S. 8. (1 Rthlr.)

Hiezu die Broschüre:

Meine Reise nach Breslau u. s. w., von *J. J. Schubert*. Nebst einigen noch ungedruckten Gedichten der Vfn. 1812. 25 S. 8. (4 gr.)

3) Maynz, b. Wirth: *Poetische Versuche*, von *Andreas Wasserburg*. (Ohne Jahrzahl.) 87 S. 8. (9 gr.)

Hiezu die Broschüre:

Meine Geschichte. Von *Andr. Wasserburg*. 1810. 80 S. 8.

Es ist immer interessant, Menschen von niedrigem Stande, ohne eigentliche Erziehung und Bildung, den schönen Künsten huldigen zu sehen. Es erinnert angenehm an jene romantische Zeiten, wo die Kunst mehr das Eigenthum des Volks als einer gewissen Klasse von Gelehrten und Gebildeten war. Es erfreut wenigstens den Menschenfreund, wenn er unter dem Gewühl der Lastträger der Erde — hie und da ein Gemüth findet, das Sinn für das Höhere hat; ja selbst den Versuch macht, an den Schöpfungen der Phantasie die rauhe Wirklichkeit auf Augenblicke zu vergessen.

Die Vff. vorliegender Gedichte haben — nach ihrem eigenen Geständniss — nie eine wissenschaftliche oder künstlerische Bildung, ja nicht einmal eine mehr als gewöhnliche Erziehung erhalten.

Der *Weber* (Nr. 1.), gebürtig aus Coburg, stimmte unter dem Druck der Armuth und häuslichen Elends seine Flöte zu klagenden und tröstenden Gesängen. — Die *Weberin* (Nr. 2.), aus Schlesien, eine brave fleissige *Hausfrau*, fühlte durch trübe Schicksale ihrer Jugend, besonders durch den unerwarteten Tod ihrer jüngern und schönern Schwester, sich veranlasst, den geheimen Drang ihres Herzens im Spiel der Muse zu vergessen oder zu verewigen. — Der dritte (Nr. 3.), ein *gemeiner Soldat* (aus Maynz), in rohen Verhältnissen umhergeworfen, suchte seiner kräftigen Natur, die nur im Unsteten und Abenteuerlichen sich wohlgefiel, durch (meistens auch rohe) Gestaltung seiner wunderlichen Empfindungen und Einfälle — in Prosa und Versen Luft zu machen.

Reine Natur-Poesie, wie sie in unsern alten unschätzbaren Volksliedern sich darstellt, (siehe die treffliche Sammlung derselben von *Arnim* und *Brentano*,) spricht indess *nicht* aus diesen Versuchen. Die sogenannte *gelehrte Poesie* hat doch Einfluss auf unsre Vff. gehabt; vielleicht nur wenige Stücke, die sich frühzeitig in ihre Hände verirrten. Die *Weberin* wenigstens gesteht, dass sie in früher Jugend alles, was sich nur irgend *reimte*, begierig aufgefasst habe. Einen Funken zur *Erweckung* bedarf jedes dichterische Gemüth. Wären unserer Webers-Frau (denn sie zeigt unstreitig unter den beiden übrigen Dichtern das meiste poetische Talent) statt der *Bunzlauer Monatsschrift*, deren mittelmässige Gedichte sie — in Ermangelung anderer — nachzuahmen suchte, wahre Volkspoesieen in die Hände gefallen, was würde sie vielleicht geleistet haben! — *So* können wir an ihren Versuchen nur die reiche (obwohl nicht immer rein poetische) Empfindung und die technische Fertigkeit bewundern. Wo sie die Bunzlauer Monatsschrift vergass: wo, wie sie selbst (S. XIII. der Vorrede) schreibt, „die singende Lerche, eine schöne Blumenwiese oder auch ein kleines liebliches Blümchen sie glücklich machte und zur Darstellung ihrer Empfindungen veranlasste," da zeigt sich auf die erfreulichste Weise, dass sie von der Natur zur Sängerin bestimmt war, und einzelne Gedichte dieser Art finden wir in der That meisterhaft gelungen. Um so mehr ist die falsche Richtung, die ihr in ihrem künstlerischen Entfalten der Zufall gab, zu bedauern. Uebrigens steht sie, nach des Rec. Meinung, immer noch weit über dem bekannten Naturdichter *Hiller*.

Der *Weber* (Nr. 1.) zeigt ebenfalls ein für das Schöne höchst empfängliches Gemüth; doch ist unstreitig sein Gefühl vorherrschender als seine Phantasie. Seine Muse ist rein sentimental. In dieser Art hat er einige vortreffliche Stücke geliefert. Am besten gefällt er, wenn sich seine Empfindung in religiöse Hymnen ergiesst; wo er an Schwung erhabener Gedanken manchem berühmten sentimentalen Dichter nicht nachsteht.

Der *Soldat* (Nr. 3.) ist, wie oben schon angedeutet worden, mehr ein rüstiger Versemacher als ein leidlicher Poet. Eine bessere Bildung hätte vielleicht einen guten Fabeldichter aus ihm machen können; we-

wenigstens haben seine *Fabeln* noch den meisten poetischen Werth. Schade nur, dass die Sprache meistens unbeholfen ist, mit unter an's Platte und Niedrige grenzt. Seine *Lebensbeschreibung* enthält nichts als gemeine Soldatenstreiche, in roher Manier erzählt.

Zum Schlusse noch (und mit dem Wunsche, dass sich besonders zu den Versuchen des *Webers* und der *Weberin* viele Käufer finden mögen: denn wer wollte nicht gern zur — Erheiterung so interessanter — vom Glück so sehr vergessener — Menschen sein Scherflein beytragen?) von *jedem* eine Probe.

1) *Von der Weberin.*

(An Herrn *H.* bey Uebersendung ihrer Gedichte.)

Hier hast du Freund, was mir Apoll verlieh,
Und was das Herz bald froh bald ernst empfunden,
Den Aufschwung süsser Phantasie,
Die Blüthen meiner Frühlingsstunden;
So, wie sie sind: still, ungeschmückt, und nur
Erzeugt im Hain der Freundschaft und Natur.

Wie in der Dämm'rung sanften Abendstral
Noch einmal uns des Tages Bilder grüssen;
Und wie ein liebes holdes Thal,
Wo Blumen sich mit Blumen küssen;
So, wie ein Bild genoss'ner Seligkeit,
Umschwebet mich des Lebens Blüthenzeit.

Jetzt spricht die Welt im ernster'n Ton mich an!
Bey'm Jugendkranz, den längst der Nord entlaubte,
In dem mich einst die Fluren sah'n,
Hängt nun die Leyer, die bestaubte!
Die Blumen, die am Morgen mich entzückt,
Sind von des Mittags Wettersturm zerknickt.

Doch — Freundschaft webt den Kranz in mein Geschick,
Und weckt des Herzens schlummernde Gefühle,
Ruft in die Brust oft Heiterkeit zurück.
Und mahnet mich zu frohem Saitenspiele,
Zu süssem Lied; und immer bleibt diess nur
Ein Kind der Hoffnung, Freundschaft und Natur.

2) *Von dem Weber.*

An die Leyer.

Lieblich tröstende Leyer! eines Gottes
Güte schützte voll Sorgfalt dich, als grausam
Mir das wüthende Schicksal jede Hoffnung,
Jede Freude dahinriss!

Du nur bliebst die Gefährtin meiner Tage,
Als mich Freundschaft und Liebe trostlos liessen.
Sey mir heilig auf immer, und gesegnet
Mit Uranias Liedern.

Weine *Trauergesänge* bey den Gräbern
Todumarmender Bräute. Töne *Frieden*
In des Bräutigams schmerzumfloss'ne Seele
Durch elegische Laute.

Singe Lieder vom *Auffsteh'n aller Schlummrer*,
Von der Wiederbelebung alles Staubes;
Von der mächtigen Hoffnung eines Lebens
Jenseits modernder Grüfte.

Singe *heilige Gotteshymnen*; bis du
Einst in schweigenden Todtenhallen einsam
Ueber wehenden Kränzen theurer Todten
Hangen wirst, und verstummen.

3) *Von dem Soldaten.*

Leander und Hanne.

Wann enden meiner Liebe schwere Klagen?
Erloschen ist des Lebens Frühlingsgeist;
Wie können mir noch Erdenfreuden stralen,
Da mir Johanna ihre Tücke weis't?

Ihr Elemente, thut euch aus einander,
Eröffne, liebe Mutter Erde, dich!
Und ihr Planeten, fallet auf Leander,
Der Hölle Kluft verschlinge mich.

Was seh' ich? Henne kömmt herbeygesprungen?
Ha, wie sie schälkisch mir entgegenlacht!
Hast du sie, Amor, wiederum bezwungen?
O sehet, wie des Himmels Segen wacht!

Verbleibt zusammen nun, ihr Elemente,
Planeten, geht in Frieden eure Bahn;
Die Qualen alle haben schon ein Ende,
Denn meine Hanne lacht mich wieder an!

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Todesfälle.

Am 25. Februar starb zu Paris der aus Bretagne gebürtige bekannte Theaterkritiker (im Journal *de l'Empire*) und ehemal. Herausgeber der *Année lit.*, Abbé *Geoffroy*, in einem Alter von 70 Jahren.

Am 19. März starb zu Wien der kais. königl. Leibarzt Graf *v. Quarin*, Ritter des österr. Leopold-Ordens, im 81sten Jahre s. A. Als Schriftsteller hat er sich vornehmlich durch sein Werk: *de febribus curandis* berühmt gemacht.

Am 20. März starb ebendaselbst der durch seine grossen Verdienste um die Ungarische Geschichte und vaterländische Literatur berühmte Gelehrte Christian *v. Engel*, k. k. Hofsecretär bey der Siebenbürgischen Hofkanzley, Bücher-Censor und Consistorialrath im 44sten Jahre. Er war geboren zu Leutschau 1770. Unsre A. L. Z. verliert an ihm einen Mitarbeiter, der sie seit vielen Jahren mit fleissig gearbeiteten Recensionen unterstützte, in welchen Einsicht und Freymüthigkeit sich in gleichem Grade vereinigten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1814.

LITERATURGESCHICHTE.

WARSCHAU u. WILNA, b. Zawadzki und Comp.: *Historya Literatury Polskiey* wystawiona w spisie dzieł drukiem ogłoszonych przez *Felixa Bentkowskiego.* — *Tom. I.* d. i. *Geschichte der poln. Literatur*, in der Darstellung der polnischen gedruckten Schriftsteller vorgetragen von *Felix Bentkowski* u. s. w. *Erster* Theil. Ausser 2 Bogen Dedic., Vorrede u. Inhalt, 45 Bogen Text mit Reg. (4 Rthlr. 12 gr. Pränumerations-Preis incl. des folgenden Theils.)

Die polnische Literatur, welche so viel durch gute und schlechte Uebersetzungen leidet, erhält hier ein Originalwerk. Der Vf., ehemals Lector der polnischen Sprache in Halle, sodann Prof. zu Warschau in dem dasigen von Friedrich Wilhelm III. gestifteten Lyceum, gebürtig aus Warschau, gebildet ebendaselbst und in Züllichau, gehört in die Mitte der deutschen Gelehrten, und sein Werk macht ihm und allen gedachten Bildungsanstalten Ehre. Diess sey genug zum Lobe des Werks. Eine blosse schlichte Angabe des Inhalts mit einigen Bemerkungen mag das Werk selbst loben, auf dessen *zweyten*, und vielleicht *dritten* und *vierten* Theil Rec. mit Ungeduld wartet. Der Vorrede zufolge hatte Hr. *B.* den Auftrag, ein Compendium für die sechste Klasse der Departementsschulen (Gymnasia) zu schreiben; allein da er bey den Verhältnissen, die immer noch bey der polnischen Literatur obwalten, diess nicht thun konnte, so liefert er, statt dieses Compendiums, die Materialien, welche er dazu gesammelt hatte. Der durch seine Geschichte der Piaristen, die durch Schriften dem Staate und der Kirche genutzt haben (1812. Allgem. Lit. Zeit. April 1813. S. 790.), auch unsern Lesern nicht unbekannte Bibliothekar *Bielski*, vom Orden der Piaristen, der Lazarist (in Polen *Missyonarz*) *Symonowicz*, der Bibliothekar *Matthäus Kozłowsc* bey dem Appellationsgericht in W. haben den Vf. unterstützt, besonders aber Hr. *Caj. Kwiatkowski* und *Linde*. S. XIX. folgt die Uebersicht des Werks bis XXIV. I. Abtheilung. Geschichte der polnischen Literatur. Ueber den Zustand der Wissenschaften (*nauki*, *disciplinae*) in Polen im Allgemeinen und über die polnische Sprache insbesondere. Kap. I. Mittel zur Beförderung des Wachsthums der Wissenschaften in 10 Paragraphen: Christenthum, Klöster, Schulen, Reisen, Toleranz, Druckereyen, Bibliotheken, Mäcene, Journale, gelehrte Gesellschaften. Rec. bemerkt: dass der Vf. einige Krakauer Journale, die freylich noch kürzere Zeit sich hielten, als die Warschauer, übergangen. So ist auch dem Vf. nicht zur Kunde gekommen: *Oratio de utilitate ex Varsaviensi bonarum artium et scientiarum Academia in Poloniam redundatura ad novos Academicos in ipsis Academiae auspiciis a d. XVII. Dec. 1753. dicta a P. Antonio Wisniewski e Clericis Regularibus Schol. piar. in Varsaviensi nobilium collegio Phil. et Math. Prof.* (4. zwey Bogen.) Wir finden freylich auch im *Bielski*, der sonst von dem wichtigen Manne, dem Piaristen *Wisniewski*, gute Auskunft giebt, weder von dieser Rede, noch von dieser Gesellschaft irgend etwas. Ist diese Gesellschaft etwa die nämliche, welche 1766 einige Bücher auf ihre Kosten drucken liess? oder ist es eine ganz andere? Von der von dem Fürsten Sulkowski zu Reisen im Posener Departement entworfnen und auf kurze Zeit zu Stande gebrachten Gelehrtengesellschaft findet man, dünkt Rec., in einigen deutschen Schriften einige Spuren. Hr. *B.* sagt nichts davon. Die Krakauer Philantropien unter Oraczewski sind auch nicht erwähnt. Wohlthätigkeit und Beförderung der Literatur war ihr Zweck. Die beste Auskunft darüber kann Hr. *Przybylski* geben, der mehrere gute Reden dabey gehalten und drucken lassen, welche Rec. nicht vor sich hat. Kap. II. (S. 136 — 160 u. f.) Hindernisse, welche die Wissenschaften in Polen erfuhren, oder welche die gesammte Aufklärung erlitt, in 8 Paragraphen: Politischer Druck, Mangel der Schulen, Beschränkung der Pressfreyheit und Intoleranz, Jesuiten, einstweilige Verirrungen, unnütze Reisen der Jugend (Rec. setzt hinzu: unbärtiger Knaben, Männer ohne Kenntnisse, Güterverseuder, gelehrter und ungelehrter Pariser Nachäfflinge), Kriege und politische Unruhen, das Uebergewicht der ausländischen Sitten, Sprachen, Moden u. s. w. mit einem polnischen Kraftwort, *Cudzoziemszczyzna* genannt. Dieses zweyte Kap. ist fast noch interessanter, als der erste, weil der Vf. mit der Freymüthigkeit eines deutschen Gelehrten spricht, und keinen Krebsschaden der Cultur Polens verfehlt, wie das oft bey andern Gelehrten Polens der Fall gewesen, die manchmal mehr das, was oder wie es seyn sollte, erzählten, als das, was und wie es wirklich war. Rec. hätte noch folgenden Paragraphen dazu gewünscht: Mangel des Buchhandels und Bücherverkehrs. Der Vf. hat bey seinem Buche selbst gefunden, wie schlimm das ist, dass die Journale immer unterbrochen worden, dass oft alte Bücher gar nicht in den Buchhandel gekommen und nun Seltenheiten geworden sind. Rec. setzt aber noch hinzu, dass diess oft mehr aus Mangel des Buchhandels und des

des Büchervertriebs, als aus Mangel der Leser entstanden ist. Eine Menge Bücher, welche die Autoren selbst verlegt haben, sind gar nicht zum Verkauf gekommen, und bey manchen Werken gingen die Vff., aus einer sehr wunderlichen Grille, selbst auf die Seltenheit des Werks aus. Am lesens- und beherzigungswürdigsten ist der Paragraph über die Jesuiten. Rec. kann sich kaum enthalten, ihn im Ganzen zu liefern; aber seinem Grundsatze getreu setzt er bloss hinzu, dass es doch merkwürdig ist, dass, während die Jesuiten anderswo gar Vieles für die Wissenschaften thaten, in Polen von ihnen fast gar nichts geleistet ward, und dass sie sogar, ausser ein Paar Heiligen; nach *Skaryks* Zeiten, den einzigen *Sarbiewski* ausgenommen, fast gar keine grossen Männer, die in der literarischen Welt bekannt worden wären, in Polen aufzuweisen hatten; so dass sie erst bey ihrem Dahinscheiden Polen durch die unvergesslichen Namen *Naruszewicz*, *Bohomolec* u. s. w. nützlich wurden. Diess traurige Phänomen lässt sich nur durch den untergeordneten Zweck ihrer polnischen Provinz erklären, welche bloss als ein Anhängsel anderer für sie wichtigerer Länder betrachtet wurde. Man braucht sich nur an *Stephan Bathory* und *Possevin*, an *Sigmund III.* und seine Beichtväter zu erinnern, so wird man manchen Aufschluss in der Literaturgeschichte aus der politischen Geschichte Polens bekommen. Der Vf. sagt aber nichts davon, dass Polens literarisches Interesse eben so, wie das politische, dem Vortheile der benachbarten Mächte von den Jesuiten aufgeopfert ward. Die meisten letzten Lehrbücher der Jesuiten in Polen waren in Tyrnau und Kaschau, in Ungarn, im europäischen Peru des Ordens der Gef. Jesu gedruckt. Kap. III. (S. 162.) Abtheilung der poln. Literaturgeschichte in Epochen und charakteristische Merkmale derselben. I. 964 — 1333. Jahrhunderte der Finsterniss, von Miecislaus bis Casimir III.; II. von 1333 — 1506. von Casimir III. dem Grossen bis Sigmund I. Morgenröthe der Literatur. S. 164. irrt sich der Vf., wenn er bloss *J. Benj Eppen* für die erste Quelle der Sage hält, dass Casimir IV. mit Karl Cnutson in Danzig zusammen gekommen, und dass er, da er dort mit ihm nicht im Lateinreden fortkommen können, anbefohlen, dass es jedermann lernen solle. Schon *Hartknoch de Rep. Poloniae* im 17ten Jahrhundert hat die Sage, und wer weiss, ob er nicht Recht habe. In Danzig und Thorn sind manche Quellen der polnischen Geschichte, die man anderwärts vergebens sucht. Der Anfang der Druckerey in Krakau wird auf 1490 gesetzt, also nicht auf 1485, wie Hr. *B.* gegen *Bandtke* in Krakau in seiner Abhandlung über die ältesten Drucke in Polen 1812 behauptet hat. Rec. setzt hinzu: dass er aus guten Quellen wisse, dass das Zaluskische Datum 1485 ganz richtig sey, dass *Swientopelk Fiol*, deutsch *Schwaibold Fiol* oder *Fejel*, *Feil*, *Viol*, mit *Rudolph Borsdorf* von Braunschweig sogar 1491 über die Russischen oder Slawonischen Lettern einen Contract geschlossen und von *Joh. Hallern* ganz unabhängig gewesen sey. S. 167. wird als merkwürdig ausgehoben, dass der hohe Adel in Polen meistens zur Cultur beygetragen habe, während auch der Wenige die mittlere Klasse der Staatsbürger diess gethan. III. Periode, 1506 — 1622, von Sigmund I. bis zur Eröffnung der Schulen in Krakau. Die Verbrennung der antijesuitischen Schriften in Warschau 1622 durch Henkers Hand, der Sieg der Jesuiten über die Krakauer Akademie macht Epoche. Die Jesuiten werden nun Herren der Censur. Der Vf. hat ganz Recht, aber die Krakauer Universität wollte doch auch eine Art von Monopol der Wissenschaften haben, wie ihre Frau Mutter, die *Sorbonne*. Dazu kam noch, dass ihre Fonds unter Sigismund III. elenden Regierung dahin schwanden, worüber schon *Seb. Petrycy* in seinen Uebersetzungen des Aristoteles 1605 — 1618 klagt, und so ging das goldene Zeitalter der polnischen Literatur bald zu Grunde. Rec. würde schon früher die schlimme Jesuitenperiode angefangen haben. Die Verlegung der Residenz von Krakau nach Warschau, der Verfall dieser Stadt, in deren Gegend so viele reformirte Gemeinden waren, *Szyszkowski's*, eines bigotten Jesuitenknechts Wegnahme von 46 reformirten Kirchen in seiner weitläuftigen Diöcese, der vollständigste Sieg Sigismunds III. über die Rokossoner, die aus der Krone des gebildeten Adels von Krakau und Litthauen bestanden, das nachherige Verschliessen fast aller polnischen protestantischen Schulen, diess machte, alles zusammen genommen, vielleicht mehr aus, als der Sieg über das Monopol der Akademie. Ohne Wetteifer können die Wissenschaften nicht blühen; was hat Deutschlands Literatur so hoch gebracht, wenn es nicht die Concurrenz der vielen Universitäten und Schulen von allen Confessionen war? Die Concurrenz mit und ohne Jesuiten! Selbst da, wo nur eine Confession war, da gab es der Concurrenz wegen mehrere *Schulen!!* Was hat nicht in Frankreich der Wetteifer der Benedictiner *S. Mauri*, der *Patrum Oratorii* und der *Jesuiten* Gutes zu Wege gebracht? welche Schriften sind nicht daher entstanden? aber die Jesuiten in Polen waren Herrn des Königs, der Bischöfe und der Censur, seit Skarga sich Sigismunds III. ganz bemächtigt hatte. Der Bischof von Chelm ward auch *bald* mit der Zamoscer Universität fertig, und so war an gar keine Concurrenz mehr zu denken; alles musste blinden Gehorsam in der Literatur leisten, und die IV. Periode, von 1622 — 1760, nennt Hr. *B.* mit Recht die Panegyriken - Periode, den stärksten Verfall des Geschmacks (S. 168 — 175.). Vladislaus IV. konnte die polnische Literatur nicht retten. Rec. setzt hinzu, dass unter ihm die akatholischen polnischen Schulen völlig zu Grunde gerichtet wurden. Die neu errichteten Städte in Grosspolen, mit Flüchtlingen aus den österreichischen Staaten besetzt, wurden ganz isolirt. Ihre Schulen waren ganz deutsch und nicht polnisch, wie einstens die polnische Schule zu Rukun. Indess würde vielleicht Rec. diese Periode doch in zwey getrennt haben. Gar merkwürdig ist es: dass noch unter Wladislaus IV. Joh. Casimir V. und sogar Joh. Sobieski, doch noch mehrere Ge-

Gelehrte Polens sich auszeichnen, dass selbst im Kosakenkriege ein Piasecki, Kobierzycki, Fredro klassisch schreiben, aber unter Friedrich August II. u. III. seit 1697, oder vielmehr 1705 bis 1760, hört auch diess auf. Predigten, Panegyriken, unsinnige Disputationen der mönchischen Universitäten Krakau und Wilna und der Klostergeistlichen füllen den literarischen Raum aus, und es kommt allenfalls dann und wann nur ein leiser Seufzer über den schrecklichen Verfall der Dinge als *lucidum intervallum* vor, und auch diess nur im Stillen: denn wenn es auch gleich keine Inquisition in Polen gab, wenn auch der biedere Charakter der Polen sich gar nicht zu Verfolgungen solcher Art eignete, so ward doch damals den Unkatholischen das Bürgerrecht in polnischen Städten versagt, es wurden Bücher verbrannt, es fehlte an Verfolgungen nicht, und solche Männer, wie *Koniasz* und Consorten in Böhmen, gab es auch in Menge in Polen. V. Periode 1760—1807. (S. 175.) *Konarski*, ein Piarist, macht Epoche. Wir verweisen auf *Bielski*, Allgem. Lit. Zeit. April 1813, Fürst Adam Czatoryski, die Erziehungscommission, gute Elementarbücher Pfleiderer und Hube aus Tübingen, Stanislaus August's IV. Gelehrsamkeit. Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften in Warschau, Staszyc. Kap. IV. Die ältesten Denkmale der polnischen Sprache (S. 177.). Kap. V. (S. 192.) Schriftsteller über die polnische Sprache, im Allgemeinen *Kwiatkowski*, *Zybinski*, *Dembolenki*, der polnische *Trediakowski*, *Joh. Dan. Hoffmann* u. s. w. *Ignatz Wlodek* von den freyen Künsten (Rom. 1780. 4.) ist viel zu wenig in Polen und Deutschland bekannt. Leider kam aber sein Buch nicht in den Buchhandel, und so ist es eine Seltenheit. Grammatiker (S. 202.). — Den *Dobracki* hätte der Vf. mehr loben sollen. Er war der erste, der über manches, besonders das Verbum, ganz richtig dachte und seine Gedanken mit Autoritäten belegte (1662). Lexicographen, *Linde*. Sprichwörtersammler. S. 231. beginnt der *zweyte* Theil. *Erste* Abtheilung. Die schönen Wissenschaften (*nadobne nauki*), man nennt diess oft in Polen ganz sonderbar Literatur vorzugsweise, auch werden leider manchmal die Sprachelemente Literatur genannt, und der Lehrer der Anfangsgründe der Grammatik, des A B C, heisst oft *Professor Literatury*, *Niemieckiey*, *Lacinskiey* u. s. w. (das setzt Rec. hinzu). Der Schulmeister heisst *Director* oder *Bakalarz*, und mancher will nun auch nicht mehr *Nauczyciel* gut altpolnisch, d. i. ein Lehrer, der etwas lehrt, jemandem etwas beybringt, sondern *Uczyciel*, ein Lehrer, der mit seiner Lehre niemals fertig wird, heissen. Diess bemerkt ebenfalls Rec. im Vorbeygehn. Kap. I. Lyrische Poesie. II. Didaktische. III. Heroische. IV. Dramatische. V. Epigrammen. VI. Lateinische Dichter, bis 601. Der Vf. führt erst die Originale, und sodann die Uebersetzungen an. Letztere verhalten sich leider oft zu ersteren in neuern Zeiten, wie 100 zu 1. S. 639—668. ist die *zweyte* Abtheilung die Beredtsamkeit. Bey jeder Gattung der Dichtkunst bestimmt der Vf., was er darunter versteht, und giebt eine recht gute Uebersicht darüber. Bey der Beredtsamkeit hat er aber etwas zu sehr geeilt, und war auch über seine Definition unschlüssig. Die lateinischen Dichter liessen sich wohl noch vermehren, und die polnischen aus dem 16ten und 17ten Jahrh. sind nicht alle bekannt. *Ephraim Olof* Liedergeschichte, *J. J. Zaluski Bibliotheca Poetarum Polonorum* 1740. hat Hr. *B.* nebst andern Vorarbeiten mit Recht stark benutzt, und sehr oft gut berichtigt, auch zuweilen sorgfältig unterschieden, was er selbst gesehen, oder was er nur aus seinen Vorarbeitern geschöpft hat. Gegen manche von *Ephraim Olof* belobte Liederdichter hätte Rec. als gegen blosse Reimschmiede, gar viel einzuwenden. Lieb wäre es ihm dagegen gewesen, von manchem Vf. sehr artige, meistens Krakauer und am Fuss der Karpathen entstandener, Weihnachtslieder etwas zu lesen. Sie stehen zum Theil in den kleinen katholischen Gesangbüchern, *Kantyczki* genannt, in Queer - Duodez in drey Ausgaben zu Czenstochau, Krakau und Przemysl, aber sie gehören eigentlich zum Bücherkram der hausirenden Bücherkrämer, und sind daher in Warschau nicht immer zu haben. Auch sind in den neuern Cantiunkeln (*Cantiunculae*) gar viele uralte, in Idyllen-Manier oft mehr launige als fromme, Weihnachtslieder ausgelassen worden, die man nur in alten Ausgaben, und oft nur handschriftlich, findet. In den Krakauer Cantiunkeln (1806?) steht ein sehr originelles Lied im Krakauer Bauern-Dialect: *A spisz Bartku*, welches manches Naive hat, was man anderwärts vermisst. Es ist überhaupt ganz unverzeihlich, dass niemand in Polen die launigen Volksliederchen *Krakowiaczki* genannt, die wahre, uralte polnische Poesie Cechischen Ursprungs, so wie die rothreussischen *Dumy*, Elegieen sammelt. Hr. *B.* konnte sich nicht darauf einlassen, weil sie nur handschriftlich umlaufen und leider nur zu oft verfälscht sind. *Kniaznin* hat aber in seinen Werken einige nachgemacht, die allen Dank verdienen. Hr. *B.* hat diess nicht angemerkt. Auf diesem Wege liesse sich auch etwas für die Geschichte der Musik in Polen thun. Die meisten altpolnischen Liederweisen dürften wohl in Böhmen, dem slawischen Ursitz der Musik, ihren Ursprung haben. Bey der Teschner polnischen Gemeinde soll man noch böhmisch singen und polnisch predigen. Doch dürfte sich es auch zeigen, dass es noch ausserdem eigene locale Krakauer und rothreussische Liederweisen (*nota*, *nuta*, von *nocić*, singen) gebe. Zum Schlusse bemerken wir noch, dass uns manche Polonisirungen lateinischer Namen unleidlich und irrig scheinen. So soll (S. 601.) *M. Laurentius Corvinus Novoforensis*, *Nowodworski* heissen, *Hussovianus* (S. 607.) *Hussowski*. Woher denn? Corvinus von Neumarkt (*Nowy Targ*) bey Breslau hat niemals und nirgends *Nowodworski* geheissen, als nur durch einen Druckfehler oder Irrthum bey Hn. *Soltykowicz* über die Universität von Krakau. Wie Hussovianus geheissen habe, wer kann das wissen, wer ihn nicht polnisch genannt irgendwo in einer Acte auffindet? So hat *Amicinus* sicherlich *Przyjaciel* geheissen, der Rec. hat vor vielen Jahren Gelegenheit

heit gehabt; in Urkunden ihn so zu lesen. So wenig etwas dabey herausgekommen ist, den Eigennamen lateinische Formen zu geben, so unnütz ist es, die schon lateinisch gewöhnlich gewordnen wieder in polnische umzuformen. An der Polonisirung der französischen Namen hat Rec. auch keine Freude, diejenigen ausgenommen, die einheimisch geworden sind, z. B. *Wolter* statt *Voltaire*, und einige mehr.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Ehrenbezeugungen.

Hr. Hofr. *Jacobs* zu Gotha hat dem Andenken des sel. Prof. *Kaltwasser*, seines ehemaligen Lehrers und nachherigen Collegen und Freundes, folgendes schöne griechische Gedicht gewidmet, welches zwar schon einzeln gedruckt war, hier aber nach einer verbesserten Handschrift folgt, die uns durch die Güte des trefflichen Verfassers mitgetheilt worden.

Θ. Κ.

Ἐπιτάφιος
εἰς
Φρεδέρικον Σολομῶνα Καλτουάσσερον.

„Οὐδὲν ἐν ἀνθρώποισι καλὸν μένει ἔμπεδον αἰεί·"
τοῦτό ποθ' ὑμνοθέτης ψευδὲς ἔλεξεν ἔπος.
ὅσσα γὰρ ἀτρεκέως ἐστὶν καλά, Μοῖρα κιχάνει
οὔποτε λευγαλέη, καὶ κρατερή περ ὅμως.
τοιγὰρ ἐγώ, Φίλε, σὸν πικρὸν μόρον οὐκέτι κλαίω,
σῆς ἀρετῆς ἐσορῶν δείγματ' ἀκηράσια.
σῶμα μὲν ὀγκωτὴ κρύπτει κόνις, ἀλλ' ἀποκλύζειν
ῥεύματα τῆς λήθης σὸν κλέος οὐ δύναται.
πολλοῖς οἷσιν ἔης ζώων Φίλος ἀνδράσιν ἐσθλοῖς,
πολλοῖς τ' ἠιθέοις κείσεαι ἐν στόμασιν,
ὡς γλυκὺς ἦσθα νέοις, σεμνὸς δ' ἅμα, πολλὰ διδάξας
πολλοῖς, οἷα πατὴρ πᾶσιν ἀγαστὸς ἐών.
τοῦτο δὲ κουφίζει λύπης βάρος, εἴ σ' ἀγαπῶσιν
ἐσθλοί· „γηράσκει δ' οὗτος ἐλαφρότερον,
κοῦροι τὸν φιλέουσιν·" (ὁ Βαττιάδεω λόγος οὗτος)
ὡς σὺ Φίλος πολλοῖς ἤλυθες εἰς ἀίδεω,
ἢ μᾶλλον νήσους μακάρων, ἀγαθῶν ἐς ὅμιλον·
ἐσσὶ γὰρ ἀρχαίων ἄξιος ἡμιθέων.
ὧν κλέος ἀθάνατον, βιότους τ' ἀρετάς τ' ἀνέδειξας
ἡμῖν, ἀρχαίοις εἴκελος αὐτὸς ἐών.
Οὐ γὰρ ὁ 'Αονίης χθονὸς ἔκγονος, ὃς πολυσέμνους
Ἑλλάδος Αὐσονίοις ἀντιτέθεικε βίους,
γερμανικῶς λαλέει διὰ σὸν πόνον; οὐ δέ οἱ αἴγλην
εὐρὰν ἀμβλυτέρην θῆκας ἀριπρεπέα;
ἀλλὰ τόδ' ἦν ὀλίγον πολλῶν μέρος· ἦς γὰρ ἀτειρής,
γήρασκες δ' αἰεὶ πολλὰ διδασκόμενος,
ἀρχαίης διψῶν σοφίης ῥέος, ὅσσα τε καινὰ
ἀλφηστῶν μερόπων εἰς φάος ἦγε νόος.
ἀλλὰ τὰ παιδείας πολλοὶ βροτοὶ ἀθροίζουσι
κτήματα μαψιδίως, κνιπὸς ὁποῖον ἔχει
χρυσόν, τοῦ καθαρὸν χροιῆς ἐνὶ θυλάκῳ ἄνθος,
αὐτὸς δ' αὐχμώδης σκέλλεται ἐν σποδιῇ.
οὕτως πουλυμαθεῖς εἰσίν τινες, ὧν δ' ἔμαθόν περ
εἰς σοφίην κέρδος γίγνεται οὐδὲν ὅλως.
σὸν δ' ἦθος καθαρὸν μάλ' ἔην, σταθερόν τε νόημα,
ῥιζωθεὶς πελάγους ὡς πέτρος ἐν βάθει.
παύρων ἦσθα λόγων, πολλὴ δὲ λόγοις πάρα πίστις,
κοὐκ ἔπος ἐκ γλώσσης ἔρρεε μαψίδιον,
οἷον νῦν γε βροτῶν πλῆρες στόμ' ὑποσχεσιάων,
ἔργα δὲ τοῖς λόγοις οὐχ ἕπεται φίλια.
τῇ ῥα σύ γ' ἦς πάντεσσι σεβάσμιος· ἦ μάλα πολλὰ
δάκρυα θερμὰ χέαν, σὸν μόρον ὡς ἄιον,
τοῖς πιστός ποτ' ἔης σὺ διδάσκαλος, αἰὲν ἀόκνως
ἀργαλέην σοφίης ἀτραπιτὸν προθέων.
ὧν ἐγὼ εἷς, ὃν χερσὶ νέον μαλακαῖσιν ἔπλασσας,
μειλιχίοισι νόου ῥήμασιν ἁπτόμενος·
ἄνδρα δέ μ' οὐχ ἧσσον στέρξας φρεσί, πολλά τε βουλαῖς
ὤνησας πυκιναῖς, ἔργμασί τ' ὠφελίμοις.
ἀνθ' ὧν δέξο, μάκαρ, τάδε δάκρυα, μαρτυρίην τε
ἀτρεκίης κεδνήν, καὶ χάριν ἀθανάτην.
ἀλλὰ σύ, γῆ, κόλποισι τεοῖς φίλον ἄνδρ' ὑπόδεξο,
ὅς σοι φῶς ὁρόων ἤπιος ἦεν ἀεί,
ἄνθεσι δ' ἠγλάϊσέν σε ῥόδων, δένδροις τ' ἐπύκασσε
καρποφόροις, σκληράς τ' ἐξαλάπαξε βάτους.
ἀνθ' ὧν σὺ πρηεῖα καλῶς σποδὸν ἀνδρὸς ἄγαλλε
εἰαριναῖς φύλλοις ἀντιχαριζομένη·
κἄμμες στέψωμεν μάλα πολλάκις ἠρίον ἀνδρός,
τῆς πολλῆς ὀλίγην συμφροσύνης χάριτα.

II. Beförderungen.

Auf den Vorschlag des k. k. Consist. A. *Conf.* haben Se. Maj. an die Stelle des verstorbenen *Bredetzki* Hn. *Sam. Fuchs*, der sich zuerst als Prof. am evangel. Gymnasium zu Leutschau, dann als Prediger zu Presburg viele Verdienste erworben, und unter andern lateinische Lehrbücher der Logik und des Naturrechts herausgegeben hat, nunmehr aber als Prediger bey der evangel. Gemeinde in Lemberg steht, zum Superintendenten der evangel. Gemeinden A. Conf. in Galizien ernannt (Sept. 1813.).

Hr. *Karl Georg Rumi*, zeither Prof. am evangel. Gymnasium zu Oedenburg, ist im Oct. 1813 als Prof. der Oekonomie am Georgicon zu Kessthely vom Grafen Georg Festetics mit 1000 Fl. Gehalt ernannt worden. Im Nov. 1813 ist er nach Kessthely abgegangen. Sein Vorgänger, Hr. *Flekl*, der Reisen nach Hofwyl und Mögelin gemacht hat, ist Director der B. Brudernschen Güter. — An seine Stelle ist nach Oedenburg zur dasigen evangel. Schule als Professor berufen Hr. *Paul Fabri*, Sohn des Raaber Predigers.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1814.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Universitäten.

Breslau.

Verzeichniss der im Sommerhalbenjahre 1814 auf hiesiger Universität vom 13ten April an zu haltenden Vorlesungen.

Protestantische theologische Facultät.

Ordentliche Professoren.

Dr. *David Schulz*, d. Z. Decan, öffentlich 1) Erklärung des *Evang. Johannis;* 2) im königl. theol. Seminarium Uebungen in der *Auslegung des N. T.* und *Kirchengeschichte.* Privatim: 3) Auslegung der Briefe an die *Thessalonicher, an Titus, die Galater, Korinther, 1. an Tim. und an die Römer.* 4) *Erster* Theil der *Kirchengeschichte* nach Schröckh.

Dr. *J. C. G. Augusti* öffentlich 1) *Erklärung auserlesener Stellen der apokryph. Bücher A. T.* mit einer Einleitung; 2) im kön. th. Seminar Erklärung *auserlesener Stellen A. T.* u. Vergleichung mit der alex. Uebers. Privatim: 3) Gesch. der *christlichen Dogmen* nach seinem Lehrbuche.

Dr. *A. W. P. Möller* öffentl. 1) *Uebungen im theol. Seminar* über auserlesene Stellen des *N. T.* Privatim: 2) exegetische u. praktische Vorlesungen über einige *kleinere Paulinische Briefe.* 3) *Zweyter* Theil der *christlichen Sittenlehre.*

Dr. *J. C. Gaß* öffentlich 1) Uebersicht der *Literaturgeschichte der Theologie.* Priv. 2) *dogmatische Theologie.*

Ausserordentliche Professoren.

H. Middeldorpf, der Philos. Dr., öffentl. 1) *Erklärung der Apostelgeschichte;* 2) privatim *Auslegung der Psalmen;* 3) privatiss. *Anfangsgründe der syrischen Sprache.*

J. G. Scheibel, der Philos. Dr., öffentl. 1) *Einleitung in die polemische Theologie.* Priv. 2) *zweyter* Theil der *Kirchengeschichte.*

Katholische theologische Facultät.

Ordentliche Professoren.

Dr. *J. Köhler*, d. Z. Decan, öffentl. 1) *Psalmen Davids.* 2) *Ebräische Grammatik* mit Erklärung der Vater'schen Chrestomathie. Privatim: 3) über den *richtigen und öftern Gebrauch der heil. Schrift* auf der Kanzel, den *Missbrauch mancher Schriftstellen*, und einige *evangelische Parabeln.*

Dr. *M. Pelka* öffentlich 1) Fortsetzung der *Dogmatik* nach Gmeiner. 2) *Zweyte* Periode der *Kirchengeschichte* nach seinem Lehrbuche. 3) Das *Privatkirchenrecht.* 4) *Erster* Theil der *Patrologie.* 5) Examinatorium über die *Dogmatik.*

Dr. *C. Haase* öffentlich 1) Fortsetzung der *Dogmatik* nach Klüpfel. 2) *Theologische Moral* nach Wanker. 3) *Vertheidigung der christl. Religion.* 4) *Pastoraltheologie.*

Dr. *A. Scholz* öffentl. 1) Fortsetzung der *Hermeneutik* des N. T. 2) Hebräische *Archäologie.* 3) Erklärung der *Apostelgeschichte.* Privatim: 4) *Einleitung in das A. T.*

Juristische Facultät.

Ordentliche Professoren.

Dr. *J. C. F. Meister*, d. Z. Decan, öffentl. 1) *römisches Staatsrecht* mit der *Geschichte* des *römischen Rechts* nach Haubold's Tafeln. 2) *Encyklopädie* und *Methodologie* nach seinen Vorerkenntnissen des gemeinen Privatrechts. Privatim: 3) *Naturrecht*, 4) *römisches reines Privatrecht*, 5) *Institutionen des gesammten bürgerlichen Rechts*, sämmtlich nach seinen Lehrbüchern.

Dr. *M. Sprickmann* öffentl. 1) über den *ältesten Zustand der Völker Deutschlands* und ihre Schicksale bis zu ihrer Befreyung von der römischen Herrschaft. 2) Privatim: das *Lehnrecht* nach Pätz.

Dr. *L. G. Madihn* öffentl. 1) *Wechselrecht* nach Dictaten. 2) *Erbrecht* nach dem sechsten Abschnitt seiner Anfangsgründe des römischen Rechts. 3) *Institutionen des gesammten in Deutschland und den Preußischen Staaten geltenden Privatrechts* nach s. Lehrbuche. Ausserdem erbietet er sich zu Vorlesungen über das *Pandectenrecht* nach s. Lehrbuche, und über das *Kirchenrecht* der *Katholiken* und *Protestanten* nach G. L. Böhmer.

Dr. *Th. M. Zacharia* öffentl. 1) *Methodologie des Rechts*, nach eignen Sätzen. Privatim: 2) *Lehnrecht* nach Böhmer. 3) *Geschichte des römischen Rechts* nach seinem Lehrbuche. 4) *Examinatorien* über die gesammte Rechtsgelehrsamkeit.

Dr. *C. A. D. Unterholzner* öffentl. 1) Propädeutisch-methodologische *Einleitung in die Rechtswissenschaft.* Privatim: 2) *Institutionen des gesammten Rechts.* 3) *Römisches Privatrecht.*

Privatlehrer.

Dr. *A. G. Förster* wird nach seiner Zurückkunft seine Vorlesungen anzeigen.

Medicinische Facultät.

Ordentliche Professoren.

Dr. *E. D. H. Bartels*, d. Z. Decan, 1) öffentlich über die *Stadien* des Lebens; 2) über die *thierische Electricität*. Privatim: 3) *Physiologie des menschl. Körpers*. 4) Physiologische Erklärung der *hitzigen Krankheiten*.

Dr. *C. A. W. Berends* öffentl. 1) fortgesetzte Erklärung des *Celsus de medicina* mit Unterredungen darüber. Privatim: 2) *Arzneymittellehre* nach der allgemeinen Therapie geordnet; 3) specielle *Therapie der auszehrenden Krankheiten*; 4) über die *gerichtliche Arzneykunde*, oder auch über *medicinische Polizey*.

Dr. *H. F. Link* öffentl. 1) über auserlesene Stücke der *Geschichte der Arzneykunde*. Privatim: 2) *Experimental-Chemie*. 3) *Botanik* in Verbindung mit botanischen Excursionen.

Dr. *J. F. G. Hagen* öffentl. über die *Blutgefäße*; privatim über die *lymphatischen Gefäße* des menschlichen Körpers.

Dr. *F. G. G. Benedict* öffentl. 1) über die *Heilung der Augenkrankheiten*; 2) über die *Kunst des chirurgischen Verbandes* nach Bernstein. 3) Privatim: *allgemeine* und *specielle Chirurgie*, nebst der Lehre von den *chirurgischen Operationen*. 4) *Gerichtliche Arzneykunde* und *medicinische Polizey*.

Ausserordentliche Professoren.

Dr. *A. W. Otto* öffentl. 1) *Osteologie*; 2) *vergleichende Anatomie* nach Blumenbach; 3) *vergleichende Physiologie*; 4) *Pathologische Anatomie der Menschen u. Thiere* nach s. Lehrbuche.

Dr. *N. W. Fischer* 1) öffentlich: über die *Reagentien*. 2) Privatim: *Experimental-Chemie*. 3) *Kräfte* und *Wirkungen* des *Galvanismus mit Versuchen*.

Dr. *J. Wendt* öffentl. 1) *Receptirkunst* nach s. Lehrbuche. 2) Examinatorien über die *Entbindungskunst*. Privatim: 3) Theorie und Praxis der *Geburtshülfe*. 4) *Arzneymittellehre*.

Im *klinischen* Institut leitet die Uebungen Prof. *Berends*.

Philosophische Facultät.

Ordentl. Professoren.

Dr. *J. A. Jungnitz*, d. Z. Decan, 1) öffentl. *sphärische Astronomie* and *mathematische Geographie* nach Bode. 2) Privatim: *Experimentalphysik* nach s. Lehrbuche; 3) über einzelne Theile der *angewandten Mathematik*.

Dr. *J. G. Schneider* 1) öffentlich: über *Virgils Georgica*; 2) privatim: über *Herodot's Aegyptiaca*.

Dr. *J. Heyde* 1) öffentl. *Landwirthschaft* nach Beckmann; 2) über die *essbaren in Schlesien wildwachsenden Pflanzen*. Privatim: 3) *Diagnose* der *Gattungen* und *Arten der Pflanzen* nach Linné's Sexual-System.

Dr. *F. B. Weber* öffentl. 1) *Encyklopädie* und *Methodologie* der Kameral-Wissenschaften nach s. Lehrbuche; 2) über die *Viehzucht*. Privatim: 3) *Landwirthschaft* nach eignen Sätzen; 4) *Staatswirthschaft* nach seinem Lehrbuche.

Dr. *C. R. Rake* öffentl. 1) *Ebene Geometrie* nach Lorenz. Privatim: 2) *Stereometrie* nach Ebendems. und *Visirkunst* nach eignen Sätzen; 3) *Analysis des Unendlichen*.

Dr. *J. J. Rokowski* öffentl. 1) über *Pindar's Oden*; 2) über *Sophocles Oedipus tyrannus* und *Coloneus*. Privatim: 3) über *Terenz'ens Phormio* und *Hecyra*. 4) Anfangsgründe der *theoretischen* und *praktischen Philosophie*.

Dr. *G. G. Bredow* öffentl. 1) *alte Geographie*. Privatim: 2) *Staats- und Literatur-Geschichte der Römer*; 3) über *Plutarch's* Leben des *Timoleon*, *Philopömen* und *Brutus*.

Dr. *L. Thilo* 1) öffentl. Disputirübungen über *philosophische Materien*. 2) Privatim: *Logik* und *Dialectik*. 3) *Recht der Natur*.

Dr. *J. L. C. Gravenhorst* 1) öffentl. über die zweyte Klasse der *schlesischen Zoologie* oder die *Vögel*, nach Weigel. 2) Privatim: *Naturgeschichte* nach seinem System.

Dr. *H. Steffens* wird nach seiner Zurückkunft seine Vorlesungen über *Naturlehre* ankündigen.

Dr. *A. Kayßler* erklärt öffentl. 1) *Plato's philosophische Lehren*. 2) Privatim die *Philosophie der Religion*.

Dr. *L. F. Heindorf* öffentl. 1) *Theokrits* Idyllen. Privatim: 2) *Römische Alterthümer*. 3) *Plato's Georgias* und *Phädon*.

Dr. *H. G. Brandes* öffentl. 1) *Statik* und *Hydrostatik*. 2) Die *Theorie der Reihen* und *Anfangsgründe der Differenzial- und Integral-Rechnung* nach La Croix.

Dr. *F. von Raumer* öffentl. 1) über die *Staatsverfassung* und *Verwaltung Großbritanniens*, und die dort eingeführten *Auflagen*. Privatim: 2) die Lehre von der *bürgerl. Gesellschaft*, und das *Staatsrecht der Monarchieen* und *Republiken*. 3) *Neueste Geschichte*, besonders des 18ten Jahrhunderts.

Dr. *C. von Raumer* wird seine Vorlesungen nach seiner Zurückkunft anzeigen.

Ausserordentl. Professoren.

Dr. *F. H. v. d. Hagen* öffentl. 1) *Isländische Grammatik* und *Literatur-Geschichte*; 2) über die *Nibelungen* nach seiner Ausgabe.

Privatlehrer.

Dr. *G. H. Richtsteig* privatim: 1) *Mechanik des Ackerbaues*, oder *Theorie des Pflügens* nach Thaer; 2) über den Anbau der in der *Landwirthschaft* üblichen *Pflanzen*.

Dr. *M. Habicht* unentgeldl. 1) Erklärung des *Lebens Timur's* nach Golius Ausgabe. Privatim: 2) Grundsätze der *arabischen Grammatik* nach J. D. Michaelis. 3) Erklärung des *Korans* nach Hinkelmann's Ausgabe. 4) Anweisung zum *Arabisch Sprechen* u. *Briefschreiben*.

Im *philologischen Seminarium* leiten die Uebungen der Mitglieder die Professoren *Schneider* und *Heindorf*.

Lebende ausländ. Sprachen und Künste.

Französische Sprache lehrt **Peillon.** *Englische* und *Spanische* **Jung.** *Musik* **Schnabel** und **Börner.** *Reitkunst* **Meitzen;** *Fechtkunst* **Cäsarini** der Jüngere. *Schwimmkunst* **Knaut;** *Zeichen-* und *Malerkunst* **Siegert.**

Die Universitäts-Bibliothek

wird Mittwochs und Sonnabends von 2 — 4 Uhr geöffnet. Auch zu den physikalischen, astronomischen, anatomischen, physiologischen und naturhistorischen Apparaten wird in bestimmten Stunden den Studierenden der Zugang gestattet.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodische Schriften.

Von den *Memorabilien für das Studium und die Amtsführung des Predigers*, herausgegeben von Dr. *H. G. Tzschirner*, ist zu Anfang dieses Jahrs des 3ten Bandes 2tes Stück erschienen. Jeder Band enthält zwey Stücke zu 18 gr. Wurde durch die Drangsale des vergangenen Jahres die Fortsetzung dieser allgemein beliebten Zeitschrift einigermaßen verzögert, so kann ich jetzt mit Zuverlässigkeit versichern, dass dieselbe nun wieder ungestört erscheinen wird. Für die Zeit der Abwesenheit des geschätzten Herrn Herausgebers, der als Feldpropst der sächsischen Armee in den Kampf für die heilige Sache der Menschheit gefolgt ist, hat Herr Dr. und Prof. *Schott* in Jena die Redaction zu übernehmen die Güte gehabt, an den sich daher sämmtliche Herren Mitarbeiter unter meiner Adresse zu wenden so gefällig seyn werden. Die Namen der geehrten Herren Redactoren, so wie der sämmtlichen würdigen Herren Mitarbeiter, sichern auch für die Folge dieser, ganz vorzüglich das praktische Fach des theologischen Studiums beachtenden, Zeitschrift den ausgezeichneten Beyfall, dessen sie sich bis jetzt zu erfreuen das Glück hatte. Des 4ten Bandes 1stes Stück, so wie das 2te Stück der gleich günstig aufgenommenen *Analecten für das Studium der exegetischen und systematischen Theologie*, herausgegeben von Dr. *C. A. G. Keil* und Dr. *H. G. Tzschirner*, erscheinen in nächster Jubilate-Messe.

Leipzig, im März 1814.

Joh. Ambr. Barth.

In der Realschulbuchhandlung in Berlin ist erschienen: *Hufeland, Journal der praktischen Heilkunde*, Jahrgang 1814. *Februar.* Inhalt: Dritter Jahresbericht des Königl. Poliklinischen Instituts zu Berlin vom Jahre 1812, vom *Herausgeber*. *Keraudren* über die Seekrankheit. *Kleefeld* von den grossen Wirkungen des Eises, innerlich gebraucht. *Krügelstein* von einer ausserordentlich schnell entstandenen Geschwulst der Genitalien und Extremitäten bey einer Schwangern und ihrer Heilung. *Schlesinger* von einem neuen Mercurialpräparat. *Royston* historische Uebersicht der Fortschritte der Medicin in England. Nachricht von einer sehr einfachen und wirksamen Heilart der jetzigen Kriegspest. Vergleichende Uebersicht der verschiedenen Arten der Brüche.

Die *Bibliothek* enthält Anzeigen von *Corvisart* Krankheiten des Herzens und *Burns* von einigen der häufigsten und wichtigsten Herzkrankheiten.

Diess Journal wird ununterbrochen fortgesetzt und versendet. Man kann mit jedem neuen Jahrgang eintreten. Beyträge bittet man frankirt an die Verlagshandlung oder den Verfasser einzusenden.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

Bailey's, Nathan, Dictionary. English - German and German-English. Englisch-Deutsches u. Deutsch-Englisches Wörterbuch. Gänzlich umgearbeitet von Dr. *J. A. Fahrenkrüger*. *Eilfte verb.* und *verm. Auflage. Zwey* Theile. gr. Lexicons 8.
Schreibpapier 5 Rthlr. 12 gr.
Druckpapier 4 Rthlr. 8 gr.

Euler, Introduction to mercantile Correspondence and Bookkeeping. Translated from the German of the late M. *Euler*, by *J. G. Cleminius*. 8. 1 Rthlr. 12 gr.
Eines der zweckmässigsten Hülfsbücher für Handlungs-Correspondenz, welches keinem jungen Kaufmann fehlen sollte.

Miscellaneous Letters, vermischte Briefe, aus den besten Englischen Schriftstellern in ihrer Original-Sprache, nebst beygefügter deutscher Uebersetzung. Ehemals von *Theodor Arnold* herausgegeben, bey dieser *zweyten* Auflage aber aufs neue übersetzt von M. *J. J. Ebert*. 8. 16 gr.

Jena, im März 1814.

Friedrich Frommann.

In der Krieger'schen Buchhandlung in Cassel und Marburg sind neu zu haben:

Abwechslungen, Seitenstück zum Leben des Herrn von *Hastenpflug*. 2 Theile. 8. 1 Rthlr.

An die hessischen Wehrmänner und an das hessische Volk. 8. 3 gr.

Annalen der Forst- u. Jagdwissenschaft, 3ten Bds 3tes u. 4tes Heft; oder: Neue Annalen der Forst- und Jagdkunde, herausgeg. von *C. P. Laurop*, Grossherzogl. Bad. Oberforstrathe u. s. w. 1sten Bds 3tes u. 4tes Heft. 8. 1813.

Anweisung für gemeine Feldmesser. 4te Aufl. Mit Kpfrn. 8. 6 gr.

Be-

Berichtigungen einiger irrigen politischen Ideen von einem Staatsmann. 4. 6 gr.

Casselsche Chronik vom 28sten Sept. bis zum 21sten Nov. 1813, von Dr. *Niemeyer*. 8. 1814. 8 gr.

Daum, *L.*, von der Reitkunst. Mit Kpfrn. 8. 10 gr.

Erfahrungen eines Hausvaters, Kartoffeln in Mehl zu verwandeln. 8. 2 gr.

Ernste Worte der Vaterlandsliebe an alle, welche Deutsche sind und bleiben wollen, von Dr. *Wachler*. gr. 8. Geh. 4 gr.

Die Erscheinung auf dem Frauenberge, ein ernstes Wort an deutsche Männer, vom Archiv. *Beck*. 8. Brosch. 2 gr.

Fabricius Tabellen zu Bestimmung des innern Gehalts und Preises des beschlagenen und runden Holzes. Neue Auflage. 8. 20 gr.

Geistliche Reden und moralische Erzählungen zur Erbauung für Vaterlandsfreunde. 8. 8 gr.

Michaelis, *Chr. Fr.*, Abhandlung vom Steinschnitt. Mit Kpfrn. gr. 4. 1 Rthlr.

Münscher's, Dr. *Wilh.*, politische Predigten. 8. Geh. 12 gr.

Quodlibet der Laune, vom Capit. *Perrin-Parnajon*. 8. 20 gr.

Sammlung interessanter Flugschriften in Bezug auf die gegenwärtigen Kriege in und ausser Deutschland. 8. 16 gr.

Stein's Katechismus für Hebammen. Neue Auflage. 8. 6 gr.

Sylvan, Jahrbuch für Forstmänner. 2ter Jahrg. für 1814. 1 Rthlr. 16 gr.

Ullmann, *Joh. Chrph.*, Systematisch-tabellarische Uebersicht der mineralogisch einfachen Fossilien u. s. w. gr. 4. 4 Rthlr.

Vorlegeblätter beym Stricken und Nähen der Schrift und Ziffern. 1ster Theil, Engl. Schrift. 7 Blätter. 16 gr.

Desselben 2ter Theil, mit lat. Schrift. 6 Blatt. 16 gr.

Worte vaterländischer Hoffnung, den edeln und biederen Männern deutscher Nation an das Herz gelegt von *L. Wachler*. gr. 8. 6 gr.

von Wernek, *L. Fr. Franz* Freyh., Widerlegung der von dem Hrn. Prof. *Märter* zu Wien herausgegebenen Abhandlung über den wahrscheinlichen Erwartungswerth der Ahorn-Zuckererzeugung in gemässigten Gegenden des europäischen Continents, nebst einer Anleitung zur Ahornzucht mit besonderer Rücksicht auf die Benutzung ihrer Säfte auf Zucker. 8. Erscheint nächstens.

* * *

Trost und *Erhebung*, ein Buch für Familien, die um Entschlafene oder in den Krieg gezogene Lieben trauern, von Dr. *A. Niemeyer*.

Der Titel besagt schon, was von diesem Werkchen zu erwarten ist. — Um die Anschaffung zu erleichtern, wird 8 gGr. Vorausbezahlung darauf angenommen, und die Exemplare werden in vier Wochen bey Krieger in Cassel und Marburg zu haben seyn.

Fr. und *A. Hahn* Darstellung eines merkwürdigen Justizmords unter *Jerome Napoléon*. 8. 3 gr.

Sind die Deutschen, welche westphälische Staatsdienste nahmen, des Todes schuldig durch Henkers Hand? 3 gr.

Erfindung, die neueste, Briefe in belagerte Plätze zu bringen. 8. 2 gr.

Von *Schott's* (Dr. u. Prof. *H. A.*) *Entwurf einer Theorie der Beredsamkeit mit besonderer Rücksicht auf den Kanzelvortrag*, gr. 8, erscheint in Kurzem eine *neue ganz umgearbeitete Ausgabe*, was ich bekannt zu machen für Schuldigkeit halte, als sich die letzten Exemplare dieses so geschätzten Compendiums seit einiger Zeit ganz vergriffen haben.

Leipzig, im März 1814.

Joh. Ambr. Barth.

III. Vermischte Anzeigen.

Rüge.

In dem October-Hefte 1813 des *Hermbstädt'schen Bulletin* finde ich wiederum zwey Aufsätze aus meinen *Annalen der Physik* mit unbedeutenden Auslassungen *abgedruckt* (über die natürlichen Wetter-Verkündiger S. 150, und die wichtigen Untersuchungen des Gr. v. Rumford über Holz und Kohle S. 171.), ohne dass mir nur einmal das Verdienst der Bearbeitung zugesprochen wird, welches gerade bey diesen Aufsätzen nicht ganz unbedeutend war. Ich dächte, ein verdienter Gelehrter, wie Hr. *Hermbstädt*, der Mitglied einer Akad. d. Wissensch. und einer angesehenen Universität ist, müsste sich entweder entschliessen, die Rumf. Untersuchungen selbst zu bearbeiten, oder sich begnügen, die Leser seines Bulletin auf die Bearbeitung in *meinen* Annalen aufmerksam zu machen; am *allerwenigsten* aber sie aus den Annalen abdrucken, und es dabey im Dunkeln zu lassen, ob die von der Urschrift *völlig* abweichende gedrängte Darstellung von ihm oder von mir herrührt, wodurch meinen Annalen allmählig der Lebenssaft entzogen, und das Publicum immer mehr gewöhnt wird, lockere und zusammengeraffte, von ausgewählter und sorgfältig gepflegter Geisteswaare nicht mehr zu unterscheiden. Mich gegen ein solches unfreundliches Verfahren in Zukunft zu schützen, wird hoffentlich das dienen, was ich in dem Märzhefte 1814 meiner Annalen, bey Gelegenheit der neusten herrlichen Entdeckung, welche wir dem Grafen v. Rumford über das Licht verdanken, umständlicher gesagt habe.

Leipzig, im Februar 1814. *Gilbert.*

MONATSREGISTER

vom

MÄRZ 1814.

I.

Verzeichniss der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an. Der Beysatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

Grau-

Schi

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 83.)

II.

Verzeichniss der literarischen u. artistischen Nachrichten.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Todesfälle.

Universitäten, Akad. u. andre gel. Anstalten.

Vermischte Nachrichten.

III.

Verzeichniss der literarischen Anzeigen.

Ankündigungen von Autoren.

Ankündigungen von Buch- u. Kunsthändlern.

Vermischte Anzeigen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1814.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Wien, in Comm. b. Bauer: *Handbuch des Nieder-Oesterreichischen Lehenrechtes*, von *Joseph Prokop* Freyherrn *v. Heinke*, des Königreichs Böhmen und der damit vereinigten Provinzen Landmanne, landesfürstl. Lehenpropste in Oesterreich ob und unter der Enns, auch wirklichem Lehenrathe bey der Nieder-Osterr. Landesregierung. 1812. *Erster* Theil. XVI und 396 S. *Zweyter* Theil. XII u. 340 S. 8.

Der Vf. zeichnet sich durch dieses Buch unter den österreichischen Rechtsgelehrten als einen Mann aus, der mit Belesenheit, Scharfsinn und Fleiss, in das Geschäftsfach, das ihm vom Amtswegen zu Theil geworden, auch literarisches Licht, Ordnung und Bestimmtheit bringt. Der achte Theil der zwey Provinzen Oesterreichs ob und unter der Ens befindet sich noch unter dem Lehnbande. Der landesfürstliche Lehenhof zählt über 11000 Lehens-Entien (Gegenstände) mehrerer oder minderer Bedeutung, darunter 118 Herrschaften und grössere Güter, 505 Höfe und kleinere Güter, 447 Zehnten auf ganze Ortschaften. Auch die allgemeine Allodialisirung, die der Vf. wünscht, erfordert eine gründliche Bestimmung der Lehensschuldigkeiten, um deren Ablösung einzuleiten. Eine Entgegenhaltung der Nieder-Oesterr. Lehengewohnheiten mit dem gemeinen Lehnrecht schien dem Vf. die Hauptaufgabe in vorliegendem Werke zu seyn. Daher enthält der *erste* Theil das gemeine in Nieder-Oesterreich übliche Lehenrecht, mit seiner Anwendung auch auf Privatlehne; der *zweyte* handelt von den landesfürstlichen Lehen insbesondere, und enthält zugleich eine vollständige Sammlung der für Nieder-Oesterreich erlassenen Gesetze und Verordnungen in Lehensachen. Die landesfürstlichen Lehenhofsvorschriften und Gewohnheiten nämlich hat er vom übrigen N. Oesterr. Lehenrechte geschieden, und dadurch die Gelegenheit erhalten, das Kapitel von den Lehengnaden, und von den im Jahr 1805 an Oesterreich durch das Purifications-System gelangten Passauischen und andern Lehen ins klärere Licht zu setzen.

Die Einleitung im *ersten* Theile umfasst eine historische Darstellung des Ursprungs der Entwickelung, der Ausartung und des Verfalls des Lehenswesens sowohl überhaupt, als in N. Oesterreich. Hier empfand der Vf. am meisten, wie wenig die Geschichte des Landes Oesterreich in Bezug auf das Innere noch bearbeitet sey. Möchte der Vf. jenen Bearbeitern der Oesterr. Geschichte, welche nur von den rauschenden oder sogenannten frommen Werken der Babenberger und Habsburger, von der Markgräfin Schleyer, Friedrichs des Streitbaren Heftigkeit, Ottokars Niederlage u. s. w. zu erzählen wissen, ein Specimen aufstellen, wie sie in die Ausbildung der österreichischen Verfassung, in die Entwickelung des Lehen-, Steuer- und Unterthanswesens näher eingehn sollten. Da werden freylich mühsamere, weitläuftigere historische Untersuchungen erfordert, vor denen solche Herren zurückbeben, die nur gern Floskeln und Sentenzen liefern, die Aufmerksamkeit nach aussen ziehen, sie ablenken von dem, was im Innern Noth thut, und sich doch einbilden, als bewegten sie mit ihren schallenden Worten, die manchmal in Gasconaden ausarten, die Hebel der Welt, und lieferten wirklich eine politische Geschichte Oesterreichs.

Der Vf. zieht aus seiner Einleitung das Resultat, „dass das Lehen-Institut in Beziehung auf den Staat jene Anstalt war, wodurch die Erhaltung der Armee und die Besoldung der Staatsbeamten gedeckt wurde." Nur scheint er dem Rec. etwas zu wenig Gewicht darauf zu legen, dass von dem echten und alten germanischen, ja auch ägyptischen und asiatischen Begriff eines Lehns, Kriegsdienst und zwar persönlicher, etwa auch an der Spitze andrer Bewaffneten zu leistender Kriegsdienst unzertrennlich sey. Vergl. die unvollkommene Definition eines Lehens (S. 63.) mit der klaren Vorschrift des Schwabenspiegels: „Pfaffen, Weiber und Huren, und alle die nicht semper sind und nicht von ritterlicher Art geboren, die sollen alle das Lehenrecht mangeln." Der nächste Zweck des Lehenwesens war, eine in- und ausserhalb des Landes disponible Zahl zumal von Reitern zu haben, die nächste Folge waren Unruhen, wenn ein schwacher Regent die Zügel führte, und seinen kriegsfertigen Vasallen nicht gewachsen war, und Mishandlung des Bürger- und Bauerstandes, welcher nur das Ummauern der Städte, und die Privilegien derselben, welche von den Regenten aus Finanzrücksichten verliehen wurden, einigen Einhalt thaten. Bey jeder Lehensverfassung galt aber auf öffentlichen Landesversammlungen Adel und Geistlichkeit etwas, der Bürger und Bauer nichts. Sobald die Lehne nicht mehr ausreichten eine hinlängliche Armee aufzubringen, und Söldner geworben werden mussten, arbeiteten sich auch die Städte zur Repräsentation auf dem Landtage empor, blieben aber doch in Rücksicht des Einflusses hinter dem Adel und Clerus weit zurück.

Die

Die ersten Babenberger waren Beamte der deutschen Könige, Oesterreich war ein deutsches Kammergut. Heinrich Jasomirgott erhielt 1156 zuerst die Landes- und Lehenhoheit. Der Vf. giebt S. 31 f. einige Züge zur Geschichte des Lehenwesens in Oesterreich. Rec. wünschte, dass er, der mit der Literatur und den Quellen offenbar sehr gut bekannt ist, sie in einem eigener Schrift ausführlich darstellte. S. 32. hätte er bemerken können, dass der historisch kritische Versuch über das Verhältniss der östlichen Grenzprovinz zu Bayern unter Franz Oelslers Namen eigentlich vom gelehrten Hn. Prof. *Dolliner* herrührt. S. 38. führt er ein Buch an, dass wie manche andre österreichische Producte wenig bekannt geworden: *Daniel Wilh. Sick*, Annalen der Oesterr. Geschichte von Rudolph I. bis Karl V. Linz 1796. S. 60. wäre wohl zu erfahren gewesen, wer der F. Ch. sey, der 1801 eine Erläuterung des longobardischen, deutschen und österreichischen Lehenrechts nach *Böhmers* Principien und nach den Vorlesungen an der Wiener hohen Schule herausgab? auch wäre der Vf. des Entwurfs der allgemeinen österr. Lehenordnung zu nennen gewesen, von welchem der Vf. sagt, sein Buch sey nur ein Commentar zu diesem Entwurf. Welch eine Geissel der Länder das Lehenwesen unter schwachen Regenten war, hat sich auch im Oesterr. zum Exempel zur Zeit Friedr. IV. bewährt. Ihm schrieb man Briefe, wie folgt: Durchlauchtigster gnedigster Fürst, Friederich, römischer König, Herzog zu Oesterreich. Ich Hans Meyenberg lasse Euer königl. Gnad wissen, dass ich Euer königl. Gnad zu diesen Zeiten nicht mag dienen, sondern ewer Land und Leuten veind seyn will, und schaden trachten das besst ich mag. Geben auf Yderfsbewgen. — Die Ausdehnung der Erbfolge in den Lehen auf die weibliche Erbfolge, wodurch der Rückfall an den Fiscus ins Weite geschoben wird, heisst in Niederösterreich die Lehengnade, und hatte seit 1509 nur auf ein Viertel, seit 1518 auch schon auf die Hälfte, seit 1568 auf ¾, seit 1585 aufs ganze statt. (In Ungern heissen sie *Donationes ad utrumque sexum*, und sind auch nicht älter, als die österr. Dynastie.)

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen ist es Zeit, die Uebersicht des *ersten* Theils zu geben. Er zerfällt in *fünf* Abschnitte: I. Von der Errichtung und Erwerbung eines Lehens. II. Von den verschiedenen Gattungen der Lehen. III. Von der Lehenfolge. IV. Von den Rechten und Verbindlichkeiten, die aus einem errichteten Lehen entstehen. V. Von den Arten, welche immer oder meistentheils die Auflösung des Lehnbandes bewirken. Zu den Eigenheiten der österr. Lehen rechnet der Vf. bloss (S. 73 f.) *a*) die Lehengnaden (s. oben). *b*) Die schon in ihrer Entstehung unregelmässigen Beutellehen. *c*) Dass in Oesterreich kein Lehens-Eid sondern nur ein Handschlag geleistet wird. Von den rechtlichen Wirkungen des Lehns in Rücksicht auf den Kriegsdienst sind wenig Spuren mehr übrig. Der letzte Aufruf der österr. Lehensleute zur Kriegsdienstpflicht ist vom J. 1605. Die Erbämter müssen bey der Huldigung unter Strafe des Lehenverlustes erscheinen. Seit 150 Jahren hat in Oesterreich niemand ein Lehen gestiftet; man findet es nicht mehr räthlich, sich um so theuren Preis, um die Hingabe des Nutzeigenthums eine Dienstleistung zu verschaffen. Bey den Passauischen Lehen bestand die Verbindlichkeit zur katholischen Religion, allein diess ist auch schon von Passau nicht mehr beachtet, und 1808 den 26. November in Oesterreich aufgehoben worden. Die Indulgenz der Lehenherrn hat das Lehenrecht auch in Oesterreich entstellt. Weiber, Weltgeistliche, Unadlige, an Körper und Seele mangelhafte können dispensando Lehen erhalten. (In Ungern adelt die Lehns-Ertheilung oder Donation.) Jetzt kommt es bey allen Lebens-Erneuerungen auf die Zahlung von Taxen, höchstens 34 Fl. und Schreibgebühren (Canzleysporteln an), es können verfallene Lehen verkauft werden vom Lehensherrn (*Donatio mixta* in Ungern) und da es also mit dem Lehenswesen wirklich dahin gediehen ist, dass es dabey bloss noch auf einige lästige Formen ankommt, so begreift man, dass der Vf. aus guten Gründen (z. B. S. 391.) die Allodialisirung aller Lehen wünschen müsse gegen eine Ablösung, die auch den Staatsfinanzen, zumal im jetzigen Augenblicke willkommen wäre. Bedeutende Privatlehen haben noch zu vergeben die Familien Starhemberg, Lichtenstein, Hoyos, Zinzendorf, Hardegg, *Schönborn*, Traun, Chotek, die Stifte Mölk, *Seitenstetten* und Kloster Neuburg. Bey den österr. sogenannten *Beutellehen* ist kein Kriegsdienst, sondern ein Geldbetrag ausbedungen, der bey jeder Veränderung als Laudemium bezahlt wird, 5 oder 10 p. C. vom Werthe. Felonie mit Majestätsverbrechen verbunden, zieht wie der Vf. (S. 379.) zeigt, in Oesterr. Einziehung des Lehns auch in Rücksicht der unschuldigen Erben nach sich. Uneigentliche Felonie (z. B. *Veräusserung* des Lehens ohne Wissen und Willen des Lehnsherrn, Unterlassung der anzusuchenden Belehnungs-Erneuerung binnen Jahr und Tag) schliesst die Erbfolge der Aguaten nicht aus.

Im *zweyten* Theile, der bloss von den Landesherrlichen Lehnen in N. Oesterreich handelt, wird in *zwölf* Kapiteln die Anwendung von den Grundsätzen des *ersten* Theils auf die landesfürstliche Lehne insbesondere gemacht, wobey Wiederholungen nicht wohl zu vermeiden waren. Nach S. 24. giebt es von ursprünglich landesfürstlichen Lehen nur noch 342. Die durch das Purifications-System 1805 neuacquirirten Lehen betragen 227 Ritter- und 887 Rechts- und Beutellehen. Bey diesen neuacquirirten Lehen ist von dem gemeinen Lehnrecht durch Dispensationen nicht abgewichen worden; sie sind daher für den Landesherrn auch in finanzieller Rücksicht wichtiger. Seit 1789 und 1807 werden alle eröffnete Lehen nicht mehr verliehen, sondern den Staatsgütern incorporirt. Bey der Allodialisirung von Lehen meynt der Vf. der Landes- und Lehensherr könne dabey billig (S. 107.) den Erlag von einem Fünftel des Werthes fordern. S. 126. arbeitet der Vf. dahin zu zeigen, dass die den Ständen von Zeit zu Zeit mit Erweiterung

rung ertheilten Lehngnaden nur auf die damaligen ständischen Mitglieder anwendbar seyn, bey neuen Verleihungen aber dem Lehensherrn nicht die Hände binden. Die den Vasallen durch Lehengnade zugestandene Onerirung oder Verschuldung der Lehengüter könne ebenfalls nur selten statt finden, da vermöge des Inhalts solcher Gnaden-Verleihungen für solche Schulden zuförderst das freye Vermögen der Vasallen und ihrer Agnaten haften muss. Die Lehengnaden ständen demnach weder einer strengern Ausübung der lehnsherrlichen Rechte, noch der zum allgemeinen Besten einzuleitenden Allodialisirung im Wege. Am Ende giebt der Vf. denjenigen, die was bey der landesherrlichen Lehnstube zu suchen haben, eine ganz zweckmäßige Anleitung.

Der Anhang liefert nun in 84 Beylagen die sowohl über das N. Oesterreichische Lehenwesen überhaupt, als in Bezug auf die landesfürstlichen Lehen erflossenen allerhöchsten Vorschriften und deren chronologischen Index. Sie fangen an mit einem Extract aus dem Maynzer Libell Max. I. 1499 mit Rescripten Max. I. vom J. 1507. 1509. 1510. 1518, Ferd. I. 1528, Karls V. 1529, Ferd. I. 1536 u. s. w., und endigen mit dem Circular der N. Oesterr. Regierung vom 4. Januar 1811, welches genaue Lehensfassionen (auch der Lehens-Vasallen der Stifter und Klöster) befiehlt, und mit einem Auszuge aus dem bürgerlichen Gesetzbuch für die deutschen Erblande, publicirt am 1. Junius 1811.

Giessen: *C. Th. Welcker interpretatio l. 9. D. de negotiis gestis juncta l. 60. D. de diversis regulis juris.* 1813. 20 S. 4.

Der Vf., derselbe, von welchem ein Werk allgemeinern Inhaltes (Allgem. Liter. Zeitung 1813. Nr. 164.) grosse Hoffnungen erregt, stellt hier über die bekannte Streitfrage: ob und in wie fern durch Genehmigung aus einer *negotiorum gestio* ein Mandat entstehe, zuerst die Meinungen einiger andern, besonders die *Thibautsche*, mit Gegenbemerkungen auf, und giebt dann seine eigne. Der *erste* Theil dieser Ausführung ist von keinem literarischen Werthe, indem bloss die aus den gewöhnlichsten Büchern geschöpften Ansichten anderer, wie sie schon *Thibaut* angiebt, aufgeführt sind. Nur wenn man mit grösserer Vollständigkeit und auf die frühern Zeiten der Glossatoren — deren aus sehr genauer Gesetzkunde geflossne Ansichten zugleich die Grundlage fast aller neuern Erörterungen der Theoretiker und Praktiker sind, — und besonders auf die der geschmackvollen Gesetzerklärer der humanistischen Schule zurückgehend, die verschiednen Ansichten über einen Gegenstand, wie sie entstanden, einander entgegengesetzt und weiter ausgebildet wurden, erzählt, kann die Angabe der Meinungen andrer interessant seyn, sowohl als Einleitung und Erläuterung der eignen Erörterungen, als auch in allgemeinerer literarhistorischer Beziehung. Jeder, wer so zu arbeiten versteht, wie der Vf., sollte daher eine solche Einleitung — wozu ohnediess die Materialien nicht schwer herbeyzuschaffen sind, hier z. B. durch *Glücks* und *Smallenburgs* Nachweisungen — nie verschmähen, aber mit so etwas als dem hier Gelieferten fern bleiben. *Thibauts* Vorgang freylich entschuldigt etwas: aber von Hn. *W.* hätten wir nicht erwartet, dass er sich auch durch eine *solche* Autorität hätte auf einen offenbar nicht zu billigenden Weg führen lassen.

Des Vfs. eigne Meinung verdient Beachtung. Sie geht darauf hinaus, dass *l.* 60. der Ratihabition nur in Beziehung auf die Pflichten des Geschäftsherrn Wirkungen beylege, so dass gegen ihn die *actio mandati* angestellt werden könne; *l.* 9. und andre ähnlichen Inhalts sollen dagegen die Fortdauer des Verhältnisses der *negotiorum gestio* bloss in Beziehung auf den Geschäftsführer begründen, und so aller Widerspruch verschwinden. Diese Ansicht, welche den allgemeinen Grundsätzen, dass man wohl seine eigne, aber nicht eines andern Lage durch einseitige Handlungen verschlimmern könne, völlig entspreche, bestärkt der Vf. noch durch *l.* 16. *C. de negotiis gestis*, woraus erhelle, dass gar wohl von der einen Seite die *actio mandati*, von der andern die *actio negotiorum gestorum*, und somit ein gemischtes Verhältniss hier vorkommen könne; und bringt auch in *l.* 9. gegen Ende die Emendation *utrique* für *utique* in Vorschlag, wodurch bestimmt angedeutet wäre, dass für den einen Contrahenten das Geschäft Mandat sey, und nur für den andern nicht, ohne indessen diese Emendation für nothwendig zu halten. Denn auch, wenn man sie nicht annimmt, sollen die Worte *nam utique mandatum non est*, bedeuten, „denn es ist nicht *durchaus* Mandat (sondern nur in einigen Beziehungen). Gegen diese mit den allgemeinen Grundsätzen wohl übereinstimmende und keine willkürliche Unterscheidungen hineintragende Erklärung, möchte sich, in so fern sie den Inhalt des *Corp. jur.* betrifft, schwerlich etwas Erhebliches einwenden lassen. Ursprünglich mochte freylich Streit seyn; *Scävola's* Meinung in der *l.* 9. gieng *an sich* wahrscheinlich dahin, dass *überall* das Verhältniss der *negotiorum gestio* fortdaure: denn der Entscheidung *non utique mandatum est*, geht unmittelbar vorher eine Frage, welche sich auf die Klage des Geschäftsführers bezieht. Aber wegen der Aufnahme ins *Corpus juris*, wo diese Stelle mit der auch aufgenommenen *l.* 60. in Uebereinstimmung gebracht werden muss, verdient die an sich mögliche Erklärung des Vfs. für uns den Vorzug. Ja, sollte noch ein Zweifel dabey bleiben, so ist zu bedenken, dass *l.* 60. von einem jüngern Schriftsteller herrührt, und daher die *l.* 9., so weit sie ihr widersprechen sollte, aufhebt. Diese Aufhebung oder Beschränkung der andern Stelle muss aber auch nur so viel durchaus nöthig ist, angenommen werden. Darin möchten wir noch einen Schritt weiter gehen, als der Vf., und mit *Cujacius in Praelect. ad Dig. ad l.* 60. *citt.* annehmen, dass der Geschäftsführer nach Belieben die *actio negotiorum gestorum* oder *mandati* anstellen könne. Diese Meinung, welche *Thibaut* und unser Vf nur unter *Hubers* Namen kennen, ist von denen, welche sie angegriffen haben, durchaus nicht mit siegreichen Waf-

fen

fen bekämpft. Denn, wie oft ist es der Fall, dass man zwischen mehrern Klagen wählen kann: warum sollte es nicht auch hier seyn können? Hn. *W.* bleibt das Verdienst, den Unterschied zwischen den beiden Geschäfts-Interessenten, welchen frühere wohl ahndeten, aber nie so bestimmt aussprachen und durchführten, gehörig begründet zu haben, dass nämlich blosse Ratihabition des Geschäftsherrn den Geschäftsführer *nie* in das nachtheiligere Verhältniss des Mandats versetzen kann.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Uebersicht der neuern Ungrischen Literatur.

Alexander v. Kis hielt am 21. October 1812 im Nationalmuseo zu Pesth eine Vorlesung aus seinem (noch immer nicht im Drucke erschienenen) Werke über die Universalschrift: das ihm von einem der Zuhörer vorgesagte englische und griechische Vaterunser schrieb er in seinem Universalalphabet nieder, und las es dann fliessend und nach den Regeln der richtigen Aussprache ab.

Zu Pesth b. Matth. Trattner sind gedruckt: *Daykas*, eines verstorbenen vom Schicksal verfolgten Dichters ungrischer Gedichte, mit dem Anhang eines poetischen Wäldchens, von dem Herausgeber *Franz v. Kazinczy.* — Derselbe fleissige und geschmackvolle Schriftsteller *Kazinczy*, war im Begriffe den *zweyten* Band seiner *Régiségek es ritkaságok* (Alterthümer und Seltenheiten) herauszugeben.

David Szabo's von Barós Ungr. Uebersetzung der Aeneis und von Virgils Eklogen in Ungrischen Hexametern hat die Presse verlassen.

Sigmund Guary von Damonya, Beysitzer der Gerichtstafel des Oedenburger Comitats, hat eine Geschichte der Ungr. Insurrection vom J. 1809 verfasst.

Der Graf *Franz Széchényi* lässt nunmehr auch den Catalog der Handschriften seiner im Pesther National-Museum aufgestellten Bibliothek drucken.

Schon gedruckt sind Gedichte *Daniels v. Berzsenyi*, Beysitzers des Simegher Comitats.

Von des verstorbenen *Michael Vitéz de Csokona* Ungr. Poesien hat Hr. *Jos. Marton*, ausserordentl. Prof. der Ungr. Sprache und Literatur an der Wiener Universität eine Prachtausgabe in *vier* Bändchen mit Kupfern und Musikblättern veranstaltet.

Joh. Kis, evangel. Prediger zu Tháros Berény in der Simegher Gespannschaft, lässt in Wien eine Anleitung zum Klavierspielen drucken: *Út mutatás a' Klavirozásra.*

Von Siebenbürgen her wird angekündigt: ein *Erdélyi Muzéum* (Siebenbürgisches Museum) literar. belletristischen Inhalts, herausgegeben von *Gabr. Döbrentei*, Privat-Erzieher.

Von *Daniel Ertsei*, Prof. zu Debretzin, hat man den *ersten* Band eines Ungr. Lehrbuchs der Philosophie, enthaltend die empirische Psychologie, und von oben gedachtem *Jos. Marton* einen Versuch einer ausführlichen Ungr. Sprachlehre für Deutsche, der auch schon in Gestalt einer Zeitschrift: *Pannonia* betitelt, erschienen war.

II. Todesfälle.

Am 17. August 1812 starb Dr. *Andr. Wolf*, ausübender Arzt in Herrmanstadt und Correspondent der k. Societät der Wissenschaften in Göttingen, Vf. der Beyträge zur Beschreibung der Moldau (A. L. Z. 1806 Nr. 292.) und einiger medicinischen Schriften, z. B. von der Oeleinreibung als Heilmittel gegen die Pesth in der Siebenb. Quartalschrift B. VI.

Am 24. September starb zu Szinyér in der Zempliner Gespannschaft *Anton Szirmay v. Szirma*, geboren zu Eperies am 20. Januar 1747. *Vormals Präses der* Eperiesser Gerichtstafel, trat er in den Ruhestand und benutzte diesen zu literar. Arbeiten. Drey Comitate verdanken ihm topographische und historische Beschreibungen derselben, die auch in der A. L. Z. angezeigt sind (z. B. 1806 Nr. 247. 1807 Nr. 157. 1811 Ergänzungsbl. Nr. 47.). Zemplins *Ugocsa Szathmar.* In Handschrift hinterlegte er bey der Ungr. Reichsbibliothek: *Fragmenta historiae secretae temporis mei* — Einem Verwandten vertraute er zur Herausgabe an eine Ungr. Geschichte der Familie Szirmay.

Am 31. December starb zu Torschau in der Batscher Gespannschaft *Georg Ribay*, evangel. Prediger daselbst, im 59sten Jahr seines Alters, ein thätiger Slavischer Philolog. Er hinterliess unter andern in Handschrift ein *Idioticon Slovacicum*, und eine zahlreiche Nachlese zu *Tomsas* böhm. Wörterbuche.

Am 11. Januar 1813 starb der Senior *Jonas Czirbesz*, evangel. Prediger zu Iglo, in jüngern Jahren Mitarbeiter an den Wiener gelehrten Anzeigen, später ein fleissiger Sammler von Münzen, kirchenhistorischen und andern Handschriften.

Am 15. Januar starb zu Neuhäusel im Neutraer Comitat der dasige kathol. Pfarrer *Anton Bernolak*, geboren in dem Arver Comitate, vormals Pfarrer zu Csekliss. Er gab unter andern 1790 eine *Grammatica Slavica*, und 1791 eine Etymologie heraus. Handschriftlich hinterliess er ein Wörterbuch des eigentlich slovakischen Dialects, der nach Bernolaks Ansicht vor dem Böhm. Dialecte Vorzüge haben sollte. Jenes Wörterbuch wäre als ein Inventar eines allemal merkwürdigen Dialectes der Herausgabe sehr werth.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1814.

PÄDAGOGIK.

Halle und Berlin, in den Buchhandlungen des Hallischen Waisenhauses: *Originalstellen griechischer und römischer Classiker* über die *Theorie der Erziehung und des Unterrichts*. Für pädagogische und philologische Seminarien, und als Beylage zum geschichtlichen Theil seiner Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts, herausgegeben von Dr. *Aug. Herm. Niemeyer*. 1813. XXXII und 302 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Der um alle Zweige des Erziehungswesens durch Lehre, Schrift, Führung und Beyspiel, und in den mannichfaltigen Verhältnissen eines Aufsehers öffentlicher pädagogischer Anstalten, und eines glücklichen Familienvaters hochverdiente Verfasser wurde zunächst zu dieser Sammlung durch das pädagogische Seminarium veranlasst, das unter seiner Leitung und Pflege seit mehrern Jahren blühet und gedeihet. Ueber den Zweck, Plan und Gebrauch derselben hat er sich in der Zuschrift an Hn. Hofr. und Prof. *Schütz* ausführlich erklärt, eine Zuschrift die niemand lesen wird, ohne seine Hochachtung für den Vf. gesteigert zu fühlen, und das schöne freundschaftliche Verhältniss zwischen zwey akademischen Collegen, welches darin mit so viel Edelsinn und Wärme angedeutet wird, glücklich zu preisen.

Mit Recht bemerkt der Herausgeber, dass eine Sammlung, wie diese, bey der grossen Anzahl von Chrestomathieen noch nicht vorhanden gewesen. Blos auf einzelne Schriftsteller erstreckt sich was *Gedike* und neuerlich der verdiente Director der Schule zu Luckau Hr. M. *Schulze* (dem Hr. *N.* auch manche Nachweisungen verdankt) in einigen Programmen vorgearbeitet haben.

Der Plan beschränkt sich übrigens auf die Theorie der Pädagogik und Didaktik, doch sind hie und da einige Beyspiele der Methode aufgenommen. Es war auch vollkommen zweckmässig nur Stellen über die Form des Unterrichts einzurücken: denn was selbst Material ist, wie die Theorie der Beredsamkeit in Cicero's und Quintilian's rhetorischen Schriften, wäre hier nicht an seiner Stelle gewesen.

In Absicht der Anordnung des Ganzen müssen wir dem Herausgeber völligen Beyfall geben, dass er es nicht auf eine systematische Zusammenstellung anlegte, sondern die Auszüge aus jedem Autor beysammen liess. Jene Anordnung würde nothwendig auf eine kleinliche Zerstückelung hinausgelaufen seyn; und war um so weniger nöthig, da jeder der das Buch gebraucht, leicht mit des Vfs. rühmlichst bekannten Lehrbuche der Pädagogik die hier gelieferten Stellen in Beziehung setzen, und so auch, wenn es ihm beliebt, sie nach einer systematischen Folge wiederholen kann. Uebrigens sind doch so viel möglich die Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts bey jedem Schriftsteller geschieden.

Damit diejenigen unsrer Leser, die das Buch noch nicht kennen, die Mannichfaltigkeit seines Inhalts übersehen können, rücken wir hier die Uebersicht desselben ein. I. Griechische Schriftsteller. 1) *Plato*. Schwierigkeit einer zweckmässigen Erziehung. Wichtigkeit des Gegenstandes. Nothwendigkeit eines planmässigen Verfahrens. Höchster Zweck der Erziehung. Lust und Schmerz die ersten Gefühle des Kindes. Bildung des ästhetischen und moralischen Gefühls. Die Erziehung soll den Zögling für das begeistern, was ihm als Mann das Höchste seyn soll. Nothwendigkeit eines Oberaufsehers des Erziehungswesens im Staate. *Körperliche Erziehung*. Wichtigkeit der Bewegung, einer heitern Stimmung in der Kindheit. Spiele der Kinder. Sonderung der Geschlechter nach dem sechsten Jahre. Gymnastische Uebungen. Zeitvertheilung. Aufsicht über das Knabenalter. *Geistesbildung*. Wissenschaftlicher Unterricht. Lesung der Dichter. Arithmetik und Geometrie. Religionsbegriffe. Einfluss der Künste auf sittliche Veredlung. Gefahr der falschen Behandlung edler Naturen. Bildung des Körpers kann durch Zwang, Geistesbildung nur durch Lust und Liebe erreicht werden. Stufen der Ausartung bis zur Verwilderung. 2) Proben der sokratischen Lehrart aus Plato und Xenophon. 3) Aus Aristoteles Ethik und Politik; über den Antheil des Staates an der Erziehung; körperliche Ausbildung, Zweck des Unterrichts; Kraft der Musik. 4) Aus Ocellus Lucanus über das Moralische bey ehelicher Verbindung und Zeugung der Kinder. 5) Aus der dem Plutarch fälschlich zugeschriebnen Schrift von der Erziehung einige der besten Stellen: Pflicht der Mütter selbst zu stillen; Wahl der Erzieher und Lehrer; Warnung vor zu früher Anstrengung; frühe Uebung des Gedächtnisses. 6) Aus Plutarchs Schrift πῶς δεῖ τὸν νέον ποιημάτων ἀκούειν, über die Rücksicht auf den moralischen Sinn bey Lesung der Dichter. 7) Aus Sextus Empiricus, über Studium der Grammatik. Angehängt ist noch als Probe einer pädagogisch moralischen Schrift 8) Isocrates väterlicher Rath an den jungen Demonicus, und 9) die Vergleichung älterer und neuerer Erziehung aus den Wolken des Aristophanes. Auf gleiche Weise sind II. von römischen Schriftstellern, Cicero, Seneca, Quintilianus,

nus, der Vf. der *dialogi de oratoribus*, oder *de causis corruptae eloquentiae*, und Plinius der jüngere ausgezogen, und sogar einige Fragmente aus Varro's verlorner Schrift Cato, f. *de liberis educandis* vorangestellt worden. Man sieht was für ein Reichthum von pädagogischen und didaktischen Maximen hier zusammengebracht ist. Es ist kein Zweifel, dass er sich nicht noch vermehren liesse, wenn man beyläufige Bemerkungen von Plutarchs Lebensbeschreibungen, oder Dionysius von Halicarnass rhetorischen Werken u. d. gl. herbeyziehn wollte. Allein nicht zu gedenken, dass solche kleine Fragmente sich besser zu Belegen in einer Geschichte der Erziehungskunst unter den Griechen und Römern eignen, so ist auch diese Sammlung schon wie sie ist, für den Zweck, den sich der Herausgeber zunächst vorsetzte, ansehnlich genug, und ihr Gebrauch würde durch eine noch vermehrte Bogenzahl eher erschwert als befördert werden.

So wie sie ist kann sie nicht nur in pädagogischen und philologischen Vorlesungen mit Nutzen gebraucht werden, sondern auch mannichfaltige Gelegenheit in beiderley Seminarien zu eignen Ausarbeitungen, Beurtheilungen und Disputirübungen geben. Ausserdem wird sie andre Leser theils von blinder Bewunderung des Alten, theils von eben so voreiliger Lobpreisung mancher neuern Vorschläge abzuhalten dienlich seyn.

Die Texte sind nach den besten Ausgaben abgedruckt, und am Ende ist eine nützliche Auswahl der wichtigsten Varianten, angehängt, die nach dem Auftrage des Herausgebers ein geschicktes Mitglied des pädagogischen und philologischen Seminarium zu Halle, Hr. *Wiggert*, besorgt hat.

Die Correctur des Drucks ist mit grossem Fleisse besorgt; wie uns denn in den lateinischen Stellen nach genauer Durchlesung kaum zehn Druckfehler vorgekommen sind; z. B. S. 164. Z. 4. von unten ist zu lesen *quod tu te*. S. 179. Z. 3. *complexi*. S. 188. Z. 13. v. u. *emas non quod opus est*. S. 240. Z. 10 — 11. *memoriae*. S. 271. Z. 5. v. u. *adbibe*. S. 282 Z. 6. v. u. *scuticaque*; ausser einigen andren von selbst leicht zu verbessernden Kleinigkeiten.

Dass übrigens diese Sammlung auch als eine sehr lehrreiche Zugabe zu den *Niemeyerschen* Grundsätzen der Erziehung und des Unterrichts anzusehn sey, und jedem Besitzer derselben willkommen seyn müsse, bedarf nicht erst erinnert zu werden.

NATURGESCHICHTE.

Eisenberg, b. Schöne: *Handbuch der pharmaceutisch - medicinischen Botanik, zum Selbstunterrichte für angehende Aerzte, Veterinär - Aerzte, Apotheker, Droguisten* u. f. w., von *J. Ch. Fr. Graumüller*, der Weltweisheit Doctor, Privatlehrer zu Jena u. f. w. *Erster* Theil. 1813. XVI und 496 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Die Aeusserungen des Vfs. in der Vorrede berechtigten den Rec. zu grossen Erwartungen, und er muss gestehn, dass er bey der genauern Durchsicht des Werks, wovon hier der *erste* Theil vor ihm liegt, in seinen Erwartungen nicht getäuscht worden ist. Hn. G. Fleiss und Genauigkeit ist darin durchaus nicht zu verkennen.

In der Vorrede sagt der Vf.: dieses Werk solle für einen jeden Wiss- und Lernbegierigen ein genügendes Hülfsmittel seyn, und sein Bestreben sey dahin gerichtet gewesen, ein solches Werk zu liefern, welches durch seine Vollständigkeit die grösste Brauchbarkeit erreichen sollte, und seines Berufs dazu sey er sich bewusst. Die äussere Aufmunterung, welche ihm durch die günstigen Urtheile seiner bisherigen Schriften geworden sey, noch mehr aber das innere Gefühl, habe ihm den Muth eingeflösst, aus dem gesammelten Reichthume ein vollständigeres Werk zu unternehmen, als man bisher gehabt habe, und alles unter einen Gesichtspunkt zu bringen, was aus der Botanik in der Medicin und der Pharmacie anwendbar wird.

Das Werk selbst leidet keinen Auszug, wir wollen aber den Leser in den Stand setzen, selbst zu beurtheilen, wie Hr. G. seinen Gegenstand bearbeitet habe.

Dieser *erste* Band enthält die officinellen Pflanzen der fünf ersten Klassen des Linneischen Systems, nach welchem sie geordnet sind. *Einer jeden Ordnung* ist eine ausführliche historische Beschreibung der darin vorkommenden Familien nach *Batsch* und *Jussieu* vorausgeschickt. Bey einer jeden Pflanze geht eine kurze, aber genaue Beschreibung ihrer Theile voran. Eine vollständige Nomenklatur, nicht allein die eigentlich botanische, sondern auch die pharmaceutische, sowohl ältere, als neuere, wie auch die verschiedenen deutschen Benennungen, ist jeder beygefügt. Der Wohn- und Standort ist jedesmal nicht nur geographisch in Absicht der Welttheile, sondern auch topographisch in Hinsicht der Lage insbesondere, genau angegeben. Daraus ergiebt sich sogleich, ob das Gewächs einheimisch, oder ausländisch sey. Bey den ausländischen Pflanzen ist angezeigt, ob sie zum medicinischen Gebrauche irgend wo in Deutschland angebaut werden, wobey das Oekonomische des Anbaues berücksichtigt, auch zugleich eine Anweisung gegeben wird, in welcher Art von Boden eine solche Pflanze am besten fortkomme, ohne von ihren Arzneykräften etwas zu verlieren, und welche die beste und leichteste Fortpflanzungsweise sey. Hierauf folgen die Blüthezeit und Fruchtreife damit man sich beym Einsammeln der Theile darnach richten könne, indem sowohl die Blätter, als auch die mehresten Wurzeln vor der Zeit des Blühens eingesammelt werden müssen, um nicht unkräftige, veraltete und ausgetrocknete Pflanzentheile zum Arzneyvorrathe zu erhalten. Die Lebensperiode, in welcher die einzusammlenden Theile ihre mehrsten und besten Arzneykräfte besitzen, um sie gerade zu dieser Zeit zu sammlen, und die Standorte, wo sie zu suchen sind, bleiben eine nothwendige Bedingung und grosse Erleichterung beym Einsammlen. Die Beobachtungen der

Aerzte sind über die Wirkungen der von ihnen angewendeten Arzneymittel aus dem Pflanzenreiche oft sehr wiedersprechend. Mancher bewirkte den gewünschten Effect, wo ein anderer ohne allen Nutzen dieselbe Pflanzenarzney anwendete, und sehr oft lag die Schuld nicht in der Pflanze selbst, sondern, dass sie entweder in der unrechten Lebensperiode oder nicht an der gehörigen Stelle eingesammlet wurde. Es ist bekannt, dass Gartenpflanzen und überhaupt diejenigen, welche auf einem fetten, fruchtbaren Boden, so wie im Schatten, wachsen, bey weitem nicht so wirksam sind, als die, welche ihrer Natur gemäss der Sonne ausgesetzt und auf einem magern Boden sich selbst überlassen sind. Auch das Trocknen und Aufbewahren der Pflanzen zum Arzneygebrauche trägt unläugbar sehr viel zu ihrer Wirksamkeit bey, es war daher nothwendig, dass hier auch darüber bey jeder Pflanze eine Belehrung gegeben wurde. Es bleibt ferner sehr wichtig und nothwendig, die Pflanzen und ihre Theile, vorzüglich diejenigen, welche wir aus fremden Gegenden oder fremden Welttheilen erhalten, und durch keine Surrogate, so viel uns bekannt ist, entbehrlich gemacht werden können, in ihrem getrockneten Zustande genau kennen und gehörig unterscheiden zu lernen, um alle Verwechselungen zu verhüten und den so mancherley Verfälschungen auf die Spur zu kommen, die Gewinnsucht oder Unwissenheit ihnen beymischt. Wäre damit kein Nachtheil verbunden, so brauchte man nicht so sehr ängstlich dabey zu seyn. Da aber oft die schädlichsten Folgen dadurch verursacht werden können, so muss nothwendig eine genaue Beschreibung des Aussehens, des Geruchs und Geschmacks dieser Pflanzentheile allen möglichen Verwechselungen und Irrthümern vorbauen. Auch die chemischen Bestandtheile, in welche sich eine jede Pflanze zerlegen lässt, und die Eigenschaften, die sie diesen zu Folge besitzt, sind mit den arzneylichen Kräften und ihrer Anwendung hier angegeben. Zur Vervollkommnung dieses Werks trägt gewiss auch sehr viel bey, dass bey den theuern Arzneymitteln ausländischer Pflanzen, zum Besten der ärmeren Menschenklasse, die uns bekannten Surrogate jedesmal sorgfältig nachgewiesen sind, und zwar wie man sie durch genaue Prüfung und bestätigte Erfahrung bewährt gefunden hat. Die Giftpflanzen durften um so weniger fehlen, je nothwendiger und wichtiger die Kenntniss derselben zur Verhütung trauriger Folgen ist. Hier sind die schädlichen Wirkungen auf Menschen und Thiere beschrieben worden, mit der jedesmaligen Angabe der Gegenmittel. Zuletzt ist auch bey jeder Pflanze die Anzeige derjenigen Werke beygefügt, welche entweder als Monographien bekannt sind, oder welche die besten Abbildungen davon enthalten. Hierbey bleibt es Rec. sehr auffallend, dass *Heyne's* klassisches Werk: *getreue Darstellung und Beschreibung der in der Arzneykunde gebräuchlichen Gewächse, wie auch solcher, welche mit ihnen verwechselt werden können*, welches doch in den Händen mehrerer Aerzte und Apotheker sich befindet, durch das ganze Buch nicht ein einzigesmal angeführt ist. Unbekannt konnte dem Vf. dieses Werk doch nicht seyn.

Wir wollen zum Schlusse ein Paar Bemerkungen mittheilen, die wir bey der Durchsicht dieses Werks gemacht haben. Bey *Valeriana officinalis* (S. 56.) hätte billig die höchst gefährliche Verfälschung dieser Wurzel mit den Wurzeln einiger Ranunkelarten angeführt werden sollen, worauf uns Hr. Dr. *Hoppe* in seinem botanischen Taschenbuche vom Jahre 1807 S. 133 — 143. aufmerksam gemacht hat. Rec. beobachtete diese Verfälschung der Wurzeln der *Valeriana* einigemal bey der Untersuchung der seiner Aufsicht anvertrauten Apotheken; und machte die Apotheker seines Distrikts, welche diese Wurzel von den Materialisten kommen lassen, darauf aufmerksam. S. 80. hätten *Cyperus textilis* und *Papyrus* füglich wegbleiben können, da sie weder in der Medicin angewendet werden, noch als Giftpflanzen hier einen Platz verdienen.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Uebersicht der neuern Slavischen Literatur.

Eine windische Grammatik erschien 1810 von *Schmigotz*. — Eine neue böhmisch mährische Grammatik von *Joh. Negedly*.

Stullis Illyrisches Wörterbuch ist 1810 mit dem *sechsten* Theile im Drucke vollendet worden.

Unter die neuern Producte der *Serblischen* Literatur gehört eine Geographie von *Paul Solaritsch*.

Ein neuer Plutarch von *Ivanowitsch* einem Pfarrer. *Herders* Palmblätter von *Shivkowitsch* übersetzt.

Verschiedene Serblische Oden (die sehr gut gelungen sind) vom Protosyncell und Carlowitzer Professor *Muschetzki*, jetzt Archimandriten zu Schilchatswatz.

In Pressburg erscheint seit dem Jul. 1812 eine Zeitung im böhm. Dialecte, betitelt: *Tydennjk* oder Wochenblatt, redigirt von *Georg Palkowitsch*, Prof. der böhm. Sprache und Literatur am evangel. Gymnasium zu Pressburg.

In Wien erscheint seit Anfang 1813 eine politisch-literarische Zeitung in böhm. Sprache, herausgegeben von *Joh. Nepomuk Norbert Hromadko*, Nachfolger des sel. *Zlobitzki*, in der Professur der böhm. Sprache und Literatur an der Universität zu Wien. — Eben auch in

in Wien sollte noch 1813 erscheinen eine Zeitung in serblischer Sprache, redigirt von *Demeter Davidowitsch*, und *Demeter Fruschitsch*, zwey Candidaten der Medicin.

Von Hn. *Stephan Leschka*, evangelischen Prediger A. C. zu Kis Körös, wird angekündigt eine *Hungaria polyglotta*, seu *Elenchus Vocabularum Europaeorum sed Hungarici Usus*. Es soll diess eine Uebersicht der Wörter seyn, welche die Ungr. Sprache aus andern Europäischen, zumal aus den Slavischen geborgt hat. Gewiss eine verdienstliche und herausgebenswerthe Arbeit. Zumal wenn darin auf *Steph. Sandors* und andrer Vorarbeiten gesehen würde.

Linde's grosses polnisches Wörterbuch mit steter vergleichender Rücksicht auf alle andern Slavischen Dialecte wird mit dem *sechsten* Bande bis Ende 1813 vollendet seyn.

Von *Joh. Nep. Primitz*, Prof. der Sloven. Sprache am Lyceum zu Grätz, erschien ein deutsch-slovenisches Lesebuch (Grätz, b. Jos. Miller 1813. 146 S. 8.). Darin ist unter andern auch ein Umriss der Geschichte der alten Slaven enthalten.

Sehr wichtig ist: Entwurf zu einem allgemeinen Etymologicon der Slavischen Sprachen von *Jos. Dobrowski*. (Prag, b. Haase 1813. 86 S. 8. mit 2 Tabellen.)

Von dem thätigen Prof. in Laybach, *Wodnik*, hat man eine Krainer. Grammatik (1811), und *Pesme sa pokushine* (Lieder zum Verkosten). Von eben demselben wird ein Slovenisches Wörterbuch angekündigt.

In der Poln. Literatur ist eine Haupterscheinung *Jacob Przybylski* Poln. Ueberserzung der *Aeneide* (Krakau 1813. b. Gröbl. 2. B. 8.) besser als die von *Dmochowski* und *Jakubowski* 1803.

II. Oesterreichische Studien-Anstalten.

Die gedruckten Bücher des verstorbenen Abbé *Karl Jos. Eder* und eben desselben Mineralien sind an das evangel. Gymnasium in Cronstadt gelangt.

Bey dem k. k. *Theresiano* standen im Jahr 1812. 42 Piaristen.

Einem höchsten Handschreiben zu Folge sollen Einheimische oder Fremde, welche um Erlaubniss ansuchen, ausserordentliche Vorlesungen zu halten, zuförderst einen skizzirten Plan derselben vorlegen.

Dem *botan. Gärtner* der *Wiener Universität* wird als Zögling der botanischen Gartenkunst ein Assistent mit 200 Fl. Gehalt beygegeben (*Heinrich Schott* ist hiezu bestimmt worden). Eben so dem botan. Gärtner des Johanneums in Grätz.

Das Lyceum zu *Lemberg* erhält einen dritten Jahrgang des philosophischen Studiums und mit demselben neue Katheder der praktischen Geometrie, der Landwirthschaft, der Technologie und der klassischen Literatur. Die Katheder der praktischen Geometrie hat *Joh. Holfeld* zu versehen, die der Mathematik *Franz Kodesch*, der wegen seines guten Betragens als Rector Magnificus 1809 zu Krakau am 9. May 1813 die grosse goldne Ehrenmedaille sammt Kette erhielt.

Bey dem *Wiener Universalspital* ist nunmehr ein eigenes Clinicum für Augenkranke unter der Leitung des Prof. *Beer* errichtet (Hofdecret vom 25. März 1813), auch Hr. Prof. *Beer* erhält dabey einen Assistenten.

An dem *Evangel. Gymnasio zu Preßburg* studierten im Schuljahre 1812 u. 1813. 118 Primaner, 73 Secundaner, 50 Syntaxisten. Unter den Primanern waren 76 Beflissene der Theologie. Im Alumneum wurden 107 arme Jünglinge, im sogenannten Jessenakischen Convicte wurden deren 30 mit der nothdürftigsten Nahrung versehen. — Am *Oedenburger Gymnasio* studierten 64 Primaner, 66 Secundaner, 66 Syntaxisten, 100 Grammatisten.

Das *Königl. Ungr. Taubstummen-Institut* zu Waizen zählte in eben diesem Schuljahre 21 Knaben, 12 Mädchen als Zöglinge.

Am 5. August 1813 ward feyerlich der Grundstein gelegt zu einer neuen *Sternwarte* auf dem sogenannten St. Gerhards oder Bloksberg bey *Ofen*: die der Architect bey der Ungr. Landes-Baudirection, *Franz Thalherr*, auf Kosten des Fonds der Pesther Universität aufführen wird. Das bisherige Local der Ofner Sternwarte auf dem königl. Schlosse hat Hr. Prof. *Joh. Pasquich* nicht ganz dem Zwecke entsprechend gefunden. Zugegen waren von andern des Palatins königl. Hoheit, dann Hr. *Reichenbach* aus *München*, der die Ofner Sternwarte mit bessern Instrumenten versehen hat. Hr. *Pasquich* selbst und sein Adjunct Hr. *Dan. Kmeth*, ein Piarist.

Die *Prager Privat-Erziehungsanstalt für Blinde* unter der Leitung des Hn. Gubernialraths *Platzer*, und das ständische polytechnische Institut zu Prag unter der Leitung eines ständischen Ausschusses, machen nach den öffentlichen Prüfungsberichten sehr gute Fortschritte.

III. Vermischte Nachrichten.

Bey der katholisch-theologischen Facultät der Wiener Universität studierten 1813 folgende Zöglinge der orientalisch-griechischen Diöcese von Siebenbürgen die theolog. Wissenschaften: Lucas Pap. Moyses Füle, Johann Moga, wovon jeder 300 Fl. jährl. Stipendiums aus dem Sydoxialfond bezog.

Hr. *Grund*, Modellmacher in Wien, hat durch eine Arbeit von vier Jahren ein Modell der Stadt Wien zu Stande gebracht.

Das Joanneum zu Grätz besitzt einen Muschmetschen chemischen Ofen, in welchem die Hitze und Feuergewalt zu einem hohen Grade getrieben wird (Vat. Bl.).

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

April 1814.

ERDBESCHREIBUNG.

Herrmanstadt, b. Hochmeister: *Geographie des Großfürstenthums Siebenbürgen*, von *Lucas Joseph Marienburg*, Burzenländischem Capitular und Pfarrer zu Weidenbach, wie auch der Herzogl. mineralog. Gesellsch. zu Jena Mitgliede. 1813. *Erster* Band. 248 S. *Zweyter* Band. 392 S. 8.

Die Leser der A. L. Z. kennen den Vf. schon als Schriftsteller, z. B. aus Nr. 186. Jahrg. 1807. Der Vf. hat eben nicht den innern Beruf dazu, ein Schwartner Siebenbürgens zu seyn; allein er gehört zu den wenigen siebenbürgischen sächs. Professoren und Pfarrern, die für Literatur Lust und Eifer zeigen, und sein gegenwärtiges Buch hat er denn doch mehr, als irgend ein voriges, der Feile unterzogen: so dass es, gegen *Wendisch* (eigentlich *Seiverts*) und *Lebrechts* Werke gehalten, doch als ein namhafter Schritt zum Bessern anzusehen ist. Der Vf. selbst fordert in der Vorrede auch andre auf, zu wirken, weil es Tag ist; er macht bemerklich, wie selten *Opera posthuma* ungrischer und siebenbürgischer Gelehrten ans Licht kommen. „Nur das wirkt, was auf den literarischen Marktplatz gebracht wird: alles Uebrige ist, mehr oder weniger, doch immer begraben." Seine Recensenten fordert er zu ergänzenden berichtigenden, belehrenden Noten auf. Sollten sie Alles rügen, so hätten sie gar viel zu thun. Es ist nun einmal nicht die Sache des Vfs., auf die Richtigkeit und pünktliche Genauigkeit im Einzelnen zu sehen: ihn hiezu gewöhnen zu wollen, ist vergebliche Mühe. Die Titelvignetten, die eben auch nicht die saubersten sind, verrathen den Vf. schon. Die Unterschrift des einen abgebildeten Schlosses heisst Görgöny; allein falsch; es sollte *Görgény* heissen. Eben so fehlt beym zweyten Schlosse, Deva, der Accent; es sollte *Déva* heissen. Dem Kundigen fallen dergleichen Fehler vorne widerlich auf. Der Vf. selbst wird auch bey einer *zweyten* Auflage noch Fehler genug stehen lassen; seinem Buche wäre nicht anders, als durch die Ueberarbeitung durch einen andern Gelehrten zu helfen. Einstweilen kann es nur der Kundige gebrauchen: es als Quelle und Norm zu citiren, möchten wir niemanden rathen. Auch der Stil ist schwerfällig und holprig.

Dennoch ist das Buch, wie gesagt, für kundige Leser als ein Schritt zum Bessern anzusehn. Der Vf. ist in der Literatur, auch in auswärtigen Journalen, nicht fremd; was nach *Seivert* und *Lebrecht* geleistet worden ist, kennt er, und benutzt es auf seine Art. Diese Art hat unter andern das Gute, dass der Vf. verschiedene Meinungen historisch neben einander stellt, nicht vorschnell die eine oder die andre verdammt, sondern jeder ihren Platz einräumt, und die Auswahl den Lesern überlässt. So z. B. Bd. I. S. 3. über die Entstehung des Wortes Siebenbürgen; S. 73. über die Szekler und deren Namen; S. 77. über die Walachen. Ueber die neuern Karten Siebenbürgens, z. B. die von Debouge, hätte der Vf. sich eine Abschrift eines Aufsatzes über die neuesten Karten der Länder der österreichischen Monarchie aus *Gaspari's* geogr. Ephemeriden verschaffen können. Die (S. 9.) erwähnte Viscontische Karte vom J. 1699. hat Hr. Sup. *Neugebohrn* besessen, und dem Nationalmuseum zu Pesth abgetreten. S. 10. hätte bemerkt werden sollen, was erst Bd. II. S. 52. erinnert wird, das handschriftliche Werk *Benkö's*, wovon 5 Bogen bloss abgedruckt sind, heisse *Transsilvania specialis*. Von *Ballman's* Nachlasse konnte der Vf. nichts benutzen.

Der *erste* Band enthält die allgemeine Geographie Siebenbürgens, und zwar die mathematische, physische, *politische;* letztere wieder nach drey Abtheilungen: Einwohner — Staatsverfassung — Staatsverwaltung. Zu den Gegenden, wo kein Weinstock zu treffen ist, gehören wohl mehrere, als Háromsék, Tsik, Gyergyó und Udvarhely. S. 85. will der Vf. zu den Armalisten die freyen sächs. Bürger und Bauern rechnen, welches nicht wohl angeht, und zum Begriffe und Wesen ihrer Freyheit auch gar nicht gehört. S. 86 u. S. 171. ist die Lehre von den drey Szekler Klassen sehr verfehlt. Diese drey Klassen würden bey jedesmaliger Musterung bestimmt: Wer nur zu Fuss dienen konnte, blieb ein Darabant, später Musketier, *Pyxidarius*. Wer reich genug war, zu Pferde zu dienen, ward ein Lofö (Reiter), *Primipilus*. Die Officiere beider, reich genug, sich mit mehr Pferden und besserer Rüstung zu equipiren, hiessen Förendek, *Primores*, die von der obersten Klasse. Nur durch Missbrauch wurden diese Qualitäten erblich. Uebrigens war ein jeder Szekler ein Edelmann, gleich jedem *Nobilis unius Sessionis*, d. h. contributionsfrey, und dabey kriegspflichtig. S. 87. Manche Taxalörter haben Freyheitsprivilegien von ihrer ersten Gründung her. Es ist gar nicht nöthig, dass der Vf. zwischen den Freyheiten der Sachsen und zwischen jenen der Taxalörter grosse Verschiedenheit suche: sie rühren aus einer Quelle. — Ebendaselbst ist der Ausdruck National-Religionen unschicklich; besser hätte der Vf. gethan, die Glaubens-Confession der Unitarier näher zu charakterisiren. S. 91. und II.

247. verschweigt der Vf. die Existenz der Barthischen Buchhandlung in Herrmanstadt, und dass Hochmeister Buchhandlung und Buchdruckerey zu Clausenburg dem dortigen Lyceum abgetreten habe. S. 92. findet man eine, aber unvollständige, Liste der im Auslande für ungrische und siebenbürgische Candidaten der Theologie bestehenden Stipendien. S. 94. ist die Charakterzeichnung der Nationen Siebenbürgens kein Meisterstück. S. 104. Die Pelzmäntel der Sächsinnen (die Sachsen kamen vom Niederrhein) hiessen Kirschen, von dieser altdeutschen Tracht mögen die Kirschner benannt seyn. S. 108. sagt der Vf.: Von Meyerey und Gärtnerey leben die Emigranten. Wer versteht ihn wohl bey diesem Ausdrucke? Es soll heissen, einige eingewanderte Mennonisten. Von Galarati's Seidencultur-Anstalten sollte der Vf. nur in der vergangenen Zeit sprechen. S. 143. hätte die *Resolutio Alvintziana* allerdings auch im Auszuge mitgetheilt werden sollen. S. 151. Zu der an der Zahl sehr reducirten ungrischen Garde kommen jetzt nur drey junge Siebenbürger. S. 157. ist die Nachlässigkeit, nicht alle Cardinalämter aufzuzählen, nicht zu entschuldigen. S. 170. wäre die Ungleichheit, die in den Verhältnissen der Szekler herrscht, genau anzugeben (freye Szekler — unterthänige — grenzpflichtige Szekler, alle von einer Nation, und doch ganz verschiedenen Schicksals). Die siebenbürgische Geschichte kann genau bestimmen, wie durch Missbrauch und Uebergewalt das *Jus Regium* oder das adlige Besitzthum dem davon ganz freyen Szeklerorden hie und da eingeimpft, und von den neuen Besitzern Walachen statt der verdrängten freyen Szekler angesiedelt worden. Auch noch dauert diese Verdrängung der freyen Szekler durch den Druck der Grundbesitzer fort. Nichts desto weniger wär es unrichtig, wenn man mit dem Vf. (II. 156.) schlechtweg sagen wollte: „Die Szekler Verfassung erlitt manche Veränderungen, so dass jetzt die Verfassung der Szekler der der Ungern gleich ist." S. 180. hätte der Vf. doch ganz wohl spätere Schematismen benutzen können, als die von 1806 u. 1807, höchstens 1808. S. 187. Die *Universitas* der sächs. Nation hat wohl das Recht, in polit. Dingen Vorstellungen zu machen, aber sie ist keine politische Stelle. Das Versehen (S. 189.) ist schon anderwärts getadelt worden. Bey dem Fiscal-Director ist sein Titel: *Director Caussarum publicarum et fiscalium*, anzumerken. Als *Director Caussarum publicarum* ist er gewissermaßen ein Oberst-Sitten-Inspector in Siebenbürgen, zumal über den Adel: Adlige, welche Excesse und Verbrechen ausüben, ladet er vor, und belangt sie von Amts wegen criminalisch (*caussa publica*). Als *Director Caussarum fiscalium* ist er nur als der Privat-Advocat des Aerariums anzusehen. S. 190. erwähnt der Vf. nicht am gehörigen Orte, sondern II. 155, die in Handschrift öfters vorkommende Redaction etlicher Szekler Municipalgesetze vom 28. April 1555, unter dem Woiwoden von Siebenbürgen, Steph. Bedo und Franz Kendi, gemacht zu Székely Udvarhely. Seine Schuldigkeit wäre gewesen, II. S. 155. anzudeuten, wo sich die älteste Szekler Constitution 1451 unter Joh. v. Hunyad redigirt, und die *Leges consuetudinariae* vom J. 1505 verzeichnet finden. S. 197. übergeht der Vf. den Religions-, Studien-, Stipendien- und Normalschulenfond, die wohl vom Kameralzahlamte manipulirt, aber vom Gubernio geleitet werden. S. 206. Das Regiment Savoie-Dragoner wird nicht von Siebenbürgen her recrutirt, und ist also kein siebenbürgisches Regiment, ob aber Siebenbürgen nicht ein drittes Infanterie-Regiment mit Recruten versehe, lässt Rec. dahin gestellt seyn. S. 207. ist statt Kreutzerkriege, Kurutzenkriege zu lesen. S. 214. nennt der Vf. das Lyceum zu Clausenburg mehrmals irrig eine Universität, und giebt ihm Facultäten, die es nicht hat. Von einer medicinischen Facultät kann man doch da nicht sprechen, wo, nach eigner Angabe, bloss Chirurgie gelehrt wird. S. 226. ist der Sinn und Zusammenhang von den Worten: Als Kaiser Karl u. s. w., ganz entstellt. S. 231. macht der Vf. zuerst bey der Kirchenverfassung eine Erwähnung von den *partibus Regni Hung.*, die schon S. 167. vollständiger hätte gegeben werden sollen, sammt einer Notiz der neuesten ungrischen und siebenbürgischen Diätalverhandlungen über diesen Gegenstand. Der Vf. hat auf die letztere auch im *zweyten* Bande S. 9, wo er diese *Partes* zur Sprache bringt, Rücksicht zu nehmen vergessen. S. 245. heisst Barbeneus der *einzige* Kronstädter hochverdiente Arzt.

Der *zweyte* Theil enthält die Chorographie und Topographie von Siebenbürgen. Sonderbar ist allerdings, dass die siebenbürgischen Landtagsartikel in ältern Zeiten sich so ausdrücken: Száßság (Sachsenthum), Székelység (Szeklerthum), Lakság, wörtlich übersetzt: Wohnthum, d. h. das Gebiet der Comitate. Die wenigen Stellen, welche der Vf. aus den fünf ersten gedruckten Bogen der *Transsilvania specialis* mittheilt, machen nach dem Drucke des Ganzen begierig, den Hr. Prof. *Herepej* in Enyed unverantwortlich in die Länge schiebt. Längst hätte ein thätigerer Mann Mäzene und Mittel zum Drucke gefunden. Der steife und träge unprotestantische Reformatismus bewacht und verbirgt noch manche Geistesschätze, die der wahrhaft geistige literarische Protestantismus, der dem Obscurantismus und der Faulheit gleich gram ist und allen christlichen Confessionen angehört, je eher je besser ans Licht fördern würde. Nichts ist unregelmässiger, als die siebenbürgischen Comitate. Sie laufen durch die Breite des Landes, dehnen sich also weit aus, ohne sich zu runden und zu concentriren. Diess verursacht manche Nachtheile der öffentlichen Verwaltung: denen die Stände abhelfen sollten, aber nach ihrem jetzigen Tone und Geiste nicht abhelfen werden, bis nicht die executive Gewalt mit mehr Kraft die Landtäge leitet. Das Project der Stände, etliche Comitate mit einander zu vereinigen, würde nur das Chaos der jetzigen Verhandlungsart der Geschäfte in den Comitaten vermehren. Viele Dörfer hatten und haben noch Privilegien, die aber unterdrückt werden. Ueber solche Gegenstände darf der siebenbürgische Geo-

Geograph nicht einmal reden, wie er wollte und sollte. So z. B. fehlt beym Kuchelburger Comitat die Erwähnung der sogenannten 13 Dörfer. S. 214. deutet der Vf. auf die alten Privilegien von Alvintz und Borberék. S. 34. wundern wir uns, bey Vajda Hunyad (Hinjidoare) keine histor. Erinnerungen zu finden. S. 41. Die Besitzer der einträglichsten Bergwerke Siebenbürgens leben im Auslande. S. 68. Bey Verespatak ist fast die ganze Grauwakenmasse dortiger Berge pochwürdig, doch der eigentliche Segen an gediegenem Golde auf Quarzkrystallen findet sich in Nestern (Tschopasch), denen durch Einlöcherungen nachgespürt wird. Bey S. 121. wäre zu bemerken gewesen, dass die Zahl der in Szamos Vjvár zusammengedrängten Verbrecher sich öfters gegen 200 und drüber belaufe, und dass zur Beschäftigung derselben eine Tuchfabrik der Gräfin Agnes Esterhasi, gebornen Bánffy, errichtet sey, die auch, bis auf manches Unvollkommene, im Färben ziemlich brauchbare Tücher liefert. Bey dem Kövárer Districte wird nichts erwähnt: Von der Donation, welche die Gräfl. Telekische Familie über Kóvar, als über ein vormaliges Fiscal-Dominium, hat, und über ihr Verhältniss zu den Inscriptionalisten. Der Kövárer District war vormals ein Bestandtheil des mittlern Szólnoker Comitats: und Fogaras des Albenser Comitats. Bey dem Fogarascher District hat der Vf. viel gutes Historisches beygebracht: nur fehlt bey den Urkunden (S. 140.) die bestimmte Chronologie. Der Vf. kann nichts aufsetzen, woran sich nicht was Nöthiges auszubessern fände. II. S. 156. schreibt der Vf. sehr sonderbar *Györgö* statt Gyergyó. — Ueberhaupt hätte er die ungrischen Namen mit latein. Lettern nach ungrischer Schreibart geben, und nicht deutsch radebrechen sollen. Der Vf. bestrebt sich, die Namen der Orte deutsch, ungrisch, walachisch und lateinisch zu geben, aber nicht überall. Das Crusiussche Postlexicon kennt und braucht er zwar, aber *Lipszky's* Repertorium kennt und benutzt er nicht, so wenig als *Lipszky's* Karte, indem er sich mit deren Theurung entschuldigt; aber der Literator in Ungarn und Siebenbürgen muss sich in solchen Fällen durch Ausborgen oder durch Reisen helfen. In den Namen der Oerter wäre fast auf jeder Seite ein Fehler nachzuweisen, z. B. S. 177. nicht Nyntod, sondern Nyújtod. Wozu S. 219. eine aus den gedruckten Provinzialblättern entlehnte lange Stelle über den Szurul? Das Wesentliche wäre nur zu sagen gewesen. S. 245. ist es widerlich, bey der Beschreibung von Herrmanstadt Etrangement statt Petranchement zu lesen. Der Vf. benutzte bey Angabe der Weingärten-Aecker u. s. w. bloss die ältern Contributionslisten vom J. 1772. S. 290. ist das einzige Beyspiel einer Nobilitar-Curia auf sächs. Grund und Boden. In sich ist aber die Christoph Bathorische Donation nichtig, weil sie der freyen durch viel ältere Privilegien gesicherten Beschaffenheit des sächs. Grundes und Bodens widerspricht. In Siebenbürgen ist das Donationsrecht von manchen Nationalfürsten ungebührlich ausgedehnt worden, z. B. giebt es siebenbürgische Donationen, wo von der Devolution des Geschenkten an *legatarios et legatariorum legatarios* zum immerwährenden Nachtheil des Fiscus und mit Verletzung alles Feudalrechtes die Rede ist. Dass der Vf. einige Urkunden hat abdrucken lassen, die noch nicht bekannt sind, daran hat er gut gethan. Allein dass er nicht eine besondere Geographie der siebenbürgischen Militärgrenze gegeben, sondern sie mit der Provinzialgeographie vermengt hat, daran hat er schlecht gethan. Es sind freylich Grenze und Provinz schlecht geschieden, viele Ortschaften vermischt, Provinz- und Grenzdörfer durch einander geworfen, aber die Schuldigkeit des Geographen ist, auch die bestehende Verwirrung, wie sie ist, anzuzeigen. Viel, sehr viel hat der Vf. hinter sich aufzuräumen gelassen, doch verdient auch das Geleistete einigen Dank.

Wien, b. Ant. Doll: *Die österreichische Schweiz*, oder *malerische Schilderung des Salzkammergutes in Oesterreich ob der Enns.* Mit einer *Beschreibung des steyrischen Salzbergwerkes zu Aussee und der österreichischen Stifte Kremsmünster und S. Florian.* Ein Taschenbuch auf Reisen in diesen Gegenden. Von Dr. *Franz Sartori.* Mit einer Ansicht vom Gosazwang. 1813. 182 S. kl. 8.

Rec. zeigt dieses Werkchen nur kurz an, weil es für den, der *Sartori's* neueste Reisen durch Oesterreich u. s. w., Wien 1811. 8. 3 Bände (A. L. Z. 1811. Nr. 195.), besitzt oder kennt, wenig Neues enthält: Der Vf. berichtigt und erweitert hier nur das dort Gesagte mit Excerpten aus *Kurz's* Gesch. der Salinen in Oesterreich ob der Enns im Archiv für Geogr. März 1811, aus *Schultes* und *Mader's* Reisen, endlich aus einem freundschaftlichen Schreiben des Hn. *Ant. Diklberger*, k. k. Bergmeisters am Ischler Salzberge. Die Beschreibung des Salzkammerguts in *Heinse's* Linz und dessen Umgebungen (Linz 1812. 8.) scheint der Vf. damals noch nicht gekannt zu haben, sonst wäre sie seiner Benutzung wohl auch nicht entgangen, auch citirt er nicht *Stökl's* interessante Aussichten von Unter- und Ober-Oesterreich. *Mader* und *Schultes* waren dem Vf. schon bey seiner Herausgabe der neuesten Reise bekannt, und ihre Benutzung giebt also diessmal nicht viel neue Ausbeute. Gleichwohl ist diese Compilation nicht ganz überflüssig, und ist namentlich als Taschenbuch für einen daselbst Reisenden zu empfehlen. Unser Vf. ruft noch immer den Reisenden mit *Schultes* zu: Wer nicht 1200 Klafter über dem Meere war, hat das Glück nicht ganz genossen, ein Mensch zu seyn. Gleichwohl erzählt er selbst so manche Gefahren des Bergsteigens (S. 54.), und wie man durch einen Zufall dahin kommen könne, Leben oder doch Gesundheit zu verlieren (S. 117.). In Goisern ist die Duldung so weit nicht emporgestiegen, als der Vf. (S. 61.) glaubt. Das Pfleggericht Wildenstein und das Kreisamt Traun haben sich bey dem neuen Bethausbau in Goisern sogar in die Anordnung der innern Einrichtung des Bethauses mischen wollen, und die Linzer Regierung hat streng ver-

verboten, dass das Bethaus von Aussen ja keiner christl. Kirche gleich sehe, und nicht einmal ovalförmige Fenster habe. Inzwischen liess das liberale Bayern in Pichlwang, eine halbe Stunde von Vöklabruk, und in Zell am Attersee zwey protest. Kirchen mit Thurm und Glocken errichten. Armes Oesterreich! musst du denn immer hinter andern aufgeklärten und freyen Deutschen zurückbleiben! musst du noch allein unter allen deutschen Ländern mit spanischem und italienischem Eifer das echtdeutsche Werk der Reformation anfeinden! S. 141. rühmt es der Vf., dass manche Bauern in Oesterreich ob der Enns ihren Töchtern zu 10—12000 Fl. Ausstattung geben, 10—12 Pferde, jedes zu mehrern hundert Gulden, im Stalle haben, zu Hause im seidenen Schlafrocke sitzen u. s. w.; aber in die Ursachen dieser Wohlhabenheit, in das Kapitel von den Freybauern in Oesterreich ob der Enns geht er nicht tiefer hinein. S. 157. steht zweymal durch Druckfehler Benedicte statt Benedicite.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Todesfälle.

Am 25. Sept. 1812. starb zu Clausenburg *Michael Pap Szathmári*, emeritirter Prof. der Theologie und Kirchengesch. am Clausenburger reformirten Collegium, geboren am 26. Sept. 1734, ein Zögling der Lehranstalten zu Genf, Utrecht, Leyden. Im J. 1767 ward er Prof. der Theologie, und trat diesen Posten mit einer Rede an: *de Theologo non orthodoxo, nisi et magnanimo.* Im J. 1783 erhielt er den von der gelehrten Gesellschaft zu Haarlem auf folgende Frage gesetzten Preis von 100 Duc.: „*De statu Ecclesiae Christianae praecipue Orientalis tempore exortus Mahomedis et an aliquid is aut multum etiam contulit ad propagationem ejus?*" Im J. 1785 warfen die Curatoren der Stolpischen Stiftung zu Leyden die Preisfrage auf: *Qui sit, ut summa Religionis Christianae efficacia ad imbuendos virtuti animos in paucis ejus cultoribus appareat? et quae sint hujus modi remedia tam publice, quam privatim sine vi adhibenda.* Den Preis erhielt damals Hr. *Schwab*, Prof. der Philosophie zu Stuttgart, das Accessit aber *Szathmári*, und seine Schrift ward gedruckt (A. L. Z. 1788. Nr. 29.) — Im J. 1787 warf die gelehrte Gesellschaft im Haag *pro vindicanda Religione Christiana* die Frage auf: *An cognitio dogmatum et mysteriorum Religionis Christianae eodem nexu et quidem inseparabili cum exercitio Officiorum moralium summae felicitati conjuncta sit?* Auch hier erhielt *Szathmári* das Accessit. Endlich wurde seine Schrift über die von der Haager Gesellschaft aufgegebene Frage: *Quomodo, quantumque conatus adversariorum doctrinae Christianae a prima ejus informatione ac deinceps profuerint augendae ipsius evidentiae et certitudini?* am 2. Jul. 1790 in Gegenwart des Prinzen von Oranien mit einer goldenen Denkmünze, 100 Dukaten schwer, gekrönt. Als der Kaiser Joseph II. im J. 1782 die Ausarbeitung eines protestantischen Kirchenrechts für seine Erbstaaten wünschte, nach dem Muster des vom Prof. *Scheidemantel* zu Jena herausgegebenen Lehrbuchs, arbeitete *Szathmári*, nach Auftrag des reform. Consistoriums, an einem solchen Werke, und die Handschrift hievon ist noch vorhanden. Eben so hinterliess er in Handschrift eine ungr. siebenbürgische Gelehrten-Geschichte, wobey er *Peter Bod's* Magyar Athenás zum Grunde legte. Diese Handschrift ist zum Drucke fertig, und es ist die Hoffnung vorhanden, dass *Sigmund Pap Szathmári*, der Sohn des Verstorbenen und reform. Prediger zu Vizakna oder Salzburg, dieselbe mit dem Bildnisse des Verstorbenen herausgebe. Möchten doch unter den neueren reformirten Gelehrten solche Männer, wie *Mich. Pap Szathmári*, und ein anderer, von ihm wohl zu unterscheidender, obwohl an literarischer Thätigkeit ähnlicher, *Michael Pap Fogarasi*, Prof. zu Maros Vásárhely, keine seltenen Erscheinungen seyn!

Am 5. Jan. 1813. starb *Karl* Graf zu *Zinzendorf*, geboren zu Dresden am 5. Jan. 1739, also gerade 74 Jahre alt, gebildet unter andern auch zu Jena (1757—1761), und durch viele Reisen, einer der einsichtsvollsten und helldenkenden österreichischen Staatsmänner, geschätzt von Theresia (er ward 1776 Gouverneur von Triest), von Joseph II. (er ward 1782 Präsident der Rechenkammer), später (1792) ins Staats- und Conferenz-Ministerium berufen. Streng und ernst, war er nicht beliebt, und nicht viel angehört. Aber diess kümmerte diesen wahrhaft grossen Mann nicht, er sprach unerschrocken für die Wahrheit, wie er sie sah, und nützte der Literatur und Aufklärung, so viel er vermochte. Die Stärke seiner Geschäftskenntnisse ging auf Finanzen und Staatswirthschaft: aber gerade hier durfte er wenig wirken. Ein Tagebuch von 60 Bänden, Memoiren zur Gesch. seiner Zeit u. s. w. hinterliess er in Handschrift seinem Erben, Grafen Heinr. Aug. v. Baudissin. Einige Aufsätze stehen von ihm in *Isslin's* und *Häberlin's* Journalen.

Am 31. May 1813. starb zu Wien *Anton Spandau*, Domherr, Director der theolog. Studien, Praeses der theolog. Facultät, Vorsteher der Universitäts-Bibliothek, Vf. einer Gesch. der Fasten-Anstalten in der kathol. Kirche 1787, zu deren Abfassung ihn *van Swieten* aufforderte, und die damals Aufsehen machte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1814.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Universitäten.

Halle.

Verzeichniss der im Sommer 1814 vom 9ten May an zu haltenden Vorlesungen.

I. *Theologische Vorlesungen.*

Die *theologische Encyklopädie* tragen Hr. Kanzler Dr. *Niemeyer* und Hr. Dr. *Stange* vor.

Eine *histor. krit. Einleitung in die Bücher des A. und N. Test. und die hermeneutischen Hülfsmittel* giebt, nach eigenen Thesen, Hr. Dr. *Bruns.*

Von *alttestamentlichen Schriften* erklärt Hr. Dr. *Gesenius* die *kleinen Propheten;* auserlesene Kapitel des *Jesaias*, *Jeremias* und *Ezechiel* erläutert Hr. Dr. *Bruns.*

In der Erklärung der *neutestamentl. Schriften* fährt Hr. Dr. *Knapp* fort mit dem Briefe *Jacobi* und mit den *Paulinischen* Briefen an die Römer und Hebräer, an Timotheus, Titus und Philemon; Hr. Dr. *Wegscheider* erläutert die *Johanneischen* Schriften.

Von der *dogmatischen* Theologie trägt Hr. Dr. *Wegscheider* den *ersten* Theil nach seinem Compendium, mit Rücksicht auf *Dogmen-Geschichte* und *Symbolik*, vor; auch lieset Hr. Dr. *Stange* die *Dogmatik* in Verbindung mit der *Dogmen-Geschichte.*

Von der *Moral-Theologie* trägt Hr. Kanzler Dr. *Niemeyer* den *ersten* Theil vor.

Die *allgemeine Kirchen-Geschichte* erzählt Hr. Dr. *Gesenius* bis zu den Kreuzzügen.

Die *Religions-Geschichte der nichtchristlichen Völker* lieset, dem Lenzischen Vermächtnisse zufolge, Hr. Kanzler Dr. *Niemeyer.*

Auserlesene Abschnitte der *christl. Alterthümer* trägt Hr. Dr. *Knapp* vor.

Die *geistliche Beredsamkeit* lehrt Hr. Kanzler Dr. *Niemeyer* nach seinem Handbuche.

Mit den *besten Büchern der Theologie* macht Hr. Dr. *Wagnitz* bekannt.

Die Mitglieder des *theol. Seminariums* werden von dem Director desselben, Hn. Dr. *Knapp*, im Schreiben, Disputiren und Interpretiren geübt; der Inspect. desselben, Hr. Dr. *Wagnitz*, hält *homiletisch-prakt. Vorlesungen.*

Examinat. über die *Dogmatik* und *homil. prakt.* Vorlesungen hält Hr. Dr. *Wegscheider.*

II. *Juristische Vorlesungen.*

Allgemeine Rechts-Encyklopädie lehrt Hr. Prof. *Bucher.*

Die *Institutionen des röm. Rechts* trägt *Ebenders.* vor.

Den *allgemeinen Theil des röm. Rechts* lehrt Hr. Prof. *Wehrn.*

Das *Pandectenrecht* tragen Hr. Prof. *Woltär* und Hr. Prof. *Wehrn* nach Heineccius, Hr. Prof. *Salchow* nach Bucher vor.

Die *Rechtsgeschichte* erzählt Hr. Prof. *Bucher.*

Eine neue und leichtere Methode, das *Corpus Juris* zu lesen, trägt Hr. Prof. *Woltär* vor, und giebt zugleich eine Probe seiner Recension der Pand. und des Codex.

Das *deutsche Privatrecht* lieset Hr. Prof. *Salchow* nach Dictaten.

Die Anfangsgründe des *gemeinen preuss. Rechts* lehrt Hr. Prof. *Wehrn* nach Werdermann.

Das *gemeine* sowohl als *preussische Lehnrecht* trägt Hr. Prof. *Woltär* nach seinen Aphorismen vor.

Das *Handels- u. Wechselrecht* lehrt Hr. Prof. *Schmelzer.*

Das *Kirchenrecht* lieset Hr. Prof. *König* nach seinem Lehrbuche.

Das *gemeine* sowohl als *preuss. Criminalrecht* lehrt Hr. Prof. *Woltär* nach Dictaten; auch trägt Hr. Prof. *Salchow* das *Criminalrecht* nach seinem Lehrbuche vor.

Das *gemeinschaftliche Staatsrecht der deutschen Staaten*, wie es noch bey dem Bestande des deutschen Reichs war, wird Hr. Prof. *Schmelzer* lesen, und zugleich die *Schicksale des deutschen Staatsrechts* seit dem Lüneviller und Posner Frieden erzählen.

Das *Polizeyrecht* lehrt Hr. Prof. *Salchow.*

Das *positive europ. Völkerrecht* Hr. Prof. *Voss* nach Martens.

Den *Civil-* und *Criminal-Process* lehrt Hr. Prof. *König* nach Martin; den *gemeinen deutschen Process* Hr. Prof. *Bucher.*

III. *Medicinische Vorlesungen.*

Die *Physiologie des menschl. Körpers* trägt Hr. Prof. *Meckel* vor.

Die *allgemeine Pathologie* lehrt Hr. Prof. *Sprengel.*

Die *allgemeine Therapie* Hr. Prof. *Dzondi.*

Die *Fieberlehre* trägt Hr. Prof. *Kemme* vor.

Die *Kinderkrankheiten* lehrt Hr. Prof. *Senff* kennen.

Ueber die *Augenkrankheiten* lesen Hr. Prof. *Dzondi* und Hr. Dr. *Niemeyer.*

Die *allgemeine Chirurgie* lehrt Hr. Prof. *Dzondi; Ebenders.* trägt auch die *chirurgischen Operationen* mit Demonstrationen an Leichen vor.

Die *Geschichte der chirurg. Operationen* erzählt Hr. Dr. *Niemeyer*.

Die *Entbindungskunst* lehrt Hr. Prof. *Senff*.

Die *Heilmittellehre* trägt Hr. Prof. *Düffer* vor.

Die *Experimental-Pharmacie* lehrt *Ebenders.*; eben so das *Formulare*.

Ueber *Hippokrates* Aphorismen commentirt Hr. Prof. *Sprengel*.

Die *klinischen* Uebungen in der Medicin und Chirurgie leitet Hr. Prof. *Dzondi*; die Uebungen im *Entbindungskunst* Hr. Prof. *Senff*.

Medic. Disputirübungen hält Hr. Prof. *Düffer*.

IV. *Philosoph.* und *pädagog. Vorlesungen.*

Die *Logik* tragen Hr. Prof. *Maaß* und Hr. Prof. *Hoffbauer* nach ihren Lehrbüchern vor; letzterer mit einer psychologischen Einleitung.

Die *Anthropologie* lehrt Hr. Prof. *Tieftrunk* nach Dictaten.

Die *natürl. Theologie* lehrt Hr. Prof. *Hoffbauer* nach Dictaten.

Das *Naturrecht* lehren die Hn. Proff. *Tieftrunk* und *Hoffbauer* nach ihren Compendien.

Eine *Einleitung in die Philosophie überhaupt* giebt Hr. Dr. *Wegscheider*.

Im *pädagog.* Seminar setzt Hr. Kanzler Dr. *Niemeyer*, als Director, die Erklärung der *Originalstellen griech.* u. *römischer Klassiker* über die Erziehung und die Uebungen im mündlichen und schriftl. Vorträge fort; Hr. Dr. *Wagnitz*, als Inspector, lehrt die Katechisirkunst theoretisch und praktisch.

V. *Politische, ökonom.* und *technolog. Vorlesungen.*

Eine *ökonom., technol., polit. und kameralist. Encyklopädie* trägt Hr. Prof. *Rüdiger* vor; eben so Hr. Prof. *Ebers* nach Lamprecht und eignem Entwurf, mit besonderer Rücksicht auf Berg- und Salzwerke.

Die *Polizey- und Finanzwissensch.* lehren *Ebendies.*

Die *Landwirthschaft* trägt Hr. Prof. *Rüdiger* nach Beckmann vor.

Die *Staatswirthschaftslehre* Hr. Prof. *Voß* nach Dictaten.

VI. *Physikal.* und *naturhist. Vorlesungen.*

Die *Experimental-Physik* trägt Hr. Prof. *Kastner* vor, so bald er aus dem Feldzuge zurückgekehrt seyn wird; außerdem Hr. Dr. *Meinecke*.

Die *Experimental-Chemie* lehren Hr. Prof. *Düffer* und Hr. Dr. *Meinecke*.

Die *Naturgeschichte* erzählt Hr. Prof. *Meckel* und Hr. Dr. *Buhle*, letzterer nach Blumenbach.

Die *Mineralogie* trägt Hr. Dr. *Germar*, Insp. des mineral. Museums, vor; besondere Vorlesungen hält er über die *Versteinerungen* und über die *Geognosie*: auch hält er mineral. *Uebungen* auf dem akadem. Museum und mineral. *Excursionen*.

Eine *Einleitung in die Pflanzenkunde* und die *Physiologie der Pflanzen* trägt Hr. Prof. *Sprengel* vor.

Die *Zoologie* lehrt Hr. Dr. *Buhle* nach eigenem Compendium; die *Entomologie* Hr. Dr. *Germar*.

Das *Präpariren von Naturkörpern* lehrt Hr. Dr. *Buhle*.

Disputationen über physikal. und chem. Gegenstände hält Hr. Dr. *Meinecke*.

VII. *Mathematische Vorlesungen.*

Die *reine Mathematik* trägt Hr. Prof. *Pfaff* nach Lorenz vor, und verbindet damit prakt. Uebungen.

Im *geometrischen Zeichnen* unterrichtet Hr. Prof. *Prange*.

Die *Trigonometrie* lehrt Hr. Prof. *Pfaff*.

Die *Differential-* und *Integral-Rechnung* lehrt *Ebenders.*

Die *angewandte Mathematik* lehrt *Ebenders.* nach Lorenz.

Die *Civilbaukunst* und die *Landbaukunst* lehrt Hr. Prof. *Prange* nach Izzo und Gilly.

Im *architectonischen Zeichnen* unterrichtet *Ebenders.*

VIII. *Historische Vorlesungen.*

Die *Geschichte der alten Völker* trägt Hr. Prof. *Voigtel* nach Heeren, und Hr. Dr. *Drumann* vor.

Die *Geschichte des Mittelalters* erzählen die Hn. DD. *Voigt* und *Drumann*.

Die *deutsche Geschichte* lehrt Hr. Prof. *Voigtel* nach seinem Compendium; auch erzählt Hr. Prof. *Voß* die Gesch. des *deutschen Reichs* mit besonderer Rücksicht auf dessen Verfassung seit dem Lüneviller Frieden. Außerdem trägt Hr. Dr. *Voigt* die *Geschichte der Deutschen* vor.

Die *deutschen Alterthümer* trägt Hr. Dr. *Bruns* vor.

Die *französische Geschichte* seit 1789 erzählt Hr. Prof. *Voigtel*.

Die *Folgen des Continental-Systems* entwickelt Hr. Prof. *Voß*.

Die *Geschichte* und *Staatsverfassung Großbritanniens* trägt Hr. Dr. *Bruns* vor.

Die *Veränderungen der innern und äußern Verhältnisse der europäischen Staaten seit der französischen Revolution* erläutert Hr. Prof. *Ersch*.

Ebenders. setzt die *Geschichte der neuesten Ereignisse* fort.

Die *allgemeine Literatur-Geschichte* trägt Hr. Dr. *Bruns* nach seinem Compendium vor; über den *neuesten Zustand der Literatur* lieset Hr. Dr. *Penzel*.

IX. *Philologische Vorlesungen* und *Unterricht in neuern Sprachen.*

Die *gemeinschaftlichen Grundsätze der griechischen und latein. Sprache* trägt Hr. Prof. *Lange* vor.

Von

Von griech. Schriftstellern werden erläutert: *Aeschines* und *Demosthenes* Reden *de corona* vom Hn. Prof. *Schütz*; *Sophokles* Oedipus rex vom Hn. Prof. *Lange*; *Hesiodus* Theogonie vom Hn. Dr. *Näcke*; *Anakreon's* Lieder vom Hn. Dr. *Pensel*.

Von *röm. Schriftstellern* werden erläutert: *Cicero's* zwey rhet. Bücher *de inventione* und drey Bücher *de oratore* vom Hn. Prof. *Schütz*; *Juvenals* Satiren vom Hn. Prof. *Lange* und Hn. Dr. *Bispink*; *Horaz'ens* Oden vom Hn. Dr. *Pensel*.

Die Mitglieder des *philol. Seminars* übt Hr. Prof. *Schütz* im Interpretiren, Schreiben und Disputiren.

Privat-Uebungen hält Hr. Prof. *Lange*.

Die Anfangsgründe der *hebr. Sprache* lehrt Hr. Dr. *Gesenius* nach seinem Elementarbuche; auch trägt er seiner exeget. Gesellschaft eine Geschichte der hebr. Sprache und Gelehrsamkeit vor, und leitet die exeget. Uebungen ihrer Mitglieder.

Unterricht im *Rabbinischen* und *Syrischen* giebt Hr. Dr. *Bruns*.

Das *Arabische* lehrt Hr. Prof. *Wahl* nach Rosenmüller; auch lehrt er das *Persische*.

Die *französische* Sprache lehren die Lectoren *Masnier* und *Lestiboudoir*.

Die *englische* Sprache lehrt Hr. Prof. *Ebers* nach der 4ten Ausg. seiner Sprachlehre, und Hr. Lect. *Müller*.

Das *Italienische* lehrt Hr. Dr. *Pensel*.

X. *Schöne* und *gymnastische Künste*.

Die *Zeichen*- und *Malerkunst* lehren Hr. Prof. *Prange* und Hr. Lector *Herschel* in Verbindung mit praktischen Uebungen.

Die *Geschichte der bildenden Künste* erzählt Hr. Prof. *Prange* nach Büsching.

Die *Archäologie der Kunst* trägt Hr. Dr. *Dumann* vor.

Musikalischen Unterricht giebt Hr. *Heise*.

Die *Reitkunst* lehrt Hr. Stallmeister *André*.

Die *Tanzkunst* lehren die Hn. *Langerhans d. ä.* und *j.*

* * *

Die *akademische Bibliothek* und das *akadem. Museum* sind Mittwochs und Sonnabends von 1 — 3 Uhr offen.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Ankündigungen neuer Bücher.

Von dem mit so ausgezeichnetem Beyfalle aufgenommenen Werke:

Recepte und Kurarten der besten Aerzte aller Zeiten,

ist nunmehr die zweyte sehr vermehrte und verbesserte Auflage der *drey ersten Theile* erschienen, und der Preis zu 1 Rthlr. 8 gr., 1 Rthlr. 12 gr. und 1 Rthlr. 18 gr., zusammen 4 Rthlr. 14 gr. festgesetzt. Der *erste* Band behandelt die Fieber und Entzündungen, der *andere* die Localentzündungen und Ausschläge, der *dritte* die Schwindsuchten, Nervenkrankheiten, Gicht, Ruhr, Krankheiten des Blutgefäfssystems u. s. w. Das allgemeine Lob, was dem verdienten Verfasser schon bey der *ersten* Ausgabe zu Theil ward, findet in dieser neuen noch mehr Bestätigung, da derselbe sich sorgfältig bemühte, die neuern Entdeckungen auf das vollständigste nachzutragen, und so seine Arbeit zu einem allgemeinen Repertorium der Heilkunde zu machen, ohne auf Systemensucht Rücksicht zu nehmen, die jetzt nur zu oft Einseitigkeit in diese Wissenschaft bringt. Die praktische Tendenz des Ganzen macht es jedem ausübenden Arzte höchst empfehlungswürdig, und ich schmeichle mir um so mehr der günstigen Aufnahme desselben, als ich durch Beybehaltung des alten Preises jedermann den Ankauf zu erleichtern gesucht habe.

Leipzig, im März 1814.

Joh. Ambr. Barth.

Zur Leipziger Oster-Messe 1814 ist bey dem Buchhändler C. A. Kümmel in Halle erschienen:

Ahrens, *Aug.*, Fauna Insectorum Europae. Fasc. II. et III. à 18 gr. netto, ord. 1 Rthlr.

Aufsätze, einige, nach dem Bedürfnisse der jetzigen Zeit, religiösen Inhalts. 2 gr. Commiss.

Büchting, *Joh. Jac.*, kurzgefafster Entwurf der Jägerey, oder kurze und gründliche Anweisung zu denjenigen Kenntnissen, die einen jagd- und forstgerechten Jäger zu wissen nöthig sind. Aufs neue verändert und verbessert. Herausg. von Dr. *Joh. Matthias Bechstein*. 8. Mit Kpfrn. 1 Rthlr.

Für Soldaten im Feld, zu ihrer Erbauung. gr. 8. 1 gr. Commiss.

Journal für Prediger, 59sten Bandes 1stes bis 4tes Stück; oder: Neues Journal für Prediger, 39sten Bandes 1stes bis 4tes Stück. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Klo-

Klotar, Romanze von *Fr. Kind*; in Musik gesetzt von *J. C. G. Löw*. Querfol. 8 gr.

Kriegsspiel, patriotisches, die Geschichte des Krieges 1813 bis zur Schlacht von Görschen enthaltend. Folio. Illum. 10 gr. Commiss.

Lieder, geistliche, für Soldaten beym Feldgottesdienst und zur eigenen Erbauung; von einem Feldprediger. 8. 1 gr. Commiss.

Sieff, Dr. C. F., Predigt an dem gefeyerten Siegesdankfeste, den 7. Nov. 1813. gr. 8. 2 gr. Commiss.

Simon, C. F. L., Erzählungen, Fabeln und Lieder, hauptsächlich zur ersten Uebung des Gedächtnisses, so wie zur ersten Entwickelung sittlicher Begriffe. 3te vermehrte Auflage. 8. Gebunden, mit 8 illum. Kpfrn. 16 gr.

— Dasselbe mit schwarzen Kpfrn. 10 gr.

— Dasselbe ohne Kpfr. 6 gr.

Sprengel, C., Plantarum minus cognitarum pugillus secundus, cum Tabulis II. colorat. 8. 12 gr.

Trost und Rath für Leidende, insbesondere für solche, welche durch die jetzigen Zeitumstände viel verloren haben. 8. 2 gr. Commiss.

Wallroth, *Fr. Guil.*, Annus botanicus sive Supplementum tertium ad *Curtii Sprengel* floram halensem, cum iconibus VI. Charam genus illustrantibus. Halae. 1 Rthlr. 8 gr.

Die *Flora halensis* besteht jetzt aus folgenden: *Flora*. Druckpap. 1 Rthlr. 18 gr., Schreibpap. 2 Rthlr. *Mantissa prima*. Druckpap. 5 gr., Schreibp. 6 gr. *Observat. sine mant. sec.* Druckpap. 3 gr., Schreibp. 4 gr. *Wallroth Annus botanicus*.

Zerrenner, C. C. G., der neue deutsche Kinderfreund; ein Lesebuch für Volksschulen. 8. 20 Bogen. 6 gr.

(Dieser Titel ist dem westphälischen Kinderfreunde, nach den eingetretenen Veränderungen, vom Verfasser beygelegt worden.)

Leipzig, bey Joh. Ambr. Barth:

Rosenmülleri, Prof. *E. F. C.*, Scholia in vetus Testamentum, Pars VII. Vol. 3. 8 maj. 1 Rthlr. 20 gr.

Auch unter dem Titel:

Prophetae minores annotatione perpetua illustravit *E. F. C. Rosenmüller*, Prof. Vol. 3. Micha, Nahum et Habacuc.

Ich enthalte mich jeder Anpreisung eines schon längst als klassisch anerkannten Werks, und begnüge mich, bey dieser Gelegenheit auf die früher erschienenen Theile desselben aufmerksam zu machen. Der *erste* und *zweyte* Theil liefert einen vollständigen Commentar der fünf Bücher Mosis, der *dritte* in *drey* Abtheilungen des Jesaias, der *vierte* in *drey* Abtheilungen der Psalmen, der *fünfte* in *zwey* Abtheilungen des Hiob, der *sechste* in *zwey* Abtheilungen des Ezechiel, der *siebente* in *drey* Abtheilungen der Propheten Hoseas, Joel, Amos, Obadjah, Jonas, Micha, Nahum, Habakuk. Der Preis des Ganzen ist 27 Rthlr. 16 gr., und wird, wie bisher, regelmässig fortgesetzt.

II. Auctionen.

Den 16. May u. folg. Tage soll in Berlin eine höchst schätzbare Bibliothek, worin sich eine bedeutende Zahl von Inkunabeln, die bis an die Erfindung der Buchdruckerkunst hinaufreichen, viele seltene Werke, überhaupt Bücher aus allen Wissenschaften, besonders aber ein reicher Vorrath von Werken aus der allgemeinen und besondern Geschichte der Literatur befindet, nebst den dazu gehörigen Landkarten und Kupferstichen, meistbietend versteigert werden. Das 437 Seiten starke Verzeichniss ist bey Unterzeichnetem zu haben.

Berlin, im April 1814.

Bratring,
Königl. Auctions-Commissarius.

III. Vermischte Anzeigen.

Anzeige, die neueste englische Literatur betreffend.

Da durch die lange Sperre des Continents mit England den Deutschen fast alles, was im Gebiete der verschiedenen Zweige englischer Literatur erschienen ist, unbekannt geblieben seyn muss, so hat Unterzeichneter, um den Wunsch der Bücherfreunde desto schneller befriedigen zu können, eine Anzahl der vorzüglichsten neuesten Werke in Leipzig ausgestellt, welche er den Freunden der engl. Literatur in möglichst billigem Preise zum Verkauf anbietet. — Auch macht er sich verbindlich, jeden Auftrag auf engl. Bücher möglichst schnell und pünktlich zu besorgen. — Seine Wohnung ist während der Messe in Leipzig auf der Ritterstrasse Nr. 686. bey Herrn *Campagnoli*.

Bohte,
Buchhändler aus London.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1814.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Wien, b. Kupffer und Wimmer: *Disquisitio anatomico-physiologica organismi corporis humani ejusque processus vitalis*, auctore *Georgio Prochaska* etc. 1812. VIII u. 182 S. gr. 4. m. 11 Kpft. (7 Rthlr.)

Der Hauptzweck des berühmten Vfs. bey Ausarbeitung vorliegender Schrift war, den Lebensprocess der organischen Körper, vorzüglich aber des menschlichen, aus den allgemeinen Naturkräften, mithin auch nach den Gesetzen der Elektricität, auf empirische Weise, so weit sie aus ihren Wirkungen erkannt werden können, zu erklären, und den Ursprung, die Wirkungen, so wie die Art des Wirkens der thierischen oder organischen Elektricität zu erläutern. Das ganze Werk zerfällt in *dreyzehn* Kapitel. *Erstes* Kapitel. *Von den Prädicaten des Organismus im Allgemeinen.* Die Prädicate des Organismus zerfallen in äussere und innere, jene sind Lage, Verbindung, Gestalt u. s. w., diese Mischung, innre Textur und Kräfte. *Zweytes* Kap. *Von der Lage, Verbindung, Gestalt, Consistenz, Zahl und den übrigen äussern Prädicaten des Organismus.* Die Wichtigkeit dieser Bedingungen wird durch mehrere Beyspiele erläutert, und allerdings ist die teleologische Seite der Anatomie sehr interessant und in praktischer Hinsicht wichtig; allein Rec. wundert sich, dass der Vf. eine in wissenschaftlicher, physiologischer Hinsicht weit wichtigere ganz vernachlässigte: die Betrachtung der Eigenthümlichkeiten der organischen Form an und für sich, in Hinsicht auf die derselben vorstehenden Bildungsgesetze. Dadurch würde dieser Abschnitt, der, so wie ihn der Vf. abgefasst hat, nur eine Sammlung von Belegen für die Nothwendigkeit gewisser Eigenschaften der Form zum Möglichwerden der Functionen ist, ein systematisches Ganze geworden seyn, welches eine Ausmittelung der letzten Formelemente, dann eine Betrachtung der Eigenthümlichkeiten, welche die aus jenen entstandenen nähern Formbestandtheile darbieten, darauf eine Vergleichung der Form der verschiedenen Organe unter sich und mit dem ganzen Organismus, und der verschiednen Gegenden desselben nach den drey Dimensionen enthalten hätte. Vorzüglich ist die letztere Betrachtung wichtig, weil sie eben so gut als die der organischen Mischung und Thätigkeit zur Erkenntniss der Natur der Kräfte führt, wodurch der Organismus wird und besteht. *Drittes* Kap. *Von der Mischung der Theile.* Aus den Elementen, in welche die Chemie die organischen Körper zerlegt, kann man diese nicht wieder herstellen, jene müssen also durch die Zersetzung so in ihrer Natur geändert seyn, dass wir sie nicht so erhalten, als sie sich im organischen Körper befanden. Unter den nähern Bestandtheilen ist das Eyweiss, als der am allgemeinsten verbreitete und mit den übrigen Bestandtheilen in verschiednen Verhältnissen verbundne der wichtigste. Die Gallerte scheint nur ein Product des Kochens zu seyn, indem sie im Wasser auflöslich ist, mithin in den Knochen, Knorpeln und Sehnen, die beständig in wässerigen Dunst getaucht sind, auch während des Lebens von diesem aufgelöst werden müsste. Wahrscheinlich ist daher die Gallerte nur eine Modification des Eyweisses, wodurch dieses fähig wird, durch Kochen in seine Substanz verwandelt werden zu können. Es ist zwar bekannt, dass Eyweiss, Faserstoff und Gallerte durch Anwendung gewisser Mittel in einander umgewandelt werden können, und der Vf. hätte wohl hierüber, so wie über die muthmassliche Verschiedenheit dieser drey Stoffe in Hinsicht auf das quantitative Verhältniss ihrer entfernten Bestandtheile einiges beybringen können, allein dennoch ist jene Behauptung etwas gewagt. Ist denn die Gallerte die einzige Substanz, auf welche dieselben Medien nach dem Tode, und wenn sie ihnen einzeln dargeboten wird, anders einwirken als im Leben, und wenn sie mit andern Substanzen in Verbindung steht, und dachte der Vf. nicht an die ganz aus Gallerte bestehenden Thiere, die nach dem Tode, und schon wenn sie schwach zu leben anfangen, in demselben Wasser fast augenblicklich zerfliessen, worin sie kurz vorher kräftig lebten? Auch andre Eigenschaften der organischen Körper und ihrer Theile, die zwar nicht der Scheidekünstler, aber die Sinne erkennen, ihre verschiedne Consistenz, Farbe, Geschmack, Geruch deuten auf Verschiedenheit ihrer Mischung. Hier berührt der Vf. zugleich die grosse Verschiedenheit der Mischungsveränderungen der organischen Körper, je nachdem dieses oder jenes Aussending auf sie einwirkt, und die grosse Verschiedenheit in der Mischung der organischen Körper und ihrer Theile überhaupt, ungeachtet die Zahl ihrer Elemente so gering ist und schliesst, dass sie durch einen chemisch-vitalen, vom Organismus abhängigen Process, der nicht durch die Elemente der organischen Substanz allein, sondern durch den beständigen Conflict zwischen den Principien des Totalorganismus bewirkt werde. *Viertes* Kap. *Von den, die Mischung der Theile bewirkenden Kräften*, oder *der ge-*

genseitigen Anziehung der Körper und der davon abhängenden Mischung, Textur und Gestalt. (Gehört die Textur etwa nicht zur Gestalt?) Ob diese und mehrere der nächst folgenden Abschnitte ganz in eine *Disquisitio anatomico-physiologica organismi corporis humani* gehöre, möchte Rec. bezweifeln. Selbst als Wiederholung aus der allgemeinen Physik möchten sie auch im mündlichen Vortrage den meisten Lesern zu lang scheinen, um so mehr, da der Vf. hier nichts Eignes und Neues liefert. In diesem Kapitel untersucht der Vf. die allgemeinen Bedingungen und die vorzüglichsten Combinationen und Modificationen der anziehenden und abstossenden Kraft, weil der menschliche, so wie jeder organische Körper, ein Theil des Universums sey, daher ihre Phänomene aus denselben Quellen als die des Universums, fliessen müsse, mithin nirgends besser als aus der genauen Kenntniss der Kräfte und Bedingungen, welche den letztern zum Grunde liegen, ihre Kenntniss geschöpft werden könne. Hier ist nun von allgemeiner und besondrer Anziehung, Central- und Cohäsionsanziehung, der Kugelgestalt der Körper auf der einen, und der Erhaltung ihrer ursprünglichen Form auf der andern Seite, je nachdem die eine oder die andre überwiegt, die Rede, und zugleich werden weitläufig Versuche mit Haarröhren, mit leichten auf dem Wasser u. a. schwimmenden Körperchen angeführt. Hier redet der Vf. zugleich von den Verwandtschaften, die er aber zu allgemein auch auf die Anziehungsverhältnisse von Körpern gleicher Mischung auszudehnen scheint. Nothwendig müssen alle Körper, die sie in unmittelbarer oder mittelbarer Berührung stehn, ihren Verwandtschaften gemäss auf einander einwirken, dadurch sich mit einander ganz oder zum Theil verbinden, oder einer den andern mehr oder weniger zerstören und durch Aufnahme neuer Elemente in ihre Substanz verschiedne Veränderungen erleiden, deren vorzüglichste Bedingungen der Vf. als Verflüchtigung, Erweichung und Auflösung, gänzliche Umwandlung ihrer Mischung, so dass der neue Körper von den ihn zusammensetzenden Elementen ganz verschieden ist, angiebt, wobey er zugleich den Einfluss, den Aussendinge, vorzüglich die allgemeiner verbreiteten Potenzen, und selbst mechanische Einwirkung auf die Gestaltung der unorganischen und organischen Körper haben, berührt und durch Beyspiele erläutert. *Fünftes* Kap. *Von den elektrischen Anziehungen und ihrer Einwirkung auf unorganische und organische Körper.* Die Verwandtschafts- und Cohäsionsanziehungen der Körper werden durch die elektrischen Anziehungen auf eigenthümliche Weise abgeändert, und diese Abänderungen haben grossen Antheil an den Phänomenen der organischen und unorganischen Natur, daher müssen auch die elektrischen Phänomene hier betrachtet werden. Die Gesetze der Elektricität sind mit denen des Lebensprocesses identisch. Nun folgen die Hauptgesetze der Elektricität. Da die Elektricität die Mischung der Körper vielfach verändert, so hat sie unstreitig an der Hervorbringung der chemischen Phänomene den grössten Antheil. Die organischen Körper wandeln beständig fremde Stoffe in ihre Mischung um. Diess geschieht durch den chemischen Lebensprocess, der auf dieselbe Weise von der thierischen Elektricität abhängen muss, wie der chemische Process überhaupt, indem im organischen Körper wegen grosser Heterogeneität mehr als irgendwo die Bedingungen zur Entstehung von Elektricität vorhanden sind, die sich gar nicht durch die Phänomene des Anziehens u. s. w. zu offenbaren braucht. Da zur Entstehung der galvanischen Thätigkeit nicht bloss Heterogeneität der Mischung, sondern auch eine bestimmte Einwirkung von Aussendingen, namentlich der Luft, und wieder nur des Oxygens, des Wassers, der Wärme, des Lichtes, erfordert wird, der Lebensprocess der organischen Körper aber dieselben Bedingungen darbietet, so scheint das galvanische Gesetz das allgemeine für alle Naturphänomene zu seyn, und die Verschiedenheit der Processe sich nur nach der Verschiedenheit der Mischung und der äussern Bedingungen zu richten. Uebrigens ist auch der nach dem Tode eintretende Process der Verwesung ein Resultat der durch die Heterogeneität der Substanzen geweckten Elektricität, und auch sie wird durch die Einwirkung oder Entziehung derselben Aussendinge auf dieselbe Weise befördert und gehemmt. Die Elektricität ist *nicht bloss dem* Grade, sondern auch der Qualität nach verschieden, je nachdem die Mischung der heterogenen Substanzen verschieden ist, welche zu ihrer Hervorbringung angewandt werden. So bildet sich durch die Berührung zweyer Metalle mit Wasser zwar nur Oxygen und Hydrogen, allein die Ketten andrer Körper bringen andre Oxygene und Hydrogene hervor. Die Berührung zweyer Metalle mit der Zunge bringt einen sauren Geschmack, mit Muskeln und Nerven Zusammenziehung hervor u. s. w. Diess beweist aber dem Rec. offenbar nicht, dass die Elektricität nach der Qualität der heterogenen Substanzen qualitativ verschieden sey, sondern nur, dass die auf solche Art entstandne Elektricität *in den verschiednen* Theilen verschiedne Wirkungen hervorbringe, je nachdem die Mischung und Structur derselben verschieden ist. Die Verschiedenheit des durch die Elektricität geweckten chemischen Lebensprocesses deutet durchaus nicht, wie der Vf. sagt, auf Verschiedenheit der Elektricität hin, die allgemeine zwischen + und — ausgenommen. *Sechstes* Kap. *Von der magnetischen Anziehung.* Hier setzt der Vf. zuerst die Eigenthümlichkeiten der magnetischen Erscheinungen, so wie die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten zwischen ihnen und den elektrischen aus einander, kommt dann auf den thierischen Magnetismus, dessen Erscheinungen er kurz angiebt, mit der Erzählung einiger von ihm angestellten Beobachtungen über diesen Gegenstand, wo er als Mitglied einer Commission Schlafwandler zu untersuchen hatte, und nichts als Betrug fand, aber mit der Erklärung schliesst, dass er dennoch, trotz der oft in Fällen dieser Art statt findenden Täuschung und Uebertreibung, und der

der Abweichungen, welche der Sonnambulismus von den Erscheinungen der allgemeinen Elektricität darbiete, nicht daran zweifle, indem die thierische Elektricität in verschiednen Individuen verschieden sey, und daher auch verschiedne Erscheinungen entstehen müssen. *Siebentes* Kap. *Von der organisch-thierischen Elektricität.* Zuerst eine kurze Geschichte der Meinungen über die Natur der galvanischen Erscheinungen, ob sie in der allgemeinen oder einer besondern thierischen Elektricität begründet seyn. Wenn der Vf. hier die von *Reinhold* vorgetragene Meinung über die durch Nerven- und Gefäßsystem und Blut gesetzten Bedingungen der galvanischen Kette und der Erweckung der Elektricität und des Lebensprocesses durch sie in Zweifel zieht, weil die animalischen Erscheinungen auch bey nervenlosen Thieren vorkommen, so geht wohl dieser Skepticismus zu weit, denn mit demselben Rechte könnte man auch allen Organen höherer Thiere ihre offenbarste Function absprechen, weil sie nicht bey niedern vorkommen. Darauf eine Darstellung der organischen Natur, nach den Hauptmomenten, welche sie darbietet. Ueber den Unterschied zwischen animalischen und vegetabilischen Leben. Nerven erscheinen erst, wo mehrere Organe gebildet sind, und alle Functionen zu einer, zur Erhaltung des Ganzen nothwendigen Harmonie conspiriren müssen. Erscheinen sie wirklich erst da und sind nicht eine Menge nervenloser Organismen zusammengesetzt genug, und sterben, wenn die Organe nicht mehr einstimmig wirken? Eben so wenig kann Rec. des Vfs. auch von andern vorgetragne Meinung über die Bedeutung des Nervensystems der Würmer und Insecten, dass es dem Intercostalnerven der höhern Thiere entspreche, beystimmen. Die Uebereinstimmung der ganzen Anordnung desselben mit derjenigen des Rückenmarkes der höhern Thiere, bey denen es sich auch aus zwey anfänglich getrennten Strängen bildet, und immer da, wo Nerven abgehen, in Knoten anschwillt, und das ohne Widerrede stattfindende Entstehen des Rückenmarkes und Gehirnes vor dem Intercostalnerven spricht zu sehr gegen dieselbe. Der grossen Verschiedenheiten ungeachtet, welche die Organisation und Lebensweise der Organismen darbietet, und von welcher der Vf. mehrere anführt, giebt es doch gewisse allgemeine Bedingungen des Lebens, der Lebensprocess ist im Wesentlichen überall derselbe, ein galvanischer, und die Verschiedenheiten der Erscheinungen hängen von der Verschiedenheit der Mischung der Körper und der auf sie einwirkenden Medien ab, welche zu den galvanischen Ketten zusammentreten, die zu seiner Erweckung nöthig sind. Die vorzüglichsten Bedingungen zur Unterhaltung des Lebensprocesses sind: 1) eine bestimmte Mischung, die, als sehr veränderlich, immer wieder hergestellt werden muss; 2) die Wechselwirkung zwischen dem organischen Körper und den Aussendingen, vorzüglich Wasser, Luft, Wärme, Licht und Nahrungsmitteln, deren Nothwendigkeit im Allgemeinen, so wie die Abänderungen des Lebensprocesses, je nachdem ihre Einwirkung abgeändert wird, und die Nothwendigkeit der Modification dieser Einwirkungen, je nachdem die Organisation differirt, der Vf. durch mehrere Thatsachen aus allen Theilen der Naturwissenschaft bekräftigt; 3) die mechanische Structur der Theile, vorzüglich ihre Textur; 4) bey den mit mehrern Organen versehenen Thieren hängt auch das vegetative Leben von den Functionen der einzelnen Organe ab. Der dynamische Process, welcher in der Voltaischen Säule den chemischen begleitet, und die Anhäufung gewisser Substanzen an dem einen oder andern Pole, und ihre Entfernung oder Annäherung, so wie ihre Formung zur Folge hat, begleitet auch den chemischen Lebensprocess und spricht sich durch Formung und Bewegung aus. Zu dem vegetativen Lebensprocess wird nur Heterogeneität, kein Nervensystem erfordert. Hierauf handelt der Vf. von der Zeugung, indem er bemerkt, dass die bestimmte Mischung, welche zur Erweckung des Lebensprocesses erfordert wird, auch im Samen enthalten sey, wo denn, wenn die äussern erforderlichen Bedingungen hinzutreten, aus demselben Grunde ein, dem des producirenden Individuums ähnlicher Lebensprocess erweckt werde. Er erklärt sich für die Epigenesie und die selbstthätige Entstehung niedriger Organismen, und widerlegt auch Brera, den neuesten Gegner derselben, bey den Eingeweidewürmern. Aus der ursprünglichen Flüssigkeit der neuen Organismen, und dem Durchgange der vollkommnen durch niedere Bildungsstufen schliesst der Vf., dass der erste aus der Heterogenität der Principien der beiderseitigen Samenflüssigkeiten entstandne galvanische Process, in mehrere, aber verschiedne, zerfalle, wodurch nach einander die verschiednen Organe entstehn, die Nerven sich erst nach den respectiven Organen bilden, und, zu einem System vereinigt, die Organe unter einander vereinigen. Die in allen Organen erweckte Elektricität häuft sich in den Nerven, ihren Leitern, an, und diese erhalten sie daher nicht allein aus dem Gehirn oder den Ganglien, wie eine Menge Erscheinungen beweisen. Die Heterogeneität der thierischen, flüssigen und festen Substanzen, welche die Glieder der galvanisch-thierischen Kette bilden, enthält den Grund, warum auch vom Ganzen abgetrennte Theile noch eine Zeitlang Lebenserscheinungen geben, ungeachtet diese bald wegen Mangel an Zufluss und Ausstossung aufhören müssen. Verschiedne Organe haben verschiedne Elektricität, so die Muskeln und Nerven. Indem die beiden entgegengesetzten Elektricitäten sich zur Indifferenz vereinigen, wirkt das Organ seiner Mischung (und Structur) gemäss. Da aber hier das Organ selbst aus heterogenen Substanzen besteht, so erzeugen sich auch in ihm selbst die entgegengesetzten E., daher Zuckungen auf alleinige Bewaffnung des Nerven oder des Muskels u. s. w. Die Abänderung äusserer und innerer Bedingungen kann gleichfalls nicht bloss eine Menge Verschiedenheiten in der Spannung der Elektricität der Organe, sondern selbst eine Umtauschung der Pole der-

derselben hervorbringen, so wie in der unorganischen Natur Reibung desselben Körpers mit verschiedenen die Production entgegengesetzter Electricitäten zur Folge hat. Alle Reize wirken höchst wahrscheinlich dadurch, dass sie die Spannung der Elektricität des Organs, auf welches eingewirkt wird, nach Maassgabe ihrer Natur und der des Organs abändern, indem sie als ein neues Glied in die galvanisch-thierische Kette eingeschoben werden. Daraus lassen sich wahrscheinlich manche Phänomene des magnetischen Schlafes erklären, indem die an sich krankhafte Receptivität des Magnetisirten durch die thierische Elektricität des Magnetiseurs zu einer solchen Höhe gesteigert wird, dass der Rapport zwischen beiden entsteht; wie man durch häufiges Galvanisiren für den Galvanismus äusserst empfänglich wird. In der ursprünglichen oder durch Reize hervorgebrachten Verschiedenheit der Receptivität und dadurch veranlassten Abänderung der thierischen Elektricität sind unstreitig eine Menge verschiedner, zum Theil auffallender Erscheinungen begründet, z. B. die Fähigkeit, Metalle, Wasser zu fühlen, die Periodicität der Erscheinungen des Lebens, die Metastasen; die Leiter der thierischen Elektrikität sind vorzugsweise die Nerven, welche durch ihre Zusammensetzung aus der Länge nach an einander gereihten Kügelchen, die durch membranöse Hüllen zusammen gehalten werden, vorzüglich dazu geschickt sind. Die Scheiden der einzelnen Fasern und die zwischen ihnen befindliche Flüssigkeit dienen wahrscheinlich als Isolatoren, damit nicht die entgegengesetzten, von verschiednen Fasern auf- und abwärts geleiteten Elektricitäten unterwegs sich destruiren. Die Verschiedenheit in der Anordnung der vordern und hintern Wurzeln der Rückenmarksnerven veranlasst den Vf. zu der Frage, ob die eine auf- die andre abwärts, und vielleicht beide entgegengesetzte Elektricitäten leiten? Darauf kommt er wieder auf den Satz zurück, dass das Nervensystem, ungeachtet es, vorzüglich der Zusammensetzung aus zwey verschiednen Substanzen wegen, eigne Elektricität erzeuge, nicht die in den übrigen Organen hervorbringe erzeuge, sondern die seinige vorzüglich von den Organen aus erhalte, und geht nun zur Betrachtung der Structur und Wirkungsweise des Nervensystems selbst über. Möge er bald sein Versprechen, dass er mehrere Resultate seiner Untersuchungen über den Verlauf der Hirnfasern bekannt machen werde, erfüllen! Die Hauptsätze über die Wirkungsweise sind diese: Es entsteht durch den Contact des Blutes und der grauen Substanz, welche heterogener gemischt ist als die Marksubstanz, Elektricität, welche den Markfasern mitgetheilt und von diesen zu den verschiednen Hirnorganen geleitet wird, in denen sie einen mit den geistigen Veränderungen gleichzeitigen dynamischen Process erweckt. Die Verschiedenheit der Hirnwirkungen von denen der übrigen Organe hängt von der Verschiedenheit der Mischung und Structur des Gehirns ab. Veränderungen im Lebensprocess und der davon abhängenden thierischen Elektricität im Gehirn veranlassen nothwendig Veränderungen in den Organen, und eben so umgekehrt. Die gegenseitige Abhängigkeit des Gehirns und der Organe steht in einer directen Beziehung mit der Grösse der Nerven, welche die letztern erhalten, weil diese mit der elektrischen Spannung, welche fortgepflanzt werden kann, im directen Verhältniss steht. Auch wenig nervenreiche Organe aber kommen in ein näheres Verhältniss mit dem Gehirn, wenn durch Erhöhung des Lebensprocesses in ihnen oder dem Gehirn mehr thierische Elektricität entwickelt wird. Die zum Theil polarisch verschiednen Elektricitäten der Organe, welche einander durch die Nerven mitgetheilt werden, regeln durch ihr Zusammentreffen die Functionen der Organe nach bestimmten, die Erhaltung des Organismus bezweckenden Gesetzen. Das Zusammentreffen geschieht im Gehirn, oder den Ganglien und Geflechten, oder in den Organen selbst. An der Stelle des Zusammentreffens wird die Intensität der Elektricität erhöht (immer?), und von dort aus strahlt sie nach gewissen Gesetzen aus. Bisweilen wird sie in manchen Stellen so erhöht, dass selbst die geistigen Functionen vom Gehirn ganz ab und höher geleitet werden. Man kann daher der Seele keinen bestimmten Sitz anweisen. *Achtes Kap. Einiges über den dunstförmigen Zustand der Flüssigkeiten, der Porosität der Gefässe, der Absonderung und Einsaugung der Säfte durch die Poren derselben.* Der dunstförmige Zustand der Flüssigkeiten, wodurch sie fähiger werden in die Mischung aller Theile des Körpers mit Leichtigkeit einzugehn, scheint dem Vf. noch nicht genug beachtet worden zu seyn. Von ihm hängt der *turgor vitalis*, die Verschiedenheit der Farbe zwischen dem todten und dem lebenden Körper, des Volums des lebenden und des todten Blutes ab u. s. w. Es ist ungewiss, ob er selbst von der thierischen Wärme oder der Elektricität, oder einem andern in den Lungen aufgenommenen Princip herrühre. Der alles durchdringende Dunst tritt nicht aus offnen Mündungen, sondern durch die porösen Wände der Gefässe hervor, und wird in die Lymphgefässe auf dieselbe Art wieder aufgenommen. Diess glaubt der Vf. vorzüglich durch fremde und eigne Versuche mit Gefässen und andern hohlen Organen im todten Zustande zu erweisen; führt indessen auch einige für diese Meinung sprechende Phänomene des lebenden Organismus an.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1814.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

WIEN, b. Kupffer und Wimmer: *Disquisitio anatomico-physiologica organismi corporis humani ejusque processus vitalis*, auctore *Georgio Prochaska* etc.

(*Beschlufs der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Im *neunten* Kapitel, wo der Vf. von den Haargefäfsen, ihrer Menge und ihrem Verhältnifs zu der gefäfslosen festen Mafse, ihrer Feinheit und ihrer Anordnung in den verschiednen Theilen des Körpers handelt, erklärt er fich gegen die allgemeine Verbreitung der Gefäfse aus eignen Unterfuchungen, zu deren Behuf er Präparate anfertigte, welche den Lieberkühnfchen gleichgeftellt werden können, und deren Hauptresultate ungefähr folgende find. Auch bey der glücklichften Injection eines Gliedes find nicht alle Theile gleichmäfsig geröthet. Die Oberhaut, die Nägel und die Haare find immer ganz gefäfslos, das Gegentheil ift Täufchung. Auf der äufsern Fläche der Haut findet fich ungefähr eben fo viel, keiner Injection fähige Mafse als Gefäfse. Die Haargefäfse gehören zur erften und zweyten Ordnung (deren der Vf. drey, indeffen nicht beftimmt abgegrenzte annimmt), die fich bey ihrer Veräftlung nicht gleichmäfsig verengern, fondern an ihren Anaftomofen fich etwas zu erweitern fcheinen. Aus diefem Grunde entftehen Gefäfse der dritten Ordnung, welche fich zu den Hautwärzchen begeben. Andre verlaufen, der Länge nach, aber durch Quergefäfse verbunden, unter den Nägeln. Die Schmierhöhlen find mit einem feinen Gefäfsnetze bekleidet. Die innere Fläche der Haut ift wenig geröthet, die Muskeln dagegen, jedoch nur in ihren fleifchigen Theilen, ftark, die Sehnen gar nicht, indem alle Gefäfse an der Grenze des fleifchigen und fehnigen Theiles fich blind endigen. Gefäfslos erfcheinen auch die Knorpel und fibröfen Bänder. Die Beinhaut und die Knochen find wenig gefäfsreich; auch die Nerven erhalten nicht viele Gefäfse, und diefe gehen mehr zu den Scheiden als der Markfubftanz. Die Mund- und Nafenhaut, mit Ausnahme der Membran in den Nafenhöhlen, ift äufserft gefäfsreich, und man fieht hier deutlich, dafs fich keine offnen Mündungen finden. In den Speicheldrüfen nehmen die Haargefäfse fehr bald bis zur dritten Ordnung ab. Eine durch die Ausführungsgänge gemachte Injection dehnt die Enden derfelben in kleine, traubenförmig zufammenhängende Bälge aus. Die angewachfene Haut des Auges wird nicht ftark geröthet. Ihre Gefäfse endigen fich theils an den Grenzen der Hornhaut, theils fcheinen fie die weifse Haut zu durchbohren und zur Blendung zu gelangen. Die Röthe bey ftarken Augenentzündungen rührt nicht blofs von mehrerer Anfüllung der feinften Gefäfse, fondern vorzüglich, wie mikrofcopifche Unterfuchungen beweifen, von ergoffenem Blute her. Die weifse Haut, die Netzhaut, die Linfenkapfel enthalten wenig, der Glaskörper keine Gefäfse. Die harte Hirnhaut verhält fich wie die Beinhaut, die Schleimhaut wird nie geröthet. Aus der Gefäfshaut gehen die Gefäfse in gerader Richtung, doch viele Seitenäfte abfchickend, zur Markfubftanz, die aber nie ftark geröthet wird und in der fie, die Fafern derfelben begleitend, ihre Richtung fchnell ändern. In den äufserft gefäfsreichen Lungen gefchieht der Uebergang aus den Arterien in die Venen fehr leicht. Die Leber verhält fich wie die Speicheldrüfen. Die fehr dünnen Gefäfse der Milz vertheilen fich pinfelförmig. Aus diefen Pinfeln fcheint das Blut fich, ehe es in die Venen übergeht, in die Zwifchenräume zu ergiefsen. Die *tubuli Belliniani* der Nieren füllen fich gleich leicht aus den Arterien und aus den Venen, und fchon weit früher als die ganze Subftanz geröthet ift, dem Vf. ift daher hier eine wirkliche Anaftomofe wahrfcheinlich. Nur die innern, im Magen und Grimmdarm zottenlofe, aber eine Menge, mit einem gefäfsreichen Rande umgebener Grübchen enthaltende Haut des Darmkanals ift fehr gefäfsreich. Der Mutterkuchen enthält anfangs weit weniger fein vertheilte Gefäfse als fpäter. Um jene Zeit enthalten die Aefte Knötchen, gewiffermafsen die Keime künftiger Aefte, welche fpäter, mit dem Hervorbrechen von diefen, verfchwinden. Im *zehnten* Kapitel bemerkt der Vf., er habe noch einige Gründe für den Satz anzuführen, dafs die Gefäfse nicht zu allen Theilen des Körpers dringen; diefe find indeffen in der That fchon im vorigen Kapitel enthalten, indem fie fich darauf reduciren, dafs durch diefelbe Injection die verfchiednen Theile nicht eine gleich grofse Anzahl von Gefäfsen zeigen, die Gefäfse in denfelben Theilen immer auf diefelbe Art angeordnet erfcheinen u. f. w. Das *eilfte* Kapitel enthält einige Folgerungen aus dem bisher Vorgetragenen, die fich ungefähr auf folgendes reduciren. Der zur Unterhaltung des Lebensproceffes nöthige Stoffwechfel gefchieht wahrfcheinlich durch ein, den galvanifchen Procefs begleitendes Anziehen und Abftofsen. Die Functionen der Organe werden theils durch ihre mechanifchen, theils durch ihre thierifch-elektrifchen Qualitäten vollzogen. Der Grad der Vafculofität der Organe fteht mit dem Grade ihres galvanifchen Wirkens und ihrer Senfibilität in einer

einem directen Verhältniſſe, wie theils normale, theils krankhafte Bedingungen beweiſen. Hier führt der Vf. ein, dem von *Reil* beſchriebnen, ähnliches Beyſpiel von tranſitoriſchem Abſterben der Finger bey einem bald nach Eintritt dieſes Zufalles an Bruſtwaſſerſucht verſtorbnen Manne an. Die feine Veräſtlung, die Windungen u. ſ. w. der Gefäſse befördern mechaniſch, durch gröſsre Langſamkeit des Blutlaufes, und galvaniſch, durch den nahen und vielfachen Contact, in welchen die Blutmaſſe dadurch mit der Subſtanz der Organe tritt, den Stoffwechſel der Organe, indem durch die dadurch entbundne Electricität nothwendig das Anziehen und Abſtoſsen begünſtigt wird. Die Verſchiedenheit der Subſtanz der Organe und der Abſonderungen hängt nicht von der Verſchiedenheit der mechaniſchen Anordnung der Gefäſse, ſondern ihrer Miſchung ab, wodurch verſchiedne galvaniſche Proceſſe erzeugt werden, deren Reſultate dann auch verſchieden ſeyn müſſen. Darauf geht der Vf. zu den einzelnen Organen über. Für die Einſaugung durch die Haut erklärt er ſich trotz der neuern, in der That auch ſehr unzulänglichen Erfahrungen, die dagegen ſprechen, und leitet dieſe aus einer, vielleicht individuellen Trockenheit der Oberhaut und Einölung derſelben durch die Hautſchmiere her. Vielleicht iſt auch vorgängige Erweichung nöthig. Vermuthlich geſchieht die Einſaugung nicht bloſs durch die Lymphgefäſse, ſondern auch durch die Poren der Blutgefäſse. Die Leber erhält, ungeachtet die Galle aus dem Pfortaderblute, welches im Darmkanale Subſtanzen aufgenommen zu haben ſcheint, die es zu dieſer Abſonderung fähig machen, abgeſchieden wird, eine eigne Arterie, weil das Pfortaderblut, als des Oxygens beraubt, nicht zur Erweckung des galvaniſchen Proceſſes fähig iſt. Aus demſelben Grunde erhalten auch die Lungen die Bronchialarterien. In manchen Organen z. B. Schilddrüſen, Lungen, Nachgeburt geht viel Blut, nicht einer beſondern Secretion, ſondern einer im Blute ſelbſt zu bewirkenden Miſchungsveränderung wegen. In der Placenta wird durch den Contact des heterogenen Mutter- und Fötusblutes Elektricität frey, wodurch eine Umwandlung der Miſchung beider und der Wachsthum der Placenta bewirkt wird. Die Muskeln erhalten eine ſo bedeutende Blutmenge, damit durch die Berührung zwiſchen ihm und den Faſern die galvaniſche Wirkſamkeit in einem deſto höhern Grade erweckt werde. Die Irritabilität der Muskeln iſt in der durch jene Wechſelwirkung erzeugten Elektricität (bloſs in dieſer?) begründet, und daher von dem Nervenſyſtem unabhängig. Die Nerven ſind nur die Leiter der im Gehirn u. ſ. w. frey gewordnen Elektricität zur Muskelfaſer und durch den Conflict zwiſchen der Elektricität des Muskels und des Nerven entſteht die Contraction. Welche Veränderungen in der Muskelſubſtanz aber bey der Contraction vorgehn, iſt unbekannt, und es läſst ſich nicht beſtimmen, ob die Elemente derſelben näher an einander rücken, oder ob nicht vielmehr durch Ausdehnung und Verdünnung der Flüſſigkeiten die Faſern vielfach gebogen und dadurch verkürzt werden. Die letztere Meinung hat der Vf. bekanntlich ſchon vor langer Zeit vorgetragen, und hält ſie auch noch jetzt, ungeachtet ſie durch ältere und neuere Verſuche, welche gegen die Vergröſserung des Volums der Muskeln während der Contraction ſprechen, unwahrſcheinlich gemacht wird, nicht für verwerflich, indem es ja nicht ausgemacht ſey, ob das Waſſer bey jenen Verſuchen nicht ſelbſt vielleicht durch die Elektricität auf einen kleinern Raum reducirt werde. Das *zwölfte* Kapitel handelt von der Ernährung. Die zur Ernährung dienenden Subſtanz iſt der thieriſche, durch die Gefäſswände dringende Dunſt, der die Beſtandtheile des Blutes enthält, auſserdem mit Oxygen beladen iſt, aus der Höhle der Gefäſse gelangt, der Gewalt des Herzens entnommen, der Wirkung der Verwandtſchaften der Organe leichter folgt, und, mit den Organen in Verbindung tretend, neue Lebensproceſſe nach galvaniſchen Geſetzen erweckt, deren Folgen die Miſchung und Geſtaltung der Organe ſind. Der zu bildende Stoff iſt das Eyweiſs, der, den Proceſs, deſſen Folge die Bildung iſt, hervorrufende das Oxygen des thieriſchen Dunſtes. Hierauf ſpricht der Vf. von den Reproductionsphänomenen, der Identität der Zeugung, Reproduction und den Abänderungen des Vegetationsproceſſes, je nachdem bald der Anſatz, bald die Wegnahme ſtärker iſt. Bey dieſer Gelegenheit erwähnt er einen merkwürdigen Fall. Ein junger Menſch verrenkte ſich in der Jugend das Oberarmbein, wodurch der Kopf deſſelben, indem zugleich die dritte wahre Rippe zerbrochen wurde, in die Bruſthöhle drang, wo er bis zum vierzigſten Jahre blieb, ohne daſs der Menſch dadurch am Holzſpalten gehindert worden wäre. Nach dem Tode wurde der Kopf in der Bruſthöhle nakt, weich und leicht zuſammendrückbar und beynahe ganz hohl gefunden. Auch wirft der Vf. einen Blick auf die krankhaften Vegetationen, und führt merkwürdige, weiter unten anzuzeigende Fälle an. Daſs trotz dem beſtändigen Wechſel doch immer der Charakter der Species beſteht, rührt von dem Zuſammenhange zwiſchen der Qualität der Miſchung und der ſich erzeugenden Elektricität her. Jedes Organ bildet ſich zwar durch eigne Thätigkeit, doch wirken die verſchiednen Organe wechſelſeitig auf einander auch in dieſer Hinſicht, und, wie mehrere Beyſpiele beweiſen, nicht bloſs galvaniſch, ſondern auch mechaniſch. Das *dreyzehnte* Kapitel enthält einige Beobachtungen, die zur Beſtätigung des bisher Vorgetragenen dienen und dagegen daraus zu erklären ſind. Zuerſt beſchreibt der Vf. einige abnorme Bildungen, welche beweiſen, daſs die Ernährung auſserhalb den Grenzen des Kreislaufs ſtatt findet. Eine äuſserſt ſcirrhöſe Geſchwulſt des Magens und eine neue, wahrſcheinlich fibröſe, Geſchwulſt der Gebärmutter enthielten durchaus keine Blutgefäſse, ungeachtet die Organe, in welchen ſie ſich entwickelt hatten, ſtark geröthet waren. Daſſelbe galt für die Wände dreyer Nierenabſceſſe. Dann beſchreibt er einige kopfloſe Miſsgeburten. Der erſten fehlen der Kopf, den vielleicht ein kleines häutiges

als Knöpfchen darstellte, der Hals und die obern Extremitäten. Die sehr grosse Ruthe ist gespalten, die untern Extremitäten haben nur drey Zehen, der Mastdarm und die Harnröhre sind oberhalb der äussern Oeffnungen geschlossen.

Die Eingeweidehöhle war durch eine Art von Zwerchfell in zwey Höhlen getheilt. Die obere enthielt zwey Organe, die man eben so gut für die Lungen als die Nieren halten konnte, indem sich von beiden sonst keine Spur fand. Ausserdem fanden sich nur der enge, oben verschlossene, nur mit Schleim angefüllte Darmkanal und der rechte Hode, die sehr kurzen Rippen hatten keine Knorpel, die, wie das Brustbein und durchaus alle, Knochen der obern Extremität fehlten. Das Rückenmark war vollständig. Die äussere Form der zweyten Missgeburt war fast ganz dieselbe, nur fehlten Geschlechtstheile und After ganz. Auch die innere Structur war unvollkommen, indem sich keine Höhle, sondern unter den allgemeinen Bedeckungen nur Zellstoff fand, in welchen der Darmkanal, ausser welchem sich kein Unterleibsorgan fand, so eingesenkt war, dass man weder Anfang noch Ende erkennen konnte. Die Structur der Wirbelsäule verhielt sich, wie im ersten Falle, das Rückenmark aber spaltete sich oben in zwey Stränge, die in dem den Kopf darstellenden Knöpfchen verschwanden. Bey beiden Missgeburten fand sich, wie überhaupt bey dieser Klasse gewöhnlich, unter der Haut eine äusserst dicke Lage von Zellgewebe, unstreitig der bildsame aber nicht gebildete Stoff für die fehlenden Organe. Der dritte macht den Uebergang von den wahren zu den sogenannten falschen *Acephalis*, indem sich an dem, unmittelbar auf dem Stamme sitzenden Kopfe nur ein Auge und Ohr, kein Scheitelbein, ein Hirnbruch fanden, und die obern Extremitäten nur sehr unvollkommen waren. Zugleich waren die äussern Genitalien unvollkommen, der Mastdarm und der Schlund verschlossen. In der einfachen Eingeweidehöhle fand sich nur der Darmkanal, die Harnwerkzeuge und die Geschlechtstheile. Der Vf. erklärt sich, wie schon früher, richtig gegen die mechanische Entstehungsweise dieser Missgeburten, indem ja die durch die Heterogeneität der einzelnen Organe entwickelte Elektricität zu seiner Entstehung und Fortdauer hinreiche. Zuletzt schliesst der Vf. mit einer allgemeinen Ansicht mehrerer pathologischen Erscheinungen, die er auf dieselbe Weise nach den Gesetzen des Galvanismus erklärt.

Von den eilf Kupfern stellen das erste bis vierte den äussern und innern Bau der vorbeschriebenen kopflosen Fötus dar. Das fünfte bildet eine sehr seltne Degeneration der Ovarien ab, welche der Vf. bey einer wassersüchtigen Frau fand. Beide waren in zwey sehr grosse, vielfach verästelte solide Klumpen verwandelt, deren kleinste Zweige an den Enden in Knötchen angeschwollen waren. Die sechste und siebente Tafel enthalten eine sehr merkwürdige Degeneration einiger Kopfknochen, die der Vf. bey einem Menschen von 18 Jahren fand, und eine Folge sehr heftiger mechanischer Verletzungen war. Der untere Theil des Stirnbeins war auf beiden Seiten in eine grosse nach aussen und innen stark protuberirende Geschwulst von lockerer, schwammiger Structur verwandelt, welcher auf der einen Seite die Augen stark nach aussen gedrängt, und auf der andern eine Zerstörung der vordern Hirntheile veranlasst hatte. Zugleich war ein grosser Theil der Schädelbasis und der Gesichtknochen so erweicht, dass er durch die Maceration ganz verschwunden war. Die drey letzten Tafeln endlich bilden den Schädel und den obern Theil der Wirbelsäule eines Cretins von 33 Jahren ab, der vorzüglich durch Anwesenheit einer grossen Menge Zwickelbeine in der Lenden-, Zitzen- und Schuppennath und weites Klaffen des offen gebliebenen Zwischenraumes zwischen beiden Stirnbeinhälften und Mangel des Jochbogens merkwürdig ist. Zugleich waren die obern Extremitäten durch Mangel der hintern Schlüsselbeinhälfte, die untern durch geringe Wölbung des Oberschenkelkopfes, ausserordentliche Kürze des Oberschenkelhalses, Mangel des runden Bandes und viel zu grosse Weite des Hüftgelenkes entstellt.

Am Schlusse dieser Anzeige glaubt Rec. kaum bemerken zu müssen, dass das Werk des Eignen und Neuen, die einzelnen Beobachtungen ausgenommen, wenig enthält, und dass ganz vorzüglich nirgends ein Versuch gemacht ist, die besondern Processe genügend zu erklären. Ueberall sagt der Vf. bey solchen Gelegenheiten: die Art und Weise ist unbekannt, allein das Agens ist die durch Heterogeneität der Substanz erweckte Electricität u. s. w. So ist also hier nur an die Stelle des Wortes Lebenskraft das Wort Elektricität gesetzt, und in der That kann man durch das ganze Werk die entgegengesetzte Namenvertauschung vornehmen, ohne dass darum der Deutlichkeit und der bessern Einsicht in den Lebensprocess auch nur der geringste Eintrag geschehe. Daher strotzt auch das Werk von sehr ermüdenden Wiederholungen, indem immer jener allgemeine Satz vorkommt. Das Latein des Vfs. ist gleichfalls, wie man schon aus seinen frühern Schriften weiss, nicht das Beste, und da über diess das Werk durch eine ungeheure Menge von Druckfehlern entstellt ist, so gewährt es in der That keine angenehme Lectüre, wenn man gleich nicht läugnen kann, dass der Vf. gut zusammengetragen, und die Gleichung zwischen dem Lebensprocesse und dem Wirken der Imponderabilien fester begründet hat.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

REGENSBURG, in Comm. der Montag-Weissischen Buchh.: *Europens Zeitgeist* oder das menschliche Jahrhundert Napoleons. *Erster* Theil. 1812. und *Europens Ungeist*, oder das thierische Jahrhundert Richelieu's. *Letzter* Theil 1813.

Nach dem Anfang dieser Schrift zu urtheilen, schien sie eine Art von Apokalypse zu seyn, und eine versteckte

steckte Satire gegen das französische Regierungs- und Präponderanzsystem, nach naturphilosophischen Ansichten und Schulworten, enthalten zu sollen. Druckort und Zeit schienen diese Meinung zu begünstigen; Stellen, wie die folgenden sie zu bestätigen. S. 20 ff. „Für die beleidigte Gott- und Menschheit laut sprechen, seitdem die dankbare Anerkennung in schwarze Undankbarkeit ausgeartet ist, erheischt das *Zeit*- und *Tugendrecht*, was in der Metaphysik des Menschen und in der Metapolitik der Staaten besteht. — Hülflos tritt der neue Erdenbürger in die Welt. Mutterliebe ist seine Pflegerin. — Sie begleitet ihn durch das kindische Alter und besorgt sein physisches Daseyn. Aber auch dem Vater — ist sein Kind theuer. — Er bemächtigt sich seines geistigen Daseyns. — Nie entzieht sich das dankbare Kind der Achtung seiner Aeltern. — So geht aus dem Bunde der Natur zwischen Aeltern und Kindern eine Familie hervor, die Einheit des Interesses, Einheit des Eigenthums und Einheit der Verlassenschaft enthält. — Etwas höheres als diese Familien-Einheit giebt es nicht; folglich ist jede Einmischung des unberufenen dritten in das heilige Familienrecht Eingriff in das Naturrecht und das Hausgesetz der Menschheit, deren Familienstoff gutes Vernehmen, und deren Familienwächter Vertrauen auf Rechtschaffenheit enthält. So wird aus der Metaphysik des Menschen Metapolitik des Bürgers. Was die Welt gewinnen soll, kann nur von Menschen; und was der Staat gewinnen soll, kann nur vom Bürger kommen und zum Regenten *regierend* übergehen. — Mein Mitgebrachtes als Mensch ist lauter *gediegenes* Gut von Gott. Ich bin daher ein *Gott* im *kleinen* und bin ein *Staat* im *kleinen*. — Der Missbrauch entstand, weil Bürger und Regenten nur wussten, dass sie an Menschen ein durch den Sündenfall verächtlich gemachtes Geschöpfe hatten, das gar keinen Werth weder in seinen noch in Gottes Auge hatte; sich also von ihm aus falscher Scham getrennt hatten, darauf erfolgte der Fürsten Fall. Nachdem die Freyheit so gemissbraucht worden, dass aus Staaten Papierreiche, aus Kirchen Assignaten wurden, wird aus dem *Zwang* des *Denkens*: Ehrlich währt am längsten; eine Wohlthat; weil diese aus der allgemeinen Noth, die jene erregt hat, eine allgemeine Tugend macht, die Jedem das Seine in *solidum* sichert."

Indess muss man diese Meinung aufgeben, wenn man sich durch des Vfs. abenteuerliche oder platte Sprache, seine, wahrscheinlich aus einem Universitätsheft entnommenen Aphorismen, und seine aus dem Moniteur abgeschriebenen Ausfälle gegen England und Russland; so wie durch seine Gespräche, die man nur durch die Ueberschrift als solche erkennt, und worin sich keine Spur des so schweren Umgangs- und Unterhaltungstons findet, endlich, ja wohl endlich durchgearbeitet hat, und an das *Kronen-Muster* kommt, worin auf eine Stelle aus dem Meisterstück österreichischer Staatsschriften, aus seiner Kriegs-Erklärung die auf Deutschland, und auf alle denkende Köpfe so tiefen Eindruck machte, des Vfs. eignes Machwerk unter der Aufschrift: „Kaiser Napoléons Welt-Erklärung" folgt: „Europa kann nicht eher zu einem Wohlstand von Dauer gelangen, so fähig und würdig es auch dazu ist, bevor die Regierer der Welt der *Einheit huldigen*; das *Naturrecht* zu respectiren, um es für Staaten und Kirchen also zu formen, dass jeder Stand ein Mitglied zum Nutzen aller ist. Dazu gehört aber *rechtliche Freyheit* der Person, dass kein Bürger zu dem andern sagen dürfe; du bist mein Unterthan; rechtliche Gleichheit vor (vor) dem Gesetze, das keinen parteyischen Vorzug erlaubt; *Freyheit des Eigenthums*, um nicht den Fleiss zu einem Fröhner zu erniedrigen; Selbstständigkeit des Staates, die nicht nur in der Unabhängigkeit von seiner Kirche, sondern von fremden Staaten besteht. Wie also die innere Huldigung der Einheit Europens, so erheischt auch die äussere: das Völkerrecht „„freye Menschen, freye Meere"" zu respectiren. — Werden also Frankreichs Grundsätze des *Allwohls* ausgeführt, so beschämt es nicht nur den grossbritannischen Maulfrieden, sondern vergütet auch mit zehn Menschenjahren das thierische Jahrhundert Richelieus; wovon Bayerns Decennium mir schon das Vorgebirg der guten Hoffnung ist." *Oho!*

Wenn der Vf. ein junger Mann ist, wie wir zu seiner Ehre hoffen, so rathen wir Untersuchungen aufzugeben, denen er nicht gewachsen ist, und nicht einmal über irgend einen Verwaltungszweig eines bestimmten Landes öffentlich sein Urtheil zu fällen, ehe er sich damit nicht vollständig bekannt gemacht hat. Er wird bey dieser nähern Bekanntschaft auf Schwierigkeiten stossen, welche die Wahrheit des schönen vaterländischen Gedichts bestätigen; nach welchem Momus Minerven vor einer Weltkarte im Nachdenken trifft, und die ganze Weltordnung ändern will, indess Minerva klagt, dass sie vergebens nachsinne, einen ihrer Lieblinge von einer Stelle wo er wenig nützt, an eine andere zu versetzen.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Todesfälle.

Am 23. April 1813 starb zu Pressburg *Andreas Lehotzki* von Kis Rakó, im 72 Jahre seines Alters am Schlagflusse. Durch 23 Jahre Beysitzer bey der K. Districtualtafel zu Tyrnau benutzte er die Musse, die ihm diess Amt übrig liess, zu literar. Arbeiten, an denen aber mehr sein guter Wille, als Kritik, Feile und Sorgfalt zu schätzen war. (S. die Anzeige seiner *Stemmatographia* 1803 Erg. Bl. Nr. 124 und seines *Index scriptorum* A. L. Z. 1804 Nr. 109. S. 71.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1814.

NATURGESCHICHTE.

PHILADELPHIA, b. Merritt: *Additional Facts, Observations and Conjectures* relative to the generation of the *Opossum* of North-America. In a letter from Professor *Barton* to Professor *J. A. H. Reimarus* of Hamburgh. 1813. 24 S. 8.

Hr. Prof. *Reimarus* in Hamburg schrieb dem Vf., dass er seine Beobachtungen über das *Opossum* in einem an den französischen Naturforscher *Roume* gerichteten Briefe vom 5ten August 1805, welcher im J. 1806 gedruckt erschien, gelesen habe; dass er aber sehr die darin erwähnten beiden *Memoiren* über diesen Gegenstand zu erhalten wünsche, welche einige Umstände gewiss weitläuftiger aus einander setzen würden, in welcher Absicht er ihm auch einige Fragen vorlegte. Hr. Prof. *B.* antwortet ihm, dass diese beiden Memoiren noch nicht herausgekommen sind, dass er aber noch stets daran arbeite, und sie mit vielen colorirten Kupfertafeln begleiten werde, die an Eleganz denen, welche seine anatomische und physiologische Geschichte der Sirenen und sein grösseres und mühsameres Werk: über die Anatomie und Physiologie der Amerikanischen Schlangen, begleiten, nichts nachgeben werden. Die erste Frage von dem Hn. Prof. *R.* ist, ob der *Foetus* des *Opossum's*, während er im *Uterus* ist, in demselben schwimme, oder durch einen Nabelstrang daran befestigt ist? Hr. Prof. *B.* sagt, dass er dieses bis jetzt zwar nicht mit Gewissheit beantworten könne; dass er aber noch nichts gefunden, was einer Nabelschnur ähnlich gewesen wäre, und dass der *Foetus* des *Opossum*, wie bey gewissen Amphibien und Fischen, ohne die Dazwischenkunft von irgend etwas, einer Nabelschnur ähnlichem, ernährt werde. Diese Meinung wird auch dadurch sehr bestätigt, dass *Home* beym Känguruh, welcher viel Aehnlichkeit mit dem Opossum hat, obgleich er zu einer ganz verschiedenen Ordnung von Thieren gehört, ebenfalls keine Nabelschnur fand. Eine andere Frage betrifft die Art und Weise, wie die Jungen aus der Gebärmutter in den Beutel kommen. Hr. *B.* sagt, dass gegen die Meinung des berühmten *Petrus Camper*, dass der Mensch das einzige Thier sey, welches vollkommen auf dem Rücken liegen könne, das Opossum eben so gut, als der Mensch, diese Lage annehmen könne, welche das weibliche Opossum besonders gern annimmt, wenn sie ihre Brut von einem gewissen Alter in dem Beutel hat. Der Vf. hat sich völlig überzeugt, dass bey dieser Rückenlage sie die innere Seite des Beutels mit der Oeffnung der Mutterscheide allenthalben berühren kann. Es erleidet daher wohl keinen Zweifel, dass auf diese Weise die Embryonen aus der Gebärmutter in irgend einen Theil des Beutels geschoben werden, ohne dass sich die Mutter einer Pfote dabey zu bedienen brauche. Es ist indessen nicht unwahrscheinlich, dass durch diese sonderbare Einrichtung einzelne junge Opossum's verloren gehen, wodurch sich auch vielleicht erklären lässt, warum man bey diesem Thiere selten mehr als ein Drittheil oder die Hälfte von Jungen antrifft, als die Zahl der Zitzen beträgt. Die Marmose oder *Didelphis Murina* hatte der Vf. nie Gelegenheit selbst zu beobachten; glaubt aber, dass die Art, wie hier die Jungen vom Uterus zu den Zitzen gebracht werden, mit mehrerer Schwierigkeit verbunden ist. Wenn die Jungen die Zitzen einmal angefasst haben, so halten sie dieselben wahrscheinlich eben so fest, wie die Beutel-Opossum's [*pouched opossum's*]. Wir sehen dieses bey einigen kleinen Thieren aus dem Geschlechte der Mäuse, oder der Nagethiere, welche mit ihren noch blinden Jungen durch die Wälder und Felder laufen, die so fest an den Zitzen hängen, dass, ungeachtet der grossen Anstrengungen der Mutter, selten eins verloren geht. *Home* machte die Bemerkung, dass bey dem Känguruh die Zitzen im jungfräulichen Zustande nur eben über der Oberfläche hervorragen, nachher aber beträchtlich länger werden. Hr. Prof. *Reimarus* wünschte nun zu wissen, ob sie während der Schwangerschaft wüchsen, so dass der Foetus sie fertig findet, allein nur die Spitze derselben zum Saugen erreichen kann? Beym Opossum, wenigstens beym *Didelphis Woapink*, ist es gewiss, dass die Zitze allmählich und sichtbar, sowohl im Diameter als in der Länge, in Verhältniss der Zunahme und Entwickelung des Embryo's wächst. Im Anfange ist die Zitze ein blosses Punctum, das fast ganz von den Lippen des kleinen Säuglings aufgenommen wird, dessen Mund auf eine bewundernswürdige Weise zu deren Aufnahme gebildet ist. So wie sich der Mund vergrössert, so vergrössert sich auch die Zitze, und wir finden nachher, dass bloss ein Theil der Zitze von dem Munde aufgenommen wird, dagegen eben so viel oder selbst ein grösserer Theil von seinem Ursprunge bis zur äusseren Oeffnung der Lippen frey bleibt. In so fern kann man daher sagen, dass der Embryo die Zitzen bilde. Hr. *d'Abeuville* behauptete [*Travels in North-America in the Years* 1780, 1781 and 1782. By the Marquis *de Chastellux* etc. Vol. II. pag. 431. Lond. 1787.], dass die Zahl der Zitzen unbestimmt wären, und dass nie mehr als die Zahl der Jungen vorhanden wären.

Er sagt daselbst (S. 10. 11.): „*The number of the young varies greatly; I have seen females with ten or eleven, others which had only five or six. There are never more paps than young ones, and when they are weaned, these paps dry up, and detach themselves; as in other animals, the umbilical string detaches itself from the young, with this difference, that the latter preserves the mark of the spot where the string was, whereas the female opossum retains no trace where the teats have been.*" — „*It appears, adds Mons. d'Aboville, as if they formed themselves in those places where the embryons happen to touch the mother's belly when she has conveyed them into her pouch, successively, as she lays them; for that is the most proper expression, undeveloped embryons being comparable only to eggs.*" Hr. *Barton* erwiedert aber hierauf, dass die Zahl der Jungen sehr verschieden sey, und dass stets dieselbe Zahl der Zitzen gefunden werde; nur glaube er, dass die gewöhnliche Zahl der Zitzen sechszehen wären: denn diess habe er beständig bey jungen Weibchen gefunden.

Bey der *Marmose* fand *Buffon* vierzehn Zitzen: es scheint aber, dass der französische Naturforscher sich in der Vermuthung, dass diese *Species* mehr Zitzen, als der *Didelphis Woapink*, hätte, geirrt habe. Es ist nicht wahr, dass beym Opossum es nicht mehr Zitzen, als Junge giebt: denn Hr. *B.* sah Weibchen, die nicht mehr als sechs oder acht Junge hatten, und dennoch besassen sie die volle Zahl von Zitzen. Ebenfalls ist es falsch, dass, wenn die Jungen abgewöhnt sind, die Zitzen auftrocknen und abfallen; so wie sich bey anderen Thieren die Nabelschnur an den Jungen los löset, und dass bey den weiblichen Opossum's keine Spur eines Punktes, wo die Zitzen gesessen, zurückbleibt. Hr. *B.* sah sie in allen Jahrszeiten, nur waren sie im Winter kleiner, als späterhin, wo die Begattungszeit eintritt, und noch mehr, wenn die Jungen in den Beutel gelegt werden und zu saugen angefangen haben. Die anfangs sehr kleine Zitze passt sich sehr gut zu dem kleinen unentwickelten Maule des Embryo's, welcher sich von einem kleinen triangulären Loche bis zu einem grossen *Rictus* ausbildet. Durch beständiges und langes Saugen wächst die Zitze sowohl im Diameter als in der Länge. Hr. Prof. *Barton* vermuthet, dass Hr. Prof. *Blumenbach* in Göttingen der Meinung *d'Aboville's*, dass die Zitzen durch die Embryonen gebildet würden, beyträte [*A short system of comparative Anatomy, translated from the German of J. F. Blumenbach*, Professor etc. pages 473. 474. London 1807. Welche wohlgerathene Uebersetzung von dem bekannten Londoner Wundarzte *Lawrence* ist]. Mir scheint aber diese Note [im deutschen Original S. 506. 507.] gerade das Gegentheil zu beweisen, da Hr. Prof. *Blumenbach*, nachdem er *d'Aboville's* Meinung erzählt, sagt: „Ich habe aber bey Einem dieser Thiere, das ich mehrere Jahre lebendig gehabt, und an dessen Eyerstöcken ich nachher, da ich es anatomirte, keine Spur einer ehemaligen Empfängniss finden können, dessen ungeachtet im Zitzensacke, den ich deshalb noch in Spiritus aufbewahre, drey Paar freylich ganz flache, aber sehr regelmässig in einen halben Mond gereihte Zitzen gesehen." Bey dem Embryo eines Opossum's, welches mehrere Jahre in Branntwein gelegen, und dessen Gewicht hundert und fünf Grane beträgt, hat der Beutel eine beynahe ovale Form, und funfzehen oder sechszehen Zitzen können ohne Schwierigkeiten entdeckt werden, die an den Seiten oder dem innern Rande des Beutels am deutlichsten sind, und die überhaupt in einer ziemlich guten Ordnung liegen. Bey diesem Embryo sind die Augen gänzlich geschlossen, und der Mund ist bloss ein triangulärer Einschnitt. — *Marcgrav* erzählt, dass das weibliche Opossum keinen andern Uterus, als den Beutel, habe. [*Historia rerum naturalium Brasileae*, Lugdun. Batav. 1648. pag. 223. „*Haec bursa ipse uterus est animalis, nam alium non habet, uti ex sectione illius comperi: in hac semen concipitur et catuli formantur.*"] Hr. Prof. *Barton* sagt, dass die Indianer in Brasilien schon in Hinsicht des *Carigueya's* ihm wahrscheinlich bessere Nachrichten hätten mittheilen können, von welchem der Vf. glaubt, dass es einerley Thier mit dem *Didelphis Woapink* ist. Die Indianer in Nordamerika wenigstens wissen es, dass der Beutel nicht der wahre Uterus ist. Sie glauben, dass dieser Beutel, oder *Shewandican*, wie die Delaware-Indianer ihn nennen, dazu diene, die jungen Opossums warm zu erhalten, und die Mutter in den Stand zu setzen, mit den Jungen in Aufsuchung der Nahrungsmittel umher zu reisen. Nach den Indianern besteht ihre Nahrung hauptsächlich in Nüssen verschiedener Art, in den Knollen der *Glyzine apios* oder wilden Kartoffeln, in Beeren u. s. w. Allein nicht stets ist das Opossum so lecker, sondern unbezweifelt ist es ein *animal omnivorum*, welches auch lebende Thiere, z. B. Geflügel, kleine wilde Vögel, verschlingt, selbst todte Cadaver's speiset. Besonders liebt es Eyer, und, vermöge seiner Geschicklichkeit im Klettern und seines äusserst gelenkigen Schwanzes, hängt es sich an den Aesten der Bäume auf, um Eyer, und vielleicht auch die jungen Vögel, aus den unter ihm befindlichen Nestern zu nehmen. Diese Eigenschaft des Schwanzes bemerkte der Vf. besonders beym Wägen der Embryonen, welche sich mit ihren gelenkigen Schwänzen an den Drähten der Wage hinaufwanden, und sich dann mit der äussersten Spitze desselben an den Stricken oder dem Balken der Wage festhingen. Hr. *B.* sagt, es sey ihm unangenehm, von dem weiblichen Opossum erzählen zu müssen, dass es zuweilen seine eigenen Jungen fresse, wenigstens thut es dieses in der Gefangenschaft, wie er mehr als einmal gesehen, selbst wenn es einen Ueberfluss an anderen Nahrungsmitteln hat. Er vermuthet, dass es auch im Stande der Freyheit geschehe. Obgleich, sagt Hr. *B.*, dieses eine schlechte Handlung ist, so ist sie doch ein Glück für die Landleute, deren Geflügel nebst ihren Eyern davon gänzlich zerstört werden würden: obgleich die Menschen auch dafür sorgen, dass ihre Zahl nicht zu sehr überhand nehme. Man bringt gegenwärtig das Opossum zu Markte, wie

das

das wilde Kaninchen (*Lepus Whapus*, *Barton*; *Lepus Americanus*, *Gmelin*), oder das Geflügel. Der Vf. hat es nie gekostet, doch versicherten ihm Andere, dass es sehr wohlschmeckend sey. Bey den Indianern scheint es kein beliebtes Essen zu seyn; obgleich sie sonst nicht sehr ängstlich in Auswahl ihrer Nahrungsmittel sind. Einige dieser Völkerstämme haben einen Abscheu vor dem Fleische, selbst vor dem lebenden Thier, so wie einige Indianer, wegen seiner Hände und seiner sonderbaren Zeugungsart, es nicht essen. Falsch ist es, dass Keiner dieser Völkerstämme es geniesst, und sich darnach nennt; da es noch einen indianischen Stamm in Neu-Jersey giebt, der sich Opossum-Indianer nennt. Obgleich die Mutter zuweilen ihre eigenen Jungen verschlingt, so hat sie doch im Allgemeinen eine grosse Liebe zu denselben. Sehr interessant ist folgende Beobachtung des Vfs., welche ihm mehrere Male in weiterer Untersuchung der Geschichte dieses Thiers störte. Er sah nämlich, dass, wenn man den Beutel der Mutter öffnete, um die Jungen sichtbar zu machen, dieselbe ihren Kummer auf eine flehende Weise an den Tag legte, und offenbar Thränen vergoss. Hr. *B.* schreibt: „Hätte unser Freund *Blumenbach* dieses gesehen, er würde nicht bezweifeln, wie man von ihm vermuthen darf, dass auch Thiere aus Kummer Thränen vergiessen können." „*Lacrumas quidem secernere multa praeter hominem animalia, tritissimum est. Quaeritur autem, num et ex moerore plorent?*" [*De generis humani varietate*, Götting. 1795. p. 57.]. *Buffon* und andere Naturforscher hatten ein Vorurtheil gegen das Opossum, und hielten es für nicht besonders klug, welcher Meinung Hr. *B.* aber schon deshalb widersprechen zu müssen glaubt, weil dieses Thier eine Hand habe, und sein Schwanz eine so grosse Gelenkigkeit zeige. Auch die grosse geographische Ausdehnung dieses Thieres kann man als einen hierher gehörigen Beweis anführen, da die geringere Stufe, auf welcher Affen, Meerkatzen, Paviane und andere Quadrumanen im Verhältnisse gegen und mit anderen Thieren stehen, zum Theil wenigstens aus der so begrenzten Wanderung dieser Thiere auf der Erdfläche hat erklären wollen. Hr. *B.* glaubt, dass vielleicht kein Thier mit vier Händen einen so grossen geographischen Rang besitze, als das Opossum, von welchem er redet. Die geographische Verbreitung der Opossum's ist sehr gross, besonders von Norden nach Süden. In Nordamerika findet man ihn nordwärts bis zum 44sten Grad der Breite; obgleich auf der atlantischen Seite des Continents der 41ste Grad der Breite fast seine nördliche Grenze zu seyn scheint. Von diesen Grenzen erstreckt sich das Opossum südwärts durch Virginien bis in beide Carolina's, Georgien, Florida, Mexico und die Antillen. Wenn, wie nicht zu bezweifeln ist, das Carigueya des *Marcgrav's* das Opossum ist, so existirt es also auch in Brasilien. Wahrscheinlich befindet es sich auch in Südamerika südwärts bis zum vierzigsten Grade. Hr. Prof. *B.* glaubt, dass Südamerika, wenigstens die südlichen Länder von Nordamerika, das Vaterland sowohl des Opossum's als des Raccoon's (*Ursus lotor*, Waschbär) sind. Von diesen Ländern verbreiteten sich beide Thiere nordwärts. Der Waschbär ging einige Grade höher hinauf, als das Opossum, welches die Wirkung hervorbrachte, dass er einen tiefen Winterschlaf erleiden muss. Das Opossum fällt, nach des Vfs. Meinung, nie in einen torpiden Zustand; obgleich einige Gegenden, welche er bewohnt, sehr kalt sind, und in welchen der Raccoon während des Winters wenigstens soporös wird. In Nordamerika gerathen Viele der klügsten Thiere, z. B. der Biber, die Ondatra oder Moschus-Ratze, nebst vielen Andern, nie in einen Zustand der Erstarrung: obgleich ihre geographische Ausbreitung sehr gross ist. „Doch abgesehen von allen diesen Umständen," sagt Hr. *B.*, „bin ich durch lange Beobachtungen überzeugt, dass das Opossum kein dummes, sondern ein kluges, verschmitztes Thier ist, welches ich in meiner grossen Geschichte des *Didelphis Woapink*, in meiner Geschichte der vierfüssigen Thiere der vereinigten Staaten — von welcher schon ein Theil gedruckt ist — und in einem Werke, mit welchem ich mich schon lange beschäftige: über den Instinct und die Lebensart der Thiere — darlegen werde."

Wie sehr wünscht Rec., dass der Krieg zwischen England und Amerika bald beendigt seyn möge, der ihn schon so lange der Freude, mit dem würdigen Vf. correspondiren zu können, beraubt — welcher gleichfalls im Anfange seines Briefes klagt: „*My correspondence with my most valued correspondents on the Continent of Europe, has, in a great measure, ceased. In many instances, indeed, I know not whether they still live. This is actually the case with Professor Blumenbach, and some others. It is my prayer, that this letter may reach you, in the full enjoyment of your active and happy mind: in the enviable possession of your enthusiasm for the acquisition of natural Knowledge.*"

Das unglückliche Schicksal Hamburgs nöthigte auch den ehrwürdigen Greis, Hn. Dr. *Reimarus*, eine Stadt zu verlassen, in welcher Jeder, der ihn kennt, seinen Namen mit der innigsten Achtung nennt und nennen wird. Er lebt gegenwärtig in Rantzau, wo er mit hoher achtungsvoller Kraft sein Schicksal erträgt, und *Cicero's* Ausspruch von den Wissenschaften: „*adversis perfugium ac solatium praebent*," so schön bewährt.

Gott Lob! dass man jeden Augenblick die Befreyung dieser Stadt erwartet: deren unglückliche vertriebene Einwohner dem Rec. in einer Schwesterstadt täglich das Bild des grössesten Kummers und Elends darstellen!

LITERATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Treuttel u. Würtz: *Archives des Decouvertes et des Inventions nouvelles faites pendant l'année* 1808. I. Vol. 1809. 528 S. 8. (2 Rthlr.)

Ein Werk für Frankreich, wie der Almanach der Erfindungen von *Busch* für Deutschland war. Die neuen Entdeckungen sind nach den Wissenschaften im

im Allgemeinen geordnet und kurz erzählt. Dass hier durchaus nur auf französische Schriften Rücksicht genommen ist, wird man schon erwarten; ausländische Entdeckungen sind nur angeführt, wenn ihrer in bekannten französischen Journalen erwähnt wurde. Für uns hat also das Werk keinen grossen Nutzen: denn wir pflegen die Entdeckungen anderer Nationen sorgfältiger aufzunehmen. Mehr als die deutschen, sind noch die englischen Entdeckungen angeführt, und unter diesen allerdings einige, welche in Deutschland nicht sehr bekannt geworden sind. Es versteht sich, dass man das Wort Entdeckungen nicht zu scharf nehmen muss, sonst möchte wohl die grösste Anzahl dieser sogenannten Entdeckungen verschwinden; es ist hier auch von Beobachtungen die Rede, welche Aufmerksamkeit zu verdienen scheinen. Die Naturkunde ist, was man nicht erwarten sollte, weniger sorgfältig behandelt; in das Einzelne der entdeckten Thiere und Pflanzen ist der Redacteur gar nicht gegangen; von Mineralien- und chemischen Beobachtungen hat er etwas mehr aufgenommen. Der Artikel *Medicin* ist vollständiger, auch der Artikel *Ackerbau* und die *technologischen* Artikel; zwar sind diese Wissenschaften am reichsten an ähnlichen sogenannten Entdeckungen, welche selten einige Jahre überleben. Hier ist, wie es in solchen Büchern zu geschehen pflegt, alles ohne Kritik aufgestellt. So kommt die Entdeckung eines Herrn *Dieudant (nomen et omen)* vor, der schwarze, rothe, gelbe und grüne Rosen zu machen lehrt, dadurch, dass man einen Rosenzweig mit einer Stechpalme (*Ilex Aquifolium*) vereinigt, oder ihn in eine rothe Bete, gelben Karotten, oder einen Kohlkopf leitet. Viele hier angeführte Entdeckungen waren längst bekannt; so kommt hier unter andern das Mittel vor, Fettflecke durch Thonerde wegzubringen. Viele Erfindungen sind nur angekündigt; das Verfahren wird nicht beschrieben, von einigen, weil es der Entdecker selbst nicht angab. Kurz, dieses Buch hat die gewöhnliche Form solcher Sammlungen. Angehängt ist ein Artikel *Industrie nationale*, welcher folgende Gegenstände enthält: 1) *Objets présentés à la Societé d'encouragement pour l'industrie nationale.* 2) *Prix proposés et decernés par differentes Societés pour l'encouragement de l'industrie.* 3) *Liste des brevets d'invention accordés par le Gouvernement en 1808.*

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Stiftungen.

Eine der würdigsten gebildetsten Damen Ungerns, die Gräfin *Teleki*, Wittwe des verstorbenen Kronhüters Grafen Jos. Teleki, geborne v. Roth, starb am 12. Oct. 1813 zu Pesth, 72 Jahre alt. Sie vermachte einen Fond von 100,000 Fl. in Einlösscheinen zu Stipendien von 100 Fl. jährlich für 60 arme Studierende evangelischer Religion: diese Stipendien hat der jährlich zu Pesth sich versammlende General-Kirchenconvent der A. C. Verwandten zu vergeben. Da sie still begraben seyn wollte, so widmeten ihre zwey Söhne, die Grafen Ladislaus und Jos. Teleki, die Kosten, welche sie sonst auf ein Prachtbegräbniss gehabt hätten, zu milden Stiftungen, z. B. 1000 Fl. zur bessern Dotirung eines evangel. Schullehrers zu Pesth.

Se. Exc. der K. Siebenbürgische Hofkanzler Graf *Sam. Teleki* bezeichnen die Jahre eines noch immer muntern, durch ein in jeder Rücksicht mässiges Leben ungeschwächten Alters durch milde Schenkungen und Stiftungen. Hochdieselben haben den Fond der reform. Kirche und der gemeinschaftl. protestant. Schulanstalt zu Wien mit einem Geschenke von 1500 Fl. in Einlösscheinen vermehrt, von denen gedachter Schulanstalt jährl. 67 Fl. an Interessen zufliessen. Das reformirte Gymnasium zu Szász Város oder Broost in Siebenbürgen erhielt von Sr. Excellenz 1000 Fl. zur bessern Dotation der Professoren und 500 Fl. zur Vermehrung der Schulbibliothek.

Der am 9. Jan. 1813 zu Brünn verstorbene *Franz Eß*, Compagnon einer Tuchfabrik, stiftete 4000 Fl. zur Gründung eines Taubstummen- und Blinden-Instituts für Mähren.

Der am 18. Jan. 1813 zu Oedenburg verstorbene griech. Kaufmann *Paul Baits* legirte dem Alumneum des evangel. Gymnasiums zu Oedenburg, an welchem er vorher studierte, 2000 Fl.

Der (katholische, liberale) Graf *Leopold Andrássi*, Erbherr in Bethlér (einem Dorfe, etwa ½ Stunde von Rosenau), hat unterm 11. Jul. 1811 dem evangelischen Seniorate des Gömörer Kirchenbezirks, welches eine Bibliothek für die Prediger und andere Literaturfreunde dieses Bezirks zusammengebracht hat, eine feyerliche Versicherung darüber ausgestellt: 1) dass er ein Gebäude auf seine Kosten zur Unterbringung der Bücher in Bethlér errichten; 2) seine Bücher-, Münz-, Mineralien- und Muschelsammlung mit und neben der Bibliothek zu gleichem gemeinsamen Gebrauch widmen; 3) jedoch sich kein Eigenthum auf die Bibliothek (sub 1) weder für sich, noch für seine Erben anmassen wolle, vielmehr das Seniorat, wenn es sich gefährdet glaubte, diese Bibliothek von Bethlér wegbringen könne.

Der Graf *Georg Festetics* hat seine adlige Convicte in Pesth und Oedenburg eingezogen, und zahlt dafür Handstipendien.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1814.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Ankündigungen neuer Bücher.

Halae in libraria Hemmerdeana nuper prodierunt:

M. T. Ciceronis Epistolae ad Atticum ad Quintum fratrem, et quae vulgo *ad familiares* dicuntur, *temporis* ordine dispositae. Recensuit selectisque superiorum interpretum suisque annotationibus illustravit *Chr. Godofr. Schütz*. VI Tomi. 8 maj.

Salubri ac frugiferae epistolarum Ciceronis duo potissimum offecisse videntur, unum quod *variarum* epistolarum libri, quae vulgo *ad familiares*, et parum latine *ad diversos* vocantur, sejungerentur ab epistolis ad Atticum et Q. fratrem, quo factum est, ut illae quidem frequentius legerentur, hae vero multo pauciores haberent lectores; quamquam jam Cornelius Nepos animadverterat epistolas ad Atticum qui legat, non multum desideraturum contextam illorum temporum historiam. Alterum quod ne illae quidem epistolae ad complures alios scriptae temporis ordine legerentur, etsi Caroli Sigonii praeclarum studium in his epistolis ad tempora sua revocandis assumpto Hieronymi Ragazonii nomine enituerat, et postea aliquot factae sunt editiones inde ab Adamo Theodoro Sibero, quae vulgari ordine relicto istas epistolas temporis ordine digestas haberent. Sed nihil ad harum literarum intelligentiam et usum fructuosius est, quam omnes, quotquot genuinae sunt, nec solum illas ad familiares, sed etiam ad Atticum et Q. fratrem conjunctim, sed eo ordine, quam singularum aetas postulat perlegere, qua ratione non solum multis locis, quae sit Ciceronis sententia facilius intelligitur, sed etiam de ejus consiliis rectius judicatur, omninoque et ipsius et eorum ad quos scripsit, vel de quibus in istis epistolis agitur virtutes et vitia verius animis lectorum informantur.

Itaque primum in nova hac epistolarum Ciceronis editione omnes illae, quae quidem genuinae sunt (nam illas quae Ciceronis nomine ad Brutum scriptae feruntur quas spurias esse et suppositițias dudum *Tunstallus* Anglus demonstravit, hic omittendas censuit editor), temporis ordine, XIV sectionibus sic collocatae sunt.

1. Epistolae Ciceronis ante consulatum ab A. U. C. 685 ad 688 scriptae.
2. — — post consulatum ante exsilium ab a. 691 ad 694.
3. Epistolae Cicer. in exsilio a. 695 et 696 scriptae.
4. — — post reditum usque ad proconsulatum Ciliciensem ab a. 696 ad 702.
5. — — in proconsulatu Ciliciensi a. 702 et 703.
6. — — ab initio bell. civilis usque ad reditum post pugnam Pharsalicam a. 704 et 705.
7. — — post reditum a pugna Pharsalica usque ad profectionem Caesaris ad bellum Africanum a. 705 et 706.
8. — — A. V. C. 707 sed incertis mensibus scriptae.
9. — — A. V. C. 708. scriptae C. Julio Caesare dictatore simul Col. IV.
10. — — A. V. C. 709 a Kal. Jan. ad Kal. Martias.
11. — — anno et mense incerto intra A. V. C. 706 et 709.
12. — — A. V. C. 709 inde ab Idibus Martiis scriptae.
13. — — A. V. C. 710 scriptae.
14. Denique eae quarum nec annus nec mensis definiri potest.

Singulis epistolis praescriptus est (praeter notationem loci quem in vulgaribus editionibus occupant), mensis, et dies, ubi id fieri poterat, itemque locus, quo datae sunt; deinde praemissum est summarium.

In notis *Manutii*, *Bosii*, *Casauboni*, *Lambini*, *Graevii*, *Gronovii*, *Ernesti*, *Martyni-Lagunae* aliorumque interpretum animadversiones, quae vel ad textus veritatem stabiliendam, vel ad rerum, et difficiliorum locorum interpretationem pertinerent excerptae sunt, quibus editor ipse suas, quam plurimas addidit, vel ad lectionis post Ernestium mutatae confirmationem, vel ad sensum verius explicandum, vel ad historiam illustrandam spectantes.

Totum opus claudunt quatuor indices:

I. Epistolarum Ciceronis ex ordine vulgari cum hujus editionis ordine comparatarum.

II. Eorum ad quos epistolae Ciceronis, vel quorum epistolae ad Ciceronem aliosve exstant, in quo praeter eorum notitiam simul notatur, quibus locis epistolae ab iis vel ad eos scriptae in hac editione reperiantur.

III. Index historicus et geographicus copiosissimus.

IV. Tabula, qua memorabilia vitae Ciceronis per annos digesta continentur.

Ceterum nova haec editio VI Tomis comprehensa

Halae apud bibliopolas Hemmerde et Schwetschke

venditur

in charta impressoria $8\frac{1}{2}$ Thaleris f. imperialibus;
in charta scriptoria f. glutinata 12 Thal.;
in charta anglica *(auf engl. Druckpapier)* 14 Thal.;
in charta membranacea *(auf Velin)* 18 Thal.

Ueber den jetzigen Krieg

ist bey den Buchhändlern Gebrüder Gädicke in Berlin, Heiligegeiststrasse Nr. 27. eine Treppe hoch, ein sehr nützliches Buch erschienen, und daselbst, so wie auswärts auf den Postämtern und in mehreren Buchhandlungen, für 1 Rthlr. Courant in himmelblau Papier geheftet unter folgendem Titel zu haben:

Chronologische Geschichte oder Tagebuch vom Deutschen Freyheits-Kriege.

Erster Theil, enthaltend den Zeitraum vom 3. Dec. 1812 bis Ende Dec. 1813, oder von der Flucht der Franzosen aus Rufsland bis zum Uebergang der alliirten Truppen über den Rhein.

Diefs ist das erste vollständige Werk von diesem Kriege bis Ende des vorigen Jahres. Von *Tag zu Tag* findet man hier nach den zuverlässigsten Nachrichten die Thaten dieser Zeit aufgezeichnet, ohne weiteres Räsonnement, außer dafs manche Angaben, nach französischen Berichten, ein Lächeln abnöthigen. Es ist den sämmtlichen verbundenen europäischen Monarchen und Regenten gewidmet, welche namentlich, so wie sie dem Bunde beygetreten, vorgesetzt sind. Ein sehr specielles Register macht diefs Buch um so brauchbarer, und diefs Register enthält nicht weniger als gegen 900 Oerter- und Personen-Namen. Es sind nur wenige Städte in Deutschland, welche in dieser Kriegsgeschichte nicht vorkommen, und wie viele hier genannte Heldennamen werden uns unvergefslich bleiben. Jedem echten Deutschen kann man daher diefs Werk, welches bereits Stückweise und weniger vollständig in der Zeitschrift: *Das neue Deutschland*, mit vielem Beyfall gelesen worden ist, zum Aufheben und bleibenden Andenken an den Freyheits-Krieg, mit Recht empfehlen. Die Fortsetzung soll regelmäfsig erfolgen. Auswärtige Postämter beziehen ihren Bedarf von dem Königl. Hofpostamte in Berlin.

Deutschland in geographisch-statistischer Beziehung seit den letzten tausend Jahren. gr. 8. Geh. — ist bey Karl Cnobloch in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen für 14 gr. zu haben.

Seit tausend Jahren war Deutschland der Mittelpunkt des europäischen Gleichgewichts, der europäischen Politik, und der europäischen Aufklärung und Cultur. Dafs es diefs war, lag gröfstentheils in seinen *geographischen* Verhältnissen und in seiner Verfassung. Diese geographischen Verhältnisse, nach ihrem Wechsel seit tausend Jahren, kennen zu lernen, und nach der Analogie derselben, einen Blick in die Zukunft der wiedererstehenden Germania zu werfen, ist die Bestimmung dieser Schrift, deren *Schlufs* besondere Beherzigung verdient.

Giebt es kein Schutzmittel gegen das *Scharlachfieber* und gegen die schrecklichen *Menschenblattern?*

Die Beantwortung dieser zwey Fragen ist dem Herrn M. C. *A. Menzmann*, Prediger in Leippe bey Görlitz, in einem kleinen Büchelchen unter obigem Titel so wohl gelungen, dafs eine Königl. Sächsische Regierung die Einführung desselben in den Volksschulen Sachsens anzubefehlen für gut befunden hat. Schulen und Gemeinden, welche sich mit ihren Bestellungen an unterzeichnete Buchhandlung wenden, erhalten bey 12 und mehreren Exemplaren dasselbe für 4 gr., da es sonst einzeln und aufser in der Verlagshandlung 6 gr. kostet.

Leipzig, im März 1814.

Heinr. Gräff'sche Buchhandlung.

Leipzig, bey Joh. Ambr. Barth:

Wurzer, Dr. F., Handbuch der populären Chemie zum Gebrauche bey Vorlesungen, und zur Selbstbelehrung bestimmt. *Zweyte ganz umgearbeitete Ausgabe.* gr. 8. 1814. 2 Rthlr.

Ist der schnelle Absatz der *ersten* Auflage schon genügende Empfehlung für ein von einem wackern Gelehrten ausgearbeitetes Werk, so sind es gewiss noch mehr die in den meisten literarischen Instituten einsthm-

stimmig gefällten guten Urtheile darüber, und die Würdigung, welche das Ausland ihm angedeihen liess. Denn die holländische Uebersetzung vergriff sich so schnell, als das deutsche Original, und es erscheint in Kurzem sowohl eine neue Ausgabe dieser Uebersetzung, als auch eine Bearbeitung dieses Buchs, von dem berühmten *van Mons*, in französischer Sprache. Die allerdings starke Erhöhung des Preises wird übrigens jedermann gern übersehen, der die *erste* Ausgabe mit der jetzigen zu vergleichen die Gefälligkeit haben will.

Den Freunden der Botanik wird es angenehm seyn, wenn ich beym Wiederaufleben der Pflanzenwelt die Anzeige mache, dass die an sich schon sehr reichhaltige *Flora halensis* des Herrn Prof. *Sprengel* dieses Jahr wieder eine Vermehrung erhielt. In der jetzigen Leipziger Oster-Messe erscheint: *Wallroth, F. G.*, Annus botanicus sive Supplementum tertium ad *Spr.* Flor. halens., cum Icon. VI. Charam genus illustrantibus. 8. 1 Rthlr. 8 gr. Schreibpap. 1 Rthlr. 16 gr.

Diess Werk besteht nun aus folgendem:

Flora halensis mit 10 Kupfertaf. Druckpap. 1 Rthlr. 18 gr., Schreibpap. 2 Rthlr. *Mantissa prima.* Druckpap. 5 gr., Schreibpap. 6 gr. *Observationes sive mantissa II*da. Druckpap. 3 gr., Schreibpap. 4 gr. *Wallroth Annus Botan.* Druckpap. 1 Rthlr. 8 gr., Schreibpap. 1 Rthlr. 16 gr.

Ausserdem erschienen folgende botanische Werke in meinem Verlage, die ich bey dieser Gelegenheit in Erinnerung bringe:

Linnaei Philos. botanica. Edit. 4ta. Edit. *Sprengel.* Mit 9 Kpfrt. gr. 8. Druckpap. 2 Rthlr. 8 gr., Schreibpap. 2 Rthlr. 20 gr.

Sprengel, K., Anleitung zur Kenntniss der Gewächse. 3 Bände. Mit 18 illum. Kpfrt. 7 Rthlr. 12 gr.

— — über die Natur und den Bau der Gewächse. Mit 12 ill. Kpfrt. und Zusätzen von *Linck.* gr. 8. Druckpap. 4 Rthlr. 18 gr., Schreibp. 6 Rthlr., Velinpap. 7 Rthlr. 16 gr.

— — Plantarum minus cognitarum Pugillus 1. 2. 8. cum Tabul. 2. 1s 8 gr., 2s 12 gr.

Halle, im April 1814. C. A. Kümmel.

Von *Botte's* trefflichem Werke: *Geschichte des amerikanischen Freyheitskrieges* u. s. w., werde ich eine freye Bearbeitung mit *eigenem neuen* Vortrage liefern, die in einer angesehenen Buchhandlung erscheinen wird. Bekanntlich ist das Original in der alt-italienischen Sprache von *Macchiavelli* u. s. w. geschrieben, worüber dem Ausländer kein Urtheil zusteht. Ich hoffe indessen zu beweisen, dass ein *deutscher* Geschichtschreiber edel, einfach und kraftvoll schreiben kann, ohne den Chronikenton zu copiren, oder seiner Sprache Gewalt anzuthun.

Würzburg, im März 1814. *C. A. Fischer.*

Mit Bezug auf meine vorigen Ankündigungen wiederhole ich nur noch, dass binnen Kurzem die deutschen Bearbeitungen von *Buchanan's Journey from Madras through the Countries of Mysore* u. s. w., von *Morrier's Travels in Persia et to Constantinopel*, von *Adolphus present State of Great Britain*, und von *Le Blond's Voyage aux Antilles*, mit Anmerkungen versehen, von mir in angesehenen Buchhandlungen erscheinen werden.

Braunschweig, im April 1814.

A. W. von Zimmermann.

Für Jeden, dem seine Muttersprache als Deutscher lieb und werth ist.

Der Sprach-Gerichtshof

oder

die französische und deutsche Sprache in Deutschland vor dem Richterstuhl der Denker und Gelehrten. 8. Berlin, in der Maurer'schen Buchhandlung. Geh. 10 gr.

Während Deutschland in dem Herzen Frankreichs sich Friede und Freyheit erkämpft, bauen wir daheim auch für die Sprachen beider feindseligen Völker einen Richterstuhl, um die Anmasung und Zudringlichkeit der Ausländerin abzuwehren, und die bedrängte und verachtete Mutter unsers Volks in ihre verlorene Rechte wieder einzusetzen.

Wir bauen diesen Richterstuhl in Deutschland: denn auf deutschem Boden wurde die vaterländische Mutter von der herrschsüchtigen verfolgt. Sie hat nie begehrt, sich in dem Auslande anzusiedeln; nur gastliche Freundschaft sollte beide vereinigen, aber aus der Gastfreundin wurde eine Gebieterin.

Wir bestellen zu Richtern die Schatten der Todten, wie die Geister der Lebenden, zum Theil Kenner und Freunde der Ausländerin, alle parteylose Denker, Freunde des Rechts und der Wahrheit. Möge die letzte warnende Stimme dieses edlen Gerichtshofes an den Thronen deutscher Fürsten schlagen, und die Völker Deutschlands mahnen, ihre Sprache wie ihre Freyheit zu schützen.

1) *Allgemeinheit der französischen Sprache in Deutschland.*

2) *Gründe ihrer Allgemeinheit.* Richter: Graf *von Herzberg*, *Fr. Bouterweck*, *Kolbe.*

3) *Ver-*

3) *Vergleichung des innern Werthes der französischen und deutschen Sprache.* Richter: a) *Urtheil der Franzosen selbst*, b) *Urtheil der Deutschen. Archenholz, Campe, Adelung, Kolbe, Eichhorn, v. Göthe.*

4) *Einfluß der französischen Sprache auf deutschen Geist, deutsche Sitte, deutsche Sprache und deutsche Literatur.* Richter: *T. Heinsius, Jahn, Arndt, Kolbe, Hanstein, Leibnitz, Spate (Caspar Stieler), Schmiedtgen, Kühnau, Friedrich II, F. A. Wolf, G. L. Spalding, Fr. Schlegel, Bürger, ein ungenannter Engländer, Klopstock.*

5) *Wichtigkeit der Muttersprache und Literatur für jedes Volk.* Richter: *Jahn, Arndt, Kolbe.*

6) *Wiedereinsetzung der deutschen Sprache in ihre natürlichen und wohlverdienten Rechte.* Richter: *Leibnitz, Jahn, Kolbe, Arndt.*

7) *Gesammt-Stimme.* Friedrichs II. prophetische Worte: „*Die Nachbarn werden Deutsch lernen! Zum Entzücken werden es die Höfe sprechen! Es kann geschehen, daß, einst verfeinert und vervollkommnet, unsere Sprache, um unsrer guten Schriftsteller willen, sich von dem einen Ende von Europa zum andern ausbreiten wird. Noch sind sie nicht da, diese schönen Tage, doch nähern sie sich. Ich verkündige sie Ihnen, sie werden erscheinen.*

8) *Schlußbemerkung.*

Ein patriotisch-pädagogisches Wort an Aeltern, Erzieher und Lehrer, von Dr. *Fr. L. Becher.* Am Neujahr 1814. gr. 8. 4 gr. — ist bey Karl Cnobloch in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Gründlich, eindringlich und einfach stellt diese kleine Schrift die Grundsätze auf, welche die auf dem Titel bekannten ehrwürdigen Behörden, bey der jetzigen wohlthätigen Wiedergeburt unsers guten, gedemüthigten Vaterlandes, alsbald in Anwendung zu setzen haben, wenn sie, nach Pflicht, kräftig in diese grosse Nationalangelegenheit, mittelst Erziehung und Unterweisung, zugleich mit unsern siegreichen Heeren eingreifen und mit Sicherheit eine glücklichere Zukunft vorbereiten wollen. Möge diese völlig gnügende Beantwortung der Frage: Was kann und darf unser Vaterland jetzt von der Erziehung und Unterweisung erwarten? — Möge diess kraftvolle Wort, zu seiner Zeit, zur Weckung und Pflege des deutschen Nationalsinns und der Vaterlandsliebe in unserm aufblühenden Geschlechte, laut und öffentlich ausgesprochen — seines edlen patriotischen Zwecks nicht verfehlen! Möge auch diese kleine Gabe, auf dem Altare unsers gemeinsamen Vaterlandes in dieser denkwürdigen Epoche niedergelegt, die verdiente Würdigung empfangen!

II. Neue periodische Schriften.

Von der Zeitschrift:

Das neue Deutschland,

ist das 6te Stück mit einem ausführlichen Inhalte des *ersten* Bandes bey den Buchhändlern Gebrüder Gädicke in Berlin erschienen, und daselbst, so wie auswärts auf allen Postämtern und in mehreren guten Buchhandlungen für 12 gr. Courant zu haben. Es enthält: 1) Das Benehmen der französ. Regierung gegen Preussen seit dem Tilsiter Frieden. 2) Napoleons Stamm- und Regierungsbaum. 3) Frankreichs Grösse beym Ausbruch der Revolution und zur Zeit der Schlacht bey Leipzig. 4) Ueber die Ehrlichkeit der französischen Grossen. 5) Fürsten, welche persönlich an dem Kriege Antheil nehmen. 6) Convention zur Herbeyschaffung der Kriegskosten. 7) u. 8) Einnahme von Torgau und Danzig. 9) Fortsetzung der chronologischen Geschichte 1814. Febr. 1—15. Das *erste* Stück dieser Zeitschrift erschien bereits im April 1813, und sie enthält von da an alle öffentliche Actenstücke.

So eben ist bey uns erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Neueste Länder- und Völkerkunde. 1813. XV. Bdes 6tes Stück.

Nemesis. Zeitschrift für Politik und Geschichte, von *H. Luden.* I. Bdes 3tes Stück.

Weimar, im April 1814.

Herzogl. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1814.

GESCHICHTE.

Altona, b. Hammerich: *Einleitung in die historische Chronologie*, von *D. H. Hegewisch*, Königl. Dänischem Etatsrath, Ritter vom Danebrog, Professor zu Kiel, Mitglied der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen, und der königl. Bayrischen Akademie zu München. 1811. 142 S. 8. (14 gr.)

Seit *Gatterer's* Abriss der Chronologie (Göttingen, 1777.) ist, soviel Rec. weiss, bis auf die vorliegende Schrift des Hn. *Heg.* kein eigenes Lehrbuch dieser Wissenschaft in Deutschland erschienen. Wird nun (S. IV u. V. des Vorberichts) *Gatterern* nicht ohne Grund der Vorwurf gemacht, dass er das chronologische Studium unnöthig erschwert: so dürfte man dagegen Hn. *Hegewisch* vorwerfen, dass er über das Bestreben zu erleichtern, selbst wohl die ganze Sache ein wenig zu zu leicht genommen habe. Durch Klarheit der Gedanken und der Darstellung wird Gründlichkeit nicht ausgeschlossen: war nun überhaupt *Tiefe* und *Schärfe* nicht der eigenthümliche Charakter von *H.* historischen Forschungen und Darstellungen; so liess sich fast vorhersehen, dass er bey einer Wissenschaft, die umfassende Gelehrsamkeit, eine lange Reihe der trockensten Untersuchungen und Rechnungen, Kenntniss der Astronomie und mathematische Genauigkeit voraussetzt, nicht so genügen werde, wie in seinen Arbeiten über einzelne Perioden der deutschen Geschichte. Einzelnes ist in dem vorliegenden Buche gut entwickelt, z. B. die Verwirrung im römischen Kalender und die Anordnung desselben durch Julius Cäsar im Jahr der Stadt 708, die Unrichtigkeit der christlichen Zeitrechnung durch Dionysius Exiguus, indem Christus nach den Evangelien vier Jahre früher geboren sey, als wir jetzt annehmen. Allein im Ganzen ist die Arbeit doch höchst oberflächlich, dürftig und voll von Unrichtigkeiten, und das nicht etwa deswegen, weil der Vf. leicht seyn wollte, sondern, was eben das Schlimme ist, weil der Vf. selbst weder fühlte noch kannte, was Noth that oder das Rechte war. — So sagt der Vf. keine Sylbe vom chronologischen Zählen; und die Regeln, die er über Reduction einer Zeitrechnung auf andere gleichzeitige giebt, beweisen deutlich, dass er darin durchaus keine Schwierigkeit gefunden noch geahndet habe: woher denn kömmt, dass seine Regeln hierüber fast alle mit einander entweder geradezu falsch, oder doch ungenau und unvollständig sind. Nämlich: Hr. *H.* hat nirgend bemerkt, dass man in der historischen Chronologie keinen *wirklichen* Zeittheil = 0 setze, sondern dass man zu einem als vorausgehend *gedachten* Zeittheile = 0 hinzu- oder von ihm zurückzähle. Der Astronom zählt 0 St. 30 Min., wo wir gewöhnlich sagen: es ist *halb Eins*; er zählt 1 St. 45 Min. (d. h. von dem Zeitpunkte an, da die Sonne im Meridian stand, sind im gegenwärtigen Augenblicke *verflossen* eine Stunde *und* 45 Minuten), wo wir sagen: es ist drey Viertel *auf Zwey*. Der Astronom also zählt erst die Stunden, wenn sie verflossen sind; das gewöhnliche Leben zählt die werdenden, die noch dauernden Stunden. Daraus erklärt sich der Streit über den Anfang eines neuen Jahrhunderts, den doch Hr. *Heg.* selbst erlebt hätte, und der ihm bey Abfassung seiner Schrift, zehn oder eilf Jahre nachher, wohl noch im lebhaften Andenken seyn konnte. Die Frage nämlich ist: Haben diejenigen, welche die Jahre nach Christi Geburt berechnet, das Geburtsjahr Christi selbst, nach der Weise unserer Astronomen, gleich Null gesetzt, und erst vom Ende des 31sten Decembers, oder vielmehr des 24sten Decembers an (da unsere älteren Vorfahren das Jahr mit dem 25sten December, dem Geburtstage Jesu Christi, anfingen) *Anno primo post Christ. nat. — sc. praeterito* — zu zählen angefangen? oder heisst *Anno primo post Chr. nat.* so viel als *Anno praesente s. durante*, und zählte man gleich das Geburtsjahr Christi selbst vom 25sten December bis zu Ende des 24sten Decembers als erstes Jahr, als Jahr 1? Da weder specielles Zeugniss noch allgemeine Analogie und Sitte uns in frühere Zeit und so wenig bey dieser als bey irgend einer andern *Jahrrechnung* auf jene astronomische Zählweise hinführen: so scheint das Richtigste, das neue z. B. das neunzehnte Jahrhundert, nicht mit dem Jahre 1800, sondern mit dem ersten Januar des Jahrs 1801 anzufangen. Hiernach müssen die Angaben und Regeln über Anfang und Reduction der *Olympiaden* S. 105—107., über die Jahrrechnung *nach Erbauung der Stadt* (A. U. C.) S. 116 und 117. berichtiget und genauer bestimmt werden. Es ist nämlich nach Varro nicht das 753ste Jahr nach Erbauung der Stadt das Geburtsjahr Christi (s. *Plut. Rom. c.* 12.); sondern 753 Jahre waren verflossen, als die christliche Zeitrechnung anfieng: mithin ist das Geburtsjahr Christi selbst, das erste Jahr nach Christi Geburt, das 754ste Jahr nach Erbauung der Stadt, und die Reductionsregel muss lauten: „Um ein Jahr Roms in ein Jahr vor Christi Geburt zu verwandeln, oder umgekehrt, um ein Jahr vor Christo in ein Jahr Roms zu verwandeln, muss man die gegebene Zahl von 754 abziehn; der Rest giebt

giebt entweder das Jahr vor Christo oder das Jahr Roms. Will man Jahre nach Christo in Jahre Roms verwandeln, so muss man die gegebene Zahl zu 753 hinzuaddiren; die Summe giebt das Jahr von der Erbauung der Stadt; so wie man umgekehrt, um Jahre Roms über 753 hinaus in Jahre nach Christo zu verwandeln, 753 von der gegebenen Zahl abziehen muss, wo der Rest dann das Jahr nach Christo giebt." 754 nämlich ist ja selbst *annus primus post Chr. nat.*: da nun der Chronolog nicht zu 1, sondern zu 0 hinzuzählt; so muss auch hier nach Chr. Geb. zu 753 hinzugezählt werden. Es wird diess vielleicht am deutlichsten aus folgendem Schema:

Das 750ste Jahr Roms	=	dem 4ten Jahre vor Chr.		
- 751ste -	- = -	3ten	- - -	
- 752ste -	- = -	2ten	- - -	
- 753ste -	- = -	1ten	- - -	
- 754ste -	- = -	1ten	- nach Chr.	
- 755ste -	- = -	2ten	- - -	
- 756ste -	- = -	3ten	- - -	
- 757ste -	- = -	4ten	- - -	u. s. w.

Also z. B. Carthago und Corinth wurden zerstört im 146sten Jahre vor Chr., d. i.

754
146
im 608ten Jahre Roms.

Cicero war Consul 691 *A. U. C.*, d. i.

754
691
im 63sten Jahre vor Chr.

Augustus starb 767 *A. U. C.*, d. i.

767
753
im 14ten Jahre nach Chr. Geb.

Jerusalem wurde zerstört im Jahre 70 nach Chr., d. i.

753
70
im 823sten Jahre Roms.

So ist es freylich richtig, dass das erste Jahr der ersten Olympiade im 776sten Jahre vor Chr. anfieng; allein da wiederum zu 0 hinzugezählt werden muss, muss man von und zu 777 an- und hinzuzählen, um Olympiaden und Olympische Jahre in Jahre vor Chr. oder in Jahre Roms, oder um umgekehrt diese in jene zu verwandeln. Und da die Jahre vor und nach Chr. so wie die Jahre Roms vom Januar anfangen, das olympische Jahr aber im Julius anfängt: so muss die Reductionsregel so lauten: „Wenn man das Jahr einer Olympiade in das entsprechende Jahr vor Chr. verwandeln will; so muss man die gegebene Olympiadenzahl weniger eins multipliciren mit 4, zu dem Product die gegebene Zahl der Jahre addiren, und die Summe, *wenn die erste Hälfte des Olympischen Jahres gemeynt ist* (Julius bis December) von 777, ist die zweyte Hälfte des Olympischen Jahres gemeynt (Januar bis Junius), von 776 abziehen: was übrig bleibt, giebt das Jahr vor Chr." Z. B. die Schlacht bey Salamis fällt *Olymp.* 75, 1 d. h. in das erste Jahr der 75sten Olympiade (also nachdem 74mal 4 Jahre verflossen waren und die 75ste Olympiade begonnen hatte), in den Herbst, also in die erste Hälfte des Olympischen Jahres: mithin ist Ol. 75, 1.

75 — 1 = 74
4
296 + 1 = 297;
777 — 297 = 480 d. i. gleich dem J. 480 vor Chr.

Rom ist erbaut Ol. 6, 3 im Ausgange des Olympischen Jahres; also

6 — 1 = 5
4
20 + 3 = 23.
776 — 23 = 753 vor Chr. d. h. mit dem Anfange des 753sten Jahres vor Chr. begann das erste Jahr der Erbauung Roms, so dass also

annus primus U. C. = dem 753sten Jahre vor Chr.

Die Schlacht bey Marathon fällt Ol. 72, 3 in den Herbst; also

72 — 1 = 71
4
284 + 3 = 287.
777 — 287 = 490 vor Chr.

Alexander stirbt *Ol.* 114, 1 im Frühlinge; also

114 — 1 = 113
4
452 + 1 = 453.
776 — 453 = 323 vor Chr. d. i. 431 nach Erbauung Roms.

Hiernach ergiebt sich leicht umgekehrt die Regel, Jahre vor Chr. in Olympiaden zu verwandeln: „Man ziehe die gegebene Jahrszahl vor Chr., wenn die erste Hälfte des Julianischen Jahres (Januar bis Junius) gemeint ist, von 776, ist die zweyte Hälfte (Julius bis December) gemeint, von 777 ab; dividire den Rest durch 4: so giebt der Quotient *plus* 1 die Zahl der Olympiade: und was übrig bleibt, die Jahrszahl in der Olympiade; oder geht die Division mit 4 auf, so ist der Quotient selbst ohne weitere Addition, die Zahl der vollendeten oder zu Ende gehenden Olympiade, also des vierten Jahres derselben." Z. B. Socrates stirbt im Jahre 399 vor Chr. im Frühlinge; mithin

776 — 399 = 377;
4 | 377 | 94
36
17
16
1;
also 94 + 1 = *Ol.* 95, 1.

Alexan-

Alexander wird geboren 356 vor Chr. im Sommer, nach den Olympischen Spielen; also

777 — 356 = 421;
4 | 421 | 105
  | 4 |
———
  21
  20
———
  1;

also 105 + 1 = *Ol.* 106, 1.

Philipp von Macedonien wird getödtet 336 vor Chr., vor der Feyer der Olympischen Spiele; also

776 — 336 = 440;
4 | 440 | 110;
  | 4 |
———
  4
  4
———
  0

also *Ol.* 110, 4.

Bey diesem chronologischen Zählen musste dann als Anomalie die den Römern eigenthümliche Zählweise angeführt werden, gemäss welcher diese den Zeittheil, von dem an, und den Zeittheil, bis zu welchem sie hin zählen, beide mitrechnen, wie wir Deutsche in der Redensart thun, wenn wir den Zeitraum von Sonntag zu Sonntag *acht Tage* nennen. Daraus war dann zu erklären, warum in den 4 Monaten des Römischen Kalenders, in welchen die Idus auf den 15ten fallen, der siebente Tag dieser Monate *Nonae*, d. i. der neunte vor dem funfzehnten, heisst (in den acht andern Monaten der fünfte, weil die Idus auf den 13ten fallen); daraus war zu erklären, warum *IV. Kal. Jan.*, d. h. der vierte Tag vor dem ersten Januar, nicht der 28ste, sondern der 29ste December ist; daher war die mechanische Regel zu erklären und aufzustellen: „Wenn man die im Römischen Kalender von den Nonen und Idus an rückwärts gezählten Tage auf die Monatstage unseres Kalenders zurückführen will: so addire man respective zu 15 und 7, oder zu 13 und 5, *eins* hinzu, und ziehe davon die gegebene Zahl ab: wird aber vom ersten des folgenden Monats an rückwärts gerechnet; so addire man zu der Zahl der Tage des Monats, für den man den Tag in unserem Kalender sucht, zwey hinzu, und ziehe davon die gegebene Zahl *ante Kal.* (gewöhnlich ohne *ante* bloss durch *Kal.* bezeichnet) ab: was nachbleibt, zeigt den Monatstag unseres Kalenders." Merkwürdige Tage aus der Römischen Geschichte hätten dazu als passende Beyspiele zur Erläuterung und Uebung gedient:

Caesar occisus est Idibus Martis A. U. 710 = 15. März 44 vor Chr.

Cicero natus est d. III. ante Nonas Januarias A. U. 648 = 3. Jan. 106 vor Chr.

Tribuni plebis magistratum inierunt IV ante Idus Decembres = 10. Dec.

Aemil. Barbula triumphavit de Pyrrho d. VI. ante Idus Quintiles A. U. 473 = 10. Juli 281 vor Chr.

A. U. 513 *C. Lutatius Catulus de Poenis ex Sicilia navalem egit triumphum IV Nonas Octobr.* (d. 4. October 241 vor Chr.);

Qu. Valerius Falto Propraet. pridie Nonas Octobr. (d. 6. October).

Roma condita d. XI ante Kal. Majas = 21. April.

Fuga Tarquinii VI ante Kal. Martias = 24. Februar.

Dies Alliensis, quo Romani ad Alliam caesi a Brenno, et quo Fabii ad Cremeram occisi, XV Kal. Sextiles = 18. Juli.

Aus der Römischen Zählweise musste ferner erklärt werden (was bey Hn. *H.* ganz fehlt), wie die Römer, ungeachtet mit dem Jahr Roms 709 der geordnete Julianische Kalender eingeführt ward, dennoch nach Cäsars Tode 36 Jahre lang, nicht der Regel gemäss, jedem vierten Jahre, sondern schon jedem dritten Jahre einen Tag einschalteten, also in 36 Jahren nicht 9, sondern 12 Schaltjahre hatten: *quovis quarto anno* hatte der Griechische Astronom nach seiner Zählart vorgeschrieben; der Römer aber zählte, nachdem er im J. 710 eingeschaltet hatte, 710, 711, 712, 713, und schaltete also 713 ein, eben so 716, 719 u. s. w., bis man unter Augustus den Fehler bemerkte, die Regel richtig erklärt zur allgemeinen Befolgung öffentlich eingegraben aufstellte, und in den nächsten 12 Jahren, welche 3 Schaltjahre hätten enthalten sollen, gar nicht einschaltete, weil in den vorhergehenden 36 Jahren schon 3 Schaltjahre anticipirt waren. Es musste hernach bemerkt werden, dass die Römer die Olympischen Spiele *ludi quinquennales* nennen, und dass darnach auch Griechen die *vierjährige* Olympische Periode *Penteteris* nennen.

Ungenau ist S. 127.: „*Petavius* rechnete von der Schöpfung bis zur Geburt Jesu 3984 Jahre." Petav rechnete nur 3983 Jahre; das 3984ste Jahr der Welt ist nach ihm das Geburtsjahr Jesu, das erste Jahr nach Chr. Geb., und um also Jahre vor Christo und Petavische Jahre der Welt in einander zu verwandeln, muss man die gegebene Jahrzahl von 3984 abziehen.

Dass Hr. *H.* auf die Zeiteintheilungen bey den ältesten griechischen und jüdischen Schriftstellern besondere Rücksicht nehmen würde, hatten wir in der That nicht erwartet; und so befremdete uns weniger, nicht bemerkt zu finden aus Ilias X. v. 251.

— — Schnell eilet die Nacht, und nah ist der Morgen;
Weit schon rückten die Stern', und es schwand das meiste der Nacht hin,
Um zween Theile bereits; nur *ein Drittheil* haben wir übrig;

noch aus Ilias XXI. v. 111.:

Dennoch wird mir nicht minder der Tod und das harte Verhängniss
Nahn, entweder am *Morgen*, am *Mittag*, oder am *Abend*.

Nicht bemerkt ist, dass auch nach der Bekanntschaft der Griechen mit der Eintheilung des Tages in Stunden selten darnach gerechnet wurde, und gewöhnlicher blieb, nach Aufgang, grösster Höhe und Untergang der Sonne, nach der Zeit des Morgenbrods, des vollen Markts, des Fackelanzündens die Tagestheile zu scheiden (*Herodot.* 7. c. 215. *Diod.* 19. c. 31. *Philostrat.* de

de V. A. 7. c. 15. vid. Brodaei Miscell. 4. c. 33.). Nicht bemerkt ist, dass nicht bloss bey Homer Ilias XXII. v. 26 ff. die Zeit der dörrenden Glut bezeichnet wird durch den Abendaufgang von Orions Hund,

Welcher zum Herbst aufgeht, und hell vorglänzend an Klarheit
Scheinet vor vielen Gestirnen in *dämmernder Stunde des Melkens;*

sondern dass auch später bey Thucydides II. c. 78., bey Hippokrates, wie in Virgils Georgikon, die Jahrstheile nicht nach den Namen der Monate, sondern nach den Sonnenwenden, Nachtgleichen, nach dem Auf- und Untergange der Plejaden, des Arktur, des Sirius oder Hundsternes u. s. w. bezeichnet werden. Es befremdete weniger, die Nachricht Herodots II. c. 109., dass die Hellenen von den Babyloniern die zwölf Theile des *Tages* kennen gelernt hätten, S. 19. vom *bürgerlichen* Tage gedeutet zu lesen, da die Worte und alle sonstigen Nachrichten den *natürlichen* Tag von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang geben. — Mehr musste uns überraschen, auch in der neueren Chronologie gleiche Ungenauigkeit und Unrichtigkeit anzutreffen. So kann man die S. 129. gegebene Regel, Jahre der Hedschira im Jahre der christlichen Zeitrechnung zu verwandeln, wohl schwerlich als richtig anerkennen, da sie auf die unrichtige Voraussetzung gegründet ist, dass 33 Mahomedanische Mondjahre 32 Gregorianischen Sonnenjahren gleich seyen: jene betragen 11,694 Tage, diese nur 11,688 Tage. — Der republikanische Kalender der Franzosen vom 22. September 1792 bis zum 31. December 1805 ist S. 85 und 86. auf eine Weise dargestellt, die da zeigt, dass Hr. *H.* von diesem Kalender durchaus keine richtige Ansicht hatte, und dass er auch das Senatsconsult vom 9. September 1805, durch welches dieser Kalender wieder abgeschafft wurde und das Hr. *H.* citirt, doch nicht gelesen habe: sonst konnte er nicht von einem *vierjährigen* Einschaltungscykel sprechen, nicht den ersten Tag des neuen Kalenders (den 1. *Vendémiaire*) für immer auf den 22. September setzen, noch die *jours complémentaires* als unabänderlich vom 17. September an zählen. Es heisst in jenem Senatsconsult ausdrücklich: „Der Hauptfehler des gegenwärtigen Kalenders ist seine Einschaltungsart, und der Anfang des Jahres bezieht sich einzig auf den Pariser Meridian." Das neufranzösische Jahr fieng nämlich mit dem Tage an, in welchen, nach den genauesten astronomischen Berechnungen, für die Sternwarte zu Paris die herbstliche Nachtgleiche fiel. Ob also ein Jahr 365 oder 366 Tage haben sollte, das musste erst durch die Astronomen bestimmt werden; es gab für die Einschaltung keine leicht fassliche und bequeme Regel: meist war jedes vierte Jahr ein Schaltjahr, zuweilen aber auch erst das fünfte; und der Neujahrstag konnte nicht immer einem und demselben Tage des Gregorianischen Kalenders entsprechen: So fiel schon der 1. *Vendémiaire* des Jahres IV. auf den 23. September 1795, eben so in den Jahren VIII bis XI. auf den 23. September 1799 — 1802; ja der 1. *Vendémiaire* des Jahres XII. fiel auf den 24. September 1803, und die Jahre XIII und XIV. begannen wieder mit dem 23. September 1804 und 1805. — S. 38. heisst es: „Nachdem die Protestanten in Deutschland den bessern Gregorianischen Kalender mit dem J. 1700 eingeführt hatten; nahm ihn die *Schweiz* auch an." Allein Joh. Heinr. Tobler in der Geschichte des Cantons *Appenzell der äussern Rhoden*, erzählt beym J. 1701, wie, ungeachtet eines obrigkeitlichen Edictes, ungeachtet der Empfehlung durch die Prediger, an einer sehr unruhigen Landgemeinde die Einführung des neuen Kalenders mit einer überwiegenden Stimmen-Mehrheit *verworfen* worden. Der alte julianische Kalender ward bis zur Revolution im J. 1798 beybehalten. Und in dem Canton *Graubünden* erliess, nach den Zeitungen, noch im Jahre 1803 der grosse Rath ein Ermahnungsschreiben an die Gemeinden des Cantons, doch den alten Julianischen Kalender abzuschaffen, und den Gregorianischen einzuführen. Einige Gemeinden nahmen den neuen Kalender an; andere aber weigerten sich durchaus, z. B. das Städtchen Maienfeld, wiewohl auf der Grenze gelegen und in mannichfaltigem Verkehr mit Nachbaren, die den neuen Kalender haben.

Endlich, um anderes zu übergehen, ist ein wesentlicher Mangel des Buches, dass alle Literatur fehlt. Es soll in das chronologische Studium einleiten. Nun ist zwar S. 104. gesagt, dass die Athener nach dem Namen des Archon *Eponymus* (nur waren der Archonten nicht *zehn*, sondern *neun*), die Römer nach den Namen der Consuln (nur fängt die Reihe der Consuln nicht im J. 508 vor Chr. S. 115., sondern 509 an) das Jahr bezeichneten: aber nirgend ist nachgewiesen, wo ein Verzeichniss der *Archonten* (s. *Corsini Fasti Attici*), der *Consuln* (s. *Almeloveen Fasti Consulares*) zu finden, wo eine Vergleichung der *Hedschira* mit der christlichen Jahrrechnung zu suchen sey (s. *Deguignes* chronologische Einleitung in die Geschichte der Hunnen und Türken); und Hn. *H.* selbst ganz unbekannt war wohl die bey dem Verleger seines Buches 1807 herausgekommene Tabelle zur Vergleichung des französischen republikanischen und des Gregorianischen Kalenders von *Joh. Friedr. Pfaff*, jetzt Professor in Halle, dem Verfasser der Göttinger Preisschrift: *De Ortibus et Occasibus Siderum apud veteres*, 1786., die Hr. *H.* dem Schein nach eben so wenig gekannt, wenigstens durchaus nicht benutzt hat. — Das Endurtheil von dem allen möchte also seyn: Ein gutes Lehrbuch der Chronologie fehlt uns zur Zeit noch.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1814.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Hartknoch: *Die Gestalt auf dem Grabmale. Vielleicht Gespenstergeschichte.* Von *Fr. Laun.* 1813. 252 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. war als launiger Erzähler dem Publicum längst bekannt, so wie es anerkannt war, dass sein Talent eine ganz angenehme Manier sey, mit Zuziehung humoristischer alter Onkel, heyrathslustiger alter Junggesellen und naiver Mädchen, dem eine müssige Stunde ganz artig zu verplaudern, welcher gerade in seinen Werken blosse Unterhaltung suchte, nicht Ansprüche an eigentlichen Kunstgenuss machte. Unter den häufigen Witzeleyen, mit welchen das Ganze durchwebt war, traf man denn doch auch nicht selten auf einen wahrhaft witzigen und geistreichen Einfall, und die lebendige Darstellung, die oft recht gut gezeichneten Charaktere und die komischen Situationen entschädigten allenfalls für die gewöhnlich ziemlich flache Composition. War das Ganze an der Phantasie vorüber gegangen, so war es freylich auch gewöhnlich wieder verwischt; aber es hinterliess doch oft wenigstens eine heitere Stimmung. Auf die erste Bildung des Vfs., als Erzähler, hatte der, unsrer Romanenliteratur zu früh entrissene, Vf. von *Moritz*, *Leopoldine* u. s. w., *Fr. Schulz*, und dann besonders der als *Anton Wall* bekannte geniale Vf. der *Bagatellen*, sichtbaren Einfluss. — Seitdem aber das Gespensterwesen, Ahndungen, Katholicismus, Magnetismus und ähnliche Gegenstände die nothwendigen Ingredienzen für einen Roman der neuesten Zeiten sind, hat denn auch der Vf. die vorige Manier grösstentheils verlassen, und legt es auf Schauer an. Seine Darstellung ist ernster und an sich tiefer; aus ihr ist die Manier verschwunden, er scheint sich aber dagegen des Inhalts bemächtigt zu haben, und wir können gerade nicht sagen, dass der Vf. dabey gewonnen habe: denn in der ernstern Darstellung tritt die Flachheit der Composition und der Motive zu sichtbar hervor. — So erscheint es uns nach dem vorliegenden Romane, dem ersten, den wir in dieser neuen Manier vom Vf. *ganz* durchgelesen haben. — Um uns verständlich zu machen, müssen wir den Inhalt kurz angeben. — Ein junger Graf Breitenfels, dessen Vater aus der von seinen Vorfahren behaupteten Nähe am Throne — man erfährt nicht, weshalb — verbannt wird, fühlt für die Glückseligkeit eines thätigen Landlebens, zur grossen Freude seiner Aeltern, die entschiedenste Neigung. — Das deutsche Alterthum zieht den Jüngling besonders an, und vorzüglich beschäftigen ihn die Urkunden seiner sehr alten Familie. — In diesen findet er manche Merkwürdigkeiten von seiner Stammburg, die durch Kauf in fremde Hände übergegangen ist, und besonders von der Kirche, in welcher der Stammherr und die Stammmutter seines Hauses, Otto und Adelheid, beygesetzt waren, verzeichnet. Eine unwiderstehliche Neigung zieht ihn dahin. Die Kirche droht den Einsturz, und der gegenwärtige Besitzer will sie abbrechen lassen, um die Steine zu einem neuen Baue zu verwenden; dagegen protestirt aber ein sonderbarer Mann, der sich dort auf einer ehemaligen Einsiedeley angebaut hat, Namens Silvester, gar sehr — man weiss und erfährt nicht, warum gerade er — und tritt sogar mit dem Besitzer in Kaufunterhandlungen, die aber wegen der übertriebenen Forderung des letztern nicht zu Stande kommen. — Dieser Mann, den er und der Schliesser zur Nachtzeit zu ihrem grossen Schreck in der festverschlossenen Kirche antreffen, führt ihn zu den Särgen seiner Ahnen und dann zu zwey Denksteinen, auf deren einem der Stammvater, dessen Namen auch der junge Graf trägt, in Lebensgrösse in Hautrelief abgebildet ist, und auf dem andern auf gleiche Weise die Stammmutter mit einem Kinde auf dem Schosse. — Der Jüngling findet Aehnlichkeit zwischen sich und dem Ahnherrn, welche der Schliesser nun eben nicht finden kann; der sonderbare Unbekannte fasst ihn aber bey der Hand und ruft: Gott segne Dich, Du hast die Weihe von der Natur erhalten! Wozu, erfahren wir nicht, und können's auch aus dem Erfolge nicht ersehen. Ja er verkündigt ihm sogar bey dem Denksteine der Ahnenmutter, dass auch ihm eine Adelheid beschieden sey, wenn seine Gesinnung und Art dieselbe bleibe. — Woher diese Prophezeyung, woher die besondere Theilnahme an dem letzten Sprössling der Grafen Breitenfels, erfahren wir wieder nicht; aber die Prophezeyung scheint in Erfüllung gehen zu wollen. — Der junge Graf nimmt das Anerbieten eines Nachtlagers in der Wohnung des Unbekannten an, sie senden den Schliesser mit dem Befehle, sie einzuschliessen, fort, und gelangen durch einen unterirdischen Gang, dessen Daseyn Niemand ahndet, in die mit Todtenköpfen und Todtengerippen verzierte Wohnung (wozu dieser Schmuck, erfahren wir nicht), in welcher denn doch ein freundliches Zimmer und ein reinliches Bett sich dem Jüngling, dem es sonst hier eben nicht geheuer ist, darbietet. In der Nacht wird der junge Graf von seinem Wirthe aufgeweckt und aufgefordert, mit ihm aufs Schloss, das

n Flammen ftehe, zu Hülfe zu eilen. Mit höch-
Lebensgefahr rettet hier der Graf, nachdem er
dem ersten Versuche eine bedeutende Beschädi-
; erlitten hat, die Nichte des Befitzers, in wel-
ihm, als er fie näher betrachtet, die Aehnlich-
mit feiner Stammmutter auf dem Denkfteine auf-
, aber auch nur wieder ihm allein, und, wie es
int, dem Unbekannten, der ihn zugleich darauf
erkfam macht, dafs die liebenswürdige Geret-
auch Adelheid heifse. Die jungen Leute fühlen
natürlich für einander gefchaffen, befonders da
ch findet, dafs die Nichte des proteftantifchen Ba-
; katholifch ift, und der Unbekannte, welcher
ihnen als ein Geiftlicher offenbart, fegnet den
wur ewiger Treue über dem Denkfteine der Ah-
nutter ein. Otto geräth auf den Einfall, den Sitz
er Väter wieder an fich zu bringen, und fo auch
geliebte Kirche zu retten, und der Geiftliche räth
, da der alte Graf vorgiebt, dafs er in diefem
enblicke die geforderte Summe nicht entbehren
ne, den Kauf für fich felbft abzufchliefsen, wozu
hm das nöthige Geld — das aber den Armen ge-
— anbietet. — Otto befteht den Kauf und hält
um Adelheids Hand bey den Verwandten an,
ihn zur Mutter verweifen, einer Dame, welche
nals in den erften Kreifen der grofsen Welt glänzte.
h diefer ift der Schwiegerfohn ganz recht, nur
eht fie, wider den Rath und die Wünfche des
n Grafen, darauf, er müffe fich erft zu einem
ne von Welt auf einer zweyjährigen Reife bil-
: denn einem andern, als einem Weltgebildeten,
fie ihre Tochter nicht. — Da er feine Adelheid
t anders bekommen kann, fo mufs der Vater
er fich darein fügen; der erftere übernimmt die
derherftellung des Stammfitzes und der Kirche,
der letztere tritt feine Reife an, nachdem er
h einmal mit Adelheid bey dem Denkfteine der
enmutter, an dem fich aber, zu beider Schrecken,
durchdringend klägliche Stimme hören liefs, feine
e befchworen hatte. Silvefter war unter Zurück-
ng eines räthfelhaften Briefes verfchwunden, und
and fich jetzt bey dem Gerichtsverwalter ein ihm
ähnliches uraltes Bild von *Lucas Kranach*, wodurch
len dortigen Bewohnern, fo wie uns, noch räth-
after wird. — Die Abficht der Reife wurde in
ficht des jungen Grafen ganz erfüllt, und er machte
jetzt auf den Heimweg zu feiner geliebten Adel-
l, deren Briefe die zärtlichfte Liebe und das rein-
Herz athmeten. — In B(erlin) geräth er mit ei-
Magnetifeur in Bekanntfchaft, übernimmt, nach
er Anleitung, die Kur einer Somnambule, und
e prophezeyt ihm, dafs der Magnetismus auf fein
en bedeutenden Einflufs haben werde. — Als er
its den väterlichen Gütern zueilt, macht er in ei-
Gafthofe die Bekanntfchaft mit einer Familie,
infonderheit mit einem fchwärmerifchen nerven-
en Mädchen Rofalie, die ihre Mutter bisher mit
er Gewalt vom Klofter zurückgehalten. Da er-
int ihm in den Ruinen einer nahen Burg, in wel-
fie in der Nacht luftwandeln, die Geftalt feiner
Ahnenfrau, die ihm fogar winkt. Er erfchrickt, eilt
nach dem Gafthofe, läfst Pferde vorlegen, und macht
fich, zum grofsen Erftaunen der Gefellfchaft, davon. —
In der Heimath findet er aber nicht Alles nach Wunfch.
Zwar ift Adelheid noch fchön und milde; aber dem
feiner, höher gebildeten Jünglinge kann fie in ihrer
Einfachheit nicht mehr genügen, und auch fie fühlt,
ihrer treuen Zärtlichkeit ungeachtet, fich doch fremder in feiner Nähe. — Schlofs und Kirche find zwar
zu gebeffert und erhalten, aber nicht ganz nach Otto's
Sinne, und — der Stein der Ahnenmutter hat, ohne
fichtbare Urfach, einen Sprung bekommen, und, wie
fich's aus den Ausfagen der Arbeiter begab, gerade
in der Nacht, in welcher ihm die Geftalt in den Ruinen erfchienen war. — Doch wäre wohl alles noch
ausgeglichen worden, wenn nicht die obgedachte Familie aus dem Wirthshaufe mit der verführerifchen
Rofalie den Einfall bekommen hätte, in diefer Gegend die, befonders durch den Tod ihrer Mutter,
zerrüttete Gefundheit der letztern herzuftellen. Der
junge Graf bietet ihnen dazu fein Schlofs an, und —
hier entwickelt fich feine Neigung fo fchnell und allmächtig, dafs er, ohne der Geliebten fein Verhältnifs
mit Adelheid zu entdecken, fich um fie bewirbt. —
Natürlich führt er feine Gäfte auch zu den Denkfteinen der Urahnen, und, fiehe! Thränen *fchwimmen*
im Auge der Stammmutter, *die aber auch wieder*
Niemand fieht, als Otto; er führt fie in Silvefters verlaffene Wohnung, und, fiehe! aus den Schriftzügen
deffelben, welche fich dort vorfinden, erkennt Rofalie ihren ehemaligen Lehrer Theodos, der aber
zehn Jahre bereits in ihrer Vaterftadt begraben wurde.
(Dafs diefs ein verftelltes Begräbnifs war, erfahren
wir fpäter, aber nicht, was ihm die mächtigen Feinde
zugezogen hatte, denen er dadurch zu entgehen ftrebte.) — Die Entdeckung feines Verhältniffes zu Adelheid wird durch die Ankunft der Mutter derfelben
mit ihr früher verrathen, als Otto es wünfchte, und
jetzt erfolgt der öffentliche Bruch, und *Rofalie*, von
der ihr Schwager früher, uns dünkt ziemlich richtig, behauptet hatte, fie müffe heirathen, um zu gefunden, läfst es fich nach einigen gebräuchlichen Ziereryen gefallen, des Bundbrüchigen Hand anzunehmen. Da aber ihre Wiederherftellung fich immer
noch verzögert, fo geräth Otto auf den Einfall, bey
ihr den Magnetismus anzuwenden. Der Arzt ftimmt
damit ein, nur Rofalie weigert fich, *weil fie fühlt,
daß ihre Denkungsart fich nach der Kur ändern könne* —
und das gefchieht denn auch, als fie fich doch dazu
bereden läfst: fie fühlt nun wieder mehr den Klofterals den Heirathsberuf, und entfagt Otto's Hand,
nachdem diefer auch Adelheid auf immer verloren,
da diefe fich an einen Grafen vermält hat. — Sie geht
in ein Klofter, von wo fie ihr Schwager abholen foll;
diefer aber entdeckt dem verzweifelnden Otto, dafs
fie als Somnambule ihren Tod auf den dritten Tag beftimmt habe, welches denn auch eintrifft. — Otto
fucht feine verlorne Ruhe auf einer neuen, aber der
Melancholie ganz gewidmeten, Reife wieder zu finden. Diefe führt ihn in eine Gegend, wo er auf einem

nem Berge die Gestalt auf dem Grabsteine mit dem Kinde, das Haupt von Strahlen umflossen, erblickt. Bewusstlos sinkt er zu Boden, und als er wieder zu sich kommt, findet er sich in einem fremden Zimmer und neben seinem Bette sitzt — Silvester. (Wie der dahin gekommen ist, erfahren wir abermals nicht.) — Dieser erklärt ihm, dass er nicht seine Ahnenfrau, sondern die wirkliche Adelheid, auf deren Schlosse er sich befinde, und welche bereits Mutter sey, gesehn habe. Er führt sie ihm zu, Otto empfängt ihre Verzeihung und — stirbt. — Man sieht wohl, der Vf. hat es aufs Eiskalt*werden* angelegt; allein, man braucht es nicht erst zu werden, man ist es von Anfang bis zu Ende — und warum diess? Weil alles wahrhaft gespensterhaft ist ohne alle innere Nothwendigkeit. Alle diese Erscheinungen und Ahndungen verrathen zu sehr ihre Absicht, und haben auf den Gang der Handlung auch nicht den mindesten Einfluss: alles würde doch so und nicht anders erfolgt seyn, wenn sie auch alle weggeblieben wären. Wie ganz anders ist es doch mit *Fouqué's* Geisterwelt, z. B. in seinem *Zauberring*, d. h. im *ersten* Theile (dem der *zweyte* bey weitem nicht gleich kommt, und der *dritte* völlig unähnlich ist). Hier spielt die Geisterwelt so wesentlich ins Leben hinüber, dass beide gar nicht getrennt werden können, und so muss die Kunst einen solchen Gegenstand behandeln. — Und nun vollends der Magnetismus — was für eine Rolle lässt der Vf. den spielen! Er macht ihn zum Schicksale, dem mit unwiderstehlicher Gewalt auch das Edelste und Höchste im Menschen unterworfen ist. Welch eine erniedrigende Ansicht der Menschennatur! — Und wie weit trostloser ist der Glaube an dieses Schicksal, das so ganz nur in der thierischen Natur des Menschen selbst liegt, als der Glaube an das alte ewig verhüllte, dem auch die Götter unterworfen waren. Und eine solche Ansicht, einen solchen Glauben stellt man uns als einen Gegenstand der Unterhaltung auf! — Hätte der Vf. nicht der Mode fröhnen wollen, so hätte er uns ein recht unterhaltendes und zugleich belehrendes Werkchen liefern können, wenn er ganz einfach uns den aus der Erfahrung gegriffnen Satz anschaulich dargestellt hätte: dass zwey Wesen, welche in der Beschränktheit mit einander würden glücklich gewesen seyn, sich nicht mehr genügen können, wenn das eine aus der Beschränktheit heraustritt, in welcher das andere bleibt. — Diess ist, unsers Erachtens, der beste Gedanke in dem vorliegenden Werkchen, ob wir gleich in seiner Ausführung hier nicht einsehen, warum denn die Mutter Adelheids, welche, selbst weltgebildet, durchaus nur einen weltgebildeten Schwiegersohn haben will, nicht während seiner Bildungsreise auch ihrer Tochter eine feinere Bildung zu geben strebt. — Dass übrigens alles so lose gehalten und nichts gehörig motivirt ist, raubt diesem Producte in unsern Augen alle Ansprüche auf den Namen eines Kunstwerks. — Der Ruf, den der Vf. als Erzähler, sonst nicht unverdient, geniesst, so wie die Manie des Zeitalters, sich nur in mystischen Nebeln wohlzubefinden, schien uns bey einem Werke, das dieser Manie so ganz fröhnt, einige Strenge in der Prüfung nothwendig zu machen.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Universitäten.

Rostock.

Am 1. Jul. 1813 übergab Hr. Prof. *Pries* das Rectorat an den Hn. Prof. *Huschke.* Decane wurden: in der theolog. Facultät Hr. Prof. *Lange*, in der jurist. Hr. Prof. *Mühlenbruch*, in der medic. Hr. Prof. *Masius*, in der philosoph. Hr. Prof. *Hecker.* — Die Rectorats-Programme des Hn. Prof. *Pries* handeln „von der Meditation: Ergänzungen zu *Garve's* und *Lichtenberg's* Ideen über denselben Gegenstand. Ausserdem ist im Laufe des vor. Jahrs vom Hn. Prof. *Pries* eine Uebersetzung von *Milton's* verlornem Paradies (bey Stiller, 1 Alph. 4 Bog. gr. 8.) erschienen.

Das Weihnachts-Rectorats-Programm des Hr Prof. *Huschke* enthält Erläuterungen über *Tibull's erste Elegie.* (3½ B. 4.)

Vom Hn. Leibmed. *Vogel* erschien das *zehnte* Heft der neuen Annalen des Seebades zu Doberan (bey Stiller, 9 B. 8.) — Vom Hn. Prof. *Josephi* eine Anweisung zur Erhaltung der Gesundheit der Soldaten im Felde. (6½ B. 8.) — Vom Hn. Prof. *Masius* der *erste* Jahrgang des medic. Kalenders für Aerzte und Nichtärzte, mit dem Porträt des Hn. Leibmed. *Vogel* und der Silhouette des verst. Dr. *Engel.* (12 B. 8.)

Der 14te Novbr. v. J. war für die Universität ein feyerlicher Tag, indem, bey der Anwesenheit des Hofes und der Regierung, das 50jährige Amts-Jubiläum des um die Universität, und besonders um die Bibliothek, das Museum und die Münzsammlung so hochverdienten Kanzleyraths, Ritters *O. G. Tychsen*, auf eine ausgezeichnete Weise gefeyert wurde. Nachdem demselben am Morgen dieses Tages von seinen sämmtlichen Collegen und andern angesehenen Männern Glückwünsche überbracht worden waren, selbst der Durchl. Erbprinz geruhet hatte, in Begleitung des Prinzen Paul und dessen Gouverneurs, dem Jubelgreise Seine Theilnahme zu bezeugen, derselbe auch von dem hiesigen Magistrate, als Compatron der Universität, begrüsst worden war: so wurde ihm Mittags bey Hofe vor der Tafel, zu welcher auch der Rector und die Decane der

der Facultäten eingeladen waren, von Sr. Excellenz, dem Hn. Geheimenraths-Präsidenten *v. Brandenstein*, das Patent als *Vicekanzler* und ein sehr gnädiges Schreiben des Durchl. regier. Herzogs, nebst einer zur Feyer dieses Tages auf Herzogl. Kosten geprägten Medaille in Golde, überreicht. Auf dem *Avers* dieser Medaille befindet sich ein Palmbaum in freyem Felde, und an dessen Fuſse die Bezeichnung der ebräischen Bibel, des rabbinischen Talmuds und des arabischen Korans. Die Ueberschrift heiſst: *Fructus tulit uberrimos;* die Unterschrift: *Die XIV. Novembr. MDCCCXIII. Revers:* Umschrift: *Friedericus Franciscus Dux Megapolitanus;* Inschrift: *Olao Gerhardo Tychsen de universitatibus litterariis Bützoviensi et Rostochiensi per dimidium saeculum optime merito.* — Bey der Tafel genoſs der Jubelgreis die Gnade, neben der erhabenen Beschützerin der Wissenschaften und Künste, der allverehrten Durchl. Erbprinzessin, zu sitzen, und gegen Ende der Tafel geruhete der Durchl. Erbprinz, die Gesundheit des verdienten Mannes öffentlich auszubringen.

Namens der Universität schrieb an diesem Tage Hr. Prof. *Huschke: Commentatio de inscriptione vasculi Locris in Italia reperti, ad — O. G. Tychsenium, LL. OO. P. P. O. munere academico per quinquaginta annos summa cum laude functum* (Rost. lit. Adlerian. 1813. 5 Bog. Fol. mit 1 Kupfert.) — Hr. Prof. *Hartmann* hatte besonders drucken lassen: *Epistola, qua Olai Gerardi Tychsenii, Prof. Rostochiensium Senioris; sollemnia semisaecularia piis votis prosequitur; insunt supplementa ad Gesenii Lexicon Hebraic. e Mischna petita.* (Rost. 1813. 2 Bog. 4.)

Ausserdem wurden dem Hn. Vicekanzler von der theologischen und Juristen-Facultät das Doctor-Diplom, von der medicin. und philosophischen Facultät Glückwunschschreiben übersandt. Der Abend dieses festlichen Tages beschloſs mit einer Fackelmusik, welche die Studierenden dem Greise brachten.

Die Doctorwürde in der theologischen Facultät erhielt der Hr. Prof. *Hartmann* hieselbst, dessen Inauguraldissertation den Titel hat: *Supplementa ad Buxtorfii Lex. Chald. Talmud. et Rabbin. dictionis veteris et novi Testam. ratione habita.* (5½ Bog. 4.)

In der medic. Facultät erhielten die Doctorwürde Hr. *D. Moberger*, Regimentschirurgus beym Königl. Schwed. Westmorelandischen Regimente, und Hr. *L. Dornblüth* aus Ludewigsluſt. Beide werden ihre Dissertationen nachliefern.

Als juristische Probeschriften erschienen: *E. H. Beucard* über das Verhältniſs des Pächters zu den Gläubigern des insolventen Verpächters (4½ Bog. 4.), und *E. H. L. Giese* Versuch über Proceſs-Cautionen nach vaterländischem Rechte (4¾ B. 4.).

Seit dem vor. Jahre ist nun auch die Thierarzneyschule zu Carlshoff nahe bey Rostock, unter der Direction des Hn. Prof. *Steinhoff*, eines Schülers des verewigten *Pessina*, eröffnet. Ausser den trefflichen Präparaten, die von Ludewigsluſt hieher gekommen sind, hat Hr. Prof. *Steinhoff* bereits mehrere gearbeitet.

Warschau.

In der akademisch-medicinischen Schule hieselbst wurden seit Stiftung dieser Anstalt (im J. 1810) die ersten Doctorpromotionen vorgenommen im Januar 1814, und es sind zu Doctoren der Medic. und Chir. creirt die Herren: *Moritz Woyde*, *Michel Kramski*, *Franz Zawadzki*, *Johann Zayde*, *Vincent Muszyński*, *Stanislas Skozyłewski*, *Vinc. Jabłoński;* ausserdem aber einige Chirurgen erster und zweyter Klasse und einige Apotheker. Bey der Prüfung der Candidaten wurde mit weit gröſserer Strenge, als bey den sogenannten Doctordisputationen in verschiedenen Universitäten, verfahren.

II. Beförderungen u. Ehrenbezeugungen.

An die Stelle des im vorigen Jahr gestorbenen Pastors zu St. Pauli in Bremen, *Heinrich Meyer*, ward von dieser Gemeinde, welche das ihr in frühern Zeiten von dem Senat wegen entstandener Streitigkeiten genommene Wahlrecht von der provisorischen Regierungscommission daselbst wieder erhielt, Hr. Pastor *Iken* zu Hamburg, ein Enkel des bekannten Bremischen Gelehrten, Doctors *Conrad Iken*, gewählt; weil aber Hamburg zur Zeit noch immer in den bekannten traurigen Umständen sich befindet, so wird ihm erst nach der Befreyung dieser unglücklichen Stadt die Vocation zugesandt werden können, die er ohne Zweifel annehmen wird, da Bremen seine Vaterstadt ist. Hr. Past. *Iken* veranstaltete im J. 1803 mit seinem Collegen, Hn. Past. *Scheiffler*, die Herausgabe eines *Gesangbuchs für die reformirte Gemeinde zu Hamburg.*

Bey der Anwesenheit der hohen Herzoglichen Regierung in Rostock ertheilte die Juristen-Facultät (unterm 9ten Decbr. v. J.) den beiden verdienten, auch als vorzügliche Gelehrte nicht bloſs in Mecklenburg geschätzten Staatsmännern, Hn. Geheimen Regierungsrath *Krüger* und Hn. Regierungsrath *Rudloff*, aus freyem Antriebe die juristische Doctorwürde. Der Decan der Facultät, Hr. Prof. *Mühlenbruch*, schrieb zu dieser Promotion: *de jure ejus cui actionibus cessit creditor.* (70 S. 4.)

Der Prof. der Mathematik an der K. Pesther Universität, *Karl Hadali von Hada*, hat den Charakter eines K. Rathes erhalten; der Prof. des Kirchenrechts ebendaselbst, *Mich. Korbélyi*, den Charakter eines Abten v. Szer-Monostor; der Prof. der Chirurgie ebendaselbst *Franz Ekstein*, den Ungrischen Adel.

Unterm 10ten Julius vor. Jahrs hat die Juristen-Facultät zu Halle dem Hn. Notarius *Joh. Heinrich August Frühling* zu Braunschweig die Doctorwürde in beiden Rechten ertheilt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1814.

ERDBESCHREIBUNG.

1) Linz, in d. akad. Buchh. (b. Eurich): *Linz und seine Umgebungen* mit einem *Ueberblicke der merkwürdigsten Städte und Gegenden von Oberösterreich*, von *Gottlob Heinrich Heinse*. 1812. 205 S. kl. 8.

2) Wien, (b. Gerold): *Die Umgebungen von Grätz in Steyermark*. Ein Taschenbuch auf Reisen nach denselben. Nebst einer kurzen *Skizze von Grätz*. 1812. 63 S. 8.

3) Prag, b. Enders: *Prag und seine Umgebungen*, dargestellt von *S. W. Schießler*. Ein Taschenbuch für Fremde und Einheimische. *Zwey* Bändchen. 1812—1813. 165 u. 190 S. kl. 8. Mit mehrern Kupfern und dem richtigen Grundrisse der Stadt.

4) Wien u. Sct. Pölten, b. Al. Doll: *Versuch einer physisch-medicin. Topographie von der landesfürstlichen Kreisstadt Sct. Pölten in Nieder-Oesterreich*, von *Franz Strohmayr*, Stadtphysicus. 1813. VIII und 298 S. gr. 8. Mit 10 Tabellen. (3 Fl. 15 Kr. W. W.)

Mit Vergnügen bemerkt man in Oesterreich die Fortschritte des dort erwachten Eifers für inländische Länder- und Städte-Beschreibungen.

In Nr. 1. hat Hr. *Heinse*, dem Vernehmen nach vormals Buchhändler in Zeitz, der sich als Reisender einige Zeitlang in Linz aufhielt, den österreichischen Topographen ein bis auf wenige Flecken empfehlenswerthes Muster einer kurzen und zweckmäsigen Topographie aufgestellt. Sein Stil ist dabey leicht, angenehm, lebhaft, ohne mit Pathos und unnützem Colorit ausgeschmückt zu seyn; der Sinn fürs Reelle, dessen Mangel andre durch Pathos verbergen müssen, leuchtet bey ihm vortheilhaft hervor. Die Skizze von Linz 1787 ist gut benutzt und erweitert. Das Buch ist nach folgenden logisch richtigen Rubriken geordnet: I. Geographische und physische Lage von Linz. II. Einige geschichtliche Notizen. III. Das Oertliche der Stadt, Zahl der Häuser, Bevölkerung. IV. Kirchen und merkwürdige öffentliche Gebäude, Landhaus, Stadtbrauhaus. V. Landesstellen. VI. Anstalten zur öffentlichen Sicherheit und Bequemlichkeit, Strassenpflaster, Beleuchtung, Wirthshäuser, Kaffeehäuser, Badhäuser. VII. Bisthum, Religionszustand, Klöster. VIII. Lehr- und Erziehungs-Anstalten: Lyceum, Gelehrte, Seminarium: das nordische Stift, Gymnasium und andre Schulen, Bibliothek, Museum. IX. Wohlthätigkeits-Anstalten, Prenner Stift, Gebährhaus, Irrenhaus, Rumfordische Suppen-Anstalt, Bürgerspital, Krankenhäuser, Armen-Institut, Wittwenfond. X. Militär-Anstalten, Bürger-Militär, Regiments-Erziehungshäuser. XI. Handel, Fabriken und Gewerbe, k. k. Fabrik, andere Fabriken in der Stadt und auf dem Lande, Buchhandel, Schifffahrt, Märkte, Landwirthschaft. XII. Postwesen, Reisegelegenheiten, Wege, Donaufahrt. XIII. Gesellschaftliche Unterhaltungen und öffentliche Vergnügungen, Theater, Fasching, Redouten, Bälle, Gärten. XIV. Spaziergänge und nächste Umgebungen, Urfahr, u. a. XV. Weitere Umgebungen, St. Florian, Ens und Steyer, Kremsmünster, Wels, das Salzkammergut. Ein Auszug aus einem so kurzen, bündigen und reichhaltigen Werke wäre überflüssig. Wir geben vielmehr eine Probe des Stils, die unter andern einen Beleg enthält, wie wenig der Vf. in den Fehler der Norddeutschländer, in Süddeutschland mit Behaglichkeit zu verweilen, aber es hintendrein zu tadeln, verfallen will. S. 89. „Sehr natürlich wird in Ländern, wo die Lebensmittel wohlfeiler sind und grössere Fruchtbarkeit allgemeinen Wohlstand verbreitet, mehr und besser gegessen, als in weniger begünstigten, und man macht diese Erfahrung allgemein in Oesterreich, wie in der Schweiz, in Schwaben, und in den Rheingegenden. Warum sollte man aber hieran ein Aergerniss nehmen? Gewährt nicht eine Gesellschaft fröhlicher mit gutem Appetite gesegneter Esser einen weit erfreulichern Anblick, als eine Gruppe von Spielern, welchen Leidenschaften und die Missgunst Fortunens das Gesicht verzerren. Uebrigens thut diese bessere Pflege des Leibes dem Geiste keinen Eintrag, wie der gesellschaftliche Ton in den vorhin genannten Ländern beweist: denn er ist weder mehr noch weniger geistvoll, als an der Elbe oder Spree. Ueberall gehört es zu den glücklichen Zufällen, in grossen gemischten Gesellschaften geistvolle Unterhaltung zu finden." Nun mögen einige Bemerkungen folgen. S. 39. hätte der Tadel Nicolais, der mit Recht auf das nordische Stift in Linz aufmerksam wurde, wegbleiben können. Es konnte nur dem Jesuitismus unter Leopold I. einfallen, für die Erziehung kathol. Jünglinge aus dem Norden in Oesterreich eine Stiftung zu bewirken, und zu seiner Zeit steckte sicher jesuitischer Propaganden-Geist dahinter. Diese Stiftung ist noch nicht aufgehoben, sondern nach Kremsmünster verlegt, wo sich wirklich noch schwedische, dänische u. s. w. Convictoren befinden. Nach der Absicht gewisser Individuen sollen ja die Benedictiner und Piaristen die Jesuiten ersetzen. Alle Stiftungen für Convertiten und Belohnungen des Con-

Convertirens find wirklich in Gang gesetzt, und die Zahl der Convertiten nimmt unter armen Handwerkern und Fabrikarbeitern, vorzüglich aus Anlass katholischer Ehen durch die Ueberredung der Pfarrer täglich zu. Hingegen machen die Kreisämter öffentlich bekannt, der Uebertritt der katholischen zu einer akatholischen Confession gereiche gemäss höchsten-Verordnungen der Staatsverwaltung zum Missfallen. S. 9. Als Linz durch Fadinger belagert ward, kam Keppler, der sich zu dieser Zeit in den Diensten der obderensischen Landstände befand, um einen Theil seines mathematischen Werkes, an dem eben gedruckt wurde. S. 19. Der Maler Altomonte, von dem auch *Sartori* in seiner österreichischen Schweiz mehrere Gemälde beschreibt, war eigentlich ein Deutscher, Hochberg genannt. S. 32. geht auch der Vf. in die Idee ein, der Staat erspare viel durch die Uebertragung aller Gymnasien, philosophischen Studien u. s. w. an die Klostergeistlichkeit. Mittelst dieser Ersparungsansicht im Gegensatz zu den geschwächten Kräften des Studienfonds hat man die Oesterr. Staatsverwaltung in das Mönchs-Erziehungssystem verwickelt. Die ganze Sache ist aber nur ein Blendwerk. Es gab ganz andere Mittel, den geschwächten Studienfond zu erleichtern, und doch den Nachtheilen der Mönchs-Erziehung zu entgehen. So z. B. wäre bloss nach Analogie der Protestanten festzusetzen gewesen, die Errichtung eines Gymnasiums, die Besoldung und die Berufung vermischter weltlicher und geistlicher tauglicher Lehrer sey die Sorge einer Stadtgemeinde mit Beyhülfe des dazu gehörigen Gebiets: auch die Direction solcher Gymnasien brauche keine besoldete Präfecten, sondern ein Ephorat geistlicher und weltlicher Notabeln, der Staat und der Studienfond dürfe hiebey bloss durch Ueberlassung von Gebäuden, Bibliotheken, Museen zu Hülfe kommen, behalte aber seine Oberaufsicht. S. 30. Der jetzige Bischof von Linz, Hr. v. Hohenwart, ist ein bekannter Botaniker, und lässt auch Ackerbaumaschienen auf seinen Gütern zu Gleinle anwenden. Das Studium der Theologie ist auch zu Linz vorzüglich durch Seminarien, Alumnate und Stipendien begünstigt: Um die abschreckenden Eindrücke des Cölibats auf die Jugend zu überwiegen. Dennoch giebt es viele, die nach vollendetem philosophischen und theologischen Studien-Curs erklären, sie fühlen keinen Beruf zum geistlichen Stande, und die dann in das juridische oder medicinische Studium, oder in sonstige weltliche Geschäfte übertreten. Von lebenden Gelehrten zu Linz nennt der Vf. Freindaller, jetzt Pfarrer zu Vöklabruk, Hohenwart, Duftschmidt, Höfel, (Wenzel und Rechberger waren schon todt). Wenn die Lycealbibliothek nur 300 Fl. Fond zu ihrer jährlichen Rekrutirung hat, so kann damit freylich nicht viel geleistet werden. S. 46. Auch in Linz gedieh die Rumfordische Suppen-Anstalt nicht. Der Vf. meynt, die Vornehmen sollten ein gutes Beyspiel geben, und sich der Brühe aus Knochen bedienen, um dem Fleischmangel und der Fleischtheurung zu steuern. Wer kennt aber nicht die Schwierigkeiten und grossen Kosten der Zubereitung einer schmackhaften Knochenbrühe? wer weiss nicht, dass daher auch die sogenannte tragbare Suppe noch immer wenig auch bey Reisenden im Gebrauche ist? Von allen Surrogaten mag des Lerms viel in Büchern geschlagen werden, in der Wirklichkeit lässt sich jeder das, welches durch ein Surrogat ersetzt werden soll, schmecken. S. 51. Ein jedes Militär-Erziehungshaus soll mit 2000 Fl. 48 Zöglinge, öfters darüber unterhalten. Das Publicum muss hiebey gutmüthig aushelfen. Wie das Innere solcher Militäranstalten, z. B. der Spitäler manchmal verwaltet werde, davon hat man keinen Begriff: nicht einmal Räucherungen sind in denselben eingeführt, das Nervenfieber muss wüthend um sich greifen. Das Verschleudern der Unterbeamten ist öfters unverschämt, die Kost besonders schlecht und die Küche übel bestellt. Der geschenkte gute Wein kommt meist nur den Beamten, selten den Kranken und Reconvalescenten zu Gute. Voraus angekündigte Visitationen helfen nicht, überall ist zu viel Nachsicht, es wird zu wenig Ernst in Strafen gezeigt. S. 55. Rühmlich ist, dass die Linzer Fabrik, die der Hof seit 1754 übernommen hat, durchaus kein Monopol ausübt, und das Wachsthum andrer Fabriken nicht hindert. S. 58. Der steyrische Stahl kann noch jetzt nicht die Härte erlangen, die man auch nur in Westphalen, zu *Remscheu*, *Solingen* u. s. w. zu geben weiss. Gute Tuchscheeren, Feilen u. dgl. müssen daher noch aus dem Auslande gebracht werden. S. 69. geht der Vf. in einige, jedoch nicht in alle Verhältnisse der Ober-Ensischen Bauern ein, einige heissen Meyer und Zehentner, indem schon vor langer Zeit manche Pfarrer den Zehenten für eine bestimmte Summe einem ihrer Bauern überliessen, der ihn nun statt ihrer erhebt, zum Theil auch mit Geld ablösen lässt. S. 91. Die Mischung der Stände in Gesellschaften ist doch, wie die Madame *Stael* bemerkt, im Norden Deutschlands auch auf Privatgesellschaften ausgedehnt, in Süddeutschland nur auf öffentliche. S. 103. wünscht der Vf. eine engere Eindämmung des Traunflusses, wodurch für Schifffahrt und für Urbarmachung des angrenzenden Landes viel gewonnen würde. Wer kann auch nur den negativen Schaden der Kriege für Europa berechnen? S. 121. Der Chorherr Kurz zu S. Florian hat Numismatik zu Wien beym Abbé Neumann studiert; der Einfluss dieses würdigen Lehrers scheint Kurzens rühmlichen Eifer für Geschichte geweckt zu haben. S. 128. Steyer soll das alte Gesodunum, Gaffenthal seyn. Die Waffenfabriken sind hier merkwürdig, ehedem versorgte es die Italiäner mit Stileten. S. 161. nennt der Vf. einige Gelehrte lebende Benedictiner des Stiftes Kremsmünster, Thadäus Derflinger (Astronom), Marcus Eytelberger (Pädagog) u. s. w., aber nicht Hn. Gabriel Strasser, welcher das Buch, Kremsmünster aus seinen Jahrbüchern herausgegeben haben soll. Bey S. Florian Kremsmünster, dem Salzkammergute, benutzt Hr. *Heinse* Sartoris und Schultes Schriften, und berichtigt auch wohl einiges. S. 198. Der Traunstein hat nach einer barometrischen Messung

sung eine Höhe von 581 Toisen über den Gmundner See, der 261 Klafter über dem Meere liegt. Der Bergmeister Hr. Moshammer zu Hallstadt mass ihn viermal aus verschiedenen Gesichtspunkten trigonometrisch, und fand ihn nach übereinstimmender Rechnung gleichmäsig 600 Klafter hoch. Die Bevölkerung des Salzkammergutes im J. 1801 bey *Sartori* wird auf 14004, im J. 1812 bey *Heinse* auf 14277 angegeben. Nach *Sartori* sind hievon lutherisch gegen 4000 Seelen, nämlich 1972 in Grissen, 1096 in Gosau, 736 in Hallstadt, 92 in Ischl. S. 203. Fast alle Gesichter sind auffallend bleich, wovon man mir als Ursache angab, dass die Leute sich mit einer zu schlechten Kost begnügen müssten, und die Weiber ihre Kinder zwey bis drey Jahre säugten, weil sie ihnen die nöthigen Lebensbedürfnisse nicht zu kaufen vermöchten. — Zu Hallstadt ist das Clima am rauhsten im ganzen Salzkammergute. Wenn es im Sommer etliche Tage regnet, fällt auf den Bergen Schnee, und in der Stadt sieht man sich genöthigt zu heitzen. Das Buch ist auch durch correcten Druck und gutes Papier musterhaft.

In Nr. 2) ist der gute Wille zu loben, aber der Vf. ist noch zu einem Schriftsteller zu unreif. Der Vf. meynt sein Hauptverdienst wäre, dass er noch keinen Vorgeher (*sic*) in dieser Bearbeitung habe: doch habe er die Skizze von Grätz, *Kindermans* Reise nach Eisenerz, und Cäsars Schriften benutzt. Ein Lieblingsgegenstand, von dem er spricht, sind die Frauenzimmer. Nach ihm sind die Grätzerinnen schön, liebenswürdig, gern geachtet, und huldigen auch gern der Liebe (vergl. damit die stählerne Jungfräulichkeit der Steyerinnen in *von Hammers* Ode in *Sartori's* maler. Taschenbuch 1813): er habe allerliebste Mädchen, besonders in bürgerlichen Familien gefunden. Der ungenannte Vf. verspricht eine vollständige Schilderung der Stadt selbst, die indessen nicht erschienen ist. Folgende sind die Kapitel: I. *Eggenberg*, jetzt im Besitz der Grafen Herbarstein. Verwirrt ist alles, was der Vf. von den Eggenbergern erzählt, wovon der eine Ferd. II. vertrauter Minister, und einer seiner drey Berge die Familie emporbrachte, welche ums J. 1717 erlosch. Wie der Vf. zu erzählen weiss, davon ein Beyspiel aus S. 19.: „Rupprecht von Eggenberg gab in dem Schlosse den Ständen, die zur Huldigung Kaiser Ferdinands nach Grätz kamen, ein glänzendes Gastmahl. Es wurde dabey die Annahme für (*sic*) freye Religionsübung des damals ausgebreiteten Protestantismus beschlossen." II. *Gössing*, 1 Stunde weit von Grätz. Ein Fräulein, Tochter des Besitzers, stürzte von einem Felsen in die Murr, um der Nachstellung eines Türken zu entgehen: dieser Jungfernsprung gab dem Felsen den Namen. Unser Vf. witzelt darüber in seiner faden Art: „Diese kühne That von einem Weibe würde bey der Erinnerung an den Vorfall eine besondere Achtung gegen das ganze Geschlecht erregen, wenn wir in andern Zeiten lebten. III. *Das Stift Rein*. Cistercienser Ordens, dessen erster Abt Gerlach von Dunkenstein aus Ebrach ums J. 1127 gewesen seyn soll. Die seltenen Werke der Klosterbibliothek sind keine Frauenzimmer, und werden daher vom Vf. nicht beschrieben. IV. Der *Calvarieberg*. V. *Straßengl*, eine Probstey. VI. Der *Wurmbrandsche*, jetzt Meerschaumsche Garten. VII. Der *Rosenhayn in Geydorf*, einer Besitzung des Grafen Attems, nicht für jedermann offen. VIII. *Maria Trost*. S. 37 steht Gemüsen, statt Genüssen. Der Druckfehler giebt es hier viele, der Verleger wählte für diese Broschüre beynahe Löschpapier, vermuthlich in der Ueberzeugung dass sie kein besseres verdiene. IX. *Maria Straßgang*. X. *Premstädten*. XI. *Dobbelbad*. XII—XV. *Milchmariandel*, mit dem guten Kaffee, *St. Leonhard*. Hokerlberg. *Schönau*, wo die Wirthstöchter gelobt werden. XVI—XVIII. *Ulrichsbrunn* — *Stoffbauer* — *Maria Grun*. XIX. Der *Schökl*, 4 Stunden von Grätz der Grätzer Barometer. Der Vf. bestieg ihn, um da zu übernachten, und das einzige Schöne, das Aufgehen der Sonne zu sehen. Er bricht darüber in folgende Worte aus: Nur fühlen allein läst sich die Pracht unsers Gottes: von ihm würde freylich jede malerische Beschreibung lahm seyn. XX. Der *Schloßberg Gradez*. Dieses Stück ist noch das beste im Buche, wie weit die Aussicht gehe wird beschrieben. Der Erzherzog Karl liess ums J. 1577 diese Citadelle besser befestigen. Aber auch diesen Abschnitt schliesst der Vf. fad und platt. S. 62. und 63. sagt er: „Sie, die Citadelle, ist zur Aufbewahrung der Sträflinge und Verbrecher bestimmt, ihr Unterstes verschliesst Manchen. Sie hat ein Stock- und Zuchthaus. Welche Bestimmung sie nun vertheilt, ist zu erwarten, zu errathen für Profane — unmöglich (*sic*). — Man sieht im Thurme Ueberreste einer Thierorgel, die den Türken, die es belagerten, glauben machte, dass sich eine ganze Heerde Vieh oben befinde. Endlich ist der Kopf eines Elephanten zu sehn, der an dem Bau der Festung durch Zufuhr der Materialien Theil genommen hat. Er verlor durch Zufall sein Leben. Karl, der Erzherzog, befahl seinen Kopf aufzubewahren. Rec. verweilte etwas bey diesem schlechten Producte, um einen Begriff zu geben, wie es noch hie und da mit der Literatur und Schriftstellerey in Oesterreich aussieht.

(Der Beschluss folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

Mitau, b. Steffenhagen: *Erholungs-Stunden.* Ein Taschenbuch für Deutsche des Nordens, auf das Jahr 1811. Von *J. A. Brennecke.*

Auch unter dem Titel:

Gedichte, von *B.* — *Erstes* Bändchen. 205 S. *Zweytes* Bändchen. 184 S. 1812. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Leser von Geschmack werden sich schwerlich an diesen *gereimten Versen* erholen: denn für etwas *mehr* kann sie Rec. nicht ausgeben. Nun möchte es noch hingehen, wenn — abgesehn von aller Poesie — sie wenigstens treffende oder wenigstens mehr als ge-

gewöhnliche *Gedanken* enthielten. Aber auch diess ist nicht der Fall, und nur selten schwimmt auf dem Wasser ein Tröpflein lebendiger Geist. Zur Motivirung dieses Urtheils nur folgendes Gedicht (S. 58.):

4 Die Wasserwanze.

Warum die Wasserwanze denn
 Wohl auf dem Rücken schwimmt?
Sich nicht, sie hat vier Flügelchen,
 Die Müh' zu fliegen nimmt?

Sieh, wie sie mit Geschwindigkeit
 Jetzt eine Mück' erlauscht;
Und sich, so jämmerlich sie schreit,
 An ihrem Blut berauscht!

Dergleichen kleinen Thierchen stellt
 Sie nach, und *darum* schwimmt
Sie so; wer sie für leblos hält,
 Ist ihr zum Raub bestimmt.

So ihren Raub zu fangen ward
 Ihr diese List bescheert.
Wie Gott auf ganz besondre Art
 Doch manches Wesen nährt!

Ja wohl!

Und wie auf ganz besondre Art
 Doch mancher Besen kehrt!

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Universitäten.

Heidelberg.

Am 26. Februar ertheilte die hiesige medicinische Facultät Hn. *Karl Hoffmann*, aus Michelbach im Odenwalde, wegen der vorzüglichen Dienste, die er in dem hiesigen Policlinischen Institute und bey der herrschenden Seuche in mehrern Städten des Neckarkreises den Kranken leistete, die medicinische Doctorwürde.

Schon seit dem Herbste vorigen Jahres ist Hr. Dr. *Lewald* bey der hiesigen theologischen Facultät als Privat-Docent mit 400 Gulden jährlicher Besoldung angestellt.

Ferner wurde vor kurzem Hr. *Fried. Jac. Christian Sebastian*, aus Heidelberg, Doctor der Heilkunde, zum ausserordentlichen Professor der allgemeinen Pathologie und zum Secundarius der Therapie mit einer jährlichen Besoldung von 400 Gulden ernannt.

Auf gleiche Weise wurde Hr. Dr. *Georg Friederich Walch*, aus Göttingen, bisher juristischer Privat-Docent bey der hiesigen Universität, zum ausserordentlichen Professor der Rechte mit einer jährlichen Besoldung von 300 Gulden ernannt.

Eben so wurde Hr. Dr. *Johann Georg Wagemann*, aus Göttingen, bisher Privat-Docent bey der hiesigen philosophischen Facultät, als ausserordentlicher Professor der Geschichte und deren Hülfswissenschaften mit einer jährlichen Besoldung von 300 Gulden angestellt.

Der ausserordentliche Professor der Mathematik, Hr. Dr. *Schweins*, bekannt durch mehrere vorzügliche Schriften mathematischen Inhalts, erhielt eine jährliche Besoldung von 400 Gulden.

Der Professor an dem Gymnasium, und Universitäts-Bibliothekar, Hr. Dr. *Kayser*, erhielt in der letztern Eigenschaft eine jährliche Besoldungszulage von 100 Gulden.

Eine Besoldungszulage von 200 Gulden jährlich erhielt der Professor der Arzneywissenschaft, Hr. Dr. *Nägele*, und eine gleich starke jährliche Besoldungszulage der Universitäts-Amtmann, Hr. *Jolly*.

Schon im Laufe des vorigen Sommers sind von hier abgegangen: Hr. Dr. *Neander*, ausserordentlicher Professor der Theologie, als Prof. der Theologie nach Berlin, und der Privat-Docent der Rechte, Hr. Dr. *Musset*, als Professor an der Rechtsschule zu Wetzlar. — Mit dem Anfange des Sommerhalbenjahres wird der Justizrath und Professor der Rechte, Hr. Dr. *Heise*, wieder als Professor der Rechte nach Göttingen zurückkehren.

Lucern.

Am 14. März wurde Hr. *Tardi* von Hn. Staatsrath *Widmer* im Namen der Regierung mit einer Rede über die Zwecke des hiesigen Seminariums als Regens desselben eingesetzt, nachdem am 13ten dieses Monats der bisherige Regens des Seminariums, Hr. *Dereser*, der durch die Schicksale seines Lebens nicht weniger bekannt ist, als durch seine Schriften, Lucern verlassen hatte. Die Veranlassung zu seiner Entfernung gaben exegetische Streitigkeiten, wobey man den Hn. Dr. *Dereser* der Heterodoxie beschuldigte. Diese Erscheinung ist um so auffallender, da Hr. *Dereser*, ehe er nach Lucern kam und Regens des dortigen Seminariums wurde, als katholischer Stadtpfarrer zu Karlsruhe, wohin er von der Universität Freyburg aus war berufen worden, in einer Rede auf den verstorbenen Grosherzog von Baden, Karl Friederich, sich so intolerante und unschickliche Ausdrücke erlaubt hatte, dass man nöthig fand, ihm seine Stelle zu nehmen, und ihn einsweilen anderswohin zu versetzen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1814.

ERDBESCHREIBUNG.

1) Linz, in d. akad. Buchh. (b. Eurich): *Linz und seine Umgebungen* — — von *Gottlob Heinrich Heinse* u. s. w.

2) Wien, b. Gerold: *Die Umgebungen von Grätz in Steyermark* u. s. w.

3) Prag, b. Enders: *Prag und seine Umgebungen*, dargestellt von *St. W. Schießler* u. s. w.

4) Wien u. Scf. Pölten, b. Al. Doll: *Versuch einer physisch-medicin. Topographie von der landesfürstl. Kreisstadt Sct. Pölten in Nieder-Oesterreich;* von *Franz Strohmayr* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

In No. 3. thut sich auch Hr. *Schießler*, sonst auch Herausgeber der Aurora, etwas darauf zu Gute, dass er der Erste gewesen sey, der diese Arbeit *ohne alle fremde Beyhülfe* unternahm, und so *ausführlich* zu Stande brachte. Er habe keinem Vorgänger ausser einigen historischen und topographischen Daten etwas zu verdanken. Es ist wahrlich nicht zu loben, dass Hr. *S.* seine Vorgänger, die er II. S. 154. selbst angibt, nicht sorgsamer benutzt hat. Hr. *S.*, der sein Buch dem Kurfürsten v. Hessen-Cassel in den Tagen seines Zuflucht-Aufenthaltes in Prag gewidmet hat, kommt Hrn. *Heinse* zwar nicht gleich, ist aber doch ungleich mehr lobenswerth, als der Vf. von No. 2., und sein Buch kann allerdings zwar nicht als vollkommen und vollständig, aber doch als jetzt schon brauchbar und einer nochmahligen sorgsamern Bearbeitung fähig und werth empfohlen werden. Das Buch ist nach folgenden Rubriken geordnet, wobey wir hie und da einige Bemerkungen einstreuen. *Erstes Bändchen.* I. *Allgemeine Notizen von Landstrassen, Fuhrwerk und Gasthöfen.* Die Belehrungen der Fremden über Zollordnung, Polizeymeldungen u. s. w. sind zweckmässig. II. *Geschichte der Stadt.* Hier wird in Rücksicht einzelner Punkte auf *Schaller's* Beschreibung von Prag 1794 verwiesen. Die ordentliche Befestigung ward 1658 angefangen, und erst 1727 beendigt. S. 20. wäre zwischen 1434 und 1611 gar viel von Prag zu erzählen. Z. B. von Ferdinand I. Anwesenheit im J. 1547. Seit 1757 war Prag wohl mehr als einmahl der Furcht einer Belagerung ausgesetzt. III. *Lage, Gröfse, Eintheilung.* Häuserzahl (3244), Thore, Plätze, Gassen. IV. Die (mit Heiligen-Statuen überladene, sonst prächtige Moldau-) *Brücke.* V. *Kirchen und Klöster.* S. 84. sind auch die Bethäuser der Protestanten berührt. Die ehemahlige St. Michaels-Kirche auf der Neustadt ist jetzt das Eigenthum der deutschen Gemeinde; die böhmische hält ihre gottesdienstlichen Versammlungen im Saale des Razenbekischen Hauses, auch in der Neustadt. Von Hrn. *Mich. Seihm*, der aber nicht genannt wird, heisst es S. 84.: „Der Prediger der deutschen Gemeinde ist ein Mann voll gründlicher Kenntnisse, hat einen bündigen Vortrag und viele Verdienste als Seelenhirt. Ein vollständigerer Topograph müsste noch hinzufügen, dass er Sup. der A. C. Verwandten in Böhmen sey, und als solcher zu Visitations-Reisen und Schreibkosten 300 fl. jährlich aus dem Aerario habe. VI. *Palläste.* VII. *Einwohner.* Zahl, Consumtion, Eintheilung, Beschaffenheit. S. 94. wird die Zahl der unter K. Wenzel ausgewanderten Studenten durch einen argen Druckfehler mit 36000 angegeben. S. 95. heisst der indolente Rudolph II. gütig, und sein Hofstaat — glänzend! Richtig ist nach S. 96., dass Ferdinand II. der Bevölkerung von Böhmen und Prag einen Herzstoss dadurch versetzt habe, dass er alle seine Unterthanen mit Gewalt dahin bringen wollte, seinen Glauben und seine Weise, Gott zu verehren, anzunehmen. Nach S. 97. besteht die jetzige Bevölkerung von Prag aus 83,673 Menschen. S. 107. redet der Vf. ein ernstliches und wahres Wort über die Juden, das aber, so lange Geld auf der Welt wirkt, mit mehr ähnlichen Aeusserungen ohne Folgen bleiben wird. S. 108.: „Sie wissen es gewiss am besten, ja sogar auch am ersten, was bey Hofe vorgeht, wenn es ihre Nation interessirt, ihnen Nutzen oder Schaden bringen kann." Es ist wirklich die einzige Erscheinung in ihrer Art, dass noch keine Regierung die Juden zu Beschäftigungen hat zwingen und angewöhnen können, die mit körperlicher Anstrengung verbunden sind. Ueber den Adel sagt der Vf. S. 110—114. manches wahre Wort. Weibliche Schönheit sey in Prag mehr als sonst wo anzutreffen. VIII. *Erziehung.* Für Töchterschulen sey am wenigsten gesorgt. IX. *Religion, Toleranz, Gewissensfreyheit.* Der Vf. findet die Katholischen in Prag toleranter, als manche aufgeklärt seyn wollende Nachbarn. X. *Luxus, Sittenverderbniß, Moden*, wie in andern grossen Städten in dem papiernen Jahrhunderte. XI. *Einzelne merkwürdige Gebäude*, als das königl. Schloss — die Metropolitankirche zu St. Veit — der Erzbischöfl. Pallast — das Theres. Damenstift auf dem Hradschin — das Land- oder Regierungshaus — das Alt- und Neustädter Rathhaus — das Universitätsgebäude — das Nationaltheater — das Zeughaus — das Hauptzollamts-Gebäude. Das *zweyte* Bändchen ist merklich flüchtiger bearbeitet, als das erstere. XII. *Vom Hofe.* Die we-

wenigen Worte hätten wohl ganz wegbleiben können, da seit Ferdinand II., wie der Vf. selbst sagt, hier kein Hofstaat vorhanden ist. XIII. *Oeffentliche Stellen und Aemter* — meistens nur nach ihren Namen kurz angegeben. XIV. *Anstalten für die Sicherheit und das öffentliche Wohl.* Stadthauptmannschaft, Polizey-Direction, Beleuchtung, Gassenpflaster. Der Vf. wird sich hier bey ruhiger Ueberlegung selbst überzeugen, dass er die Rubriken seiner Arbeit nicht logisch richtig geordnet, und auch manche Nachricht nicht mit Bestimmtheit abgefasst hat. Daher sagt er eine und dieselbe Sache zweymal, B. I. 47. und B. II. 23., aber auf verschiedene Art. In der erstern Stelle heisst es: Auch wird *jetzt* (1812) damit angefangen, in *jeder Gasse* einen Weg für Fussgänger mit breiten platten Steinen anzulegen, wovon die Pflasterung der Jesuiten- und Eisengasse ein Beweis ist. In der zweyten Stelle heisst es: *Vor einigen Jahren* wurde ein eigner Weg für die Fussgänger von breiten gehauenen Steinen in der Jesuiten- und Eisengasse angelegt, und es ist zu glauben, dass diese Pflasterung, wenigstens in den Hauptgassen, zu Stande kommen werde. XV. *Wohlthätigkeits- und Gesundheits-Anstalten.* In Prag wird hier sehr viel durch Privatvereine geleistet; das Waisenhaus zu S. Joh. dem Täufer, das Taubstummen- und Blinden Institut u. s. w. verdanken solchen Privatvereinen ihre Existenz. Von den meisten dieser Institute enthalten die vaterländ. Blätter nähere Nachrichten, die unser Vf. sorgsam zu benutzen vernachlässigte. XVI. *Erziehungs- und wissenschaftliche Bildungs-Anstalten.* Auch hier gibt der Vf. mehr Titel und Rubriken, als genauere Auskunft; ein Gerippe steht da, aber die Bekleidung mit Haut und Fleisch fehlt. Dass die Aufhebung des Jesuiten-Ordens die Veranlassung zu einer glücklichen Revolution in den Schulanstalten gegeben habe, bemerkt der Vf. S. 35. Die Universität Prag zählt 45 ordentl. und ausserordentl. Professoren. S. 42. Die Zeichen- und Maler-Akademie ist 1800 von einer Gesellschaft patriot. Kunstfreunde gestiftet. S. 44. stehen ein Paar Worte von der Pfuhlischen Schwimmschule. Bey der technischen Lehranstalt wird S. 46. Hr. *Gerstner* als Director nicht einmal erwähnt, und überhaupt nennt der Vf. nur selten Personen. Daher muss er S. 153. eigens die Namen der Vorsteher der vorzüglichsten gelehrten Anstalten unter dem sonderbaren Titel: *Adresse*, nachtragen. Obwohl sich nun im Personalstande jedes Instituts öfters Veränderungen ergeben, und der Reisende oder Wissbegierige sich aus dem Schematismus helfen kann, so könnte der Vf. doch auch hier von *Heinse* lernen (wenn er nicht anders noch ein besseres Muster: *Nicolai's* Topographie von Berlin und Potsdam, befolgen will), die vorzüglichsten Männer und deren Verdienste zu charakterisiren. S. 47. Das musikal. Conservatorium ist ebenfalls 1810 durch einen Verein kunstliebender Grossen Böhmens entstanden. Höchst mager ist die Nachricht von der *königl. Gesellschaft der Wissenschaften;* nicht einmal Jahr und Art der Entstehung ist angegeben. Die *Bibliotheken* läuft der Vf. nur flüchtig durch. Mehreremal, S. 49. 61. 71. kommt er an eine und dieselbe Frage, warum es mit der *Schriftstellerey* in Prag nicht recht fort wolle? Er hätte kurz sagen können, „aus denselben Gründen, wie in ganz Oesterreich; nur hindert mich Censur und Mönchsthum, sie ausführlich zu erörtern." S. 62. hat der Vf. dennoch die vorzüglichsten Gelehrten Prags genannt. S. 61. folgen die Künstler, S. 70. die 12 Buchhandlungen Prags. (Der Zahl nach warlich genug) Sie beschäftigen nur 9 Buchdruckereyen, wovon keine an elegantere Typen denkt. Die *Prager Journale* hält der Vf. nur für ephemer, und nennt sie nicht: seine Schuldigkeit war denn doch, den Stand des J. 1813 nachzuweisen. *Oeffentliche und Privatsammlungen von Münzen, Gemälden* u. s. w. werden nur obenhin registrirt; nichts, was jede auszeichnet, angegeben. XVII. *Handel, Manufacturen, Gewerbe.* XVIII. *Anstalten zur Veredlung und Verschönerung des Lebensgenusses und der Geselligkeit.* Beym k. Ständ. Nationaltheater nennt der Vf. den Director *Liebich*, aber nicht die ausgezeichneten Acteurs der Zeit. In Prag ward das erste Caffeehaus 1714 von einem Araber errichtet. Von den 32 Gasthöfen nennt der Vf. die vorzüglichsten. XIX. *Oeffentliche Spaziergänge und Gärten. Geselliges Leben.* In Prag gehe es steifer zu, als in Wien. Wahrlich die Klage, dass wegen Aengstlichkeit der Polizey kein Casino, kein Museum, keine Harmonie, oder wie sonst die schönen geselligen Abendzusammenkünfte der Honoratioren in Nord- und Süddeutschland heissen, denen sich auch der humanere Adel beygesellt, im Oesterreichischen zu Stande kommen können, ist allgemein und sehr gegründet, und deutet auf wesentliche Gebrechen in der Staatsverwaltung, die sich vor Schatten fürchtet. XX. *Anstalten zur Bequemlichkeit.* Trödler, Fiaker, Postwesen mit Einschaltung der Postcurse. Die Verordnung, dass es Reisenden unter keinem Vorwande erlaubt sey, versiegelte Briefe oder Pakete mitzunehmen, ist nichts, als eine rohe Mauthanordnung und Missbrauch der Finanzgewalt. Wie soll ein bescheidener Reisender einen Brief, worin er empfohlen wird, und den er schlechterdings zur Anknüpfung einer Bekanntschaft selbst abgeben muss, offen mitnehmen? Man sorge nur für Sicherheit vor Brieferbrechung und für schnellen Postdienst; die Post-Casse braucht dann die Privat-Dienstfertigkeit nicht unedel zu beschränken, um ihre Einnahmen zu vergrössern. XXI. *Miscellen.* Geringe Gastfreyheit; Fremde bedürfen Empfehlung, um nicht vernachlässigt zu werden. — Die bürgerlichen Stadtgarden — Feuerordnung. — Unerwartet trifft man hier S. 154. auf die Anzeige der ältern Werke über Prag, die gleich vorn hätten stehen sollen. XXII. Die *Umgebungen von Prag.* Um diese hat sich besonders der Freyherr *v. Wimmer* verdient gemacht. Den gräfl. Schlikischen Garten hat der Kurfürst v. Hessen verschönert. S. 180. spricht der Vf. beym weissen Berg von einer Schlacht — mit den *Schweden!*

Das *erste* Bändchen hat ein schön gestochenes Titelblatt, dessen das *zweyte* entbehrt. (Kein Beweis von Consequenz von Seiten der Enderschen Buchhandlung.

kung.) Beym ersten Theil ist als schwarzes Titelkupfer beygefügt die Ansicht der Stadt Prag von der westnördl. Seite, auf der Titelvignette ist die Metropolitankirche zu S. Veit (fragmentarisch) vorgestellt. Beym *zweyten* Theile liegt als Titelkupfer eine colorirte Ansicht des Wissegrads, und hinten ein schwarzer Grundriss der Stadt Prag bey, der zu klein und bedrängt, und in chalcographischer Rücksicht kein Meisterstück ist. Hr. *Schießler* müsste sein Werk neu umarbeiten und erweitern; und ihn hiezu aufzufordern, nimmt der Rec. hier die Gelegenheit, da es ihm nicht an Fähigkeit, wohl aber an beharrlichem Fleisse, an Befolgung guter Muster und an der Energie, auch das Schwere zu besiegen, zu fehlen scheint.

Bey No. 4. ist der Nutzen medicin. Topographieen — die sich auf eine diessfällige Preisfrage der Josephin. Akademie und nach dem Vorgange von *Wertheim's* medicin. Topogr. von Wien in Oesterreich rühmlich verbreiten, nicht zu verkennen. Sie leiten die Aufmerksamkeit auf mehrere Rubriken und sehr wissenswürdige Angaben hin, die in gewöhnlichen Topographieen fehlen. Hingegen sind sie als Topographieen wieder für Geographen, für Fremde und Reisende gemeiniglich unbefriedigend. Auch über die Gränzen einer medicin. Topographie in Rücksicht medicin. Wahrnehmungen selbst ist man noch streitig, und Hr. *Strohmeyer* hat sie wenigstens nicht scharf abgesteckt. Man erstaunt, in seinem Buche eine Art Diätetik und Pathologie und sein Glaubensbekenntniss über die richtige Heilungsart mancher Krankheiten zu lesen. Es ist sonderbar, wenn in einer medicinischen Topographie von St. Pölten weitläuftiger erzählt wird, wie man z. B. die Chocolade und den Bischof bereitet, und unter welchen Umständen der Genuss von beyden anzurathen sey. Auf diese Art ist das Buch gross und dick geworden: allein wir müssen es nun einmahl schon nehmen, wie es ist. Der Vf., ein Zögling wie es scheint der Joseph. Akad., dann lange Zeit Bataillonsarzt, seit 1798 Stadtphysicus zu St. Pölten, frägt S. IV. mit Recht, was denn mit *Adrian Rauch's* topograph. Sammlungen über N. Oesterreich, gemacht 1797 auf einer Reise, geschieht? Ist mit dem Freyhrn. *Franz Prandau* aller litererischer Geist bey den N. Oesterr. Ständen, worunter so viele Pröpste und Aebte sitzen, abgestorben? Der Vf., offenbar ein Neuling in der Schriftsteller-Welt, hat seinem Werke nirgends eine Uebersicht oder Register angehängt, ob er gleich nach unbetitelten Abschnitten gearbeitet hat. Diese sind folgende:

Erster Abschnitt. I. Lage. II. Namen und Entstehung. III. Geschichte. Aeusserst mager. Der vorige Bischof Kerens hat sein Alumneum nach S. 8. mit 40,000 Fl. aus eigenen Mitteln dotirt. IV. Umfang der Stadt. V. Gewässer. VI. Eintheilung der Stadt. Aeussere und innere Ansicht. Hier findet man die Zahl der Häuser im J. 1810: 331 — der Einwohner 1812: 4283. Den Fond zu mancher guten Anstalt, z. B. zur Beleuchtung, haben die Zeitumstände aufgezehrt. VII. *Classen, Stände, Stellen.* Der Stadtphysicus ist auch Mitglied des Magistrats, in dessen Sitzungen er über Sachen der Gesundheitspolicey referirt. Der Vf. gibt keinen Besoldungs-Etat des Magistrats an. *Zweyter* Abschnitt. I. Klima, wie in N. Oesterreich überhaupt, wegen schneller Aenderung und beständiger Winde den Brustkranken nicht günstig. II. Beschaffenheit des Bodens. S. 51. steht ein Verzeichniss der bey St. Pölten wildwachsenden officinellen Pflanzen. III. Bevölkerung. Hier verfällt der Vf., der seine Rubriken nicht logisch geordnet hat, in Wiederholungen. Die einheimische Bevölkerung ist, trotz der Vaccine, in jährlichem Abnehmen; in einer Provinzial-Stadt, wie St. Pölten, ist warlich das Phänomen auffallend, dass die Zahl der Todesfälle jener der Geburten weit überlegen ist (nach Tabelle VIII. kommen auf 100 Todesfälle nach 20jährigem Durchschnitt nur 75 Geburten, und auf 100 Geborne 3—4 Todtgeborne!). Fremde Ankömmlinge ersetzen den Abgang, nach S. 57. Ganz N. Oesterreich ist kein gesundes Land, und hat von den Kriegen viel gelitten. — *Dritter* Abschnitt. Von Lebensbedürfnissen. Hier fällt der Vf. in das Gebiet der Diätetik, auf welchem wir ihn nicht begleiten wollen. Eine eigne Tabelle No. 4. stellt die Analyse der verschiedenen Brunnen und Wässer dar. — *Vierter* Abschnitt. I. Physische Beschaffenheit der St. Pöltner. II. Sprache. III. Kleidertracht. IV. Charakter. V. Geistescultur und Anstalten zur Beförderung derselben. Das hier bestandene Gymnasium hat Mölk an sich gerissen. Ob wohl der Vf. in St. Pölten häufige Veranlassung finden mag, vor zu früher Geistes-Anstrengung der Kinder zu warnen? (S. 116.) VI. Gesundheitswidrige Gebräuche. VII. Vorurtheil und Aberglaube. VIII. Hausmittel. IX. Volksarzneybücher; wider welch Alles der Vf. eifert. X. Modesucht und Luxus. XI. Herrschende Laster. Die Tabelle X. merkt die besondern Todesarten an. XII. Ergetzlichkeiten: hiebey dürftige Nachrichten von St. Pöltens Umgebungen. In Pottendorf läfst der Graf Pergen Rhabarber anbauen. — *Fünfter* Abschnitt. I. Die Ehen, die Geburten, die Sterblichkeit nebst Bemerkungen über diese Gegenstände — also Wiederholungen. Nach 15jährigem Durchschnitt starb in St. Pölten der 22ste Mensch; selbst in Wien nur der 25ste, in Berlin der 28.te. Der Monat April ist auch nach des Vfs. Beobachtungen der Monat der grösten Sterblichkeit. II. Kindererziehung. — *Sechster* Abschnitt. Verschiedene Gegenstände der Gesundheitspolizey. Verzeichniss hieher einschlagender Verordnungen. Vergiftungen. Hundswuth u. s. w. — *Siebenter* Abschnitt. Von den in St. Pölten häufiger vorkommenden Krankheiten. Die Tabelle IX. enthält eine Uebersicht der Epidemieen nach der Chronologie und des dabey angewendeten Heilverfahrens, jedoch ohne Mittheilung von Recepten, von welcher der Vf. sich entfernt halten will. Die Folgen der vielen Kriege sind hier deutlich vor die Augen gebracht. — *Achter* Abschnitt. *Gesundheits-Anstalten* in Hinsicht auf ärztliche Hülfe. Hier steht sogar der Amts-Unterricht für den Stadtphysicus zu St. Pölten abgedruckt. II. *Physische Wohlfahrts-Anstalten.* Das Bürgerspital. Siechen-

chenhausspital. Das Armen-Institut. Das Bürger-Corps. Der Polizey-Commissär, gewöhnlich ein Magistratsrath. Gefängnisse. Feuerlöschanstalt. — *Anhang* über die Pflege und Krankheiten der Hausthiere. Von den *Tabellen* enthält No. I. meteorologische Beobachtungen der Jahre 1807 — 1810, wonach die gerade Hälfte der Tage des Jahres regnerische und veränderliche Witterung hat. No. II. u. III. Bevölkerungstabellen v. 1797 bis 1812. No. IV. schon oben erwähnt. No. V. Tabellarisches Verzeichniss des höchsten Preise mehrerer Lebensbedürfnisse von 1793 — 1811. mit beygesetztem Wechselcurs. Der Einfluss des letztern ist augenscheinlich. No. VI. Ehen, Geburten, Sterbefälle 1759 — 1791. VII. Dito von den Jahren 1792 — 1811. Tab. VIII. stellt die Zahl-Verhältnisse der Geburten, Todesfälle, Ehen nach den Resultaten dar. IX. oben erwähnt. X. Tabelle der Todesfälle nach den Krankheiten und den besondern Todesarten. Lungensuchten und Faulfieber sind leider die herrschendsten und fürchterlichsten Uebel in Nieder-Oesterreich.

LITERATURGESCHICHTE.

WIEN, gedr. b. Stökholzer v. Hirschfeld: *Die k. k. Theresianische Ritterakademie.* Nach der in den vaterländ. Blättern Jahrg. 1813. enthaltenen Schilderung; vom Prof. *B. Bommer.* 1814. 32 S. 4.

Der Vf., selbst ein Piarist und Lehrer im k. k. Theresianum, hebt hier das vortheilhafte Aeussere dieser Anstalt heraus. Mit Recht sagt er: dem Reisenden bietet kaum ein andrer Staat in Europa eine solche Anstalt dar: denn welcher Staat in Europa mag seinem jungen Adel in den Schul- und Universitätsstudien von andern Ständen absondern, und von 42 Piaristen-Mönchen und zwar zu Civil-Geschäften bilden lassen? Es befanden sich 140 Stiftlinge und etwa 100 zahlende adlige Zöglinge (Hr. *B.* nennt sie Cavaliere) in der Akademie. Die Zahlenden entrichten jährlich 500 fl., und bezahlen ausserdem die Kleidung, die musikalischen Unterrichtsstunden, wie auch jene in der Reitkunst. Bey den Stiftlingen dürfen ihre Aeltern jährlich wenigstens 200 fl. für Kleider und dgl. Ausgaben bereit halten; hier hilft der Monarch oft aus seiner Privat-Casse. Für die Dotation ist durch den Besitz von 7 Herrschaften gesorgt, aber die weltlichen Professoren (nur für den juridischen Curs sind dergleichen beym Theresiano angestellt) sind sparsam bezahlt, und haben nicht einmal Quartiergeld, obwohl auf gute Auswahl derselben viel ankäme. Der jurid. Lehrcurs dauert durch 4 Jahre, und die jungen Adligen bekommen nun auch die Pädagogik zu hören, vermuthlich, um künftig ihre Kinder selbst besser zu erziehen. Die hier lehrenden Piaristen sind von der böhmisch-mährisch-schlesischen Provinz: ob sie auch ein reines Deutsch sprechen, und einen guten deutschen Stil schreiben, wird nirgends gesagt. (Hr. *B.* schreibt eben nicht den fliessendsten.) Die eigentliche Zahl der Bände der Bibliothek weiss auch Hr. *B.* nicht, nach einer *nicht zuverlässigen* Schätzung sind es 50,000 Bände. Wer dem Hrn. weiland Ritter *v. Sartori* als Bibliothekar gefolgt sey? wäre doch S. 11. anzuzeigen gewesen: wenigstens mit eben dem Rechte, als des neuen Rüstwagens der Gebrüder (*sic*) v. Colonius (S. 13.) gedacht wird. *Nach S. 27 folg.* heissen die Dotations-Herrschaften: Battaszek in Ungern, die Pfarreyen Grossrussbach, Eggenburg, Zwettl, die Herrschaften Dürnholz u. Neutitschein in Mähren, Haugstorf und Zisterstorf in N. Oesterreich. Funfzehn Zöglinge, die 16 Ahnen zählen, sind zugleich k. k. Edelknaben. Die austretenden Zöglinge, die bey k. k. Stellen als Practicanten eintreten, geniessen bis zu ihrer Anstellung einen jährlichen Unterstützungsbeytrag von 300 fl.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Oesterreichische Studien-Einrichtungen.

Das medicin. und chirurg. Studium wird immer langwieriger, kostspieliger gemacht. In der Hauptstadt mag es vermuthlich zu viel Aerzte geben, aber nicht so in den Provinzen; auch ist noch kein Krieg ausgebrochen, wo es nicht an Chirurgen gemangelt hätte. Es ist nunmehr bestimmt, dass ein Mediciner in Oesterreich durch 5 volle Jahre studieren muss, und erst im 6ten sein Examen rigorosum bestehen kann. (Bekanntlich können gute Köpfe in Norddeutschland auch binnen 3 Jahren sich so vervollkommnen, dass sie den Gradus mit Ehren und Erfolg erhalten. Die Güte des Unterrichts, die Fähigkeit, der Fleiss entscheiden, nicht die Länge der Studien-Zeit Das weiter Studieren möge doch ja nicht, wie Viele wähnen, mit der noch so langen Studienzeit geschlossen seyn, bey braven Gelehrten endet es nur mit dem Leben.)

Eine allgemeine Verordnung vom Nov. 1812 befiehlt, dass eine Abkürzung und Zusammenziehung der Studien-Zeit weder in den Gymnasial-Schulen, noch bey den Facultätsstudien jemals, unter was immer für einem Vorwand, aller Art gestattet werde.

Des Lehenpropstes *Karl Prokop* Freyherrn *v. Heinke* Darstellung des in den Oesterr. deutschen Staaten üblichen Lehenrechts, Wien, b. Bauer 1813., ist allen Zuhörern des Lehenrechts empfohlen worden, und der Vf. hat den Charakter eines niederösterr. Regierungsraths erhalten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1814.

GESCHICHTE.

1) Amsterdam u. Leipzig, im Verl. des Kunst- und Industrie-Comptoirs: *Wilhelm Coxe's Geschichte des Hauses Oesterreich von Rudolph von Habsburg bis auf Leopold des II. Tod* 1218—1792. Deutsch herausgegeben von *Hans Karl Dippold*, der Philosophie Doctor, und *Adolph Wagner*. In *vier* Bänden. *Erster* Band. 1810. XII und 562 S. *Zweyter* Band. 1811. 517 S. 8. (Jeder Band 2 Rthlr. 12 gr.)

2) Paris, b. Nicolle: *Histoire de la maison d'Autriche depuis Rodolphe de Habsbourg jusqu' à la mort de Leop. II.* 1218 — 1792, par *William Coxe's* Archidiacre de Wiltz, recteur de Bemerton; traduite de l'Anglais par *P. F. Henry*. 1810. *T. I.* XVI u. 495 S. *T. II.* 511 S. *T. III.* 578 S. *T. IV.* 544 S. *T. V.* 636 S. 8.

William Coxe, bekannt durch seine Beschreibung der Reisen nach Polen, Russland, Schweden und in die Schweiz, und als Sammler der Denkwürdigkeiten der beiden Walpole, besuchte Wien dreymal. Schon in der Schweiz bey dem Anblicke der Ruinen des Schlosses Habsburg fasste er den Gedanken, eine allgemeine Geschichte des Hauses Oesterreich zu schreiben. Wie er meynt, ist eine solche noch in keiner Sprache erschienen. (Unbekannt ist ihm z. B. das zu Brüssel erschienene Buch: *Histoire générale de la maison d'Autriche*, par *Jean Laurent Krafft*.) Den rechtlichen Engländer erkennt man in dem Geständniss, dass er diese Geschichte bis zu Kaiser Karls VI. Regierung aus gedruckten allgemein zugänglichen Quellen geschöpft habe. Dieser Theil des *Coxischen* Werks kann einem Kenner der österreichischen Geschichte, dem sowohl die neuern Bearbeitungen der deutschen Reichsgeschichte, als auch der eigentlich österr. Geschichte (die Werke eines *Uhlich, Mumelter, Weissegger, Reisser, Hormayr, Galetti* u. s. w.), und der Hauptländer des österr. Staates bekannt sind, nur in so fern interessant seyn, als ihn die Neugierde treibt zu sehen, welche gedruckte Quellen *Coxes* Fleiss aufgetrieben? und wie der rechtliche Britte manche Männer und Begebenheiten beurtheilt habe? Hingegen wird die eigentliche Wissbegierde durch die Nachrichten der Vorrede gereizt, dass *Coxe* die Regierung Karls VI., Marien Theresiens, Josephs II. und Leopolds II. aus handschriftlichen Nachrichten und Depeschen der brittischen Gesandten in Wien vom J. 1714—1792 in einem neuen Lichte dargestellt habe. Dergleichen Gesandte waren Stanhope, Cobham, Cadogan, Schaub. — Saint Saphorim, eines gebornen Schweizers (1720 — 1728), Waldegrave 1728 — 1730, Thomas Robinson, zugleich Lord Grantham 1730 — 1748, Keith 1747 — 1758, und Robert Murray Keith, Sohn des vorigen 1772 — 1791. Ausserdem erfuhr der Vf. manches aus dem Briefwechsel englischer Staatssecretäre (Walpole, Townspend, Hardwike, Keene, Harrington), mit englischen Gesandten an auswärtigen Höfen, einem Briefwechsel, den er bey der Ausarbeitung seiner Denkwürdigkeiten des Sir Robert und des Lord Walpole benutzen durfte. Viel andres ward ihm während seines dreymaligen Aufenthaltes zu Wien, und seiner Reisen durch den Norden, zumal durch Berlin u. s. w. glaubwürdig bekannt.

Coxes Werk erschien in England 1807. Die Umstände der trüben Zeit haben verursacht, dass nur wenige auf dem Continente zu dem Besitze des Originals gelangten. Hr. *Henry* in Paris benutzte diess, und lieferte die oben angeführte französische Uebersetzung.

1) Die gegenwärtige deutsche Uebersetzung hätte Rec. gern so angezeigt, dass er alle *vier* Theile derselben zugleich vor sich gehabt hätte: und er hat auch desshalb mit dieser Anzeige gezögert. Allein auch hier haben die politischen Umstände alles ins Ungewisse gezogen, und den Uebersetzern sowohl als der Verlagshandlung Hindernisse gelegt. Ein österreichischer Schriftsteller wollte *Coxes* Werk neu übersetzt herausgeben, oder in dieser Uebersetzung nachdrucken lassen, allein mit Noten und Berichtigungen, die die angeblichen protestantischen und hie und da einseitigen Ansichten *Coxe's* treffen, und manchen Irrthum verbessern sollten. Schon war diess Vorhaben öffentlich angekündigt, als auch diesen Schriftsteller eine politische Katastrophe traf. Diese Katastrophe scheint nun zwar auf die literarische Thätigkeit dieses Schriftstellers nicht zu wirken, er hat sich aber doch über die Erfüllung jener Ankündigung weiterhin nicht erklärt. Dem Vernehmen nach aber soll doch *Coxe's* Werk vollständig übersetzt bey Anton Doll in Wien erscheinen. Ob mit oder ohne Noten, das wird sich zeigen.

Rec. glaubt auch indessen nicht länger säumen zu dürfen, von den oben berührten Bänden der deutschen Uebersetzung dieses interessanten Werkes Rechenschaft zu geben, um auch seiner seits dazu beyzutragen, dass die rückständigen Bände, bald nachgeliefert werden mögen. Von den oben genannten Uebersetzern ist der zu früh verstorbene *Dippold* durch historische Arbeiten rühmlich bekannt. Um so

mehr ist zu verwundern, dafs er mit seinem Gehülfen die Leser in Ungewifsheit gelassen; ob die Uebersetzung wirklich aus dem englischen Originale gemacht sey. Eine Note Theil I. S. 340. deutet an, dafs die Uebersetzer die französische Uebersetzung vor sich hatten: Die Noten wie z. B. I. 517. sprechen unbestimmt vom Originale. Es ist aber aus andern Kennzeichen zu entnehmen, dafs die deutsche Uebersetzung aus der französischen gemacht sey. Vom englischen Originale steht nirgends eine bibliographische, vom Vf. keine biographische Nachricht. Die Uebersetzung selbst ist im ganzen flüchtig gemacht, stöfst manchmal gegen die Sprachrichtigkeit an (z. B. I. 78. Während des Böhmer Krieges — statt während des böhmischen Krieges) und fällt oft ins Matte und Schwerfällige. Wir heben zum Beyspiele eine Stelle aus, die wohl im Original lebhafter seyn dürfte. T. I. S. 556.: „Doch aller der übertriebenen Schmeicheleyen, der verführerischen Eigenliebe ungeachtet bleibt Maximilian immer ein ausserordentliches Wesen, als Mensch und als Regent. Denn wenn ihn auch die neuern Geschichtschreiber, die nur seine Mängel, sein Unglück, und seine *Prefshaftigkeit* vor Augen gehabt zu haben scheinen, ausserordentlich herabgewürdigt haben, so war er doch über seiner Zeit (*sic*), der bewunderte und beneidete Gegenstand seiner Zeitgenossen (statt: der Gegenstand der Bewunderung und des Neides seiner Zeitgenossen). B. II. S. 77. heifst es: Franz I. dessen Gesundheit zu Ende gieng. Die Uebersetzer haben berichtigende und ergänzende Noten zum übersetzten Texte hinzugefügt, und dafür verdienen sie Dank. Dergleichen Noten hätten aber freylich bey einem tieferen und ausgebreiteteren Quellenstudium und bey dem Gebrauche einer auch an österr. neuern Schriften reichhaltigern Bibliothek häufiger und belehrender ausfallen können. Ein Vorzug dieser Ausgabe ist das schöne Papier, und der reine Druck, womit sie von den Verlegern ausgestattet worden: aber in Rücksicht eines bessern Stils und mehrerer und zweckdienlicherer Noten wäre sie leicht zu übertreffen.

Nun kehren wir ganz zu unserm Vf. zurück, um soviel es die vorliegenden Bände des Werkes betrifft, die Neugierde der Leser auf diese Arbeit eines Britten zu befriedigen.

Coxe hat wirklich mit rühmlichem Fleifse den gröfsten Theil der bis zu seiner Zeit zugänglichen gedruckten Quellen benutzt. Allerdings gegründet ist seine Versicherung in der Vorrede, dafs er völlig unbefangen und bedächtig alle Zeugnisse erwogen habe. Ueber die ältere Geschichte der Habsburger benutzt er die Geschichtschreiber der Schweiz, *Müller* nicht ausgenommen. Bekannt ist er mit Herrgott, Calles, Petz, Gerard de Roo, Fugger, Latz, Gerbert, Guillimann, Lambacher, Fröhlich, Hanthaler, Steyerer, Haselbach, Stenens Sylbius u. s. w. mit Gebhardis Genealogie der deutschen Fürstenhäuser, mit Barres, Falkensteins, Pütters, Pfeffels, Schmidts, Heinrichs Geschichte der Deutschen, Crispinian Pelzels Geschichte von Böhmen, Dubrakus, Goldast, Bonfin, Windisch, Benko, Schwardtner, Muratori, Villano, Giannone, Roscoe, Guicciardini u. s. w. *Coxes* Werk ist daher, so viel es die ersten Bände betrifft, eine nicht unkritische, vielmehr besonnene, ruhige gediegene, doch nicht überall völlig richtige noch weniger vollständige Zusammenstellung des schon Bekannten aus der österreichischen Geschichte. Ein schon eingeweihter Kenner dieser Geschichte wird des Neuen hier nicht viel antreffen. Der historische Vortrag ist, wie Fox ihn wünscht, ruhig klar, ohne Schwulst, ohne Verschönerung, ohne falsche Emphasis, die alles unglaublich, alles beyspiellos findet und malt.

Die Ansichten unsers Vfs. sind die eines billigen unparteyischen Geschichtforschers, der das *cuique suum* redlich vor Augen hat. Ergriffen hat ihn das bemerkenswerthe Emporkommen des Habsburgischen Hauses von einem sehr geringen Länderbesitze bis zur grofsen Macht. Wir werden, sagt er, im Verlaufe dieses Werkes unsern Lesern eine Reihe von Männern vorführen, ausgezeichnet durch äusserst mannichfaltige Charaktere, verschiedene Verdienste oder Anlagen. Es sind Fürsten welche Künste und Wissenschaften schützten, oder trieben, ihren Heldenmuth und die grofsen Eigenschaften, welche den Staatsmann ausmachen, bewährten; es sind mit einem Worte fast zu allen Zeiten Minister und Krieger, *die sich der* Bewunderung ihrer Zeitgenossen und der Achtung der Nachwelt würdig erzeigten. Die Verdienste des Hauses Oesterreich um den Schutz Europa's vor den Osmanen, den bedeutenden Einflufs des Wiener Hofes auf Europa's Begebenheiten zu allen Zeiten, erkennt er lebhaft an. Die oben schon berührte Beschuldigung protestantischer und einseitiger Ansichten klingt etwa so, wie wenn man einen griechischen Geschichtschreiber verdammte, weil er ein Heide, *kein* Christ, den Persern zu abgeneigt, und der Sache der Nationalfreyheit zu sehr ergeben gewesen. *Coxe* sagt unter andern in der Vorrede: „Zwar haben (manche) Häupter dieses (Habsburg.) Hauses aus Eigennutz, wie aus Vorurtheil mit der kathol. Kirche vereint, lang die bürgerliche und Religionsfreyheit untergraben, aber Ungemach hat ihnen Duldung gelehrt." Der Ausdruck Eigennutz (*l'interêt*) ist vielleicht zu hart, aber diese Ansicht ist im Wesentlichen so weit entfernt falsch zu seyn, dafs sie sich durch die ganze österr. Geschichte von Rudolph II. bis Leopold I. bestätigt. Anderwärts sagt eben derselbe: Keith sah das Bündnifs mit England aufgelöst, welches die Natur der Sache, Dankbarkeit und Politik geschlossen hatten, er sah die so gerühmte Vereinigung mit Frankreich entstehn, die wie glücklich auch Anfangs, doch das traurigste Erbtheil wurde, welches jemals ein Fürst seinem Nachfolger zurückgelassen, und die erste Ursache des jetzigen Verfalls von Oesterreich und Frankreichs wunderbarer Uebermacht." Die neuesten Zeitbegebenheiten rechtfertigen diese Ansicht hinlänglich wider den Vorwurf einer engherzigen merkantilischen Insular-Politik.

Wir gehen nunmehr zu einzelnen Bemerkungen über, welche unser obiges allgemeines Urtheil nur noch

noch mehr bestätigen werden. Der *erste* Band geht in 25 Kapiteln bis zum Tode; Maximilian I. 1519, immer wird die Geschichte der Hauptlinie erzählt, dann die Geschichte der Nebenlinien nachgeholt, welche Anordnung aber den chronologischen Ueberblick stört. Mit Verwunderung sieht Rec. dass auch Hr. *Coxe* darauf I. S. 53. kein Gewicht legt, was dem unparteyischen Beobachter auffallen muss, dass Ungern bestimmt gewesen, Habsburgs Haus schon in frühern Zeiten zu gründen (durch die Mitwirkung der Ungern und Cumanen, bey Stillfried 25. August 1278 wider Ottokar, bey Worms 2. Julius 1289 und im Treffen bey Mühldorf 28. September 1322). S. 74. soll es nicht heissen Erzbischof von Lodomir, sondern Erzbischof Lodomir von Gran. S. 85. nicht die Grafen Günz, sondern die Grafen von Güssingen (Németh Vjvar). S. 115. und 116. ist offen erzählt, was Hr. v. Hormayr verschweigt, wie grausam die Wittwe des Ungr. Königs Andreas III., Agnes, Albrechts Tochter, gewesen, obgleich sie äusserlich die andächtigste Frau schien. — In der Geschichte Albrechts des Hinkenden oder auch des Weisen, ist wohl *Steyerer* als benutzt angeführt, aber er ist nicht hinlänglich benutzt. Auch in jener Rudolphs IV. wäre viel zu ergänzen, so z. B. die nähern Verhandlungen des Congresses zu Brünn 8. Febr. 1364. — Die Jahre 1395 — 1411 werden auf wenigen Blättern abgefertigt: allein in dieser Epoche sind auch andre Oesterr. Geschichtschreiber höchst mager. S. 199. ist 1404 statt 1414 zu lesen, und statt 4. — 14. Sept. In Znaym wurden Dürnteufel und Sokol, Prokops Feldherrn belagert: der Name Sokol wird von *Coxe* in Sakoschia verwandelt. Die Regierungsgeschichte Ludwigs I. in Ungern, und jene Sigmunds als Königs von Ungern, so wie sie in *Engels* Gesch. des Ungr. Reichs. 1813. 8. *Zweyter* Bd. (Wien, b. Camesina) bearbeitet worden, wird dazu dienen, manches in der Oesterr. Geschichte der damaligen Zeit aufzuhellen. S. 213. steht in einer Note der Ueberfetzer Tafor statt Tabor. Das ganze *eilfte* Kapitel bey *Coxe* ist mehr eine Geschichte des Kaisers Sigmund als Albrecht II. S. 240. wimmelt die Note über Johann v. Hunyad von Fehlern aller Art. S. 245. lese man statt Caschau, Cossowo: statt der Despot Rhätiens der Despot von Serblien. *Coxe's* Darstellung der Regierung des Ladislaus Posthumus müsste jetzt, da auch der Chorherr *Kurz* die Regierungsgeschichte Friedrichs IV. herausgegeben hat, vollends umgegossen werden: auch die Behauptung, dass dieser Ladislaw an der Pest gestorben sey, ist nichts weniger als erwiesen. — In dem Urtheile über Friedrich IV. (hier den III.) S. 378. zeigt *Coxe* wie überhaupt in den Urtheilen über den Charakter der meisten Oesterr. Regenten viele Gelindigkeit. Wir zeichnen folgende Stelle aus: „Friedrichs III. grösster Fehler war sein Mangel an Thätigkeit. Es ist also befremdlich, dass ein solcher Mann in solcher Verwirrung doch so wesentlich zur Vergrösserung seines Hauses gewirkt. Am besten erklärt sich diese Erscheinung daraus, dass nichts ihn zum Hasse bewegen konnte. Seine Geduld lähmte die unternehmendsten Feinde, und seine Absichten verfolgte er mit hartnäckiger Standhaftigkeit. Wie das Rohr, womit er sich gern vergleichen mochte, beugte er sich unter der Gewalt des Sturms um sich zu heben, wenn der Himmel heiter war." S. 382. sagt jedoch *Coxe* geradezu, dass Friedrich ein schwacher und geiziger Regent gewesen, und das ist wohl das eigentliche historisch gegründete Urtheil über ihn, nur der Zufall verhütete noch nachtheiligere Folgen seiner Fehler. Auf die Darstellung der Regierungsgeschichte Maximilians I. legt *Coxe* viel Gewicht, das ganze *20ste* Kapitel schildert den Zustand Europa's bey seiner Thronbesteigung; und *fünf* Kapitel sind seiner Regierungsgeschichte gewidmet, die sich in eine Geschichte der damaligen Europäischen Welthändel umstaltet. S. 505. findet es Coxe gar nicht unwahrscheinlich, dass Maximilian ums J. 1511 getrachtet habe, Papst, oder da Jul. II. von seiner Krankheit genass, Coadjutor des Papstes zu werden. S. 542. erzählt er, dass Max. I. zuerst Willens gewesen, Luther'n in Schutz zu nehmen, dass er aber seine Meinung geändert habe. S. 556. nimmt *Coxe* Max. I., wider Robertson, Hume und Roscoe in Schutz, zumal wider letztern, nach welchem Maximilian bloss aus Eitelkeit, Schwäche und Andächteley zusammengesetzt gewesen. Wenn auch dem Maximilian wegen Mangel an Umsicht, und weil es ihm an Gelde fehlte, nicht alles glückte, wenn er auch manche Plane leichtsinnig wieder aufgab, so glückte ihm doch, da er so mancherley anfieng, vieles, was er mit Schlauheit und Thätigkeit und mit verständiger Auswahl seiner Agenten (Spiesshammer, Herberstein u. s. w.) einleitete, und namentlich verdankt ihm sein Haus die endlich doch errungene Thronfolge in Ungern. — So ist es mit den Charakterschilderungen der Geschichtschreiber, die Thatsachen sprechen doch immer zuverlässiger, als sie.

Der *zweyte* Band unsrer vorliegenden deutschen Uebersetzung reicht durch das *26ste — 54ste* Kapitel von Karl V. bis Ferd. II. von 1519 bis 1632. Hier ist schon mehr Einheit in der Darstellung, und es lässt sich alles frisch weglesen. Die Reformationsgeschichte von einem Engländer wird man mit Vergnügen durchgehen. Luthers Tugenden und Fehler, darunter seine bigotte Hartnäckigkeit gegen Zwinglis Meinungen; und die daraus entstandene Veruneinigung der Protestanten werden unparteyisch erörtert. S. 61. sagt er von Luther: Er behauptete mit einer kaum zulässlichen Unterscheidung, dass Jesu Christi Leib und Blut in dem Brode und Weine mit wären, und belegte diess mit dem barbarischen Namen Consubstantiation. In der Regierungsgeschichte Karls V. gesteht *Coxe*, das Werk Robertsons zuweilen selbst dem Ausdruck nach benutzt zu haben. [S. 138. soll es heissen Tomori, Erzbischof von Colocsa (nicht Tomor, Bischof von Colosvár, wobey die Ueberfetzer Clausenburg beysetzen), Comorn heisst überall irrig Comorra. S. 146. wissen die Uebersetzer nur höchst wahrscheinlich, dass die Ungr. Krone jetzt in Ofen aufbewahrt werde. S. 150. wird dem *Pray* ein Werk beygemessen: *historia Urbis Budensis period.*, das nicht existirt. S. 169. steht Comedau statt Comotau. S. 310. Illestinski statt Illyésházi. Die Ungr. und Oesterreichische Literatur ist jetzt nicht mehr Schuld daran, wenn Vf. und Ueberfetzer im Auslande solche Fehler machen]. Ferd. I. wird zuerst als König von Ungern,

gern, dann als König von Böhmen, endlich als Kaiser dargestellt. Dass Ferd. I. die Souveränetät in Böhmen 1547 errang, erzählt *Coxe* im englischen Geiste so; II. S. 181. „Er hob die Uebel, welche die Regierung eines Wahlreichs unvermeidlich zu Folgen hat, doch erschütterte er und dämpfte auch jene Energie und jenen kriegerischen Eifer, die unzertrennlich von einer freyen Regierung sind, und unterdrückte ganz den Handelsgeist, der der Freyheit zum Schwunge bedarf." Dennoch wären die Böhm. Stände in ihre zwar nicht Wahl- doch Repräsentations-Rechte wieder eingetreten, wenn nicht die Schlacht am Weissenberge dieselben aufs neue niedergedonnert hätte. Uebrigens schwächte Ferdinand die deutsche Linie seines Hauses durch die Theilung seiner Länder unter drey Söhne. — Maximilian wird hier zuerst als Kaiser geschildert, dann als König von Böhmen und Ungern, in allen Beziehungen mit wohlverdientem Lobe. Von der Seite, dass Maximilian sogar zwischen den augsburgischen und helvetischen Confessionsverwandten Duldung und Verträglichkeit befördert habe, erscheint er als ein höchst verehrungswürdiger Fürst, der das Wesen der christl. Religion besser begriffen hatte, als so mancher geborner Protestant. — Rührend, wie wohl erfolglos, war seine wahrhaft christliche und kaiserliche Verwendung auf dem Congresse zu Breda 1576, damit in den Niederlanden nicht noch mehr Blut fliesse. Rühmlich war seine Mässigung wie seine Beharrlichkeit gegen den Cardinal Legaten Commendon, der am 30. October 1565 nach Wien gekommen war. Wenn je ein Weltweiser und Christ zugleich auf dem Throne gesessen, so war es Maximilian II." So urtheilt *Coxe*, und jeder Freund der Menschheit mit ihm. Doch war er Mensch, in Ungr. Angelegenheiten leitete ihn sehr lange und nicht immer zweckdienlich der Erzbischof Olahi. S. 260. bemerkt *Coxe* mit Recht, „zu bedauern sey, dass Maximilian die Sorge für den Religionsunterricht seiner Kinder seiner Gemalin überliess, die ihnen ihre unwandelbare Anhänglichkeit an die römische Kirche und ihren (spanischen) Hass gegen die Protestanten einflösste." In keinerley Rücksicht waren die Verwandtschaftsheyrathen dem Hause Oesterreich gedeihlich. Rudolph bestieg den Thron 1576, schon 1579 musste Opitz aus Wien wandern. *Coxe* rügt unparteyisch die Heftigkeit seiner Predigten und der Schritte der evangelischen Stände in Oesterreich nach seiner Vertreibung: Ferner den durch das Concordienbuch 1580 neu angefachten Verfolgungsgeist der Protestanten unter einander: aber Rudolphens Gegenreformation nennt er doch unpolitisch; sie gab die Monarchie seit 1604 allem Gräuel der Verwüstung preis, und vereinigte die uneinigen Protestanten zu gemeinschaftlichem Widerstande. S. 262. erzählt *Coxe* die Entstehung der Grenzmiliz, aber etwas irrig, indem er sich des Ausdrucks bedient, als ob einige Theile von Croatien an den Erzherzog Karl von Steyermark als Reichslehen abgetreten worden wären. In der Regierungsgeschichte Rudolphs werden wohl dessen Minister und jesuitische Gewissensräthe angezogen, aber nirgends genannt. Ueber Matthias Charakter lässt sich *Coxe* nicht viel heraus; durch Halbheit in der Ueberzeugung und im Handeln verdarb ers mit allen. Von Ferd. II. heisst es S. 386.: „Mit einer Standhaftigkeit, welcher man die Bewunderung nicht versagen kann, beschloss er sich auf den Tod zu vertheidigen. In eine Heldenseele hatten die Jesuiten ihre Grundsätze geprägt, und die Glut der Andacht belebte und hielt diesen Helden. Der *zweyte* Band schliesst mit der Schlacht bey Lützen und mit folgendem Urtheile *Coxes* über Gustav Adolph. Seit Alexander hatte kein Eroberer so schnelle Fortschritte gemacht, seit Cäsar keiner alle Eigenschaften des Staatsmannes und des Kriegers in dem Grade besessen.

Im ganzen *zweyten* Bande von *Coxe* ist bemerkbar, dass die Partien desselben, welche in die deutsche Reichsgeschichte einschlagen, heller und umständlicher dargestellt sind, als jene, welche in das Innere der Monarchie eingreifen. Dieses ist in einer Geschichte des Hauses Oesterreich erträglich, wäre aber in einer Geschichte der Oesterr. Monarchie nicht zu dulden. Ueberdiess ist *Coxe* durch die Quellen entschuldigt, die ihm für die Partien ersterer Art zahlreicher und reiner zu Gebote standen. Häufig benutzt er z. B. *Struve*, *Heiß*, *Heinrich* und *Schmidts* Reichsgeschichte, und giebt dem letztern das Zeugniss, dass Schmidt von der Reformation ein so genaues und unparteyisches Gemälde aufgestellt habe, als man es kaum von einem Katholiken erwarten *konnte*. — Hingegen von inländischen Quellschriftstellern und Geschichtsbearbeitern findet man im *zweyten* Theile nur folgende benutzt: *Reisser*, *Isvánffi*, *Goldast*, *Pelzel*, *Schwandtner*, *Novotny*, *Benkö*, (*Gratiani vita Cardinalis Commandoni Windisch; Sacy histoire de Hongrie*). — Unbekannt ist ihm und den meisten Bearbeitern der Oesterr. Geschichte *Raupachs* Erläutertes Evangelisches Oesterreich, und der fruchtbare Auszug aus *Raupach* betitelt: Geschichte der Protestanten in Oesterreich, Steyermark, Kärnthen und Krain vom J. 1520 bis auf die neueste Zeit, von *Georg Ernst Waldau*. Anspach, b. Haueisen. 1784. 8. *zwey* Bände. *Khevenhüllers* Jahrbücher hatte der Vf. nicht vor sich, er citirt nur Stellen daraus, die er bey andern antraf. In der Zeitepoche Gustav Adolphs und des 30jährigen Krieges braucht *Coxe* Archenholzens Gesch. v. Gustav Adolph, *Harte's life of Gustav Adolph*, *Schillers* Gesch. des 30jähr. Krieges, die *histoire des dernières campagnes et negociations de Gustave Adolphe en Allemagne par le Comte Galeazzo Gualdo Priorato* etc. Aus *Whitelokes* Journal steht folgende von Oxenstierna dem Whiteloke erzählte interessante Anekdote: Gustav sagte zu Oxenstierna: Du bist zu phlegmatisch, und wenn dein Phlegma sich nicht mit etwas Lebhaftigkeit von mir vermischte, würden meine Angelegenheiten nicht so gut gehen. Allerdings muss mein Phlegma oft Ihre Lebhaftigkeit mässigen, erwiederte Oxenstierna. Da lachte Gustav von Herzen, und erlaubte dem Oxenstierna frey mit ihm zu reden. So sprechen und handeln grosse Männer mit einander: kein grosser Mann hasst verständige und ehrliche Freymüthigkeit.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1814.

GESCHICHTE.

1) Amsterdam und Leipzig, im Verl. d. Kunst- u. Industrie-Compt.: *Wilh. Coxe's Geschichte des Hauses Oesterreich von Rudolph von Habsburg bis auf Leopold des II. Tod.* 1218—1792. Deutsch herausgegeben von *Hans Karl Dippold* und *Adolph Wagner* u. s. w.

2) Paris, b. Nicolle: *Histoire de la maison d'Autriche depuis Rodolf de Habsburg jusqu'à la mort de Leop. II.* 1218—1792. par *William Coxe* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

An diesen bisherigen, von und nach der deutschen Uebersetzung gemachten Bericht kann sich nun der folgende von und nach der französ. Uebersetzung No. II. anschliessen. Bey der französ. Uebersetzung ist schon der Titel vollständiger, auch ist die Dedication des Buches an William Douglas, Domherr zu Salisbury, datirt zu Salisbury am 1. Jun. 1807., nicht weggelassen. Bey dem französ. Uebersetzer stossen wir auch auf Noten, aber diese sind ganz andrer Art, als die Noten der deutschen Uebersetzer. So z. B. findet man gleich zu *Coxe's* Vorrede folgende Noten gesetzt: S. IX.: „*S'il est vrai de dire, que la maison d'Autriche a mis obstacle aux progrès des Turcs en Europe, il est permis de croire aussi, que la France auroit empeché, que la chretienneté ne fut entièrement soumise par leurs armes.*" (Vielleicht etwa, wenn die Türken, wie einst die Hunnen, bis in die Felder bey Chalons vorgedrungen wären.) Zu *Coxe's* obiger Stelle über die Verbindung Oesterreichs mit den Bourbonischen Höfen glossirt Hr. *Henry* so: „*Cette opinion, que nous ne discuterons point, pourra paroître étrange à ceux, qui persiste à croire, que le traité de 1756 à été funeste à la France.*" — Der französ. Uebersetzer hat seine Sprache besser in der Gewalt, als die deutschen Uebersetzer die ihrige. Wir geben zur Vergleichung die obige Stelle über Maximilian I. im Französ. wieder: „*Cependant malgré toutes les exagerations de la flatterie, ou les seductions de l'amour propre, Maximilian fut sans doute un être extraordinaire et comme homme et comme prince. Quoique les historiens modernes, qui semblent n'avoir considéré, que ses imperfections, ses malheurs et ses besoins, l'aient extrêmement deprécié, il fut superieur à son siècle et l'objet de l'étonnement et de l'envie de ses contemporains.*" Der Ausdruck „*Franz I.*, dessen Gesundheit zu Ende ging," heisst in der französ. Uebersetzung so: *François I., dont la santé declinoit.*

Der *erste* Band der französ. Uebersetzung reicht nur bis 1493, der *zweyte* bis 1576, der *dritte* bis 1697, der *vierte* bis 1744, der *fünfte* bis 1792. Die Anzeige der zwey Bände der deutschen Uebersetzung hat uns daher bis in die Mitte des dritten Bandes der französischen (S. 307.) geführt, und hier knüpfen wir demnach unsere weitere Anzeige an.

Der Vf. verfolgt die Geschichte des 30jährigen Krieges mit all' jenem Interesse, das sie erregt. Bey Waldstein's Fall citirt er unter andern *Sarrazin's* Conjuration de Waldstein, *Carve's*, eines Caplans von Devereux, Reisejournal, und den „ausführlichen und gründlichen Bericht, der Friedländischen und seiner Adhärenten Prodition, und was es damit für eine Beschaffenheit gehabt, in offenen Druck gegeben aus sonderbarem der k. Maj. Befehl." S. 335. fragt er, was aus Thurn, der noch 1634 in Regensburg commandirte, zuletzt geworden sey? Da in dem Sächsisch-Oesterr. Frieden zu Prag 1635 die Reformirten von der Religionsfreyheit ausgeschlossen waren, nennt ihn *Coxe* mit Recht ein Denkmahl der Intoleranz beyder Fürsten. S. 354. vergleicht *Coxe* Ferdinand II. sehr passend mit seinem Verwandten, Philipp II. „*Comme lui, il étoit politique habile et comme lui, aussi incapable de prendre en personne le commandement de ses armées. Ils étoient l'un et l'autre superstitieux, cruels, courageux dans la mauvaise fortune et arrogants dans la prosperité. Cependant et nous nous faisons un plaisir de le declarer, Ferd. II. dans l'interieur de sa famille differoit essentiellement du sombre tyran de l'Espagne. Il étoit époux tendre et fidèle, bon père et maître indulgent.*" — Rákótzi heisst im ganzen Werke Ragotski. Bey der Geschichte des Westphälischen Friedens braucht *Coxe d'Avoux, Bougeant, Mably* und *Koch*. Bey Ferd. III. wird der sanftere Charakter und eine mindere Ergebenheit gegen seine Erzieher, die Jesuiten, gerühmt. S. 468. macht *Coxe* den Palatin Vesselényi irrig zu einem Protestanten. S. 477. steht irrig *Pray notitia rerum Hung.*, es sollte *Palma* heissen. Ueberhaupt ist das Inländische unter Leopold I. Regierung mager und unrichtig erzählt; desto weiter verbreitet sich der Vf. über Ludwig XIV. und die Kriege wider ihn.

T. IV. erzählt der Vf. sehr flüchtig die Ungrischen Begebenheiten — die Verfolgung der Prediger in Ungern — *les actes de Cruauté* zu Eperies u. dgl. Hingegen wirft er sich mit Anstrengung auf die Darstellung der Spanischen Successions-Sache. Von Leopold I. heisst es S. 124.: „*Comme Ferdinand II. il dut à ses instituteurs ses plus grands defauts et les embarras, où il fut plongé. Ce fut à leur instigation, qu'il persecuta les*

les Protestants et qu'il se permit ces manques de foi, qui ont alteré la confiance de ses sujets et laissent une tache sur sa mémoire. Bey Joseph I. braucht der Vf. unter andern *Schröckh's* Lebensbeschreibung desselben. S. 266. braucht folgende Stelle Berichtigung: „*Rakotzi eut deux fils François et George, qui furent élevés à la Cour de Vienne, mais à qui l'on ne permit point de porter le nom de leur père. François fut créé Marquis de S. Charles dans le royaume de Neaples et George Marquis de S. Elisabeth en Sicile. Le premier mourut en 1728 sans avoir été marié, le second finit ses jours à Paris sans laisser d'enfants de son mariage avec Suzanne de Bois Lippe, Dame de Clerc en Voxin.*" Der Vf. rühmt Josephs I. Toleranz, gutes Herz und politischen Geschäftsgeist, wirft ihm aber zu viel Freygebigkeit, Geschmack am Luxus und allzu leidenschaftliche Liebe zum andern Geschlechte vor.

Mit Karl VI. hebt auch im *Coxeschen* Buche eine neue Epoche an. Sie wird von nun an ein wichtiger Beytrag zur Geschichte der neuesten Welthändel. Sehr richtig bemerkt er die wichtigen Folgen des Szathmarer Friedens und der in demselben gesicherten politischen und Religionsfreyheit. „*Depuis cette époque il se fit une revolution dans les sentiments des Hongrois. Ce peuple, qui dans toutes les guerres contre les Ottomans avoit toujours levé l'étendard de la révolte, non seulement leur opposa la plus forte barrière, mais sauva plus d'une fois la maison d'Autriche de la ruine, dont elle étoit menacée du coté de l'Europe, et ce sang, qui jusque la repandu en des guerres civiles, avoit teint les eaux de Danube et de la Save, ne fut plus versé, que pour defense du Souverain sur les rives du Rhin, de l'Escaut et du Po.*" S. 292. sieht es der Vf. selbst als einen grossen und an üblen Folgen fruchtbaren Fehler an, dass Anna Karl VI. im Stiche gelassen habe. Eugens Betragen in London wird mit aller Wärme gerechtfertigt: obwohl es ihm Insulten vom Englischen Pöbel zuzog. S. 314. analysirt der Vf. eben so unparteyisch die üblen Folgen des Barrieretractats. „*Peutêtre même a-t-il plus que toute autre chose contribué à la conquête definitive* (diess Wort ist glücklicherweise problematisch geworden) *de ces provinces par les François.*

S. 340. heben interessante Aufklärungen an über den Einfluss, den der Graf Altheim auf Karl VI. gehabt hat. Altheim, der die andern Minister Stahremberg und Zinzendorf in der Mittelmässigkeit erhielt, wollte auch Eugenen aus des Kaisers Gnade verdrängen, und verläumdete ihn und seinen Umgang mit der Gräfin Batthyani. Der Einfluss dieser Batthyani soll doch oft so weit gegangen seyn, dass Kriegsstellen bey ihr käuflich waren. S. 477. Eugen entdeckte die wider ihn angesponnene Cabale, und liess deren Unteragenten Nimptsch und Todeschi bestrafen. Altheim starb 1722. Hierauf fragte der Kaiser am meisten einen Catalonier, den Marquis de Realp und den Zinzendorf. Beyde waren dem Prinzen Eugen ebenfalls nicht gewogen. Am meisten stimmte mit ihm Stahremberg der Finanzpräsident, dessen Rechtlichkeit gerühmt wird. Dass Karl VI. nach und nach lässig und langsam in Erledigung der Geschäfte geworden, wird S. 354. bemerkt.

Wie bey dieser Lage der Sachen die Allianz mit Spanien 1725 geschlossen, und Eugen's und der Kaiserin Partey zur Einwilligung bewogen worden, liest man S. 385. Die zwey Erzherzoginnen sollten an spanische Prinzen vermählt, der Protestantismus in Deutschland noch einmal erschüttert, die Ostendische Compagnie zu Stande gebracht, ja Georg's I. Thron wo möglich umgeworfen werden. Bey solchen Absichten hatte Riperda guten Grund, sich Baron v. Pfaffenhausen zu nennen. Aber schon 1727 und 1729 musste das Oesterr. Ministerium umsatteln, und sich mit England vergleichen. Im J. 1731 erfolgte der zweyte Wiener Tractat durch den Lord Waldegrave: die Compagnie von Ostende ward aufgeopfert, dagegen erkannte Grossbritannien die pragmatische Succession, nur sollten die Erzherzoginnen keinen Bourbon noch sonst einen mächtigen, dem Europ. Gleichgewichte gefährlichen Prinzen heirathen. S. 427. stehen interessante Nachrichten über das brittische Cabinet.

Wie Eugen, welcher nicht gerathen hatte, sich in die polnischen Händel zu mengen, doch das Commando 1734 übernahm, wird S. 451. erzählt. — Ferner, wie er vom Prinzen v. Bevern verläumdet, dennoch seine Schuldigkeit that; wie alles vergeblich gewesen, um England zur Theilnahme am Kriege zu bewegen. Der Plan, die zwey Erzherzoginnen an zwey spanische Infanten zu geben, ward 1735 erneuert, aber schon hing die 18jährige Theresia mit Liebe an ihrem Franz. „*La nuit elle le voit en songe, et le jour, elle ne fait qu'en entretenir sa dame d'honneur*" — schreibt von ihr der Engl. Gesandte Robinson. Als Eugen 1736 am 20. April gestorben war, wohnte Karl III. incognito dem Leichenzuge bey. Um diese Zeit wurden Harrach und Königseck ins Cabinet gezogen, aber mehr als alle Minister galt der von Zinzendorf erhobene Joh. Christoph Bartenstein, Sohn eines Strasburger Professors, Günstling der Kaiserin Elisabeth Christina, Prinzessin v. Braunschweig-Blankenburg, der im J. 1714 nach Wien gekommen war, und sich vom Reichshofraths-Agenten bis zum Cabinets-Secretär schwang. — An den Türken wollte man sich des in Italien erlittenen Schadens wegen erholen. Die Ursachen, warum auch der Türkische Krieg schief ging, werden S. 488. vorzüglich angeführt: „*la division qui s'était mise entre les généraux et par dessus tout les ordres emanés du conseil de la guerre et du Cabinet particulier de l'empereur, qui pour avoir eu quelques entretiens avec le prince Eugène se croyont en état de diriger les operations militaires.* Die Jesuiten und ihr Anhang schrieen, Seckendorf ward aufgeopfert. Bartenstein liess geschwind seinen Eidam Knorr katholisch werden. Es ging aber auch 1738 unter dem Prinzen v. Lothringen und Königseck schief, Königseck verlor das Präsidium des Hofkriegsraths, und ward Oberhofmeister der Kaiserin. Der Herzog v. Lothringen ward nach Toscana geschickt. Von Wallis liest man S. 501. eine Schilderung, nach welcher er, der das Commando in der dritten Campagne

pagne führen sollte, ebenfalls nicht der Mann dazu war. „*Il se faisoit gloire de hair tout le monde et d'en être haï*, sagt Friedrich. Bey der Nachricht vom Belgrader Frieden wollte der Pöbel Bartenstein's und Weber's (einer im Hofkriegsrathe einflussreichen Creatur Khevenhüller's) Häuser stürmen. Neupers, der ihn schloss, that diess S. 521. nach Particular-Instructionen, die er von Theresien und ihrem Gemahle hatte. — Karl VI. unternahm nichts, um seinen Eidam, den Herzog v. Lothringen, zum Röm. Könige wählen zu lassen. Er glaubte immer (S. 544.) er werde seine Gemahlin überleben, und aus einer zweyten Ehe Söhne erzeugen.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALTE LITERATUR.

1) KRAKAU, b. Gröbels Erben: *Georgika Wirgilowskie — przez Jacka Idziego Przybylskiego* etc. d. i. Die Virgilischen Georgiken, eine Uebersetzung von *Hiazynth Aegid Przybylski*. 1813. 168 S. 8.

2) *Ebendas.*: *Za pozwoleniem zwierzchno sci Prospekt i Prenumerata na Dzieło pod tytułem Pamiątka dzielo w Bohatyrskichz wieku Graysko-Troskiego w śpiewach Homera; Kwinta Kalabra Słowiańskim Narodom dochowana przekładania i objaśnienia Jacka Idziego Przybylskiego* wed ług pierwotworów Greckuh Tomow; d. i.: Mit Erlaubniss der Obrigkeit. Uebersicht und Pränumerationsanzeige unter dem Titel: Denkmahl der Heldenthaten aus dem Graio-Troskischen Zeitalter in Gesängen des *Homers* und des *Quintus Calaber* den Slawischen Nationen erhalten; eine Uebersetzung und Erläuterung von *H. Aeg. Przybylski*. 6 Theile. 1814. VI u. 24 S. 4. (4 Gr.)

Hr. *P.* ist den Lesern d. A. L. Z. durch die Uebersetzung der Aeneide in das Polnische 1812. (Allg. L. Z. 1813. N. 71.) bekannt. Die Georgica sind, wie es Rec. bedünkt, besser gerathen, als die Aeneide; indess dürfte doch weder der alte *Otwinowski* 1614, noch der moderne *Tanski*, welcher nur 1½ Bücher übersetzt hat, Hrn. *P.* weichen; denn Hr. *P.* verdirbt alle seine Uebersetzungen dadurch, dass er sie reimt und zugleich historisch treu und poetisch schön übersetzen will, und des lieben Reims wegen thut er oft dem Verse, dem Texte und der polnischen Sprache Gewalt an. Sonst fehlte es ihm nicht an gelungenen Stellen, weil es ihm an Gelehrsamkeit, und selbst, wenn er nicht reimt und über die Sprache gebieten will, an Geschmack nicht fehlt.

No. 2. ist eine Ankündigung von beynahe fünf Myriaden Versen, einer Uebersetzung Homers und des Q. Calaber laut Angabe des Titels und dabey noch 2774 Stück Noten im 6ten Theile für den Pränumerationspreis von 6 Ducaten; für jeden von 300 Pränumeranten. Wegen des vielen Guten, was Hr. *P.* hat, wegen mancher glücklichen Einfälle desselben, wünscht Rec. wohl, dass dieses Werk zu Stande kommen möchte, ob er gleich gestehen muss, dass ihm die barokken Adjectiva aus *ebny czytebny* und anderer Unsinn in der Ankündigung sehr aufgefallen sind.

Auch lassen die Proben, die der Vf. giebt, mancherley Erinnerungen zu. Man sieht immer den Mann, der alles dem Reime aufopfert, um dann seine Reime stückweise zu zählen, wie diess auch in dieser Ankündigung geschehen ist. Auch gesteht Rec., dass bey der Recension der Aeneide, A. L. Z. 1813. Nr. 71. S. 568. es hätte wohl bemerkt werden können: dass Hr. *P.* bey seinen Anmerkungen gar nicht auf einen guten Text der Originale Rücksicht nimmt, unsere *Heynes*, *Wolf* und andere Philologen ganz ignorirt, vielleicht weil sie nicht reimten; Hr. *P.* giebt nur eine dürre, historisch-mythologische Auskunft *a la Pomey*, *Hederich* in seinen Noten u. s. w. Man wünschte also, dass Hr. *P.* auch hierin lieber unsere *Wielande* und *Vosse* zum Muster genommen hätte. Als Parodie des Titels der Ankündigung setzt Rec. den Titel eines alten polnischen Lexicons, welches nicht jedermann in Händen hat, her: *Lexicon Latino-polonicum ex optimis Latinae Linguae Scriptoribus concinnatum Joanne Maczynski* (man muss lesen *Monczynski*) *Equite Polono Interprete Opus antehac non visum et quod non modo Polonis sed et reliquis omnibus nationibus, Regnis et Populis, qui Slavonica lingua utuntur et dialectis tantum inter se variant, apprime scholis utile et necessarium ut sunt Russi sive Rutheni aut Roxolani* (Klein-Roth- und Weissrussen), *Masovii*, *Podolii*, *Volhinii*, *Lithuani*, *Samogitae*, *Prussi s. Prutheni*, *Cassubii*, *Oswiecimenses*, *Zathorienses*, *Pomerani*, *Bohemi*, *Moravi*, *Silesii*, *Dalmatae*, *Croatae*, *Bosnenses*, *Hunni*, *Avares*, *Rami*, *Raci*, *Maesili sive Misii*, *Servii s. Serbi*, *Bulgari*, *Gallicienses* (ein Beytrag zur Geschichte des Hrn. *Engel*), *Lodomerii* (auch diese?) *Comani seu Cumani*, *Carniolani*, *Poseyani*, *Forojulienses*, *Istrii*, *Illirii*, *Galates s. Coczomenses*. (Hr. *J. Dobrowsky* meint Chocimer in der ehemaligen Rajah von Chocim), *Vandali*, *Moschovitae* (Grossrussen) *et certa pars Carinthiae. Cautum est privilegio S. et Ser. R. Maj. de non recudendo opere sine consensu interpretis Jo. Mączinski et haeredum ejus perpetuum, et multa gravis una cum confiscatione librorum contra secus facientes posita est. Regiomonti Borussiae excudebat ill. Pr. et Dni. Dni. Alberti Marchionis Brandenb., primi Ducis Borussorum typographus Joannes Daubmannus A.* 1564. So wie *Monczynski* alle Slawen zu seinem Lexico 1564 einlud, so ladet auch Hr. *P.* die ganze Slawenwelt zu seiner Arbeit wie zu einem Evangelium ein; und Rec. glaubt aus doppelter Hinsicht nicht gefehlt zu haben, wenn er diesen alten nirgends so genau vorkommenden Titel auffrischt, und zugleich die ganze Welt zur Pränumeration für Hrn. *P.* kräftig aufruft. Dass der gute *Maczynski* Todte und Lebendige zum Ankauf seines Lexicon aufrief, z. B. die Moesi oder Mysier, mag wohl ein Lacher bemerken; der allenfalls aus dem Wörtlein *dochowana pamiątka* bey Hrn. *P.* schliessen möchte, dass Hr. *P.* der erste Grieche in der Slawenwelt etwas ganz Unbekanntes wie des *Naior Warmisz* Geschichte heimlich aufbehalten und nun zuerst herausgegeben habe. Neue Ideen hat Hr. *P.* allerdings z. B. die Altgriechen Graji, die Diminutiven Griechen *Graik*, *Grek* polnisch, zu denen nun schon auch

Q.

Q. Calaber gehört. Was werden nun die Neugriechen seyn? *Koray* u. a., *Graiczek*, *Graiczyc* u. s. w.? Ausser diesen neuen Ideen und Wörtern auf *ebny* findet man nichts Neues, wenn man nicht etwa den *Alexander Filipowicz Krol Macedohski* als ein neues Phänomen betrachten will, welches Hr. *P.* zu einer sonst sehr richtigen und stellenweise schönen Vergleichung mit dem gütigen *Alexander I.* von Russland erfunden hat, wo ihm denn der Reim von *Pawlowicz* u. *Filipowicz* der Hauptmoment des Wohlklangs zu seyn geschienen. So begleitet also der Reim den Hrn. Vf. selbst bis in die Prosa!

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Studien-Einrichtungen in Galizien.

Ueber den Bericht des 1808 nach Galizien mit mancherley Aufträgen in geistl. und Schulsachen abgesendeten Hofraths und Propsts *v. Gruber* ist unter dem 23. Oct. 1812 Manches für Galizien angeordnet worden. Das Wesentliche davon ist: Die Trivialschulen seyen ohne zu grosse Aengstlichkeit in der Auswahl der Lehramtscandidaten zu vervielfältigen. Auf Verbreitung der deutschen Sprache durch die Schulen in Verbindung mit der polnischen Sprache ist vorzüglich hinzuarbeiten. Die Districtsaufsicht über die kathol. Schulen haben daher in Galizien nicht die (polnischen) Dechanten, sondern die Kreis-Schulcommissäre zu führen. Die Gymnasien sollen vermehrt werden, damit jeder Kreis eines habe. Wer in ein Gymnasium eintreten will, muss die deutschen Hauptschul-Classen zurückgelegt haben. Die Lehrer der Gymnasien sollen die lateinische, deutsche und polnische Sprache inne haben. Auch Mönche, die Lehrstellen bey Gymnasien übernehmen, müssen vorher geprüft werden. In Przemysl ist ein philosophisches Studium zu errichten; späterhin ein theologisches Studium von 4 Jahren, wie bey dem Lemberger Lyceum. Philosophische Studien werden den Klöstern in Galizien nicht gestattet.

II. Todesfälle.

Am 31. May 1813. starb zu Ofen *Joseph Grigely*, Prodirector des königl. Archigymnasiums zu Ofen, Verfasser mehrerer lateinischen Schulbücher für die katholischen Gymnasien in Ungern, und Uebersetzer von *Segers* Philosophie ins Lateinische.

Am 3. Oct. starb zu Teschen *Franz Ludwig Andreski*, deutscher Prediger und zugleich Rector der evangel. Schule zu Teschen, ein guter Schulmann, eben, als er der neu zu errichtenden syntaktischen Classe vorstehen sollte. Seine Stelle bey dieser Classe soll suppliren Hr. *Sam. Stegmann* aus Brieg in Preussisch-Schlesien.

Am 8. Dec. starb zu Brünn am Nervenfieber *Mich. Tekusch*, evangel. Prediger der Brünner Gemeinde und Senior des Brünner kirchl. Tractes in Mähren, Verf. der „kurzen Geschichte der evangel. lutherischen Kirche in Ungarn. Göttingen, b. Vandenhoek 1794. 124 S. 8." Er hinterliess in Handschrift eine weitläuftigere, sehr herausgebenswerthe Bearbeitung der Ungrischen Kirchen- und Reformationsgeschichte. Talente, Fleiss, Energie zeichneten diesen Mann aus. Seinen frühen Tod veranlasste der Besuch der Militärspitäler.

Am 10. Dec. starb zu Wien *Albert Bariss*, jubilirter Prof. der Statistik an der k. Universität zu Pesth, im 72. Lebenjahre, gebürtig aus Neusatz, Verf. einer Abhandlung über die Krönungsfeyer der Ungr. Könige.

III. Vermischte Nachrichten.

Hr. *Adam Müller*, welcher in Wien eine eigne Erziehungs-Anstalt des hohen Adels zu Ministers- und andern hohen Staatsämtern errichten wollte, die aber nicht zu Stande kam, soll sich jetzt im Gefolge der Italienischen k. k. Armee in Tyrol befinden.

Seit dem 1. Jul. 1813. wird die *Wiener Literatur-Zeitung* (im Verlage der Camesinaischen Buchhandlung) nicht mehr vom Hrn. *Franz Sartori*, Vorsteher des k. k. Bücher-Revisions-Amtes, sondern von Hrn. *Hartmann*, (der auch dem Hrn. *Pilat* bey der Redaction des Oesterr. Beobachters aushilft), als vom Central-Redacteur besorgt.

Man hat nun auch von einzelnen *Diöcesen Ungr. Bisthümer* gestochene Karten. Zwey solche hat der Kupferstecher *Franz Karacs* in Pesth geliefert; eine von der Diöcese des Bischofs zu Stein am Anger, die andere von jener des Bischofs zu Waizen.

Am 1. Sept. 1813. ward das dem verstorbenen Dichter und Hofrathe *Heinrich v. Collin* auf Betrieb seines Freundes, des Grafen Moritz v. Dietrichstein, in der Kirche des heil. Carolus Boromaeus zu Wien nach Fügers Zeichnung unter Zauners Leitung errichtete *Denkmahl* von Marmor, Granit und Bronze feyerlich enthüllt. Es erhielt die einfache Inschrift:

Dem vaterländischen Dichter
Heinrich Collin
1813.

und das mit einem Eichenkranze umgebene Bildniss des Dichters. Die Künstler, die dabey gearbeitet haben, sind: der Bildhauer Joh. Sautner, der Steinmetz und Polirer Klement, der Verzierungsbildhauer Joh. Pacholik. Bey der Feyerlichkeit wurde Mozarts Requiem aufgeführt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1814.

GESCHICHTE.

1) Amsterdam und Leipzig, im Verl. d. Kunst- u. Industrie-Compt.: *Wilh. Coxe's Geschichte des Hauses Oesterreich von Rudolph von Habsburg bis auf Leopold des II. Tod* 1218—1792. Deutsch herausgegeben von *Hans Karl Dippold* und *Adolph Wagner* u. s. w.

2) Paris, b. Nicolle: *Histoire de la maison d'Autriche depuis Rodolphe de Habsbourg jusqu'à la mort de Leop. II.* 1218—1792. par *William Coxe* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Tom. V. Auf Marien Theresien gewann bald unter allen Ministern Bartenstein den meisten Einfluss; er, ein Feind Friedrichs, hinderte lange allen Vergleich mit ihm, zu dem England rieth. Die öffentliche Stimme in England erklärte sich für die standhafte Frau, das Parlament votirte für sie auf eine Subsidie von 300,000 Pfund. S. 52. rückt der Vf. die lateinische Rede ein, die Maria Theresia 1741 an die Ungr. Stände hielt, und die ihm vom Baron Koller, dem Personal, mitgetheilt worden. Bey der wachsenden Gefahr läfst Maria Theresia den Lord Hintfort am 12. Oct. 1741 die Waffenstillstands-Convention von Oberschnellendorf schliessen. Kaum hatte aber Khevenhiller seine bekannten Vortheile über die Bayern errungen, als Friedrich diese Convention brach; am 11. Jun. 1742 mussten die Breslauer Friedenspräliminarien geschlossen werden. Im Febr. 1742 war auf Sir Robert Walpole Lord Carteret als erster Minister eingetreten. Dieser interessirte sich mehr für Maria Theresia, als sein Vorgänger. Die Holländer unterstützten sie mit 840,000 fl. — Wie wenig französ. Truppen Kälte und Hunger vertragen, erfuhr schon Belle Isle bey seinem Rückzuge. Der Minister Zinzendorf starb im J. 1742. Bartenstein liess den Uhlfeld zu seinem Nachfolger ernennen. Im J. 1743 nahm England selbst Antheil am Kriege, aber es nöthigte auch Theresien zu Abtretungen an den König v. Sardinien durch den Tractat von Worms am 2. Sept. 1743. Im J. 1744, als Carteret, von den Pelhams gehindert, Theresien nicht, wie er wollte, unterstützen konnte, und Friedrichs neuer Einfall in Böhmen alles problematisch machte, thaten die Ungern wieder das Meiste zur Rettung der Monarchie: England half mit 120,000 Pf. Sterl. Im J. 1745 erhielten die Pelhams in England die Oberhand, sie leiteten wieder alles so ein, dass Maria Theresia den Dresdner Frieden schliessen musste, 25. Dec. 1745. So viel ist gewiss, dass England bey aller seiner Freundschaft doch beständig daran gearbeitet hat, die Oesterr. Monarchie im Stande einer mittelmässigen Ausdehnung zu erhalten, ja manchmal sogar wider sein eignes Interesse wirklich zu schwächen. Marie Therese empfand diess bey dem Aachner Frieden. *L'Ambassadeur britannique ayant sollicité une audience pour la féliciter en cette occasion, elle lui fit dire, que des complimens de condoleance seroient moins deplacées et qu'il l'obligeroit de lui épargner un entretien, qui ne pourroit être, que très désagréable et pour elle et pour lui.*" — Nach dem Achner Frieden traf Marie Therese gute Anstalten im Innern, vorzüglich durch ihren Finanzminister Haugwitz, und im Militärwesen durch Daun. Ihr Cabinet regierte noch immer Bartenstein, von dem Uhlefeld, ein wenig fähiger und noch weniger beredter Minister, abhängig war, eben so Graf Joh. Jos. Khevenhiller, und der Erzieher des Thronfolgers, Batthyani. Nur Rudolph Jos. Graf Colloredo, Reichsvicekanzler, und der Baron Wasner zeither in diplom. Geschäften gebraucht und ein Anhänger Englands, arbeiteten jezuweilen dem Bartenstein entgegen. Der rauhen Formen des Letztere ward endlich die Kaiserin müde. 1753 lenkte sie ihre Wahl auf Kaunitz, der, was wohl zu merken ist, und von Oesterreich. Schriftstellern häufig verschwiegen wird, seine akadem. Studien zu Leipzig gemacht, und dort die Kunst gelernt hatte, auf Reisen zu sehen. Kaunitz hörte den Bartenstein nicht, und versetzte ihn als Vicekanzler zur Böhm. Hofkanzley. Sehr treffend schildert den Kaunitz Friedr. II.: „*frivole dans ses gouts, profond dans les affaires.*" „*Kaunitz*, schreibt Robert Keith an Caermarthen, *n'a point de confident, ni même d'ami particulier, et en consequence ses secrets son impénétrables*" Aber, setzt *Coxe* hinzu, *son amour propre étoit desordonné, et la superiorité de ses talents et de son credit le rendoit vain, présomptueux opiniâtre et imperieux.* — England wollte wieder zur Wahl Joseph's II. als röm. König behülflich seyn, und drang auf dieselbe, verlangte aber auch von M. Theresien neue Aufopferungen, zumal kaiserl. Vorrechte. *Coxe* selbst gesteht das Insolente und Schneidende in den Noten des Engl. Ministeriums. Der Handelsdruck, in dem England und Holland die Niederlande niederhalten wollten, gab weitern Anlass zu wechselseitigen Beschwerden. Nur mit Thränen in den Augen konnte Marie Therese einen Schlesier sehen. (S. 200.) Kaunitz brachte die Kaiserin dazu, dass sie der Pompadour ein schmeichelndes Billet schrieb, schon 1751. Die Allianz mit Frankreich kam aber erst am 1. Mai 1756 zu Stande. „*L'archiduc Joseph excité par Batthyáni, demanda à sa mère si elle se croyoit en sureté, en se fiant de la France;*" „*who had so often deceived her*" diess übersetzt Hr. *Henry* mit dem gelindern Ausdruck: *de qui elle avoit eu tant à se plaindre.*" Nach Pelhams Tode 1754 hatte das brittische Cabinet lange kein tüch-

tüchtiges Haupt; diefs benutzte Kaunitz, um ein grofses Bündnifs wider Preufsen zu ftiften. Die Begebenheiten des 7jährigen Krieges erzählt *Coxe* aus bekannten Quellen, darunter auch aus *William Wraxals Memoirs of the court of Vienna.* Von Franz I. erzählt der Vf. eine Menge Anekdoten. „*Quoique François n'eut pas les grandes qualités de Marie Therèse il lui étoit supérieur en un point, il avoit plus de tolerance, et en matière de religion il recommanda toujours de préférer la persuasion à la violence.*" Therefia habe die zahlreichen „*infidelités*" ihres Gemahls geduldig ertragen, und der Ueberfetzer fügt hinzu, fie habe nach feinem Tode noch 200,000 fl., die er der Fürftin Auersberg verfchrieben, auszahlen laffen. Die Theilung von Polen heifst S. 349. *un événement, qui fouille les annales du regne de Marie Therèse.* S. 357. gibt er doch Friedrichen die Erfindung diefes Projectes Schuld. In Neiffe 25. Aug. 1769, in Neuftadt 1770 fey die Sache entfchieden worden, in der letztern Zufammenkunft fey die Karte von Polen vor beiden Monarchen ausgebreitet gewefen. Im J. 1770 ward Choifeul geftürzt, die Freundfchaft zwifchen Frankreich und Oefterreich erkaltete fchon unter Aiguillon, noch mehr unter Vergennes und Maurepas. Als *Coxe* fich im Winter von 1777 und 1778 zu Wien aufhielt, hörte er von mehrern Sarkasmen, die Jofeph II. wider Frankreich in vertrauten Zirkeln fallen liefs, nach der Reife in Frankreich, von der er fo eben zurückgekommen war. S. 401. bemerkt der Vf.: der Tefchner Friede fey feit dem Regierungsantritte Therefiens der erfte gewefen, durch den Oefterreich an Land nichts verloren habe. Sie wünfchte ihn fo fehr, dafs fie dem Baron Thugut ausdrücklich aufgetragen hatte, dem Könige v. Preufsen zu fagen, fie fey in Verzweiflung darüber, dafs es dahin gekommen fey, dafs fie einander ihre grau gewordenen Haare ausraufen follten. Kaunitz, der fich zwifchen Maria Therefia und Jof. II. oft im Gedränge befand, bat 1779 um einen Vicekanzler, und zwar um Philipp Cobenzl, der dem Kaifer Jof. II. angenehm war. — Von nun an bemühte fich Jofeph II., fich dem Ruffifchen Hofe zu nähern, und dem Englifchen Beweife von Aufmerkfamkeit zu geben. So z. B. erklärte fich Oefterreich wider die Sache der Nordamerikaner. Nun folgen intereffante Charakterfchilderungen von Catharina II., von Potemkin, von Panin, und wie die Zufammenkunft in Mohilow zum Vortheile Oefterreichs entfchied und Preufsens Einflufs in Petersburg verdrängte. Es ift übrigens nöthig, zu bemerken, dafs *Coxe* faft gar nichts von den innern Angelegenheiten der Monarchie unter Maria Therefia berührt.

Jofeph II. kommt bey *Coxe* übel weg; aber man mufs in der Oefterr. Monarchie gelebt haben oder noch leben, man mufs deren innere Verwaltung und ihre Gefchichte genauer kennen, man mufs die Mifsbräuche der Hierarchie und Ariftokratie gefühlt haben, man mufs den Plan des Clerus in Oefterreich, fich der National-Erziehung zu bemächtigen, und deffen wirkliche und künftige Folgen vor Augen haben, um Jofeph's II. Andenken richtiger und fchonender zu würdigen, als es von *Coxe* gefchieht, und fogar von *Heeren*, (der bekanntlich Jofeph II. einen inconfequenten Zögling feines Zeitalters nennt.) „*Il n'y a pas dans l'hiftoire d'autre exemple d'un fouverain, qui ait fi peu repondu à l'attente publique, ni qui foit mort moins eftimé et moins regretté, par Jof. II.*" Diefs letzte ift gewifs falfch: gern würde man Jof. II. aus dem Grabe erwecken, damit er feine Reformen, jedoch fchonender und gefetzlich nach den letzten Anfichten und Erfahrungen feines Lebens fortfetze. *Coxe* lobt die ftufenweifen gemäfsigten Reformen der Kaiferin Therefia, aber Jof. II. habe ärnten wollen, ohne ge[illegible]et zu haben. Der freye Britte tadelt laut die Gewaltthätigkeit, mit welcher Jof. II. in Ungr. Angelegenheiten vorging. Er befchuldigt ihn, dafs er blindlings nach den Grundfätzen der Oekonomiften in Frankreich handelte. Die Toleranz und die mehrere Prefsfreyheit erhält jedoch *Coxe's* Beyfall. Bey feinem Eifer für den Handelsflor feiner Länder mufste ihm der Barrière-Tractat ein Anftofs feyn. Er reifte deshalb nach Frankreich, deffen Freundfchaft ihm diefen Tractat überflüffig zu machen fchien, (S. 450. Unterredung Kaunitzens mit Waffenaar), und brach durch weit getriebene Forderungen mit den Niederlangen. *Coxe* erzählt das farkaftifche Bonmot Friedrichs über den Ausgang diefes Streits, das er zum Marquis de Bouillé fagte: „*Vous verrez, que Vergennes finira, par forcer la fereniffime republique à f'accommoder avec mon frère Jofeph, en lui donnant pour boire.*" In Rufsland vermehrte Panins Entlaffung Jofephs Einflufs. — Aber dagegen entftand wegen Bayerns Taufch der Fürftenbund, geftiftet von Friedrich, den Jofeph II. den Anti-Cäfar nannte, begünftigt von England, das alle Hoffnung verloren hatte, feine alten Verhältniffe mit Oefterreich anzuknüpfen. Nur noch näher fchlofs fich Jofeph II. an Frankreich u. an Rufsland an. (Zufammenkunft in Cherfon 1787.) Die Begebenheiten des Türkenkrieges werden nun wieder aus bekannten Quellen erzählt. S. 498. gefteht der Ueberfetzer, aus *Coxe's* Werk eine lange Erzählung der franzöf. Revolution ausgelaffen zu haben. — Bey den Unruhen in den Niederlanden brach Jof. II. anfangs in die Worte aus: „*Le feu de la revolte ne peut f'éteindre, que dans le fang;*" aber Kaunitz fah die Sache ernftlicher an; er wollte, wenn der Kaifer nicht nachgebe, feine Dimiffion einreichen. Jofeph II. gab, nach *Coxe*, nur zum Scheine nach, Graf Marray follte die Gemüther befänftigen. Bald aber wurden Trautmannsdorf und d'Alton in die Niederlande gefchickt, letzterer „*homme opiniâtre et dur, qui préferoit la violence à la douceur.* Von Trautmansdorf hat man „*Fragments pour fervir à l'hiftoire des événemens arrivés dans les pays bas de* 1787 — 1789, die von *Coxe* benutzt werden. — d'Alton war ganz ficher, durch Gewalt alles durchzufetzen. „*Le* 18 *Juin* (wo der Kaifer die *joyeuse Entrée* aufgehoben hatte) *eft un jour heureux pour la maifon d'Autriche, puisque c'eft à pareil jour, que la victoire de Collin l'a fauvée et que l'empereur eft devenu maitre des Pays bas.* Trautmansdorf erbat fich Verftärkung an Truppen, erhielt

aber

aber kaum ein Regiment, *pour encourager, dit Jos. II. un gouvernement timide.* Indessen begünstigte Holland die bewaffnete Versammlung in Breda, die bald auf 10000 Menschen sich belief, — und bald mussten sich alle kaiserliche Truppen nach Luxemburg ziehen. Nun erst beklagte sich Joseph, durch d'Alton's Berichte irre geführt worden zu seyn: nun schickte er den Grafen Philipp Cobenzl nach den Niederlanden, der aber das Verdorbene nicht gut machen konnte. S. 526. wird aus Keiths Depeschen vom Sept. 1789 erwähnt, dass Joseph II. seinen Neffen Franz habe wollen zum Röm. Kaiser wählen lassen, welches Leopold II. höchst übel genommen. S. 527. heissen die Ungern *un peuple sensible à l'honneur national.* Der Uebersetzer fügt eine Stelle aus den *lettres et pensées du Prince de Ligne publiées par Mde. de Staël* hinzu, wo Joseph II. dem Prince de Ligne gradeaus sagte: *Votre pays m'a tué.* *Coxe* entlehnt auch Manches aus *Pezzl's* Charakteristik Jos. II. *Coxe* wirft ihm in einem Athem vor: *caractère inquiet, amour desordonné pour les innovations, esprit despotique, dupplicité habituelle. Il cachoit le despotisme et l'ambition sous le voile de la bienveillance et de la philosophie.*

Als Leopold II. die Zügel ergriff, sah es trüb aus. Preussen verlangte Thorn und Danzig, dagegen sollte Oesterreich Wieliczka und einen Theil Galiziens an Polen geben, und sich gegen die Türkey zu vergrössern. Zu Reichenbach ward am 5. Aug. 1790 zugestanden, dass Preussen für jede Vergrösserung Oesterreichs gegen die Türkey ein Aequivalent haben sollte. Die französ. Umstände machten, dass Preussen auf Letzteres verzichtete, und so kam der Friede v. Szistow zu Stande, 4. Aug. 1791. Herzberg und Kaunitz verloren zu gleicher Zeit ihren Einfluss, — dem Erstern folgten Bischofswerder und Lucchesini, dem Zweyten, ohne dass er jedoch aufhörte, Staatskanzler zu seyn, Spielmann. Wie gut sich Leopold in Ungr. Angelegenheiten benahm, erzählt *Coxe*, erwähnt aber nicht, dass Izdentzi, Josephs Zögling, hierbey sein Rathgeber gewesen. In Rücksicht Belgiens habe sich Leopold zu seinem und seiner Monarchie Schaden von den Seemächten unabhängig machen wollen. Das letzte Kapitel handelt von der Zusammenkunft in Pilnitz, 27. Aug. 1791, und von Leopolds Tode, dessen Weisheit und Mässigung gerühmt wird.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Preise.

Preisfragen der physikalischen Klasse der Königlich-Preussischen Akademie der Wissenschaften. Für das Jahr 1816.

Aus einigen chemischen Wirkungen des heterogenen Lichts im Farbenspectrum scheint zu ergehen, dass die minder brechbaren Strahlen oxydirend wirken, die mehr brechbaren hingegen (mit Inbegriff sogar eines Antheils von unsichtbaren Strahlen am violetten Rande) Hydrogenation, oder mindestens Desoxydation bedingen. Mehrere Chemiker vom ersten Range haben dieses Gesetz bereits der Wissenschaft einverleibt: während andere als Resultat ihrer eigenen sehr genauen Prüfung ihr Urtheil zurückhalten, und die Induction als unvollständig ansehen. Die Wichtigkeit des Gegenstandes und die eigenthümliche Schwierigkeit der Untersuchung bewogen die Klasse, dieses Problem den Forschungen der Physiker zu empfehlen: sie verlangt eine streng-kritische, auf eigene Beobachtungen und Versuche gestützte Prüfung der chemischen Wirkungen des verschiedentlich gefärbten Lichtes, woraus ergehe:

Ob der hiebey wahrgenommene Unterschied eine spezifische ausschliessliche und durchgängige Beziehung hat auf denjenigen Process, den man durch Oxygenation und Hydrogenation bezeichnet;

oder:

Ob er sich am Ende ergebe, entweder als bloss quantitativ und abhängig von dem grösseren und geringeren erwärmenden Vermögen des heterogenen Lichtes, oder als blosse Verbindung des heterogenen Lichtes mit der reagirenden Substanz; oder endlich als eine vielfache Wirkung, die zur Zeit noch unter kein allgemeines einfaches Gesetz aufgestellt werden kann.

Eine blosse Vervielfältigung der anzuwendenden Reagentien würde vielleicht für die Lösung des Problems weniger erspriesslich seyn, als eine Methode der Untersuchung, welche die entgegengesetzten chemischen Wirkungen des Lichtes an einem und demselben individuellen Körper hervortreten liesse, durch wechselseitige Zurückführung desselben Reagens auf entgegengesetzte Zustände durch blosse Vermittelung der entgegengesetzten Qualitäten des Lichtes. Die Classe wünscht daher, ohne irgend eine andere Art der Prüfung auszuschliessen, das genaue Resultat folgender Prüfungsmethode zu erfahren. Während das gewählte Reagens durch eine so schwache Galvanische Electrisation behandelt wird, dass die Oxydation und Hydrogenation nur im Minimum eingeleitet werde, so dass an und für sich die chemische Wirkung nur nach einer gehörig langen Zeit wahrnehmbar würde: setze man die relativ-oxygenirten und hydrogenisirten Extremitäten dem Einflusse der heterogenen Lichtstrahlen aus, sowohl im Farbenspectrum selbst, als mittelst gefärbter Gläser, mit oder ohne Collectiv-Linsen. Wenn die elektrisch-chemische Wirkung beschleunigt würde durch den Einfluss des violetten Lichts auf die elektrisch-hydrogene Seite des Reagens und des rothen Lichtes auf die oxygene Seite desselben; und wenn die entgegengesetzte Combination eben so bestimmt den chemischen Erfolg hemmte, oder gar in einen entgegengesetzten verwandelte; (wozu es doch durch gehörige Abwägung der anzuwendenden elektrischen Kraft kommen

nen müsste unter Voraussetzung des erwähnten Gesetzes) dann wäre ein entschiedener Schritt gethan zur Lösung des Problems.

Die Klasse wünscht, dass in dieser Reihe von Versuchen, neben den bis jetzt gewählten Auflösungen des Silbers und des Eisens, auf die es hauptsächlich ankommt, auch andere Metall-Lösungen geprüft würden: denn es ist möglich, dass einige derselben, wie z. B. die des Zinnes, in dieser Modification des Versuches unerwartet entscheidende Resultate geben. Aus demselben Grunde kann es gerathen seyn, neben den üblichen Pigmenten des Lackmuss und des Guajaks, auch andere vegetabilische Tincturen; und neben dem Phosphor noch andere feste Körper, vielleicht selbst die Lichtmagnete, dieser Prüfung zu unterwerfen. Am glänzendsten wäre aber der Erfolg, wenn es gelänge, die Zersetzung des chemisch-reinen Wassers durch die conspirirende oder contrastirende Einwirkung des heterogenen Lichtes nach Willkür zu bedingen und zu hemmen.

Einige Züge von Gesetzmässigkeit bey der Farbengebung der Natur, vorzüglich an den verschiedenen Theilen der Vegetabilien, aus Beobachtungen abgeleitet, und mit den etwanigen Resultaten für oder wider den erwähnten Satz in genügende Verbindung gebracht, würden der Klasse erfreulich seyn als willkommene Zugabe, aber nicht als unablässliche Bedingung der Preisbewerbung.

Einsendungstermin der 31. März 1816. Die Ertheilung des Preises von 100 Ducaten geschieht in der öffentlichen Sitzung am Jahrestage von Leibnitz den 3. Julius 1816.

Ellertsche Stiftung eines Preises für Gegenstände der Agricultur-Chemie. Für das Jahr 1816.

Da die Frage über die chemische Constitution der Dammerde nur eine Preisschrift veranlasste, welche die Klasse, bey Anerkennung mehrerer Vorzüge, doch nicht als genügend erkannte; so wird dieselbe Frage mit verdoppeltem Preis für das Jahr 1816 wiederholt.

Seitdem die Natur der Dammerde (Humus) durch mehrere Physiker genauer als vorher ausgemittelt worden; seitdem man weiss, dass mit dem Namen Dammerde nur das Endresultat der Verwesung organischer Wesen bezeichnet werden darf, ohne Rücksicht auf irgend eine andere damit verbundene Erde, die verschieden wäre von derjenigen, welche durch den Verwesungsprocess aus jenen Substanzen entweder abgeschieden, oder vielleicht auch erzeugt wird; seitdem endlich als erwiesen angenommen werden darf, dass die mannigfaltigen einfachen Erden, welche die Ackerkrume bilden, bloss dazu dienen, das ihnen auf verschiedenen Wegen zuströmende Wasser festzuhalten, so wie den Wurzeln der darin wachsenden Pflanzen die erforderliche Stabilität zu geben, oder auch als eigene Potenzen auf den damit gemengten Humus zu wirken, ohne selbst als nährende Mittel in die Pflanzen übergehen zu können: so bleibt noch immer die für die verschiedenen Zweige der Pflanzencultur sehr wichtige Frage unentschieden: *Wie und auf welche Weise wirkt der Humus als ernährendes Mittel für die Pflanzen?*

Was mehrere gelehrte Physiker, besonders die Herren *Fourcroy, Hassenfratz, v. Saussure* der jüngere, *Darwin, Smithson Tennant, Carradori, Tessier, Braconnot, Einhof* und andere über diesen Gegenstand bereits gesagt und zum Theil auch erwiesen haben, besteht in einzelnen Ansichten des Gegenstandes, die, so wichtig sie auch seyn mögen, keinesweges geeignet sind, eine allgemeine Grundregel daraus ableiten zu können. Die physikalische Klasse stellt daher zur genauen Ausmittelung dieses so erheblichen Gegenstandes folgende Preisfrage auf:

Was ist Humus? Welche nähere Bestandtheile werden in jedem Humus mit Zuversicht anerkannt? Welche Veränderungen erleidet derselbe, und durch welche Potenzen erleidet er sie, um zum nährenden Mittel für die Pflanzen verarbeitet zu werden? Wie verhalten sich insbesondere in diesem Process die atmosphärische Luft, das Wasser und die im Contact stehenden Grunderden der Ackerkrume?

Kann mit Grund mehr als eine Art des Humus als existirend anerkannt werden? Ist dieses der Fall, wie unterscheidet sich der Humus nach seiner Abstammung aus verschieden-gearteten organischen Substanzen? Welchen Einfluss hat die verschiedene Grundmischung des Humus auf die Erzeugung der specifiken näheren Bestandtheile der Vegetabilien?

Die physikalische Klasse erwartet von den Preisbewerbern keinesweges eine blosse Zusammenstellung desjenigen, was über diesen Gegenstand bereits öffentlich bekannt worden ist; sie sieht vielmehr den Resultaten ganz neuer, mit möglichster Genauigkeit angestellter Versuche entgegen; nur auf solche und auf die daraus gezogenen Schlüsse kann bey den deshalb eingehenden Abhandlungen Rücksicht genommen werden.

Preis 100 Ducaten. Der Einsendungstermin und der Tag der Preisertheilung sind dieselben, wie für obige Preisfrage.

II. Vermischte Nachrichten.

Unterm 10. May 1813 hat S. Maj. der K. von Oesterreich erklärt, dass, so sehr es zum besondern Wohlgefallen Sr. Maj. gereiche, wenn Verdienste inländischer Gelehrten auch vom Auslande anerkannt werden, Höchstdieselben doch für nöthig finden, jeden ihrer Unterthanen, den die Aufnahme als Mitglied einer fremden gelehrten Gesellschaft zu Theil wird, zu verpflichten, dass derselbe vorläufig die höchste Genehmigung dazu ansuche, und vor Erlangung dieser letztern von der ihm angetragenen Ehrenauszeichnung in keinem Falle Gebrauch mache, wie denn auch diejenigen Individuen, welche vor Erlassung dieser höchsten Anordnung in auswärtige gelehrte Gesellschaften aufgenommen wurden, hiervon ihrer Behörde nachträglich die Sr. Maj. vorzulegende Anzeige zu machen haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1814.

SCHÖNE KÜNSTE.

Göttingen, b. Dieterich: *Denksprüche des Publius Syrus und mehrerer Alten*, metrisch übersetzt; und: *Der goldne Dreyfuß*, eine Erzählung von *J. L. Schwarz*, Präsident des K. W. Civil-Tribunals zu Duderstadt. 1813. 62 S. 8.

Ein würdiger, den Musen vertrauter, auch durch mehrere Erzeugnisse im Felde der schönen Literatur nicht ohne Ruhm bekannter Geschäftsmann macht hier seiner Gattin zunächst, wie wir aus der herzlichen Zueignung an diese sehen, und sodann dem Publicum, ein Geschenk mit einer metrischen Verdeutschung derjenigen achthundert und drey und sechzig trimetrischen Denksprüche, die aus den Mimen des Publius Syrus vorzüglich uns übrig geblieben, und den kritischen und erklärenden Fleiss der Erasmusse, Scaligers, Gruter, Velser u. a. sich erworben haben. Da die meisten derselben von gediegenem moralischen Gehalte sind, (dass auch manche unbedeutende und zum Theil halbwahre und schiefe darunter sind, gesteht der Uebersetzer selbst ein, s. Vorrede S. 7.) — da sie so ziemlich die Quintessenz der damaligen praktischen Sittenlehre und Lebensphilosophie enthalten, und auch charakteristisch für altrömische Geistes- und Sinnesart sind: so verdient der wackere Uebersetzer um so mehr Dank, als er sein Geschäft so wie mit Liebe und Fleiss, so auch nicht ohne Glück ausgeführt. Verdienstlicher würde vielleicht noch die Arbeit geworden seyn, wenn der Verdeutschung sogleich der Text wäre untergelegt oder hinterher beygefügt worden, da er nicht zu vielen Raum hinweggenommen hätte. Der Vf. hat sich der möglichsten Treue beflissen, und sein Original in Einem Jamben oder diesem nahe kommenden Vers zu geben sich bemüht. Wo diess nicht ausführbar schien, hat er sich einen zwölf- und dreyzehnfüssigen Alexandriner gestattet, und, reichte er auch mit diesem nicht für die Darlegung desselben aus, was die energische Kürze des Originals andeutete: so nahm er zu einem zweyten Verse seine Zuflucht; was aber nur sechszehn Mal der Fall war. Er benutzte die berühmten Erklärer und folgte ihrer Autorität, ohne eigene Selbstständigkeit seiner Ansicht zu verläugnen. Bey abweichender Meinung gab er seine Gründe immer in Anmerkungen an. So z. B. schon beym achten Spruche: „*adulter est uxoris amator acrior*," den Hr. S. zwar nach der Erklärung der älteren Commentatoren übersetzt:

Sein Weib zu feurig lieben, ist ein Ehebruch;

in der Note aber doch, unzufrieden mit dem Sinne der gewöhnlichen Interpretation, als ob zu feurige physische Liebe zu der Frau die Liebe zur Buhlerin gleich komme, als einer gezwungenen Interpretation, den Vorschlag macht, nach *adulter* ein Comma zu setzen, und den Vers so zu geben:

Ein Ehebrecher liebt sein Weib am stärksten.

Diess soll sich, meynt er, natürlicher daraus erklären, dass der Mann, der seiner Frau eine andere vorzieht, der seinigen, um diese Liebe zu verbergen, um so eifriger den Hof zu machen pflege, auch, indem er sie den Beschwerden des Wochenbetts zu entziehen sucht, einen höheren uneigennützigeren Grad der Liebe für sie zu haben schiene (?) — Wir zweifeln sehr, ob diese Erklärung natürlicher und richtiger ist, und ob dann der Römer den Ausdruck *amator* würde gebraucht haben, oder brauchen können. — Eher möchten wir noch, wenn ja die gewöhnliche Erklärung nicht genügen sollte, annehmen, *uxoris* sey nicht vom eigenen, sondern von einem fremden Weibe zu nehmen; und der Sinn sey, nach einer strengern Moral, der: *Heftigere Liebe gegen ein fremdes Weib* sey, ohne den Act des Ehebruches selbst, schon dem Ehebruch gleich zu setzen. Dass *alienae* in diesem Falle nicht dabey steht, dürfte um so weniger irren, als diese Sentenzen aus dem Zusammenhange herausgerissen sind; ein Umstand, der ihre Erklärung freylich oft erschwert, und jenes vielleicht die Auslassung entschuldiget hätte. Auch bey dem 9ten Vers:

aes debitorem leve, grave inimicum facit,

finden wir die Vermuthung des Uebersetzers zu gewagt. Im fortlaufenden Texte wird zwar nach der gewöhnlichen, wie uns dünkt, ganz natürlichen Erklärung übersetzt:

Die kleine Schuld macht Schuldner, Feinde macht die grössre.

In der Anmerkung aber, weil dieser Sinn dem Vf. nicht klar ist, wird der Vorschlag gemacht, *leve*, *grave* in der Bedeutung zu nehmen, *quod tibi leve — grave est* oder *fit* (durch den Gläubiger nämlich), dass der Sinn wäre, nach folgender angegebener Uebersetzung:

Drückst du den Schuldner nicht, so bleibt er Schuldner,
Fällst du ihm schwer, so wird ein Feind aus ihm.

Wir zweifeln wieder, ob in diesem Falle die Sentenz gut römisch ausgedrückt wäre. Der Sinn derselben:

Zum Schuldner macht nur die kleine Schuld, die grössre zum Feind,

wie

wie Rec. lieber den Vers überfetzen möchte, ift ja nicht, wie es bey folchen Sprüchen fich ohnehin verfteht, als allgemein geltender Satz, fondern nur als ein in der Erfahrung öfter vorkommender zu verftehen. — V. 109, wo in den gedruckten gewöhnlichen Ausgaben fteht:

Brevis mens ipsa est memoriae iracundiae,

was, wie die drey Varianten der MSS., keinen rechten Sinn giebt, folgte der Vf. mit Recht der glücklichen Gruterfchen Conjectur: *breviffima esto memoria iracundiae*, und überfetzt: *Kurz fey bey dir des Zornes Angedenken.* Der Superlativ, dünkt uns, hätte doch follen hier ausgedrückt werden, etwa:

Aufs kürzefte fey des Zornes Angedenken dir.

Ueberhaupt hätte die oft glückliche Verdeutfchung durch genauere Beobachtung der eigentlich trimetrifchen Form noch mehr gewonnen:

V. 423. *mora cogitationis, diligentia est.*
„Beym Denken fich verweilen, das ift Fleifs."

S. 31. wird die Lesart *diligentia* vom Ueberfetzer mit Recht gegen den Zweifel von *Gruter* und deffen Vorfchlag, *diffidentia* zu lefen, in Schutz genommen. Aber weniger können wir billigen, was der Ueberfetzer S. 32. V. 430.

Mulier cum sola cogitat, male cogitat,
„Ein Weib, das einfam denkt, denkt fchlecht"

gegen *Gruter's* und *Zwinger's* Erklärung diefes Verfes einwendet. Allerdings enthält der Vers eine Invective gegen das weibliche Gefchlecht, und kann nichts anderes enthalten. Man ift folche Ausfälle ja an den ernfthafteften Römern, einem Seneca z. B., genug gewohnt, und die Römerinnen liefsen es auch an Stoff dazu nicht fehlen. Die mildere Auslegung, die der Vf. verfucht, wohl der würdigen *Doris* gegenüber, der das Werkchen zugeeignet wird, ift wenigftens nicht, wie er meynt, auch die zwanglofere:

„Ein Weib (S. 32.), das ohne Beyftand des Mannes (*sola*)
„denkt, denkt nicht in der gehörigen Form (*male*)"

oder mit einem Jambus:

„Ein Weib, das für fich felbft denkt, denkt nicht
richtig."

Weder *male*, noch *sola*, noch die Ehre des fchönen Gefchlechts felbft, die der Vf. auf diefe Weife zu retten denkt: denn auch fo genommen werden die Damen fich nur wenig gefchmeichelt finden, laffen diefen Sinn zu. Dagegen gefällt uns die Erklärung vom 586ften Vers:

„Ein Minderjähriger ift ein junger Geizhals,"

gegen *Gruter* und andere, die den Spruch eigentlich nehmen, beffer, wenn der Vf. ihn blofs für eine witzige Redensart nimmt, der Minderjährige gleiche dem Geizigen darin, dafs er nie Gelds genug von feinem Vormunde bekommen könne, nur mit dem Unterfchiede, dafs, wo jener es auffpart, diefer es vergeudet. Den V. 579. auf ebenderfelben S. 38, wo der Text liest: *Prudenti ftultus etiam fermonis jocus est*, überfetzt der Vf. zwar nach der Gruter'fchen fcharffinnigen Aenderung: *prudentis vultus etiam fermonis loco est:*

„Des Weifen Miene gilt für eine Rede,"

nimmt fich in der Anmerkung aber doch der, wie gefagt wird, ohne allen Grund verworfenen Vulgata an, *weil es unter den ernften Weifen alter und neuer Zeit Narren genug gegeben, die jeden Scherz für thöricht gehalten.* — Wir finden diefe Entfchuldigung darum nicht statthaft, weil die befondere Schattirung eines folchen affectirten *prudens* — nämlich *qui patruum fapit, Catonem, avunculum* etc. — dann fehlte, und die allgemeine Bezeichnung eine folche pedantifche *Art* nie einfchliefsen kann. Wir geftehen es, auch die, obfchon finnreiche, Gruter'fche Conjectur hat für uns etwas zu Gefuchtes, und die gewöhnliche Lesart bietet in keinem Falle einen, wie wir glauben, fchicklichen Sinn an. Wie, wenn urfprünglich blofs nichts geftanden hätte, als:

Prudenti multus etiam fermonis jocus est;

oder:

Prudentis — — *fermoni* — — .

Aber dann fehlte dem Spruche das Pikante, das von folchen der Aufbewahrung würdigen Sentenzen erwartet wird? — Aber wie manche ftehen da, die nicht mehr Pikantes haben, und blofse Gemeinplätze find, und als gelegenheitlich da und dort angeführte Stellen in folche Sammlungen aufgenommen wurden! V. 676. lieft der Vf. mit *Gruter* ftatt *remedium: remigium — fraus est contra flumen quaerere*, und überfetzt:

Vergeblich ifts, ftromauf das *Ruder fuchen* (?)

fagt aber in der Anmerkung, es gebe nur einen halbwahren Sinn, da man auch gegen den Strom rudern könne. Die wahre Lesart oder der echte Sinn der gangbaren, den der abgeriffene Zufammenhang des Verfes mit vorhergegangenen vielleicht anböte, fcheint noch zu erwarten. — Warum im V. 781. *confcientia amici nullius linguas invenit preces*, wie die Zweybrücker Ausgabe lieft (*Gruter* vermuthet: *confcientia animi*), *gar keinen* Sinn gebe, wie der Vf. in der Anmerkung (S. 46.) fagt, fehen wir nicht ein. Man darf nur interpungiren: *confcientia, amici, nullius l. i. p.*, und annehmen, der Redende habe fich mit diefem Spruche an die umftehenden Freunde gewendet: Es bleibt dann derfelbe Sinn, den der Vf. nach feiner befondern Anficht, wie er fagt, fo ausgedrückt:

Ein bös Gewiffen kann in keiner Sprache beten.

V. 788. nimmt fich der Vf. ebenfalls bey der Sentenz: *effe neceffe est vitia minima, maximorum maxima*, die er zwar unverändert überfetzt:

Die kleinen Fehler find die gröfsten bey den Grofsen,

doch einer andern in einigen Codd. vorkommenden wieder in der Note gegen *Gruter* an: „*neceffe est minima effe maximorum vitia*," und fucht die Gültigkeit des hier enthaltenen Satzes durch eine drollichte Anek-

Anekdote von einem Zeitungsschreiber zu erläutern, der es einem Kurfürsten von Kölln zu grossem Verdienste der Mässigung öffentlich anrechnen konnte, dass der geistliche Fürst die achtzehen Bouteillen Rheinwein, die er täglich zu trinken gewohnt war, bey einer ihm zugestossenen Unpässlichkeit, aus höchsteignem Antrieb auf zwölf zu reduciren sich gnädigst entschlossen. Bey dem 814ten Vers:

Mors infanti felix, juveni acerba, sera nimis seni.
„Dem Kinde kommt der Tod zum Glück, dem Jüngling bitter,
„Dem Greise nur kommt er zu spät"

möchte Hr. *Schwarz* für *sera nimis seni: sera nunquam seni*, sich dabey auf die Erfahrung beziehend; allein man darf nur den Satz statt subjectiv, objectiv nehmen, so fällt aller Anstoss ganz hinweg. Auch *Gruter* verfehlte es hierin in seiner Auslegung. Von subjectiver Beziehung bey dem Kinde kann ja ohnehin nicht die Rede seyn.

Was wir angemerkt haben, wird der Vf. als ein Zeichen der Achtung und des Vergnügens, womit Rec. sein Werkchen durchgelesen hat, hoffentlich aufnehmen. Die angehängte poetische Erzählung: *Der goldene Dreyfuß*, ist eine unterhaltende launische, das Heitere mit ernsterer Beziehung verknüpfende, Dichtung. Sie ist in gereimten ungleichen Jamben, worin der Anapäst, ungefähr wie im Wielandschen Amadis, häufig spielt. Sie würde noch mehr gefallen, wenn auf die Versification mehr Sorgfalt gewendet, die Abschnitte nicht oft unrichtig angebracht, und die Anapäste selbst für vortheilhaftere Wirkung gehöriger angewendet oder gar weggelassen worden wären. Stellen, wie folgende, kommen nur zu häufig vor:

Voll Hoffnung eilte die Gesandtschaft nach Prime,
Wo Bias abgetreten von der Scene
Der Welt ein beschauliches Leben führte,
So wie es nur dem Jünger des heiligen Bruno gebührte.
u. s. w.

Doch man vergesse nicht, dass wir es hier eigentlich mit einem Dilettanten zu thun haben, und nehme die freundliche Musengabe auf, wie sie gegeben wird.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Bremen, b. Heyse: *Was hat das wiedergeborne Deutschland von seinen Frauen zu fordern? Beantwortet durch eine Deutsche.* Zum Besten der unglücklichen, aus ihrer Vaterstadt vertriebenen, Hamburger. 1814. VIII u. 32 S. kl. 8. Mit buntem Umschlage.

Das Vorwort enthält folgende historische Angaben: Der Marschall Davoust sucht mit 20 bis 25000 Franzosen die von ihm zu einer starken Festung umgeschaffene Stadt Hamburg zu behaupten. Um diess länger zu können, läst der Barbar 600 Waisenkinder, alle Verbrecher des Spinnhauses, unter denen sich die gefährlichsten Bösewichter befinden, und die Kranken des sogenannten Krankenhofes, nebst den sich darin befindenden Wahnsinnigen, zu den Thoren hinaus bringen, sie auf offener Landstrase ihrem Schicksale überlassend. Von den Wahnsinnigen sah man nachher Mehrere auf freyem Felde umherirren; von den Kranken starben, als sie an die scharfe schneidende Luft kamen, gleich vierzig. Ferner wurden 43000 andre schuldlose Bürger vertrieben. In finstrer Nacht wurden sie aus ihren Betten gerissen, und ihnen geboten, sich augenblicklich aus der Stadt zu entfernen. Nicht einmal so viel Zeit liess man ihnen, das Unentbehrliche mitzunehmen; das Treiben und Drängen war so arg, dass manche wehklagende Mutter sogar ihre Kinder darüber verloren. So, in der rauhesten Jahrszeit der ganzen Strenge der Winterkälte, der bittersten Noth des Lebens, preisgegeben, irrten sie, zum Theil barfuss, umher, bis sie in den Städten *Altona, Bremen, Lübeck, Lüneburg, Rendsburg, Wismar, Rostock* u. s. w. eine mitleidige Aufnahme fanden. Aeusserst menschlich, theilnehmend und hülfreich wurden sie von diesen Städten aufgenommen; aber die sich noch täglich vermehrende Menge dieser Unglücklichen ist so gross, und ihre Bedürfnisse sind so mannichfaltig, dass man für sie auch anderweitige Unterstützung wünschen muss. Diess harte Schicksal der unglücklichen Bürger einer vormals so blühenden Handelsstadt dem Herzen der Deutschen nahe zu legen, ist der Zweck dieser Bogen. Unglaublich viel wird freylich in jenen Städten für diese Bedauernswürdigen gethan; die Mildthätigkeit der ersten Christen gegen die um ihres Glaubens willen Vertriebenen erneuert sich in denselben; sie sind eine Herberge für viele Tausende geworden; glaubwürdig weiss es z. B. der Vf. dieser Anzeige, dass in einer dieser Städte im Anfange des Februars schon 6000 solcher Flüchtlinge waren, und mehrere Tausende noch erwartet wurden. Beynahe über Vermögen strengt man sich an, um den grausam aus ihrem Eigenthum Verstossenen beyzustehen; aber was ist alles, was gethan wird, gegen das Elend, dem gesteuert werden sollte? Die Verfasserin dieser Blätter schränkt sich inzwischen nicht darauf ein, die *Mildthätigkeit* der Deutschen für diese Opfer der empörendsten Maassregeln anzusprechen; sie wendet sich zugleich an ihr Geschlecht, um dasselbe zum *Heldensinn* einer edlern Vorzeit, dann aber auch zu der alten *Einfalt des Lebens*, zu der alten *Strenge und Keuschheit der Sitte*, zu der alten *Frömmigkeit* zurückzurufen. Und sie spricht mit Feuer, mit eindringender Kraft, mit der Begeisterung einer durch seltenen Jammer aufgeregten Prophetin. „Auf! Auf! Die Zeit dringt mächtig! Unaufhaltsam eilt sie davon, die rasche, schnelle. Bringet sie zum Stehen durch gediegene Werke! — — Deutsche Jungfrau, dulde es nicht, dass der Arm eines Feigen dich umfange, dass eine Brust dich an sich drücke, die nie die edelsten Gefühle der Menschheit weiteten! Deutsche Mutter, reiche du selbst deinem waffenfähigen Sohne das Schwert, ihm vermählend die Eisenbraut durch deinen mütterlichen Segen, und fühle dabey etwas von dem Sinne, mit dem einst Spar-

Sparta's Mütter ihren Söhnen den Schild reichten, begleitet von den Worten: *Nur mit diesem oder auf ihm!* — — Seyd eingedenk der Carthaginenserinnen, die, als Carthago hart bedrängt war, all ihr Geschmeide hergaben, damit Waffen daraus geschmiedet würden, die sich freywillig ihr schönes, langes Haar abschnitten, damit man Bogensehnen daraus drehe, von denen sich sogar, als dem Feinde nicht mehr zu widerstehen war, ein großer Theil mit allem übriggebliebenen Hab und Gut in die Flammen stürzte, um nicht sklavisch den höhnenden Siegern in die Hände zu fallen. — — Fern jede Unzüchtigkeit in Geberden, Worten und Werken! Fern jede Entweihung innerer Reinheit und äußerer Anständigkeit! Fern die immer herrschender werdende Lust, sich schamlos zu kleiden! Fern von jeder Frau alle unkeusche Buhlerey mit andern Männern, alle häßliche Eroberungssucht! — — Es entweiche die flache Aufklärerey, die uns ausgeleert hat von allem Höhern und Tiefern, was die Menschheit verklärt hat, die Ruchlosigkeit, der nichts wahr ist, als was sie mit den Händen betastet, und mit dem Verstande begreift, der seelenlose Unglaube, der unser Geschlecht zum Viehe erniedrigt, das auf dem Bauche kriecht und Erde isst." Hoffentlich wird sich diese edel strenge, edel zürnende *Prophetin* noch zu einer milden *Evangelistin* verklären, in welcher sich der Geist des Herrn durch ein mildes sanftes Säuseln ankündigt.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Gelehrte Gesellschaften.

Am 10ten Januar d. J. hielt die Königl. Warschauer Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften ihre öffentl. Sitzung. Hr. Staatsrath *Staszitz*, Praeses d. Gesellschaft, stattete einen Bericht von seiner vierjährigen Amtsführung und den Arbeiten der Gesellschaft während dieser Zeit ab. Dann machte er die Wahl von neuen außerordentlichen Mitgliedern bekannt, als: Hr. *Karl Glotz*, Gutsbesitzer im Posener Departement, dessen Abhandlung: „über die Ursachen von Viehseuchen und ihren Heilmitteln," vor zwey Jahren von der Gesellschaft mit einer goldenen Medaille gekrönt wurde, und der außerdem der Gesellschaft mehrere die Landwirthschaft betreffende treffliche Abhandlungen übersandt hat; Hr. *Simon Bielski*, Piarist, Vf. mehrerer zur Kirchengeschichte gehöriger Werke in polnischer Sprache, wie auch der *Vita quorundam e congregatione Schol. piar.* (wovon eine Recension in der A. L. Z. 1813 Nr. 99. befindlich ist); Hr. *J. Jos. Kausch*, Dr. Med. in Schlesien, bekannt durch seine medicinischen Schriften und durch die während seines Aufenthalts in Polen herausgeg. Nachrichten von diesem Lande (im J. 1793.); Hr. *Felix Bentkowzki*, Prof. der Geschichte am Warschauer Lyceum, Vf. eines *Handbuchs der polnischen Literaturgeschichte* (polnisch) in zwey Octavbänden, wovon der *erste* 1813 erschienen, am *zweyten* aber gedruckt wird; Hr. *Johann Kruszyński*, Generalsecretär im Schatzministerium, dessen musterhafte Uebersetzungen einiger Tragödien von Racine, und verschiedener englischer Poesien, dem Publicum bekannt sind; Hr. *Adalb. Szweykowzki*, Domherr zu Plotzk, Prof. der Beredsamkeit am Warschauer Lyceum und Mitglied der Commission zur Abfassung der Elementarwerke; Vf. des Werkes: *Vergleichung der höheren Schulen Polens mit ähnlichen Anstalten Deutschlands*, in polnischer Sprache. Darauf las derselbe Hr. Canonicus *Szweykowzki* eine Lobrede des zu früh für die Wissenschaften verstorbenen Piaristen *Gorski*; dann sprach Hr. Prof. *Bentkowzki* von dem Leben und den Verdiensten *Joh. Livet's*, Professors der höheren Mathematik an der Warschauer Ingenieurschule, Mitglieds der Gesellschaft. — Hr. Geheim-Archiv-Director und Notar des Herzogthums, *Valent. Maiewski*, las eine Abhandlung voll von gelehrten Forschungen, über die Diplomatik, mit besonderer Hinsicht auf alte polnische Urkunden. Hr. Gen. Secr. *Kruszyński* beschloss die Sitzung mit Vorlesung eines Auszugs aus seiner Uebersetzung der Virgilschen Landwirthschaft.

II. Vermischte Nachrichten.

Die Diöcese des griechisch-kathol. Bischofs zu Munkáts (deren Vertheilung durch Errichtung eines gleichen Bisthums in Eperies im Werke ist) zählte im J. 1810. 729 Pfarrer, darunter 559 ruthenische, 170 walachische, und 550,000 Seelen. Zu Unghvar besteht ein Seminarium von 40 Zöglingen der Theologie; einzelne Alumnen dieser Diöcese werden nach Wien ins Convict und ins Pesther Seminar gesandt.

Die Normal-Hauptschule in Wien zählte im J. 1812. 983 Schüler; die damit verbundene Sonntagsschule für Erwachsene 200 Schüler.

In Böhmen gab es im J. 1811. 3368 schulfähige, und 3048 die Schulen wirklich besuchende Kinder beider evangel. Confessionen.

In Mähren und Schlesien gab es im J. 1812. 2119 Gymnasial-Schüler, 404 Philosophen, 37 Chirurgen, 71 Juristen, 252 Theologen zu Olmütz. Gegen 1811. hatte die Zahl der Studierenden um 146 abgenommen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1814.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Landshut, b. Krüll: *Grundlinien der Arithmetik des menschlichen Lebens*, nebst Winken für deren Anwendung auf Geographie, Staats- und Natur-Wissenschaft, von Dr. *Wilhelm Butte*, königl. bayer. Hofrath und Prof. in Landshut. 1811. XXXIV und 420 S. gr. 8. Nebst 9 Tabellen. (2 Rthlr. 12 gr.)

Wenn auch dem Rec. diese Schrift, in Hinsicht auf die Hauptidee, dem Vf. nicht gelungen zu seyn scheint, so nimmt er doch keinen Anstand, dieselbe, des vielen Guten wegen, das sie besonders in ihrem praktischen Theile enthält, denkenden Lesern zu empfehlen. Der Prolog (von S. III bis XXIII.) *über den Standpunkt, aus welchem die Arithmetik des menschlichen Lebens studirt werden soll*, erregt grosse Erwartungen, erinnert jedoch zugleich den nüchternen Leser, sich in diesen Erwartungen zu mässigen. Man habe — heisst es hier — für die *politische Arithmetik*, in welche diese Wissenschaft zunächst einschlage, fleissig und treu gesammelt u. s. w., sich aber nirgend zur Erforschung der ewigen und einfachen in den Gestirnen und jenseit der Gestirne liegenden Gesetzen ihrer Erscheinungen erhoben. Ueber das Chaos der durch sie aufgethürmten Masse malte den Weltkindern blosser *Zufall*, den die Klügern, wegen des darin beobachteten *Rhythmus* vergöttern; andre sehen die Hand der Vorsehung darüber, jedoch nur als zunächst auf die Schicksale der Menschen beschränkt, oder als ein Geschäft, das der Gottheit viel Last verursache; wenigen erscheine die Gottheit in der *höchsten Einfachheit der ewigen Weisheit*. Ihre allumfassende *Liebe* sey ausgebreitet als *räumliche Natur*; ihre allumfassende *Macht* schreite einher als Bestimmung, Schicksal und *Zeit*. Die Vernunftwesen, die Miterben des Willens und der Macht seyen die *Boten der Zeit*. Der gelehrte und originelle *Malthus* schwebe zwischen Zufall und allbeschäftigter Vorsehung, und sehe darum alles in einem eignen oft falschem Lichte. In der ersten Kindheit der Zeiten haben Propheten und Weise von den einfachen Urgesetzen der erschaffenen Dinge geträumt, für deren äussere Umrisse unter andern auch *Zahlen* gegolten hätten; nachher habe man davon immer weniger vernommen u. s. w. Endlich reife die Wissenschaft, wenigstens auf einigen ihrer Punkte dem Eintritt ins *Stadium ihrer höhern Vollendung*, welches Glück der *Wissenschaft in Zahlen* unter den ersten zu Theil werden müsse, weil nur mathematische Klarheit und Consequenz siegen könne über die opake Leiblichkeit modernen, für Wissenschaft geachteten Wissens. Indessen müsse diese Wissenschaft nicht abermals ein Traumbild geben, sondern trachten, die darin verhüllete Wahrheit im Lichtgewande der deutlichen, also möglichst philosophisch - mathematischen Erkenntniss auftreten zu lassen. — Der Vf. gehöre nicht zu den Mystikern; sein Ideal, das er jedoch oft, zum Theil wegen seines viel schwierigern Gegenstandes, nicht erreicht habe, sey nicht *Jacob Böhme* sondern *Galilei*; er habe die Hauptidee schon vor vielen Jahren erblickt und sie *mit einer solchen Innigkeit des Gemüths lieb gewonnen, dass es ihm unmöglich war, von ihr zu lassen*; er wolle im Verfolgen ihrer entweder wissenschaftlich untergehen, oder ihr nähere Offenbarung abgewinnen. Erst seit zwey Jahren könne er sich etwas freyer in der Messung eines Lebens bewegen, dessen Pulse in den Adern des Menschen und in den Rotationen der Sphären *zusammenhängend* schlagen. Durch die deutliche Erkenntniss: dass die *Zeit* kein Resultat, und noch weniger ein Accidens der *Räume* und der schlechthin sogenannten Natur, sondern nur etwas(?) sich selbst Gleiches und in sich vollendet Geschlossenes sey, habe er zwischen der Erde und ihrem Menschen das Verhältniss zwischen Raum und Zeit entdecken, und so auf jene Sätze kommen müssen, welche zur Enthüllung der Einseitigkeit eines jeden Materialismus beytragen, und eine totale Umbildung der Geographie in ihren echt wissenschaftlichen Momenten herbey führen sollten. — Der Gegenstand seiner Schrift habe eine unendliche Tiefe, und scheine mit *jeder* Wissenschaft in *wichtigen Beziehungen* zu stehen, von welchen er nur die zu nahe liegende in den Gesichtskreis der Kenner gebracht habe. Der Kritiker solle ihm Schritt vor Schritt folgen, seine Schrift nicht nach den Eigenheiten irgend einer philosophischen Schule beurtheilen, jedoch zeigen, was der Vf. habe leisten *wollen*, wo er sich seinem Ziele *näherte* und wie und wo er es *verfehlte*. Rec. wird es sich vorzüglich angelegen seyn lassen, die Leser mit dem Inhalte dieser jedenfalls genialischen Schrift bekannt zu machen, deren Inhaltsanzeige von S. XXIII bis XXXV. fortläuft. — Die drey Seiten einnehmenden Aeusserungen des Vfs. gegen die Heidelberger Recensenten zweyer seiner frühern literarischen Producte stehen hier ganz am unrechten Orte.

Theoretischer Theil. *Grundlinien der Arithmetik des menschlichen Lebens. Einleitung* (S. 1 — 10.). Der Vf. nennt hier die Arithmetik des menschlichen Lebens den bey weitem interessantesten Theil der sogenann-

nannten politischen Arithmetik; er hat aber damit nur eine ihrer *zufälligen* Stellen angezeigt, da nicht bloss die Politik, sondern auch die Makrobiotik, die Lehre von den Leibrenten u. s. w. sich ihrer bedienen und sie *wesentlich* der *Naturlehre des Menschen* angehört. Ueberhaupt ist der Name *politische Arithmetik*, — in so fern darunter keine in politischen Grundsätzen gegründete Rechenkunst verstanden werden kann, die Arithmetik aber andrerseits auf was immer für Gegenstände und zu was immer für Zwecken sie angewendet werden mag, immer dieselbe bleibt — eben so unrichtig, wie es ganz zwecklos seyn dürfte und vielleicht auch zur Einseitigkeit verleitend, gewisse für die Politik und von derselben angestellte Berechnungen unter den Wissenschaften besonders abzuhandeln, wiewohl dergleichen zusammengetragene Rechnungen in der Ausübung den Nutzen der leichtern Uebersicht gewähren mögen. Aber auch von alle dem abgesehen, so vermisst man doch hier den Haupttheil in der Charakteristik des Definiendums, nämlich die Merkmale der Art: denn die Grösse des Interessantseyns ist zu individuell-subjectiv und *zufällig*; ja sie kann nicht einmal deutlich gedacht werden, so lange der Gegenstand, welchem sie beygelegt wird, nicht nach seinen *wesentlichen* Merkmalen speciell bezeichnet ist. Diese Bezeichnung wollte der Vf. im Erlanger allgemeinen Kameral-Correspondenten, Jahrg. 1811. Nr. 16., wo er selbst sein Buch anzeigt, nachtragen, erklärend: er verstehe unter Arithmetik des menschlichen Lebens *die Wissenschaft der in Zahlen ausgedrückten Verhältnisse, nach welchen die Darstellung des Menschen in der Zeit, d. h. die Entwickelung und Dauer der menschlichen Vitalität gesetzlich projectirt wurde.* Allein, abgesehen davon, dass diese Definition wieder das Merkmal der Gattung nicht enthält, und sich eines Merkmals bedient, das selbst einer weitern Erklärung bedurfte, so drückt diese abermalige Erklärung nicht einmal aus, dass auch von der Zeit der einzelnen *stufenweise* gehenden Entwickelungen des *dreyfachen* menschlichen Lebens — der Gattung und der beiden Geschlechter — die Rede sey; die ganze Erklärung ist mithin *nicht deutlich*, so wie sie andern Theils *zu eng* ist, in so fern das Definiendum nicht bloss die *Verhältnisse* der Zeittheile, binnen welchen gewisse Entwickelungen des menschlichen Lebens erfolgen, sondern auch die *Quantität* jener Zeittheile zum Gegenstande haben muss: so wie auch das *Räumliche* von ihm zur Ungebühr ganz ausgeschlossen seyn dürfte.

In dem Buche Nr. II. S. 5. hat indessen der Vf. die Tendenz des Buchs Nr. I., und mithin auch die Arithmetik des menschlichen Lebens deutlicher ausgesprochen, als einen *Versuch, die ewigen Gesetze in der Entwickelung des Menschen in der Zeit, sowohl im Leben der Gattung, als im Leben der Geschlechter zu enthüllen*, d. h. anzugeben, mit welchen Zahlen jedes derselben exponirt und wie der Rhythmus dieses dreyfachen Verlaufs sey; auch hat er I. §. 3. dieses dreyfachen Lebens erwähnt, das er in den folgenden Abschnitten einzeln abhandelt; übrigens ist wirklich zu bedauern, dass die treffende Erinnerung an die nothwendige Einigung der Wahrnehmung mit der Speculation (§. 4.) noch immer nicht oft genug wiederholt ist. §. 5. nennt der Vf. seine Vorarbeiter mit der ihnen gebührenden Achtung; da diese Schrift aber nicht bloss für Gelehrte von Profession, sondern auch, wie in der Vorrede gesagt wird, für den denkenden Geschäftsmann bestimmt ist, so hätten neben den Namen der Schriftsteller auch die Titel ihrer Schriften angeführt werden sollen.

Erster Abschnitt: *Ideen über den Typus des menschlichen Lebens* (S. 11 — 36.). Einleitend sagt der Vf.: er meine hier nicht die durch Abstraction von aller Materie und Individualität künstlich *getödteten* Zahlen des reinen Mathematikers, welche als *blosse* Formen immer an einem Etwas gedacht werden müssen, sondern die *lebendigen* Zahlen der allbildenden Natur, wo Form und Meterie Eins sey, und er beweiset (auf 7 Seiten!) dass er nur diese lebendigen Zahlen habe meynen können. Ueber das Thema selbst lesen wir im Betreff des *Gattungslebens* §. 8. folgendes: Ein vollkommen durchlebtes menschliches Leben vollende sich in einer *aufsteigenden* und in einer gleich grossen *absteigenden* Linie; jene unter Vorherrschaft des *physischen*, diese unter der des *psychischen* Princips. Da wo beide Linien bey weiterer Fortsetzung derselben einander schneiden würden, sey für jedes menschliche Individuum *der Punkt der Reife*, den wir *Zenith* oder Kulminationspunkt nennen, und der von der einen Seite Hochpunkt und von der andern Fallpunkt sey. §. 9. Das Leben, als ein in sich geschlossenes Ganzes sey getheilt in Perioden und Epochen in unter sich genau abgemessenem Verhältniss; denn diesem Leben müsse ein Rhythmus seines Verlaufs bestehen, in ihm müsse Harmonie seyn. Der Vf. kehrt sich nicht daran, dass, so lange diess nicht bewiesen ist, die daraus entnommene Beweisführung nichts als eine *petitio principii* ist, und er setzt noch ausdrücklich hinzu: man erwarte demnach, dass die Dauer des *Zeniths* gleich seyn werde der Dauer der ersten Niedrigkeit und Schwäche; d. h. der *Abgelebtheit*. Diess sey eine Forderung der philosophirenden Vernunft, die vor allem im Verlauf *menschlichen* Lebens feste Ordnung und Abgemessenheit suche. Ob die philosophische Vernunft zu dieser Forderung berechtiget sey, und wie sie auch wirklich grade das hier ausgesprochene finde? darüber erfahren wir hier nichts, sondern nur ferner: dass sich in dem zwischen der Kindheit und dem Zenith, und zwischen diesem und der Abgelebtheit liegenden Zeitraum diese drey Hauptpunkte so theilen, dass der Zenith als Hochpunkt und als Fallpunkt auf jeder Linie eine Portion bekomme; jede dieser Portionen eine doppelte seyn müsse, damit Schwäche und Kraft auf beiden Linien räumlich gleich seyen, und er selbst nicht in die zu theilende Masse geworfen werden dürfe; weil nur dadurch Schwäche und Kraft unter der schlechthin nothwendigen Vorherrschaft der Kraft in Ruhe und Harmonie kommen können. Diesen Kraftüberschuss nennt der Vf. die *Kapitalistische Zeit*, und

und frägt: ob derselbe nicht das Fortschreiten der Menschheit bedinge? Weiter unten (S. 51.) läfst er durch denselben die Feyertage und die Erhaltung der Kinder, Schwächlichen, Abgelebten und vielen andern an körperlichen Arbeiten nicht theilnehmenden, bedingt seyn. Wir hätten bis jetzt, heifst es §. 11. ferner, folgendes Schema gefunden:

I. Periode der *Jugendschwäche.*
1) Epoche der ersten Ausbildung, *Kindheit* - - - - - $= 1^a$
2) Epoche der zweyten Ausbildung, *Pubertät* - - - - $= 1^a$
2^a.

II. Periode der *Kraft.*
1) Epoche der *aufsteigenden Kraft* (gleich der Periode der Jugendschwäche) - - - - $= 2^a$
2) Epoche des *Zeniths* (gleich der Epoche der Kindheit) - $= 1^a$
3) Epoche der *sinkenden Kraft* (gleich der Periode der Altersschwäche) - - - - $= 2^a$
5^a.

III. Periode der *Altersschwäche.*
1) Epoche des *ersten Seniums* (gleich der Epoche des Zeniths oder der Kindheit) - $= 1^a$
2) Epoche des *zweyten Seniums* - $= 1^a$
2^a.

Summe der Summen 9^a.

Die *Einheit* dieser mit *a* bezeichneten Gröfse, oder die Zahl welche in jedem *a* gesetzt wurde — und die (§. 12.) nach dem Verhältnifs des Menschen zu seiner Erde, und dieser zur Sonne, tropische Jahre ausdrükken müsse — lehrt der Vf. §. 13. so finden: Es gebe unverkennbar drey Perioden des menschlichen Lebens; die vollkommnere davon zerfalle in drey Epochen, von welchen die vollkommenste wieder drey Unterabtheilungen habe, nämlich den Zenith engsten Sinnes, einen Abschnitt auf der aufsteigenden und einen auf der absteigenden Linie; es liege also *Dreytheiligkeit* ganz in der Mitte der zu lösenden Aufgabe, zu deren Beachtung man überdiess geführt werde, dadurch (!) dafs das ewig Eine Wesen der Gottheit nächst seiner *Einheit* die Entzweyung der *Allmacht* und der *Alliebe*, mithin Dreytheiligkeit offenbare; und dadurch (!) dafs die Natur dem Menschen *räumliches Ebenmaafs* in Dreyheit verliehen habe. Rec. hält es für überflüssig, sich über diese *Prämissen* zu erklären, da die daraus gemachte *Folgerung* inconsequent ist und referirt blofs ferner, dafs nach dem Vf. die Zahl, welche wir in so vielen *gemeinern* Schöpfungen als das *Muttermaafs* erkennen, jedoch der Projection des Königs der Erdschöpfung nicht entsprechen könne, wiewohl die Natur sich von ihrer 3 Hinsichts des Menschen nicht werde lossagen können und mögen, und daher nothwendig auf die vollkommnere 3, d. h. die 3 im Quadrate verfiel; der Schlüssel zum Geheimnifs im Typus des zeitlichen Lebens des Menschen in der Gattung also sey $3^2 = 9$ und 9^2 oder $3^4 = 81$, und die hiernach sich ergebende Projection: *aufsteigende Linie* 0, 9, 18, (die beiden a^1 der zwey Epochen der ersten Periode) 27, 36, (die beiden a^1 der ersten Epoche der zweyten Periode) $40\frac{1}{2}$ (die Hälfte des a^1 des Zeniths, oder der zweyten Epoche der zweyten Periode) *Absteigende Linie:* 45, (zweyte Hälfte des Zeniths) 54, 63, (die beiden *a* der dritten Epoche der zweyten Periode) 72, 81, (die a^1 der beiden Epochen der dritten Periode). Der Vf. bemerkt weiter unten (S. 56.) dafs die Zahlen, welche die ganzen *a* ausdrücken, so wie ihre Summe 414 und deren Hälfte 207 in ihrer Seitenaddition die Zahl 9 geben. Rec. findet indessen diefs und alles, worin diese Typen noch sonst harmoniren mögen, nicht geeignet, um die *Realität* dieser Typen auch nur wahrscheinlicher zu machen, als sie es an sich sind, da solche Harmonie eben so gut *willkürlich* angenommen, wie *nothwendig* gegebene Typen treffen kann, wofür die des Vfs. noch nicht dürften gehalten werden.

§. 14. wird behauptet: Diese Typen müfsten zugleich die Typen des Lebens der Menschheit (des menschlichen Geschlechts) im Ganzen enthalten, da jedes Individuum nur die verkleinerte Menschheit sey; namentlich müsse sich der *Ueberschufs der Kraftjahre* am Organismus der Menschheit im Ganzen bethätigen, so dafs wo z. B. 81 Millionen Jahre menschlichen Lebens ausgehaucht werden, 36 Millionen in Schwäche und 45 (36 + 9) in Kraft verlebt seyen. Es sey gerade das Ganze, bey welchem dieser Calcul *genau* zutreffen müsse. Dieser Kraftüberschufs habe seine physische Wurzel in dem Verhältnifs des lunarischen Lebens eines menschlichen Embryos zu dem eines vollen Jahres des selbstständigen solarischen Lebens. Demnach werden sich die Dauer der Schwäche und der Kraft des grofsen Ganzen (*nicht genau* wie 36 zu 45, d. h. wie 4 zu 5, sondern) wie 40 zu 52, d. h. wie 4 zu $5\frac{1}{4}$ verhalten. Nichts, namentlich keine Erfindung der Heilkunst, werden je vermögen, dieses von Gottes Finger in die Gestirne geschriebene Verhältnifs *merklich* und *dauernd* zu verrücken.

Vom *Geschlechtsleben* sagt der Vf. (§. 15.) es sey in *Halbheit* befangen, hänge mit dem Gattungsleben zusammen durch den Repräsentanten der *Gattung*, den Mann, und bilde sich aus im Repräsentanten des Geschlechts, dem Weibe. Mann und Weib können nicht denselben Exponenten haben, und da die im Geschlechte *untergeordnete* Männlichkeit der Originalität ermangle, so (!?) werde ihre Dauer durch die Weiblichkeit bestimmt werden (§. 16.). Als Repräsentant der Gattung müsse sich der *Mann* an den Exponenten der Gattung — 9 — halten, und wegen der Halbheit im Geschlechte sey auch $4\frac{1}{2}$ bedeutend. Ja die Jahre, welche man erhält, wenn man zur ein- und zur mehrmaligen 9 die $4\frac{1}{2}$ zusetzt, werden sich leicht

leicht in sexualer Hinsicht auszeichnen. Die Dauer der Männlichkeit werde gleichen dem Producte, welches der Exponent der Männlichkeit multiplicirt mit dem der Weiblichkeit (7 wie der Vf. will) giebt. Der Schlüssel zum Typus der Männlichkeit im Normale sey demnach 9, $4\frac{1}{2}$, 9 + 7. Die männlichen Geschlechtsstufen seyen: $4\frac{1}{2}$, 9, $13\frac{1}{2}$, 18, $22\frac{1}{2}$, 27, $31\frac{1}{2}$, 36, $40\frac{1}{2}$, 45, $49\frac{1}{2}$, 54, $58\frac{1}{2}$, 63. Rec. läßt es dahin gestellt seyn, ob der Mann auch physisch der Repräsentant der Gattung sey; findet aber durchaus nicht, dass daraus, wenn es auch wahr wäre, folgen würde, die Männlichkeit *müsse* sich an den Exponenten der Gattung halten; eben so wenig begreift er, wie aus der Halbheit des Geschlechts die Bedeutung seines halben Exponenten folgt, und warum die Multiplication der beiden Exponenten des doppelten Geschlechtslebens mit einander die Dauer der Männlichkeit geben müsse.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

GESCHICHTE.

PRAG, b. Calve: *Jaroslaw von Sternberg, der Sieger der* (über die) *Tartarn* (Mongolen), von *Ignaz Cornova*, ordentlichem Mitgliede der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften. 1813. 82 S. 8.

„Eine einzige That von dem Böhmen Jaroslaw Sternberg mit kalter Weisheit überdacht, und mit dem kühnsten Heldenfeuer ausgeführt — dieses Band knüpfen zu wissen war immer der Probierstein echter Feldherrngröße — rettete (am 25. des Brachmonats 1241) sein Vaterland und schützte Europas Hälfte vor blutiger Verheerung." Diess ist der Schlussatz des Vfs. um dessen Ausführung sich diess kleine Büchlein dreht, das während des Landaufenthalts des Vfs. bey einem Grafen Sternberg entstand. Jaroslaw hielt sich anfangs vorsichtig zwischen den Mauern und Wällen von Ollmütz, erst als er den Feind sicher, und sich von ihm als feigherzig verachtet wusste, fiel er plötzlich mit seinen 12000 Mann in der Nacht in das Lager der Mongolen aus, tödtete selbst ihren Anführer Peta, richtete unter den Mongolen ein grosses Blutbad an, zog sich aber bey Tagesanbruch wieder zurück. Am dritten Tage darauf ward die Belagerung von Olmütz aufgehoben: denn Bata berief diese Heeresabtheilung nach Ungern. Der Sieger erhielt zum Geschenke ein ansehnliches Gebiet um Olmütz, welches später den Namen der Herrschaft Sternberg bekam. Dieses Hauptthema des Buches ist nicht unbekannt, aber gern wird man diess erneuerte historische Denkmal für einen der Retter des östlichen Europas wider die asiatische Barbarey durchgehen, und die Noten des Vfs. welche einige Nebenumstände, z. B. die Abkunft und die Helden der ursprünglichen sächsischen Familie Sternberg betreffend, in helleres Licht setzen, von diesem braven Geschichtforscher mit Danke annehmen. In einer alten Geschichte der Prämonstratenser Aebte zum *Hradiss* nahe bey Olmütz fand der Vf. *Tartari sive Mongoli*. Dass die Mongolen ursprünglich dem türkischen Volksstamme angehören, möchte Rec. nicht dem *De Guignes* nachsagen. Dass die Mongolen das Heidekorn (*Tatarka, Pohanka*) nach Europa brachten (S. 65.), ist nicht unwahrscheinlich.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Reisen.

Aus Briefen aus London von 5. Februar.

In kurzem werden die *Russen* wiederum eine *Reise um die Welt* unternehmen; schon befinden sich die zu dieser Expedition gehörigen Personen hier: der dazu bestimmte Naturforscher ist Hr. *Schäffers*, ein Deutscher, der bisher in St. Petersburg als Arzt gelebt hat.

II. Todesfälle.

Am 11. December vorigen Jahres starb zu Heidelberg am Nervenfieber *Stephan Zipf*, Doctor der Philosophie und Medicin, der gerichtlichen Arzney- und Veterinär-Kunde öffentlicher und ordentlicher Professor und Physicus der Stadt Heidelberg, geboren den 16. May 1761 zu Klingenmünster bey Germersheim in der ehemaligen Rhein-Pfalz. Seine Schriften sind verzeichnet in dem Almanach der Universität Heidelberg auf das Jahr 1813. von *Julius Lampadius*.

Ebendaselbst starb am 20. December v. J. am Nervenfieber *David Dionysius Fried. Joseph Seeger*, Doctor der Philosophie und ordentlicher Professor der Staatswirthschaft, geboren zu Stuttgart den 11. December 1781. Er war Verf. einiger kleinen cameralistischen Schriften, unter andern eines Entwurfs der Staatswissenschaft (Heidelberg 1810), und einer nicht lange vor seinem Tode ohne seinen Namen als Manuscript für seine Freunde erschienenen Sammlung von Gedichten, die jedoch nicht in das Publicum kamen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1814.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

LANDSHUT, b. Krüll: *Grundlinien der Arithmetik des menschlichen Lebens* — — von Dr. *Wilh. Butte* u. f. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Vom Typus der *Weiblichkeit* lesen wir §. 17.: Das Weib sey in sexualer Hinsicht Original, daher (?) könne die Weiblichkeit nur durch eine Primzahl exponirt werden, und da die 3 der Gattung und dem Manne angehöre, so müsse (?) ihr Exponent eine höhere Primzahl als die 3 seyn, könne aber doch eben darum (?) nicht das Quadrat einer höhern Primzahl seyn. Zwischen der 3 und der 9 liegend müsse er 5 oder 7 seyn; die 5 sey indess im Typus der Gattung nirgends indicirt (in der zweyten Periode giebt es ja 5^2!) und spiele im Bau des menschlichen Körpers nur eine untergeordnete und versteckte Rolle; alle vielfachen 5 drücken Jahre aus, die im Leben ohne alle Bedeutung seyn, und wo eins dieser Jahre von Bedeutung wäre, da stamme ihm dieselbe von einem andern Factor, z. B. 7 oder 9 an; auf der aus der 5 sich ergebenden Skale kommen Jahre vor, die von den ihnen gegen über stehenden Jahren der männlichen Skale zu sehr abstechen, z. B. $9+3=27$, und $5+3=15$; die Weiblichkeit endige sich nicht im Quadrat der 5, und gebe mit dem männlichen Exponenten multiplicirt, das männliche Senium nicht. Aus alle dem schliesst der Vf. dass die 5 der weibliche Exponent nicht seyn könne; woher aber die Annahmen: dass der Exponent der Weiblichkeit im Typus der Gattung indicirt seyn, und im Bau des menschlichen Körpers die oder die Rolle spielen müsse? dass die 9 der männliche Exponent sey? dass die Producte aus den Multiplicationen der Exponenten mit einer und der nämlichen Zahl einander nahe kommen müssen? dass die Weiblichkeit im Quadrat ihres Exponenten enden, und mit dem männlichen Exponenten multiplicirt das männliche Senium geben müsse? Ueber alle diese Fragen finden wir beym Vf. keine Auskunft, und es können ihm ähnliche Fragen vorgelegt werden, wenn er für die 7 folgende Gründe vorbringt: Im Typus der Gattung hätten die drey Perioden sieben Epochen, und die zweyte Periode sieben Unterabtheilungen, nämlich auf jeder Linie zwey und im Zenith drey (diese Siebentheiligkeit der zweyten Periode konnte Rec. nicht finden); im Bau des Körpers spiele die Siebentheiligkeit nach der Dreytheiligkeit die Hauptrolle: Denn so wie Haupt, Leib und Pedal den drey Perioden entsprechen, so entsprechen Haupt, Hals, Leib und die vier Extremitäten den sieben Epochen; die mehrfachen 7 hätten höhere Bedeutung, wenigstens gelte diess auffallend von der 14 und der 49; die 7 bilde eine Skale, die dem Manne zwar eine jüngere Frau zugeselle, den Abstand aber nicht so ins Bizarre fallen lasse; 7^2 gebe das weibliche Senium, und $7+9$ gebe das männliche Senium im Normale; der Mensch müsse nach 9 Monat geboren und könne nach 7 Monat *vital* geboren werden; wo man zwischen Mann und Weib ein gefälliges Verhältniss ihres *Volumens* finde, werden sich die *Volumina* verhalten wie 9 zu 7; und endlich sey die 7, 3 als *historische* Zahl — Entstehen, Bestehen und Vergehen — + der potenzirten 2, als der *naturhistorischen* Zahl — alles ist nämlich in und durch Gegensätze. — Der Vf. giebt das Gesagte für einen Beweis aus, dass die 7 nicht durch ein *blindes Zugreifen* hervorgerufen sey, worin man ihm auch beystimmen muss; nur dürfte er *zu viel* an ihr gesehn haben, und dadurch nicht berechtigt seyn zu der Behauptung: der Schlüssel zum Typus der Weiblichkeit sey 7, $3\frac{1}{2}$, 7^2, und die Stufenjahre derselben seyen: $3\frac{1}{2}$, 7, $10\frac{1}{2}$, 14, $17\frac{1}{2}$, 21, $24\frac{1}{2}$, 28, $31\frac{1}{2}$, 35, $38\frac{1}{2}$, 42, $45\frac{1}{2}$, 49.

§. 18. lesen wir: Das Gattungsleben bleibe sich, die Universalität der Gattung selbst theilend, durchaus *mehr* gleich, das Geschlechtsleben werde aber, seiner Partialität und Halbheit gemäss, sehr variiren müssen nach den Verhältnissen, unter welchen es sich entwickelt; in der Mitte aller dieser Variationen liege ein Verhältniss — das *Normale* — von welchem aus dieselben begriffen werden können; dieses *Normale* habe *zwey Seiten*: das *Normalklima* und *den Normal-Culturzustand;* alle *Divergenzen* von dem *Normale* müssen im *festen Gesetz* hängen; der Hauptmoment im Geschlechtsleben sey der Eintritt der Fortpflanzungsfähigkeit, besonders der weiblichen — der Fruchtbarkeit. Diesen Eintritt habe die Natur unter allen Zonen mit Blut in das Buch des Lebens gezeichnet, und lasse ihn offenbar werden an dem Anschwellen des Busens; können wir die Hieroglyphen dieses Eintritts lesen, so müssen wir alle unter allen Verhältnissen möglichen Variationen des Geschlechtslebens in ihren einfachen Gesetzen durchschauen. Was der Vf. mit alle dem sagen will, zeigt der *vierte* Abschnitt, und ob Ausnahmen und Variationen mit der Annahme der angeblich *gesetzlichen* Typen vereinbar seyn, wird sich bey der Beurtheilung des nächsten *zweyten* Abschnittes ergeben: — hier erinnert Rec. bloss, dass der Vf. da er nur zwey Factoren der menschlichen Entwickelungen — Clima und Cultur — in

in Anschlag bringt, den dritten Factor aber — die Anlage — übergeht, zu der Erwartung, dass er richtig gerechnet haben möge, eben nicht veranlasst; wenn man ihm auch, wie allerdings geschehen muss, einräumt, dass sogar die Entstehung der individuellen Anlagen der Menschen vom Clima und von der Cultur bestimmt wird: Denn einmal entstanden, ist und bleibt sie natürlich ein Factor ihrer künftigen Entwickelungen, — indem der Erfolg der Einwirkungen des Climas und der Cultur auf die Anlage von ihr selbst bestimmt wird.

Zweyter Abschnitt: *Vergleichung dieser Ideen mit Wahrnehmungen* (S. 36—54.). Gelang es — heisst es hier §. 19. — die Natur in ihren Gesetzen zu belauschen, so könne die Bestätigung in der Wahrnehmung nicht fehlen, weil dann ja zwischen beiden das Verhältniss der Ursache zur Wirkung bestände. — Rec. würde hinzusetzen: und fänden wir gleichwohl in der Wahrnehmung die gewünschte Bestätigung nicht: so müsste entweder die Wahrnehmung oder die Annahme jener Gesetze unrichtig seyn; und da jene Gesetze, wie wir gesehen haben, *a priori* nicht dargethan sind, so würde Rec. dieselben um so weniger für wahr halten, je weniger sie *a posteriori* bewährt würden. Der Vf. sagt aber §. 20. dass die Ausnahmen, so viel ihrer auch seyen, unter folgenden Erinnerungen mit dem *Gesetze der Regel* bestehen: 1) Es werde hier nur das Gesetz der Regel gesucht; durch das Setzen der Ausnahmen werde die Regel zugestanden, und erstre könnten nur dann Instanz machen, wenn z. B. 18—40½ u. s. w. aufhörten, die Regel für die in sie fallenden Erscheinungen zu seyn. 2) Es entspreche dem Standpunkte des Menschen in der Erdschöpfung, dass die Natur auch Hinsichts seines Zeitmaases in freyern Formen spiele und — wie Hinsichts seiner überall — mit ihrer eisernen Nothwendigkeit mehr wie sonst in den Hintergrund trete. 3) Die Projection der menschlichen Vitalität und ihrer zeitlichen Entwickelungen müsse auf den *natürlichen* Zustand des Menschen, d. h. auf den der *Humanität* berechnet seyn, dem die *widernatürlichen* Zustände, *Rohheit* und *Ueberfeinerung* entgegen stehen. 4) Die Natur scheine bisweilen nach überstandenen Krankheiten des Individuums fast ganz neu zu projectiren. 5) Im Geschlechtsleben seyen grosse Variationen selbst gesetzlich: die Eigenthümlichkeit in der Zeit der Fruchtbarkeit der Negerin und der der Neuholländerin liege in dem Gesetze, welches dem Mittelpunkt des Normals nördliche und südliche Divergenzen bestimme. — Allein, wenn die Regel für jene Typen gesetzlich, *naturgesetzlich* bestimmt wäre, so würde das gegenseitige Einwirken der oben genannten drey Factoren der menschlichen Entwickelungen *jedesmal* so ausfallen müssen, dass auch nicht *eine* Ausnahme von der gesetzlichen Regel beobachtet werden dürfte: denn sonst würde ja dem sogenannten Gesetze *Nothwendigkeit* fehlen, und mithin *kein* Gesetz angenommen werden können, da die Behauptung *ad* 2. in reiner Willkür beruhet und keine logisch richtige Folgerungen Lügen strafen kann; und hätte der Vf. nur von einer von der Beobachtung abstrahirten, also der Ausnahme allerdings fähigen Regel reden, und die in einem gewissen, aber doch *selbst veränderlichen* Zusammenflusse der Ereignisse bestehenden Ursachen derselben das Gesetz der Regel nennen wollen: so würde doch nicht zu begreifen seyn, wie er im *ersten* Abschnitte von einem *solchen* Gesetze solle gehandelt haben. Uebrigens hat der Vf. wohl schwerlich seine Regel von der Beobachtung abgezogen, denn er hat uns nicht gesagt, dass er viele Individuen durch ihr *ganz* durchlaufenes Leben beobachtet habe; und von der Beobachtung der einen Lebenszeit in dem einen und der andern in andern Individuen lässt sich keine Regel für den ganzen Verlauf der menschlichen Entwickelungen entnehmen. Schon darum ist die Behauptung des Vfs. *ad* 3. ohne Einfluss, wozu noch kommt, dass der Zustand, den er den einzig natürlichen nennt, nicht einmal genau beschrieben ist; hätte auch die Natur nur für diesen Zustand calculirt, so würde in eben diesem Zustande keine Ausnahme statt haben können: wie wollen wir aber die Bestätigung davon in der Wahrnehmung finden, wenn wir diesen Zustand nicht genau kennen, und wenn es uns an richtigen Beobachtungen darüber fehlt? Der Vf. giebt übrigens *ad* 4. selbst in diesem Zustande Ausnahmen zu, die jedoch durch Krankheiten entstehen sollen: damit sind aber die Ausnahmen nicht erklärt: denn die Krankheiten sind ja selbst Abweichungen von den gewöhnlichen Entwickelungen, und wenn sie eine Abweichung in der Dauer, den Perioden und Epochen des Lebens zur Folge haben können, so kann die Regel für die Zeit der Lebensentwickelungen auch nicht gesetzlich oder von der Natur berechnet seyn. Die Bemerkung des Vfs. *ad* 5. trifft das Gattungsleben gar nicht und nicht einmal die Ausnahmen von der Regel des Geschlechtslebens im *Normale*, und beweiset mithin schon darum nichts.

§. 21 — 24. bezeichnet der Vf. seine Hauptabtheilungen des menschlichen Gattungs- und doppelten Geschlechtslebens, jedoch nur kurz und nur von der psychischen Seite; man ersieht hieraus die durch das Geschlechtsleben bewirkten Modificationen des Gattungslebens und das Verhältniss des Weibes in seinen Stufen von 3½ bis 49 Jahren zum Manne in seinen Stufen von 4½ bis 63. Wie aber der Vf. aus der Wahrnehmung die gemessene Dauer seiner einzelnen Perioden und Epochen entnommen habe, sagt er uns nicht; und wenn er den Unterschied nicht wahrgenommen haben sollte, der (Beziehungsweise) nach 49 und 63 noch immer auch auf der psychischen Seite das Geschlecht bezeichnet, so dürfte ihn wohl nur seine vorgefasste Meinung daran gehindert haben. — §. 24. macht darauf aufmerksam, dass, wiewohl nicht die Hälfte der Gebornen nur eine Sekunde der Kraftjahre erlebt, doch mehr Jahre in Kraft als in Schwäche verlebt werden: was der Vf. im Einklange mit seiner Theorie, darin nachweiset dass ein 60jähriger gegen 18 Jahre in Schwäche, 42 Jahr, als 24 mehr, in Kraft lebt und so 24 z. B. im ersten Jahre sterbende aufwiegt. Hiermit werden *Süssmilchs* Beobachtungen ver-

verglichen, denen zufolge, wenn die vom Vf. gegebene Eintheilung der Lebensjahre richtig wäre, von 1000 zugleich Gebornen 12600 Jahre in Schwäche und 16400 in Kraft verlebt würden, erstre sich also zu letztern wie 4 zu $5\frac{1}{5}\frac{1}{6}$ verhalten, und die Differenz von obiger Idee, nach welcher jenes Verhältniss wie 4 zu $5\frac{1}{7}$ seyn sollte nur $\frac{4}{111}$ betragen würde.

Dritter Abschnitt: *Harmonie der in den Typen liegenden Proportionen.* Dieser Abschnitt (S. 54.—62.) zeigt, wie einzelne der angegebenen Typen bald der Mehrheit eines der andern Typen, bald dem Resultat aus der Addition verschiedener ändrer Typen mit einander, und der Subtraction derselben von einander entsprechen; dass jede der drey Zenithszeiten die Dauer des Exponenten seiner Skale habe; dass die Dauer der möglichen Fortpflanzungsfähigkeit im Manne (45 Jahr) gleich sey den Jahren, die er bey seinem Austritt aus seiner Geschlechtsvollkommenheit zählt, und der Dauer der Lebensfülle in der Gattung; dass die Dauer der möglichen Fruchtbarkeit des Weibes (35 Jahr) gleich sey den Jahren, die es beym Austritt aus seiner Geschlechtsvollkommenheit zählt; dass die Erscheinungen in beiden Geschlechtern da in ihrer Art gleich sind, wo die verglichenen Jahre mit dem Exponenten ihrer Skale dividirt, gleiche Quotienten geben, z. B. 63 : 9 und 49 : 7 Quotient = 7; — 18 : 9 und 14 : 7 Quotient = 2; — $24\frac{1}{2}$: 7 und $31\frac{1}{2}$: 9. Quotient = $3\frac{1}{2}$ — Rec. findet in dem allen nur den Fleiss, mit welchem der genialische Vf. sein Thema bearbeitet hat, aber nicht die Realität seiner ersonnenen Typen nachgewiesen, mit welchen er noch folgende Spiele treibt. In der Endigung des Gattungs- und des weiblichen Lebens — in 81 und 49 — als *Rationalzahlen*, und des männlichen Lebens in 63, als einer *Irrationalzahl* sey das Zeugniss von der *Uranfänglichkeit* des Gattungs- und weiblichen Lebens, und von dem *Abgeleiteten* im Leben des Mannes gegeben; die Exposition der Männlichkeit mit 9 als dem Quadrat der 3 spreche den *Umfang* und das Streben des Mannes nach *außen* aus; die Exposition der Weiblichkeit mit 7, als der ersten hier „mit spielenden" Primzahl aber spreche das *Intensive* des Weibes, seine Geschlechtstiefe, seine List und Heimlichkeit in Sachen des Geschlechts aus; $4\frac{1}{2}$ als die Hälfte des männlichen Exponenten scheine der Treffer für die Fruchtbarkeit der Ehen zu seyn, und $31\frac{1}{2}$ Jahre — Zenith der Männlichkeit — mit jedem beliebigen Anfange möge eine *Generation* seyn!

Vierter Abschnitt: *Besondre Entwicklung der Geschlechtsdifferenz und speculative Erforschung der Gesetze der möglichen Variationen des Geschlechtslebens* (S. 62—103.). Der Vf. entwickelt zuerst den Verlauf des Geschlechtslebens unter Voraussetzung von *Normalverhältnissen*, und wagt es, sich in Berechnung der vom Normale möglichen *Abweichungen* einzulassen. §. 29. *ad* Tab. II. *Schema des Normalverhältnisses des menschlichen Geschlechtslebens;* hier wird erinnert, dass es, da das Normale zwey Momente (Klima und Cultur) habe, einseitig wäre, dasselbe bloss nach *geographischen Graden* zu bestimmen, und der praktische Theil werde zeigen, welche übermässige Einseitigkeit es wäre, denn nur an *Breitengrade* zu denken, und wie man gänzlich irren müsste, wenn man dabey nördliche und südliche Breitengrade in ihrer normalen Gleichheit für gleich halten wollte. Vorläufig möge man sich unter Normalklima etwa ein solches denken, wie es in der ehemaligen Rheinpfalz oder in Mayland herrschend ist. Den Normal-Cultur-Verhältnissen stehe wohl der höhere Bürgerstand der Städte mittlerer Grösse am nächsten. — Wisse man, was das Klima fordere und wie die Geschlechtserscheinungen einer Familie, eines Standes oder einer Nation davon abweichen, so habe man eben damit vielleicht einen der sichersten Maasstäbe zur Messung der Jugend und Roheit, des Alters und der Ueberfeinerung solcher complicirten Individuen. Die Tabelle II. welche der §. noch mit einigen die verschiedenen Zahlen vergleichenden Bemerkungen begleitet, theilt die 14 *Geschlechtsstufen* beziehungsweise von $3\frac{1}{2}$ bis 49, und von $4\frac{1}{2}$ bis 63 in drey *Perioden*, wovon der erste 3, der zweyte 7, und der dritte 4 *Epochen* hat; sie zeigt die Differenz der männlichen von den ihr entsprechenden weiblichen Stufen, und die Dauer der Fortpflanzungsfähigkeit beider Geschlechter in ihren Stufen.

§. 30. *ad* Tab. III. *Schema der nach rein kosmischen Verhältnissen möglichen Variationen des Geschlechtslebens.* Gegen die daraus, dass der Vf. sich hierbey die Cultur in ihrem Normale dachte, anscheinend entspringende Einseitigkeit der Berechnungen erinnert er: dass die durch die Cultur veranlassten Abweichungen selbst innerhalb der hier zu entwickelnden Gesetze erfolgen werden. Die klimatischen Regimen theilt die Tabelle in: I. Region des *Optimums: Humanität;* zarte und verschämte Weiblichkeit; würdevolle Männlichkeit. II. Region des *Minimums*, Süden: *Ueberfeinerung;* weibisches Wesen; glühende sich schnell verzehrende Liebe; Grade der Breite 9—45. III. Region des *Maximums*, Norden: *Naturzustand*; Kälte und Mannhaftigkeit bis zur Härte; Grade der Breite von 48, jedoch kaum über $58\frac{1}{2}$. — Im §. wird bemerkt: auch Osten und Westen, denn überhaupt das, was man das *physikalische* Klima nenne, haben ihre Bedeutung, wie der *erste* Abschnitt des praktischen Theils zeigen werde. Dann wird noch die allgemeine Formel angegeben, mittelst welcher man zugleich jene Fälle berechnen kann, die zwischen den in der Tabelle durchgeführten liegen; die Tabelle selbst, welche das Verhalten der Fortpflanzungsfähigkeit, der beiderseitigen Exponenten u. s. w. in den drey genannten Regionen aufstellt, wird in §. 31. erläutert, wobey Bemerkungen vorkommen, welche — auch abgesehn davon: ob die Grundsätze der gegebenen Berechnungen richtig sind oder nicht — viel Interesse gewähren und den Beobachter zu weiterer Forschung anreizen mögen! — Was der Vf. bey dieser Gelegenheit (S. 81.) in Folge seiner Arithmetik des menschlichen Lebens gegen *Malthus* erinnert, ist vor der Hand noch unerheblich; wichtiger aber dürften die in der Note (S. 92.) bey-

beygebrachten *Monita* seyn. Rec. glaubt, dass wenn auch im *Zustande der Natur* die Subsistenzmittel der Menschen und die Erzeugung und Erhaltung der Menschen, einander wechselseitig bestimmend, immer *gleichen* Schritt halten sollten: im *gesellschaftlichen Leben* jedoch, so oft die Production der Subsistenzmittel nicht reichhaltig genug ausfällt, die überflüssig erzeugten und eben daher zu früh vergehenden weder physisch noch moralisch gleichgültig sind für die das Leben durchlaufenden Menschen; aber wohl wissend, wie schwer es ist, durch positive Gesetze einem aus dieser Quelle *vielleicht* entstehenden Uebel entgegen zu wirken, würde Rec. den Regierungen eben so wenig rathen, die Ehen zu beschränken als sie zu befördern, da hierin, so wie in dem Gebrauch des Zeugungstriebes in der Ehe nur der theilnehmende selbst competenter Beurtheiler und Richter seiner Handlungen seyn kann, und in Hinsicht auf die Regierung es vernünftigerweise auch nur seyn sollte.

§. 32. erläutert die vierte Tabelle, welche neun Fälle — 4 des *Maximums*, 1 des *Optimums* und dann wieder 4 des *Minimums* — des Eintritts der Fortpflanzungsfähigkeit und der 14 Geschlechtsstufen sowohl des Mannes als des Weibes neben einander stellt. Der Vf. sagt S. 95.: die Nationen, bey welchen die Ziffer der männlichen Geschlechtsstufe gegen die normale der weiblichen um ½ zurückbleibt, werden bartlose weibische Männer und kindische Weiber haben; und er frägt: ob bey diesen Männern nicht die weibliche Schädelbildung gefunden wird? S. 96 u. f.: im Süden daure die Männlichkeit länger, als die Weiblichkeit, *daher* müssen dort mehr Weiber geboren und erhalten werden; damit sie aber nicht, wie *Bruce* will, Poligamie — gleichzeitige Mehrweiberey — indicirt, welche, die Persönlichkeit des Weibes vernichtend, der Idee der Menschheit widerspreche. Die Mehrzahl der Weiber im Süden werde unter andern auch von *Bruce* (in seinen *travels to discover the source of the Nil.* Vol. II. S. 556. der Originalausgabe. 4.) bestätiget; und schon der Umstand, dass sich dort die Mehrweiberey so sehr ausbreiten *konnte*, scheine für dieselbe zu sprechen, besonders aber werde sie wahrscheinlich: *a*) dadurch, dass das weibliche Leben, wenigstens das des Menschen, sich dem männlichen im Organismus der ganzen Menschheit gleich setzen müsse. „Der Ausdruck der Liebe muss hier wenigstens den der Macht erreichen, wenn die Menschheit das Wesen Gottes in dieser Erdschöpfung repräsentiren soll." Hiezu bedürfe die Weiblichkeit der besondern Nachhülfe, dass Weiblichkeit die Jugend und Männlichkeit das Alter zur *Nebenprovinz* habe: denn offenbar sey die Provinz, in der das weibliche Princip vorherrsche, intensiv und extensiv weit vorzüglicher als die der Männlichkeit. *b*) Dadurch, dass da der Süden — wie der praktische Theil zeigt — der weiblichen Seite unsers Planeten angehöre, er mehr die weiblichen als die männlichen Geburten begünstigen werde. *c*) Dass die Natur im Norden, wie dem härtern Manne selbst, was sie geben solle, abgetrotzt oder wenigstens abgewonnen seyn müsse; im Süden hingegen die *Vegetation* viel üppiger und vollendeter sey. — Der Vf. frägt noch: wird die Natur die Mehrerzeugung der Weiber unterlassen haben, da die Weiber dem wahren irdischen Leben viel näher stehen als wir, und da sie eben in ihnen unter der Hand weit anständiger und sicherer herrscht, als in den Männern?

(*Die Fortsetzung folgt.*)

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Todesfälle.

Am 1. Januar starb zu Heidelberg der Doctor der Medicin und ausübende Arzt, *Balthasar Ottendorf*, Verfasser einiger Beyträge zu *Schreibers* Baden und Heidelberg, in einem Alter von 35 Jahren. Er gehörte mit zu den geschätztesten Aerzten seiner Stadt. Auch er fiel als ein Opfer des in diesen Gegenden herrschenden Lazarethfiebers.

II. Beförderungen.

Der bisherige Professor der Geschichte bey der Universität zu Heidelberg, Hr. Dr. *Dümgé*, durch verschiedene historische Schriften, unter andern durch eine neue Ausgabe von *Günthers Ligurinus* bekannt, hat den Ruf als Archivs-Assessor bey dem General-Landes-Archiv zu Karlsruhe erhalten, und wird in einiger Zeit, um seine neue Stelle anzutreten, dahin abgehen.

Der bisherige Ministerial-Rath, Freyherr *von Falkenberg* zu Karlsruhe, der Herausgeber des Magazins für die Handlung, Handlungsgesetzgebung und Finanzverwaltung Frankreichs und der Bundesstaaten, hat von dem Grossherzoge von Baden den Charakter und Rang eines geheimen Referendars erhalten. Ebendaselbst ist der bisherige Cabinets- und Legations-Secretär, Hr. *Karl Bouginé*, zum Legationsrathe ernannt worden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1814.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

LANDSHUT, b. Krüll: *Grundlinien der Arithmetik des menschlichen Lebens* — — von Dr. *Wilh. Butte* u. f. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Praktischer Theil. Uebergang und Plan (S. 103 — 108.). Wie in der organischen Welt jedes Ding zuerst etwas *für sich* und durch andre, sodann aber auch etwas *für andre Dinge* sey, und so *Würde* und *Werth* habe: so erhalte auch in der Welt der Wissenschaften jede Wissenschaft dadurch ihr *zweyfaches* Verhältniss als *Haupt-* und als *Hülfswissenschaft.* Den Forscher der Wahrheit müsse nur reine Liebe zu ihr leiten, so wenig wie möglich um den Nutzen bekümmert, den sie gefunden leisten würde, wiewohl das Publicum mit eben dem Rechte nach demselben frage. Der Einzelne könne indess nicht allen aus einer seiner neuen und wahren Ideen möglicher Weise hervorgehenden Nutzen angeben, und dürfe getrost bey dem *näher Verwandten* stehen bleiben. Die Theorie der Arithmetik des menschl. Lebens berühre den Menschen unmittelbar, und aus einer wahren Darstellung derselben könne vielfacher Nutzen hervorgehn, besonders für *Geographie*, für *Legislationspolitik* und für *Naturwissenschaft*; der praktische Theil werde seine *Winke* nach diesem Plane geben.

I. *Winke zur Anwendung der Arithmetik des menschlichen Lebens auf Geographie* (S. 109—205.). In Anwendung seiner Lehre auf Erdkunde hat der Vf. einmal viel Ueberblick in Hinsicht der Beobachtungen, die man bisher gemacht hat, und zweytens viel Scharfsinn in Hinsicht der Benutzung dieser Beobachtungen gezeigt. Diese Beobachtungen betreffen vorzüglich die Wärme-, folglich Lebens-Verschiedenheit in nördlicher und südlicher Breite und — obgleich weit weniger — in östlicher und westlicher Länge. London, welches 51° nördlich liegt, bietet ein Gemälde des vollen Menschen- und Pflanzenlebens dar, während der Egmonts-Hafen auf den Gänse-Inseln oder Maloninen unter 51° südlich weder einen Baum, noch einen Menschen, sondern nur plumpe Fettgänse ernährt, und der Peter-Pauls-Hafen auf Kamtschatka, fast unter derselben nördlichen Breite, aber unter ganz verschiedener Länge — beynahe um den halben Umkreis östlicher, einen weit rauhern Himmelsstrich hat. Die Uebersicht seines Lehrgebäudes ist kürzlich folgende: 1) Die Erde und ihr Mensch verhalten sich wie Raum und Zeit, oder wie Ausdehnung und Bewegung. 2) Demnach müssen eben die Zahlen, welche sich als Exponenten der Zeit des Menschen bewähren, auch die Exponenten der Erdräume seyn. 3) Unsre Erde muss an ihrem eignen Leibe die Darstellung in der Einheit der Gattung und in der Entzweyung der Geschlechter an sich tragen. 4) Die Einheit oder die Gattungs-Existenz unsers Planeten wird in den Dimensionen gesucht werden müssen, in welchen die Erdräume sich am meisten gleich bleiben, folglich in seinen Längen-Dimensionen. Die Existenz in den beiden Geschlechtern wird in jener Entgegensetzung gesucht werden müssen, die man als nördliche und als südliche Breite von undenklichen Zeiten her anerkennt. 5) Die doch schon so hohe Vollendung unsers Planeten — wie weit sie auch immer von der Vollendung der Sonne abstehen möge — lässt erwarten, dass er selbst die Einheit der Gattungs-Existenz unter den Grundformen der Zweyheit im Geschlechte an sich tragen, oder dass er die Einheit einmal als männlich und noch einmal als weiblich darstellen werde; oder: auf der Erde wird eine männliche und eine weibliche Länge Statt finden. 6) Unsrer Erde wird die Gattungs-Existenz in Duplicität (zwey Hämisphären), die Geschlechts-Existenz in Quadruplicität (zwey nördliche und zwey südliche Quadranten oder Tettra-Globen) zukommen. (Warum für die fremden Worte, von denen das eine sogar ein Zwitterwort, halb griechisch und halb lateinisch ist, nicht deutsche? Halbkugel, Viertelkugel?) 7) Von zwey im Ganzen gleichen Theilen der Erde ist derjenige für den grössern zu achten, welcher das meiste feste Land (im Gegensatz des Meeres) beschliesst. 8) Wo die grössern Ländermassen liegen, da ist die Männlichkeit solcher Erdräume indicirt. 9) Wie Weiblichkeit und Jugend, so werden sich Südlichkeit und Westlichkeit — wie Männlichkeit und Alter, so werden sich Norden und Osten entsprechen. Der Vf. fügt nun hinzu: „Täuscht mich nicht alles, so ergiebt sich unter diesen Prämissen eine echt philosophische, rückwärts das Wesen der zeitlichen Darstellung des Menschen erläuternde Geographie und eine neue festere Methode für die Bonitirung (warum nicht Schätzung?) der Erdräume." Hierzu gehören drey Tafeln — V. VI. VII. — wovon die erste die bisher allein üblichen mathematischen Grade auf solche, die er füglich *physikalische* nennen zu dürfen glaubt, zurückführt; die zweyte eine Uebersicht der Erdräume in Viertelkugeln giebt, und die dritte diejenige Viertelkugel, worin Europa liegt, im Einzelnen darstellt. Er theilt nun die 180° östlicher Länge in 81° männlicher Länge, und zwar die östlichen $40\frac{1}{2}$° männlich *jugendliche*, die westlichen $40\frac{1}{2}$° männlich

lich *alternde* Länge; die 180° westlicher Länge [wobey er wieder ostwärts zählt, statt dass wir westliche Länge westwärts zählen, indem bey der Länge der Mittagkreis der Anfangspunkt des Zählens ist, wie bey der Breite der Aequator (*Gleicher*)] in 81° weibliche Länge, und zwar ebenfalls die westlichen $40\frac{1}{2}$° weibliche jugendliche Länge, und die östlichen $40\frac{1}{2}$° weibliche alternde Länge. Hier entspricht also ein physikalischer Grad $2\frac{2}{9}$ mathematischen, und der ganze Umkreis hält 162 Grade. Bey der *Breite* dagegen theilt der Vf. den *Viertelkreis*, vom Gleicher bis zum Pol, in 81 Grade, welche daher im Umkreise 324 Grade geben würden. Man sieht also sehr deutlich, dass die Breitengrade eigentlich die Hälfte eines Längengrades wären; allein hier tritt eine noch grössere Verschiedenheit ein. Der Vf. findet nämlich die durch alle Erfahrungen beobachtete grössere Wärme der nördlichen und grössere Kälte der südlichen Halbkugel in dem Verhältniss, das zwischen den männlichen und weiblichen Lebensjahren Statt findet. So wie im männlichen Geschlechte die Jahre 9, 18, 27, 36, 45, 54, 63 den weiblichen Lebensstufen 7, 14, 21, 28, 35, 42, 49 entsprechen, so auch dieselben Zahlen in der *männlichen*, d. h. *nördlichen*, und in der *weiblichen*, d. h. *südlichen* Halbkugel, so dass z. B. der 52ste Grad nördlicher Breite, unter dem Berlin liegt, ungefähr entsprechen würde dem 40sten Grade südlicher Breite, etwa dem Hafen Valdivia in Chili. Nach 63° männlicher oder 49° weiblicher Breite fängt die Gegend des Todes an, und es ist bekannt, dass das Treibeis sowohl als das Standeis auf der südlichen Hälfte 8 Grade früher beginnt, als auf der nördlichen Halbkugel. Der Vf. verwirft daher mit Recht die bisherige Bestimmung der Grösse der Erdgürtel, welche man auf beiden Hälften gleich gross angab, und *Zeune* bestritt in der *zweyten* Auflage seiner *Gea*, die mit diesem Buche in gleichem Jahre erschien, aus denselben Gründen diese Feststellung der Erdgürtel. So sehr indessen Rec. mit den Ansichten des Vfs. in Hinsicht der Breitenfestsetzung übereinstimmt, so wenig kann er sich von dem Einflusse der Länge als Länge überzeugen. Die Breitenverschiedenheit ist gegründet in den zwey festen Punkten der Pole, um welche sich die Gefilde des Todes lagern, und in der festen Linie des dadurch bestimmten Gleichers. Aber bey der Länge, wo, wie vorher der Vf. selbst anführte, die Einheit der Gattung Statt findet, ist durchaus jeder Punkt und jede Linie von gleichem Werth. Es ist damit nicht gemeynt, als ob es gleichgültig sey, ob man den Hauptmittagskreis durch Ferro, oder durch Madrit, London, Paris, Stockholm oder Sct. Petersburg ziehe: denn der Vf. hat vollkommen Recht, wenn er Ferro für den am besten passenden Punkt zu der Abtheilung in die beiden Hauptvesten hält; sondern Rec. meynt, dass eben in Hinsicht der strengen Scheidung beider Vesten man den Hauptmittagkreis eben so gut durch die Behringstrasse ziehen könnte. Dem Rec. scheinen ausser der Breite nur folgende zwey Ursachen zur Wärme- und Lebens-Verschiedenheit mitzuwirken: 1) Die Höhe über der Meeresfläche: denn jeder Landwirth weiss, welchen Unterschied 50 Fuss Höhe oder Tiefe bey einem Acker ausmachen, und wie wenig haben wir noch Höhenmessungen von unsrer Erdoberfläche, vorzüglich von Ebenen, welche wichtiger sind, als die Messungen der Bergspitzen. 2) Der Einfluss kalter oder warmer, trockner oder feuchter Winde. Hierbey scheint besonders die eigne Bildung des Festlandes berücksichtigt werden zu müssen, welches in seinen beiden Hauptvesten eine Neigung gegen einander an den Endpunkten hat, einmal beym Ostkap und Prinz Wales, Vorgebirge an der Behringstrasse, und dann südlich im Atlantischen Meere beym Vorgebirge Horn und dem der guten Hoffnung, wodurch sich, so wie das Festland in zwey Hauptmassen, so alles Gewässer in zwey Hauptmeere theilt: das Aussenmeer (stilles, indisches und südliches Eismeer) und das Innenmeer (atlantisches und nördliches Eismeer). Eine nähere Auseinandersetzung würde hier zu weit führen, und Rec. macht den Vf. darauf aufmerksam, dass in einem Werke, woran jetzt gedruckt wird, über diese Gegenstände ausführlicher gehandelt werden wird. So sehr man ferner mit dem scharfsinnigen Vf. über die Bedeutsamkeit der Landenge von Panama (S. 143.) übereinstimmen muss, so wenig wird man zugeben, dass die durch jene Landenge bewirkte Trennung der neuen Welt keine wirkliche Trennung sey. Auch *Zeune ist in seiner Gea* der Meinung, dass Nord- und Süd-Amerika, oder Columbia und Amerika, in Hinsicht ihres Erdverhältnisses als zwey Erdtheile zu betrachten sind. Die Behauptung des Vfs. (S. 153.): „Die Hauptgebirge der alten Welt, besonders das Gerippe Asiens, streichen in die Länge, das von Amerika dagegen streicht in die Breite," möchte nicht ganz gegründet seyn; die Hauptrücken Asiens und Afrika's streichen südwestlich, der Hauptrücken Columbia's und Amerika's südöstlich in bewundernswürdiger Gleichförmigkeit, so dass Rec. wieder ganz in die Worte (S. 154.) einstimmt: Amerika ist die umgekehrte alte Welt.

Rec. muss jedoch, um für die andern Gegenstände dieses interessanten Buchs Raum übrig zu lassen, von dem ihn so anziehenden Geisteswerke abbrechen, und erlaubt sich nur noch zur Uebersicht folgende kurze Anzeige: 1) höchst scharfsinnig ist das aufgestellte Gesetz der nördlichen und südlichen Wärmeabnahme; 2) gemüthlich und geistreich das Bild der Männlichkeit und Weiblichkeit in Hinsicht der Breite; 3) in Hinsicht der Länge möchten wohl die jetzigen und künftigen Beobachtungen andre Ursachen aufstellen, auch hat der Vf. auf seine Ansichten hierüber selbst nicht so vielen Werth gelegt; 4) vortrefflich ist die Scheidung der sogenannten mathematischen und politischen Erdkunde von der physischen, der eigentlich wahren, wovon jedoch, wie ganz richtig bemerkt wird, die Völker- und Städtekunde nicht ausgeschlossen sind, da, wie S. 117. gesagt wird: „der Mensch und seine Erde in der Natur viel inniger zusammenhängen, als sie bis jetzt in unsern Wissenschaften zusammengehangen haben."

II.

II. *Winke für die Anwendung der Arithmetik des menschl. Lebens auf die Legislationspolitik.* §. 49. würdigt der Vf. die Definitionen, welche *Plato*, *Aristoteles* und *Kant* vom *Staate* geben, und tadelt diejenigen, welche sich gegen jede Definition des Staats oder gegen jede Angabe eines Zwecks desselben erklären. Nach §. 50. ist der Staat: *die unter der Idee der Selbstständigkeit ihres freyen Wirkens gesellschaftlich verbundene Menschheit;* (diess wäre ja ein Universalstaat! Aber auch das Wort Menschheit ist als Inbegriff des gleichsam gezählten menschlichen Geschlechts hier nicht richtig gebraucht!) der hiermit deutlich und bestimmt ausgesprochene Zweck des Staats regle die zur Realisation seiner Idee erforderliche Thätigkeit. Die Staatswissenschaft habe möglicher Weise drey grosse Zweige: 1) Die *Staatslehre*, welche sagt, was der Staat seyn soll; sie handelt von der Idee des Staats und von der Nothwendigkeit dessen, was sie entfaltet. 2) *Staatskunde*, welche sagt, was der Staat ist, oder gewesen ist; sie giebt in ihrer Ausbildung unter Vorherrschaft der zeitlichen Verhältnisse *Staatsgeschichte*, und unter Vorherrschaft der räumlichen Verhältnisse *Statistik*. 3) *Politik*, welche die Grundsätze lehrt, nach denen man das in einem gegebenen Staate Bestehende der Idee des Staats immer mehr und mehr anzunähern habe. Mit Recht sagt der Vf. ferner: Justiz- und Kameral-Scienz, Kriegskunst u. a. m. seyen blos Hülfswissenschaften der Staatswissenschaft, und besonders der Politik, keineswegs aber integrirende Theile derselben, zu welchen nur eine solche Wissenschaft gehöre, welche ihr Daseyn der Idee des Staats verdanke, und ohne Staat ihrer Form und ihrem Inhalte nach vernichtet wäre. — Aus einer vollständigeren Erörterung dessen, was Selbstständigkeit des freyen Wirkens, erzeugt durch das Gedeihen der Einzelnen zu einer Totalität des Handelns, sey, ergebe sich die echt wissenschaftliche Eintheilung der Politik — wie jeder andern Staatswissenschaft — in die der *Macht*, des *Rechts* und der *Cultur;* Macht und Recht seyen die Factoren des Staats, Cultur deren *Copula* (warum nicht deutsch?). Die Legislationspolitik, als Theil der Politik des Rechts, zeichne sich aus, indem in ihr besonders der Geist thätig sey, unter welchem es im Staate zu festen Verhältnissen der Coexistenz kommen solle; indem sie vor andern einer echt wissenschaftlichen Deduction fähig sey, und indem gerade in ihr alle Zweige des Staatsganzen auf besonders leicht erkennbare Weise zusammentreffen; daher musste an ihr vorzüglich die Anwendung der Arithmetik d. menschl. Lebens auf den Staat versucht werden. Ohne jedoch die Fälle der Anwendbarkeit der Arithm. des menschl. L. auf Legislationspolitik erschöpfen zu wollen, versucht der Vf. nach seiner Theorie bloss die Bestimmung: 1) des Eintritts der *Volljährigkeit* und der Präsumtion ihres Erlöschens; 2) des Eintritts der *Heyrathsfähigkeit;* 3) des Eintritts und der Dauer der *Conscriptionszeit;* 4) des Eintritts der *Amtsfähigkeit* und der Präsumtion ihres Erlöschens; 5) der *Schulzeit der Jugend* — und bey der Vergleichung dieser Bestimmungen mit einer positiven Gesetzgebung hält sich der Vf. vorzüglich an den *Code Napoléon.* Er zeigt aber zuförderst im 52sten §., wie sich aus der von ihm hier etwas deutlicher ausgehobenen Idee des Staats ergebe, dass *alle* Privatzustände dem Staatsganzen so zugekehrt seyn sollen, dass sie dasselbe vollenden, ohne dass eine ihnen rege Kraft aufhöre, bloss für Privatzwecke thätig zu seyn; und um zu zeigen, in wiefern Naturverhältnisse für die Legislation normativ sind, bemerkt er: es gebe zwar einen Standpunkt, auf welchem es ungereimt wäre, zwischen der Natur und dem Menschen zu unterscheiden; auf einem gewissen andern Standpunkte aber müsse man gleichwohl zwischen Natur *außer* dem Menschen und Natur *in* demselben unterscheiden, und es gebe sonach Natur- und Menschen-Producte, wiewohl letztre von der aussermenschlichen Natur das *Material* erhalten, dessen *innere Gesetze* der Mensch beachten müsse, der in sich und in seinen Umgebungen die Antriebe, zu solchen Werken zu schreiten, findet. Der Staat sey hiernach *Product des Menschen:* denn obgleich der Mensch im Staate leben müsse, so sey diess nicht schlechtweg eine Naturnothwendigkeit, sondern eine Vernunftnothwendigkeit, in welcher die eigentliche Freyheit des Menschen bestehe, und der Staat könne sich also von Naturverhältnissen entfernen, nur müsse in demselben, da er in Naturverhältnissen wurzele, das (nach der Idee vom Staatsganzen modificirt) *wiedergefunden* werden, was schon vor ihm im *Lande* (aus physischer Naturnothwendigkeit) war. (Tab. VIII. kann als eine kleine Probe davon und zugleich als Anleitung zu weiterer Forschung dienen.) „Der Staat soll demnach das Wesen der ihm zugekehrten Naturverhältnisse nie ausser Augen lassen: denn sie sind ihm *doch* Norm; eben so wenig soll er es sklavisch übersetzen, vielmehr soll er dasselbe wiedergeben unter der Idee seines eignen Wesens, d. h. als Gebilde der Freyheit: denn solche Naturverhältnisse sind ihm immerdar *nur* Norm!" Die genaue Kenntniss ihrer halte der Legislation sehr oft das *non plus ultra* der Dispensationsbefugniss vor, welche in gewissen Fällen dem Staatsoberhaupte zustehe.

(*Der Beschluss folgt.*)

GESCHICHTE.

PARIS, b. Buisson: *Souvenirs et portraits.* Par M. *de Levis.* 1813. XXIII u. 266 S. 8. (6 Fr.)

Der Vf. dieses interessanten Werkes ist der *Duc de Levis*, einer der ausgezeichnetesten Männer des alten französischen Hofs. Was der Titel sagt, findet man hier: eine Reihe Gemälde berühmter oder bekannter Personen aus der damaligen Zeit; Erinnerungen eines denkenden Mannes, der, vermöge seines Ranges, die Dinge von oben herab zu sehen im Stande war. Wir glauben gefunden zu haben, dass der Vf. immer nach eigenen Beobachtungen, nach eigenen Ueberzeugungen spricht; dass er ohne Leiden-

denschaft und ohne Absicht schreibt; dass es ihm nicht um den Effect, sondern um die Wahrheit zu thun ist; endlich dass er ein entschiedenes Talent für das Auffassen charakteristischer Nüancen hat. Sein Werk dürfte daher als Beytrag zur Sittengeschichte des damaligen Hofes gewiss von Werthe seyn. Es umfasst die Jahre 1780 — 1789, und enthält folgende Porträts: Der Graf *von Maurepas* — der Marschall *von Richelieu* — *Franklin* — die Marquise *du Deffand* — die Marschallin *von Luxemburg* — die Marschallin *von Mirepoix* — *Bougainville* — der Marschall *von Levis* — *Calonne* — *Necker* — Madame *Necker* — Mad. *d'Angivilliers* — die Marschallin *von Beauveau* — der Kardinal *von Loménie* — *Gustav III*, König von Schweden — der Graf *von Fersen* — die Herzogin *von Polignac* — der Baron *von Besenval* — *Malesherbes* — der Kardinal *von Rohan* — der Herzog *von Guines* — der Marquis *von Conflans* — der Graf *von Aranda* — der Marquis *von Caraccioli* — *Metra* — der Prinz und die Prinzessin *von Nassau* — der Herzog *von Biron* — der Bischoff *von Arras* — der Abbé *von Balivière* — der Graf *von Mirabeau* — *Barnave* — *Cazales* — die *Leibärzte* — Mad. *von Montesson* — die Gräfin *von Bouflers* — der Genfer Schiffmann. — Wir heben nun zur Unterhaltung unserer Leser einige der pikantesten Züge aus.

Maurepas war kein grosser eminenter Kopf; aber ein Mann von vielem Geiste, vielem Verstande, grosser Erfahrung, noch grösserer Gewandheit, und einem durchdringenden Geschäftsblicke. Was ihm fehlte, war das, was man Charakter nennt. Seine Stelle und sein Credit war für ihm das erste, hingegen das Wohl des Staates das letzte in der Welt. Daher liess er alles gehen, wie es wollte, und trieb ruhig auf dem Strome der Meinungen und der Ereignisse fort. — Die Marschallin *von Luxemburg* ward einmal gefragt, wer von den beiden, ob *Lafontaine* oder *Molière* der grösste Dichter sey? „*Lafontaine*" — erwiederte sie, ohne sich einen Augenblick zu bedenken — „*car il est plus parfait dans un genre moins parfait.*" — Schon *Bougainville* hatte im J. 1754 den Plan, von Canada aus bis an die Küsten des grossen Westoceans vorzudringen; der Krieg verhinderte ihn aber daran. — *Calonne* war in jeder Hinsicht der liebenswürdigste Weltmann, der sich denken lässt; aber der Kopf, der die Decoration eines Hotels angeben, oder eine Fête anordnen konnte, erlag unter der Geschäftslast. Einmal sollte er den Notablen eine gewisse Arbeit vorlegen, wovon noch keine Zeile fertig war. Um sich nun aus der Verlegenheit zu helfen, liess er die Nacht vorher in seinem Schreibzimmer Feuer anlegen, und versicherte ganz treuherzig, dass das Mscpt. leider verbrannt sey. — Auf *Necker's* Gesicht ging alles von unten nach oben; man errieth seinen Charakter auf den ersten Blick; Ehrgeiz mit Stolz, sogar mit Hochmuth vermischt. *Necker* war ein grosser Rechner; *Calonne* hatte einen Abscheu vor allem, was Zahlen hiess. *Necker* brachte den Staat durch seine Systemsucht, *Calonne* durch seine Systemlosigkeit ins Unglück. — Der Kardinal *von Loménie* (Graf von Brienne) war äusserst gewandt, umsichtig und gefällig; er schmeichelte jedermann, und hatte daher die öffentliche Meinung fast immer in seiner Gewalt. Seine Hauptkunst bestand in der Feinheit, mit unkundigen Leuten sehr viel, mit kundigen wenig oder gar nichts zu sprechen: so dass er bey jenen den Lehrer machte, und bey diesen der zerstreute Staatsmann schien. Sein Charakter war so veränderlich, wie seine Physiognomie: alle Mittel galten ihm gleich, wenn er nur dadurch höher stieg. — Der Baron *von Besenval* hatte auf den Charakter der Königin nur zu viel Einfluss. Er bestärkte sie in ihrer Neigung zum Spötteln, und entfernte dadurch alle achtungswerthen Weiber von ihr. Was er sagte, war ein Orakel für sie. Auf seinen Rath besonders entzog sie sich der Etikette und dem Hofceremoniel, und nahm seine laxen Grundsätze nur zu schnell an. *Besenvals* Memoiren zeigen ihn in seiner wahren Gestalt, als unmoralischen Mann. Zugleich zeigt er viel Parteylichkeit, und hebt sich überall selbst heraus. Um den Geist des damaligen Hoflebens indessen kennen zu lernen, um einen recht anschaulichen Begriff von diesem Kabinets- und Boudoir-Leben, von diesem politischen und galanten Intriguenspiel zu bekommen, mögen sie allerdings recht brauchbar seyn. — Der Graf *von Aranda* war eine von jenen Eisenseelen, die Spanien allein hervorzubringen scheint. Nie schien er geheimnissvoll; und doch konnte niemand undurchdringlicher seyn. Als er mit der Vertreibung der Jesuiten umging, erfuhr kein Mensch etwas davon, so dass das Ungewitter ganz unvermuthet über sie ausbrach. Man fragte ihn hierauf: „Aber wie in aller Welt haben es Ew. Exc. angefangen, dass niemand dahinter gekommen ist?" — „Ey nun!" — war die Antwort — „Ich hab's niemanden gesagt; verstehen Sie mich?" Dieses „verstehen Sie mich?" hing er allen seinen Phrasen an. Statt Ew. Excellenz hätte man ihn Ew. Solidität anreden sollen: denn er war durch und durch Solid. — *Mirabeau* liebte die Freyheit, die Monarchie, und selbst den Adel, wiewohl er letzteren sehr geschickt verbarg. Seine Freyheitsliebe war mehr gegen den Missbrauch der königlichen Gewalt gerichtet, als gegen diese Gewalt selbst. Er war Royalist aus Grundsatz. Wenn er daher Geld vom Hofe annahm, so zeigte er zwar nicht das zarteste Ehrgefühl, handelte aber doch nicht gegen seine Ueberzeugung. Nur verlangte der Hof zu viel von ihm, ja durchaus unmögliche Dinge, und zwang ihn dadurch selbst sich von der Hofpartey zu trennen. Er war ein grosser Redner, aber ungleich und incorrect. Viele seiner Reden sind allerdings nicht von ihm; aber überarbeitet hat er sie gewiss. Durch sein Genie machte er alles zu seinem Eigenthum.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

April 1814.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Landshut, b. Krüll: *Grundlinien der Arithmetik des menschlichen Lebens* — — von Dr. *Wilh. Butte* u. f. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Bestimmung des Eintritts der Volljährigkeit und der Präsumtion ihres Erlöschens (S. 232.). Ihrem Begriffe nach sey die Volljährigkeit die Befähigung des Menschen zum vollkommenen oder activen Bürgerthume; den Volljährigen gegenüber stehen als Nichtvolljährige die Minderjährigen, Ueberjährigen, und die physisch und geistig Schwachen. Müsste — oder dürfte auch nur der Staat Copie der Natur seyn: so müsste die Volljährigkeit nach den Geschlechtern und kosmischen Abweichungen vom Normale variiren. Indess sey das Land nicht der Staat; letzterer sey nicht früher möglich, als sich die Nation zur Humanität zu erheben beginne, wodurch das Leben der Einwohner als Bürger tief afficirt werde, u. s. w. *Volljährigkeit* — die nach dem Vf.: „*Travestie*, nicht *Copie* des Naturverhältnisses" seyn soll — und *Vollbürtigkeit* können daher weder in ihren Anfangs- noch in ihren Endpunkten coincidiren. Das Jahr 18 habe Bedeutung im Leben der Gattung und in dem des Mannes, und schon in letzterer Hinsicht sey der Staat ihm grössere Aufmerksamkeit schuldig, als z. B. der 14, indem er den Accent auf die Männer legen müsse; das Weib sehne sich blofs nach indirectem Zusammenhange mit dem Staate, suchend den Kreis der Liebe und der Häuslichkeit. Und wenn gleich der aus gewissen Ursachen schon im 15ten Jahre Geschlechtsreife manches vor dem im Geschlechte später reifen voraus habe, so werde doch das 18te Jahr die ihm aus dem Gattungsleben stammenden Rechte behaupten. Verstand und Charakter werden nicht *vor* den Jahren kommen und nicht lange *nach* ihnen ausbleiben. Der Staat würde also einen bedeutenden Missgriff machen, wenn er die Volljährigkeit etwa 1 bis 3 Jahre nach der Vollbürtigkeit ertheilen wollte. Nach dem Inhalte des theoretischen Theils und nach der Nothwendigkeit, dem Manne im Staate auch wissenschaftlich die erste Rolle zuzugestehen, müsse die Zugabe zu 18 entweder in 9, oder in 4½ bestehen; da ersteres den Staat zu weit von der Natur entfernen würde, so sey schon damit ein Grund für das letztre gegeben, welches noch durch folgendes begründet werde: 1) Die Epoche der That würde durch einen ganzen Exponenten nachtheilig für die Thatkraft selbst verkürzt werden. 2) Die Minderjährigkeit würde sogar über den Culminationspunkt des Weibes im *Optimum* hinaus reichen; die Geschlechtsangelegenheiten gehören aber zu den wichtigsten der Gattung und der Individuen, und in dem Normale, welches die allgemeine Legislation zunächst vor Augen habe, könne der Nothfall zu einer so grossen Abweichung nicht eintreten. 3) Unter geringen Culturgraden und in sehr nördlichen und östlichen kosmischen Verhältnissen trete bey Männern selbst die Vollbürtigkeit, vor deren Existenz die Volljährigkeit nie verliehen werden könne, nicht vor 22½ Jahren ein. 4) Erwecken auch hohe Culturgrade und sehr südliche und westliche kosmische Verhältnisse frühere Vollbürtigkeit, als 18, so liege doch auch darin ein die Volljährigkeit retardirendes Princip; Verführung und Begehrlichkeit, und mithin Verführbarkeit, seyen hier grösser, und wenn die jungen Leute auch Einsicht genug hätten, um früher volljährig zu werden, so komme ihnen doch nicht vor den Jahren die hier doppelt nöthige Festigkeit des Charakters, und die Verzögerung bis zu 22½ sey ihnen und dem Staate zugleich wohlthätig. — Könne, wie oben sich ergeben, die Volljährigkeit nicht mit der Vollbürtigkeit zugleich erlöschen, so müsse noch erwogen werden, dass der Ersatz für die um 4½ Jahr geschehene Verspätigung des Eintritts der Volljährigkeit nicht auf *nominal* gleiche Weise mit 4½ erfolgen könne, indem es dem 4½ im Alter an Intensität fehlen würde; überdiess müsse der Staat als Vernunftproduct die Möglichkeit des activen Bürgerthums möglichst auf der unter Vorherrschaft des psychischen Princips stehenden Lebenslinie verlängern; wolle nun der Staat die Natur unter den Gesetzen seiner eignen Idee nachbilden, so werde sein *Zusatz* hier dem *Abzuge* entsprechen müssen, welchen die Natur mache, wenn und wo sie Fortpflanzungsfähigkeit vor den Jahren des Normals eintreten lasse; doch dürfe diese Nachbildung nicht roh seyn, könne also weder den Verlust des Weibes, noch den des Mannes zur Richtschnur nehmen, sondern müsse beide vermitteln, und sonach einen vollen Exponenten zum Ersatz geben. Hiernach daure die Präsumtion der Volljährigkeit $63 + 9 = 72$, und zwar (*mirabile dictu*) = der Dauer der weiblichen + der Dauer der männlichen Fortpflanzungsfähigkeit im Normale und dem Zenith des männlichen Geschlechts + dem der Gattung; wogegen die Unvolljährigkeit eines ganzen Lebens 22½ der aufsteigenden + 9 der absteigenden Linie, der Dauer der weiblichen Fortpflanzungsfähigkeit = 31½ ist! Um zwischen die Natur und deren hier gegebenen *Travestie* Harmonie zu bringen, müsse je-

jedoch der Staat den Eintritt der Vollbürtigkeit in seiner Verschiedenheit nach Klima und Geschlecht auf gewisse Weise honoriren und das Alter der Abgelebtheit sicher stellen, ohne es zu kränken. Der Vf. zeigt specieller, wie diese Aufgaben zu lösen sind, und entwickelt dann in den folgenden Paragraphen die in der Einleitung erwähnten Bestimmungen der Heyrathsfähigkeit, der Conscriptionszeit u. s. w. mit vieler Kenntniss und vielem Scharfsinn, jedoch immer nach Anleitung seiner Theorie der Arithmetik des menschl. Lebens, von deren Anwendung auf Legislationspolitik hier nur eine Probe mitgetheilt werden konnte, welcher Rec. jedoch noch einige Anmerkungen hinzufügt. — Wenn der Vf. (S. 266.) verlangt, dass jeder Eheluftige vor der Ortsbehörde *über die Möglichkeit der Sustentation eines Hauswesens* sich ausweisen solle, so hat er wohl die Erfahrung übersehen, dass eine solche Einrichtung ihrer Natur nach entweder zu einer leeren Formalität ausarten, oder zu Ungerechtigkeiten, Bedrückungen und Bestechungen Veranlassung geben müsse. Eine Gemeinde kann, wenn die Maassregel wirksam seyn soll, sich nicht mit der blossen *Versicherung* eines Heyrathslustigen begnügen: *daß er eine Familie ernähren könne*, sondern sie muss eine gewisse Garantie oder Caution erhalten. Soll diese bloss in Vorzeigung einer gewissen Geldsumme, oder in Nachweisung eines gewissen Vermögens bestehen — wie es an einigen Orten bey der Aufnahme von Juden bisher gesetzlich war — so weiss man ja recht wohl, dass diess auch dem ärmsten möglich ist, wenn er einen Freund hat, der ihm auf einige Stunden das Erforderliche leihet; soll sie aber in förmlicher Niederlegung eines Kapitals bestehen, das gross genug ist, um im unglücklichen Falle die hinterlassene Wittwe mit den Kindern bis zur Selbstständigkeit der letztern zu erhalten, so werden nur *reiche* Leute heyrathen können, und die Gemeinde würde mit der Zeit Mangel an Arbeitern aller Art leiden, oder mit unehelichen Kindern überfüllt werden. Dem Rec. scheint hier kein andrer Ausweg offen zu stehen, als die Allgemeinmachung der schon hier und da im Einzelnen durch freywilliges Zusammentreten mehrerer für das Wohl ihrer Familien besorgten Väter entstandenen Assecuranzanstalten, wovon *Krug* in seiner Schrift „über Armenassecuranzen" ausführlicher handelt. Lobens- und beherzigenswerth sind die Worte des Vfs. (S. 309 — 311.) über Amtsbesoldungen, Emeritenerklärungen und Pensionen der Wittwen und Waisen der Staatsdiener. — Bey der (S. 313.) ausgesprochenen Forderung des Staats an die Aeltern und deren Stellvertreter: „Den Kindern die Gelegenheit zu jener moralischen und intellectuellen Bildung zu geben, welche den Menschen des einstigen Bürgerthums fähig machen," bemerkt Rec. endlich, dass der Vf. diese Forderung selbst durch die weiter unten verlangte „Befähigung des Kindes zum künftigen, dem dermaligen Culturzustande des Staats und dem Gesetze des stetigen Fortschreitens desselben angemessenen Bürgerthume" nicht deutlich genug bezeichnet hat, auch die Lehrgegenstände und deren Umfang daraus nicht zu erkennen sind, welche der Vf. *jedem* Kinde gelehrt wissen will; obgleich er den Staat davon losspricht, sich darum zu bekümmern, ob die Kinder eine gelehrte Erziehung erhalten oder nicht, und von ihm nur verlangt, darauf zu sehen, dass Aeltern, welche von den Normalschulen keinen Gebrauch machen, wirklich für Ersatz sorgen.

III. *Winke für die Anwendung der Arithmetik des menschlichen Lebens auf Naturwissenschaft.* Der Vf. legt hier unter *A.* verschiedene Fragen an Astronomen, Physiker, Zoologen und Mediciner vor, von welchen Rec., mit Uebergehung der minder interessanten und derjenigen, welche der Vf. selbst seit Erscheinung seines Buchs wohl zurückgenommen haben wird, nur folgende mittheilt. 1) An die *Physiker*: „Vielleicht könnte die obige Theorie in der von ihr postulirten neuen Gestalt der wissenschaftlichen Seite unsrer physikalischen Geographie wenigstens die *Bahn* zu der Lösung jenes Problems (die Erforschung der *Meereslänge*) brechen? Vielleicht ist dasselbe in jenen berüchtigten *Abweichungen der Magnetnadel* gelöset, die der Schiffer bisher nur von einer ihm feindlichen, ihn oft selbst in der Erforschung seiner *Breite* störenden Seite kennt? Vielleicht könnte man auf dieser Bahn das offenbar vorhandene *Gesetz* dieser Abweichungen wenigstens so weit entdecken, dass diese forthin nicht mehr in der *Bestimmung der Breite* störten?" Was den Umstand betrifft, dass jene Abweichungen sich an demselben Orte nicht immer gleich bleiben, so erklärt sich der Vf. hierüber folgendermassen: Es gebe eine in ihren Anfangs- und Endpunkten *feste westliche* und *östliche* Polarität; die Längengrade haben eine auf den Skala der Breiten anzuschlagende *computabele* Bedeutung, welche gewiss in den beiden Hämisphären verschieden seyen, und höchst wahrscheinlich nach dem oben gegebenen Maassstabe. Indess könne es doch seyn, dass eine neue Differenz auch nach den verschiedenen globischen Verhältnissen eintrete. — Wie sich die *Länge* als Einheit und Gattung zu der nördlichen und männlichen, dann zu der südlichen und weiblichen Breite verhalte, so scheine sich der *Galvanismus* zum *Magnetismus* und zur *Elektricität* zu verhalten, und mithin dem Magnetismus, als dem männlichen Princip, die Repräsentation des Ganzen oder der Einheit befohlen zu seyn. — Wenn Magnet, Norden und Männlichkeit in ihrer Art eins seyen, so werde, was die beiden letztern afficirt, auch die Magnetnadel afficiren müssen. Die Frage sey: welche Körper und Erscheinungen wirken auf den Magnet mit der Natur des Eisens übereinstimmend, und in welchem Grade thun sie es? Hätten wir hinsichtlich der am häufigsten vorkommenden Gegenstände ein Verzeichniss dessen, was männlich, und dessen, was weiblich wirkte, so würden wir auch lesen und seines Orts in Abzug bringen können, wie das hier mächtiger gegenwärtige Männliche oder Weibliche die Magnetnadel in Beziehung auf ihre Heimath alterire; die richtig aufgefassten kosmischen Verhältnisse müssten übrigens gerade auf der

er offnen See bestimmter wirken, als auf dem festen ande. — Wenn die obige Theorie über die Natur er beiden Hämisphären und der beiden Hämigloben ichtig sey, so könnten die *bisherigen* Beobachtungen as hier zu suchende Gesetz auch nicht aufhellen, ielmehr müssten sie es immer tiefer verhüllen. Der uropäer, der nach Amerika fahre, nähere sich zurst dem jüngsten Westen und trete dann plötzlich in en äussersten Osten; seine Versetzung auf der Skale er Breite sey dem Abstande des Gleichers vom nördchen Afrika gleich, wofür die Magnetnadel Emfindlichkeit zeigen werde, wiewohl, da der Westen den Osten hinüber leuchte, nicht plötzlich.

2) An die *Mediciner:* Wie weit ist die Medicin is jetzt in die Natur der Sexualverschiedenheit eindrungen? Diese Frage beantwortet der Vf. damit, ass alles, was er in mehrern ältern, neuern, deutchen und ausländischen Werken über diesen Punkt elesen habe, sich darauf reducire, dass einige mit *Hippokrates* einen Exponenten des Gattungslebens in er Zahl 7 angenommen hätten; er aber nirgends eine pur von einem besondern Exponenten der beiden eschlechter gefunden habe! — Wäre der Vf., als r diess niederschrieb, sich deutlicher bewusst gewesn, was das heisst: in die Natur eines Gegenstandes indringen — so würde seine Antwort gewiss anders usgefallen seyn. Was übrigens den Exponenten des enschlichen Gattungslebens belangt, so ist es beannt, dass man schon in ältern Zeiten dafür auch ie 9 ausgab, und darum das 63ste Jahr für gefährlich hielt, weil darin die 9 mit der 7 multiplicirt ist. Auch in drey 18- und 19jährige Perioden hat man as menschliche Gattungsleben eingetheilt. Dass bisier noch kein Arzt für das doppelte Geschlechtsleben des Menschen besondre Exponenten angegeben abe, muss übrigens Rec. nach seiner Kenntniss der edicinischen Literatur bezeugen. — Dann frägt er Vf., ob sich die Krankheiten selbst nicht auf eine ür die Heilkunde fruchtbare Weise in südliche und westliche, als *weibliche*, dann in nördliche und östiche, als *männliche*, eintheilen liessen? Wäre eine olche Eintheilung nützlich, heisst es ferner, so dürfe nan nur, um sie zu einer hohen Vollkommenheit u bringen, auf das *Mutterland* der verschiedenen Krankheiten, welches — wenn es nicht mehr betannt wäre — sich würde wiederfinden lassen, und uf die *kritischen Zeiten* achten. Die Gründe, aus welchen man die letztern bezweifle, seyen nur Geständnisse, dass man die Gesetze nicht kenne, innerhalb welchen das Umsetzen erfolge, indess die kritischen Zeiten sich an den Fiebern, als den Grundformen aller Krankheiten, bewährten. Man fehle nur darin, dass man die Zeit nicht so theile, wie Gott *sie getheilt* habe, und darin, dass man auf die vorkommende ½ nicht achte. Gott habe in Jahren, Monaten, Tagen und Tageszeiten gezählt; die Eintheilung in Wochen, sodann die alltägliche in 24 Stunden, 60 Minuten und so viele Secunden sey *irdisch.* Mit der himmlischen Zählung laufen die Schläge des Pulses parallel, für welche es ein Normale geben müsse, wiewohl sie nach Umständen variiren. In den Tagen kommen folgende vier Stadien vor: *Mitternacht* oder der Osten; *Morgen* oder Westen; *Mittag* als Norden und *Abend* als Süden, und anstatt der Secunden sollen wir Pulsschläge setzen. Die löffelweise nach Stunden gereichten Medicamente können nur in so weit mit der Krankheit Schritt halten, als die Stunden für den Inbegriff so vieler Pulsschläge und für eine solche Quote des Tages und seiner vier Stadien gelten; die kritischen Zeiten und der Verlauf der Krankheiten sollen nach diesen Abschnitten beobachtet werden. Forthin solle man achten auf 3½, 7, 10½, 14 u. s. w. bis 49; dann auf 4½, 9, 13½, 18 u. s. w. bis 63; endlich auf 9, 18, 27 u. s. w. bis 81. — Verlaufe die Krankheit *sexual*, so werde sich die Krisis innerhalb der beiden ersten Zahlenreihen offenbaren, und wenn sie *generisch* verlaufe, innerhalb der letzten Zahlenreihe. Die Pulsschläge werden in solchen Inbegriffen als Wurzeln der Verlaufszeit vorkommen, und das Intermittiren der Pulse werde vielleicht Winke geben, wie viele dieser Schläge sich zur Einheit verbinden. Sey nun die Krankheit *sexual*, so werde ihr Verlauf *planetarisch;* sey sie *generisch*, so werde derselbe *solarisch* seyn; und wenn sich die männliche Krankheit eines männlichen Individuums in den weiblichen und die weibliche Krankheit eines weiblichen Individuums in den männlichen Charakter übersetze, so werden vielleicht andre Erwartungen und Abänderungen in der Heilart eintreten!

S. 359 bis zu Ende hat der Vf. sogenannte *Phantasieen* gegeben zur Beantwortung folgender Fragen: 1) Wie sich die Geschlechter zur Einheit herstellen, von welcher, als von der Gattung, allein erzeugt werden mag? 2) Wie das Aeon der Erde seinen Verlauf nehme? Welches die Eintheilung des Himmelskreises sey, die Gott machte, und wie sich insbesondere das platonische Jahr vollende? Welche Ur-Projection unser tropisches Jahr und das Aeon der Sonne haben möge? 3) Wie der asterische Ursprung seines Exponenten den Menschen zum aufrechten Gange emporziehe? 4) Wie alt die Menschheit des strömenden Erd-Aeons sey? Wo ihr das Brautbette zugerichtet wurde? Endlich wie sie dem letzten Tage entgegenlebe, der ihr jedoch ein neuer Morgen seyn müsse? — „Davon (heisst es S. 360.), geneigter Leser, will ich Dir schliesslich mit Offenheit und Resignation sagen, was ahnend mein Geist davon vernimmt. Du weisst mir die *Ahnung* zu sondern von der nothwendig engern *Wissenschaft*, welcher in dem bisherigen ihr Tribut gezollt wurde, so weit beschränktere Kräfte und der Plan des Autors es verstatteten. Auch erfreut Dich, der Du mir bis hierher folgtest, das, wenn gleich möglichst von allen speciellen *Nützlichkeits-Reflexionen* entfernte, Wort, welches sich über die verborgneren unter den himmlischen und ewigen Dingen zu verbreiten wagt: *Juvat ire per altum!*" Und Rec. wünscht hiermit auch seine vielleicht zu umständliche Anzeige gerechtfertigt zu haben, die er jedoch hier auch endigen zu dürfen glaubt, seine Leser auf das Buch selbst verwei-

weisend, das ihnen der vielen wahren und wohldurchdachten Bemerkungen wegen, die es enthält, so wie auch wegen der geistreichen Bearbeitung des Ganzen, viel Interesse gewähren wird.

GESCHICHTE.

Cassel, b. Krieger: *Casselsche Chronik* vom 28. Sept. 1813 bis zum 21. Nov. desselben Jahres. Von *Anton Niemeyer*. 1814. 90 S. 8. (8 gr.)

Ein interessanter Beytrag zur Geschichte der Wiederherstellung deutscher Freyheit. Schränkt er sich gleich nur auf eine Beschreibung der Art ein, wie die einzige Stadt *Cassel* ihr sieben Jahre lang getragenes Joch los wurde; und enthält er gleich keine Erzählung blutiger Begebenheiten und mörderischer Schlachten — denn so, wie Cassel und ganz Kurhessen ohne eigentlichen Krieg seiner Freyheit beraubt wurde, so erhielt es diese auch fast ohne alles Blutvergiessen und nur als mittelbare Folge der Riesenschlacht bey Leipzig wieder —: so liefert er doch von der unerwartet schnellen und glücklichen Umwandlung der Dinge in Cassel ein Gemälde, das jedem braven Hessen, jedem redlichen Deutschen einen angenehm unterhaltenden Anblick gewährt. Der Erzählung selbst — von der pfeilschnellen Flucht des vormaligen Königs von Westphalen, so bald die Nähe der gefährlichen Kosacken nur gewittert wurde; von der bedachtsamen Rückkehr, als diese schlimmen Gäste sich wieder entfernt hatten; von dem despotischen Verfahren des königl. Lieutenants, General *Allix*, und den zahllosen Verhaftungen der bravsten Männer in Cassel, deren Verbrechen darin bestand, dass sie in Abwesenheit des Königs Vorkehrungen zur Erhaltung der Ruhe in C. getroffen hatten; von der wiederholten gänzlichen Flucht des Königs und seines Anhanges nach der Leipziger Schlacht und dem Mitleid erregenden Abzuge der französischen Weiber und Kinder; von der Ankunft des Kurprinzen und dem rührenden, man kann sagen, erschütternden Empfange, den dieser, so wie späterhin sein Herr Vater, der Kurfürst, nach sieben leidenvollen Trennungsjahren fand u. s. w. — dieser ganzen Erzählung kann Rec. das Zeugniss der Treue und Vollständigkeit nicht versagen. Die Hauptbegebenheiten aus dieser für das ehemalige Westphalen so denkwürdigen Periode sind allgemein bekannt; weniger bekannt sind manche hier mitgetheilte charakteristische Nebenumstände. „*Vous voilà délivrés*" rief einer der von der Flucht zurückgekehrten *Jeromehusaren* einem Trupp Schauspieler, Polizeymänner und Ritter triumphirend zu (S. 35.). Der Gen. *Allix* gab zur Feyer der heldenmüthigen Rückkehr am 8. Oct. ein Diner von 100 Couverts; „der hinkende Bote kam aber auch hier nach: denn jeder, der an diesem Diner Theil genommen hatte, *Allix* selbst allein ausgenommen, musste 14 Tage später 10 Thaler dafür bezahlen" (S. 41.). Die Statüe *Napoleons* auf dem Königsplatze, welcher, trotz des thätigsten Widerstandes *russischer* Officiere, am 30. Sept. die Nase und der rechte Arm mit der westphälischen Constitution abgeschlagen worden, wurde kurz vor der Rückkehr des Königs *mit Gyps* restaurirt, weil dieser von *Marburg* aus geschrieben hatte: „Wehe der Stadt, wenn bey meiner Rückkunft die Statüe meines erhabenen Bruders nicht wieder hergestellt ist!" (S. 56.) In der ersten (und letzten) Cour nach des Königs Rückkehr den 17. Oct., als jeder auf die *ersten Schritte* desselben begierig war, äusserte *er*: „*Es wäre ihm* ziemlich einerley, ob er König von Westphalen wäre oder nicht; er sey als französischer Prinz *mehr*, als diess, und wäre *nur* zurückgekehrt, um den Bürgern wieder Ruhe und Ordnung zu sichern." Inzwischen vertrug es sich doch mit diesem königl. Willen, dass nicht nur 20 Municipalitätsglieder, sondern selbst die von ihr erwählten 14 Commissarien, die in Abwesenheit des Königs kein anderes Bestreben hatten, als die Erhaltung der Ruhe und Ordnung in der Residenz, nebst einer Menge von Officieren und andern bedeutenden Männern, deren Anhänglichkeit an König und Reich verdächtig war, in das *Kastell* geworfen wurden, wo sie bis kurz vor des Königs zweyter Flucht verhaftet blieben.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Die durch Jubilation des k. k. Rathes und Professors *Reinlein* an der Wiener Universität erledigte Lehrstelle der medicin. Klinik für Wundärzte ist dem zeitherigen Prof. an der Josephin. Akad., Hn. *Joh. Rajmann*, verliehen worden. (Hofdecr. vom 10. Sept. 1813.

Der Hofrath bey der vereinigten Hofkanzley und Referent in geistl. Sachen, auch Mitglied der Studienhofcommission, Hr. *v. Gruber*, ist von Sr. Maj. dem K. von Oesterreich zum Propsten v. Ardagger, und von der theolog. Facultät zu Wien, ohne alle scharfe Prüfungen, zum Doctor der Theologie ernannt.

Zum Prof. der Hermeneutik des neuen Testaments an der Wiener Universität ist der Benedictiner v. Villingen, Hr. *Roman Zängerle*, zeither Prof. eben dieses Faches zu Prag, ernannt. Hr. *Adolph Koppmann*, ein Prämonstratenser, supplirt statt seiner diese Lehrstelle in Prag.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1814.

NATURGESCHICHTE.

Eisenberg, b. Schöne: *Nomenclator botanicus*, seu Enumeratio alphabetica omnium hucusque cognitorum vegetabilium adjectis praecipuis synonymis auctore *Augusto Guilielmo Dennstedt*, Medicinae et Chirurgiae Doctore. *Pars I.* plantas vulgo phänogamas dictas complectens. 524 S. *Pars II.* Cryptogamiam sic dictam continens. 166 S. 1810. 8. (3 Rthlr.)

Die Ausarbeitung botanischer Nomenclatoren, d. h. vollständiger Namenverzeichnisse aller bekannten Pflanzenarten, zumal, wenn sie deren Synonymen hinzufügen, ist gar kein unverdienstliches, so wie auch kein leichtes Unternehmen. Der Nutzen für Gelehrte und Halbgelehrte, zumal aber für Gärtner, die ihre Namen recht zu schreiben, halbverlöschte herauszubringen, über Synonyme schnell aufgeklärt zu seyn wünschen, ist beträchtlich, und eine Uebersicht der Zahl an Gattungen und Arten oftmals willkommen; der Benutzung solcher Register zur bequemen Ausfertigung von Pflanzencatalogen u. dgl. nicht zu gedenken. Es ist aber eben deshalb leicht einzusehen, dass gerade bey einer solchen Arbeit Zweckmässigkeit in der Anordnung das Haupterforderniss sey, und dass man unter diesem Gesichtspunkte allein den Hauptwerth einer solchen Arbeit aufzunehmen und zu würdigen habe.

Leider entspricht das vorliegende Buch diesen Fordrungen sehr wenig; ja man könnte sagen, es sey fast alles geschehn, um es so unbequem und unbrauchbar als möglich zu machen. Nachfolgende Beweise werden diess bestätigen.

Der Text ist durchaus mit einerley Schrift, nur dass die *Genera* gesperrte Buchstaben haben, gedruckt. Jede Seite hat zwey Columnen, wodurch fast aller Raum des Papiers ausgefüllt wird, und selbst die Synonymen sind mit gleichen Lettern, nur durch Klammern geschieden, beygefügt, und laufen in gleicher Zeile fort, wodurch manchmal eine Stelle wie gewöhnlicher Zeilentext erscheint. Die *Genera* haben fortlaufende Zahlen, und die darunter stehenden Speciesnamen wieder die ihrigen, allein auch diese sind mit der vorigen aus gleicher Schrift gedruckt, ja selbst die Namen der Autoren nicht einmal durch Cursiv oder Sperrung unterschieden. Wie sehr eine solche durchgängige, auf alle mögliche Weise herbeygeführte Einerleyheit den Gebrauch stört, davon wird sich jeder Besitzer überzeugt haben. Wir setzen ein Beyspiel her:

206. *Atractylis* XVIII. 1. (XIX. 1.)
2145. *gummifera (A. acaulis Desf. Acarna gummifera W. Circellium gummiferum Brot.)*
2146. *humilis (Centaurea Carduus Forsk.)*
β. *narbonensis* etc.

Rec. rügt dieses mit Fleiss um so mehr, da selbst der Verleger den Vf. hierauf hätte aufmerksam machen können. Auch das Register, welches die Synonyme enthält, ist fehlerhaft eingerichtet, indem hier bloss die Zahlen der vorn nachzusuchenden Species, oft an drittehalb Zeilen lang, fast ohne Zwischenraum, angegeben werden, so dass man wiederum von so vielen Ziffern 5161 16271 16285 16289 16291 16294 16295 16297 16298 16305 16307 16309 16315 — 16317 . . . . wie dieses gegebene Beyspiel von Ziryphus zeigt, geblendet wird.

Aehnliche ältere Versuche von Nomenclatoren, die der Vf. wohl hätte zu Rathe ziehen können, sind von diesen Fehlern der typographischen Einrichtung frey. Das systematische Verzeichniss der in *Willdenow's Species plantarum* vorkommenden Gewächse vom Grafen *Henkel von Donnersmark* (im J. 1803) enthält die generischen Namen mit Capitälchen gedruckt, und numerirt sehr ausgezeichnet, die Species, ohne Zahlen, stehen eingerückt, leicht leserlich, darunter. Ein, in den Händen vieler Gärtner noch jetzt befindlicher im J. 1785 zu Wien in Quart herausgekommener, alphabetisch geordneter *Index plantarum* ist gleichfalls weit brauchbarer eingerichtet, indem hier bloss die Species fortlaufende Numern haben, die *genera* gar nicht (bey denen es auch überflüssig), und das Ganze mit grosser Reinlichkeit auf schönes, starkes, weisses Papier gedruckt ist. Hätte unser Vf. mehr bedacht, wofür er arbeite, so hätte er besseres Papier, Quartformat, breitern Raum, grosse deutliche Sonderung der Synonymen und Autoren von den Hauptnamen, Unterscheidung der Gattungsnamen durch Capitälchen, vollständiges Herausrücken der Zahlen unter eine deutliche Columne, und Weglassung aller Numern für die Gattungsnamen wenigstens in Anwendung bringen sollen, welche Punkte übrigens noch nicht einmal hinreichen werden, einer ähnlichen Arbeit die höchste Vollkommenheit zu geben.

Rec. hofft, dass irgend ein fleissiger Freund der Botanik uns bey Vermeidung solcher Uebelstände noch einmal ein recht zweckmässiges Buch der Art liefern werde, das gewiss auf vielen Absatz rechnen kann, und hat deshalb vorzüglich auf obiges aufmerksam gemacht. Denn wenn freylich einem Handels-

delsgärtner oft mehr daran liegt, Pflanzen mit recht vielen verschiednen Namen zu besitzen, so ist im Gegentheil dem Käufer und Eigenthümer sehr willkommen, zu erfahren, ob er unter dem Neuen nicht etwas Altes wieder erhalte. — Was den innern Werth des vorliegenden Buches anlangt, so ist auch hier noch manches zu erinnern.

Vorerst ein neues Unglück, dass der Vf. *Willdenow's Enumeratio plantarum horti Berolinensis* nicht gleich, sondern erst in der Mitte der Herausgabe benutzen konnte, und nun, als *addenda* und *corrigenda*, auf einer unermesslichen Menge Seiten (nicht weniger als *funfzig*, jede zu *acht und funfzig* Zeilen!!), mit kleinster Notenschrift, Druckfehler-Verbesserungen und Nachträge liefert; da kommen deren auf die *zweyte* Columne, S. 8., allein ihrer *drey und zwanzig* (den Druckfehler *Calamagrostes* nicht mitgerechnet), so dass Rec. auf seinem Exemplar, das er durchschiessen lassen, das ganze weisse Blatt ganz voll zu schreiben hatte, und durchaus nicht im Stande war, eine solche entsetzliche Arbeit weiter fortzuführen. Denn wenn von den 54 Pflanzen einer Seite ihrer *fünf und zwanzig* neuer Correcturen bedürfen, wer möchte da ein solches Buch wohl viel benutzen. Auch fehlt es nicht an wichtigen Druckfehlern; z. B. *Bossicua* statt *Bossieua* u. s. w.

In der kurzen lateinischen Vorrede sagt der Vf. bloss, dass er *Persoonii Synopsis plantarum* zum Grunde gelegt, und die neuen Synonymen beygefügt habe. Da *Persoon's* Eintheilung der Klassen von der *Linneischen* abweicht, indem sie deren drey unter die andern vertheilt, so hat der Vf. diese *Persoonische* Klasse mit römischen Zahlen hinter jeder Pflanzengattung angedeutet, und die ältere *Linneische* in Klammern daneben, als z. B. *Apargia* XVIII. 1. (XIX. 1.). Aber billig hätte Hr. *D.* die Namen und Werke der Schriftsteller, deren Synonymen angeführt sind, in der Vorrede mit verzeichnen sollen, da wohl ein grosser Theil der Käufer nicht wissen wird, was *Forsk. Brot. Ait. Pourr. Berg. Mich. Lam.* u. a. heissen, und worauf sie sich beziehen sollen. So viel wir bey der Vergleichung des einen Buchstaben *B* bemerkt haben, hat Hr. *D.* bloss die in *Persoon* verzeichneten Pflanzen ausgeschrieben, und bey den Arten die Synonymen zugefügt (ein Specialregister hierüber, wie solches in *Willdenow's Enumeratio* sich findet, wäre aber viel nützlicher gewesen, als die blosse Zahlenandeutung: denn wer wird z. B. bey *Lichen* über zweyhundert Numern nachschlagen wollen, ehe er auf die Gesuchte kommt) — sonst aber nichts Neues eingeschaltet.

So fehlt z. B. *Bellevallia operculata (Picot La Peyrouse) Antholoma (La Billardière)*, bey *Bonplandia geminiflora* das jetzt gebräuchliche Synonym *Caldasia heterophylla* (schon in *Willd. Hort. Berolinens.* 1808 beschrieben) u. m. dergl. Die Zahl der verzeichneten Species trifft ebenfalls bey sämmtlichen, die Rec. verglichen, mit der *Persoonischen* genau überein, der Vf. hat sie nur alphabetisch geordnet. Im cryptogamischen Theil, welcher den *zweyten* Band befasst, sind ebenfalls mehrere Schriften, zumal ausländische, nicht angeführt, und die Synonymen sehr gehäuft, wodurch aber ihre Kritik erschwert wird. Wir müssen daher, ohne die geringste Parteylichkeit oder Nebenabsicht, nach reinster Ueberzeugung, diesem Buche wissenschaftlichen Werth in der Ausführung geradezu absprechen.

Lobenswürdig ist indessen immer der auf die Arbeit verwandte Fleiss, und des Vfs. gewiss sehr gut gemeynte Absicht. Sollten sich ihm die Umstände günstig zeigen, eine neue Herausgabe eines solchen Nomenclators vorzunehmen: so würde Hr. *D.* gewiss bey Vermeidung der gerügten Fehler und Zuziehung aller neuen Entdeckungen im Stande seyn, etwas recht Brauchbares zu liefern, da er die andern Erfordernisse, Sprach- und Sachkenntniss, und Ausdauer zu einer so mühsamen Arbeit wirklich besitzt. Denn ganz zweckmässig ist auch die Idee, bloss *neuere* Synonymen und ihre Schöpfer anzuführen, so wie die Andeutung der Linneischen Klasse. Aber besser würde hier noch gerathen seyn, statt der nur mechanisch zu merkenden Zahl lieber den Namen derselben anzugeben, auch vielleicht die natürliche Familie so wie eine deutsche Benennung zuzufügen.

Aus der Zahlenübersicht ergiebt sich, dass von den Phänogamen 2305 *genera* und 20,938 *Species*; von den Cryptogamen 196 *genera* (das letzte ist *Xyloma*) und 4266 *Species* verzeichnet sind.

SCHÖNE KÜNSTE.

MEISSEN, b. Goedsche: *Leonello.* **Ein Roman vom** *Verfasser der Heliodora.* 1813. 256 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Wen blosse Begebenheiten, ohne innere Nothwendigkeit, ohne alle Charakterdarstellung, ohne irgend einen Punkt, in welchem das Leben in einem neuen oder höhern Momente sich offenbarte, ohne alle Ansprüche an Gemüth und Geist, doch in reinen und fliessenden, und auch mit unter selbst blühenden, Vortrage und nicht ohne Interesse angelegt und geschürzt (aber ohne alles Interesse gelöset), mit mancher artigen Schilderung von Natur-Scenen und Gegenständen vermischt, befriedigen können, der wird in diesem Romane eines, der grössern Lesewelt, nicht unbekannten Vfs. denn auch allenfalls Befriedigung finden. Wir fanden sie nicht, und das südliche Colorit, das der Vf. gern über seine Producte ausgiessen mag, — wir fürchten, weil ihm die Kraft abgeht, das uns Nähere und Bekanntere interessant darzustellen, — erinnert zu lebhaft an die berüchtigten Rinaldo Rinaldini, und ist zu abgenutzt, um dem magern Inhalte aufzuhelfen. — Von diesem Gewebe lässt sich der oft in unsern Tagen aus Einseitigkeit gemissbrauchte Ausdruck mit vollem Rechte gebrauchen: es ist romanhaft, aber nicht romantisch. — Zwey sonst gleich edle, gleich tapfere ritterliche Jünglinge treten von Kindheit an immer feindselig einander gegenüber. Die Spanier brechen im 16ten Jahrhundert ins Kö-

Königreich Neapel ein, und Odoardo della Torre ritt auf ihre Seite, und Guido de Roccabruna auf die Seite der Franzosen. Die Spanier behalten die Oberhand; Guido wird mit mehrern Neapolitanern geächtet und von Gattin und Tochter gerissen. Er schreibt diess ohne Grund der Bosheit seines Gegners zu, und um sich zu rächen raubt er diesem den einzigen Sohn (zu welchem Zweck übrigens er ihn bestimmt, erfahren wir nicht), und erzieht ihn unter dem Namen eines Oheims ritterlich, aber unter den Verbannten, welche in den Apenninen hausen, und von hier aus den Krieg gegen alles was Spanier heisst in kleinen Streifparteyen wüthend fortführen, auf den Augenblick harrend, der den französischen Waffen in Italien günstiger lächeln und das Vaterland von dem ihnen verhassten Joche befreyen wird. Dieser Augenblick erscheint lange nicht, und Leonello, so heisst der geraubte Jüngling, wächst unter den Augen des vermeynten Oheims, des Oberhauptes der Verbannten, ziemlich in den Verhältnissen einer Räuberbande zum Jünglinge heran und lechzt nach Thaten. Da erweckt der Anblick einer zwar nicht mehr jugendlich blühenden, aber doch höchst anziehenden spanischen Dame, welche auf der Landstrasse von ihm und mehrern Verbannten angehalten, aber auf sein dringendes Wort mit ihrer Habe freygelassen wird, wunderbare ihm unerklärliche Gefühle in seiner Brust. Diess bemerkt einer der Unzufriedenen unter den Verbannten und facht mit der Entdeckung, dass Guido sein Oheim nicht sey, sondern ihn aus unbekannten Gründen geraubt habe, die Begierde in den Jüngling an, sich in die Welt zu stürzen. Der Versuch aber missglückt; der Haufe, welcher den Verbannten entfliehen will, fällt in die Hände spanischer Krieger, die Jagd auf ihn machen und ihn völlig zersprengen. Leonello befindet sich zuletzt allein, und verfolgt einen Pfad, der ihn zu einem Schlosse führt, in welchem er in Abwesenheit der Besitzer von dem Verwalter sehr freundlich aufgenommen wird. — Hier erwecken die Gegenstände, welche ihn umgeben, und besonders ein Paar Gemälde, plötzlich langgeschlummerte Erinnerungen seiner frühesten Kindheit, und es zeigt sich, dass er der verloren gegangene Sohn des Besitzers dieses Schlosses ist. — Es wird sogleich mit der frohen Botschaft an den Freund in Neapel, dem der Aufenthalt der trauernden Aeltern allein bekannt ist, ein Bote abgesendet, da der Verwalter Leonello selbst, nach dem ausdrücklichen Befehl der Aeltern für den Fall, nicht aus dem Schlosse lassen will, welchem der Jüngling sich ungern fügt. — Da findet sich ein zweyter Jüngling von höchst einnehmender zarter Bildung ein, der mit einem Begleiter, einem jungen Spanier, von den Verbannten angegriffen war und sich hierher flüchtete, nachdem Don Rodrigo, der Spanier, der Gewalt unterlegen war. Auch auf diesen macht das eine der Gemälde, auf welchem ein Knabe einer weinenden Frau mit ihrer kleinen Tochter im Walde hülfreich beyspringt, den lebhaftesten Eindruck: denn diess Gemälde stellt eine Scene aus seinem eigenen Leben dar: der Knabe war Leonello, die Frau war Guido Roccabruna's, von Leonellos Aeltern damals nicht erkannte Gattin, und die Tochter — eben der schöne Jüngling. Franzesca verräth sich aber nicht, sondern lebt mehrere Tage mit Leonello, der sich zu ihr hingezogen fühlt, in freundschaftlicher Vertraulichkeit als Franzesco. Da kommt ihr bey einem Spaziergange am Meere die Lust an zu einer Wasserfahrt, sie besteigt mit Leonello einen Kahn, es überfällt sie ein Sturm und wirft sie zuletzt unsanft auf das Gestade von Capri. Hier entdeckt Leonello das Geschlecht der Ohnmächtigen; sie erröthet als sie erwacht und sich verrathen sieht, und beide theilen einander ihre Abenteuer mit. Ihre Mutter ist mit ihr, nachdem sie lange vergebens nach dem verbannten Gatten gesucht hatte, aus ihrer von Aufrührern überfallenen und verbrannten Wohnung ihrer Väter geflohen, und nimmt den Schutz des ihr übrigens gänzlich unbekannten Don Rodrigo an, der sie bis zur nächsten Stadt zu begleiten sich erbietet; allein sie stirbt in einem Dorfe und befiehlt ihrer Tochter, sich zu ihrem Oheim nach Neapel zu begeben. Don Rodrigo weiss sie zu überreden, seine Begleitung dahin anzunehmen, und sie legt männliche Kleidung an; bald aber wird ihr Begleiter unbescheiden zudringlich. Da werden sie, als Spanier von den Verbannten angegriffen, und Franzesca entkömmt. Leonello beschliesst, sie selbst nach Neapel zu bringen, und dort in dem Hause des Freundes seiner Aeltern von diesen Kundschaft einzuziehn, und beide belebt die Hoffnung, die feindlichen Väter zu versöhnen. — Sie kommen in Neapel an, aber der Oheim ist nicht mehr am Leben; doch wird Franzesca von dessen Töchtern freundlich aufgenommen, und Leonello, der den Freund seiner Aeltern nicht anwesend findet, will seine Rückkunft erwarten, und miethet sich Franzesca gegenüber ein. Hier bemerkt er eines Abends einen jungen Spanier, der unter dem Balcon des Hauses, in welchem Franzesca wohnt, herumschleicht, zu einer Guitarre verliebte Sonette singt und mit einem Frauenzimmer flüstert. Es erwacht die Eifersucht in ihm, er folgt am zweyten Abend dem Fremden und tritt in den Garten des Hauses, wo derselbe mit entblösstem Degen auf ihn zutritt und ihn fragt, wie er hierher komme. Franzesca ist zufällig im Garten, hört den Wortwechsel und erkennt mit Erstaunen in dem Fremden, der mit ihrer Muhme ein Verständniss hat, ihrem Begleiter Don Rodrigo, auf den Leonello bereits bey der Erzählung ihrer Abenteuer eifersüchtig wurde. (Wie Don Rodrigo den Verbannten entkommen ist, wird nicht weiter aufgeklärt.) Sie sucht unter den beiden Jünglingen Friede zu stiften; allein, obgleich diese sich scheinbar besänftigen, so soll doch auf dem Posilipo (so schreibt der Vf.) das Schwert zwischen ihnen entscheiden. Rodrigo erkennt aber in Leonello den Jüngling, welchen seine Mutter ihm den Morgen vorher in der Kirche gewiesen hat, als ihren Retter: denn die Dame, deren Züge zuerst in Leonello's Herz drangen und die auch er mit Erstaunen wieder erkannt hatte, war Don Ro-

Rodrigo's Mutter. — Doch diese Erkennung vermag nicht, sie von dem gefährlichen Degenspiele um Franzesca abzuhalten, in welchem Rodrigo leicht am Arme verwundet wird, das aber Reiter von wildem Ansehn stören, in denen Leonello einen der Verbannten und Guido erkennt, der ihn mit Gewalt mit fortnimmt. So ist er also seinen Aeltern wieder entrissen; allein er entdeckt jetzt Guido, welcher sich dem französischen Heere in Mayland anschliessen will, dass seine Tochter in Neapel lebe, und ein Saphirring, den Don Rodrigo's Mutter dem Jünglinge zum Andenken an jenen Augenblick auf der Landstrase durch ihre Zofe in Neapel zugesandt hat, verräth ihm auch das Daseyn Don Rodrigo's, an welchem er den innigsten Antheil zu nehmen scheint. Er wagt sich, als Leonello's Knecht verkleidet, nach Neapel; diese hat sich aber, durch Leonello's Verschwinden beunruhigt, in Don Rodrigo's Gesellschaft (dessen Behandlung sie früher eben nicht rühmte) aufgemacht, ihn zu suchen, und nachdem ihr Begleiter wieder nach Neapel zurückgekehrt ist, setzt sie allein ihre Nachforschung in Mannskleidern zu Pferde fort, und gelangt an ein Landhaus, in deren Bewohnern sie — eben als sie sich ihnen ganz entdecken will — Leonellos Aeltern erkennt. Sie ist also dem verzweifelnden Vater abermals entrissen, doch natürlich nicht auf lange. Don Odoardo wird aufgefodert, für Guido's Befreyung von der Acht zu wirken; er thut es und findet, als er von Neapel zurückkehrt, ein Armband, zu dem sich Franzesca als Eigenthümerin bekennt, und auf diesem Armbande, welches Guido einst ihrer Mutter schenkte, steht Guido's Name. — Länger kann sich Franzesca nun nicht vor den redlichen Aeltern Leonello's verbergen, und sie giebt ihnen Hoffnung zur Wiedererlangung ihres Sohnes. Während ihres Aufenthalts in dieser Besitzung erkennt sie in dem Bewohner eines nahen Schlosses — Don Rodrigo, und hört von Don Odoardo, dass er ihr Bruder sey, ein Kind der Liebe ihres Vaters mit einer vornehmen Castilianerin, ehe er Franzesca's Mutter heirathete. — Als sie sich dem Bruder unvermuthet zu erkennen giebt, entsteht Waffengeräusch und Geschrey um Hülfe auf der Landstrasse, und mit Erstaunen sieht Don Rodrigo seine Mutter, welche von Räubern angefallen, aber von edelmüthigen Rittern, welche ihr folgen, befreyt wurde, und diese Ritter waren — Leonello und Guido, dessen Verbannung bereits gelöst war. — Den Ausgang kann man sich leicht denken. — Man sieht wohl, dass der Vf. sehr bescheiden gewesen ist, dass er sich nur mit 256 Seiten begnügt hat, da es ihm ein leichtes gewesen wäre, so ohne Motivirung Abenteuer auf Abenteuer zu häufen, die guten Leutchen noch lange einander nachlaufen zu lassen, und wohl sechsmal so viele Seiten zu füllen; wahrscheinlich würde aber wohl der Beutel des Verlegers mit den Abenteuern nicht gleichen Schritt haben halten wollen. Bey Schriften dieser Art lässt sich von *Kunst* nicht sprechen. Ueberhaupt gestehen wir, dass uns der Vf. in keiner seiner eigenen Arbeiten noch genügt hat; wohl aber, wenn er Producte einer fremden Literatur, wie *Glorwina*, dessen hoher Werth mehr Beachtung verdiente, als ihm geworden ist, in unsere Literatur verpflanzt. — Das Papier, auf welches *Leonello* gedruckt ist, deutet den Inhalt symbolisch an; es täuscht durch seine Weisse, geht aber wie ein Brey unter den Händen aus einander.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Schul - Anstalten.

Ulm.

Bey dem Schlusse des Semesters wurden den 2. April an dem Gymnasium wieder die gewöhnlichen Redeübungen gehalten, wobey Schüler der obern Klassen von ihnen selbst ausgearbeitete Aufsätze in lateinischer und deutscher Sprache vortrugen, und solche aus den niederern, Gedichte aus deutschen und französischen Schriftstellern declamirten.

Zugleich wurde von Hn. *R. Göß* der neuangestellte Professor der vierten Klasse, Hr. M. *Schikard*, eingeführt, welcher hierauf in seiner Antrittsrede über das Studium der Philologie sprach, und vorzüglich auf die aus deren Verkennung und Vernachlässigung entstehenden Gefahren hinwies, welche aus dem, Gott sey Dank, nun glücklich abgewendeten Einflusse der französischen Grundsätze und Schuleinrichtungen, die er bey seinem Aufenthalte zu Paris selbst näher zu kennen Gelegenheit hatte, sich zu verbreiten, und alle Bildung zur Humanität im echten Sinne zu hemmen drohten. Zu bedauern war es bey einer solchen Feyerlichkeit, nicht grössere Theilnahme zu bemerken, und vorzüglich die Gegenwart der öffentlichen Behörden durch den Geschäftsdrang der gegenwärtigen Umstände gehindert zu sehen.

II. Vermischte Nachrichten.

Die neue Regierung des Cantons Lucern hat den von der vorigen nach Lucern berufenen Hn. Dr. *Thaddäus Derefer* von seiner Stelle als Vorsteher des bischöflichen Priesterseminars und Professor der biblischen Sprachen wieder entlassen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

April 1814.

GESCHICHTE.

Wien, b. Ant. Doll: *Oesterreich unter Kaiser Friedrich dem Vierten.* Von *Franz Kurz*, regulirtem Chorherrn u. Pfarrer zu St. Florian. *Zwey* Theile. 1812. 292 u. 310 S. 8.

Monographieen fleissiger Geschichtforscher haben von jeher dem Rec. viel Freude gemacht; sie bringen nicht nur die Geschichte des einen Landes, sondern auch die der benachbarten weiter. Mit Vergnügen griff Rec. auch zu der vorliegenden, deren Vf. unsere Leser schon aus den Anzeigen seiner Beyträge zur Geschichte des Landes Oesterreich ob der Enns kennen. Dieses Werk übertrifft die vorigen historischen Arbeiten des Vfs. an Reichhaltigkeit. Er hat hier aus dem kaiserl. Hausarchive, aus dem gräfl. Stahrembergischen Archive zu Riedeck, aus jenem der Stadt Enns und aus vielen andern ungedruckten Quellen schöpfen können. Den beyden Bänden sind LXXVI Beylagen, gröfstentheils bisher ungedruckte Urkunden angehängt; eben so schätzbar, wie jene, welche *Pelzel* in seinem Karl IV. und Wenzel lieferte. „Es ward mir nicht möglich, sagt der Vf., alle vorhandenen Lücken der Oesterr. Geschichte in dieser Zeitperiode auszufüllen, ihre Anzahl wurde aber beträchtlich vermindert" — und dieses Selbstzeugnifs ist gröfsentheils wahr; doch hätte auch der Vf. manchmal weiter gehen können und also auch sollen.

B. I. Oesterreichs Schicksale unter Friedrich IV. interessiren unsern Vf. zunächst: was er von Böhmen und Ungern zu melden hat, betrachtet er als fremdartig (L. 34.), und schickt es voraus, indem er es von der Zeitfolge der Oesterr. Begebenheiten trennt. Diefs gereicht dem Buche und der Ueberficht der Ereignisse nicht eben zum Vortheile. Manche offene Quellen sind nicht benutzt, wie z. B. das *Chronicon Cilleyense* bey *Hahn. monum. T. II.*: die Chronologie ist häufig nicht bestimmt, ja wie bey *Hormayr* öfters verworren. Der Pancratius de Galitz (S. 42.) war eigentlich ein ungrischer Edelmann, Pongráz de Sz. Miklós et Óvár, und hauste in Skalitz (nicht Galicz). Er ward zwar 1444 im April auf dem Ungr. Reichstage verhaftet, aber 1445 im May wieder entlassen, weil er ein gutes Instrument war, den in andern Sachen unnachgiebigen Friedrich zu necken. Er durfte nun in der March um so mehr sein Wesen treiben, als Hunyad selbst zu Ende 1446 und Aug. 1447 in Oesterreich übel hauste. Nachdem mit Ungern ein Waffenstillstand geschlossen war (2. Jun. 1447), dachte man im Jun. 1448 den Pongratz v. Skalitz zu bekriegen; aber Friedrich fand bey dem geringen Fortgange der Landwehr in Oesterreich für besser, demselben um 4000 fl. das Versprechen, sich ruhig zu halten, und einige verschanzte Plätze im Marchfelde abzukaufen. (Vergleich vom 5. Aug. 1448 zu Presburg, citirt bey *Engel*, Gesch. des Ungr. Reichs, III. B. 1. Abth. S. 184.). Pongratz übte nun in Ungern Gewaltthätigkeiten aus. Hunyad gab also zu, dafs ihm Ulrich v. Cilley im Sept. 1449 mit österr. Truppen zu Leibe ging, und ihm Skalitz selbst entrifs. S. 57. braucht der Vf. die einem Historiker gar nicht anständige Formel: „Will man aber die Wahrheit aufrichtig gestehen." Diefs zu thun, ist in jedem Augenblicke die Pflicht eines Historikers. S. 60. ist eine eben so unziemliche Tirade. „In Oesterreich wurden schon so viele Ausländer aus dem Staube zu grofsem Ansehen, aus der Armuth zu Reichthümern hervorgehoben, und leider vergalten sie nur gar zu oft Wohlthaten mit dem schändlichsten Undanke:" Dergleichen unpolitische und uncosmopolitische Gehäffigkeiten erregende Gemeinplätze gehören in keine gute Geschichte. Männlicher ist der Ton, in dem der Vf. über Friedrichs Aufenthalt zu Rom 1452 spricht. „Wenn wir über alle diese Gnaden, die der Papst dem Kaiser verlieh, lächeln, so müssen wir auch Friedrichen bemitleiden, der sie dankbar annahm. Nur Schwache bitten um nichtswürdige Dinge und bedanken sich dafür. Von der Negotiation der Conföderirten 1452 mit Niclas v. Krottendorf meldet unser Vf. nichts. S. 125. bemerkt derselbe, er sey bey der Darstellung der Begebenheiten dieses Jahres mehr dem wohlunterrichteten Aeneas, als den kurzsichtigen Chronikenschreibern derselben Zeit gefolgt. Rec. glaubt, er habe das Eine thun und das Andere nicht vernachläffigen sollen, um seiner Monographie nicht den Werth der erschöpfenden Vollständigkeit zu benehmen. Durch die Wankelmüthigkeit der Wiener kam der schlechtdenkende Ulrich v. Cilley wieder ans Ruder. (Rec. ergänzt hier, da der Vf. die Chronologie vernachläffigte, im April 1455); Darüber glossirt unser Vf. folgendergestalt S. 165.: „So wandelbar ist die Gunst des Volkes; so willens- und geistesIos ist sein Tadel und Lob, der Pöbel schwatzt, Elstern gleich, das Gehörte nach, und erregt über etwas, was er nicht versteht, einen gewaltigen Lärm." Allein an der Wiedererhebung Cilley's hatte nicht allein der Pöbel, sondern der innere und äufsere Stadtrath Antheil. Dieser Stadtrath war aber durch den Verlust seiner Privilegien und so viel vorhergegangene blutige Executionen nur das Echo und Werkzeug anderer Mächtigen geworden. S. 169. wird Hunyad's Charakter sehr richtig gewürdigt.

digt. S. 185. theilt uns der Vf. einige neue Anekdoten von Cilley's Morde zu Belgrad 1456., aus Richard Stein's ungedruckten Annalen, die der Herausgabe ſehr werth wären, mit. S. 194. nennt der Vf. die Räthe Friedrichs, die ihn oft zu verkehrten Maaſsregeln verleiteten. Neiperg und Ungnad bemerkt aber, daſs Friedrich's Eigenſinn und Wankelmuth doch zuweilen ſtärker geweſen, als der Einfluſs dieſer Lieblinge. In der Geſchichte aller Monarchien iſt die Nennung der Erzieher und der Miniſter und die epochenweiſe genaue Angabe ihres Einfluſses ein Hauptbedürfniſs, das aber nur zu ſehr vernachläſsigt wird. Die Geſchichte ſoll im Sinne des brittiſchen Volkes nicht ſowohl die Perſon der Könige, als die ihrer Erzieher und Rathgeber, für das Böſe, was geſchehen iſt, in Anſpruch nehmen. Neiperg und Ungnad hätten eine genauere hiſtoriſche Notiz und Schilderung bedurft. S. 201.: „In Ungern entſtanden (nach Ladislaw's Tode) nach *altgewohnter* Sitte Parteyungen." Dieſer Seitenblick iſt hier ſehr ſchief: denn ſchon S. 203. muſs der Vf. ſelbſt von Parteyungen im Oeſterr. Hauſe erzählen. S. 224. gibt ſich der Vf. auch nicht die geringſte Mühe, bey der merkwürdigen doppelten Schlacht zwiſchen Friedrichs und Matthias des Hunyaders Armee 1459 den Ort und den Tag zu beſtimmen. S. 236. hätte der Vf. Podiebrad's Betragen noch ſchändlicher gefunden, wenn er ſich in ſeinem Werke an die Chronologie gehalten und erzählt hätte, daſs Podiebrad 1459 im Auguſt, zu gleicher Zeit, als er mit Friedrich geheime Bündniſſe wider Matthias den Hunyader ſchloſs, die Vermittelung zwiſchen dem letztern und erſtern übernommen hatte.

B. II. fehlt wieder gleich am Anfange allen den Fronauerſchen Händeln, die der Vf. erzählt, das Licht der Chronologie; — auch nennt der Vf. ſelten Friedrichs Generale. So war es S. 26. Jiskra, der Albrecht's Truppen bey Wien zurückdrängte. Daſs Podiebrad ſein politiſches Syſtem wie die Segel nach dem Winde wechſelte, wäre auch hier noch viel ſtärker erſchienen, wenn der Vf. der Chronologie nachgegangen wäre. Podiebrad verbündete ſich am 18. Febr. 1461 mit Albrecht wider Friedrich, reizte Matthias v. Hunyad zu gleichen Bündniſſen mit Albrecht (4. und 10. April 1461), conſpirirte aber, während Albrecht und Matthias wider Friedrich operirten, gleich darauf mit Nic. v. Vjlak wider Matthias den Hunyader, ſöhnte ſich am 25. Aug. 1461 gegen die Anwartſchaft von Katzenellnbogen mit Friedrich zum Schein aus, und verſchaffte dieſem den Waffenſtillſtand mit Albert und Matthias 6. Sept. 1461; aber auf Bedingungen, die bald wieder zu neuen Feindſeligkeiten Anlaſs gaben. Ohne alles Gewiſſen ſah Podiebrad nur auf ſein Intereſſe, und öfters nur auf das Intereſſe des Augenblicks; mit ſolchen Zeitgenoſſen hatte der wackere Matthias zu thun; er änderte alſo auch ſein Benehmen, erlangte von Friedrich zu Anfang des J. 1462 unter andern das Verſprechen der Zurückgabe der Krone gegen 60,000 Ducaten, und miſchte ſich weiter nicht in die Oeſterr. Händel, die mit aller Wuth fortdauerten, ſo daſs Friedrich am 20. Oct. 1462 und an den folgenden Tagen in ſeiner Burg zu Wien belagert wurde. Podiebrad befreyte ihn nur 4. Dec. 1462, um Albrechten ganz Nieder-Oeſterreich, und ſich ſelbſt allerley Begünſtigungen zu verſchaffen. Gleichwohl brachen die Fehden aufs neue aus, bis Albrecht am 2. Dec. 1463 ſtarb. — Die Räuberſchanze, die im März 1465 erſtürmt wurde, S. 72., war eigentlich ein Caſtell zu Koſstolan. Kaum waren die Räubereyen in Nieder-Oeſterreich vertilgt, ſo hoben ſie deſto ärger in Oeſterr. ob der Ens durch Puchheim, Stein und Steph. Eyczinger an, unter dem heimlichen und bald auch öffentlichen Schutze des Königs von Böhmen. (Ein ähnliches Verfahren erlaubte ſich aber Friedrich noch 1464 gegen Ungriſche Vaſallen). S. 88. Ueber die fanatiſche Verfolgung der Calixtiner macht der Vf. S. 88. dem Papſte Pius II. und noch mehr ſeinem Nachfolger Paul II. gegründete Vorwürfe — aber in andern Rückſichten hatte Podiebrad es warlich verdient, daſs ihn Matthias der Hunyader zu züchtigen beſchloſs, und hiezu die Stimmung des Papſtes und Friedrichs benutzte. — Am 3. Nov. 1468 verſprach Friedrich dem Matthias die Oeſterr. Einkünfte eines ganzen Jahres zum Behufe des Krieges wider Podiebrad, aber bald darauf verwendete ſich eben dieſer Friedrich zu Rom dahin, daſs der Papſt dem Friedrich auf den Fall des Todes von Matthias die Thronfolge in Ungern und Böhmen *zuſichere*. So hatte Matthias, indem er den einen ſeiner geheimen Feinde nun offen züchtigte, den andern im Rücken. Er kehrte aber die nämlichen Waffen der Cabale wider ihn, und hetzte ſeine Vaſallen zur Empörung wider ihn auf. Aus dem J. 1468 ſpringt der Vf. plötzlich ins J. 1471, und erzählt Paumkirchers Ende; aber von der Zwiſchenzeit hätte er mehrere Unternehmungen eben deſſelben erzählen können. S. 109. zählt der Vf. die wechſelſeitigen Beſchwerden Matthias und Friedrichs auf: hätte er Chronologie und Vollſtändigkeit der Begebenheiten ſich mehr angelegen ſeyn laſſen, ſo wäre beſſer ausgemittelt worden, auf weſſen Seite das Hauptunrecht geweſen. Nichts weiſs der Vf. von dem deutſchen Reichs-Convent in Wien zu Anf. Febr. 1470. — S. 108. weiſs er das Datum des Bündniſſes zwiſchen Caſimir und Friedrich nicht (20. Oct. 1470). Hr. *Kurz* ſchränkte ſich zu ſehr auf die Oeſterr. Geſchichtsquellen ein, die Schriftſteller und Quellen der Geſchichte anderer Länder, und ſelbſt Deutſchlands, hat er zu wenig zu Rathe gezogen. S. 11[illegible]. fehlt die chronologiſche Beſtimmung des Regensb. Reichstags Jul. 1471. S. 137. hat der Vf. die Präliminarartikel des Friedens zwiſchen Matthias und Friedrich, geſchloſſen zu Corneuburg am 30. Nov. 1477, in Händen gehabt, läſst ſie aber nicht drucken, vermuthlich weil darin, wie *Dlugoſch* und *De Roo* behaupten, Friedrich auf den Titel eines Königs von Ungern und auf das ſich bisher angemaaſste Thronfolgerecht Verzicht leiſten muſste. Friedrich miſsbrauchte dieſe Präliminarartikel dazu, ſie in Italien bekannt zu machen, und dem Matthias neue Feinde an den Venetern zu

zu erregen. Viele andre Unterhandlungen zwischen Friedrich und Matthias kennt und erwähnt der Vf. nicht, aber mit Friedrich, der keinen Vertrag hielt, war zu keinem Ziele zu gelangen. So brach denn 1482 der für Oesterreich so verderbliche Krieg aus. Friedrich verliess 1482 Wien, und sah es seitdem nicht wieder. Was der Vf. S. 170. als einen Beweis der schlechten Taktik der Ungern rügt, hatte in politischen Umständen seinen Grund. S. 181. erfolgte die Uebergabe von Neustadt nicht am 13. Aug. 1486, sondern am 17. Aug. 1487, gleichsam vor den Augen des deutschen Feldherrn Herzogs Albert von Sachsen. S. 188. erzählt der Vf. nicht, dass Albert und Matthias zu St. Pölten persönlich zusammenkamen; auch kennt er nicht recht die Convention zu Märgendorf vom 16. Dec. 1487. Für die Räumung von Oesterreich verlangte Matthias nicht 700,000, sondern nur 70000 Ducaten." (S. 195.). Friedrichs Zögerung ersparte ihm wirklich diessmal 70,000 Ducaten, denn Matthias starb während der verzögerten Unterhandlungen. Nach Fugger hatte Friedrich eine grosse Freude, dass Gott ihn den Tod seines grössten Feindes habe erleben lassen: worüber der Vf. eine missbilligende Anmerkung macht. — Ueberhaupt bewährt sich auch an unserm Vf. die Wahrnehmung des günstigen Einflusses eines gründlichen Studiums der Geschichte. Diess beweisen solche Stellen, wie folgende S. 206.: „Die Bande, womit das neue Rom den Geist der Völker Europa's gefesselt hat, lösten sich auf. Paul II., Sixt IV., Innoc. VIII., Alexander VI. stemmten sich fruchtlos dem Einsturze ihrer Macht entgegen, welche durch die Consilien von Constanz und Basel, durch ärgerliche Spaltungen und durch ihr eigenes Benehmen bis in die Grundfesten erschüttert war, der emporstrebende Geist konnte und wollte die alten Fesseln nicht länger mehr dulden, und entriss sich dem lästigen Vormund. Allenthalben begann ein neues Leben, und verjüngt stand Europa da." Der Vf. erwähnt aus der Literargeschichte den *Joh. v. Gmunden* und *Georg v. Peurbach*, „unsterbliche Namen für unser Vaterland: ohne Führer, ohne Lehrer wurden sie Führer und Lehrer der Nachwelt."

Stockholm, b. Carlbohm: *Historiska Samlingar. Fjerde* Delen. (Historische Sammlungen. *Vierter* Theil.) 1812. 394 S. 8.

Rec. eilt, dem historischen Publicum die Fortsetzung eines Werks anzuzeigen, über dessen Werth nur Eine Stimme ist: unter den mannichfaltigen Sammlungen zur schwed. Geschichte verdienen die vorliegenden unstreitig die erste Stelle: ihr Herausgeber ist Hr. Canzleyrath *C. Adlersparre*, erster Vorsteher des Reichsarchivs, und aus den Schätzen desselben sind diese Bereicherungen der schwed. Geschichte geschöpft. Funfzehn Jahre sind seit der Erscheinung des dritten Theils verflossen; schon fürchteten wir, dass vielleicht die kalte Aufnahme, die in unserm Zeitalter Schriften dieser Art nur zu gewöhnlich finden, den Herausgeber von der Fortsetzung abgeschreckt habe; wir freuen uns, dass unsre Besorgniss ungegründet war, und hoffen, recht bald einen neuen Band anzeigen zu können. Der gegenwärtige Theil enthält: 1) *Vier Briefe von König Gustaf I.* Der erste vom 17. Jun. 1544 betrifft die Anlage der Stadt Lödese: man konnte keinen recht passenden Platz finden; scherzend schreibt der König: wir können denken, die Bürger machen es jetzt, wie Marcolphus, der keinen Baum finden konnte, woran er Lust hatte sich zu erhenken. Die Art Gustafs, sich auszudrücken, ist äusserst charakteristisch; durchgängig verräth sich ein Hang zur Ironie. 2) *Verhandlungen über die Königin Maria Eleonore* (die Gemahlin Gustaf Adolph's). Sehr interessante Briefe. Sie bat 1629 den Reichskanzler, dass er ihren Gemahl abrathen möchte, sich über die See zu begeben. Merkwürdige Aufschlüsse über ihre Streitigkeiten mit dem Reichsrath, der sich eine Art von Vormundschaft über sie anmasste. Sie bestand darauf, dass der Sarg Gustafs geöffnet werde; der Reichsrath schlug es ihr ab, und die Geistlichkeit erklärte in einem ausführlichen Bedenken, es sey gegen das göttliche Wort, die Gräber zu öffnen und die Ruhe der Todten zu stören. Viele Vorstellungen brachten sie endlich von ihrem Vorsatz zurück; sie gab auch zu, dass das Herz des Königs, das sie in einer goldnen Dose bewahrte und anfangs durchaus nicht missen wollte, in den Sarg gelegt ward. Der Reichsrath widersetzte sich ihrem Wunsch, nach Preussen zu reisen, aufs standhafteste, und darüber entstand in ihrem Gemüth eine grosse Erbitterung. 3) *Bericht von des Landshofdings Axel Tureson's Hochzeit* 1645. Ein Beytrag zur Sittengeschichte. 4) *Auszug aus den Protokollen des Reichsrathes von* 1633—1675. Von äusserst mannichfaltigem und wichtigem Inhalt. Ueber das Verhältniss zu Dänemark nach Gustaf Adolphs Tode, über die Schlacht bey Lützen; es scheint, als wenn der Secretär *Grubbe* den Tod des Königs einem kathol. Rittmeister Schuld gibt. Oxenstjerna hatte die Absicht, auf der Stelle, wo der König gefallen war, ein Denkmal zu errichten. Ueber die Verunglimpfungen der schwed. Nation in *Meursius* dän. Geschichte, die nicht ungeahndet bleiben sollten: eine merkwürdige Aeusserung Gust. Ad. über die Donationen: er hoffte dadurch die Grossen an sein Haus zu verknüpfen, weil sich voraussehen liess, dass eine andere Dynastie sie einziehen würde. Schon 1652 dachte man an die Errichtung einer schwed. Akademie nach dem Muster der französischen, um die Sprache und Dichtkunst auszubilden. Merkwürdige Notizen über den Aberglauben, die Zuversicht auf wunderbare Naturerscheinungen u. dgl., worüber im Reichsrath weitläuftige Untersuchungen und Nachforschungen angestellt wurden. Höchst wichtige Aufschlüsse über die Verfassung während dieses Zeitraums. Wir nehmen keinen Anstand, diese Auszüge für die wichtigsten Artikel dieses Bandes zu erklären. 5) *Anekdote von den schwedischen Bevollmächtigten beym Friedensschluss in Kopenhagen* 1660. Der Reichsrath hatte erfahren, dass sich Bengt Rosenhane am dän. Hofe aufhielt, um eine Summe Geldes zu fordern, die seinem Vater versprochen

sprochen seyn sollte, um ihn für das Interesse Dänemarks zu gewinnen: es ward ihm sein Aufenhalt in Kopenhagen verwiesen, und er aufgefordert, unverzüglich zurückzukommen. Die Forderung ward jedoch vom König Friedrich anerkannt, und es scheint, dass das Rosenhanesche Haus befriedigt ward. 6) *Ursprung der Rangordnung.* Wichtige und merkwürdige Aktenstücke, die einen neuen Beweis von den verstocktesten Gesinnungen des höhern schwed. Adels während Karls XI. Minderjährigkeit ablegen. Die nächste Veranlassung der Rangordnung war die Forderung der Grafen, bloss ihres Standes und ihrer Geburt wegen allen andern, selbst den höchsten Beamten vorgezogen zu werden. Der Reichsrath suchte lange dem Verlangen des Adels nach einer Rangordnung auszuweichen, musste aber endlich (1672) nachgeben. 7) *Untersuchung im Schwedischen Hofgericht über das Hexenwesen in Stockholm* 1676. Es ist bekannt, dass Schweden etwa seit 1668 von einer ganz eigenthümlichen geistigen Epidemie heimgesucht ward: viele Menschen glaubten durch Hexen nach Blakulle (dem schwed. Blocksberge) geführt zu seyn, hier waren sie in Gesellschaft des Teufels, und nahmen Theil an allen Festen und Gelagen desselben: es wurden öffentliche Gebete verordnet, Processe angestellt, und eine grosse Anzahl Menschen ward zum Tode verurtheilt. Die hier mitgetheilten Actenstücke sind ein trauriger Beweis, welcher Verrücktheiten ein ganzes Zeitalter und die würdigsten und gelehrtesten Männer fähig sind, wenn sie von verkehrten Ansichten ausgehen, einem herrschenden Vorurtheil blind ergeben sind. Die Aussagen der Kläger sind oft so handgreiflicher Unsinn, die Antworten der Angeklagten so genügend, vollständig und jeden Zweifel entfernend, dass man nicht begreift, wie die Richter nicht auf die wahre Ansicht geführt wurden, und sich unaufhörlich in den absurdesten Schlüssen umhertrieben. Vielleicht sind indessen diese Auszüge zu ausführlich: es wäre genug gewesen, einige Hauptstellen, die den Geist der Richter, des Volks und der Art des Verfahrens am bedeutendsten charakterisirten, hervorzuheben: denn am Ende ist es doch sehr ermüdend und wenig belohnend, eine solche Masse von Unsinn, der immer sich in demselben engen Kreise dreht, immer auf denselben Punkt zurückkehrt, durchzulesen. Rec. will jedoch diese Aeusserung nicht gerasen. Rec. will jedoch diese Aeusserung nicht geradezu als einen Tadel verstanden wissen, denn andern Lesern mögen diese Nachrichten sehr anziehend seyn; er ist durch die übrigen Mittheilungen vielleicht zu verwöhnt in seinen Foderungen. 8) *Schriftwechsel vor dem Senat zwischen dem Reichskanzler Graf M. G. de la Gardie und dem Reichsmarschall Gr. Joh. Gabr. Stenbock.* Er betrifft einen Process über eine Schuldforderung, welche die Mutter des Letztern an den Grafen de la Gardie hatte: der Ton ist äusserst heftig und anzüglich, und ward Veranlassung zu einem Injurienprocess, über dessen Ausgang sich nichts findet. — Die Actenstücke sind mit Genauigkeit abgedruckt; alles Dunkle, so wie jede persönliche Beziehung, hat der Vf. mit lobenswürdiger Genauigkeit und Sorgfalt erläutert, und überall zeigt er sich als einen gründlichen und denkenden Kenner seiner vaterländischen Geschichte. Mit einem Wort: diese Arbeit kann für ein Muster gelten, wie historische Materialiensammlungen eingerichtet werden müssen: sie beweist, wie der Mann von Gelehrsamkeit und Geist ein Geschäft zu adeln weiss, das unter den Händen des Compilators allen Werth verliert, und zu einem mechanischen Machwerk herabsinkt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Eschwege, b. Müller: *Patriotische Geständnisse und Hoffnungen biederer Hessen*; ausgesprochen von *J. Ch. Hochhuth*, Conrector u. Lehrer einer Privat-Lehr- u. Erziehungsanstalt zu Eschwege. 1814. 34 S. 8. (4 Gr.).

Mehr noch, als der pretiöse Titel, dem übrigens der Ausdruck des Ganzen gleicht, erwarten lässt, enthalten diese Blätter. „*Unsere Geständnisse.*" S. 5. „Wir waren verwaist und klagten um unsern Vater! Denn schwer lag die eiserne Ruthe eines Miethlings auf uns, welcher uns wie feile Mittel zu schändlichen Zwecken missbrauchte." Diess im J. 1814 zu *gestehen*: dazu gehörte wenigstens kein besonderer Muth, noch eine vorzügliche Resignation. Episode. *Die Stadt Eschwege.* S. 11. Kurze Geschichte dieser Stadt, die ihren Namen einem Eschenwalde verdanken soll, seit d. 14. Oct. 1806 bis zur Rückkehr des Kurprinzen, nebst einem *Nachrufe* der Bürger von Eschwege an die Vaterlandsvertheidiger vom kurhessischen Regiment Prinz *Solms*. *Unsere Hoffnungen.* S. 24. „Der Vater des Vaterlandes wird sich unserer *erbarmen* (? soll heissen: wird uns landesväterlich regieren), und uns schützen vor dem drohenden Verderben. Die Lehrer des Volks werden durch ihn mehr Ansehen erlangen, und dadurch die Religion selbst mehr geehrt werden. Die Lehrer der Jugend wird Er in eine bessere äussere Lage versetzen, um mit aller Kraft ihren wichtigen und mühseligen Beruf zu erfüllen." Als Lehrer betrachtet hat der Vf. freylich diejenigen Gegenstände berührt, welche ihm, als solchem, zu hoffen die wichtigsten seyn mussten; dass aber Kurfürst *Wilhelm I.*, dem die Schrift zugeeignet ist, noch viele andere Hoffnungen zu erfüllen habe, um den jetzigen Zustand der Dinge in Kurhessen dem vor der französischen Invasion wieder ähnlich zu machen: diess wird kein Unterrichteter leugnen. Angehängt ist noch ein Gedicht: „*Hoffnung*," nicht ohne dichterischen Werth; und das Ganze ist mit vielen Stellen aus den alten klassischen Schriftstellern durchwebt. Es wird zum Besten der Vaterlandsvertheidiger verkauft, und Rec. wünscht ihm deshalb vielen Absatz.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1814.

SCHÖNE KÜNSTE.

Göttingen, b. Dieterich: *Gedichte*, von *Ernst Schulze*. 1813. 388 S. 8.

Es ist eine seltene Erscheinung, in unseren Zeiten einen jüngeren Dichter so frey von den Einflüssen einer Schule, die sich die romantische gerne nennen hört, einem grossen Theile ihrer Anhänger nach aber eher die afterromantische genannt zu werden verdiente, auftreten, und in dieser Unabhängigkeit zugleich so viel gereifte Bildung bey entschiedenem Musenberufe entfalten zu sehen, als es der erfreuliche Fall bey der gegenwärtigen Sammlung ist. Ja nicht genug, dass der Vf. schon durch die That sich als einen Antipoden jener Kunstjünger erklärt, unverholen und entschieden spricht er sich als ihren Gegner in der Vorrede aus. Folgende kräftige Worte verdienen hier wohl eine Stelle. „Diese Gedichte erscheinen in einer Zeit, in welcher das Blüthenalter der schönen deutschen Literatur seinem Ende vielleicht schon genaht seyn mag. Einige neuere Kunstjünger, deren Meister schon längst ihren Irrthum einsahn, suchen unsre Poesie von der sonnigen Höhe, worauf sie vor zwanzig oder dreyssig Jahren stand, in sumpfige und dunstige Niederungen herabzuziehn, deren Irrlichter leider noch zu allgemein für den Stern der Verheissung gehalten werden. Ueberall redet man von Deutschheit, und fröhnt doch mehr wie je den fremden Götzen. Nur das Gestaltlose und noch häufiger das Ungestalte wird als Gemüth gepriesen, und die Kraft, die doch ihrer Natur nach die grösste Klarheit erfordert, hüllet sich in einen mystischen Nebel und schleicht wie ein formloses Gespenst um das Grab der alten Heldenzeit. Mag es auch nicht sehr belohnend seyn, auf der Seite der Wenigen zu stehen, die dieser geistigen Entkräftung entgegen arbeiten, so bleibt es doch immer löblich. Der Vf. dieser Gedichte hält es für sein grösstes Verdienst, sich vor dem Einfluss der verderblichen Secte der falschen Romantiker bewahrt zu haben. Er erklärt sich hier öffentlich für einen bestimmten Gegner derselben, und würde sich für sehr glücklich schätzen, wenn seine Versuche etwas beytragen könnten, einen reinern Geschmack in unsre schöne Literatur zurück zu führen. So weit sein Glaubensbekenntniss." Wenn Rec. auch schon nicht diese gegnerische Erklärung in ihrem ganzen Umfange unterschreiben, oder diess Glaubensbekenntniss unbedingt zu dem seinigen machen möchte, wenn er selbst an manchen Erzeugnissen, die dieser Schule gehören, vieles Gute schon oft, auch öffentlich, anerkannt hat, so kann er jene doch, so ferne sie dem grösseren Theile der Anhänger dieser Schule und ihren Erzeugnissen, so wie ihrem lächerlichen Uebermuthe und ihrer dünkelhaften Verachtung alles Besseren gilt, wodurch diese sich gerade am meisten auszeichnen, keinesweges missbilligen, und findet die Worte des Vfs. daher, wenn auch nach dem Maasse volles Rechtes etwas davon abgezogen werden müsste, als Worte zur Zeit gesprochen. Man fürchte indess nicht, dass diese polemische Tendenz des Dichters, den wir hier ankündigen, auf die Composition seiner Poesien selbst einen störenden oder trübenden Einfluss gehabt hätte, denn eigentliche Polemik verträgt sich wohl mit den reinen und absichtlosen Eingebungen der keuschen Muse nicht; die Muse ist keine Eris; aber so ist es auch nicht hier. Der Vf. ist mit dem Heiligthume des Schönen zu sehr vertraut, und seine heitere, mannichfach bewegliche Phantasie, wie sein zartes Gefühl im Gebiete der Grazien überall zu sehr einheimisch, als dass man in den Gedichten selbst, ausser der That, in mehr gesetzlicher harmonischer Form, wie das bequeme fahrlässige Volk der falschen Romantiker liebt und da und dort in den Briefen in leichten scherzhaften Anspielungen auf einige Namen derselben *Polemik*, am mindesten gehässige, weiter zu finden besorgen dürfte. Die Sammlung der Gedichte selbst besteht aus *Elegieen*, *Briefen* und *vermischten Gedichten*. Die Elegieen, mehr als dreyssig, nach antikem Sylbenmaass, Geist und Gehalt gedichtet, wenden sich in der lieblichsten Mannichfaltigkeit schöner Gefühle, die sie darstellen, hauptsächlich Einem Gegenstande zu, und können als ein zusammenhängendes Ganzes betrachtet werden, wie meist die von *Propertius*, *Tibullus* und *Göthe*. Wie diese sind sie erotischen Inhalts; aber wenn sie schon an die römischen wie an den deutschen Vorgänger erinnern, so würde man dem Vf. dennoch unrecht thun, wenn man sie für blosse Nachahmungen derselben erklären würde. Auch ohne die bestimmte Versicherung, die ihr Urheber in dieser Rücksicht (s. Vorrede S. IX.) giebt, zu beachten, bedarf es nur einer unparteyischen Ansicht derselben, so wird man ihnen eigenthümliche Empfindung und Darstellung derselben nicht absprechen können. Schon die Aufforderung an die Muse der Elegie (S. 2. El. S. 7.) die zugleich einen Beleg geben kann von Geist, Ton und Farbe dieser Elegieen, beurkundet diess.

Nahe dich mir, Elegie, leichthüpfende Grazientochter,
Freundin zarten Gefühls, nahe dich mir, Elegie!
Nicht vom düsteren Schleyer verhüllt, den herrisch der Volkswahn
Einst um die Stirn dir wob, nicht mit geröthetem Blick.
Kummer entnervt das Gefühl, und feind den versagenden Thränen
Schwinden die Musen; umsonst weinet im Pontus Ovid.
Nein, ein flüchtiges Kind erscheine mir, schlank und gelenksam;
Tanzend schwebe dein Fuss über die Blumen der Flur;
Scherzend necke die Hand mit duftenden Blüthengestöber
Amorn, welcher erzürnt mit dem Geschosse dir droht.
Lächelnd folg' Idalia dir, doch wind' um der Göttin
Ueppigen Reiz das Gewand züchtiger Grazie sich.
Singe von Lust und Liebe mir vor, doch nimmer verfolge
Reue die Lust, nie sey Kummer der Liebe Genoss.
Spiele geziemen dir nur, nicht Leidenschaften: behutsam
Nahe dem Kelch, sonst sinkt welkend die Blume dahin.
Weinst du, so weine nur Thränen der List, wie die schlaue Kokette,
Und die Verzweiflung selbst schmücke der Hoffnung Gewand.
Thränen erweichen den menschlichen Sinn und Thränen den Orkus,
Waffne mit Thränen dich nur, magisch besiegst du die Welt.
Lust ist der Sterblichen Wunsch und Lust ist das Leben der Götter,
Hauche nur Lust, und schnell öffnet sich jegliches Herz.
Jeglichen locke mit schmeichelnder Kunst und jedem gefalle.
Schilt die Menge dich auch buhlerisch, gilt ihr Gesetz?
Richten mag sie, was nach dem Gebrauch, was nützlich und recht sey,
Aber das Schöne begreift einzig das schöne Gemüth.
Ha du nahst! Ich fühle das Wehn ambrosischer Dufte
Amor, rufe den Lenz, baue mir Lauben im Hain!
Folge mir nach, und wohne bey mir, du Holde; melodisch
Tönt mir die Laute; wohlan, hauche mir Lieder ins Herz.

Den harmonischen Scherzen und Spielen des schön beweglichen Leichtsinns, den diese Gedichte der Grazien athmen, entspricht auch, grösstentheils wenigstens, die Harmonie des Rhythmus und der metrischen Kunst, worin sie gearbeitet sind. Wir begegneten nur wenigen Stellen, worin wir die strengern Gesetze, die jene gebieten, vernachlässiget glaubten. So z. B. S. 12.

Fühlt' ich wohl *deinen* Kuss, wenn ich nicht alle geküsst.

Hier brauchte wohl der Vf. das cursiv gedruckte Wort als Pyrrhichius, denn anders scandirt „fühlt ich wohl | deinen | Kuss |" wäre der Pentameter noch schlimmer; allein wir zweifeln ob dieser Gebrauch mit der Regel besteht. S. 13. „*als Angelika ihm*" ist ein ungefälliger *hiatus*. S. 29. *Wehe mit schützenden Schwingen der | böse | Traum* u. s. w. S. 119. *Traust du | meinem Wort |, Liebchen, so traue mir nicht* u. s. w. S. 42. Komm zum | Fest, bald | nahet *der Trennung | Stunde* u. s. w., scheinen uns ebenfalls keine guten Abschnitte zu seyn. Doch wir heben diess nur als kleine Flecken aus, denen wir ungern, wo das übrige so anziehend ist, begegneten. Eine der trefflichsten Elegieen ist S. 31 fg.

Die *Episteln* die den Elegien folgen, sind in gereimten grössern oder kleinern Jamben abgefasst. Ihr Inhalt ist bald heitere, bald ernstere Lebensphilosophie. Auch sie bewähren des Vfs. Sorgfalt für Richtigkeit und Eleganz des Ausdrucks und liebliche Grazie des Vortrags überhaupt. Allerdings ist die Reflexion darin vorherrschend, aber die Betrachtung wechselt ab mit den Ergiessungen echter Empfindung, und der Dichter versagt sich darin oft höheren Ton und stärkere Farbengebung nicht, so dass diese Briefe vom Lyrischen mehr aufnehmen, als man gewöhnlich bey dieser Dichtgattung findet. Auch umgeben die Rosen der Phantasie nicht sparsam gleich Guirlanden Sinn und Gefühl, und es schlingt sich meist, worin viele poetische Epistolographen es verfehlten, Ein verknüpfender Faden durch das bunte Mancherley hin. Von beyderley Art, der scherzhaften als ernsthaften sowohl, die in diesen Briefen herrscht, heben wir einige Proben aus. In einem Briefe an eine Freundin vom Brocken aus geschrieben, finden wir unter andern: S. 139 fg.

Auch wär' ich fast bereit
Ins graue Nebelkleid
Der Mystik mich zu hüllen,
Und deine leere Zeit,
Um aller deiner Grillen
Und jener Härte willen,
Die stets das Herz mir bricht,
Wärs auch mit Thränen nicht,
Mit Gähnen doch zu füllen:
Allein du zagst zu früh,
Der Flug zu höhren Sphären
Ist der gedankenleeren
Romantiker Regie,
Die, wie natürlich nie,
Als Meister der Magie,
Sich an den Weltlauf kehren,
Und Geister dort beschwören,
Wo Menschen nöthig wären.

— — —
— — —

Drum, Liebliche verzeih,
Dass deine Fantasey
Die heissen Lavaflüsse
Erhabner Schwärmerey
In diesem Brief vermisse,
Denn wenn ich, frank und frey
Vom Band der Tändeley,
Mit schäumenden Gebisse
Den kühnen Pegasus
Durch hohe Wolken risse,
So hielte voll Verdruss,

Wohl mancher Kritikus;
Die glühenden Ergüsse,
Des hohen Genius.
Für nichts als — taube Nüsse.
Drum fort mit Sturm und Drang,
Du Pathos flieh von hinnen!
Mein scherzender Gesang,
Sucht nur die Huldgöttinnen
Und Amorn zu gewinnen
Nicht finstrer Grübler Dank.
Lass andre Thoren schwärmen,
Und an erzwungner Gluth
Den kalten Geist erwärmen,
Und dann, im trunknen Muth,
Die höh'ren Welten spielen
Und nie Gefühltes fühlen,
Um bald das heisse Blut
In kalte Wasserfluth,
Wie Ikarus zu kühlen;
An süssen Banden hält
Mich diese Erdenwelt,
Und in die graue Weite
Schaut meine Träumerey,
Und sehnt nur dich herbey,
Und seufzt: O wäre heute
Die erste Nacht im May!
Doch wie, du scheinst zu schmählen
Dass sich mein Lied erfrecht
Dich zu dem Trupp zu zählen,
Der hier, sein altes Recht
Am ersten May zu hegen,
Mit Satan tanzt und zecht?
O, sey nicht ungerecht!
Kannst du mich widerlegen,
So schwör ich beym Apoll,
Bey des Peliden Groll,
Bey Ast und bey dem Besen,
Der Endors Hexe trug,
Nie will ich mehr ein Buch,
Ist's nicht von Arnim, lesen!

Die Kürze dieses gewählten Sylbenmaasses, das Rec. für die Epistel nicht liebt, hat vielleicht einige Dehnung da und dort hervorgebracht, die dem Eindrucke des Ganzen schadet. Sonst ist aber der Ton sehr gut gehalten, und das komische Pathos in der letzten Beschwörung besonders überraschend, der Scherz selbst aber so gutartig, als der (S. 148.) in eben derselben Epistel, wo Asts und Rostorfs in einer Gesellschaft, der sie sich nicht zu schämen haben, neben Tiek wieder erwähnt wird. Aus der folgenden Epistel, die einen ernsthaft zärtlichen Ton hat, und an einen Freund gerichtet ist, der im Arme einer holden Gattin sein Glück gefunden hat, heben wir den trefflichen Schluss aus. S. 160.:

Gern eilt' ich jetzt dem stillen Hafen zu,
Worein auch du das irre Schiff gezogen;
Mich graust im Sturm der ungestümen Wogen;
Die Kühnheit reizt, doch süsser ist die Ruh.
O möcht' auch ich die holde Heimath finden,
O möcht' ich bald den oft umstürmten Kahn
Zum frohen Schmuck mit jungem Grün umwinden,
Den morschen Bord an feste Säulen binden
Und hoffnungsvoll dem sichern Lande nahn!
Wo weilst du jetzt du Bild der Sehnsuchtsträume,
Das schmeichlerisch mir dann entgegeneilt,
Das liebend dann den Schatten seiner Bäume,
Den engen Raum der Hütte mit mir theilt?
O Gluth, wenn dann die Seelen sich erkennen,
Die feindlich einst des Schicksals Strenge schied,
Sich dann verwandt und längst verbunden nennen,
Und von der Geister heiligen Gebiet
Die Liebe dann den trüben Schleyer zieht!
Dann wird es klar, was wir schon längst empfunden,
Süss lispelt dann der Ahnung leises Wehn,
Die Liebe sey für eine Welt zu schön
Und Ewiges nicht an den Staub gebunden.

Die ganze Epistel aber ist von Seiten der schönen Zusammenfügung und Rundung der Gedanken und Empfindungen, auch als eine Lobpreisung der zarten Verhältnisse des Ehstandes gegen die Hagestolzen eine der anziehendsten der Sammlung. Die *vermischten Gedichte* stimmen mancherley Töne und Weisen an. Aber auch hier behauptet der Vf. bey den verschiedensten Formen und Schemen, die er wählt, Eigenthümlichkeit. Möge er durch süsse leicht hingetändelte Lieder, auch durch Sonnette, Triolette, Charaden uns zu gewinnen suchen, möge er zu innerm höherem Schwunge sich erheben, wie in der trefflichen in der Versart des Bürgerschen Hohenliedes gedichteten *Hymne an die heil. Cäcilia* (S. 304 — 312.) oder in der *musikalischen Phantasie für Cäcilie* (S. 313 — 332.) und in *Bachs Apotheose* (S. 348.), mög' er sich auch in antiken Sylbenmassen dem alkaischen z. B. wie in den Oden: *gekränkte Liebe* (S. 332.) *an Cäcilie* (S. 337.) versuchen, er befriediget meist Ohr, Phantasie und Gefühl auf eine wohlthuende Weise, und man wird nur selten an fremde Muster, die ihm vorgeschwebt haben mögen, dabey erinnert. Allen hat die Grazie ihr Siegel aufgedrückt, und auch die Kraft ist durch ihre milden Einflüsse gezügelt. Eben in diese Oberherrschaft der Grazie über die Phantasie, welche letzte bey unsrem Dichter nicht sowohl grossartig und in neuen kühnen Schöpfungen das Vermögen übend erscheint, als in gemässigter Stärke mit Anmuth frisch und behend, die auch die Empfindung des Vfs., die nicht sowohl durch Tiefe, als Klarheit und Fülle sich auszeichnet, und die seiner Empfindung häufig beygesellte Erwägung, wie z. B. in dem schönen Gedichte (S. 365.) *an den Schlaf* leitet, möchten wir das Charakteristische der Muse dieses den Freunden des Schönen und Guten sehr willkommnen Dichters setzen. Besonders lieblich sind die Lieder der Liebe (S. 268 — 276.), und das schönste vielleicht das S. 276. „*Amor ist ein zarter Vogel.*" Vielleicht werden manche Leser diese Gattung als die gelungenste andern vom Vf. versuchten vorziehen: allein wenn wir auch nicht verhehlen wollen, dass die Hymne an Cäcilie vielleicht durch mehrere Gedrängtheit noch gewonnen haben würde; und die *musikalische Phantasie*, ein Versuch, wie Hr. *Schulze* selbst in der Vorrede bemerkt, *die verschiedenen Eindrücke einer reichen musikalischen Composition in Gedanken und Worte zu kleiden*, mehr noch durch treffliche Einzelnheiten als den beruhigenden Eindruck eines seiner Aufgabe ganz entsprechenden harmonischen Ganzen uns gefällt; wenn wir ferner nicht läugnen, dass in *Bachs* Apotheose der Schwung öfter ermattet: so möchten wir doch keineswegs in Abrede seyn, dass dem Vf. nicht auch die höhere lyrische Poesie ehrenwer-

werthe Lorbern flicht, und wir hoffen es, noch weiterhin flechten wird. Wir schliessen diese Anzeige mit einem der trefflichen Lieder des Vfs., das auch seine der günstigsten Aufnahme würdige Sammlung schliesst.

Der Stern der Liebe S. 387.

Das Blümlein schläft, die Sonne sank,
Im Zwielicht ringen Nacht und Helle;
Still wandl' ich stets den Bach entlang
Und seh hinab zur dunkeln Welle.

Da schwimmt ein leises, liebes Bild
Erzitternd in der blauen Tiefe
Und lacht so hold und winkt so mild,
Als ob es mich zur Heimath riefe.

Das ist der Liebe goldner Stern,
Den ich im Bächlein leuchten sehe;
Doch bleibt er stets mir ewig fern,
Sein Bild nur lächelt in der Nähe.

O wollte doch die Frühlingsluft
Empor auf ihrem Wehn mich wiegen!
O wenn doch Glanz und Blüthenduft
Zum holden Licht mich aufwärts trügen!

So muss ich still und einsam gehn
Und niederschaun zum klaren Sterne;
O Stern wie lächelst du so schön!
Dich lieb' ich auch in weiter Ferne.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Ohne Anz. d. Verl. Handl.: *Heer-Geräth für die hanseatische Legion.* 1813. 33 S. kl. 8.

Ein seit langer Zeit den Hanse-Städten fremd gewordener militärischer Geist hat sich seit dem letzten Herbste der bremischen Jugend bemächtigt, und wird durch die provisorische Regierungscommission, welche bis zu Hamburgs Befreyung im Namen des Senats die öffentlichen Geschäfte verwaltet, verständig unterhalten. „Es geziemt keinem deutschen Staate," sagt eine vom 20. Januar 1814 datirte Verordnung dieser Behörde, „keinem, wie klein er auch sey, sich die Freyheit von andern nur schenken und von andern schirmen zu lassen; Selbstständigkeit ist ein Gut, das nicht wie andre Gaben nur angenommen seyn will; es soll mit männlichem Willen und fester Hand ergriffen und bewahrt werden." Auch vorliegende geistreiche Schrift eines in der Geschichte der Hansestädte bewanderten Mannes wirkt zu diesem Zwecke mit. „Wie *Religion*, heisst es S. 6., die Vaterlandsliebe weckt und beseelt, so kann diese erst durch *Geschichtskunde* zu einem *verständigen* Bewusstseyn ihres Grundes und Zweckes, zu einer *deutlichen*, menschlicher Liebe unentbehrlichen Vertrautheit mit ihrem Gegenstande gelangen." Der Vf. scheint also das *Verständige* und das *Deutliche* zu lieben; wie kömmt er denn zu folgenden Ausfällen auf den *Protestantismus*, die *Aufklärung*, und die *verständige* Ansicht der Religionslehren? S. 8. „Geringschätzung der *alten Zeit*, *profane* Richtung des *Protestantismus* verbildete das Volk. Eine alles Hohe und Heilige hinwegnehmende *Abklärung*, Aufklärung genannt, bereitete uns das Schicksal vor, das uns erreichte." S. 16. „Die *Reformation* vermehrte den Wirrwarr feindseliger Trennungen." S. 20. „Bey einseitiger Ausbildung des *Verstandes* verarmten die Herzen. (Mit vollkommen gleich viel Recht kann man sagen: Bey einseitiger Ausbildung des *Herzens* nimmt der Unverstand, der Aberglaube, die Schwärmerey je länger je mehr überhand.) S. 21. „Das aus missverstandenem Eifer *zu weit* gehende (*wie* weit darf denn gegangen werden?) und verkehrt gerichtete Herz- und gemüthlose *Aufklärungsunwesen* des *Protestantismus* wirkte in unsern Städten." Gewiss der Vf. ist undankbar gegen eine Zeit, die auch ihn zu dem Manne bildete, der er ist; in der Nacht des gepriesenen *Mittelalters*, der guten *alten Zeit* würde er schwerlich die Geistesbildung erhalten haben, die man an ihm mit Freude und Zuneigung wahrnimmt. Sollen wir uns denn etwa, um uns des *politischen* Despotismus zu erwehren, wieder unter das Joch des Geistesdespotismus einer allein seligmachenden Kirche begeben? Sollen wir wieder zu dem römischen Katechismus zurückkehren? Findet er selbst vielleicht nur in dem Katholicismus Heil? Oder hat er sich vielleicht bereits in die Brüdergemeine oder in der *Idea fidei fratrum* in die katholische Kirche aufnehmen lassen? Der Vf. verzeihe diese Aeusserungen, oder verzeihe sie nicht; Rec. fand sich dazu verpflichtet; in allem übrigen hat er ihn vortrefflich gefunden.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Beförderungen u. Ehrenbezeugungen.

Der königl. preussische Criminalrath und Prof. der Rechte an der Universität zu Breslau, Hr. *Joh. Christian Friedrich Meister*, hat dem Oesterr. Kaiser ein Exemplar seines gedruckten „Gesuchs an die Grossen der Erde deutscher Zunge zu Gunsten des gelehrten Studiums des röm. Rechts" zugesandt. Die Studienhofcommission hatte den Auftrag (October 1813) dem Vf. das höchste Wohlgefallen zu erkennen zu geben. (Vat. Bl.)

Adolph Koppmann, Tepler Prämonstratenser, ist zu Prag als wirkl. Professor der Hermeneutik des N. T. angestellt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1814.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Todesfälle.

Am 18. December v. J. starb zu Prag an einer Spitalansteckung der Rabbiner *(Benedict) Jeiteles*, der durch Schriften, Reden und Thaten viel zur Cultur seiner Glaubensgenossen in Böhmen beygetragen, und die Spitals-Anstalt für die bey Dresden und Kulm verwundeten Krieger werkthätig hat gründen helfen.

Am 8. Januar d. J. starb zu Presburg *Georg Lakics*, ehedem Prof. des kanon. Rechts, dann Statthaltereyrath und Director der Universitätsbuchdruckerey (welche aber unter seiner Leitung nicht am besten verwaltet ward), dann quiescirender Hofrath und Ritter des Leopoldordens. Ihm war auf des Staatsrathes *Izdenczi* Antrieb schon unter K. Joseph II. die Ausarbeitung eines ungrischen Staatsrechts aufgetragen. Die Aufgabe war schwierig, und *Lakics* weder ein schneller, noch fleissiger Arbeiter. Prays Regsamkeit war nicht in ihm. Erst in den letzten Jahren, wo *Izdenczi* (der Prays *Historia Regum* zum Drucke förderte) nicht mehr wirken konnte, präsentirte *Lakics* der ungrischen Hofkanzley ein *Jus publ. Hungariae* in mehrern Bänden in Fol. und einen Auszug für die Jugend. Referent begreift nicht, warum man nicht das Eine und das Andre — das letztere, wenn auch nicht als Schulbuch, doch als Privatwerk zum Drucke zulässt, ja befördert. Sollte es constitutionswidrige Behauptungen darin geben, so werden sich Männer finden, die sie berichtigen: eine Untersuchung solcher Streitpunkte frommt dem Regenten und der freyen Nation. Die Recension von *Lakics diss. de jure succedendi* (A. L. Z. 1809. Nr. 322.) missfiel ihm: er erklärte sich dagegen in schriftlichem Drucke — desto leichter ist die Entscheidung für den Kundigen. Tinte ist kein Blut, wie *Schwartner* sagt, und solcher gelehrter Streit nicht zu fürchten. Er soll seine Büchersammlung der Presburger Akademie vermacht haben.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodische Schriften.

Unterzeichnete Verlagshandlung findet sich veranlasst, dem ärztlichen Publicum andurch anzuzeigen, dass die von ihr zeither ununterbrochen herausgegebenen *Allgemeinen Medicinischen Annalen des neunzehnten Jahrhunderts* durch die kriegerischen Stürme des verwichenen Jahres nur eine temporäre Stockung erlitten haben, und von nun an wieder regelmässig, jedoch unter folgenden, durch die Zeitverhältnisse herbeygeführten, Modificationen erscheinen werden.

1) Der Jahrgang 1813 ist mit dem Monat September geschlossen, und wird daher den Interessenten auch nur zu ¾ des vorherigen Preises berechnet.

2) Der Jahrgang 1814 erscheint, wie bisher, in Doppelheften, deren einer, nach den frühern Bestimmungen, der *Heilkunde*, der andere der *Heilkunst* gewidmet bleibt (wovon auch jeder auf Verlangen besonders versendet wird); jedoch werden die bisherigen 6 Bogen, aus denen jede Abtheilung bestand, auf 4½ Bogen reducirt. Im Verhältniss mit diesem Abbruch wird der currente Preis des completen Jahrgangs auch von 8 Rthlr. 16 gr. auf 6 Rthlr. 16 gr. herabgesetzt.

3) Der nur erst bis zum 6ten Heft erschienene *Supplementenband* der Allgem. Med. Annalen des ersten Decenniums, oder mit Ablauf des Jahres 1810, wird mit dem 8ten Heft geschlossen werden, welcher ein Generalrepertorium über die ganze frühere Suite der Zeitschrift enthalten wird. Dieser sowohl als das noch rückständige 7te Stück werden im Laufe dieses Jahres unfehlbar erscheinen.

Bekanntermassen dient diese Zeitschrift in ihren Suiten von Jahrgängen zu *einer umfassenden compendiösen Bibliothek für alles das, was aus dem neuesten Zeitraum der medicinischen Geschichte den denkenden und nach Fortbildung strebenden Arzt in Hinsicht seiner Wissenschaft und Kunst interessiren kann.* Nur wenige praktische Aerzte befinden sich aber in der Lage, dass der für diese Suiten früherer Jahrgänge bestimmte Preis sie nicht von deren Anschaffung und Benutzung zum Handgebrauch abschrecken sollte. In dieser Hinsicht hat die Verlagshandlung sich entschlossen, einen Theil ihrer Vorräthe der frühern Jahrgänge den Zeitverhältnissen zum Opfer

Opfer zu bringen, und so lange, als dieser durch die zu verhoffenden Bestellungen darauf nicht consumirt seyn wird, den Aerzten, die sich deshalb durch Buchhändlergelegenheit, oder auch direct durch die Post an sie wenden und den Betrag sofort entrichten, die gedachten Suiten früherer Jahrgänge unter *folgenden Bedingungen* anzubieten:

a) *die neueste Suite vom Jahr 1811 — 1813*, von wo an die Allgem. Med. Annalen erst ihre dermalige erweiterte Einrichtung erhielten, welche nach den bisherigen Preisen 24 Rthlr. kostet, um 6 Rthlr. 16 gr. Conv. Geld;

b) *die Suite von 1806 — 1810, mit Einschluß des Supplementenbandes, und von da an zugleich die obige Suite 1811 — 1813*, welche nach dem frühern Verkaufspreise 48 Rthlr. 8 gr. und auch nach dem bisherigen herabgesetzten Preise der Jahrgänge 1806 — 1810 noch 40 Rthlr. 8 gr. kosten würden, um 13 Rthlr. 8 gr.;

c) *die sämmtlichen Jahrgänge der Zeitschrift von ihrer Entstehung an*, also von 1798 — 1813, deren Verkaufspreis nach den frühern Ansätzen 83 Rthlr., oder nach dem bisherigen herabgesetzten Preise der ersten 13 Jahre 61 Rthlr. 16 gr. kosten würden, um 26 Rthlr. 16 gr.

Für obigen Betrag erhalten die Interessenten die Jahrgänge auf dem Wege des Buchhandels durch ganz Deutschland, durch die Posten aber innerhalb der sächsischen Lande, oder auch in nicht allzu entfernten deutschen Staaten, gut emballirt und portofrey zugesandt.

Altenburg, den 30. April 1814.

Literarisches Comptoir daselbst.

Dr. *Pierer*,
H. S. Hofrath, Amts- und Stadtphysicus allhier.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

Die äusserst merkwürdige Schrift:

Wo ist die natürliche und sichere Grenzlinie für die mit Frankreich benachbarten Staaten? Worin besteht ihr Nutzen? Wie kann sie erhalten werden? Germanien 1814. Geh. 8 gr. oder 30 Kr.

ist in unterzeichneter Buchhandlung erschienen.

Der würdige, wahrhaft deutsche Verfasser kündigt sich als einen Mann von grosser Erfahrung, mit ungemeinen Einsichten in die Geschichte, Diplomatik, allgemeine und besondere Erdbeschreibung, Feldbaukunst, Taktik u. s. w. an.

Die Ansicht des Verfassers wird durch die gehaltvollsten Gründe unterstützt, dass nach der, von der Natur selbst vorgeschriebenen, Grenze die Rhone, Saone, Maas, Sambre und Schelde mit allen dahin einfliessenden kleineren Gewässern, mit den Thälern und dem Gebirgsabhange, aus dem sie entspringen, zu Deutschland gehören.

Ferdinand Boselli,
Buchhändler in Frankfurt a. M.

In unterzeichneter Buchhandlung ist erschienen:

Ueber Deutschlands Zukunft. Nicht Vermuthungen, sondern was wir durch den Gebrauch unserer Kraft werden können. 8. Geh. 3 gr. oder 12 Kr.

Man bittet, diess kleine, aber höchst interessante Schriftchen nicht unter den gewöhnlichen politischen Wust zu werfen.

Jäger'sche Buchhandlung
in Frankfurt a. M.

Neuigkeiten
von
Joseph Lindauer in München.
Oster-Messe 1814.

Ackermann's, G., katechetische Predigten. 5ter Band. 2te verb. Auflage. 8. 16 gr.

Aretin's Nachrichten zur baierischen Geschichte, aus noch unbenutzten Quellen. 2 Bände. gr. 8. 3 Rthlr.

Ausmessungen, geometrische, des Pferdes, von Pinter und *Feron*. 8. 4 gr.

Eisenmann's, J. A., Kriegsgeschichte der Baiern, von den ältesten bis auf die gegenwärtigen Zeiten. 2 Thle. 1 Rthlr. 12 gr.

— — Leitfaden beym ersten Unterricht in der Erdbeschreibung. 3te verb. Aufl. 5 gr.
Dasselbe mit der Karte aller Erdtheile 8 gr.
Die Karte apart 3 gr.

Hinsberg's, J. v., Armin der Cheruskerfürst; ein Gedicht in 14 Gesängen. 8. 10 gr.

Lied, das, der Nibelungen, umgebildet von *Jos. v. Hinsberg*. Mit 4 Kpfrn. gr. 8. 2 Rthlr.

Rede und Antwort *wider* und *für* das historische Daseyn des Babo von Babensberg und seiner dreyssig Söhne, von *K. H. v. Lang* und *R. Zirngibl*. gr. 8. 8 gr.

Scharl's, B., Beschreibung der Braunbier-Brauerey im Königreiche Baiern. Mit 4 lithograph. Tafeln. 8. 12 gr.

Schwab, Dr. *K. L.*, Versuch eines Lehrbuches der allgemeinen Naturgeschichte. gr. 8. 1 Rthlr.

Sibylle, die, der Religion, aus der Welt- u. Menschengeschichte. Nebst einer Abhandlung über die goldenen Zeitalter. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Unterricht in der christ-katholischen Glaubens- und Sittenlehre, für Erwachsene, die einen gründlichen Unterricht im Christenthume erlangen wollen. 8. 8 gr.

Was darf von seinen Fürsten und Völkern Deutschland jetzt hoffen, Europa erwarten? 8. 12 gr.

Westen-

Westenrieder's, *L.*, historischer Kalender. XIX. Jahrgang. 12. 1 Rthlr. 8 gr.

Winter, Dr. *V. A.*, kritische Geschichte der ältesten Zeugen und Lehrer des Christenthums, nach den Aposteln, oder Patrologie. 8. 20 gr.

Allen Kennern und Liebhabern der *alten Literatur* wird die Nachricht willkommen seyn, dass nächstens im Verlage Herrn Gerhard Fleischer's des Jüngern zu Leipzig erscheinen werden:

Ricardi Porsoni Adversaria cura *Monk* et *Blomfield*, begleitet mit Anmerkungen vom Hn. Prof. *Schäfer*.

In der Andreäischen Buchhandlung zu Frankfurt a. M. sind folgende neue Schriften zu bekommen:

Von den Vorzügen einer Nationaltracht, ein Wort an Deutschlands Frauen. 8. 4 gr. oder 18 Kr.

Werner, *Friedr. Ludw. Zacharias*, die Weihe der Unkraft, ein Ergänzungsblatt zur deutschen Haustafel. gr. 8. 6 gr. od. 30 Kr.

— — *Te Deum* zur Feyer der Einnahme von Paris durch die zum heiligen Kriege verbündeten Heere. Nach dem lateinischen Hymnus der heil. Kirchenlehrer Ambrosius und Augustinus, mit beygefügtem Urtexte. gr. 4. 4 gr. od. 15 Kr.

So eben ist bey mir erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Sprach- und Begriffs-Verwirrung deutscher Philosophen in Verstand und Vernunft; ein Programm von *C. F. Bachmann*, Dr. der Philos. und ordentl. Prof. der Politik und Moral.

Jena, den 30. April 1814.

Schreiber, Buchdrucker.

Friedrich Maurer's,
Verlagsbuchhändlers zu Berlin,
Neue Verlags-Bücher.
Jubilate-Messe 1814.

Cosmar, *E. C. W.*, die *Ereignisse* der Jahre 1812 u. 1813 in *ihren Folgen für die Menschheit*, für die jetzige Generation, und besonders für den Preussischen Staat. Ein Blick in die Zukunft. 8.

General *Moreau*. Abriss einer Geschichte seines Lebens und seiner Feldzüge. Von *K. Jochmus*. Mit dem Bildnisse des Helden. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Gesangbuch, vollständiges, *für Freymaurer*. Zum Gebrauch der grossen National-Mutter-Loge zu den drey Weltkugeln in Berlin und aller mit ihr vereinigten Logen in Deutschland. *Fünfte* verbesserte, mit drey Anh. verm. Aufl. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Grävell's, *M. C. F. W.* (Königl. Preuss. Ober-Landesgerichts-Assessors) Commentar zu den Credit-Gesetzen des Preussischen Staats, praktischen Theils; in ihrer Vollständigkeit und ihrem Zusammenhange. Ein Handbuch für praktische Juristen. *Erster* Band, enthaltend die Lehre von Arresten, Executionen, Tax und Subhastationen, Moratorien, Behandlung der Gläubiger und Güterabtretung. gr. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Hermbstädt's (des Hrn. Geh. Raths) Grundsätze der Technologie. Zum Gebrauch bey akademischen Vorlesungen und zum *Selbstunterricht für Jedermann*. gr. 8. 2 Rthlr. 20 gr.

Hubert's (Königl. Amtsrath) Die Wartung, Zucht und Pflege der *Schafe*, ihre Benutzung und Veredlung; oder Dienstanweisung für meinen Schäfer in allen seinen Geschäften und Dienstverhältnissen. Mit drey Kupfertafeln. 8. Auf Schreibpap. 1 Rthlr. 4 gr. Auf Druckpap. 22 gr.

Und als *zweyter* Theil dieses Werkes:

Rohlwes, *Joh. Nicol.*, Receptbuch für Schäfer, oder praktische Anweisung, wie ein jeder die Ursachen der Krankheiten bey den Schafen auffinden, dieselben erkennen und heilen soll. Auch als *zweyter* Theil zu des Hrn. Amtsrath *Huberts* Werke: Die Wartung u. s. w. der Schafe. Mit einer Kupfert. 8. Auf Schreibpap. 12 gr. Auf Druckpap. 10 gr.

Musikalien: Neue *Auswahl* von *Maurergesängen*, mit Melodieen vorzüglicher Componisten. Gesammelt und herausgegeben von *Fr. Maurer*. gr. Quer-Quart. 3 Rthlr.

Porträt des Generals *Moreau*. Gest. von *Wolff*. 8. 8 gr.

— des Prof. *Fichte*. Gest. von *Bolt*. 8. 8 gr.

Vom Unterzeichneten wird ein nach eigenen Grundsätzen frey bearbeitetes *Natursystem* herauskommen, wodurch sich alle Phänomene auf eine leichte, vollkommen verständliche Art erklären lassen.

Der *erste* Band kommt in einigen Monaten in den Buchhandel, und enthält eine Abhandlung über die Entstehung der Materie, Formirung der Weltkörper, ihre Polarität, Grund der Umwälzungen u. s. w.

Der Ladenpreis für diesen Band ist auf Schreibpapier 1 Rthlr., auf Druckpap. 20 gr.

Cassel, den 17. April 1814. *V. Siebert.*

Neuer Beytrag zur schönen Literatur.

Bey Ferdinand Boselli in Frankfurt a. M. ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Libellen von dem Verfasser des pythagoräischen Bundes. 8. Geh. 1 Rthlr. 8 gr.

Diese gehaltreiche Schrift umfasst einen Kranz lieblicher Erzählungen und Gedichte eines gekannten und

und geschätzten vaterländischen Schriftstellers. An sie schliesst sich eine Reihe der sinnreichsten Charaden und Logogryphen mit ihren Auflösungen. Ganz entspricht das Aeussere dem Innern, und ein schöner in Kupfer gestochener Titel schmückt diess Werkchen ungemein.

Möchten diese Libellen auch als Toilettengeschenk, wozu sie sich vorzugsweise eignen, angenehmen Genuss gewähren.

In wenigen Wochen wird die Presse verlassen und durch alle solide Buchhandlungen zu haben seyn:

Wahrhafte Geschichte der Entführung seiner Heiligkeit Papst Pius VII. am 6. July 1809 aus Rom. Mit den *wichtigsten darauf Bezug habenden Actenstücken.*

Ein Werk, das mit der strengsten Authenticität das höchste Interesse verbindet, daher man es für Pflicht hält, das Publicum im Voraus darauf aufmerksam zu machen.

In allen Buchhandlungen sind zu haben:

Ehrerbietige
doch dringende Wünsche
für
Deutschlands künftige Staatsverfassung.
Von einem *deutschen Staatsbeamten.*
gr. 8. Leipzig, bey Gerhard Fleischer dem Jüngern. 1814. 8 gr.

Fragmente des Ephorus, *Hecataeus*, *Dicaearchus.*

Haud injucundum Eruditis munusculum oblatum iri spero, edendis clarissimorum antiquitatis scriptorum, Ephori, Hecataei, Dicaearchi dispersis reliquiis. *Ephori fragmentorum corpus*, adjuncta commentatione de ejus rebus, libris, arte atque fide, praemio proposito ornatum est ab illustrissimo Philosophorum ordine Academiae Heidelbergensis. *Hecataei Geographica* concinnanda mihi demandavit Cel. Creuzerus qui ejus Historica jam abhinc octo annis cum *Charone Lampsaceno* et *Xantho Lydo* ediderat. *Dicaearchi* Βίος Ἑλλάδος et *Fragmentum de Monte Pelio* cum fere evanuerint, hujus elegantissimi libelli exempla, dignissima mihi sunt visa, quae nova opera illustrata et emendata ederentur. Praeter copiam editorum librorum animadversionibus usus sum manuscriptis *J. Gronovii* et *G. Graevii*, itemque ineditis quibusdam, vel integris locis, vel diversis lectionibus codicis *Leidensis* et *Florentini*, quae omnia *Creuzeri* maxime munificentia suppeditavit, qui et praefationem libro adjiciet. Non est ut Viris doctis multa praedium de illorum triumvirorum Graecorum insigne laude et aestimatione, qua sese ipsi apud quemque satis tuebuntur; illud petere liceat, in ista, qua nunc cum maxime jacet, rei librariae conditione, ut nomina eorum, qui librum emere cupiant, in antecessum perscripta (subscriptionem quam dicunt) mihi exhibeantur. Voluminis satis prolixi, simul chartae typorumque elegantia aeque praestantis pretium (aliquanto auctius futurum post editum librum) 2 Fl. 45 Kr. vix superabit. Colligendi nominum munus susceperunt Heidelbergae, *A. Wilken*, Prof. Acad., et *Mohr* et *Zimmer*, librarii academ., item omnes ubivis *Bibliopolae.*

Heidelbergae, A. d. v. Cal. April 1814.

M. Marx,
Seminarii Philologici et Paedagogici Heidelbergensis Sodalis.

Die Expedition der A. L. Z. erbietet sich, Subscription auf dieses Werk anzunehmen und zu besorgen.

III. Vermischte Anzeigen.

Die Besitzer des *Berlinischen Jahrbuchs der Pharmacie* mache ich darauf aufmerksam, dass der Beschluss des 14ten Bandes, oder des *neuen* Jahrbuchs der Pharmacie 6ter Band, bereits längst erschienen ist. Er enthält ein vollständiges doppeltes Register über die vom Hrn. Hofrath *Gehlen* herausgegebenen 6 Bände des *neuen Jahrbuchs der Pharmacie*, nebst Titel und Vorrede zum 6ten Bande, und ist in allen Buchhandlungen für 12 Groschen Preuss. Courant zu haben.

Berlin, den 30. April 1814.

Ferdinand Oehmigke.

Sollte jemand folgende Bücher zum Verkauf haben, so bitte ich, mir es, nebst Anzeige des Preises, zu melden:

1) *Dogiel* Limites regni Poloniae et magni ducatus Lithuaniae. Vilnae 1758.
2) *Lysseck* relatio itineris in Moscoviam.
3) Specimen ecclesiae Ruthenicae. Rom 1733.
4) Bibliotheque de Gessner abrégée par *Simler*. Zürich 1583.
5) Eine Sammlung von Reisen, welche *Anton Manucci* bey *Alde* Sohn in Venedig 1541 in 8. drukken lassen. Dieselbe wurde 1543 in 12 wieder aufgelegt, und 1545 noch ein Mal in 8.

Leipzig, den 26. April 1814.

Paul Gotthelf Kummer.

Die Beyträge, womit auswärtige Herren Gelehrte den sechzehnten Band des *Berlinischen Jahrbuchs der Pharmacie* zu bereichern so geneigt seyn wollen, bittet man an den Verlags-Buchhändler Ferdinand Oehmigke nach Berlin gütigst einzusenden, indem dieses Werk jetzt wieder in Berlin herausgegeben und gedruckt werden wird.

MONATSREGISTER

vom

APRIL 1814.

I.

Verzeichniss der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an. Der Beysatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

Hülfs-

W.

W.

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 59.)

II.

Verzeichniss der literarischen u. artistischen Nachrichten.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Todesfälle.

Universitäten, Akad. u. and. gel. Anstalten.

Vermischte Nachrichten.